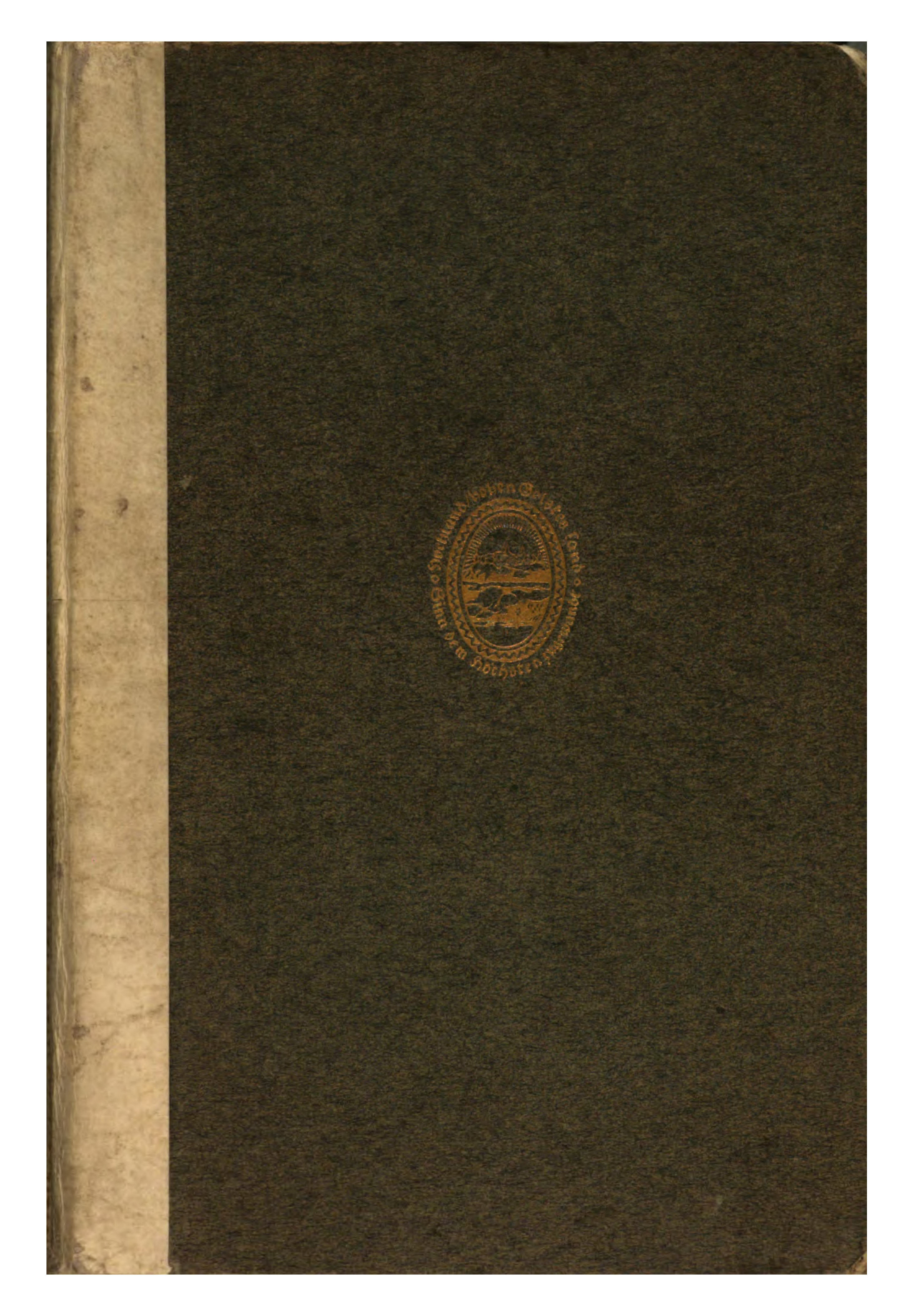
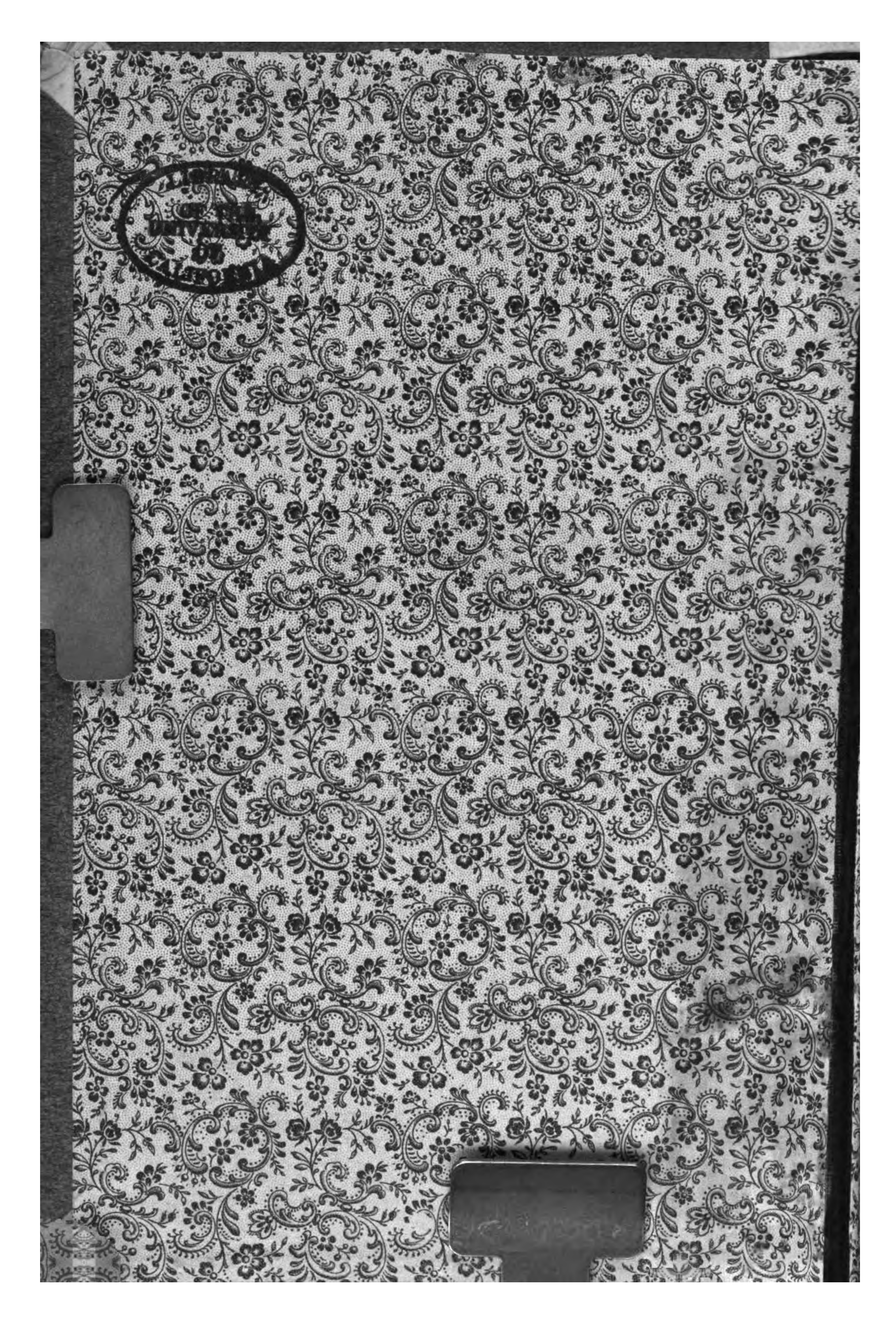
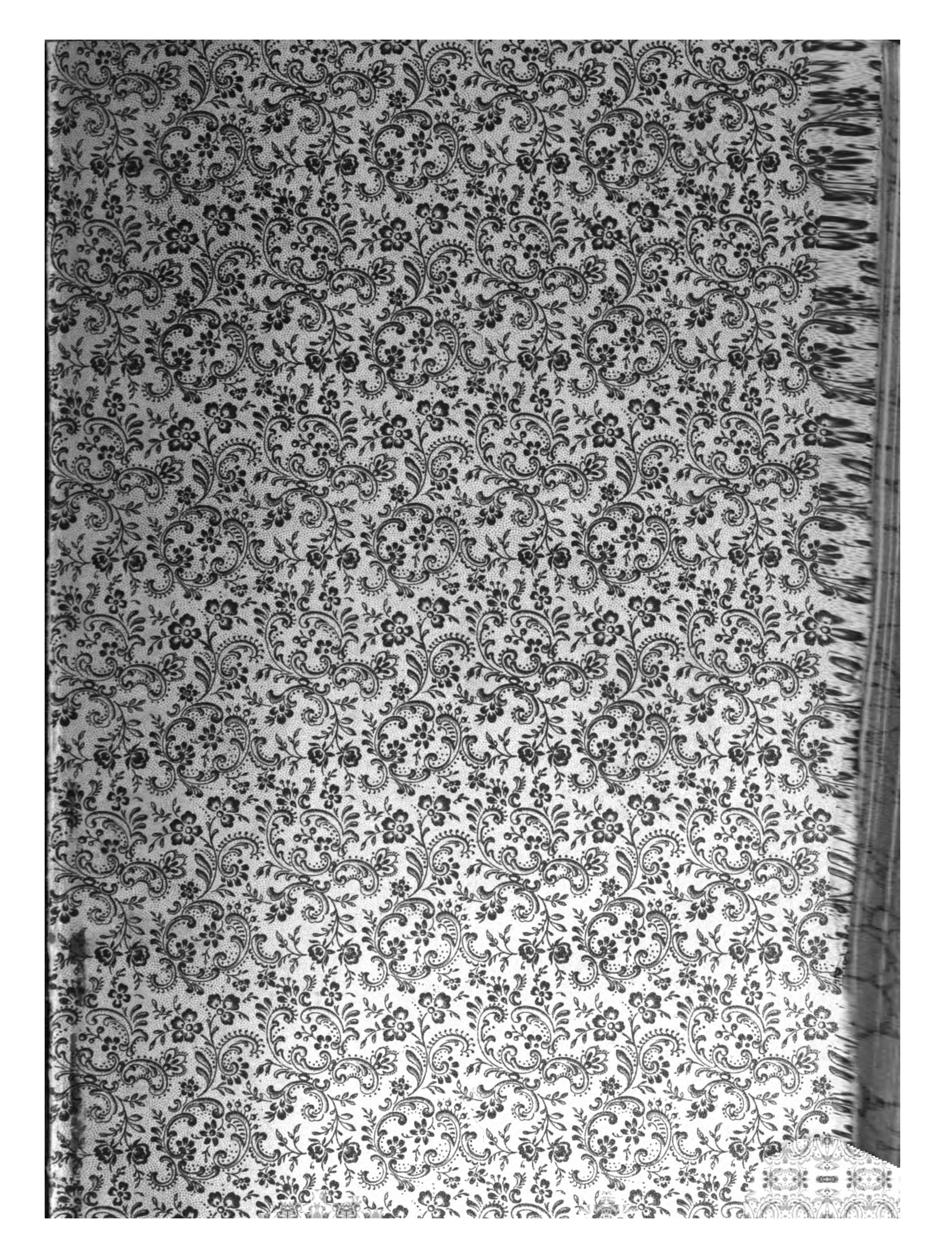



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA




TU
ADESTO

Hochland

Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens / der Literatur & Kunst

Herausgegeben von Karl Muth

Achter Jahrgang

April 1911 - September 1911

Band 2

Kempten und München
Verlag Jos. Köselsche Buchhandlung

Inhaltsverzeichnis des II. Bandes VIII. Jahrgang*.

I. Romane, Novellen und Gedichte

II. Religion, Geschichte, Philosophie, Bildungs- und Erziehungswesen

* Die mit Sternchen bezeichneten Beiträge stehen unter den kleinen Rubriken ‚Hochland-Echo‘ und ‚Rundschau‘.

III. Literatur, Theater, Kunst und Musik

* Literatur und Theater.

V. Naturwissenschaft, Medizin, Länder- und Völkerkunde

VI. Volkswirtschaft, Rechtspflege, Militärwissenschaft und Technik

VII. Verschiedenes

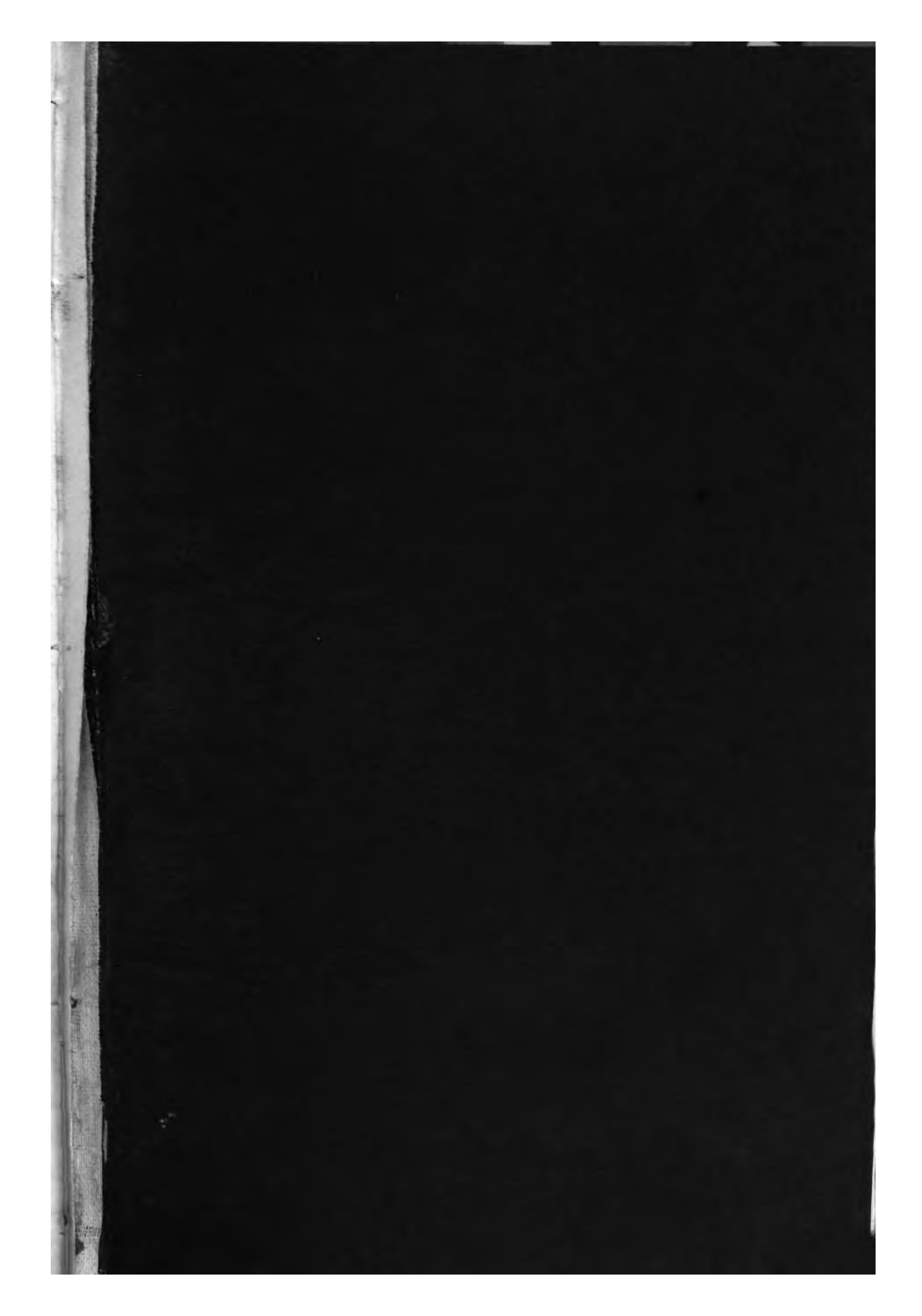
VIII. Neues vom Büchermarkt

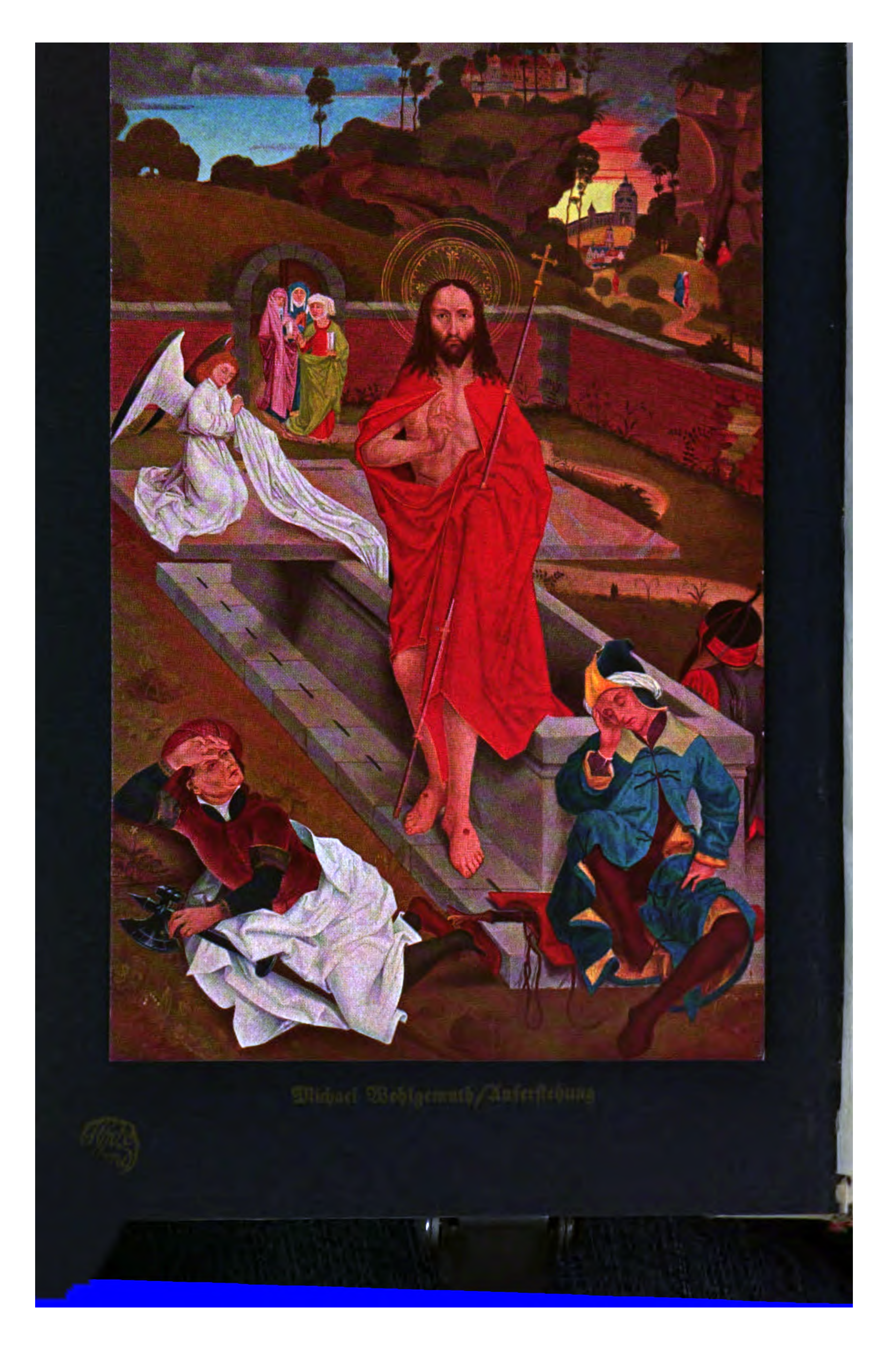
IX. Unsere Kunstbeilagen

X. Offene Briefe

XI. Kunstbeilagen

XII. Besprochene Bücher und Theateraufführungen





Michael Wohlgemuth / Auferstehung



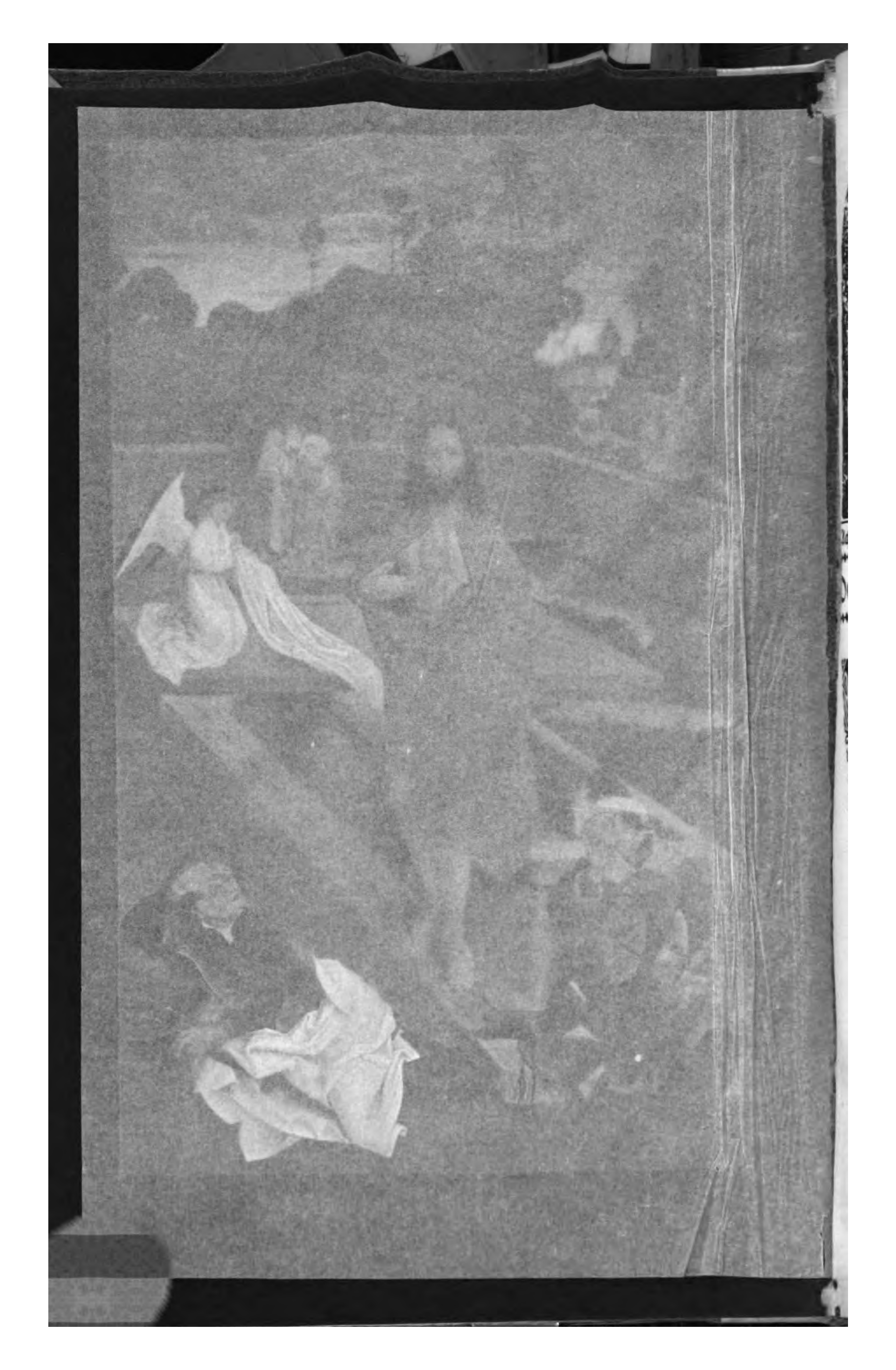
[illegible]ter Jahrgang April 1911

Der Sillon / Von Hermann Platz

I. [illegible]

Nach dem Kriege [illegible] aus den Herzen der [illegible] aber gedrückt begab [illegible]. Instinktiv vertraute man [illegible] der [illegible], die in [illegible] Kämpfen sich so wacker ge[illegible], die [illegible] Landes [illegible]. Aber [illegible] es daran ging, praktische [illegible] zu leiten [illegible] zur Verfügung [illegible] Kräfte zu organisieren, da [illegible] sie nur [illegible]. Dazu war die [illegible] Umschichtung des Volkes [illegible] fortge[illegible], daß es diesen Konservativen nicht möglich war, das [illegible] Stimmrecht aus der Welt zu schaffen. So konnte das im Grunde [illegible] Volk seinem [illegible] geschickten Agitatoren [illegible] und durch die [illegible]ahl Gleichgesinnter den monarchischen [illegible] ein Ende [illegible]. Aber auch die Republikaner wagten keine [illegible] sich Opportunisten, die in philosophischer Hinsicht [illegible] Skeptiker waren. Den s o z i a l e n Prob[illegible] Proletariat stellte, wichen sie scheu aus. Nur in [illegible] setzten sie energisch ein, den antiklerikalen [illegible] mit in die [illegible] gegeben waren.

Zu den ersten, die, den von [illegible] Verhältnissen Rechnung tragend, durch Organisation [illegible] dem s o z i a l e n Übel zu steuern suchten, gehörten Katholiken wie der Graf de Mun und der Marquis de [illegible] Tour du Pin. Das sinnlose Wüten der von Zukunftsträumen durchschauerten [illegible]ssen an den traditionellen Grundlagen der Gesellschaftsordnung, wie sie es [illegible] Zeit der Kommune beobachtet hatten, hatte in ihnen den Entschluß gereift,





Achter Jahrgang April 1911

Der Sillon / Von Hermann Platz

I. Vorgeschichte.

Nach dem Kriege von 1870 schien jeder zukunftsfrohe Optimismus aus den Herzen der Franzosen gewichen zu sein. Emsig, aber gedrückt begab man sich an die Arbeit der Erneuerung. Instinktiv vertraute man den Sprossen der altadeligen Geschlechter, die in den Kämpfen sich so wacker gehalten hatten, die Geschicke des Landes an. Aber als es daran ging, praktische Regierungsarbeit zu leisten und die zur Verfügung stehenden Kräfte zu organisieren, da versagten sie nur zu oft. Dazu war die soziale Umschichtung des Volkes schon so weit fortgeschritten, daß es diesen Konservativen nicht möglich war, das allgemeine Stimmrecht aus der Welt zu schaffen. So konnte das im Grunde demokratisch denkende Volk seinem von geschickten Agitatoren geweckten Willen Ausdruck verleihen und durch die Wahl Gleichgesinnter den monarchischen Restaurationsgelüsten ein Ende bereiten. Aber auch die Republikaner wagten keine Flüge. Bescheiden nannten sie sich Opportunisten, die in philosophischer Hinsicht Positivisten, in religiösen Dingen Skeptiker waren. Den sozialen Problemen, die das andrängende Proletariat stellte, wichen sie scheu aus. Nur in der Schul- und Ordensfrage setzten sie energisch ein, den antiklerikalen Instinkten folgend, die ihnen mit in die Wiege gegeben waren.

Zu den ersten, die, den von Grund aus veränderten Verhältnissen Rechnung tragend, durch Organisation und Gesetzgebung dem sozialen Übel zu steuern suchten, gehörten Katholiken wie der Graf de Mun und der Marquis de la Tour du Pin. Das sinnlose Wüten der von Zukunftsträumen durchschauerten Massen an den traditionellen Grundlagen der Gesellschaftsordnung, wie sie es zur Zeit der Kommune beobachtet hatten, hatte in ihnen den Entschluß gereift,

durch Bildung von katholischen Arbeiterzirkeln und Erneuerung der christlichen Gesellschaftslehre dem Volke zu dienen. Die nach dem großen Zusammenbruch allenthalben aufsteigende Sehnsucht nach Umgestaltung der Verhältnisse war günstiger Wind in dem Segelwerk der sozialen Barke, die sie mutig hinaussteuerten auf das sturmumwogte Meer der durch die Revolution geschaffenen individualistischen Wirtschafts- und Gesellschaftslage. An dem Gewerkschaftsgesetz von 1884 hatte der Abgeordnete de Mun mitgewirkt. Der Zusammenschluß der durch den Code civil Napoleons schutz- und wehrlos gewordenen Arbeiterschaft zu Korporationen, die mit weitgehenden Rechten ausgestattet werden sollten, schien ihnen das höchste Ziel der sozialen Entwicklung zu sein. Der Turm der liberalen Nationalökonomie, die bis jetzt dem Staate das Eingreifen in die wirtschaftlichen Dinge verwehrt hatte, begann ohnedies schon zu wanken. Zielbewußt drang das Häuflein der Sozialkatholiken, in denen die hinreißende Beredsamkeit de Muns das heilige Feuer der Begeisterung wachhielt, vor. Von Rom her witterten sie Morgenluft. So wurden ihre konservativen Gegner, die trotz ihres monarchischen Konservativismus in sozialen Dingen den durch die Revolution geschaffenen Zustand verewigen wollten, mehr und mehr beiseite gedrängt.

Das Erwachen einer neuen Generation.

Aber die Jungen? Was werden sie tun? Das war die Frage, die sich de Mun vorlegte, als er und seine Mitarbeiter am Werke der Erneuerung allmählich älter wurden. Er sah die Erfolge des ‚Schweizerischen Studentenvereins' und zögerte nicht lange. Mit Robert de Roquefeuil und fünf andern jungen Katholiken gründete er 1886 die ‚Katholische Vereinigung der französischen Jugend', die 1891 auf dem Kongreß von Lyon schon 70 vertretene Gruppen zählte. Hier sollte die Jugend durch ‚Frömmigkeit' und ‚Studium' zur religiösen und sozialen ‚Tat' erzogen und zur Mitarbeit an dem Reformwerk de Muns vorbereitet werden.

Diese katholische Jugendbewegung bekam freilich ihre befreiende Kraft erst, als sie sich einbetten konnte in den breiten Strom allgemein-jugendlicher Reformbegeisterung, der zu Beginn der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts das Land durchfloß. Frankreich schien seine alte Stärke wieder erlangt zu haben. Die Demokratie und Republik hatte den Boulangismus siegreich überwunden. Die Verbrüderung mit Rußland wirkte im ganzen Lande wie ein elektrischer Schlag, der seit dem verhängnisvollen Krieg das erste Gefühl des Stolzes in ihm erzeugte*. Die kolonialen Eroberungen weiteten den Horizont, weckten die Tatkraft, stärkten das Zutrauen. Schon seit längerer Zeit empfand man ein wachsendes Bedürfnis, zu reisen. Namentlich Nordamerika mit seiner jungen, zukunftssicheren Kultur und Geistesart lockte. ‚Die christliche Demokratie' warf ihre Schatten herüber. Der Flügelschlag eines neuen Idealismus rauschte über das Land. Wer hat aber ein feineres Gehör für alles, was Leben und Hoffnung verheißt, als die Jugend? Unternimmt nicht in jedem Jugendgeschlecht die heilshungrige Menschheit von

* Dabry: Les catholiques républicains. (1905) S. 132.

neuem den titanenhaften Versuch, sich selbst zu erlösen von den Qualen geistiger und materieller Verarmung? Der Jugend schönstes Vorrecht ist es ja gerade, an das Leben und an den Fortschritt zu glauben und diesen Lebens- und Schaffensdrang dem Pessimismus und Opportunismus der Alten, der Autorität des Gewordenen gegenüber zur Geltung zu bringen. Die Ideale der Alten verblaßten dem jungen Geschlecht, das von der demokratisch-republikanischen Flut nach oben getragen wurde und in dem der Revanchegedanke seine alles aufsaugende Kraft eingebüßt hatte. Die Wissenschaft, der metaphysische Skeptizismus und Agnostizismus, die kritische Methode geben dem nach Lösung der Welt- und Lebensrätsel verlangenden Menschen keine Ideale*, der Liberalismus und Individualismus der Gesellschaft keine Dauer und keine Kraft. Paul Bourget bejahte in seinem aufsehenerregenden Roman ‚Der Schüler' (1889) die Frage nach der moralischen Verantwortlichkeit des Denkers und Schriftstellers so energisch, daß ein Taine, der sich in dem Helden Adrien Sixte wiedererkennen mußte, sich ‚im Innersten getroffen fühlte' und daraus schloß: ‚Meine Generation ist fertig.' Den Dilettantismus, eines Renan höchste Weisheit, nannte Melchior de Vogüë ‚die Zerstörung des Lebens durch die Analyse'. Ein Brunetière verkündete weithin vernehmbar den ‚Bankerott der Wissenschaft'.

Der Boden war bereitet, die Aussaat konnte beginnen. Die Kant-Schleiermachersche Lösung schien einleuchtend: Die Wissenschaft arbeitet an der Erforschung und Verknüpfung der Erscheinungen; die Welt der hinter ihnen liegenden ‚Dinge an sich', der Wahrheit, erfassen wir allein durch den Glauben, verwirklichen wir allein durch die Tat. Um jeden Preis wollten die Jungen aus dem erschlaffenden Dilettantismus heraus. Begierig sog man jedes Wort ein, das Leben zu enthalten schien. Den Ernst des Denkens und Lebens lernte man aus Bourgets ‚Schüler'. Auf einem Kommers der Pariser Studentenschaft pries de Vogüë, der schon vorher durch sein Buch ‚Le Roman russe' Bewegung in das französische Geistesleben gebracht hate, die Segnungen des Glaubens. Ein Teil der Presse sah hierin eine Auferstehung der Jugend zu Spiritualismus und Christentum. Die ‚neutrale' Erziehung, die sie genossen hatten, mochte sie wenig befriedigt haben. Jetzt nannten sie sich ‚Neuchristen', weil sie das Bedürfnis hatten, zu glauben, Idealisten zu sein, Weltbeglücker zu werden. Wie Pilze schossen religiöse Bücher aus dem Boden, die freilich oft ein sehr seichtes Christentum boten. In einem Artikel ‚An die Zwanzigjährigen' wies de Vogüë auf diese ‚Ankommenden' hin, die vor allem dafür hielten, man müsse das soziale Band enger verknüpfen. Während in der ‚Revue des deux mondes' den jungen und alten Offizieren ‚die soziale Pflicht des Offiziers' gepredigt wurde, verkündete Desjardins den jungen Studenten in erster Linie ‚Die Pflicht der Gegenwart'. Nach J. K. Huysmans konstatierte er in diesem Buche die ‚ätherische Schwangerschaft der Jugend', predigte den fröhlichen Idealismus und behauptete, den schmerzerfüllten Seelen Trost zu

* Vgl. die selbstbewußten Worte, die Berthelot 1885 schrieb: ‚Die Welt ist heute ohne Geheimnis; die vernunftgemäße Auffassung . . . bemüht sich, alle Dinge positiv, logisch zu erklären, sie dehnt ihren Determinismus auf das Gebiet der Moral aus.'

bringen. Und diese Jugend schob sich damals nicht bloß energisch in den Vordergrund der öffentlichen Meinung, sie zwang auch die Alten, ihrem Tun und Lassen Bedeutung beizumessen. Und sie brachte sicherlich so viel fertig, daß einige Wahrheiten, die der Vergessenheit anheimzufallen schienen, durch ihr Auftreten vielen sichtbar und hörbar, sozusagen zur Selbstdarstellung kamen: die Notwendigkeit des Fortschritts und des Glaubens an ihn, die Bedeutung der Moral und der Religion für das Glück des einzelnen wie der Gesellschaft. Néanioscopie (‚Hinschauen auf die Jungen') nannte ein geistreicher Schriftsteller diese Bewegung, deren sozialer Charakter nicht bloß negativ in der antiindividualistischen und antidilettantischen Orientierung zutage trat.

Der Steuermann wacht.

Freilich, bis in den Tempel einer positiven Religion führte und konnte man die Jugend nicht führen. Wie ein Alpdruck lag ja auf den Geistern der scheinbar unüberwindbare Gegensatz ‚zwischen katholischer und demokratischer Organisation', ‚zwischen wissenschaftlichem Geist und einer geoffenbarten Religion'! So glaubte man nur den ‚christlichen Geist', nicht aber die katholische Kirche annehmen zu können.

Da gab Leo XIII. dem Steuer, an das die Vorsehung ihn berufen hatte, einen energischen Ruck. Er, dessen Blick wie gebannt auf den Geschicken Frankreichs haftete, hatte die Zeichen der Zeit richtig zu deuten verstanden. Er kannte die unheilschwangere Lage der Kirche, er schätzte den guten Willen und den tastenden Idealismus der Jugend. Er zeigte einer religiös interessierten Generation die Kirche in ihrer ewigen Jugend, die Lehre in ihrer allheilenden Kraft. Mit der Arbeiterenzyklika Rerum Novarum vom 16. Mai 1891 schob er ‚drei Jahrhunderte Kabinettsdiplomatie beiseite, um die Tradition der großen Päpste, die die Massen um sich scharten, die Völker befreiten und soziale Gesetze erließen, wieder aufzunehmen'. In der französisch abgefaßten Enzyklika ‚Au milieu des sollicitudes de l'Eglise' (16. Febr. 1892) brach er ebenso energisch mit dem Dogma der konservativen französischen Katholiken von der Unversöhnlichkeit von Katholizismus und Demokratie in dem Sinn, als ob Katholiken aus religiösen Gründen niemals die Demokratie als Organisationsprinzip der Gesellschaft und des Staates annehmen könnten.

Im Anschluß an den Grenobler Kongreß der ‚Kath. Vereinigung der französischen Jugend', wo der Wille der jungen Katholiken, zum Volke zu gehen und sich von ihm durchdringen zu lassen, schon mächtig zum Ausdruck kam, schrieb der Papst am 22. Juni 1892 einen Brief, der weithin Widerhall finden sollte: ‚Es ist eine Sache der christlichen Klugheit, bei der Erstrebung des Guten, sei es individueller, sei es sozialer Natur, die Mitarbeit aller, die es ehrlich meinen, nicht von sich zu weisen, sagen wir besser, sie mit sich auszusöhnen wissen. Die große Mehrzahl der Franzosen ist katholisch. Aber auch unter denen, die nicht dieses Glück haben, bewahren viele trotz allem einen Fond von gesundem Menschenverstand, eine gewisse Rechtschaffenheit, die man den Sinn einer von Natur aus christlichen Seele nennen kann; nun gibt ihnen aber

dieser hohe Sinn mit der Hinneigung zum Guten die Fähigkeit, es zu verwirklichen . . . Wenn alle sich über die Parteien erheben, zusammenarbeiten, die ehrlichen Leute mit ihrem Gerechtigkeitssinn und ihrem geraden Herzen, die Gläubigen mit den Hilfsmitteln des Glaubens, dann wird das Volk endlich begreifen, wo seine wahren Freunde sind und auf welchem dauerhaften Grunde das Glück ruhen muß, nach dem es dürstet; dann wird es sich aufraffen und die Bahn des Guten einschlagen.'

Diese drei Kundgebungen zeichnen die Grundlinien eines Expansionsplanes, der dadurch nichts von seiner programmatisch-prinzipiellen Bedeutung verliert, daß die Umstände nur teilweise eine Verwirklichung zuließen.

Zunächst schien es, als ob durch das Zusammentreffen mit der ‚neuchristlichen' Studentenbewegung, mag sie beabsichtigt oder unbeabsichtigt gewesen sein, der Initiative des großen Papstes der volle Erfolg zuteil werden sollte. Die erwachende Jugend mußte ja diesem optimistischen, zur Tat aufrufenden Programm zujubeln. Um so mehr, als um jene Zeit die bisher nur theoretisch anerkannte, praktisch noch kaum verwirklichte Verbindung von Katholizismus und Demokratie in der Person des Erzbischofs Ireland von Saint Louis (Nordamerika) den Zeitgenossen in Fleisch und Blut, in Selbstverständlichkeit und Kraft entgegentrat.

Männer wie de Voguë hatten ihn gebeten, auf der Durchreise in Paris das Wort zu ergreifen, um auseinanderzusetzen, welcher sozialen Kraft die Kirche in dem freien Amerika fähig sei. Gerne und nicht weniger als dreimal kam er dieser Aufforderung nach. Am eindringlichsten sprach er am 25. Juni 1892 in dem katholischen Studentenzirkel ‚Luxembourg': ‚Frankreich braucht Soldaten, und das seid ihr. Ihr müßt das Volk in den Schoß der Kirche zurückführen. Um das Volk aber zu gewinnen, müßt ihr auf den Ozean der Demokratie, der unermeßlich vor euch sich ausdehnt, hinaus; ihr müßt selber Volk werden!' Der Erfolg war groß. Er war um so größer, als man den Einfluß Lamennais' und Montalemberts merkte, an denen Ireland sich gebildet hatte und von denen besonders der letztere in der Jugend und in allen fortschrittlich gesinnten Kreisen noch in lebendigster Erinnerung stand. Die Führer der neuchristlichen Bewegung waren nicht die letzten, die sich dieses Einflusses freuten: ‚Er hat den jungen Leuten den Glauben an die Zukunft empfohlen. Diese Worte lagen zwar in der Luft, aber es war gut, daß die Autorität eines Mannes dazu kam. Denn das ist ein echter Mann, dieser Kämpfer mit dem hellen Auge, der sichtlich in sich und nicht in einer allgemeinen Gewohnheit die Beweggründe seiner Handlungen hat. Seine moralische Gesundheit und seine Kraft sind ein Teil seines Beweises: man sieht in seiner Person, daß eine moderne katholische Kirche lebensfähig ist, daß sie sogar die beste Stütze der Demokratie wäre, wenn das, was uns not tut, würde verstanden werden.'

Die Ermannung der katholischen Jugend.

Den Worten folgte die Tat. Viele, wenn auch leider bei weitem nicht alle, schlossen Frieden mit der neuen Staatsform. Daß bei eingewurzelten monarchistischen Anschauungen dieser autoritativ beeinflußte Anschluß an die Republik

(‚Le Ralliement‘) vielfach nur äußerlich war, daß die Erklärungen und Programme infolge dieses inneren Zwiespaltes unbestimmt, wenn nicht zweideutig waren, ist nur zu leicht zu begreifen. So kam es, daß die Führer sich mehr und mehr an die jungen Katholiken wandten, die ja von keiner monarchischen Vergangenheit mehr belastet waren. ‚Ihr jungen Leute‘, so sprach etwas später Fonsegrive zu den Mitgliedern der ‚Katholischen Vereinigung der französischen Jugend‘, ‚seid die Zukunft, das Land der ungekannten Möglichkeiten; wundert euch also nicht, wenn die Ältern sich zu euch wenden und euch fragen, was ihr tun werdet. Sie sehen, wie die symbolische Fackel in ihren Händen erlischt, und geben sie euch daher weiter; zitternd um die schwelende Flamme, sagen sie: werdet ihr sie erlöschen lassen oder sie neu entfachen? . . . Alles hängt von den Generationen ab, die da heraufkommen*.‘ Die besten unter den Jungen kamen den Führern und besonders den weitausschauenden Plänen des Papstes freudig und vertrauensvoll entgegen. Zwei junge Katholiken, Georges Goyau und Jean Brunhes, die kaum die höhere Normalschule verlassen hatten, machten sich in einer anonym erschienenen Schrift: ‚Du toast à l'Encyclique‘ (1892) zu begeisterten Verkündern der sozialen Gedanken des Papstes**. Die katholischen Jugendverbände und die katholischen Studentenvereinigungen gewannen damals neue Lebenskraft und neue Arbeitsziele. Wir sehen z. B., daß von 1891 an die ‚Kath. Vereinigung der französischen Jugend‘ sich in wachsendem Maße bemüht, die sozialen und politischen Ideen Leos XIII. sich anzueignen und praktisch zu verwerten. Der Kongreß von Grenoble (1892) schlug schon deutlich erkennbar diesen Weg ein. Man fühlt zwar heraus, wie schwer diesen Aristokraten die demokratische Wendung wurde. Aber mit ihrem Führer de Mun vollzieht man sie. In demselben Jahre gründet man eine ‚Liga für katholische und soziale Propaganda‘, die sehr rührig war und den Boden bereiten half, auf dem die Saat Leos XIII. aufgehen sollte. Langsam, aber stetig entwickeln sich diese Keime bis 1898, wo der Kongreß von Besançon einen Höhepunkt fortschrittlicher Bemühungen in religiöser, wissenschaftlicher und besonders in sozialer Hinsicht bildete.

Die Männer aber, die sich damals unter den Auspizien Leos XIII. und unter dem Wirbel einer befreienden Kulturbewegung zu überzeugten Wortführern einer konsequenten christlichen Demokratie aufwarfen — Léon Harmel, Abbé Garnier, Abbé Naudet, Abbé Six Fonsegrive u. a. — hatten vor allem die Fähigkeit, die Jugend, auf der ihre Hoffnungen ruhten, für ihre Ideale zu begeistern, sie zur sozialen Tat zu erwecken. Ihre Worte und Taten, ihre Lehre und ihr Temperament wirkten zündend. Ihre Organe waren Le Monde, die damals Abbé Naudet auf Befehl Leos XIII. übernahm, um sie ganz im Sinn der päpstlichen Ideen zu leiten. Es entstanden weiter neu: La Justice sociale (1893), Le Peuple français (1894), La Democratie chrétienne (1894) und La Quinzaine (1894). Sie setzten sich alle mehr oder weniger zur Aufgabe,

---

* Catholicisme et Démocratie. 1898. S. 125 ff.

** Vgl. auch die gute Einführung von Léon Grégoire (Goyau): Le Pape, les Catholiques et le Question sociale. [1]1895. [4]1907.

der Jugend, ‚in der eine ganze Welt von Streben, ein heißes Sehnen nach Hingabe lebt, das soziale Tätigkeitsfeld, auf das die Vorsehung sie zu rufen scheint, zu öffnen. (Nr. 1 der Démocratie chrétienne.) Der grundsätzliche Optimismus, der unermüdliche Arbeitsgeist, der in ihnen lebte, die wachsenden Erfolge, die sie namentlich in den während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts niedergehaltenen jüngeren Generationen des niederen Klerus hatten, auf der einen Seite, die tastenden Unsicherheiten und Halbheiten der Ralliierten auf der andern und nicht zuletzt die unversöhnliche Haltung vieler Monarchisten, die die politischen und sozialen Ideen Leos gleich geringschätzig zurückwiesen, all das war wie geschaffen, in jugendlichen Seelen einer Verbindung von Katholizismus und Demokratie in Reinkultur den Boden zu bereiten. Es mußte sich das Bedürfnis fühlbar machen, durch um so rückhaltlosere Anerkennung der politischen und sozialen Wirklichkeit die schmerzlich empfundene Rückständigkeiten und Halbheiten der Religionsgenossen wett zu machen, die Vereinbarkeit von Katholizismus und Demokratie sowie die Fruchtbarkeit dieser Verbindung durch das ganze Denken, Leben und Schaffen zu beweisen und so durch Entkräftigung der gegnerischen Vorwürfe die unendliche Lebens- und Verjüngungsfähigkeit der Religion darzutun.

Von der bald abflauenden neuchristlichen Bewegung auf das Ideale hingelenkt*, von der tief eindringenden Flut Leonischer Gedankenwelt mitgerissen, hatten die Sillonisten die Aufgabe, zunächst mehr im Anschluß an die ‚Katholische Vereinigung der französischen Jugend‘, später unter Leitung des mystischen Feuerkopfes Mark Sangnier immer selbständiger, dieses Traumbild von Menschenkultur für einen Augenblick ins Reich der Wirklichkeit zu bannen.

Eine Wendung innerhalb der christlichen Philosophie.

Die eigenartige Lösung, die die Sillonisten dieser Zeitaufgabe zuteil werden ließen, kann nun aber erst begriffen werden, wenn auch in Rechnung gesetzt wird, was die Philosophie im allgemeinen und die Moral im besonderen ihnen an nutzbaren Elementen geliefert haben.

‚Meine lieben Kinder,‘ pflegte Pater Gratry zu den Schülern des Gymnasiums Stanislas, aus dem der ‚Sillon‘ hervorgehen sollte, zu sagen, ‚es ist unsere heilige Pflicht, die Welt zu retten.‘ Und mit den Worten des hl. Chrysostomus schärfte er ihnen ein: ‚Ihr habt euch nicht bloß mit eurem eigenen Heile zu beschäftigen, sondern ihr seid verantwortlich für die ganze Welt!‘ Der hier zum Ausdruck gebrachte weltumspannende Apostelgeist, der über Stanislas schwebte und den die Sillonisten später zu so reicher Entfaltung brachten, gab der Philosophie Gratrys, der in Paris Direktor von Stanislas und dann Religionslehrer an der Normalschule war, sein eigentümliches Gepräge. Sie ist frei von jenem selbstzufriedenen Intellektualismus, der die Wahrheit durch einen Prozeß des reinen Denkens erfassen zu können glaubt. In ihr

* ‚Diese Bewegung brachte unsere Jugend in Aufruhr und lenkte unsere ersten nach Freiheit und sozialem Apostolat dürstenden Gymnasiastenträume ins Land der Zukunft.‘ Mark Sangnir: La lutte pour la Démocratie. (1908) S. 286.

drängt alles dazu, den Rahmen der Abstraktion zu sprengen und ins Gebiet des Lebens einzudringen, dem Willen und der Tat den Platz anzuweisen, der ihnen im Aufbau der Erkenntnis gebührt. So sind denn seine Werke nicht nur fachwissenschaftlicher Natur, sie suchen auch einem größeren Kreise Nahrung der Seele zu bringen. Er hatte die Gabe, in Trostschriften sich zu vervielfältigen und fortzuleben. Das letztere gilt namentlich von den ‚Quellen', welche Ratschläge zur Leitung des Geistes enthalten, ein weitverbreitetes Buch, das in den ersten Zusammenkünften der Sillonisten eine große Rolle spielte und dem sie vieles an Ideen und Lebensstimmung verdanken. Die Zeit war damals freilich nicht dazu angetan, dem Gratryschen Geist weitere Verbreitung unter den Katholiken zu verschaffen. Die Willkürherrschaft des Cäsaren und der Zusammenbruch von 1870/71 hatten zu lähmend auf das gesamte Geistesleben gewirkt. Aber 20—30 Jahre nach seinem Tode († 1872) kam mit dem aufstrebenden Zuge im katholischen Geistesleben auch Gratry wieder zur Geltung. Am sichtbarsten trat dies zutage, als um die Jahrhundertwende ‚zur Erhaltung des Friedens unter den Völkern' eine Gratry-Gesellschaft gegründet wurde, die das Friedensapostolat des Meisters fortsetzen wollte. Unter den Mitgliedern des Ausschusses finden wir die Führer des Sillon Mark Sangnier und Paul Gemahling an der Seite von älteren Lehrern und Freunden wie Fonsegrive, Abbé Lemire, Raoul Jay. Außer den ‚Quellen' wurden auch andere Werke Gratrys in unseren Tagen wieder ausgegraben, so daß man gelegentlich von einer ‚Renaissance Gratrys' sprechen konnte.

Freilich wirksamer wurden diese Ideen und insbesondere die philosophische Gesamthaltung in unserer Zeit durch Léon Ollé-Laprune zur Darstellung gebracht. Gratry übermittelte ihm nicht eine Theorie, er übermittelte ihm das Leben, er offenbarte ihm die Seele mit ihren ungekannten Bedürfnissen, ihrem tiefen Streben, ihrem intimen Erschauern. Der Spiritualismus war zu einer selbstzufriedenen Schulphilosophie geworden, die vom Leben abgesondert, im Reich des reinen Gedankens die höchste Wahrheit eklektisch gefunden zu haben glaubte, die das Geistesleben scharf zu scheiden und vor allem die Grenzregulierung innezuhalten bestrebt war. Gratry dagegen hatte an die Harmonie geglaubt, und mit ihm versuchte Ollé-Laprune Wissenschaft und Religion, Vernunft und Glaube zu versöhnen. Mit ihm hält er sich fern von jedem grundsätzlichen Pessimismus, weil er sich stets der menschlichen und göttlichen Kräfte bewußt bleibt, die das Übel überwinden können. Mit ihm hatte er das Bedürfnis, die Wahrheit zu verbreiten, die Herzen und Geister in Liebe und Wahrheit zu ordnen. Seinem von Hunger nach Gewißheit und Wirklichkeit verzehrten Geiste mußten die Beziehungen zwischen Wahrheit und Leben in den Vordergrund treten. Seine Philosophie entledigte sich gerne und mit zunehmendem Alter immer mehr der ‚technischen Einkleidung'. Seine Dialektik wurde immer einfacher, ‚als ob er die Geister anhalten wollte, hinter dem Symbolismus der Worte das unausgedrückte Wesen zu suchen'*.

Was er von Gratry sagte: ‚Je mehr er am wahren Leben teilnimmt, desto

* Maurice Blondel: Léon Ollé-Laprune. S. 40.

mehr brennt er, den anderen davon mitzuteilen; alles drängt bei ihm zur Tat, und zwar zur sozialen Tat,' das gilt ebenso von ihm. Die beseligende Wahrheitsfülle, die er im Katholizismus entdeckt hatte, galt es also an Stelle der seichten Religionsphilosophie des Spiritualismus zu setzen und so die Zeitgenossen, die durch die ‚entnervende Analyse des Ichs' zu geistigen Zerrbildern geworden waren, wieder an die Quelle echter Weisheit und froher Lebenskraft zu führen. So stellte er denn die Lehren der katholischen Kirche in dem Buche ‚Der Wert des Lebens' in so erfolgreicher Weise dar, daß innerhalb 15 Jahren 16 Auflagen notwendig wurden ([1]1894, [16]1909). Noch größeren Einfluß auf die Entwicklung hatte sein begeisterter Hinweis auf Rom und das Papsttum: ‚Was man in Rom sucht' (1895). Diese köstlichen Bücher haben segensreich namentlich auf die junge Generation gewirkt. Und der Jugend hat der Lehrer das Beste gegeben und geben können, denn sie mußte sich angezogen fühlen von seiner geraden, liebenswürdigen und doch so persönlichen Art, die das Altwerden vergessen zu haben schien. So richteten sich denn seine Aufrufe zur Tat besonders an die Jungen. Nach Stanislas, wo sein Meister einst wirkte, lenkte er gerne seine Schritte. Bei der Preisverteilung des Jahres 1893 hatte er die Rede übernommen und von ‚den Quellen des intellektuellen Friedens' gesprochen. Wie mochten da Mark Sangnier und seine Freunde, die ein paar Monate später zum ersten Male in der berühmten ‚Krypta' zusammentraten, gelauscht haben! Der Friede kommt unseren Seelen nicht von feigen Zugeständnissen und faulen Kompromissen, sondern von der Konsequenz unseres Denkens, das die Folgerungen aus den einmal angenommenen Grundsätzen zieht, und von der Energie unseres Wollens, das ohne Menschenfurcht die sich ergebenden praktischen Notwendigkeiten vollzieht. Wie oft betont Mark Sangnier diesen Gedanken! Und der Sillon? Scheint es nicht, als ob er die lebendige Verwirklichung wäre, er, der die feindseligsten Kreise zu ruhigem Anhören erzog durch die Furchtlosigkeit und Offenheit, mit der er seine gewagte Verbindung von traditionellem Katholizismus und fortgeschrittenster Demokratie vortrug! 1894 sprach Ollé-Laprune den Schülern des Gymnasiums Juilly von ‚Der Pflicht zu handeln' und von der Demokratie, die er begrüße, weil sie in einer wachsenden Anzahl Menschen das Bewußtsein ‚von der Verantwortlichkeit den sozialen Nöten gegenüber' wecke.

Wie viele Studenten mögen von ihm während seines mehr als zwanzigjährigen Wirkens an der Normalschule in Paris (1875—1898) beeinflußt worden sein, wie viele mag er durch sein Wort und den Nachhall seines Wortes der jungen sillonistischen Bewegung zugeführt haben, er, der der Jugend das Wort des hl. Paulus zu bedenken gab: ‚Wir sind Mitarbeiter Gottes' und der mit dem hl. Thomas verlangte, daß sie causa werden müsse. (‚Die Quellen des intellektuellen Friedens.')

Mit einem Geleitwort Ollé-Laprunes erschien 1893 das tiefschürfende Buch seines Schülers Maurice Blondel: L'Action. Mit ihm erreichen wir den Höhepunkt einer Richtung der christlichen Philosophie, die nach dem Fiasko des eklektischen Spiritualismus die ‚Lebenstat' zum Ausgangspunkt der Philo-

sophie* macht und so dem ganzen Denken und Streben neue Richtung geben will, da ‚das sittliche und soziale Leben ja einer gründlichen Besserung bedürfen"**. Sein unmittelbarer Einfluß scheint nicht allzu groß gewesen zu sein, doch hat er namentlich durch die Anwendung seiner Grundsätze auf die Apologetik das katholische Geistesleben gewaltig in Aufruhr versetzt und den aktivistischen Grundcharakter seiner Philosophie in weiter Ausstrahlung zur Geltung gebracht. Sein Schüler Laberthonnière, der die Grundgedanken Blondels zu einem theologischen System des ‚moralischen Dogmatismus' verarbeitete, scheint wieder direkter auf den Sillon gewirkt zu haben; wenigstens wird berichtet, daß er gelegentlich in intimem sillonistischen Kreise predigte.

Viel unmittelbarer und tiefgreifender war der Einfluß, den Georges Fonsegrive, der ‚Moralist der Demokratie', auf die junge Bewegung ausübte. Sein beweglicher Geist wandte sich schon früh den religiösen, politischen und sozialen Fragen zu. Wenn er ein Mann der Tat gewesen wäre, hätte er vielleicht die Politik Leos XIII. zum Siege führen können. Aber auch von der Studierstube aus und, wenn auch selten, weil kein Redner im eigentlichen Sinn, von der Tribüne herab, hat er aufs nachhaltigste die jungen Kleriker und Laien der Zeit beeinflußt***.

Am 16. Januar 1893 begannen seine ‚Briefe eines Landpfarrers' in ‚Le Monde' zu erscheinen. Der Philosoph, dessen Hauptwerk über ‚den freien Willen' allgemeine Anerkennung gefunden hatte, trat hier aus dem engen Rahmen seiner beruflichen Wirksamkeit heraus und steckte sich das hohe Ziel, das soziale Wirken des Klerus der Zukunft, wie er es, von Leonischem Geiste durchdrungen, künstlerisch erschaut hatte, lebenswahr zu gestalten. Der Erfolg war so groß, daß bald ‚Die Briefe eines Kantonpfarrers' (1895) und ‚Das Tagebuch eines Bischofs' in zwei Bänden (1896 und 1897) folgten. Daß die Jugend die hier vorgetragenen demokratisch-fortschrittlichen Ideen begierig aufnahm und sich durch den ihnen zugrundeliegenden Optimismus zur Tat anspornen ließ, ist verständlich. Zu Mark Sangnier und seinen Freunden stand er von Anfang an in engsten Beziehungen. Am 30. Mai 1897 hielt er ihnen in der ‚Krypta' einen Vortrag über ‚Die Bürgerpflicht der katholischen Jugend in einer Demokratie'†, und legte ihnen ans Herz, ‚nicht bloß das Volk zu lieben, sondern die Demokratie und ihre strengen Anforderungen zu begreifen und ihre männlichen Tugenden zu üben'. Und auf Schritt und Tritt fällt es uns auf, wie eng die Sillonisten sich in ihrer praktischen Wirksamkeit den hier gegebenen Ratschlägen anschließen. So konnte Abbé Desgranges, einer der begeistertsten und rührigsten Sillonisten der ersten Zeit, der aber bei der großen ‚Elimination' von 1905 der ‚Autokratie' Mark Sangniers sich entziehen zu müssen glaubte, in seiner ‚Antwort an die Revue Sillon'

* Vgl. Blondel: Le point de départ dans la recherche philosophique. Annales de philosophie chrétienne. 1906.

** Schanz: Über neue Versuche der Apologetik. 1897. S. 39.

*** Vgl. z. B. das Zeugnis des antidemokratischen Fontaine in: Le modernisme sociologique. Paris. [2]1909. XXVIII.

† Abgedr. in Catholicisme et Démocratie. 1898.

schreiben: ‚Man wäre in Verlegenheit, sollte man die politischen und volkswirtschaftlichen Gedanken angeben, die ihm (Sangnier) eigen sind und die man nicht wiederfindet bei seinen Meistern, namentlich in den Werken G. Fonsegrives*.'

Was die einzelnen philosophischen Ideen anlangt, die der Sillon vorfand, als er seine Tätigkeit begann, so kann natürlich nicht systematisch auf die zum Teil schwierig feststellbaren Abhängigkeits- und Verwandtschaftsverhältnisse eingegangen werden. Nur an eins sei erinnert. Der Entwicklungsgedanke kam dem Sillon von Gratry, der ihn schon klar und kühn formuliert hatte, von Ollé-Laprune und besonders von Fonsegrive. Eine noch mächtigere Strömung aber trieb ihn von einer andern Seite heran. Als dem niedern Klerus durch Leo XIII. die Bahn der Demokratie freigemacht wurde, da griff er unwillkürlich auf die nationalen demokratischen Traditionen zurück. Auf das Drängen einiger Freunde gab der greise Achtundvierziger Auguste Ott, ein Schüler Lamennais' und Buchez', sein 1851 erschienenes ‚Handbuch der Nationalökonomie' in zweiter Auflage heraus. Er lieferte so den jungen Stürmern den wissenschaftlichen Unterbau ihrer sozialen und politischen Demokratie und vermittelte so den Zusammenhang zwischen Lamennais und Buchez einerseits und den Sozialkatholiken der Gegenwart andererseits. Da es bis zum Erscheinen des ‚Kurses der Nationalökonomie' von Ch. Antoine S. J. ([1]1896 [3]1905) das offizielle Lehrbuch der sozialkatholischen Schule blieb, konnten die evolutionistischen und sozialistischen Anschauungen in weite Kreise eindringen. Der linke Flügel der sozialkatholischen Schule (Abbé Naudet, Abbé Gayrand, Abbé Six, Fonsegrive), an den sich der Sillon ja großenteils anschloß, entnahm dem Buch fast sein ganzes Programm: also neben der Entwicklungsidee den Gedanken der bürgerlichen und politischen Gleichheit aller, die Theorie des Rechtes des Individuums auf Existenz durch Arbeit, das Postulat höchstmöglicher Entwicklung der Persönlichkeit der größten Zahl, die Forderung, daß die Führung im sozialen Leben nicht auf der Geburt, sondern auf persönlichen, intellektuellen und sittlichen Eigenschaften, auf persönlicher Arbeit beruhen soll**.

Anschließend daran sei noch erwähnt, daß das wichtigste Prinzip sozialethischer Reformarbeit des Sillon, ‚das Apostolat des Arbeiters am Arbeiter', die Erziehung des Volkes durch sich selbst, von Léon Harmel stammt, der schon zwanzig Jahre vor der Enzyklika gesehen hat, daß die Arbeiterfrage nur durch den Arbeiter gelöst werden könne. Er befürwortete daher immer die Wirksamkeit von Gleich auf Gleich und bekehrte schließlich sogar den Grafen de Mun, der ursprünglich den leitenden Gesellschaftsschichten die Volkserziehung anvertraute, von ihnen aber schmählich im Stiche gelassen worden war. Das Instrument, dessen Harmel sich bediente, um seine praktische Erziehungsarbeit in demokratischem Geiste durchzuführen, war der Studienzirkel, den der Sillon zu so hoher Blüte bringen sollte. 1891 gründete er den ersten der Art in Reims. 1893 konnte ebenda schon der erste Kongreß der vereinigten Studienzirkel abgehalten werden, bei dem einige 50 vertreten waren. Eine Zusammenfassung dessen, was um die Zeit, wo der

* Ariès: Le Sillon et le nouvement démocratique. [2]1810. S. 27.
** Vgl. de Waha: Die Nationalökonomie in Frankreich. 1910. S. 318 ff.

Sillon sich zum Leben reckte, an sozialer Reformarbeit in theoretischer und praktischer Hinsicht vorhanden war, gab Paul Renaudin aus dem Freundeskreise Mark Sangniers in Fonsegrives ‚Quinzaine‘ (1. Juni und 15. Juni 1896).

Die Wiederentdeckung der Moral.

Das französische Volk kehrte im 19. Jahrhundert in wachsendem Maße der katholischen Kirche und damit meist auch der kirchlichen Moral den Rücken und folgte den Lockungen der aufsteigenden Wissenschaft und Demokratie. Zahlreiche Schriften, in denen die Führer der laizistischen Kulturbewegung ihre religiösen und moralischen Anschauungen niederlegten, verbreiteten weithin den Feuerschein der Zerstörung. Bekämpfung der Metaphysik, Loslösung der Moral von dem religiösen Nährboden, Auflösung derselben in den ökonomisch-sozialen Fortschrittsprozeß, das war das Ziel von Männern wie Quinet, Proudhon, Ledru-Rollin, Michelet, Prévot-Paradol, Théophile Gautier. Unter der dritten Republik haben Männer wie Gambetta, Jules Ferry, Paul Bert, Spuller, Challemel-Lacour, Sully-Prudhomme, Burdeau und Buisson diese Arbeit der Laisierung und Rationalisierung der Kultur im allgemeinen und der Moral im besonderen fortgesetzt. Einige wenige wie Victor Hugo, Renan und Marcellin Berthelot durchmaßen beide Perioden.

‚Bei aller menschlichen Tätigkeit glaubten diese Kinder des neuen Geistes von dem moralischen Gesetze absehen zu können. Nach ihnen könne und müsse man die sozialen Organismen so geschickt kombinieren, daß das Vergnügen und Interesse des einzelnen im Zusammenwirken mit den Naturkräften schon hinreichend sei, alle Einrichtungen und Menschen in bester Ordnung zu erhalten. Die Schätzung und Vermehrung der materiellen Güter, die Freiheit und die demokratische Ordnung, die Ausbreitung des Unterrichts und die wissenschaftlichen Entdeckungen, Konkurrenz und Maschine, Biologie und Volkswirtschaft, alle diese Kräfte, alle diese Elemente und Kenntnisse müßten jedes an seiner Stelle mithelfen an der Lösung der Probleme, die unsere Väter nur haben lösen können, indem sie an die Hingabe, Resignation, Geduld, zuweilen sogar an den Heroismus des Martyriums appellierten*.‘ Seit Einführung der Laienschule 1881 wird auch den breitesten Massen des Volkes eine mehr oder weniger radikale Laienmoral eingeimpft, die zwar im allgemeinen die Vorschriften eines bürgerlich-sittlichen Lebens lehrt, aber doch durch ihre ganze Tendenz, durch die trockene, oberflächliche Art ihrer Begründung und Inspiration bewußt oder unbewußt das Vertrauen in ihren selbständigen Wert untergräbt und so die Geister ganz von selbst hinleitet, ihre Hoffnung in dem von außen kommenden Reich wissenschaftlicher Vollendung und sozialer Gerechtigkeit zu suchen.

Im Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts vollzogen besonnene Vertreter der französischen Wissenschaft und Demokratie eine bedeutsame Schwenkung. Bourget gab vielen einen entscheidenden Anstoß zu moralischer Besinnung. Brunetières Haltung in Sachen der Moral redete eine ein-

* Bureau: La Crise morale des temps nouveaux. [10]1908. S. 141.

dringliche Sprache. Nach dem Tode Renans verkündete Melchior de Vogüé: ‚Das Reich des Individualismus wankt, und die Philosophie, die seine Gehilfin war, verliert an Boden*.' Angstvoll rief Faguet: Wird die Wissenschaft, ‚die Milliarden von unmoralischen Tätigkeiten und Hunderte von unmoralischen Einrichtungen registriert und ordnet', die Moral begründen und lehren können, ‚diese wunderbare Organisation in intellektueller und ästhetischer Hinsicht, die aber vom moralischen Standpunkt ein schreckliches, ungeheuerliches Chaos ist, aus dem seit Dutzenden von Jahrhunderten noch niemals ein Schimmer, ein Funke oder ein Schatten von Moralität hervorgegangen ist? Wie geschickt man es auch anpackt, es scheint nicht. So bleibt denn diese Antinomie, und mit ihr bleibt das schwierige Problem der Gegenwart . . . Es bleiben all die Fragen, die den Menschen selber betreffen, über die ihn die Wissenschaft zweifellos aufklärt, ohne daß sie jedoch den Anspruch machen kann, ihn zu führen**.'

In den Zeiten, wo die Philosophen der Demokratie in der Opposition standen, hatten sie den Menschen mehr abstrakt betrachtet. Jetzt, wo die Verantwortlichkeit der Führerschaft auf ihren Schülern lastete, sehen diese sich mehr und mehr gezwungen, mit dem Menschen der Wirklichkeit, der Glied eines Ganzen ist, zu rechnen. Mit der Negation und Opposition allein kann man keine Kultur von Bestand aufbauen. Man sah sich die Errungenschaften des neuen Geistes mit offenen Augen an und machte nichts weniger als erfreuliche Entdeckungen. Man konstatierte ‚eine jeden Tag sichtlichere und bedrohlichere Schwächung der sozialen Bande', ‚einen ungeheuren Abstand zwischen dem moralischen Ideal, das unser Gewissen herausgearbeitet hat, und unserer wirklichen Moralität. Unsere Kultur hat, indem sie falsche Güter begehren hieß und indem sie zur Regelung der entfesselten Begierden nur auf den moralischen Zwang und das Spiel der ökonomischen Gesetze, der Konkurrenz, des Angebotes und der Nachfrage rechnete, einen Geist des Nichtannehmens, einen Geist leerer, schmerzlicher Auflehnung gesät. Sie hat so den unvermeidlichen Schmerz noch schwerer gemacht, ohne aber ein Prinzip vorgeschlagen zu haben, das ihn verständlicher und als etwas anderes erscheinen ließ denn einen unvernünftigen Zufall. Und das verurteilt unsere Kultur'. So kann es nicht weitergehen. Das war das Losungswort von Männern wie Desjardins, Lagneau, Bérenger, Spuller, Edouard Rod, Brunetière, die sich damals als ‚Positive' dem Amoralismus entgegenstemmten. In der ‚Vereinigung für moralische Wirksamkeit' (Union pour l'action morale) schlossen sie sich zusammen, um die moralische Erneuerung zu bewirken, die der Demokratie so bitter not tat. Sie rissen viele mit sich fort, und es mochte damals scheinen, als ob in der Tat ein neuer Tag für Frankreich anbrechen sollte. Aber es dauerte nicht lange. Schließlich mußte man sich gestehen, daß alles ‚schmerzlich ephemer' war. Das Bemühen vieler von diesen Bekämpfern der Negation war ja auch zu sehr von inneren Widersprüchen durchsetzt. Sie glaubten, wie z. B. Rod, den absoluten Charakter der Moral festhalten zu sollen, während

* Revue des deux mondes ‚Après M. Renan'. (1892) t. 114. S. 461.
** Faguet: Edgar Quinet. Rev. des deux mondes. 1892. t. 114. S. 199.

doch alles andere in ihnen und um sie herum in den Fluß der Entwicklung gestellt war.

Als am 10. Januar 1894 die erste Nummer der Zeitschrift ‚Le Sillon' erschien, da kamen in ihr die Stimmungen und Hoffnungen, wie sie sich in der (wohlgemerkt: katholischen) Jugend wiederspiegelten, in ergreifender Lebenswahrheit zum Ausdruck: ‚Niemals war vielleicht die schwierige Stunde des Eintritts ins Leben schwieriger als heute . . . Wie sollen wir das Problem des Lebens lösen? Die Älteren haben die traditionelle Lösung verworfen, und anstatt eine andere zu geben, haben sie sich abgewandt und uns nur Unsicherheit hinterlassen. Nachdem sie nach und nach den Glauben, die Ideen, die Tradition, kurz, das ganze feste Fundament, auf dem das Leben unserer Väter ruhte, zerstört haben, haben die meisten nichts anderes zu tun gewußt, als auf den Trümmern ihre lächelnde Gleichgültigkeit zur Schau zu tragen . . . Aber wenn man sie heute hört, scheinen sie von Reue ergriffen zu sein. Das alte Jahrhundert ist seiner Verneinung und Zweifel überdrüssig, aber zu entmutigt, um sich aufzuraffen und ans Werk zu gehen. So wendet es sich unruhig zu uns, als ob es uns bitten wolle, die Trümmer, die es geschaffen hat, wieder aufzubauen. Alle Augen sind gerichtet auf den Horizont, wo wir kaum noch zu sehen sind.'

Aber trotz ihrer anfänglichen Unsicherheit sollte es den Sillonisten gelingen, das Positive, das die moralische Krisis jener Tage herausgestellt und allen, die es hören wollten, so eindringlich gepredigt hatte, die Notwendigkeit der Moral, in glücklichster Weise zur Grundlage ihrer ganzen demokratischen Reformtätigkeit zu machen. Stand doch mitten unter ihnen der Jüngling, den Bourget herbeisehnte, als er schrieb: ‚Wer wird das Wort der Zukunft und der fruchtbaren Arbeit sprechen, das diese Jugend braucht, damit sie sich ans Werk mache, endlich geheilt von jener Unsicherheit, an der sie krankt*?'

* Nouveaux Essais de psychologie. Préface, cf. Giraud: M. Paul Bourget. Rev. des deux mondes. 15. Febr. 1911. S. 822.

Ein nächtliches Erlebnis
Erzählung von Gisela Freiin von Berger

Ein halbes Dutzend Weisungen, daß er erst rechts, dann links, dann hinauf und dann noch fünfzig Schritte weiter gehen müsse, umschwirrte in schwerverständlichem Dialekt seine Ohren, und dann stand Florien de Vermelle auf der finsteren Dorfstraße und ärgerte sich, wie nur ein Franzose sich über die gemütliche Indolenz deutscher Urwüchsigkeit ärgern kann. Hinter ihm schallte aus der erleuchteten Wirtsstube, deren Fenster von Bierdunst und Rauch förmlich beschlagen waren, das rauhe, lebhafte Sprechen und Lachen der Jäger, das ihm nun schon über eine Stunde lang die Ohren vollgedröhnt hatte. Und er verwünschte die fremd und fast barbarisch ihn anmutende Sitte dieser Menschen, stundenlang auf Wirtshausbänken wie festgenagelt zu sitzen und durch die fortwährende Zufuhr halber oder auch ganzer Literkrüge schäumenden Biers sich in dem eigentümlichen, monotonen, gemeinsamen Traumzustand zu erhalten, als dessen Ausfluß Florien das typische, stets ähnlich lautende, lebhaft einförmige Wirtshausgespräch erscheinen wollte. Schon einfach durch eine Wand davon getrennt zu sein und statt des Bier- und Pfeifendampfs frische Luft in die Lungen zu bekommen, war an sich augenblicklich ein Genuß.

Trotzdem zerbiß Florien einen französischen Fluch zwischen den Zähnen. Vom Ungewitter überrascht, das die ganze Jagd zersprengt hatte, war er mit den sechs oder sieben Revierjägern in dieses abgelegene kleine Nest geraten, während die anderen Gäste und der Herzog, der Jagdherr und Gastgeber, weiß der Himmel wohin, verschlagen sein mochten. Da man vom Schlosse weit entfernt war und das Unwetter noch nicht nachgelassen hatte, war beschlossen worden, die Nacht hier zuzubringen, zumal die für morgen anberaumte Jagd ohnedies nach den hier herüber zu liegenden Revieren sich erstrecken sollte. So hatte denn der alte Gregor in höchst einfacher Weise den Quartiermeister gemacht, indem er sich und seinen Genossen den Heustadel des Bierwirts als Unterkunftsort bestimmte, für den fremden Gast seines Herrn aber, nach einem Streifzug durch den Ort, bei der alten Försterswitwe, die eine kleine Strecke empor an der Berglehne wohnte, ein annehmbares Logis für eine Nacht ausfindig gemacht hatte.

Und da stand nun Florien und wußte nicht rechts und links, nicht hüben und drüben, und das war es, weshalb er seinen Fluch zerkaute. Denn aus Rücksicht auf seinen Gastgeber und um bei dessen Untergebenen nicht des Hochmutes geziehen zu werden, hatte er an ihrer Geselligkeit teilnehmend sein Glas Wein getrunken und den feinen Duft seiner ‚Ägyptischen‘ in den dicken Qualm ihrer Pfeifen gemischt, bis er der Äußerung herablassender Kameradschaftlichkeit genug getan zu haben und seinen

Wunsch, sich nach dem ihm bestimmten Wohnorte zurückzuziehen, nunmehr aussprechen zu dürfen meinte.

Und nun wünschte er die ganze Rücksicht, die ihn so lange im Kreise der da drinnen festgehalten, einfach zum Teufel. Denn sie war, wie ihm jetzt schien, eine gänzlich übertriebene und unangebrachte gewesen, da nun bei seinem Aufbruch es auch nicht einem der Kerle einfiel, sich in seinem Vergnügen stören zu lassen, um ihm, dem hier Fremden, den Weg nach seiner unbekannten Nachtherberge zu weisen.

So mußte er sich denn, um nicht unbeholfen zu erscheinen, dazu verstehen, sich selber das Haus zu suchen, in dem sein Quartier bereitstand. Er warf seinen Stutzen über die Schulter und schritt aufs Geratewohl die Dorfstraße ein Stück hinab. Dabei versuchte er sich die Weisungen, die er bezüglich der Richtung erhalten, ins Gedächtnis zurückzurufen, nicht mit vollem Erfolg, da er, obgleich der deutschen Sprache gänzlich mächtig, doch den Ausdrücken und Wendungen des hier landläufigen Dialekts nicht mit dem gleichen Verständnis gegenüberstand. Indes das tat nichts. Die Hauptrichtung war ihm wenigstens durch die Gesten und deutenden Hände klargeworden, und im übrigen hieß es eben sich selbst zurechtfinden.

Der Regen hatte inzwischen nachgelassen, der Himmel begann zwischen zerrissenen Nebeln klar zu werden und versprach für morgen, wie Florien mit Befriedigung bemerkte, einen schönen Jagdtag. Die Straße war noch feucht und weich von den niedergegangenen Regenmassen, und die leicht abgekühlte Luft zitterte zuweilen durch die Äste der Bäume und Gesträuche hindurch, daß die Tropfen in leisen Schauern herabsprangen. Sonst lag alles in tiefer wie besänftigter Ruhe nach dem Toben des Unwetters von vorhin.

Als Florien etwa fünf Minuten die Straße hinabgeschritten war und den Bereich des eigentlichen Dorffleckens schon hinter sich hatte, bemerkte er, daß er an den einzelnen ihm zur Orientierung bezeichneten Holzhütten vorbeikam, hinter denen die Straße die starke Krümmung machen und der Feldweg nach der Höhe zu abbiegen sollte.

Mit einiger Mühe fand er auch alsbald trotz der Dunkelheit den bezeichneten Weg. Erst rechts hinauf über Stufen, dann nach links und dann schräg am Berghang hin, kein Zweifel, hier mußte es sein!

Die Dunkelheit schien heroben stärker, vielleicht auch war es nur, daß der schmale Bauernweg den Tritt nicht so sicher führte als die immerhin breitere Straße. Trotzdem gelang es Florien nach einigem Stolpern und Tappen sich leidlich hinaufzuarbeiten, und als er nach wenigen Minuten die Höhe des Weges erreicht hatte, schien er sich auf einer Art Plateau zu befinden, das im Halbkreise von den Ausläufern der Wälder begrenzt war.

Als er sich prüfend umsah, schimmerte es einige fünfzig Schritte vor ihm weiß durch die Finsternis, und aus Ritzen quoll ein Lichtschein hervor. Richtig, da war das Haus. Weiß, mit grünen Fensterladen, wie er, als er nahe davorstand, bemerkte, und ein Hirschkopf über der Türe. Er mußte am Ziele sein und war dessen herzlich froh.

Eine Frau in dunkler Kleidung öffnete ihm die Haustüre, sobald er sich näherte. Ihr edles Gesicht fiel ihm auf und etwas Ungewohntes in der Art, wie sie ihn freundlich anlächelte. Das war anders, als man einen aufgezwungenen Gast für eine Nacht begrüßt.

‚Ich weiß nicht, ob ich hier am rechten Orte bin,' stammelte Florien diesem Lächeln gegenüber, das ihn, er wußte nicht wie, berührte.

‚Dies Haus steht jedem offen,' antwortete die Frau mit einer seltsam melodischen Stimme, ‚und wer kommt, ist auch willkommen.'

Florien fand sich noch nicht beruhigt. ‚Ich weiß nicht, ob ich an dem Orte bin, wo man mich erwartet,' sagte er, ‚ich bin der Gast des Herzogs und soll —'

Da leuchtete das Lächeln auf ihrem Gesichte wieder auf, verständnisvoll und geheimnisvoll. ‚Ich weiß, ich weiß,' sagte sie. ‚Der fremde Herr aus der Lorraine, nicht wahr? — Sie sind hier erwartet.' Und sie ließ ihn mit einer freundlichen Bewegung eintreten.

Florien folgte ihr einigermaßen verblüfft. Wie kam es, daß diese Förstersfrau ihn in dieser Weise benannte? Wie wußte sie, in welcher Gegend Frankreichs sein Familienerbgut lag? Wer konnte ihr das hier gesagt haben? Die Jäger doch wohl nicht, die nicht einmal seinen fremdländischen Namen behalten konnten und ihn bei jeder Gelegenheit in andern drolligen Verunstaltungen aussprachen!

Während er darüber nachsinnend hinter ihr herschritt, fiel ihm die Anmut ihrer Bewegungen und ihrer Gestalt auf. Und gleich darauf wußte er nicht, was ihm im Grunde daran auffiel, denn ohne Zweifel hatte er schon ganz andere und schönere Gestalten gesehen. Sie war weder ansehnlich groß, noch besonders schlank. Das dunkle Gewand schien von schwerem Stoff und floß in vielen Falten nieder. Ihr Gesicht aber war jung, und doch lag etwas darin, was an Jugend nicht denken ließ.

Die ersten Eindrücke, wenn man in einen unbekannten Raum, zumal unter nicht ganz gewöhnlichen Umständen, eintritt, sind meistens undeutlich und schattenhaft. So hatte Florien bei seinem Eintritt in die Stube, in die ihm die Frau voranschritt, die Empfindung, daß mehrere Menschen anwesend seien, die er indes später, als er sich bewußt in dem Raum umsah, nicht mehr bemerkte.

Es war die gewöhnliche Stube eines bescheidenen Wirtschaftshauses, in der er sich befand, die als Küche, Wohnraum und Arbeitsraum zugleich

zu dienen pflegt. Rund um die Wände lief eine Bank, vor der in der einen Ecke ein wuchtiger Tisch stand, und außerdem bildeten ein Ofenherd, etliche geschnitzte Truhen und Schränke und noch allerlei Hausgerät die Einrichtung. Aber Florien wollte es auffallen, daß alles höchst unwirtlich und öde aussah, und sehr im Gegensatz zu der lieblichen und freundlichen Erscheinung seiner Wirtin bemerkte er, daß Tisch, Bänke und Wände mit Staub und Spinnweben bedeckt waren. Während er, dies mit Mißfallen wahrnehmend, allerlei peinlichen Phantasien über den mutmaßlichen Stand der Betten in diesem Hause nachhing, sah er, wie die dunkle Frau im Zimmer umherschritt und mit einem weißen Tuche den Staub überall wegwischte. Sie tat das ganz ruhig, ohne Hast oder Verlegenheit, ja, sie lächelte dabei, als ob sie allerhand freundliche, schöne Gedanken hätte. Und ihre Bewegungen waren wieder so lieblich, fein und gelenk, daß Florien immer wieder mit Wohlgefallen nach ihr sehen mußte.

Während er so ihrem Hin- und Wiedergehen mit den Augen folgte, bemerkte er erst, daß er von dem Platze aus, an dem er sich niedergelassen hatte, durch eine geöffnete Tür in ein erleuchtetes Nebenzimmer sah. Dort drinnen aber lag ein alter Mann mit einem weißen Patriarchenkopf auf einem bunten Bette, und war bedeckt mit einem gleichfalls bunt zusammengeflickten, groben Flanellkotzen. Was ihn umgab, schien unordentlicher und verwahrloster noch als der Anblick der ersten Stube, und wieder fiel Florien der wunderliche Gegensatz auf zwischen der Persönlichkeit der Frau und dieser Umgebung. Der alte Mann aber sah mit einem stillen, seltsam glücklichen Ausdruck durch die Türe auf die Frau heraus. Und nun bemerkte Florien auch die Personen wieder, die er bei seinem Eintritt zu sehen gemeint. Da drinnen waren sie, gingen ab und zu und traten hin und wieder an das Bett des Kranken. Zuweilen auch kam einer oder der andere heraus in die Stube. Florien bemerkte auch Kinder unter ihnen, die er vergeblich indes zu sich zu locken suchte. Ein leises Staunen faßte ihn über die große Menge, die hier versammelt schien, denn immer waren es andere, die er drinnen vorübergehen oder heraus ins Zimmer treten sah. Oft kamen auch, wie es schien, neue Ankömmlinge vom Flur herein, und manche wieder schwanden durch die Flurtür still davon.

Etwas bedrückt durch all das wandte Florien sich seiner freundlichen Wirtin zu. Sie habe heute wohl hier Gäste genug, so meinte er, und möge sich seinetwegen keine Mühe machen. Wenn sie sein Lager nur ihm weisen wolle, sei er vollauf zufrieden. Auf seine ersten Worte hin schüttelte sie den Kopf, und über das letzte lachte sie verstohlen und herzlich vor sich hin, als ob etwas recht Drolliges ihr unterlaufen wäre. Vielleicht hatte er sich nicht richtig ausgedrückt, dachte Florien. Alsbald aber sah er, wie sie in einer Ecke der Stube ein Vorhangbett, das er bisher noch

nicht bemerkt, bereit machte und mit neuen Linnen und Decken zu belegen begann. Zwischendurch aber schritt sie, auch wo es nicht sein mußte, immer wieder in der Nähe der Tür vorbei, daß der alte Mann sie sehen konnte, und nickte und lächelte zu ihm hinein.

Nun stand sie drinnen bei ihm. ‚Wie glücklich bin ich, daß du hier bist, Cordula,‘ sagte der Mann mit leiser, klarer Stimme. ‚Es ist ein so großes Glück.‘ Und er griff nach ihrer Hand, und seine Augen wollten in Tränen versinken, während sie sanft und beschwichtigend ihm über die Stirne strich.

‚Wie kurz es war,‘ flüsterte er, ‚so kurz. Und die Kinder, wie klein sie noch waren, als du gingst. Du warst wie ein Licht, Cordula, das mein ganzes Leben mit Wundern erhellte. Aber ich wußte das nicht so genau, als ich das Licht in der Hand trug. Und erst die Sehnsucht der Finsternis, die folgte, malte mir ganz seinen Glanz. Ich habe dich so sehr geliebt, Cordula, und so wenig nur dich besessen.‘

Die Frau neigte ihre Lippen über die blasse Stirn des Duldenden. ‚Ich bin bei dir,‘ murmelte sie, und ein verklärtes Lächeln flog über seine Züge.

‚Und die Kinder,‘ setzte er dann in erregter Angst hinzu, ‚meinst du, daß sie kommen werden, die Kinder? Sie glitten mir so weit, weit weg im Leben. Weißt du es, wie es mit ihnen kam? Da war auch das mit dir schuld, Cordula, daß meine ganze Vaterliebe plötzlich nur ein wehes, wildes Erbarmen mit ihnen war. Mein Wollen hatte ihnen das Leben gegeben, von dem sie in der Unschuld des Nichtseins nichts gewußt und verlangt, und da stand ich vor ihnen als der bedrückteste Schuldner und wagte es nicht mehr, da ich das an ihnen getan, noch weiteres durch meine Wünsche ihnen zuzufügen. Im Gegenteil, mit immer gefüllten Händen stand ich wie ein erfinderischer Sklave vor seinen jungen Gebietern, um nur alles und jedes, nach dem sie auch nur halbbewußt verlangten, zu erfüllen. Es tat nicht gut, Cordula, und ich machte sie nicht glücklich damit. Und als sie später, den Weg nur verfolgend, den ich ihnen gewiesen, mir grausam aufs Herz traten und ich im Zorn meiner Schmerzen zu spät sie zu ändern gedachte, da wurde es nur noch schlimmer. Ich habe sie nicht mehr, Cordula, und selbst da du nun bei mir bist, weiß ich nicht, ob sie kommen werden.‘

Das Antlitz an sein schneeblasses Haupt gedrückt, schien die Frau ihm allerlei Sanftes und Tröstendes ins Ohr zu flüstern.

‚Wie habe ich sie geliebt, diese Kinder,‘ seufzte der Mann, ‚und niemand hat mir wehgetan wie sie. Cordula, du Gute, du glaubst es dennoch, daß sie kommen werden?‘

Die Frau hatte sich von ihm aufgerichtet und schien mit stillen, gerade-

ausblickenden Augen in die Ferne zu spähen und zu lauschen. Ein paarmal wandelte sie hinaus bis an die äußere Flurtür, die sie öffnete, daß man die Nachtluft dunkel sausend ums Haus ziehen hörte. Dann endlich, als sie einmal wiederkam, nickte sie dem Manne, der mit fragendem Ruf sich halb aufrichtete, leise verheißend zu.

‚Es ist Marianne,‘ murmelte sie. ‚Sei gut zu ihr. Sie stehen am Hause und wagen sich nicht herein.‘

‚Marianne, mein Kleinod,‘ sagte der Mann in einem herzzerreißenden Ton, der zwischen Liebe und Kränkung schwankte, und blickte erwartungsvoll nach dem äußeren Raume heraus.

Da sprang auch schon wie in Hast die Türe auf, und ein seltsames Paar stand auf der Schwelle.

‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . .
Der Jüngling hatte ein Mädchen lieb,
Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt' weder Vater noch Mutter . . .‘

Das deutsche Lied kam Florien unwillkürlich in den Sinn. Da standen sie, sich umschlungen haltend, als ob sie plötzlich lebendig geworden wären, die beiden Gestalten des irrenden Paares. Das Mädchen noch mit den Merkmalen häuslicher Zucht und Ehrbarkeit in der äußeren Erscheinung, aber zerrissen und verwühlt von Entbehrung und Leidenschaft und in den blauen Augen den zehrenden Blick glühender Sehnsucht nach dem Leben, die der Schande und dem Tode selbst nicht weicht. Und der Gefährte neben ihr mit düsterem, schönem Angesicht, aus dem Trotz und heißes Begehren sprachen. Aus dieser Seele schlug sie empor, die wilde Flamme des Willens, die dieses Mädchen von sich selber fortriß und aus dem umfriedeten Vaterhause, aus dieser Brust brach das Verhängnis, das die beiden hinwegführte in die Welt, in die Nacht, in den Tod — —

Wie ein flüchtiger Traum wollte es plötzlich durch Floriens Sinn fliegen. Wo hatte er dieses Paar nur schon gesehen? Nicht in der Phantasie des deutschen Liedes, nein, leibhaftig wie es jetzt dastand, den leidenschaftdurchwühlten Blick des Mädchens, das dunkle Angesicht des Freundes, das sich über sie neigte — wo nur, wo?

‚Es wußt' weder Vater noch Mutter . . .‘

‚Marianne,‘ sagte der alte Mann im Tone des Vorwurfs und der Liebe, und da machte das Mädchen sich auch schon von dem Genossen los und sank mit einem Schrei an seinem Lager nieder. ‚Marianne,‘ flüsterte der Kranke halberstickt, ‚wie hast du's nur vermocht? Ich hätte sterben mögen eher, als daß ich dir ein Leid tun wollte, und dir ward es so leicht. Hast du ihn denn wirklich so lieb gehabt, Marianne? Warum kamst du nicht und hast mir's gesagt, wenn du ohne ihn nicht mehr sein konntest?

Marianne, warum tatest du mir das, warum? Und warst glücklich draußen und dachtest meiner nicht mehr! Und ward dir niemals leid, was du mir getan!‘

‚Vater, Vater,‘ schrie das Mädchen auf, ‚wer sagt dir das? Wie weißt du, daß mir's nicht leid tat? Die Hölle trug ich im Herzen neben aller Glückseligkeit. Mein Glück war wie ein Strauß wilder Rosen, den ich stahl und dessen Dornen mehr schmerzten fast, als sein Duft erquickte. Und dennoch mußt' ich, Vater! Denn das war wie eine Riesengewalt — wie ein mächtiges, sausendes Flügelpaar, das mich fortriß, war meine Liebe! Er wollte, und ich war nicht mehr und wußte nichts mehr, wo er gewollt! — O Thom, Thom,‘ wandte sie sich nach dem Geliebten um, ‚sei mir nicht böse, du weißt es, wie ich dich geliebt, und wie ich gelitten. Ja, gelitten, Vater, denn ich hab' es getan und doch nicht vermocht es zu tragen. Verfolgt hat es mich durch helle Wandertage und durch dunkle, träumende Nächte, was ich dir zugefügt. Komm, Thom,‘ sagte sie, des Freundes Hand ergreifend und ihn zu sich niederziehend, ‚du sollst nicht so trotzig abseits stehen. Wir hatten kein Glück, Vater, bis zur letzten Stunde nicht, der Grund unseres Lebens war roter Schmerz und unser Genießen nur ein traumhaftes Vergessen.‘

‚Sie haben gehabt weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben.‘

Und Florien erinnerte sich plötzlich eines kalten, fröstelnden Herbstabends daheim auf seinem Gut in der Lorraine. Da waren zwei gekommen, ein Mädchen, blaß, mit blau angelaufenen Lippen, mühsam nur gestützt von dem Gefährten, der einen Zug der Verzweiflung im fiebernden Angesicht trug. Sie mußten über die deutsche Grenze gekommen sein und kannten weder Ort noch Sprache. Bei Nacht aber, im Stroh der Scheune, gab das Mädchen einem Knaben das Leben, und am Morgen lag sie bleich und kalt mit gebrochenen Augen. Der Bursche flackerte tagelang wie ein Irrlicht in Hof und Haus umher, dann warf ihn die Krankheit, die er in sich trug, nieder, und er stand nicht mehr auf. Das alles lag weit zurück, und Florien gedachte dieser Dinge kaum mehr, selbst wenn er dem Knaben Martin daheim begegnete, der auf seinem Hofe aufwuchs, ein munteres Vermächtnis jener traurigen, herbstlichen Nacht. Jetzt aber wußte er, daß an jene beiden diese da ihn erinnerten.

Vielleicht von dieser Erinnerung angezogen, stand Florien selbst plötzlich drinnen in der kleinen Stube am Bette des alten Mannes. Und zu seinem grenzenlosen Staunen sah er auf einmal auch den Knaben Martin vor sich, dessen er eben gedacht und der mit scheuen Blicken um sich schaute. Der Kranke aber richtete seine grauen, tiefen Augen bittend auf ihn selber und ergriff seine Hand. ‚Sie werden gut zu ihm sein, Herr, nicht wahr? Sie

werden für ihn sorgen und ihn behüten, daß er ein guter Mensch wird.' Er stieß einen tiefen Seufzer aus. ‚Die Jungen, Cordula, die Jungen — sie kommen nicht mehr,' klagte er.

Als Florien von seinem Staunen über die Wendung, die die Szene plötzlich genommen, sich halbwegs erholt hatte, war er von der Gruppe wieder abgetrennt und konnte trotz eifrigen Umherspähens weder das Paar noch den Knaben mehr erblicken. Es gingen andere Leute ab und zu, die mit dem Alten ein Wort tauschten oder auch nur stumm seine Hand drückten.

Die liebliche Frau im dunklen Gewande aber war wieder vor die Hausschwelle hinausgetreten und rief zwei Namen in die Nacht hinaus. ‚Franz — Emanuel! Franz — Emanuel!' klang es bis herein in die Stube. Florien hatte niemals so seltsam rufen gehört. In langsamen, regelmäßigen Abständen geschah es und war, als ob aus einer großen geheimnisvollen Stille in eine noch größere geheimnisvolle Stille hinübergerufen würde. ‚Franz — Emanuel! Franz — Emanuel!' klang es, und hinter der letzten Silbe blieb es für den Lauschenden wie ein Schauer einer unbekannten Erwartung stehen, was diesem Rufe wohl folgen würde.

Unter den Leuten, die indessen ein- und ausgingen und von denen Florien nicht begreifen konnte, wo sie alle im Hause herkamen, war nun auch eine Reihe Jäger und Herren eingetreten, die einzeln zu dem alten Mann hingingen und ihm die Hand reichten. Und zu seiner grenzenlosen Überraschung bemerkte Florien plötzlich, daß unter den Letzten der Herzog, sein Freund und Gastgeber, von dem das Unwetter auf der heutigen Jagd ihn weggesprengt hatte, mit hereingekommen war. Florien sah, wie der alte Mann sich in den Kissen erhob mit einem Ausdruck von Ehrfurcht und Freude, und er sah, wie der Herzog sich huldvoll ihm zuneigte, er sah dessen wohlbekanntes Lächeln, bei dem Zähne und Augen zugleich aufblitzten — —

Als beim Verlassen des Raumes der Herzog nahe an ihm vorüberging, da faßte Florien sich ein Herz und ergriff den Arm des mit gesenktem Blick Vorüberschreitenden. ‚Du hier, Herbert?' fragte er leise. Der Herzog hob das Gesicht empor und starrte ihn an mit dem Ausdruck eines Schlaftrunkenen, der ums Erwachen kämpft.

‚Ei, Florien,' sagte er lächelnd und ein wenig lallend, ‚also hierher verschlagen — wir sind in Weißenfurt drüben — —'

‚Franz — Emanuel!' rief es noch immer so seltsam draußen, und dann saß plötzlich ein hünenhafter Mann mit rötlich lockigem Haar und Bart drinnen am Lager. Um seine Brust spannte sich ein abgerissenes Sträflingsgewand. So saß er regungslos mit trotzig zusammengepreßten Lippen, den Blick wie in Groll und Trauer auf seinen Vater geheftet.

‚Franz,‘ bat und flehte der Alte, ‚so sag doch ein Wort, nur ein einziges Wort. Wie ist das gekommen mit dir? Wie konnte das so weit kommen? Du warst doch so gut und ehrlich, Franz! Ich kann's nicht begreifen, noch heute so wenig, als da ich es hörte. Wer hat dich so schrecklich verführt, daß du bis dahin gelangtest? — Warum sprichst du nicht, Franz? Grollst du mir? Du sollst es nicht, Franz. In kurzer Zeit wirst du zentnerschwer daran leiden, daß du mir gegrollt hast. Wenn alles vorüber ist, alles, da du mir noch Liebes hättest tun können, dann wirst du mich anders sehen als jetzt, und auch dich selbst wirst du anders sehen. Denn die Toten sind ein Spiegel, in dem wir uns seltsam klar erblicken. Und vieles wird dir dann leid sein, wenn es nichts mehr helfen kann.‘ Der hünenhafte Mann barg mit einem Aufstöhnen das Gesicht in den Händen, sagte aber kein Wort. Der Alte sah ihn lange stumm und traurig an. ‚Du hattest früher ein Lachen, Franz,‘ fuhr er dann fort, ‚das klang, als ob alle Welt voll Licht sei, als ob der Frühling draußen durch die Zweige sich schwänge und als ob alle Menschen im Grunde ihres Herzens gut wären. Man wurde gläubig und froh, wenn man dieses Lachen hörte. Kannst du noch so lachen, Franz?‘

Der Mann schüttelte mit verlorenem Blick hilflos das Haupt.

‚Du mußt es wieder lernen,‘ murmelte schmerzlich der Alte. ‚Wenn du es wieder kannst, wirst du gerettet sein. Und du wirst es eines Tages wieder können, Franz, ich versichere es dir heilig in dieser Stunde. Du wirst dann plötzlich froh sein und wirst nicht wissen weshalb. Und du wirst meiner denken und wirst nicht wissen warum. Aber das tut nichts, wenn du nur glücklich bist.‘ Erschöpft sank der Greis in die Kissen des Lagers zurück. ‚Daß ich euch alle so unselig schauen muß,‘ seufzte er und richtete sich dann plötzlich fieberhaft wieder empor. ‚Noch eines, Franz,‘ stieß er mühsam hervor, ‚noch eines, womit ich seit Jahren mich quäle und abringe, und das du allein vielleicht weißt von uns. Denn du wußtest am längsten um seine Wege. Wo ist Emanuel, Franz? Um aller Heiligen willen, sag mir das einzige, wo ist Emanuel, und was ist mit ihm geworden?‘

Der schweigende Mann tat zum erstenmal eine lebhaft erwidernde Bewegung und richtete seine Augen entsetzt und traurig auf den Fragenden. Er schien etwas sagen zu wollen und fand doch die Brücke des Wortes nicht. ‚Vater,‘ sagte er endlich, und es klang halb drohend, halb warnend wie ein dumpfer Klagelaut. Dann schwieg er wieder still.

Zugleich war ein ungestümer Lärm an der Türe draußen hörbar geworden. Im nächsten Augenblick öffnete sie sich, und ein junger Mann wankte über die Schwelle herein. Sein Anblick war entsetzenerregend. Vornübergebeugt, mit einem qualvollen Ausdruck um Lippen und Augen

stand er da, den ganzen Körper wie von Krämpfen der Verzweiflung geschüttelt. Sein blondes Haar, das wirr in die totenblasse Stirn hing, war dick verklebt von einer roten, zähen Masse, die an der linken Seite des Scheitels an einer Stelle ihren gräßlichen Quell zu haben schien. An der rechten Schläfe aber an sichtbarem Punkte hob sich grell ein kreisrundes, dunkelrotes Loch von der blassen Umgebung.

In wortlos ringendem Schrecken hatte der Alte nach der Erscheinung hingestarrt. ‚Emanuel,' schrie er dann plötzlich auf mit furchtbarer, herzzerreißender Stimme, ‚Emanuel, mußte das sein?'

Da wankte der junge Mann ganz nahe an ihn heran. ‚Es ist zu spät, Vater,' rief er zusammenbrechend, und seine Stimme klang wie die eines Gehetzten, Verirrten aus fernen, unsagbaren Tiefen des Elends. Und während Florien, der die Szene nur halb verstand, zurückwich wie angeloht von den heißen Flammen unfaßbaren Schmerzes, während er bei der erschütternden Erscheinung dieses Vorgangs dachte, daß die grelle Flut unendlichen Leides den alten, gebrechlichen Greis da ersticken und zermalmen müßte, da nahte von außen plötzlich ein ganz Neues und seltsam Wunderbares heran. Die Türen bis ins Freie hinaus standen mit einem Male weit und wie wartend offen. Von ferne aber kam es, als ob die Stille der Nacht draußen plötzlich in Tönen erklänge, als ob das leise Brausen in den Bäumen und über den Bergschneiden zu wundersamen und unbegreiflichen Gesängen schwelle und als ob das Weben und Duften der Täler und Gründe in fremdartigen Stimmen und Worten flüsternden Ausdruck fände. Es war, als ob alles, was schweigend, dunkel und dem Menschen unverständlich in den Geheimnissen der stummen Natur verschlossen läge, plötzlich einen traumhaft lieblichen Weg fände seiner eigenen tiefsten Offenbarung, als ob in diesem Augenblick in erschütternder Herrlichkeit da draußen all das Wahrheit und Ganzes würde, wovon nur je ein gottbegnadeter Dichter und Künstler in den entrücktesten seiner Träume ein paar leuchtende Splitter herabgeraubt auf den Boden einer verstoßenen Welt.

Wie eine deutliche Straße aber, aus Fernen kommend, nahm dieses Wunder seinen Weg nach dem Hause heran, und alles Sein und Denken war nur noch ein atemloses Lauschen danach. Nun rauschte es auf dem Platze vor dem Hause auf wie Hunderte von blühenden Frühlingsbäumen, die Duft und Blütenschauer durch die Fenster und über die Schwelle streuten, ein Schwall von Lauten und Vogelstimmen schluchzte, als ob die Welt draußen in lichter, nie gestalteter Schönheit läge, und dann trat aus all dem Weben und Fluten langsam und herrlich ein Mann herein von dunkler Gestalt, aber mit wundersam schönem Angesicht, in dessen Anblick man sich auf Dinge plötzlich klar zu besinnen meinte, die man doch

niemals erlebt und gewußt. Florien fühlte sich wie zurückgedrängt und benommen von dem wundersamen Eindruck, der von dem Fremden ausging, er fühlte noch, wie er auf die Kissen des Lagers hinsank, das die freundliche Frau ihm bereitet, und wie es heiß über seine Wangen herabströmte, als ob alles Schönste und Seligste an Wonne des Daseins ihm widerfahren sei in dieser Stunde. Dann war es noch, als ob er die dunkle, süße Stimme seiner verstorbenen Mutter hörte, wie sie einst über seinem Kinderlager Lieder sang, die wie freundliche, seltsame Vögel geflogen kamen aus der großen Welt draußen, die er noch nicht kannte. — Und dann wußte er nichts mehr von sich.

◆ ◆ ◆

Nach dem regnerischen Abend war es ein klarer Morgen, an dem der herbstliche Vogelsang hell die Luft durchdrang, während der Frühwind in kurzen, zärtlichen Schauern durch das fahle Geblätter der Bäume sich schwang, als Florien fröhlich und frischen Gemütes, den Stutzen über die Schulter geworfen, die Straße nach dem Dorfe wieder hinabschritt. Der Verdruß der gestrigen Störung des Jagdvergnügens und der damit verbundenen Unannehmlichkeiten war verflogen im Angesichte des heiteren Tages. Mit einem leichten und frohen Gefühl war Florien in seinem nächtlichen Quartier erwacht, und die Vorgänge, die sich am gestrigen Abend hier abgespielt hatten, lagen als ein wirres, buntes Bild in seiner Erinnerung, in dem er Traum und Wirklichkeit nicht genau zu sondern vermochte.

Ganz leise stand er auf in der frühen Morgenstunde und bemühte sich, so wenig Lärm als möglich zu verursachen, um die Ruhe des alten, kranken Mannes da drinnen nicht zu stören. Die Türe zur Nebenstube war geschlossen worden, und im ganzen Hause war es totenstill. Gleichwohl erwartete Florien jeden Augenblick, daß seine liebliche, aufmerksame Wirtin irgendwo plötzlich hereinschlüpfen werde. Dies aber geschah nicht, obwohl er schließlich doch mit aller Vorsicht sich bemerkbar zu machen trachtete. Das Haus lag in einer Ruhe, als ob es außer ihm keinen Bewohner beherbergte. Müde seines vergeblichen Beginnens, beschloß Florien endlich doch, seine freundliche Wirtin, deren Gleichgültigkeit gegen ihren Gast ihn ein wenig verwundern wollte, ohne Gruß zu verlassen. Er legte ein größeres Silberstück auf den Rand des Tisches, an dem er gestern gesessen, und trat dann, den engen Flur durchtastend, über die Schwelle des schlafenden Hauses hinaus auf den Grasplatz, wo ihn der Morgen mit kühlen, fröhlichen Armen empfing.

Am Wirtshause angelangt, fand Florien einige der Jäger bereits beim Frühschoppen vor. Sie meinten, man solle ruhig die Ankunft des Herzogs erwarten, da nach dem Plane des heutigen Tages der verabredete

Versammlungspunkt ohnedies in der Nähe hier sei. In längstens einer Stunde werde er gewiß da sein. Ob man ihm nicht etwa doch nach Weißenfurt entgegen solle, meinte Florien. Er sah, wie ein paar der Jäger das Lachen unterdrückten. Woher denn der Herr wissen wolle, daß der Herzog gerade in Weißenfurt sei, fragte dann einer. Das sei ja bei der Lage des Ortes geradezu das Unwahrscheinlichste.

Florien biß sich auf die Lippen. Der Name Weißenfurt war ihm so unwillkürlich nur entschlüpft, und erst jetzt dachte er jener besonderen Szene der Nacht, in der er den Herzog zu sehen gemeint. Einen Augenblick lang wollte ihm die offenkundige Sonderbarkeit seiner Erlebnisse recht deutlich zum Bewußtsein kommen. Doch schwand diese Empfindung bald wieder, als er erst planlos, wie er die Zeit hinbringen sollte, die kurze Dorfstraße hinaufschritt, und dann die Lust ihn ankam, die Stunde, die ihm blieb, zu einem Wege über die Waldhänge und Höhen, die, wie er jetzt im ersten Morgenlichte sah, das in die Talmulde gestreckte Dörfchen anmutig umrahmten, zu benutzen.

Er wandelte also, befriedigt in der flüsternden Einsamkeit des Morgens aller Gesellschaft entronnen zu sein, auf einem träg gewundenen Bauernwege empor und schritt dann die Hänge entlang, die ihm einen nahen Blick über die weißen Häuser und Gassen drunten gewährten, dem indes bei dem weiten grünen Schweigen, das sich in der Höhe hier ausbreitete, gleichwohl etwas vom Reiz der Entrücktheit und Ferne anhaftete. Florien sah deutlich, wie es drunten im Dorfe lebendig wurde. Das ging und eilte und huschte hin und her in lichten und bunten Kleidern, in weißen Ärmeln und Arbeitsjacken, und rief und sprach und lachte. An das erwachende Geflatter der Vögel erinnerte es. Und die Anwesenheit der herrschaftlichen Jäger schien entschieden ein Grund besonderer Bewegung und Erregung zu sein. Zumal bei den rosenroten und hellfarbigen Kleidern. Wie viele Mütter mochten da wohl heute schelten, daß der Gang zum Brunnen oder zum Bäcker zu gar keinem Ende führen wollte. Ganz deutlich sah Florien die schmucken Gestalten der Jäger in ihrer graugrünen Tracht, wie sie in zerstreuten Gruppen oder auch einzeln drunten hin und wiedergingen, Bekannte oder Freunde begrüßten oder geschäftig da und dorthin eilten, zuweilen wohl auch mit den Besitzerinnen der hellroten Kleider sich zu schaffen machten, während das helle Klingen ihrer Nagelschuhe auf den Steinen des Dorfplatzes bis herauf klang.

Gerade gegenüber, nur etwas tiefer, als wo er stand, sah Florien das Haus, das ihm Unterkunft gewährt hatte, im ersten Sonnenscheine liegen. Er bemerkte jetzt, daß ein anderes Haus, seitlich im Winkel dazu stehend, in ziemlich naher Nachbarschaft lag und sein Gefühl der großen,

weiten Einsamkeit der Umgebung, das er da oben gehabt, nicht rechtfertigte. Vor der Haustüre, aus der er heute morgen so unbeachtet geschritten, schienen jetzt mehrere Leute zu stehen. Ob wohl die freundliche, schwarze Frau unter ihnen war? Florien schwenkte seinen Hut hinüber. Aber die Entfernung war zu groß, und sie konnte ja nicht wissen, daß er jetzt da heroben stand und hinüberblickte.

Der Morgen ward golden und rot, und Florien empfand jene grundlose Heiterkeit, die die Natur, wo man sie im eigenen Hause aufsucht, dem Menschen ins Herz zu lächeln weiß. Der morgendliche Schall aus dem Dorfe drunten hatte etwas Zukunftsfrohes, etwas, das allen Sorgen und Grillen Hohn zu sprechen schien. Ein Knabe trieb seine Gänseherde über die Wiesen hinaus. Er sang. Und der Hall dieser etwas überlauten und schrillen Knabenstimme hatte in der reinen Herbstluft ein seltsam Sehnsuchtweckendes, als ob sie tief hineinirrte in die Stille und Einsamkeit, und als ob irgend ein süßes, dunkles Geheimnis der Natur oder der Ferne ihr lächelnd lauschte aus verborgenem Versteck.

Gleich darauf gellte in kurzen, gerissenen Schlägen der hohe Klang einer kleinen Glocke vom Kirchturm her. Es wollte etwas peinlich Mahnendes in dem Ton liegen, der so jäh den lebengewordenen Traum der Stille zerriß, und auch drunten im Dorfe schien der Klang Aufmerksamkeit zu erregen. Man stand in Gruppen, fragte sich, gab Antwort, die Männer nahmen die Hüte vom Kopf. Dann schwieg die Glocke, und alles ging wieder seinen vorigen Gang.

Florien fand es nun an der Zeit ins Dorf zurückzukehren, und trachtete auf einem abwärts führenden Feldpfade die Straße wieder zu gewinnen. Kurz ehe er ihre Tiefe erreichte, gelangte er an den Ortsfriedhof, der hier auf einem stillen Platze abseits vom Dorfe lag und den er, da der Weg geradezu hindurchführte, betrat. Nach der malerischen Lage dieses stillen Gartens hatte er sich wohl besondere Schönheiten erwartet und war etwas enttäuscht, nur die landläufigen, kunstlosen, ja, auch geschmacklosen Steine zu erblicken neben aufrechten, schiefen und verfallenen Holzkreuzen. Es war kein besonderer Friedhof, sondern nur ein Friedhof überhaupt. Da standen die gebräuchlichen Thujen und Trauerweiden mit dem halb unsympathischen Beigeschmack einer steifen, unnatürlichen Pose des Schmerzes, dazwischen flammte jenes farbige Erschrockensein der Blumen empor, als ob sie angstvoll darunter litten, daß sie auf Gräbern stehen müßten, und es wie Schuld und Strafe empfänden. Als Florien einen Augenblick stehen blieb und sinnend hinblickte über diesen etwas verwahrlosten Garten der Vergangenheit, da brachte ihm plötzlich, er wußte nicht wie, irgend eine Einwirkung die Gestalt der lieblichen, dunkelgekleideten Frau von gestern so lebhaft vors Gedächtnis, daß er sie fast leibhaftig zu sehen meinte, wie

sie mit ihrem seltsamen Lächeln stand und ihn einließ. Gleich darauf merkte er, daß der Duft weißer Rosen, die eines der Gräber ganz und gar überwucherten, es war, der ihm dies Bild in die Erinnerung brachte. Es war ihm jetzt, als habe er auch in jenem Augenblick den Duft weißer Rosen gefühlt. Und als er zufällig seine Augen nach der Inschrift des Grabsteines hob, las er: Hier ruhet Frau Cordula Adam, geboren 1843, gestorben 1866. Er wußte nicht recht, was ihn an diesem kleinen Erlebnis und der Gleichheit des Taufnamens betroffen machen wollte. Aber wie ein leiser Schauer flog ihm der Duft der weißen Rosen nach, als er den Friedhof verließ. —

Drunten auf dem Dorfplatz vor dem bescheidenen Gemeindehause traf Florien einige Minuten später mit dem Herzog und den übrigen Jagdteilnehmern zusammen. Sie waren tatsächlich von Weißenfurt am Morgen herübergekommen. Der Herzog, dem der alte Gregor irgendwelche angelegentliche Mitteilungen zu machen schien, war eben im Begriffe, in das Haus zu gehen. Als er Floriens ansichtig wurde, winkte er ihm in seiner fröhlichen, herzlichen Weise über die andern hinweg zu.

‚Nur noch eine Minute,' rief er, ‚dann setzen wir uns sogleich in Marsch. Es ist da bloß eine Sache zu erledigen, und es spart mir viel Zeit, daß ich just an Ort und Stelle bin. Mein alter Waldhüter Adam starb diese Nacht hier im Ort — eine ehrliche, gute Haut, aber verworrene Verhältnisse — — Sofort meine Herren!' Damit verschwand er durch die Tür.

Etwa zehn Minuten später schritten sie alle die Dorfstraße hinab, Florien an des Herzogs Seite. Der Herzog sprach lebhaft und scherzend von ihrem gestrigen Abenteuer, während Florien etwas still und nachdenklich blieb.

‚Übrigens sollst du ja so überraschend richtig vermutet haben, daß ich in Weißenfurt sei,' bemerkte der Herzog.

Im selben Augenblick führte sie ihr Weg nahe bei den beiden Häusern an der Berglehne vorüber.

‚Da wir eben vorbeikommen,' sagte Florien, ‚möchte ich doch meiner freundlichen Wirtin noch meinen Dank sagen, von der ich heute morgens ohne Abschied weglief.'

‚Ach ja, der Försterswitwe,' sagte der Herzog, rief aber gleich darauf hinter Florien her: ‚Halt, Florien, wohin? Das Haus, auf das du zugehst, ist das meines verstorbenen Waldhüters Adam.'

‚Es ist gleichwohl dasjenige, in dem ich übernachtet habe,' entgegnete Florien betroffen.

‚Das kann nicht sein, die gestrige Dunkelheit hat dich getäuscht,' meinte der Herzog.

‚Sicher nicht,‘ gab Florien zur Antwort, und wie um sein Wort vor dem ungläubig lächelnden Herzog zu bekräftigen, war zugleich von dem anderen Hause her eine alte, behäbige Frau gekommen, die die Jäger fragte, warum der fremde Gast, den sie ihr gestern angekündigt, weggeblieben sei. Es wäre alles für ihn bereit gewesen, und er sei nicht gekommen. Die Jäger blickten sich an und schmunzelten ein wenig untereinander. Dieser Franzose war doch ein durchtriebener Vogel.

‚Herbert, ich schwöre dir,‘ sagte Florien im Weitergehen, ‚daß ich in diesem Hause war, daß ich den sterbenden Waldhüter sah, daß seine Frau mich freundlich empfing und versorgte —‘

‚Seine Frau? Lieber Florien, seine Frau liegt seit über vierzig Jahren drüben auf dem Kirchhof. Der Mann war ein Sonderling und lebte seit langem ganz allein im Hause, das grau und verstaubt sein soll wie ein Krähennest. Niemand war bei ihm, als er starb. Der Bauernbursch, der ihm jeden Morgen Brot und Milch brachte, hat durch Zufall seinen Tod entdeckt. Es waren da, wie gesagt, verworrene Verhältnisse.

‚Ich weiß —‘ fiel Florien ihm ins Wort, ‚seine Kinder! Die Tochter lief mit einem Taugenichts davon, der eine Sohn kam ins Gefängnis, vom anderen weiß man nichts mehr — er schoß sich irgendwo draußen eine Kugel durch den Kopf. Im Unfrieden gingen sie alle drei von ihm, und der Alte war ein gebrochener, einsamer Mann.‘ Und er erzählte im Voranschreiten sein ganzes seltsames, nächtliches Erlebnis.

Der Herzog lauschte schweigend der Erzählung, indem auf seinem Antlitz der Ausdruck aufhorchenden Staunens und Interesses mit dem der Ungläubigkeit abwechselte.

‚Und wenn ich dir sage, Herbert,‘ setzte Florien mit Eifer hinzu, ‚daß der Enkel dieses alten Mannes, der Sohn jener flüchtigen Tochter, auf meinem Gute daheim zur Welt kam und erzogen ward, und daß ich dem Alten heute nacht in die Hand gelobte, auch weiterhin für den Verwaisten zu sorgen — und wenn ich dir sage, daß du selber mir im Hause dort begegnet bist und ich es von deinen eigenen Lippen wußte, daß das Gewitter dich nach Weißenfurt verschlagen hatte?‘

Der Herzog blickte nachdenklich vor sich hin, dann aber schüttelte er doch wieder lächelnd den Kopf.

‚Du leidest an lebendigen Träumen, Florien,‘ sagte er, ‚oder du hast mit meinen Jägern gekneipt.‘



Die Fortschritte in der Erschließung Zentralasiens durch Sven von Hedins Reisen

Von Max Rieger

Im Herzen der größten Landmasse unseres Erdballs, in bedeutender Entfernung von den Weltmeeren gelegen, auf drei Seiten von mächtigen Gebirgsketten umschlossen und dadurch gegen ozeanische Winde geschützt, befindet sich Ostturkestans Wüste, dieser Teil des gewaltigen, Asien und Afrika durchziehenden Wüstengürtels, dieser Boden des einst postpliocänen Mittelmeeres, unter dem Einfluß eines ausgesprochenen Kontinentalklimas in einem vorgerückteren Stadium der Zerstörung als jeder andere, von denen er sich durch außergewöhnliche Anhäufung von Treibsand unterscheidet. Hier türmen sich Dünen bis zu sechzig Meter Höhe auf, wie weit auch der Blick schweifen mag, überall ein wogendes Sandmeer ohne Spur animalischen oder vegetabilischen Lebens, nur längs des Fußes der umrandenden Gebirgswälle umzieht ein blühender Kranz herrlicher Oasen mit reicher Vegetation, belebten Städten, Dörfern und schönen Kulturanlagen die tote Einöde. Ewiger Schnee deckt die bizarren Felskämme, blinkende Gletscher entsenden ihr kristallklares Wasser hinab in die Ebene, und kläglich versiegen im hoffnungslosen Kampfe selbst die größeren Flüsse in der trostlosen Sandwüste. Gar oft brausen heftige Stürme über sie dahin, erfüllen mit feinen Staubwirbeln die Luft und hüllen alles in erstickenden Dunstkreis.

Aus dieser dem Tarimbecken eigentümlichen Staubdunstatmosphäre ragen die starren Randketten des Kwenlun empor, mit ihren langen, wellenartigen Falten, unsagbar öden Kiesflächen, in wenig modellierter Form. Zwischen diesem uralten Gebirge und dem noch jungen Himalaja, dessen Gehänge zwischen wild zerrissenen Schluchten aus Indiens Dschungeln aufsteigen, dessen kühn gezackten Grate und schroffe Gipfel blendender Schnee und funkelnde Gletscher zieren, breitet sich die großartigste Anschwellung der Erde aus, das Hochland von Tibet. Marineblau schillernde Seen liegen in diesem schier unübersehbaren Gewirr mächtiger Bergrücken zerstreut, nur wenig Steppe mit hartem, gelblichen Gras. Hier, wo selbst mitten im Sommer die Schneeflocken ihr munteres Spiel treiben, Regenschauer und Hagelböen den ohnehin schlüpfrigen Boden in Morast verwandeln, wo die Gebirge im Dunkel der Nacht unheimlich drohend sich erheben und der Mond sein mattes Silber gespensterhaft über die verschneiten Felsspitzen gießt, wo unter starkem Donnerschlag die Erde dröhnt, das Krachen in den einsamen Gebirgsklüften dahinrollt und an den nackten Felswänden ein schauriges Echo weckt, hier ist das geheimnisvolle Reich des Dalai-Lama, ein politischer Zankapfel der benachbarten Nationen.

Diese merkwürdigen, infolge ihres geologischen Aufbaues so schwer zugänglichen Gelände sind deshalb erst spät in den Kreis exakter Forschung gezogen worden. Zumal edle Metalle größtenteils fehlten, materielle Vorteile dort nicht winkten, konnte man nur von Bestrebungen rein wissenschaftlicher Art darüber Aufschluß erwarten. Und doch boten wenige Teile der Erdoberfläche

so zahlreiche Probleme von solchem Interesse wie gerade Zentralasien. Hier den verwehten Spuren einer vergangenen Kultur nachzugehen, Geheimnisse dem schweigsamen Wüstensand abzulauschen, die über die Völkerwanderung Asiens Licht verbreiteten, die rätselhaften Ursachen der ungewöhnlichen klimatischen Veränderungen zu finden, Klarheit in das wirre Netz von Gebirgen, Flüssen und Seen zu bringen, die Quellen der größten Ströme des Kontinents zu entdecken, das alles mußte für den Forscher eine verlockende Aufgabe sein. Nur einige kühne Männer haben dazu beigetragen, unsere dürftige Kenntnis jener Gebiete zu vermehren, begreiflich also, wenn wieder in jüngster Zeit etwas der Schleier davon gelüftet wurde, und zwar von dem erfolgreichsten Asienforscher, dem durch die Fülle wissenschaftlicher Beobachtungen zu den bedeutendsten Reisenden der Gegenwart zählenden Schweden Sven von Hedin.

Seine Studien hatte Hedin — geboren am 19. Februar 1865 zu Stockholm — zunächst in seiner Vaterstadt betrieben, später die Universität Upsala bezogen, war darauf zur Vertiefung der wissenschaftlichen Vorbildung in Halle Alfred Kirchhoffs Schüler gewesen und in Berlin in jenes berühmte ‚Colloquium' Ferdinands Freiherrn von Richthofen eingetreten, der als Altmeister geographischer Wissenschaft diese in neue Bahnen gelenkt hatte, und aus dessen ‚Schule' so viele tüchtige Geographen verschiedenster Richtung hervorgingen. Von Jugend auf setzte sich Hedin das Tarimbecken und Tibet zum Ziel seiner Forscherlaufbahn; schon als Student war es ihm möglich, mit den bescheidensten Mitteln weite Wanderungen in Mesopotamien und Iran zu unternehmen, im Jahre 1890 konnte er sich der schwedischen Gesandtschaft an den Schah von Persien als Sekretär anschließen, bei welcher Gelegenheit er den Demawend erstieg; eine Reise durch Russisch-Turkestan führte ihn bis Kaschgar, um dort die geeignetste Operationsbasis für seine künftigen Forschungen zu erkunden. So mit der eigenartigen Landesnatur und dem Charakter des Asiaten vertraut, hat der kühne Schwede nun auf drei gewaltigen Expeditionen dieses ungeheuer ausgedehnte Arbeitsfeld kreuz und quer durchmessen, und das Routennetz weist eine äußerst verwickelte Linie von geradezu labyrinthischem Gebilde auf. Indem Hedin aber seine Reisen immer in mehrere Abschnitte teilte und, wenn möglich, zum Ausgangspunkt zurückkehrte, konnte er nach jeder Exkursion die gewonnenen Ergebnisse in Sicherheit bringen, sie vorläufig bearbeiten, seine Pläne bequem den Jahreszeiten anpassen und sich auf die weiteren Aufgaben gründlich vorbereiten.

I.

Ein düsterer Herbstabend war es, — am 16. Oktober 1893 — als Hedin von seinen Angehörigen bewegten Abschied nahm, ein ungewisses Schicksal vor Augen und doch die Brust geschwellt von Hoffnungen auf wichtige Entdeckungen. Die Eisenbahn führte ihn durch Rußlands endlose Wiesen und Felder nach Orenburg, von hier ging es im Tarantas, einem für die Steppe besonders eingerichteten Fuhrwerk, über die melancholischen Einöden der Kirgisen nach Taschkent, wo er mehrere Wochen mit den Vorbereitungen zu seinen Reisen in Pamir beschäftigt blieb. Denn in jenem, einer natürlichen Festung vergleichbaren Hochland, wollte er dessen geologische Beschaffenheit erforschen,

die Hydrographie und Entstehung des Großen und Kleinen Karakul, Rangkul und Bassikkul klarlegen, die Nivellierungserscheinungen der Übergangszonen zwischen abflußlosem und abfließendem Gebiet studieren, sowie das mächtige Mus-tag-ata-Massiv bezüglich seines Aufbaus, seiner Gletscher und der Geschwindigkeit ihrer Bewegung eingehend untersuchen.

Mitten im tiefsten Winter, im Januar 1894, begann der gefährliche Aufstieg zum ‚Dach der Welt'. In Hunderten von Krümmungen wand sich der schmale Gebirgspfad zwischen jähen Abgründen und lotrechten Felswänden hin zu halsbrecherischen Pässen empor, weite Strecken waren nur kriechend zurückzulegen, dann wieder mußten Spaten und Beile erst einen Weg schaffen. Schauerliche Kälte drang durch Mark und Bein, rasende Schneestürme raubten fast den Atem und ließen einen im Dunkeln tappen. Froh war Hedin, als er den Großen Karakul erreicht, auf dessen vereister Spiegelfläche seine Tiefenlotungen vorgenommen hatte und endlich in der russischen Festung Pamirskij Post gastliche Aufnahme fand. Dann wandte er sich ostwärts zum sagenumwobenen Mus-tag-ata, und obwohl er günstiges Wetter abwartete, sein Depot so hoch wie möglich anlegte, um von da aus über die Gletscher und Moränen hinweg den Gipfel zu erklimmen, so war doch alle Mühe vergeblich, und er begab sich daher nach Kaschgar. Um der drückenden Sommerhitze zu entgehen, unternahm Hedin nochmals mehrere Fahrten durch Pamir. In einem selbstgefertigten Segelboot wagte er sich auf den idyllisch gelegenen Alpensee, den Kleinen Karakul, hinaus; viermal versuchte er noch, den fleckenlosen Schneedom des Mus-tag-ata zu besteigen, erreichte sogar 6300 Meter, an weiterem Erfolge aber hinderten ihn die Beschwerden der Bergkrankheit. So untersuchte er nun die Alidschurkette und kehrte im Oktober nach Kaschgar zurück.

Als der herrliche, asiatische Frühling seinen Einzug in die Lande hielt, setzte Hedin seine Wanderung nach Osten fort. Am 10. April 1895 brach der Forscher von Merket, einem Dorfe am Yarkentdarja, auf. Ruhigen, würdevollen Schrittes zogen die Kamele beim dumpfen Klang der Karawanenglocken der gefürchteten Wüste Takla-makan entgegen. Anfangs ging es über Steppen mit vereinzeltem Gestrüpp, allmählich aber tauchten Dünen auf, nahmen ständig an Höhe zu und bildeten schließlich ein unübersehbares Gewirr starrer Sandhügel. Furchtbare Sonnenglut brütete über diesem endlosen Wüstenmeer. Die Märsche durch den schweren, heißen Sand waren äußerst anstrengend und zehrten alle Kräfte auf. War ein Kamm glücklich bezwungen, so türmten sich schon wieder neue Gipfel auf. Fast unerträglich war diese staubgesättigte Luft, öfters tobte einer jener fürchterlichen Wüstenstürme, die den Tag in Nacht verwandeln, einem die Sandschwaden ins Gesicht treiben und mit Ersticken drohen. Dazu kam noch eine entsetzliche Enttäuschung! Durch grobe Fahrlässigkeit eines Dieners, welcher die Wasserbehälter nicht genügend gefüllt hatte, trat Wassermangel ein! Die Lage war bitter ernst. Alles nur irgend Entbehrliche wurde zurückgelassen. Unter unsäglichen Leiden brachen die Kamele eines nach dem andern völlig erschöpft zusammen; umsonst grub man nach dem köstlichen Naß, man stolperte, man taumelte nur noch vorwärts. Am 1. Mai nahmen Hedin und ein Diener im ‚Todeslager' Abschied von den sterbenden Gefährten

Fritz von Uhde/Drei Modelle



und schleppten sich unter Aufbietung der letzten Kräfte in pechfinsterer, aber wenigstens kühler Nacht weiter ostwärts. Die Kehlen waren so vertrocknet, daß man kaum mehr flüstern konnte. Nach qualvollen Tagen zeigte sich fern am Horizont der so heiß ersehnte Waldsaum des Chotan-darja. Endlich trat man in den erquickenden Schatten altersgrauer Bäume. Nach einem letzten verzweifelten Suchen fand Hedin einen Tümpel erfrischenden Wassers und war — gerettet! Dann brachte er dem am Waldrande liegen gebliebenen Diener die kostbare Labung und traf am 8. Mai wieder auf Hirten, die ihre geringen Lebensmittel mit ihm teilten. Vorbeireisende Kaufleute versahen ihn mit dem Nötigsten; auch ein zweiter Diener stellte sich wieder ein, der auf einem Kamel wenigstens die wertvollsten, Geld und Instrumente enthaltenden Kisten gerettet hatte, und so ritt denn Hedin im Bette des Chotan-Flusses abwärts und über Ak-su nach Kaschgar. Während eine neue Ausrüstung aus Europa ankommen sollte, weilte Hedin im selben Sommer noch im Tagdumbasch-Pamir und verbrachte längere Zeit in liebenswürdiger Gastfreundschaft der gerade damals die Pamirfrage regelnden russischen und englisch-indischen Grenzkommission.

Auf der schon vom Venezianer Marco Polo bereisten Verkehrsstraße zog Hedin im Dezember 1895 von Kaschgar nach der uralten Stadt Chotan. Er besuchte die Ruinen des nahen Borasan, und aus den dort gefundenen Gegenständen läßt sich entnehmen, daß die durch griechischen Einfluß veredelte antike indische Kunst bis ins Herz von Asien gedrungen ist, daß Borasan von buddhistischen Pilgern als Wallfahrtsort besucht wurde, aber dort auch einst christliche Missionäre schon ihr Wirkungsfeld hatten.

Aber es reizte Hedin noch mehr der hochinteressanten Fragen zu beantworten, welche geheimnisvoll das Innere des Takla-makan birgt. Sollten, den zahlreichen Sagen gemäß, nicht in ihm Städte verschüttet liegen, Spuren einst blühender Kultur zu finden sein? Hedin folgte dem Bett des Kerija-darja, und gar bald traten Anzeichen der nahen Wüste auf. Wieder umgab das schweigende Sandmeer, das Dorado des wilden Kamels, auf allen Seiten die Karawane. Da aber der Sand hier niedriger, auch Grundwasser anzutreffen war, so lotste Hedin sie glücklich nach den Ufern des Tarim hinüber. Unterwegs entdeckte er tatsächlich die Ruinen zweier verschütteten Städte, hinreichende Funde gewährten ihm Einblick in ihren Charakter. Entgegen der sonst üblichen Bauart in Ostturkestan waren hier die Häuser nicht aus Steinen oder Lehm, sondern aus Pappelholz hergestellt und ein ganz anderer Typus. Die Städte lagen einst am Ufer des Kerija-darja, und wo jetzt der Sandsturm sein Wesen treibt, strömte früher an ihren Häusern und Tempeln das Wasser in zahlreichen Kanälen vorbei, gab es Bäche mit solcher Wasserkraft, daß sie schwere Mühlsteine in Bewegung setzten, trieb man Seidenzucht, Gartenbau und Industrie, verstanden die Bewohner ihre Wohnsitze und Heiligtümer auf kunstreiche Art zu schmücken! So sammelte Hedin auch reichlich Material betreffs der Ausbreitung des Wüstengürtels und der Wanderung der Dünen, welche sich im allgemeinen nach Osten bewegen, wie aus den alten Flußbetten ersichtlich ist. Nach einem kurzen Besuch von Schah-jar und des Bagroesch-köll folgte er

wieder durch die Urwälder des Tarim diesem flußabwärts, um nun das vielumstrittene Lop-nor-Problem zu lösen.

Nämlich auf seiner zweiten, durch ihre wichtigen Entdeckungen so wertvollen Reise fand der russische General Prschewalskij im Jahre 1876 das letzte Wasserbecken des gigantischen, Innerasien entwässernden Tarimsystems bedeutend weiter südlich, als es ältere Karten, so schon die von d'Anville und die 1863 in Wu-tschang-fu veröffentlichte verzeichnen, auf welch letzterer kein südlicher Lauf des Tarim angegeben ist, wohl aber ein großer, von mehreren kleineren umgebener See, namens Lop-nor, der ungefähr vom 41. Breitengrad durchschnitten wird. War nun der aufgefundene See mit dem Lop-nor der chinesischen Kartographen identisch, die bekanntlich höchst gewissenhaft nur Selbstgesehenes einzutragen pflegen? Sollte auch der Verfasser des alten Werkes, des Si-yü-schuei-tao-ki geirrt haben, wenn er so bestimmt von einem nördlicher gelegenen See spricht? Handelte es sich hier wirklich um eine völlig neue Seebildung, wie v. Richthofen behauptete*, oder hatte Prschewalskij Recht, wenn er meinte**, daß das entdeckte Süßwasserbecken keine Neubildung, sondern eben der Lop-nor der chinesischen Karten sei? Saugte der Wüstenboden so ungeheure Wassermengen auf, absorbierte die äußerst trockene Luft so viel Feuchtigkeit, daß die gewaltigen Wassermassen des Tarim und seiner Zuflüsse nicht einen dauernden See zu bilden vermochten? Veränderte denn der Tarim von Jahr zu Jahr derartig seine Lage, so daß auch sein Endpunkt, der Lop-nor, ein wandernder See sein mußte, der periodisch, gleich einem schwingenden Pendel, von Norden nach Süden und umgekehrt seine Fluten wälzt? Sollte man nicht in ihm einen Salzwassersee erwarten, wofür die ganze Beschaffenheit jenes Geländes, sovielerlei geologische Gründe sprachen? — Jeder Tagemarsch lehrte nun Hedin, wie sehr verwickelt dieses Flußsystem war; nicht leicht gelang es ihm, sich durch diese dichten Wälder und gelblichen Schilffelder den Weg zu bahnen; zuletzt fuhr er im schwankenden Boot an dieser infolge unzähliger Buchten und Halbinseln höchst unregelmäßigen Uferlinie entlang. Drückende Hitze lagerte über jenem miasmenreichen Sumpfgebiet, peinigende Mückenschwärme erschwerten die Untersuchungen, manchmal jagte der Flugsand in Wolken daher und überzog die Seen mit einem grauen Schleier. Das Endbecken erwies sich tatsächlich als ein See erst neueren Datums. Er befand sich damals in einer Periode der Abnahme; auch waren seine Ufer jeglichen Waldbestandes bar. Nicht minder auffallend ist der Umstand, daß Marco Polo, der als erster Europäer den südlichen Teil der Lopwüste durchzog und eingehend beschrieb, nichts von einem See gleichen Namens erwähnte. Nachdem es so Hedin geglückt war, die verwickelte Hydrographie jenes Gebietes zu klären und Nachrichten von den Eingeborenen zu sammeln, welche dahin lauteten, daß ihre Vorfahren an den

* ‚Bemerkungen zu den Ergebnissen von Oberstleutnant Przewalskys Reise nach dem Lop-nor und Altyn-tagh'. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1878, Band V, 121 ff.

** ‚Przewalskys Reise an den Lop-nor und Altyn-tagh' 1876/77. Petermanns Mitteilungen. Gotha. Ergänzungsheft 53.

Ufern eines nördlicheren Sees ihre Wohnsitze hatten und nach dessen Austrocknung im Süden ihre Hütten aufschlugen, verließ er die Lop-Gegend, um auf späteren Fahrten die Lop-nor-Frage endgültig zur Lösung zu bringen. Er kehrte, dem Südrand der Wüste folgend, nach Chotan zurück, um für die Durchquerung von Nordtibet sich gehörig zu rüsten.

Im Juli 1896 zog Hedins Karawane nach Osten. Bald ging es an fruchtbaren Getreidefeldern vorbei, bald kreuzte man zahlreiche Bewässerungskanäle und liebliche Oasen mit üppigem Pflanzenwuchs. Nordwärts verlor sich der Blick immer weiter in die Ebene, um fern am Horizont die ersten Dünenkämme des unheimlichen Sandmeeres zu gewahren, südwärts begleiteten sie die nahen Riesenmauern des Kwenlun, hinter dessen mächtigen Pallisaden schneeweiße Gletscher blinkten, die noch keines Europäers Auge sah, blaue Seen schillerten, deren Tiefen noch kein Forscher maß. Anfang August begann der beschwerliche Aufstieg über den Sarik-kol-Paß zum Hochland von Tibet. Nur zu bald machten sich die Widerwärtigkeiten bemerkbar, mit denen ein Tibetreisender zu kämpfen hat. Die Luftverdünnung verursachte schreckliche Atemnot, rasende Kopfschmerzen, Übelkeit und starkes Herzklopfen. Gegen das Zerspringen der Haut und Brechen der Nägel half man sich mit Einsalben. Häufige Schneegestöber, schwere Gewitterregen weichten den Boden derart auf, daß es fast bei jedem Schritt klatschte und die Tiere im Schlamm zu versinken drohten. Hin und wieder gab es etwas Steppe, aber das spärliche, vergilbte Gras war hart, stach wie Nadelspitzen, und nur vom Hunger getrieben vermochten es die Tiere abzuweiden. Dazu die grimmige Kälte! Kaum ein Tag verging, an welchem nicht eines dieser bedauernswerten Geschöpfe solchen ungewöhnlichen Beschwerden zum Opfer fiel. Hedin bezwang den Arka-tag, zog in einem Längstal nach Osten, passierte viele abflußlose Salzseen und erreichte nach fünfundfünfzig Tagen wieder den äußersten Rand menschlicher Wohnsitze. Nun ging es in das öde Zaidambecken hinab, am Kuku-nor vorbei. Hedin besuchte das berühmte Lama-Kloster Kum-bum, durchquerte die Schluchten des Nanschan, die Wüsten Alaschan und Ordos, traf Anfang März 1897 in Peking ein und kehrte durch Sibirien in seine Heimat zurück.

II.

In vollster Schönheit prangte der nordische Sommer, als Hedin — am 24. Juni 1899 — zur zweiten Expedition aufbrach. Wieder führte ihn die Eisenbahn durch Rußlands und Transkaspiens Gefilde nach Andischan, wieder ging es über die Pässe des nördlichen Pamir nach Kaschgar. Im September verließ er die Stadt und zog mit der Karawane nach Lailik, einem Dörfchen am Yarkend-darja, wo er sich von ihr trennte. Die Hauptmasse sollte auf der großen Straße über Korla wandern und mit dem Forscher im Lop-nor-Gebiet zusammentreffen, während er selbst sich auf einer Fähre von der Strömung des Tarim hinabtragen lassen, Breite, Tiefe, Stromgeschwindigkeit und Wassermenge des Flusses messen, seine merkwürdigen Verzweigungen, sein wechselndes Aussehen in den verschiedenen Gegenden studieren und in ununterbrochener Arbeit reiches Material zu einer gründlichen Monographie sammeln wollte. Von ihm existierte auch noch keine zuverlässige Karte; denn

nur streckenweise waren Forschungsreisende auf den dem Flusse folgenden Wegen, welche seine Krümmungen hin und wieder berühren, entlang gezogen. Wie verändert sah deshalb das bisherige Bild aus, als seine Karte fertiggestellt war; nicht bald ist der Lauf eines außereuropäischen Flusses so exakt gezeichnet worden*. Es war aber auch ein Genuß sondergleichen, am Arbeitstische im Schatten zu sitzen und die ständig sich ändernden prächtigen Landschaftsbilder an sich vorüberziehen zu sehen. Hier deckte üppiger Wald die Ufersäume, dort spiegelten einsame Pappeln ihre stolzen Kronen majestätisch in der glitzernden Wasserfläche, dann wieder traten hohe Sanddünen unmittelbar an den Fluß heran und dämmten ihn tunnelartig ein, bald schlängelte er sich, gleich einem silbernen Bande, in tausendfachen Windungen träge durch Steppen und Wüste. Jedoch, der Winter nahte. Man hatte mit dem Treibeis zu kämpfen, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß das Eis bei Jangi-köll den Weg versperrte, wo gerade die Karawane sich befand, und zwar an einem Ort, wie er als Ausgangspunkt für die folgenden Exkursionen in die benachbarten Wüsten nicht günstiger gelegen sein konnte. Auf ihnen wollte er Verständnis gewinnen für die Entstehung der zahllosen Seen**, die, gleich Blättern an einem Zweige, an engen und seichten Einflußkanälen am Tarim hängen und verschwinden, wenn der Fluß eine andere Richtung einschlägt; auf ihnen hoffte er auch die Ursachen der so heftigen und beständigen Frühlingswinde im Lop-nor-Gebiet und seiner weiteren Umgebung aufzuklären, also von Winden, welche die Konfiguration und alle übrigen morphologischen Erscheinungen jener Gegenden bedingen.

Mit magischem Zauber lockte das verderbendrohende Sandmeer. Aber diesmal wurde es weniger verhängnisvoll. Die Karawane konnte sich meistens in nach Südwesten streichenden Mulden mit festem Boden bewegen, die in bewundernswerter Regelmäßigkeit zwischen den hohen Dünen wiederkehrten. Aber der Leiden gab es noch genug, wenn der Buran mit aller Macht tobte und gräßliche Kälte die Glieder durchschauerte. Wie gern saß man dicht zusammengekauert beim flackernden Lagerfeuer, um etwas Wärme für den ausgefrorenen Körper zu erhaschen, während ringsum ungeheure Sandberge im Dunkel der Nacht gespenstisch aufragten, unzählige Sterne am Himmelszelt flimmerten und ihr fahles Licht über die stille, unheimliche Landschaft breiteten! Auf dieser Reise fand man doch vereinzelt dürftige Vegetation, auch Grundwasser, und Schneefall beseitigte wenigstens die Gefahr des Verdurstens. So wurde denn die Tschertschenwüste glücklich durchquert und Tatran erreicht, von wo aus Hedin einen Ritt nach Anderé unternahm. In den alten, ausgetrockneten Flußbetten des Tschertschen-darja und Eltek-tarim kehrte er ins Hauptquartier zurück.

Um nun das Lop-nor-Problem zu lösen, mußte Hedin vor allem die Routen seiner Vorgänger meiden, vielmehr die Gegenden aufsuchen, wo der frühere

* S. Hedin: ‚Scientific results of a journey in Central-Asia 1899/1902. Vol. I. The Tarim river‘. Stockholm 1904.

** S. Hedin: ‚The lakes beside the lower Tarim‘. Bulletin of the American Geographic Society. New-York. vol. 37 (1905) 78 ff.

Lop-nor den chinesischen Angaben zufolge gelegen haben sollte. Zu diesem Zweck brach der Forscher im März 1900 nach Osten auf, folgte dem in östlicher Verlängerung des Tarimhauptarmes sich abzweigenden, jetzt ausgetrockneten Flußbett des Kurruk-darja in die Gobi, identifizierte einen nunmehr verlassenen Weg als die einst von Korla an dem Norduser des alten Lop-Sees vorbei nach Sa-tscheou führende, von Festungsanlagen geschützte Heeresstraße und gelangte wirklich zu einem alten Seebeden, auf dessen Boden unzählige Limnäagehäuse zerstreut umherlagen; abgestorbener Wald fand sich an seinen Ufern, und überdies bewiesen glückliche Funde von verfallenen Häusern zur Genüge, daß dieses Gebiet ehemals besiedelt und ein günstigeres Klima besessen hatte. Diese archäologischen Entdeckungen waren Hedin als eine historische und ethnographische Bestätigung der ihm auf rein physikalisch-geographischem Wege gelungenen Lösung des Lop-nor-Problems von unschätzbarem Werte, so daß er den Reiseplan änderte und im nächsten Jahr unbedingt dahin zurückzukehren beschloß. Auf dem Weitermarsch nach Süden traf er wieder eine neue Seebildung des Kara-koschun an und steuerte den vielgeästelten Unterlauf des Tarim flußaufwärts bis zum Hauptquartier. Ende Mai verließ Hedin für immer Jangi-köll, und die Fähre führte ihre letzte Reise aus. Alle die Hydrographie des Tarim betreffenden Forschungen wurden zum Abschluß gebracht. Schließlich war Hedin froh, daß er diesem stickigen Sumpfgebiet den Rücken wenden konnte, um den nahenden Sommer auf Tibets kalten Hochebenen zu verbringen.

Im Tale von Mandarlik gönnte sich der Forscher noch einige Wochen Ruhe; dann aber ging es immer weiter nach Süden, über eine Unzahl von mächtigen Gebirgszügen hinweg, und viele neue Seen wurden entdeckt. Als aber die Hälfte des Proviants verbraucht war, kehrte Hedin um, hatte aber offenbar nicht bedacht, daß der erschöpfte Zustand der Karawane die Heimreise sehr verzögern mußte. Es machte sich daher auch der Vorratsmangel empfindlich bemerkbar, viele Tiere fielen den Strapazen zum Opfer, auch ein Mitglied der Expedition mußte in kühler Erde bestattet werden. Endlich kam man doch wieder nach Temirlik ins Hauptquartier. Die eben beendeten beiden meridionalen Reiserouten zwischen ungefähr dem 34. und 39. Grad nördlicher Breite und 88. und 91. Grad östlicher Länge waren von besonderem Werte* insofern, als sie interessante Querschnitte ergaben, in denen sowohl Höhenverhältnisse und Lage der Pässe, aber auch die absoluten Höhen der dazwischen liegenden Längstäler deutlich hervortraten, woraus die relativen Höhenmaße und die durchschnittliche Höhenlage der ganzen Profile abzuleiten waren. Auch verschaffte das Überschreiten der Bergketten einen besseren Überblick auf die Umgebung und gewährte einen tieferen Einblick in die innere Struktur dieser Gebirge, und mit den durch dasselbe Gebiet führenden Wegeaufnahmen anderer Forscher verglichen, war es möglich, wichtige Schlußfolgerungen betreffs des plastischen Aufbaus jener Länder zu ziehen und so einen relativ klaren Begriff von dem inneren Zusammenhang jener Gebirgszüge, ihrem Alter und ihrer Entstehung zu erhalten.

* S. Hedin: ‚Scientific results . . .' vol. III. ‚North- and East-Tibet.' Stockholm 1906.

Nach einem Abstecher zum Ajag-kum-köll zog Hedin im Januar 1901 zwischen den parallelen Ketten des Astin-tag nach Osten und bog dann nach Norden um; ein merkwürdiges Durcheinander von Terrassen, tief eingesägten Schluchten, von Tonkuppeln und Korridoren dieser Akato-tag! Schließlich verloren sich die Randketten in wellenförmiges Gelände, das allmählich in Wüste überging, und wieder hatte man die äußerst öde Gobi vor sich, nur ganz in der Ferne, weit im Norden, winkten aus dem Staubdunst die Ausläufer des Kurruck-tag verheißungsvoll herüber; denn dort mußten noch am ehesten Quellen zu finden sein, und wirklich fand auch Hedin zu seinem Glück die rettenden Eisschollen. Mittels seiner vorjährigen astronomischen Ortsbestimmungen gelang es ihm, die Ruinen wieder zu erreichen und noch weitere zu entdecken. Hier stand nun Hedin auf den Trümmern von Loulan, und enthüllten schon die rein geographisch-geologischen Untersuchungen recht deutliche Tatsachen, so hielt er jetzt ein bisher noch unbekanntes Stück Weltgeschichte* in den Händen, welches den Schlüssel zum Lop-nor-Problem enthielt und den Abschluß seiner jahrelangen Arbeit bildete. Diese Mitteilungen über die früher an dieser Stelle vorhanden gewesene Kultur waren von größtem Interesse für unsere Vorstellung von den so schnellen und gewaltigen Veränderungen der grundlegenden geographisch-physikalischen Bedingungen Zentralasiens**. Die aus dem Schutt ans Licht geförderten Gegenstände, die vielen hundert beschriebenen Papierfetzen, die vielen mit Schriftzeichen versehenen Holzstäbe berichteten davon, daß hier einst die Stadt Loulan gestanden, ihre Bewohner fleißig Handel und Ackerbau trieben und regen Verkehr mit den Nachbarorten unterhielten. Die Zeitangaben bewegten sich zwischen dem dritten bis vierten Jahrhundert nach Christus. Jene Gegend ist aber noch aus einem anderen Grunde recht charakteristisch. Sie liegt nämlich fast in einer Horizontalebene, und erst ein über die geringsten Niveauveränderungen Auskunft erteilendes Präzisionsnivellement, wo eben Kochthermometer und Aneroid die unbedeutenden Höhenunterschiede nicht genügend fixierten — auf 81,5 Kilometer nur 2,3 Meter Gefälle! —, belehrte Hedin über eine vorhandene Depression. An dem Ausgleich dieser geringfügigen Niveauunterschiede arbeiten nun unaufhörlich die herrschenden Winde, der vom Tarim mitgeführte Schlamm, der Flugsand trägt zur Füllung der Seebecken bei, und die regelmäßig wiederkehrenden Frühjahrsstürme drängen sie nach Westen. Aus physischen Gründen mußte die Wassermasse nach niedrigem Gelände abfließen, Vegetation und Tierleben entfaltete sich, Bevölkerung ließ sich an dem neuen Gestade nieder, und wenn Schlamm, Flugsand und faulende Pflanzenreste das Terrain ausgeebnet hatten, so vollzog sich dasselbe Phänomen in umgekehrter Weise. Das Lopnor-Problem war also im Sinne von Richthofen entschieden.

Anfang Mai 1901 erfolgte der Aufbruch nach Tibet. Einen höchst malerischen Anblick bot diese stattliche Karawane. Unter Glockenklang, Geschrei der

---

* Vergl. auch M. A. Stein: ‚Chinese Turkestan. Sand buried cities of Khotan', London 1904 und E. Sénart: ‚Un nouveau champ d'exploration archéologique. Le Turkestan chinois'. La Géographie. Paris. 12. vol. (1905) 361 ff.

** S. Hedin: ‚Scientific results . . .' vol. II. ‚Lop-nor'. Stockholm 1905.

Leute, Brüllen der Tiere setzte sich der gewaltige Zug in Bewegung. Kosaken, Russen und Burjaten mit ihren abgetragenen Uniformen, Mohammedaner mit ihren Tschapanen und Fellmützen, Eseltreiber, mehr einer Rotte von Landstreichern vergleichbar, und der als Dolmetscher fungierende Schereb-Lama in seinem roten Gewande eilten geschäftig zwischen den Lasttierreihen hin und her. Voran marschierte die Kamelkarawane mit ihren Führern, ihr schlossen sich Pferde und Maulesel mit ihren Treibern an, zuletzt folgte die Eselabteilung. Wie elend sollten sie am Ende des Jahres aussehen, wie verringert an Zahl, wie geschwächt an Kräften! Von neununddreißig Kamelen gingen dreißig zugrunde, von vierzig Pferden überstand nur eines die Reise, von den siebzig Eseln sah keiner die Heimat wieder! Wie mühselig mußten die unterwegs angelegten Sammlungen Tausende von Kilometern unter den ungünstigsten Verhältnissen mitgeschleppt, täglich, morgens und abends, diese vielen schweren Kisten und Säcke auf- und abgeladen werden! Immer ging es an grauschillernden, verwitterten Felsgehängen zu schwindelnden Höhen empor, dann wieder zu glitschigem Talboden hinab und durch mühsam zu überschreitende Flüsse weiter nach Süden; auch ein Marsch von Wochen veränderte nur wenig die Situation, stets blieb die Karawane der Mittelpunkt dieser rauhen Gebirgswildnis. Wohl zeigte sich öfters die hellgrüne oder dunkelblaue Spiegelfläche von Seen, aber ihr Wasser war salzig, und lenkte man die Schritte zu dem bißchen Steppe, so war deren Gras hart und abgefroren. Seltsamerweise zeigten sich diese Gegenden sehr wildreich. Zahlreiche Herden von Yaks, Kulanen und Antilopen waren zu sehen, Hasen, Füchse, Schakale und Wölfe fristeten ihr Dasein, auch Bären wurden zuweilen angetroffen, öfters Völker von Rebhühnern aufgescheucht. Hoch in den Lüften nahmen Scharen von Wildgänsen von den Sommerplätzen am Lop-nor ihren Flug über diese einsame Welt von Bergen nach den heißen Gefilden der Tropen. Als Hedin ungefähr den 33. Breitengrad erreicht hatte, wurde in der Nähe halbwegs erträglicher Weidegründe das Standquartier aufgeschlagen, und hier begann jenes kühne Lhasaabenteuer, das an sich ziemlich zwecklos war und nur der Lust nach Tatendrang und der Sehnsucht nach einer ungewöhnlichen, gespannten Lage entsprang. In trefflicher mongolischer Verkleidung, nur mit dem Nötigsten versehen, zogen Hedin, der Lama und der Kosak Schagdur in Eilmärschen gegen Lhasa. Aber schon in der Nähe des Bum-tso wurden sie von bewaffneter Macht aufgehalten, und mit nicht mißzuverstehender Gebärde um den Hals gebot der Gouverneur von Naktschu den ‚Pilgern‘ energisch die Rückkehr nach Norden. So traf Hedin noch einmal glücklich beim Hauptquartier ein. Am 25. August setzte er den Marsch nach Süden fort, mußte aber am Selling-tso nach Westen wenden, begleitet von Eskorten tibetischer Soldaten. Jetzt aber begann jene grausige Via dolorosa, auf der zwar Hedin durch häufige Rasttage den Kräfteverfall der Tiere länger hintanzuhalten glaubte, aber die vorgerückte Jahreszeit — das Thermometer fiel bis auf 30 Grad Celsius unter Null — um so schrecklichere Opfer forderte. Nachdem die entsetzlichen Leiden überstanden waren, erreichte Hedin zu Weihnachten Leh, dieses malerisch in der Nähe des oberen Indus an Felsabhängen gelegene Städtchen in Ladak. Einer Einladung des Vizekönigs Folge leistend,

besuchte der Forscher Indien und kehrte dann über Kaschmir, den Karakorum und Kaschgar in die Heimat zurück.

III.

Wieder wehte ein rauher Herbstwind über die Stoppeln, als Hedin — am 16. Oktober 1905 — von Stockholm aufbrach, um auf seinem Forschungsfeld ein neues Steinchen dem erhabenen Bau der Wissenschaft einzufügen. Aber diesesmal wählte er den Weg ‚Zu Land nach Indien'. — In hellen Flammen stand der Aufruhr an der Küste von ‚Kolchis', Mord und Gewalttätigkeiten waren an der Tagesordnung, und in den verödeten, einsamen Straßen von Batum hörte man das Gewehrgeknatter russischer Kosaken. Mit Mühe rettete sich Hedin von diesem blutigen Schauplatz unter die friedlichere Flagge des Halbmonds nach Trapezunt. Bedroht von kurdischen Räuberbanden, führte seine Reise über die schneebedeckten Bergrücken des wilden, öden Hochlands von Armenien, am stolzen Ararat vorbei nach Teheran, welches er anfangs Januar 1906 verließ. Die ersten Tagereisen führten am Rande der Wüste entlang. Eine unendliche Fläche graugelben Sandbodens dehnte sich aus, nur hin und wieder deckten Büsche von Saxaulstauden die kahle Einöde, aus der sporadisch zerstreute Inseln von kleinen, verwitterten Gebirgen aufragten. Gleich einem offenen Meer glitzerte in der Ferne verblauend die Spiegelfläche der gefürchteten Kewir. Diese ist eine ungeheuer flache Depression, ein gewaltiges Aufnahmebecken für alles in den benachbarten Gebirgen niederfallende Regenwasser, von einer festeren Salzkruste überdeckt, deren Tragfähigkeit mit Ort und Zeit wechselt. Zweimal kreuzte Hedin dieses trügerische, schwankende Moor und hatte auch Gelegenheit, dessen Breite festzustellen und zu sehen, wie es an seinen Rändern in trockene Wüste und dürre Steppe übergeht. Aber erst im Schatten herrlicher Oasen mit ihrem paradiesischen Frieden, wo die stolzen Kronen der Palmen rauschen, Brunnen plätschern und gleichsam ein leises Echo von den Liedern des Sängers Hafis aus Schiras' Rosengärten herüberweht, schaut er lachend auf die überstandenen Leiden. In Tebbes wohnte er als einziger ‚Heide' den alljährlichen Religionsspielen bei, diesen blutigen Orgien des schiitischen Fanatismus zur Erinnerung an die Kämpfe Husseins gegen die Kalifen und seinen Heldentod auf dem Schlachtfeld von Kerbela. Immer weiter ging es ostwärts, durch das pesterfüllte Seïstan, auf Renndromedaren durch die erstickend heißen Wüsten des nördlichen Belutschistan nach Nuschki und Quetta. Von hier führte ihn die Eisenbahn durch das Pendschab nach Simla, der Sommerresidenz des Vizekönigs von Indien und Hauptquartier des Generalstabes der englisch-indischen Armee.

Schon hier hatte er mit den ersten Schwierigkeiten zu kämpfen. Trotz aller gegenteiligen Vorstellungen verweigerte ihm die englische Regierung aus politischen Gründen die Erlaubnis, von Gartok aus nach Tibet vorzudringen. Man wollte offenbar jede Grenzstreitigkeit mit den Tibetern vermeiden, aber auch nicht die Verantwortung übernehmen, falls Hedin in Tibet etwas zustoßen sollte. Rasch entschlossen begab sich daher der Forscher auf dem schmalen, durch Kaschmir führenden Gebirgspfade, bald zur Rechten jäh abstürzende Felswände, bald zur Linken des Indus rauschende Wogen, nach Leh, wo die

Ausrüstung vervollständigt wurde. Er täuschte der indischen Regierung nun Ostturkestan als Reiseziel vor, in Wirklichkeit beabsichtigte er einen großen Bogen nach Norden auszuführen, von der Wüste Ak-sai-tschin aus in Tibet einzudringen, das ganze Land in der Diagonale zu durchqueren und vor allem den ‚weißen Fleck', jene noch völlig unerforschte, im Norden des oberen Indus und Brahmaputra sich ausdehnende Strecke zu durchziehen. In jener Terra incognita mußte doch die Wasserscheide zwischen dem abflußlosen Innerasien und den zum indischen Ozean fließenden Gewässern liegen!

Als am 14. August 1906 die stattliche Karawane unter Schellengeläute die Stadt verließ, bot sich wieder ein recht abwechslungsreiches Bild, begleiteten doch ein Eurasier, Hindus, Ladakis, Radschputen und Türken den Forscher auf seiner gefährlichen Wanderung. Nachdem der Lighten-See, Jeschil-kul und Pul-tso befahren und ausgelotet, zahlreiche Gebirgsketten überschritten, neue Seen und Flüsse entdeckt waren, traf man nach elf Wochen auf die ersten Nomaden, und immer tiefer ging es ins unbekannte Innere hinein. Den Weihnachtsabend verbrachte Hedin am Dumbok-tso und rastete erst längere Zeit am Nangtse-tso. Hier hielt ihn ein Gouverneur an, erlaubte ihm aber schließlich, den Weitermarsch nach Schigatse fortzusetzen. Am 28. Januar 1907 arbeitete sich die Karawane mühsam zum 5506 m hohen Sela-Paß hinauf; Hedin erkannte deutlich, daß dieser in der Hauptkette lag, die weiter ostwärts die bekannte Spitze Nien-tschen-tang-la trägt. Die folgenden Tagereisen ans Ufer des Brahmaputra bewiesen, daß man tatsächlich zum erstenmal die später von Hedin ‚Transhimalaja' getaufte Wasserscheide gekreuzt hatte. Herrschte auf der Nordseite, wie überhaupt im abflußlosen Nordtibet, flach wellenförmiges Gelände vor, so machten sich jetzt vertikale Linien geltend, und infolge reichlicherer Niederschläge auf der Südseite gab es überall mehr Flüsse und tiefer erodierte Täler als im Hochplateau. In idyllischer Fahrt ließ sich Hedin auf einem jener aus Yakhäuten gefertigten Sangpoboote stromabwärts tragen und erreichte am 9. Februar Schigatse.

Hedins Ankunft fiel gerade in die Zeit des tibetischen Neujahrsfestes. Aus allen Gegenden waren Leute zu den Feierlichkeiten zusammengekommen. Im Klosterpalast ‚Labrang' des benachbarten Taschilunpo, der Residenz des zweithöchsten Priesters in der lamaischen Hierarchie, wimmelte es auf Altanen, Galerien und Dächern, wie in den Höfen von Menschen, alle in möglichst bunte Farben gekleidet. Da sah man Frauen mit phantastischen Schmuckgegenständen geradezu überladen, chinesische Kaufleute, Pilger aus den indischen Grenzländern und den Steppen der Mongolei, in Nationaltracht jeglicher Art. In feierlicher Prozession wurde der Pantschen Rinpotsche von hohen Lamas zu seinem Platze geleitet, Tänzer in unheimlichen Masken und kostbaren Gewändern traten auf, mystischer Chorgesang ertönte, dazu das Klingen von Zimbeln, Trommelwirbel, langgezogene Posaunenstöße, einschmeichelnde Flötenlaute, fürwahr ein glänzendes, farbenprächtiges, echt orientalisches Gaukelspiel! Sogar eine Audienz beim Taschi-Lama wurde Hedin zuteil, welche auf ihn einen unauslöschlichen Eindruck machte. Auf die mannigfachste Weise vergingen die Tage*. Bald sah

* Die in Hedins Reisewerk ‚Transhimalaja' bei Besprechung des Lamaismus enthaltenen, wenig passenden Vergleiche mit Wesen und Einrichtungen der katholischen Kirche

er sich die vielen Sehenswürdigkeiten an, wohnte religiösen Versammlungen bei, besuchte die berühmten Gräber der Großlamas oder besichtigte Namgjal-Lhakang, den Tempel des Reformators Tsong-kapa, bald beschäftigten ihn Volksbelustigungen und Gebräuche sowie die seltsamen Zeremonien der Mönche bei festlichen Gelegenheiten. Sein Verweilen war allmählich wider seinen Willen zu einem politischen Zankapfel geworden; möglichst rasch suchten ihn die chinesischen Behörden loszuwerden, und endlich bekam er die Erlaubnis zur Rückreise in der Richtung des Industales. Ende März verließ Hedin die Stadt, und nur zu schnell entschwanden in der Ferne ihre goldenen Tempeldächer seinen Blicken.

Schon nach kurzer Zeit bog Hedin nach Norden aus, überschritt noch zweimal den ‚Transhimalaja', aber von den Tibetern gezwungen, kehrte er zum Sangpotal wieder um. Nach Möglichkeit mied er die Route der englischen Expedition unter Rawling und Ryder, gelangte an den Zusammenfluß der beiden Quellflüsse des Brahmaputra, folgte dem Kubi-tsangpo, welcher nach Hedins sorgfältigen Messungen bedeutend mehr Wasser führte, aufwärts, was alle seine Vorgänger unterlassen hatten, und entdeckte in den Gletscherbächen des Kubigangrigebirges die Hauptquelle des Brahmaputra. Die nächsten Tagereisen brachten den Forscher an das Gestade des Tso-mavang. Inmitten einer Welt von Gebirgen, von dem pyramidenförmig aufragenden Kailas, von dem eisgepanzerten Gurla Mandatta flankiert, von zahlreichen Lamaklöstern umgeben, hat der Manasarowar durch seine großartige Naturschönheit einen derartig tiefen Eindruck in der Geisteswelt der Menschen hinterlassen, daß dieser See, als die heiligste Stätte indischer Götterverehrung, der berühmteste aller Seen der Erde ist, Ziel der Wallfahrt von Millionen müder Hindupilger und auch die heiße Sehnsucht unzähliger Lamaisten. Schon vor mehreren tausend Jahren als der mythische See Haomas und Schiwas gepriesen, ist der Manasarowar wohl der mythische Puschkara, der Lotusteich, aus dem sich Brahma erhebt, und der mythische See Tchin der Chinesen! Wenn nun in früher Morgenstunde von den Dächern der Klöster die Stöße des Muschelhorns über die tiefblaue Wasserfläche hinschallten und leise am Ufer die Wellen plätscherten, wenn des Kailas blendend weiße Eiszungen in die Glut des Morgenrot getaucht waren, im Sonnenschein das unversehrte Schneejoch des Gurla Mandatta golden glänzte, oder heulender Sturm mächtige Wogen über den See trieb, weiße Gischtkämme hoch aufspritzten, das Dunkel der Nacht sich über die Gegend senkte, der Mond sein fahles Licht über die groteske Landschaft goß, da wechselten solche zauberische Farbenwirkungen einander ab, daß man wohl begreift, was Hedin diesen Anblick unvergeßlich machte.

Aber hier harrten auch große Aufgaben ihrer Lösung. Eine genaue Karte des Seebettes war aufzunehmen, sein hydrographisches Verhältnis zum Nach-

sind meistens in den aus C. Fr. Koeppens wissenschaftlich wertvollem, aber leider auch taktlos geschriebenen Buche (‚Die Lamaische Hierarchie und Kirche', Berlin 1859, unveränderte Neuauflage 1906) entnommenen Stellen mitzitiert. Jedoch scheint sich Hedin ihres verletzenden Inhalts gar nicht einmal bewußt zu sein, da im rätselhaften Gegensatz zu ihnen manche andere seiner Ausführungen eine recht tolerante Gesinnung Andersdenkenden gegenüber bekunden!

barsee im Westen, dem Rakas-tal, festzustellen und schließlich die Frage nach der Zugehörigkeit der Seen zum Satledschsystem zu entscheiden. Nach Hedins örtlichen Untersuchungen ist der Wasserstand beider Seen periodischen Veränderungen unterworfen, hervorgerufen durch die jeweilig verschiedene Menge des jährlichen Regenniederschlags oder des Schneefalls. Die Spiegelfläche des Manasarowar ist dreizehn Meter höher als das Niveau des westlichen Rakas-tal gelegen. Der erstere See verliert daher sein Wasser an den letzteren und zwar in Zeiten sehr reichlicher Niederschläge durch einen über neun Kilometer langen Kanal, dessen Kulminationspunkt ungefähr zwei Meter über der Wasserfläche des Manasarowar ist, sonst bildet er eine Reihe von trockenen Stellen unterbrochener Tümpel, und es geht in Zeiten geringen Regenfalls der Wasserverlust unter der Erde vor sich. Eine Sammlung chinesischer Bücher über die Geographie Tibets enthält nun auch eine 1762 nach Christus von Tschi-tschao ausgeführte Kompilation, das Schui-tao-ti-kang, welches im wesentlichen sehr genau den heutigen Stand unseres Wissens von jener Gegend trifft. Infolge der bekannten Zuverlässigkeit alter chinesischer Berichte ist diesen Ausführungen um so höherer Wert beizumessen. Wenn aber der chinesische Verfasser darlegt, daß noch 1762 der Satledsch aus dem Rakastal ausgetreten ist und der Tage-tsangpo als der Hauptquellfluß des Satledsch betrachtet wurde, letzterer aber noch heute der wasserreichste Zufluß des Manasarowar ist, wenn ferner schon d'Anvilles Karte zeigt, daß der Satledsch durch ein jetzt ausgetrocknetes Bett seinen Abfluß aus dem Rakas-tal fand, so läßt sich wohl im Verein mit Stracheys Forschungen*, aus den Erinnerungen der Eingeborenen und allen sonstigen Erwägungen** der Schluß ziehen, daß diese Zwillingsseen mit dem Satledschbecken in Verbindung stehen, selbst wenn auch nur in so kurzen Zeiträumen, daß eine ausreichende Beobachtung nicht gut möglich ist. Dann wäre aber auch die von Hedin besuchte Quelle des Tage-tsangpo am Nordabhange des Ganglung-Gebirges die Hauptquelle des Satledsch.

Zwei Monate weilte Hedin an den Ufern dieser herrlichen Seen, dann aber wandte er sich nach Norden, überschritt nach einer Pilgerfahrt um den Kailas den neuen Gebirgswall im 5466 Meter hohen Paß Tseti-latschen-la und drang in das bisher noch unbekannte*** Quellgebiet des Indus vor. Durch die Forschung der von Montgomerie im Jahre 1867 ausgesandten Punditen wurde wenigstens der nördlichere Indusarm, weil entschieden wasserreicher, als der eigentliche Quellfluß erwiesen. Zur Quelle selbst aber vermochten sie nicht zu gelangen, und der eine, welcher sich ihr bis auf vielleicht fünfzig Kilometer näherte, wurde von Räubern überfallen und zur Umkehr genötigt. Erst Hedin blieb es vorbehalten, ihre Lage genau zu bestimmen.

* ‚Physical Geography of Western Tibet'. Journal of the R. G. S. vol. 23. London 1853

** S. G. Burrard and H. H. Hayden: ‚A sketch of the geography and geology of the Himalaya Mountains and Tibet'. Calcutta. 1907.

*** Th. Holdich: ‚Tibet, the Mysterious'. London 1906, und C. G. Rawling: ‚The Great Plateau, being an account of Exploration in Central Tibet 1903, and of the Gartok Expedition 1904/05'. London 1905.

Nach dieser wichtigen Entdeckung durchzog Hedin die Gegenden von Jumbamatsen und traf endlich in der Handelsstadt Gartock, am oberen Indus, ein.

Hier reifte in ihm der Entschluß, wie im vergangenen Jahre noch einmal von Nordwesten aus in Tibet einzudringen und den ‚weißen Fleck' zu durchqueren. Wohl hatte er auf fünf Pässen den ‚Transhimalaja' gekreuzt, aber zwischen dem Angden-la und Tseti-latschen-la war eine Lücke von fünfhundert Kilometern. Schon die Karte des Jesuiten d'Anville vom Jahre 1733 wies eine Reihe sich nördlich des oberen Brahmaputra hinziehender Berge auf. Spätere Karten von Dufour, Hodgson und Saunders verzeichneten daselbst eine gewaltige, ununterbrochene Bergkette. Die ersten Europäer, welche dieses hypothetische Gebirge überschritten, waren wohl die französischen Lazaristenpatres Huc und Gabet, ihre Beschreibungen sind jedoch zu ungenau, um den Paß bestimmen zu können, auf dem es geschah, wahrscheinlich auf der von Lhasa nach dem Kuku-nor führenden Pilgerstraße. Deren wenige Nachfolger bezwangen den ‚Transhimalaja' auch nur in seinen östlichen und westlichen Pässen, keiner versuchte in den zentralen Regionen den Aufstieg. Davon kannte man nur die vom Brahmaputratal aus von Ryder und Wood gemessenen Gipfel und einige von dem Punditen Nain Singh von Norden aus gesichtete Spitzen. Existierte nun dort wirklich eine einzige Bergkette oder ein Labyrinth von Gebirgen oder gar ein flaches Hochplateau, aus dem vereinzelt Berge und Kettenzüge aufragten? Hedins wesentliches Verdienst* bestand darin, daß er auf der neuen Expedition gerade innerhalb dieser Lücke den ‚Transhimalaja' mehrmals überschritt, die bereits bekannten östlichen und westlichen Teile als zu demselben Gebirgssystem gehörig nachwies. Seine Kartenaufnahmen zeigten auch, daß es sich nicht um eine einzige Kette, sondern um eine Gruppe zusammenhängender Gebirge handelte.

In aller Stille wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Niemand durfte auch nur das Geringste von dem neuen Plan erfahren, kein einziger seiner früheren Diener ihn diesmal begleiten; der indischen Regierung machte er Ostturkestan als Reiseziel glaubhaft. Dieses Geheimhalten seiner Pläne, dieses Versteckspielen mit den Tibetern veranlaßte damals die Gerüchte über Hedins Verschollensein. Anfangs Dezember 1907 brach die Expedition auf. Durch das wild zerklüftete Schejoktal kletterte die Karawane auf äußerst beschwerlichen Wegen, bei furchtbarer Kälte und Schneegestöber zum Dapsangplateau empor. Kurz vor dem Karakorum-Paß bog Hedin nach Osten aus, kreuzte die Wüste Ak-saitschin, zog am Schemen-tso und Lemschung-tso vorbei, begegnete nach einundsechzig Tagen den ersten Eingeborenen und stand bald wieder am Rande des ‚weißen Flecks' auf der Karte von Tibet. Und diesen riesigen Umweg, alle diese gräßlichen Strapazen, um nur ungehindert auf ‚verbotenen' Wegen zu wandeln im Dienste der Wissenschaft! Apathisch bewegten sich die armen Lasttiere über die verschneiten Halden dieser trostlosen Wildnis. Das Thermometer fiel bis auf den Gefrierpunkt des Quecksilbers, also fast vierzig Grad! Hedin

* Lord Curzon: ‚Scientific Results of Dr. Sven Hedins Expedition'. The Geographical Journal. vol. 33 (1909) p. 435. London.

verkleidete sich als Ladaki, gab sich für einen Mohammedaner aus, Kartenbuch und Kompaß trug er auf der Brust verborgen. Näherte er sich tibetischen Zelten, so verschwanden Tagebücher und Instrumente in einem Reissack, beim Abschlagen von Gesteinsproben, Nehmen von Sonnenhöhen, Kompaßpeilungen mußten ihn Diener decken, Panoramas zeichnete er im Schutze der Zeltleinwand. So hatte man die noch unbekannte Provinz Bongba durchzogen, den ‚Transhimalaja' zum sechsten Mal überschritten, mit erlogenen Geschichten sich durchgeholfen und die ‚Tasam', die große, das Sangpo-Industal durchziehende Straße erreicht. Weiter aber den ‚Schafhirt' zu spielen, das Inkognito zu wahren, ging nicht mehr. Auf Befehl des Statthalters von Saka hielten Tibeter die verdächtige Karawane an. Nun schon im Herzen Tibets konnte Hedin hoffen, bei der Umkehr immer noch etwas zu erforschen, und gab sich deshalb zu erkennen. Die folgenden Verhandlungen leitete der Forscher so geschickt, daß ihm die Rückreise durch noch unerschlossene Teile von Bongba sowie zu seiner ‚Sicherheit' eine Soldateneskorte zugestanden wurden. Also wieder hinauf zu den schwindelerregenden Höhen des neuen Gebirgswalls, zum 5820 Meter hohen Paß Sangmo-bertik-la! Hedin entdeckte eine Anzahl Seen und Gebirgsketten, überschritt zum letztenmal den ‚Transhimalaja' und eilte durch die Schluchten von Hundes nach Simla. Hatten eben noch die Tibeter ihn als höchst gefährliches Individuum behandelt, hatte er sich noch vor kurzem gegen eine allzu rauhe Gebirgsnatur zu behaupten, so öffneten sich hier ihm die Tore englischer Gastfreundschaft, standen im nunmehr alle Vorzüge einer verfeinerten Zivilisation zu Gebote, und im Prunksaal des ‚Viceregal Lodge' hielt Hedin in Gegenwart einer auserlesenen Gesellschaft den ersten Vortrag, dem noch so viele folgen sollten.

* * *

Will man die wichtigsten Resultate von Hedins Reisen kurz hervorheben, so lassen sie sich dahin zusammenfassen: Er hat uns vom Tarimbecken tatsächlich ein neues Bild entworfen, dabei das Lop-nor-Problem endgültig gelöst, Licht in das Dunkel der historischen Vergangenheit Ostturkestans gebracht, uns die Morphologie von Tibet gelehrt, die Quellen des Brahmaputra und Indus, sowie wahrscheinlich das höchste* Gebirge der Erde, den ‚Transhimalaja', entdeckt, dann aber auch das Verhältnis des Manasarowarbeckens zum Satledschsystem geklärt. Sein außergewöhnlich umfangreiches Kartenmaterial — vom flüchtigen Notizblatt bis zur sauber ausgeführten Terrainkrokierung, je nachdem es Steppengebiete oder Gebirgslandschaften waren, wo der Charakter der Bodenoberfläche zur Eintragung wechselnder Einzelheiten Gelegenheit bot — enthält eine sorgfältige, fast lückenlose Itineraraufnahme aller in ungefähr zehn Jahren unternommenen Reisen in einer Gesamtlänge von mehr als 28 000 Kilometern, ist bezüglich geographischen Inhalts von ganz einzigartigem Wert und zeugt von hervorragender Begabung für topographische Krokisaufnahmen. Besonders die schöne Darstellung von Bergformen in Isohypsenmanier erregte stets die

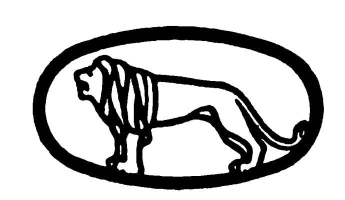
* Hedins Höhenmessungen müssen von den Fachleuten erst noch wissenschaftlich ausgerechnet werden.

Bewunderung der Fachautoritäten. Hedins umfangreiche Gesteinssammlungen und sonstigen geologischen Untersuchungen ergaben höchst interessante Aufschlüsse über den geologischen Bau von Pamir und Tibet, förderten aber auch allgemeine Fragen wie die nach der Ausdehnung des mesozoischen Thetysmeeres und der Austrocknung Zentralasiens. Höchst ergiebig war auch der Inhalt seiner meteorologischen Journale. Jahrelang führte er täglich dreimal vollständige meteorologische Beobachtungen aus, untersuchte Luftdruck, Luftfeuchtigkeit und Lufttemperatur, Windrichtung und Windstärke, Bewölkung und Verteilung der Niederschläge, die Höhe der Schneegrenze und zeitweilig andere Erscheinungen wie Insolation, Temperatur der Quellen, Seen und Flüsse, sowie des Erdbodens, von allen überschrittenen Flüssen maß er die Wassermenge und nahm auf den vielen neuentdeckten Seen Tiefenlotungen vor, welch letzteres niemals vor ihm geschehen war. Nicht minder wertvoll waren seine Beiträge zur Ethnographie und Wirtschaftsgeographie der durchreisten Gebiete. Der Umstand, daß er das Dschaggataitürkische beherrschte, befähigte ihn zu recht genauen Erkundigungen, und so verzeichnen seine Karten eine Menge neuer Namen und Nebenstraßen, die vorher kein Forscher gekannt hatte. Diese Ortsnamen gaben schon durch ihre charakteristische Prägung gewisse Begriffe von den Erzeugnissen und der Naturbeschaffenheit der betreffenden Gegenden. Jahrelang verkehrte Hedin mit den Eingeborenen, konnte er ihre Wohnstätten und Einrichtungen, Kleidung, Schmuck, Ernährung und Lebensweise, Waffen und Geräte kennen lernen, ihre Methoden von Jagd und Fischfang, ihre Art von Ackerbau und Viehzucht, Handel und Gewerbe, ihre politischen und sozialen Verhältnisse studieren, durfte er buddhistische Tempel besuchen, über das lamaische Klosterleben und seine Organisation alle möglichen Aufklärungen einziehen. Waren auch Hedins zoologische und botanische Sammlungen nicht so sehr reichhaltig, so liegt das zum Teil an der Beschaffenheit jener öden Gelände, dann aber auch an den großen Transportschwierigkeiten, wo eben jedes Skelett viele Monate durch das weite Asien geschleppt, täglich auf- und abgeladen werden mußte, so daß schließlich selbst der eifrigste Sammler inmitten dieser ewigen Plackereien entmutigt wird. Zudem lagen doch Hedin als Geographen und Geologen diese Wissenszweige ziemlich fern, und trotz alledem hatte er manch geschätzten Beitrag aufzuweisen, so über die Algen in den alpinen Seen von Pamir und Tibet, ferner seine Forschungen über das wilde Kamel und dessen Heimat.

* * *

Mit der ihm eigenen Energie, Ausdauer und todverachtendem Wagemut hat Hedin sein einmal gestecktes Ziel unablässig verfolgt und so großartige Unternehmungen durchzuführen verstanden, wie sie in der Geschichte der Entdeckungsreisen nur vereinzelt vorkommen. Aber in seiner Person und seinen Taten liegt auch wirklich so viel des Bewundernswerten und Idealen sowohl für den Laien wie für den wissenschaftlichen Geographen, daß er stets als einer der Besten wird gelten müssen. Hüten wir uns, über seine Reisen und ihre Ergebnisse mit jener unerprobten Weisheit, mit jenem unerprobten Mute zu Gericht zu sitzen, mit jenem Mute, der beim flackernden Kaminfeuer im

behaglichen Zimmer glänzt. Nie hat er, selbst unter den drückendsten Entbehrungen, das wissenschaftliche Ziel des ernsten Forschers ganz aus den Augen verloren. Wie geschickt wußte er immer die unvermeidlichen Streitigkeiten einer so zusammengewürfelten Reisegesellschaft, wie die seine es war, zu schlichten, wo Christen, Mohammedaner und Buddhisten in ihren Reihen standen, mit welcher Höflichkeit begegnete nicht sein liebenswürdiges Wesen all den Vertretern so verschiedener Nationen, mit welch ernstem Nachdruck aber setzte er auch bei den Eingeborenen seine wohl berechtigten, maßvollen Forderungen durch! Wie litt nicht sein gefühlvolles Herz schwer unter dem Gedanken, daß sein unwiderstehlicher Forschungsdrang all die entsetzlichen Leiden, den Tod so manchen treuen Dieners und so vieler Tiere verursachte! Als ein Mann voll zarten Empfindens, allem Rohen und Unedlen abgeneigt, liegt ihm Ruhmredigkeit ebenso fern wie das Schmälern fremden Verdienstes. Kein einseitiger Wissenschaftler, kein trockener Chronist, sondern eine starke Persönlichkeit hält durch öfters geradezu künstlerische Naturschilderung, durch stimmungsvolle Darstellung des gefahrvollen Wanderlebens die gleichgespannte Aufmerksamkeit weiter Volkskreise in Atem. Seine Werke, besonders ‚Im Herzen von Asien', sind eine dauernde Bereicherung unserer Reiseliteratur, lesenswert für jeden, der auf den Namen eines Gebildeten Anspruch erheben möchte, lesenswert sowohl wegen der poetischen Anschaulichkeit des Stils als auch wegen der Vielseitigkeit ihres Inhalts. Sollte es diesen modernen Odysseus nochmals nach neuen Taten gelüsten, so möge ihm sein unzweifelhafter Glückstern auch fernerhin den rechten Pfad weisen; denn gar dornenreich ist der Weg, aber auch verheißungsvoll winkt das Endziel.



Friedrich Spielhagen / Eine Einschätzung von Max Behr

◆◆

Als Ende Februar 1911 die Zeitungen mitteilten, am fünfundzwanzigsten des Monats, einen Tag nach seinem zweiundachtzigsten Geburtsfeste, sei im Charlottenburger Viertel Berlins in der Kantstraße der berühmte Romandichter Friedrich Spielhagen nach langem Leiden sanft entschlafen, mögen nicht wenige in Deutschland — auch unter den Gebildeten — erst durch die Todesnachricht daran erinnert worden sein, daß dieser Altmeister deutscher Erzählungskunst, wie ihn der Reichskanzler in seinem Beileidstelegramm an die Hinterbliebenen nannte, überhaupt noch unter den Lebenden weilte. 1899 hatte der Siebzigjährige in voller Rüstigkeit noch alle die lauten Huldigungen und öffentlichen Ehren geerntet, mit denen der festefeiernde Deutsche so großmütig umgeht; das folgende Jahr schon sollte sein letztes dichterisches Werk, den Roman ‚Freigeboren' bringen, sollte damit, daß es ihm die über alles geliebte Gattin entriß und die schon bestehenden Nervenstörungen zu einem schweren Nervenübel steigerte, jenes traurige, stille Dezennium seines Lebens eröffnen, das dem in seiner Tatkraft Gelähmten immer häufiger den bitteren Seufzer ‚Wozu leb' ich noch?' abpreßte. Wie mußte der Mann leiden, der als Kind schon durch sein wißbegieriges Interesse für alles, was er sah und hörte, den Eltern fast zur Plage geworden war, der in seiner Studienzeit wie in seinen reifen Schaffensjahren bis ins Greisenalter Zeitströmungen und Zeitereignisse nicht nur mit der lebendigsten Anteilnahme verfolgt, sondern auch mit temperamentvoller Wärme und geistreichem Behagen dichterisch dargestellt oder kritisch glossiert hatte, dem es seinem ganzen Wesen nach Bedürfnis war, zu allem und so auch zu nationalen Angelegenheiten ehrlich und tapfer seine Meinung zu sagen; wie mußte er leiden, wenn er, nicht mehr fähig zu lesen oder zu schreiben, aber immer noch regen und feurigen Geistes auf fremde Vermittlung, und war es gleich die gern gebotene der eigenen Töchter, angewiesen war, um den Zusammenhang mit dem geistigen und politischen Leben der Gegenwart nicht ganz zu verlieren! Wie tief mußte es ihn erst treffen, als ihm auch die treue Tochter Toni noch durch den Tod genommen wurde und ihn einsam zurückließ! Wer Spielhagens Kunst fernsteht, mag sich denken, solche äußere Beschränkungen seien schließlich kein absolutes Hindernis für poetisches Schaffen, aber gerade bei diesem Dichter, der der Dichter seiner Zeit in einem ganz bestimmten Sinne war, hätten sie auch ohne den Verfall der eigentlichen Schöpferkraft genügt, die Produktion zu unterbinden, denn er war angewiesen auf unmittelbare Anschauung und unmittelbares Leben; er mußte nicht nur die abstrakte Stimme seiner Zeit, sondern auch die konkreten Stimmen der Zeitgenossen, nicht nur den Ruf, sondern auch den Lärm der Zeit vernommen haben, um seine personen- und situationenreichen Romangemälde entwerfen zu können.

Indessen ist durch das Schweigen Spielhagens seit 1900 und die nur gelegentliche öffentliche Nennung seines Namens in den letzten zehn Jahren keineswegs zur Genüge erklärt, warum der einst gefeiertste und meistgelesene deutsche Romanschriftsteller dem literarisch wertenden Bewußtsein der Allge-

Fritz von Uhde/Kinderprozession





meinheit bereits so sehr entschwunden ist, daß man fast fürchten muß, er verdanke es hauptsächlich den bei ihm nicht allzu seltenen üblen romanhaften Wirkungen (‚Sturmflut‘ u. a.), wenn er außerhalb enger Interessenkreise überhaupt noch gelesen wird. Die Abkehr von ihm ist tiefer begründet, und die Gründe liegen weiter zurück, hat ja die kritische Haltung gegen sein Werk schon in den achtziger Jahren eingesetzt — die Novelle ‚Quisisana‘ (1880) war wohl sein letzter unbestrittener großer Erfolg — und 1884 in den ‚Kritischen Waffengängen‘ der Brüder Hart in der Schrift ‚Friedrich Spielhagen und der deutsche Roman der Gegenwart‘ den schärfsten Ausdruck gefunden. Die ganze leidenschaftliche Einseitigkeit einer revolutionären literarischen Gesinnung entlud sich damals über den Dichter und suchte ihn vom Piedestal seines Ruhmes zu stoßen. Seitdem sind die Stimmen in Haß wie in Liebe, in Begeisterung wie in Geringschätzung immer ruhiger, immer gedämpfter geworden. Es wurde stiller und stiller um Spielhagen. Und jetzt, nach seinem Tode, hat ihm einer der damaligen Widersacher, Julius Hart, versöhnliche Worte nachgerufen*, in denen eigene Resignation deutlich genug durchklingt. ‚Wie weit,‘ heißt es da, ‚wie vergessen, wie gleichgültig liegt auch das schon hinter uns selber, als uns, den damals Jungen, vor dreißig Jahren nichts so notwendig, so wichtig schien, als ihm, der jetzt so still vor uns liegt und damals als einer der Gefeiertsten auf der Höhe seines Ruhmes stand, die Krone vom Haupt zu reißen und den Lorbeer zu zerpflücken. Es gab eine Zeit, da stand man ihm als „Gegner“ gegenüber. . . Und wiederum ein paar Jahre früher war er uns eine Glut und eine Begeisterung, ein Abgott in den Gymnasiasten- und Studententagen!‘

Ein Bild, das vom Weihrauch der Götzendiener nicht mehr umwallt wird, dem keine lärmende Anbetung mehr huldigt, ist auch nicht mehr in Gefahr, verhöhnt oder zertrümmert zu werden. Es genießt den Schutz ehrwürdiger Erinnerungen, der die Parteien zum Schweigen bringt. So ist auch Spielhagens Bildnis schon seit geraumer Zeit in dem etwas frostigen Lichte — frostig wenigstens gegen frühere Jahre, in denen er seinem Volke ‚eine Glut und eine Begeisterung‘ war — der großen deutschen literaturgeschichtlichen Museumshalle aufgestellt als ein immerhin interessantes und charakteristisches Stück, das die Mühe der Konservierung doch wohl lohnen dürfte. Und der auf solche Weise lebendig Begrabene hat sich mit dieser Tatsache abgefunden mit der nämlichen ergötzlichen Mischung von bescheidener Resignation und selbstbewußter Ironie, die er den jüngstdeutschen Angriffen entgegensetzte. Den Jungen, selber schaffend Kämpfenden hat er übrigens die gerechte Anerkennung ihres ehrlichen Strebens nicht versagt und wenige Jahre nach dem Hartschen Kampfruf die seinen scharfen Verstand wie seine vornehme Gesinnung gleichermaßen ehrenden Worte niedergeschrieben**: ‚Ich erkläre hier, daß ich die Strebungen unserer jungen und jüngsten Literatur mit größter Teilnahme verfolge. Ich erblicke in ihrem

* ‚Tag‘ Nr. 50/51, 28. Februar und 1. März 1911.

** Vorwort zum 1. Bd. von ‚Finder und Erfinder‘, Leipzig 1890, L. Staackmann, S. VII.

entschlossenen Vorgehen die völlig berechtigte Sorge, von der machtvoll fortschreitenden Wissenschaft, von dem sich so gewaltig ausgestaltenden Leben sich überholt zu sehen. Ich begreife, wie sie — die junge Literatur — in dieser Sorge sich unter die Botmäßigkeit von Wissenschaft und Leben stellt, indem sie die Resultate der ersteren für sich zu verwerten und sich dem letzteren mit möglichst kopistischer Treue anzunähern und anzuschmiegen sucht. Sie spricht zur Wissenschaft: „Du kannst nichts lehren, wozu ich mich zu bekennen nicht den Mut hätte." Sie sagt zum Leben: „Du kannst nichts aufdecken, und wäre es noch so furchtbar und grauenhaft, das ich nicht darzustellen wagte."' . . . ‚Wir Alten aber,' meint er dann später, ‚wir Alten haben, als wir jung waren, es nicht anders gemacht.'

Den Professoren gegenüber wandte er schon eher die Überlegenheit verhaltenen Spottes an. Als bei einem Bankett in der Berliner Philharmonie aus Anlaß der Feier seines siebzigsten Geburtstages Erich Schmidt, gewissermaßen als offizieller Vertreter der deutschen Literaturgeschichte, die Festrede hielt und das Verdienst Spielhagens nicht ohne mannigfache Einschränkungen pries, da erklärte sich der Dichter zwar befriedigt von der ihm zuteil gewordenen Qualifikation, fügte aber nicht ohne gelinde Bosheit bei, sie erinnere ihn an jene Zensur, die er einst in Quarta für eine Schularbeit davongetragen und die gelautet hatte: ‚Im ganzen doch mindestens so ziemlich!' Das halbe Lob mag dem starken Temperament des Mannes, dem die sorgsame, leidenschaftslose, allseitige Abschätzung, wie sie die Wissenschaft fordert, stets ziemlich fremd geblieben war, im Grunde viel unsympathischer gewesen sein als die unzweideutige Ablehnung durch die Modernen.

Abgesehen von ihrem charakterisierenden Wert zeigt diese Anekdote aufs deutlichste, wie sehr sich die sachlichen Bedenken gegen Spielhagens Kunst damals schon, als sein persönlicher Ruhm noch im hellsten Glanze erstrahlte, verbreitet hatten. Heute, nach weiteren zwölf Jahren, sind sie bereits so allgemein, so zur literarischen Alltagsweisheit geworden, daß es sich kaum lohnt, sie auszusprechen, und daß sie ausgesprochen mehr als Gemeinplätze denn als kritische Kühnheiten anmuten. Und wahrhaftig, es gehört für den Leser von heute gewiß nicht zu den Selbstverständlichkeiten, Spielhagen zu lieben; es gehört nicht einmal zu den leichten Dingen, ihn lieben zu lernen. Die Welt, in der er sich bewegt, erscheint uns oft genug als Kulissen- oder als Salonwelt, die Sprache, die er spricht, dünkt uns ganz unnatürlich ‚schön', ganz unwahrscheinlich geistreich, der Faden, den er spinnt, ist uns nicht selten zu lang gedehnt, denn wir haben auch zu zweibändigen Romanen nicht mehr die rechte Geduld. Dann sind uns diese seltsamen Verknüpfungen fatal, diese illegitimen Beziehungen zwischen bürgerlichem und blauem Blut, diese Bastarde, diese geheimnisvollen Testamente, das alles schätzen wir eher als Requisiten des Hintertreppenromans. Auch diese intriganten, ungaublich raffinierten Jesuiten genießen wir, wenn wir schon einmal das Gruseln lernen wollen, lieber in der zeitgemäßeren Maske eines Sherlock Holmes: wir glauben nicht mehr recht an ihre Reellität und noch viel weniger an die künstlerische Zweckmäßigkeit ihrer Verwendung im Roman. Wenn wir uns über die Charaktere bedeutender

Männer, über bestimmte Momente ihres Lebens unterrichten wollen, so greifen wir, sie mögen nun Lassalle oder Bismarck oder Windthorst heißen, lieber zu Biographien und Memoiren als zu Prosadichtungen, in denen sie offen oder maskiert auftreten, nüchtern, wie wir nun einmal sind, und weil wir für Luise Mühlbach nicht mehr übrig haben als für Eugen Sue. Vor allem aber lieben wir es nicht, in Romanen politisch belehrt zu werden; wir halten uns lieber an den sachgemäßen Leitartikel und sind indigniert, wenn uns eine noch so leidenschaftliche Debatte, eine noch so feurige Rede aus dem uns gewohnten Poesiehimmel wirft. Der Aktualität im Roman stehen wir sehr gemischten Gefühls gegenüber, wenn wir merken, daß uns eine Sammlung von Zeitungsausschnitten zur Not denselben Dienst tun könnte, und nichts liegt uns ferner, kommt uns geschmackloser vor, als jene jungdeutsche Vernunftehe zwischen Journalismus und Dichtung, zu der die alte Schwiegermutter Weisheit ihren trockenen Segen gespendet hat.

Gegen die häufigen und schweren Kränkungen, die sich das zarte Seelchen Poesie in Spielhagens Werken gefallen lassen muß, richtet sich der verfeinerte ästhetische Sinn der Gegenwart, gegen den Gedanken- und Gefühlskern seiner Tendenz, nicht nur gegen seine Manier, sie auszuüben, spricht die veränderte politische Lage. Wenn er mit Emphase sich und seine Helden als geborene Tyrannenhasser, als grimmige Verächter des Adels preist, in den ‚Problematischen Naturen' seine ‚Pariasideen über die Brahminenkaste'* zum besten gibt, so mußten schon die letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts für einen solchen Aufwand an feindseligem Pathos gegen Schäden, deren Fühlbarkeit längst keine allgemeine und drückende mehr war, wenig Verständnis übrig haben. Das Gefühl für jungdeutsche Schmerzen ist dem Organismus des heutigen öffentlichen Lebens so ziemlich abhanden gekommen. Und Spielhagen war seiner politischen Haltung und seinem politischen Programm nach ein Jungdeutscher, ja man kann ihn in der Tat mit R. M. Meyer ‚die Erfüllung des Jungen Deutschland'** nennen. Die Saat wie die Ernte seiner Erfolge und so auch die Zeitfärbung seiner meisten Bücher fällt in die Reaktionsjahrzehnte nach 1848, als das fortschrittliche deutsche Bürgertum unter Polizeiallmacht und Bureaukratenweisheit seufzte und im Staat mehr den gestrengen Vormund zu fürchten als den liebenden Vater zu verehren gewohnt war. Er hat dem dumpfen Unmut, der unterdrückten Empörung, der heimlichen Opposition jener Epoche in seinen Romanen die Schleusen geöffnet, ähnlich wie der ‚Narziß' A. E. Brachvogels auf der Bühne der fünfziger und

* ‚Problematische Naturen' S. 13. — Ich zitiere nach der reichhaltigen, solid ausgestatteten und sehr preiswerten Volksausgabe der ‚Ausgewählten Romane', die der Verlag L. Staackmann in Leipzig in zwei Serien zu je fünf Bänden herausgegeben hat. (I. Problematische Naturen. — Sturmflut. — Was will das werden? — Sonntagskind. — Stimme des Himmels. — Opfer. — Freigeboren. — II. Hammer und Amboß. — In Reih' und Glied. — Platt Land. — Was die Schwalbe sang. — Noblesse oblige. — Quisisana. — Mesmerismus. — Selbstgerecht. — Faustulus. — Deutsche Pioniere.) Jede Serie kostet in Leinwand gebunden 20 M.

** ‚Frankfurter Zeitung' 1911 Nr. 59.

sechziger Jahre in seinen paradoxen Bosheiten die gewaltsam niedergehaltene Lust an Kritik und Negation zu Wort kommen ließ. Spielhagen war aber noch viel mehr Parteidichter als Brachvogel — nach seinem eigenen Zeugnisse entsprach sein politisches Programm in der Hauptsache dem des linksten Flügels der Radikalen der Paulskirche von 1848* —, und sein Erfolg gründet sich eben vor allem darauf, daß die Partei, deren Sache er verfocht, durch die Zeitverhältnisse zu so allgemeiner und wohlbegründeter Wichtigkeit gelangt war, mit einem Wort: daß sie damals populär war. Seitdem hat der bürgerliche Liberalismus seine Bedeutung eingebüßt. Soweit seine Forderungen nationale waren, sind sie inzwischen wenigstens im Kern verwirklicht worden; soweit sie radikale waren, hat sich die Sozialdemokratie ihrer bemächtigt, sie verschärft und modernisiert. Damit war auch das sachliche Interesse an Spielhagens umfangreichem schriftstellerischem Werk erschöpft.

Doch sind alle die bisher angeführten Gründe für den raschen Verfall von Spielhagens Ruhm schließlich nur äußere Gründe. Und äußere Gründe können weder für das Weiterleben von poetischen Leistungen noch für deren Untersinken in der Masse des Ephemeren von dauernder und ausschlaggebender Bedeutung sein. Die größten Dichtungen der Weltliteratur — und gerade die epischen — weisen tote Stellen auf, schleppen zeitgeschichtlichen Ballast mit sich. Der Don Quixote des Cervantes z. B., ein Buch, das Spielhagen als Muster und Ideal eines Romans verehrte, ist in seiner engeren gegen die Ritterromane gerichteten Tendenz gewiß gründlich veraltet und gänzlich unmodern — und ist trotzdem heute noch lebendig, übt heute noch tiefe Wirkung auf den Leser. Doch tief und dauernd kann nur wirken, wer tiefen Wesens ist. Spielhagen aber war wohl eine leidenschaftliche, aber keine eigentlich tiefe Natur. Es fehlte ihm gewiß nicht an den tiefsten Gefühlen augenblicklicher Ergriffenheit — er konnte beispielsweise durch die Lektüre großer Dichtungen bis zum Weinen erschüttert werden, er konnte sich über frivole Ungerechtigkeit aufs heftigste und hitzigste empören, konnte an fremdem Geschick den wärmsten und ehrlichsten Anteil nehmen —, aber es fehlte ihm jener geheimnisvolle Gär- und Klärraum der Seele, der aus persönlichem, zufälligem Erleben die großen und allgemein gültigen Werte herauskristallisiert, jene still und rastlos arbeitende Genialität der Vernunft, die dem Einzelschicksal den Atem des Ewigen einhaucht. Es fehlte ihm die R u h e des wahrhaft schöpferischen Künstlers. Was er von seinem Helden Oswald sagt, charakterisiert bis zu einem gewissen Grade ihn selbst: ‚Es lag in seiner Natur, alles Neue mit Leidenschaft zu ergreifen, selbst das Alltägliche, solange es neu war.‘ Und wenn auch die ausdauernde Arbeit und die ernste Selbstzucht, die den Jüngling zum Manne reiften, die einer so gearteten Individualität drohenden Gefahren insoweit abwandten, als sie die menschliche und die bürgerliche Persönlichkeit Spielhagens vor einem traurigen Zusammenbruch bewahrten, so befähigten ihn die ihm von der Natur mitgegebenen Anlagen und Antriebe doch noch nicht, sich zu jener wundersamen innigen Mischung von Temperament und Tiefe, zu jener untrennbaren Einheit von Kraft und Ruhe durch-

* ‚Am Wege‘ 1903.

zuringen, auf die sich jede wahre Größe gründen muß. Er war ein Talent, kein Genie, seine Kunst eine impulsive, keine intuitive. Die stillen, freilich auch einsamen Gefilde der Weisheit, in denen ein anderer großer deutscher Romandichter wandelte, die Wilhelm Raabe, der ihm um einige Monate im Tode vorausging, mit seinen nicht glänzend, aber um so herzlicher wirkenden Gestalten bevölkerte, waren ihm ein fremdes Gebiet, und die unbeherrschte Lust an augenblicklichen starken Wirkungen in seinen Büchern scheucht uns oft genug aus dem Dichterland, in dem wir unsere eigenen dunklen Empfindungen und Erinnerungen vom hellen Lichte der poetischen Schöpfung verklärt wiederzufinden hofften. Der große, der geniale Dichter strebt vom Engen ins Weite, Spielhagen aber stellte oft umgekehrt, in der Beschränkung des bloßen Talents, fertige, allgemeine Werte in den Dienst der Zeitbewegung. Nicht daß sein Werk ein Tendenzwerk ist, nimmt ihm die Dauer, sondern daß er seine Tendenzen zu wenig gemessen hat an den großen, ewigen Menschheitsforderungen, daß sie zu *zufällige* und zu *beschränkte* waren, das erst hat ihn zu der reinen Objektivität des vollendeten Kunstwerks nicht durchdringen lassen. Ob auch die Sache, die er vertrat, die nationale war — wenigstens so wie er sie verstand —, so kann uns dieser Umstand zwar den *Mann* sympathisch machen, aber die Einschätzung des *Dichters* vermag er nicht zu beeinflussen.

Die einseitig politische Denkweise Spielhagens drückt sich vor allem auch in seiner Stellung zu religiösen Fragen aus. Er hat zwar einmal, aus Anlaß des achtzigsten Geburtstages Bismarcks — dessen Werk er als alter radikaler Fortschrittler begreiflicherweise nicht ohne einschneidende Kritik verfolgte —, geäußert: ‚Nach meiner Ansicht darf man den Dichter von heute nicht fragen: Wie stehst du zu Bismarck, sondern: Wie stehst du zu Christus? — das heißt zu dem Evangelium von der Brüderschaft der Menschen*.‘ Aber gerade diese Worte beweisen, wie sehr er im Christentum einseitig nur die soziale, sozusagen nur die weltliche Kulturkraft schätzte. Er hat selbst bekannt, wie fremd ihm, der mütterlicherseits aus einer Hugenottenfamilie stammte, von Jugend auf jedes Gefühl kirchlicher Gemeinschaft gewesen sei, und man merkt es seinen Karikaturen von Geistlichen, katholischer wie evangelischer Konfession, deutlich genug an, wie fremd ihm auch, ganz abgesehen von seinem tendenziösen Temperament, jede Erfahrung in dieser Hinsicht geblieben ist. Aber er scheint nicht nur kirchlichen, sondern überhaupt tieferen religiösen Gefühlen fern gestanden zu sein; gesteht er ja selbst zu, er habe die gläubige Anbetung eines höchsten Wesens allenfalls nachfühlen können, wenn sie ihm in poetisch hinreißender Form, beispielsweise in den Psalmen, entgegengetreten sei, aber im Grunde sei in seinem Inneren kein Raum gewesen für solche Schwingungen frommer Hingabe. Er war ein Diesseitsmensch in einem noch viel engeren und praktischeren Sinne als Goethe, in einem um so viel engeren, als der Zeitdichter sich vom Weltdichter scheidet. Seinem stets an reales Geschehen anknüpfenden, tatenlustigen Temperament mußte namentlich die beschauliche Seite der Religion unverständlich und

---

* Vgl. die durch ihr Material wertvolle Biographie von Hans Henning. Leipzig, L. Staackmann 1910.

unsympathisch sein. Die gleichen Empfindungen hat er ja auch Schopenhauers pessimistischem Quietismus entgegengebracht, dessen Philosophie er als eine ‚dem gesunden Leben in Gesellschaft und Staat hohnsprechende, die Mutter aller Tugenden, die Freudigkeit schändende, die Gemeinschaft der Menschen fliehende, zur moralischen Verwilderung verlockende, ja direkt hinführende Afterweisheit' in der schroffsten und einseitigsten Weise ablehnt*.

Die jüngstdeutsche Kritik hat dem Künstler Spielhagen insbesondere zwei wesentliche Mängel seiner Dichterleistung vorgerechnet: den Mangel an wahrem Humor und den Mangel an wahrer Phantasie. Und gerade diese Poetentugenden hatte man in der Glanzzeit seines Ruhmes an ihm bis zum Überdruß gepriesen. Noch 1889 hatte Gustav Karpeles in einer zum sechzigsten Geburtstag des Meisters herausgegebenen Schrift**, die durchaus noch auf dem Standpunkt fast uneingeschränkter Bewunderung steht, die mehr voll als tief tönenden Worte geschrieben: ‚Der Humor Spielhagens vereinigt Idealismus und Realismus und verknüpft sie zu einem höheren Dritten, zu einer wahrhaft ethischen Weltanschauung.' Und gerade das tut der Spielhagensche ‚Humor' nicht. Und daß er das nicht tut, steht in engstem Zusammenhang mit der unzureichenden Tiefe von Spielhagens menschlicher Persönlichkeit. Der ‚Humor' Spielhagens verrät aufs deutlichste seine Abstammung von jenem spätromantisch-jungdeutschen spöttischen Gesellen, der entweder schon von Geburt an mehr Geist als Herz besitzt oder der sich, weil er ‚zu weich für diese Welt' ist — so charakterisiert der ob seines vernichtenden Spottes gefürchtete Professor Berger den Helden der ‚Problematischen Naturen' —, ein fühlendes durch ein ‚kaltes Herz' ersetzen läßt und aus Angst vor der Sentimentalität unter den Schutz der Ironie flüchtet. Mag aber diese Flucht eine noch so entschiedene sein, ein Bruch bleibt immer sichtbar, bleibt auch dem Schaffen Spielhagens bis in die spätesten Schöpfungen eigentümlich; nur hat man ihn bisher vielleicht darum weniger beachtet, weil man überhaupt über die äußeren politischen Anregungen die sentimentale Wurzel seiner dichterischen Anfänge viel zu wenig verfolgte. Der sogenannte ‚Humor' wird bei Spielhagen, soweit er tieferer Natur ist, in der Hauptsache ausgelöst durch die übermächtigen Gefühle des Weltschmerzes oder Weltzornes, ist also eine Reaktionserscheinung und als solche gewiß nicht eine Verknüpfung, am allerwenigsten aber eine Verknüpfung von Idealismus und Realismus zu einer wahrhaft ethischen Weltanschauung. Der Dichter selbst hat in den interessanten Auslassungen über das Entstehen seines berühmten Erstlingsromans die Einführung des Professors Berger damit begründet, daß der Humor eintreten mußte, wo sonst die Unzufriedenheit mit der Mangelhaftigkeit alles Irdischen in Wahnsinn umgeschlagen wäre***. Aber eben der beruhigende Ausgleich, den wir als die reife Frucht wahren und tiefen Humors ansehen, ist ihm mißlungen, denn dieser Professor Berger ist geradezu ein Schema jungdeutscher Zerrissenheit. Was wir aber außer diesen ironisch-satirischen

---

* Finder und Erfinder Bd. II, S. 423.

** Friedrich Spielhagen. Leipzig 1889, L. Staackmann. S. 53.

*** Finder und Erfinder Bd. II, S. 419.

Erscheinungen bei Spielhagen an Humor finden, beschränkt sich auf den mokant-geistreichen Ton mancher Schilderungen und Gespräche, die ja gewiß oft recht ergötzlich zu lesen sind — hieher gehört die von Karpeles zitierte Unterhaltung zwischen Baron Oldenburg und Baron Cloten aus den ‚Problematischen Naturen' —, oder auf komische Wirkungen, die gleichfalls ihren Zweck selten verfehlen. Wenn der Dichter selbst unter die Figuren ohne Modell vor allem die reinen Ausgeburten des Humors rechnet, denen es auf strikte Naturwahrheit weniger ankomme (!), wenn er als Beispiel etwa die Gestalt der Dichterin Primula erwähnt, so gestattet er sich damit eben in der Theorie wie in der Praxis eine unzulässige Verwechslung von Komik und Humor.

Gestalten von wirklich großem Humor, Menschen aus der Sippe des Don Quixote etwa aus Eigenem zu entwerfen, dazu war Spielhagen schon deshalb nicht imstande, weil seine Gestaltungskraft und seine schöpferische Phantasie dazu nicht ausreichten. Er selbst hat diese Beschränktheit seines Talentes zugegeben, wenn er sagt: ‚Soll meine Phantasie mit sicherer Kraft schaffen, muß sie vorher aus der Fülle des tatsächlich Beobachteten reichlich haben schöpfen können.' Dies gilt für ihn in einem sehr engen Sinne, nicht nur in dem allgemeineren, den schließlich jeder Dichter anerkennen wird. Eine bestimmte Zusammenstellung von Charakteren kehrt in seinen Romanen immer wieder, so sein Liebling, der bürgerliche Held, der ein Ausbund von körperlicher Gewandtheit, von Schärfe und Schlagfertigkeit des Geistes, von Vornehmheit der Gesinnung ist, daneben die in dunklem titanischem Drange sich verzehrende Faustnatur einerseits und der glänzend begabte, aber moralisch heruntergekommene Aventurier andererseits. Und für alle diese Gestalten hat er sehr bestimmte Vorbilder gehabt, hat sie, die einmal geschaffenen, immer wieder variiert, ebenso wie seine Junkertypen, die, mit wenigen wohltuenden Ausnahmen, bald unbedeutend bis zur Dummheit, bald frivol bis zur Gemeinheit sind.

Schon diese sind ihm, da seine Bekanntschaft mit ihren Urbildern doch nur eine äußerliche gewesen war, gar oft unter der Hand zu Karikaturen mißraten, noch weniger vermochte er Charakteren, für die er gar keinen äußeren Anhalt hatte, wirkliches inneres und einheitliches Leben einzuhauchen. Daher auch die Neigung zum Schema Gut und Bös, die ihn besonders in der Zeichnung romanhafter Bösewichte oft recht verbrauchte und unfeine Mittel ergreifen läßt. Nicht mit Unrecht sagten die Modernen von ihm, in seinen Helden wohne mehr Papier als Blut. Was ist doch z. B. dieser Professor Berger für eine kalte Konstruktion! Wie fremd und tot bleibt uns diese Persönlichkeit, trotzdem der Dichter sich alle Mühe gibt, sie beschreibend und schildernd uns näher zu bringen! Was bedeuten uns Redensarten wie: ‚Die strahlende Fackel seines Genius erhellte jetzt einzig und allein die schauerliche Öde seiner Seele'; was bedeutet uns beispielsweise die Konstatierung, daß Sinnlichkeit und Witz und Schalkheit und Melancholie zugleich um Bergers Lippen spielten! Die schönsten Worte helfen nicht hinweg über den allzu fühlbaren Mangel an Natürlichkeit und Lebenswahrheit. Wahrheit aber und Natürlichkeit sind Eigenschaften, die die intuitive Dichterkraft des Genies auch dann erzielt, wenn die direkten Modelle fehlen. Spielhagen, der Künstler, war eben weit mehr

‚Finder' als ‚Erfinder', trotzdem der Theoretiker häufig und deutlich genug darauf hinwies, daß der Poet, er möge sich nun einen Idealisten oder Realisten oder Naturalisten nennen, stets Finder und Erfinder, d. h. etwa Beobachter und Gestalter zugleich sein müsse. Darum ist es ihm auch, wie er selbst mit wohltuender Bescheidenheit zugibt, in seinem Erstlingsroman nicht gelungen, außer der ersten Aufgabe, die Geschichte einer problematischen Natur zu erzählen, auch noch jene zweite und höhere Aufgabe zu lösen: das Bild einer Kultur zu entwerfen, aus welcher dergleichen Naturen mit mehr oder weniger zwingender Notwendigkeit hervorgehen. Und wenn auch in seine späteren Bücher, in die großen Zeitromane ‚Die von Hohenstein', ‚In Reih und Glied', ‚Hammer und Amboß', ‚Allzeit voran', ‚Sturmflut', ‚Was will das werden', ‚Ein neuer Pharao', die Zeichen der Zeit oft recht unmittelbar und ausgiebig hereinspielen, große Kulturromane sind sie deswegen doch nicht, weil gerade der tiefere Sinn der Zeit übertönt wird von dem politischen Lärm der Epoche, von dem lauten Durcheinander der Gestalten und Situationen, das nur der oberflächlichen Betrachtung Fülle der Phantasie vortäuschen kann. Spielhagen suchte durch Aktualität zu ersetzen, was ihm an Kraft der Gestaltung, an Sicherheit der Einfühlung, an Tiefe der Imagination abging, und diese instinktive Selbstbeschränkung auf die Enge der Aktualität macht ihn gewiß für alle Zeiten interessant, doch nicht für alle Zeiten bedeutend.

Seinem Werk fehlt die wahre Größe, wie seiner menschlichen Persönlichkeit die geniale Tiefe und seiner dichterischen die geniale Phantasie. Schon heute, wo doch der früheste seiner Romane kaum fünfzig und der jüngste erst zehn Jahre alt ist, muß man, will man ihn nicht allzu ungerecht beurteilen, mit dem Rüstzeug historischer Reflexion an die Lektüre seiner Bücher herantreten, muß vorurteilslos prüfen, was er für die literarische Entwicklung seiner Zeit bedeutete. Und von diesem Standpunkte aus sind Spielhagens Verdienste unbestreitbar große. Er hat den Roman höheren Stils, den Roman, der höhere Interessen verfolgt, populär gemacht, hat einerseits der verschwimmenden Gestaltlosigkeit des romantischen, andererseits der ermüdenden Kompositionslosigkeit des jungdeutschen Romans gegenüber zum erstenmal wieder den Wert einer festen, geschlossenen Technik betont.

Er erkannte an, daß Romane doch schließlich dazu da sind, um gelesen zu werden, und daß sie, um Leser zu finden, immerhin eine gewisse Einheitlichkeit des Geschehens, einen gewissen Grad von Spannung ihr eigen nennen müssen. So sehr er, wie politisch, so auch literarisch ein Zögling der jungdeutschen Schule war, so gerne er vor allem Karl Gutzkow als seinen Meister anerkannte, über die Utopie des Gutzkowschen ‚Romans des Nebeneinander' ist er hinausgewachsen. Er hat von den praktischeren Engländern gelernt, hat auch Gutzkows ungleichmäßigen Stil, der sich zwischen prosaischer Nüchternheit und unnatürlicher Geschraubtheit hin und her bewegte, zu einer brauchbaren, wenn auch noch allzu glatten und gleißenden Diktion umgebildet. Julius Hart schildert in seinem Nachruf anschaulich und aus eigener Erinnerung den Abstand zwischen Gutzkowscher und Spielhagenscher Erzählungskunst und Anziehungskraft: ‚Wenn

der Knabe damals zu dem Tisch der ganz und gar verbotenen Bücher schlich, dann lockten als die größten Verheißungen, als die jüngsten Botschaften der Freiheitswelt noch Romane von Karl Gutzkow: „Hohenschwangau“, „Basedow und seine Söhne“ und gleich neben ihnen „Die von Hohenstein“, „In Reih und Glied“, „Hammer und Amboß“ von Friedrich Spielhagen. . . . Mit gleichem Heißhunger, gleich seliger Bereitwilligkeit griff man nach den vielen, vielen Bänden Gutzkowscher Unterhaltungskunst wie nach den paar Bänden Spielhagens nur, und mit derselben Entschlossenheit stürzte sich die Seele auf die zehntausend Seiten des einen, auf die nur tausend Seiten des anderen . . . Doch wenn man dann beim stillen Schein der Petroleumlampe zu lesen anfing im Gutzkow — dann stockte gar bald der Mut, und die Augen fingen an zu schwimmen. Und man mußte seinen ganzen kategorischen Imperativ zusammennehmen, dreimal täglich zu den Bildungsgöttern um Hilfe und Beistand beten, bis man endlich nach ernster Arbeit und wochenlanger Anstrengung den graugrauen Erziehungsroman von Basedows Söhnen mit einem Seufzer aus der Hand legte: Es ist getan! . . . Doch wie anders erglühte man, hingerissen von dem Feuer, den Begeisterungen Spielhagens! Wie lebte da, wie bewegte sich alles! Das waren Menschen von Fleisch und Blut. Damals — damals! In zwei Nächten wurde er im Bett verschlungen, und wenn die Morgenröte aufstieg, dann blickte man begeistert in den Himmel empor, wo der stolze Held stand, dessen Namen kein „von“ verunzierte, der Ritter vom Geist, der zugleich die tollsten Pferde zu bändigen wußte, aus der Karte das Aß herausschoß, und vor dessen Pistole der feige Junker sich zitternd verkroch, — der die Frauenherzen an sich riß, daß die schönste Gardeoffizieruniform nicht mehr Wert besaß als ein abgetragener Frack in den Trödelläden damals am Berliner Mühlendamm. Nur tausend Seiten! Wie kurz es war, viel zu kurz . . .‘

Spielhagens historische Bedeutung liegt also in der Annäherung des Unterhaltungsromans, der vor allem stofflich interessant sein muß, an den literarischen Roman, der Kulturdienste leisten will, in der Vermittlung der mannigfaltigen Gegensätze zwischen den formellen und inhaltlichen Forderungen dieser poetischen Gattung, wenn auch diese seine Vermittlung wegen seiner unzureichenden künstlerischen Kraft nur zu einem Kompromiß und nicht zu einem Ausgleich führen konnte. Er hat bewußt danach gestrebt, den Roman aus seiner selbstverschuldeten prosaischen Erniedrigung zu der Höhe eines reinen Kunstwerks zu erheben, war auch scharfsinnig und belesen genug, um den Weg vor sich zu sehen, der zu diesem Ideal führen konnte, hatte Talent genug, um auf diesem Weg ein paar tüchtige Schritte vorwärts zu machen. Doch ließ er sich von seinem eigenen Temperament, das sich am Nächstliegenden rasch, allzu rasch entflammte, immer wieder aus der betretenen Bahn hinausdrängen, einem Wanderer gleich, der sein Endziel aus den Augen verliert, weil er vom Augenblick sich allzu oft hinreißen läßt. Er hatte sich eine Theorie ausgedacht, die im Gegensatz zu der subjektiven Willkür, der formellen Verwahrlosung der romantischen und jungdeutschen Prosadichtung, gerade die Objektivität, die Ausschaltung der Persönlichkeit des Dichters aus dem epischen Vortrag, als das Prinzip des Romans pries; er selber aber ist immer wieder aus der

Rolle gefallen, hat immer wieder die eigene Parteileidenschaft zu Wort kommen lassen, nicht nur in den Reden und Auseinandersetzungen, die den Organismus seiner Schöpfungen so oft stören, sondern auch in der Verteilung von Licht und Schatten auf die einzelnen Personen seiner Bücher.

Er hat wohl gefühlt, wie sehr ihn seine impulsive Natur in Konflikt bringen mußte mit dem Ideal, das ihm sein Kunstverstand vorschrieb, hat darum aus diesem Zwiespalt theoretisch und praktisch einen Ausweg gesucht in der Form des ‚Ich'-Romans, ohne freilich zu erwägen, daß diese Sondergattung die allzu stark hervortretende Anteilnahme des Autors höchstens verschleiern, nicht aber von Grund aus eindämmen konnte. Nicht zum wenigsten aber war es diese von durchaus echter Leidenschaft und wahrer Begeisterung befeuerte Subjektivität, die die Leser mit fortriß, weil sie den aufrechten und ehrlichen Mann, den ernsten und tapferen Kämpfer dahinter spürten. Und gerade daß sich seine Dichtung an der Wirklichkeit des Zeitgeschehens entflammte, gab ihr einen realistischen Untergrund, bewahrte ihn vor der Verschwommenheit seiner literarischen Vorläufer, bot des öfteren auch seiner Technik einen Halt, der sie vor dem Sturz ins Grenzen- und Gestaltlose einer spekulativen und didaktischen Belletristik bewahrte. Den sechziger und siebziger Jahren konnte er sogar in seiner Art als ein kühner Realist gelten, und nicht wenige der Jüngsten haben auf seinen Errungenschaften weitergebaut. Es ist kein Zufall, daß einer der berühmtesten, wenn auch umstrittensten Männer der neuesten deutschen Literatur, Hermann Sudermann, ihm die Trauerrede gehalten hat.

Vom historischen Roman hat der Ästhetiker Spielhagen nicht viel gehalten, und das nimmt nicht wunder an einem Manne, der so ganz in seiner Zeit und für seine Zeit lebte. Trotzdem kann man jetzt schon die hauptsächlichsten seiner eigenen Romane als historische ansprechen, wenn auch in einem ganz anderen Sinne als die antiquarischen der Ebers und Genossen. Seine Werke enthalten die lebendige Darstellung der bewegten Jahrzehnte vor und nach der Gründung des neuen deutschen Reiches, führen unmittelbar in die mannigfachen Strömungen, in die tiefgreifenden Umwälzungen hinein und werden für alle Zeiten als Denkmäler einer bedeutenden und tatenreichen Zeit von größtem geschichtlichem Interesse sein. Hier wird der Fehler gewissermaßen zur Tugend; die Aktualität, die den ästhetischen Genießer stört, ist dem geschichtlichen Betrachter willkommen als ein Mittel, sich die Stimmungen und Tendenzen vergangener Zeiten mit all dem Drum und Dran des Augenblicks greifbar deutlich vor das nachprüfende Auge zu bringen. Es entbehrt gewiß nicht des Reizes, sich einmal wieder in die Schwärmereien der Tage von 1848 zu versenken, wie sie namentlich der ‚Durch Nacht zum Licht' betitelte zweite Teil der ‚Problematischen Naturen' schildert, das Goldfieber der Gründerzeit in der ‚Sturmflut' zu studieren, oder auch die Gedankenumwälzungen nachzufühlen, wie sie das Erstarken der sozialdemokratischen Ideen mit sich brachte und wie sie Spielhagen in ‚Was will das werden?' und noch in dem späten ‚Opfer' dargestellt hat.

Von seiten der Literaturgeschichte nennt man den Toten wegen dieser Aktualität, wegen seiner deutlich hervortretenden politischen Parteinahme gerne einen Agitator, einen Journalisten, übersieht aber dabei, wie so oft, über der

Einseitigkeit der historischen Einstellung und der zufälligen zeitgeschichtlichen Umrahmung fast ganz die psychologischen, die eigentlichen persönlichen Wurzeln seines Schaffens. Gewiß muß Spielhagen etwa der pädagogischen Ruhe und zielbewußten Objektivität des ihm tendenzverwandten Gustav Freytag gegenüber wie ein Agitator wirken, und doch würde ihn diese Bezeichnung zu oberflächlich charakterisieren, würde man sie allzu betont auf ihn anwenden. R. M. Meyer, der in seiner Literaturgeschichte dieses Wort mit besonderem Nachdruck gebraucht hatte, verwahrt sich neuerdings selbst vor einer naheliegenden mißverständlichen Auslegung: ‚Ich denke nur an Spielhagens leidenschaftliches Bedürfnis einer unmittelbaren Einwirkung auf seine Zeitgenossen im Sinne seines Ideals.‘ Die Antriebe zu diesem ‚leidenschaftlichen Bedürfnisse‘ aber ausschließlich in dem Politiker Spielhagen zu suchen, das hieße die Stärke und Bedeutung seiner menschlichen Persönlichkeit doch sehr gering achten. Man darf seine Bücher doch auch als individuelle Bekenntnisbücher nicht ganz unterschätzen, wenn sie auch, zumal die späteren in diesem Sinn weniger persönlichen, nicht zu den großen und typischen Bekenntnisbüchern gehören wie etwa Goethes ‚Werther‘, mit dem L. Ziemssen die ‚Problematischen Naturen‘ einmal in Parallele gestellt hat*.

Als Sohn eines politisch durchaus unselbständigen preußischen Beamten von peinlichstem Pflichtbewußtsein und einer von französischen Flüchtlingen aus der Hugenottenzeit herstammenden Mutter von großer geistiger Frische und rascher Auffassungsgabe, im Jahre 1829 zu Magdeburg geboren, in Stralsund, am Strande der geliebten und oft verherrlichten Ostsee aufgewachsen, hat Spielhagen eine an inneren Kämpfen reiche Entwicklung durchgemacht, bis er das von den Eltern übernommene Erbe persönlicher Anlagen einigermaßen ins Gleichgewicht zwang. Schon äußerlich war seine Lebensführung bis in sein dreißigstes Jahr, bis in die Entstehungszeit der ‚Problematischen Naturen‘, deren Erfolg ihm dann auf dem Umweg redaktioneller Tätigkeit die ersehnte Schriftstellerfreiheit brachte, eine derart schwankende und unsichere, daß ihn das Gefühl über die Haltlosigkeit seiner Existenz oft der Verzweiflung nahebrachte. Der besorgte Vater grämte sich ob der Unentschlossenheit des Sohnes, den er so gerne eine bürgerliche Versorgung hätte erreichen sehen, der weichfühlende Sohn, der diesen Kummer nachempfand, verzehrte sich in mancher traurigen Stunde in bitteren Selbstvorwürfen. Zuerst zur Medizin geneigt, dann am Jus sich versuchend, gelangte er schließlich zur Philologie, als derjenigen Fachwissenschaft, die noch am meisten seinen Neigungen entsprach, aber eine Berufswissenschaft aus ihr zu machen, dazu konnte er sich trotz aller guten Vorsätze nicht entschließen. Er, der die Freudigkeit als die Mutter aller Tugenden pries, war zu ehrlich, einen Beruf zu wählen, der ihm innerlich stets fremd bleiben mußte. Und nun ging das Suchen und Probieren erst recht von neuem an. Seine Hauslehrertätigkeit auf einem Gute in Pommern wird ihm bald widerwärtig, er geht nach Leipzig, da ihm Johannes Overbeck Aussichten auf eine Dozentur gemacht hat, er versucht sich an einer Dissertation über den Humor,

* L. Ziemssen, Friedrich Spielhagen, Breslau 1880.

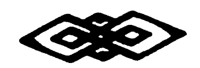
um zu erkennen, daß ihn auch die geistreichsten ästhetischen Erörterungen kalt lassen, er debütiert mit dem glänzendsten Mißerfolg, ähnlich wie sein Zeitgenosse Brachvogel, in seiner Vaterstadt als Schauspieler, und er sieht sich, als er die Anstellung an einem Privatgymnasium in Leipzig, die ihm wenigstens Brot verschafft hatte, infolge persönlicher Differenzen aufgibt, wiederum dem Nichts gegenüber, fristet sein Leben aus dem Erlös seiner mühsam gesammelten Bibliothek. Denn seine Erstlingsnovelle ‚Clara Vere' und ‚Auf der Düne' hatten nach jahrelangen Bemühungen wohl einen Verleger gefunden, aber die goldenen Früchte, die der Autor erntete, waren sicherlich sehr spärliche, glaubte ja noch der Verleger der ‚Problematischen Naturen' Otto Janke, genug zu tun, wenn er die Kosten des Druckes riskierte.

Kein Wunder, wenn dem geistig frühreifen Jüngling, den sie schon auf der Schule das ‚alte Männeken' geheißen hatten, das Goethewort ‚Es gibt problematische Naturen, die keiner Lage gewachsen sind, in der sie sich befinden, und denen keine genug tut,' seine ganze Studien- und Werdezeit hindurch wie ein Verdammungsurteil in die Ohren klang. Daher wohl auch das Scheue und Unfrohe in seiner Gemütsart, von dem alle berichten, die ihm zu jener Zeit näher standen. Karl Schurz z. B. erzählt von dem verschlossenen, seltsamen Wesen des damaligen Bonner Burschenschaftlers, Adolf Strodtmann in seinen ‚Dichterprofilen'* von dem scharfen, unjugendlichen Zug in dem Gesicht des kaum Zwanzigjährigen, der von der lauten Fröhlichkeit studentischen Treibens sich nach Möglichkeit fernhielt. Und doch wühlte unter dieser scheinbar nüchternen Hülle der ungestüme tapfere Drang, die eigene, quälend empfundene Unsicherheit zu überwinden, eine Rolle zu spielen, in irgend einem Kreise zu herrschen. Er stürzt sich von Greifswald aus, wo er seine Studien zum Abschluß bringen will, in den Lärm ländlicher Gastlichkeit, er, der Scheue, erobert sich eine Stellung in der Gesellschaft, lernt im Salon zu glänzen, wie es alle seine Helden so gerne tun. Schmerzliche Erfahrungen bewahren ihn vor der Verflachung und geben dem schon früh erwachten Dichterdrang den Untergrund persönlichen Erlebens. Seine poetischen Erstlinge erwachsen aus sentimentaler Wurzel: in ‚Clara Vere' haben wir schon den oft wiederkehrenden Typ der koketten, kalten Dame, die in der Liebe nur einen Zeitvertreib sieht, haben wir schon die ersten Ausbrüche jener zornigen Empörung, mit der Spielhagen dann immer wieder den ‚feudalen Übermut', die Frivolität gewisser exklusiver Kreise angreift, ‚welche den schweren Ernst des Lebens zu einem Spiel ihrer müßigen Laune verkehren möchte.'

Zu der äußeren Sicherheit des Auftretens sich auch noch das innere Gleichgewicht zu erkämpfen, war eine viel bedeutendere, viel schwerere Aufgabe. Und sie mag durch die ersten Herzenswirren des jungen Dichters vorübergehend noch erschwert worden sein. Aber sie gelang trotzdem, wenn auch erst nach jahrelangem Ringen. Das Erbe der Mutter setzte sich durch, jenes instinktive Bewußtsein ihrer Vorzüge, das ihr nach des Dichters eigenen Worten** einen heiteren Stolz und eine in jeder Lage des Lebens sich

* Zweite Ausgabe. Berlin 1883, S. 197.
** Finder und Erfinder Bd. I S. 123.

gleich bleibende Sicherstelligkeit verlieh. ‚Ich habe nie wieder', sagt er von ihr, ‚eine Frau gekannt, die, wie sie, bei aller reichen Erfahrung durch die Welt gegangen wäre mit der vollen Ingenuität eines im Schoße des Glückes gewiegten geistreichen Kindes, das sich vor nichts und vor niemand fürchtet.' Daß aber dieses Selbstbewußtsein nicht in leichtfertiger Selbstzufriedenheit sich verlor, dafür sorgte das vom Vater überkommene tiefe Verantwortlichkeitsgefühl, sorgte die ernste Arbeit, die Spielhagen in seinen Studienjahren leistete, die um so eindringender und wertvoller für seine persönliche Entwicklung war, je weniger er sie praktischen Zwecken dienstbar zu machen verstand. So konnte er, als er in die Mannesjahre kam, mit Befriedigung feststellen, er habe sich eine bessere Meinung von sich selbst erarbeitet, konnte befreit aufatmen, wenn er den gefürchteten Satz von der ‚problematischen Natur' las, konnte zu sich sagen: ‚Hast du dir den Kerl schon halb vom Leib und aus dem Leibe gearbeitet, tu es ganz, indem du seine Geschichte schreibst, die nun nicht mehr die deine ist, sondern die eines Menschen, den du sehr gut gekannt hast, der dir sehr nahe gestanden hat, und von dem du dich doch trennen mußtest, weil eure Wege zu weit auseinander gingen.' Und in diesem Sinne der poetischen Selbstbefreiung hat die Parallele mit dem ‚Werther' ihre volle Berechtigung. Wie der Werther wirkten aber auch die ‚Problematischen Naturen' zunächst der inneren Tendenz des Schöpfers entgegen; die Leser Goethes berauschten sich an der haltlosen Sentimentalität Werthers, die Leser Spielhagens an dem haltlosen Subjektivismus seines Helden und an jenem Unaussprechlichen in seiner Brust, das der Dichter mit seinem Lieblingswort ‚Dämon' bezeichnet. Der Erfolg war da, das Publikum war gewonnen, mit einem Schlage, viel rascher, als es für das weitere poetische Wachstum des Autors gut war. Der H e l d war da, mochte er auch im Erstlingsroman ein halber sein, mochte er auch zugrunde gehen, jener Spielhagensche Held, der durch seinen Geist, sein Feuer, seinen Edelmut, seine Noblesse und nicht zum wenigsten seine Leibesgewandtheit glänzt — das Sicherheitsgefühl, das in körperlicher Überlegenheit liegt, hatte Spielhagen, der tüchtige Reiter, der treffliche Schwimmer, früh empfunden, früh gepflegt, und seine Helden machen ihm das nach, — der erfolgreich mit der äußeren Beherrschtheit und Sicherheit adliger Erziehung wetteifert, der die Herzen der Jugend und der Frauen an sich reißt und durch seine Freiheitsrufe auch die Männer begeistert. Wir Heutigen aber, können wir auch den Mangel an Tiefe über so glänzenden Eigenschaften nicht übersehen, e i n e bewundern auch wir ohne Einschränkung an diesen Oswalds, Brunos, Reinholds, Wilfrieds und wie sie alle heißen: den M u t, denn der ist die echteste, ist Spielhagens eigenste Tugend. Und das Schönste und Wahrste, was sich von ihm sagen läßt, die schönste und kürzeste Leichenrede, die man ihm halten kann, ist das Bismarck'sche Wort: ‚D e r S p i e l h a g e n h a t t e i m m e r M u t.'



Die Flagellanten / Von Philipp Witkop

m Jahre nach unseres Herrn und Seligmachers Geburt 1347, im Maimonat in der Dauphiné, kam unser Herr Jesus Christus, willens, die Welt um ihrer Sünden wegen zu strafen, um Mitternacht zu einem Landmanne, der im Mondlicht sein Feld bearbeitete. Während der Arbeit setzte sich der nach der Landleute Gewohnheit, um zu essen. Und als er sein Brot gegessen und seinen Wein getrunken und nichts mehr übrig gelassen hatte, weder von dem Brote noch von dem Weine, hob er sich aufs neue zur Arbeit. Da erschien ihm Christus in der Gestalt eines edlen Jünglings und sprach: ‚Gib mir ein wenig von deinem Brote!‘ Er antwortete: ‚Verzeih’, daß ich dir nichts geben kann, denn soeben habe ich gegessen und nichts übrig behalten.‘ Christus sprach: ‚Du hast doch wohl etwas?‘ Er aber wußte nicht, daß es Christus war, und sprach: ‚Ich habe gewiß nichts!‘ Da hieß ihn Christus nachsehen. Und er sah nach und fand drei Brote, oder, wie andere sagen, ein Brot in drei Teile geteilt. Und er verwunderte sich. Aber Christus sprach zu ihm: ‚Gehe hin zu jenem Baum und wirf diese drei Stücke Brotes in den Brunnen, der an dessen Fuße ist.‘ Und der Landmann sprach: ‚Mehr denn zwanzig Jahre habe ich das Land gebauet und weiß gewiß, daß eine Meile im Umkreis kein Brunnen ist.‘ Und Christus sprach: ‚Gehe, denn er ist daselbst!‘

Da bedachte der Landmann, was mit dem Brote geschehen war, und machte sich auf und ging hin und fand den Brunnen am Fuße des Baumes. Aber dabei saß eine weißgekleidete Frau, ganz in Tränen. Das war die Jungfrau Maria. Dieselbe sprach: ‚Was willst du tun?‘ Und er antwortete: ‚Ich will dieses Brot in den Brunnen werfen, wie mich dort ein Jüngling geheißen.‘ Sie sprach: ‚Wirf es nicht hinein, sondern gehe hin zu jenem und sage ihm, du habest eine Frau gefunden, die nicht wolle, daß du es hineinwerfest.‘

Der Landmann tat also. Und Christus sprach zu ihm: ‚Geh’, und wirf es hinein, wie ich dir gesagt!‘ Und er ging zurück, um es hineinzuwerfen. Die Frau aber hielt ihn und sprach zu ihm: ‚Tue es nicht, sondern kehre wieder zu jenem und sage ihm, deine Mutter will nicht, daß ich es hineinwerfe.‘

Also kehrte der Landmann wieder zurück. Da befahl ihm Christus, es dennoch hineinzuwerfen, ohne wieder zurückzukehren.

Also ging er wieder zum Brunnen. Und als die Frau ihn kommen sah, ward sie hoch betrübt und wehrte ihm mit dem Mantel und schrie laut: ‚Wirf es nicht hinein!‘ Aber der Landmann sprach: ‚Er hat mir’s befohlen, ich tue es also.‘ Und nahm ein Stück Brot und warf es über die Frau hinweg in den Brunnen. Da sah sie ihn traurig an und sprach: ‚Du hast übel getan. Denn dies bedeutet, daß der dritte Teil der Welt zugrunde

gehen wird. Und wenn du das zweite Stück hineinwerfen wirst, so müssen zwei Dritteile zugrunde gehen. Wirfst du aber das Ganze hinein, so wird die ganze Welt untergehen. Und wisse, wer dir jenes befahl, war Christus, und ich bin seine Mutter. Er hatte beschlossen, die Welt zu strafen für ihre Sünden. Ich aber habe gefleht zu ihm und nie abgelassen, zu bitten, daß ich solche Grausamkeit nicht sehen möchte.' Nun weinte die Frau gar sehr. Der Landmann aber fiel auf seine Knie und sprach: ‚Heiligste Jungfrau, ersinne ein Mittel zur Rettung!" Da sah sie ihn lange traurig an und sprach: ‚Ich bin ohnmächtig vor seinem Grimme. Aber versuchet dieses, daß ihr gehet von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort, von Dorf zu Dorf, und kündet, was du gesehen, und die Christenheit aufrühret durch diese Kunde und solche Weise haltet: Alle, Große und Kleine, sollen sich kleiden in schwarze leinene Mäntel und nähen ein rotes Kreuz auf Schulter und Hut, und sollen aus ihrer Heimat wandern, jeder 33 Tage und 12 Stunden, und sollen an keinem Ort zwei Nächte bleiben. Und wo sie hinkommen, sollen sie sich niederlassen und rufen: „Barmherzigkeit!" und sollen sich geißeln für ihre Sünden. Und sollen die Bußfahrten dauern 33 Jahre und 12 Wochen, so lange meines Sohnes Leben und Leiden um euch gedauert hat.' Also sprechend verhüllte sie ihr Haupt und entschwand.

— — —

Es war, als ob die ganze Welt sich in einen einzigen ungeheuren Totenacker wandeln sollte. Im fernsten Osten begann es. Eine versengende Dürre kroch über das chinesische Reich und ließ Hunger und Leichen zurück. Regengüsse und Überschwemmungen folgten so jäh, daß 400 000 Menschen in den Fluten ertranken. Unabsehbare Heuschreckenschwärme verbargen die Sonne. Ein unterirdischer Aufruhr begann, der von Osten nach Westen die ganze Erde erbeben ließ. Berge stürzten ein, das Meer trat über seine Ufer, China, Ägypten und Syrien vergingen in immer neuen Erschütterungen, und 1348 begann auch Europa zu wanken: die Insel Cypern, die ein blühend Eiland gewesen, ward einer Wüste gleich. Abgründe öffneten sich an tausend Stellen und spieen schädliche Dünste empor. Am 25. Januar 1348 hob sich die Erde wie ein stürmend Meer von Griechenland bis Italien und den angrenzenden Ländern. Neapel, Rom, Pisa, Bologna, Padua, Venedig wogten empor, Burgen, Häuser und Kirchen stürzten ein. In Kärnten fielen 30 Ortschaften zusammen, Berge wurden von ihrer Stelle gerückt. In Istrien spaltete sich die Erde in Form eines Kreuzes, dem Blut und Wasser zu entströmen schien. Polen, England, Schlesien, Skandinavien wurden aufgewühlt und große, nie gesehene Meteore machten die Nächte furchtbar.

Aber das alles war nur der Weg, der bereitet ward, damit auf ihm der fremde, furchtbarste Gast seinen Einzug halte: der schwarze Tod. Aus

den Abgründen des Himalaya war er emporgestiegen, sagenhafte, noch unerwachte Völker hatte er im Traum erwürgt. Persien, Lybien, Arabien, Mesopotamien, Thracien, Armenien, Kleinasien und Konstantinopel waren vor seinem Hauch zusammengesunken. 200 000 Dörfer jenseits des Meeres verweseten hinter ihm. Sein Atem schwoll die Segel der Genueser und blies durch die Gewürzballen der Venezianer. Aus Messina flohen die Bewohner und trugen den furchtbaren Fremdling auf eigenem Rücken nach Syrakus. Modena und Florenz sahen ihn an und verfaulten. Padua, Verona, Siena, Parma, Pisa, Piacenza, Perugia wimmerten unter seinem Tritt. Der Schnee der Alpen schmutzte von seinen Spuren. Steiermark, Kärnten, Österreich und Bayern, Frankreich, Belgien, Holland und England verdorrten unter seiner Berührung, wurden schwarz und blutig und eiterten hin. Kaiser Günther erlosch vor ihm, Frankreichs König verkroch sich und der Stellvertreter Christi floh davon. Die Erde hatte nicht Raum mehr für alle Toten. Die Häuser standen leer, die Haustiere verwilderten, ungeschnitten verfaulte das Korn auf den Feldern.

Da war es 1349 zur Zeit des Herbstes, als sich vor dem großen Tore von Mainz eine Menge Menschen drängte, wohl gegen tausend. Das Tor war fest versperrt, damit nicht Kranke von draußen die Pest einschleppten. Und der Wächter hatte den Eintritt geweigert. Aber da war ein Mann aus der Mitte der Tausend getreten, der hatte drohend auf der Spitze eines Kreuzes einen Brief an den Rat der Stadt emporgereicht, darin sie Einlaß heischten für die Kreuzbrüder und Erlaub für ihre Prozessionen im Namen der Allerseligsten Jungfrau, die sie sende. Die Ratsmänner hatten den Brief besehen und es für eine geistliche Sache erkannt. Sie hatten ihn dem Kapitel übergeben zur Entscheidung, ob das Vorhaben der Leute ein gottbefohlenes sei und ob man sie einlassen müsse. Aber während die Geistlichen hin und her redeten, ob sie den Eigenwilligen, die ohne eines Oberen Erlaub sich zusammengetan, Raum geben sollten, während sie sie anzuerkennen zauderten und sie doch nicht zurückzuweisen wagten, hatten die vor den Toren sich ungeduldig und trotzig geordnet, sie hatten sich in Reihen gestellt, und neben ihren Führer, der sein Kreuz wie ein Schwert emporhielt, waren riesige schwarze Gestalten getreten, die blutrote Seidenfahnen in den Herbstwind hoben. In der Fahnenmitte düsterte ein schwarzes Kreuz. Und gewaltige Kerzen waren angezündet und mit vorgehaltenen Händen an die Spitze getragen, und immer wieder schwankte die Flamme und losch und verrauchte.

Inzwischen waren die Bewohner der Stadt unruhig geworden. Das Gerücht, daß die Geißler vor den Toren ständen, hatte sie auf die Straßen getrieben. Es hatte ihre dunklen Gedanken an die Pest, die sie seit Monaten zerrieben und ermüdet hatten, neu aufgewühlt. Einander zu-

Fritz von Uhde/Das Bilderbuch



rufend drängten sie zu dem großen Tore, sie stiegen die Treppen der Stadtmauern hinauf und schauten von den Brustwehren und Türmen auf die schwarzgeordneten Scharen hinunter. Es war ganz still da unten geworden. Wie ein Heer, das sich zur Schlacht gereiht hat, standen sie, düster und schweigend. Und auch die Bürger auf den Zinnen waren verstummt, hatten einander vergessen, jeder stand einsam oben, mitten unter Bekannten und Freunden, und starrte verhaltenen Atems auf dies seltsame Schauspiel.

Da wandte sich der Geißlerführer zur Seite, er stieg auf einen Karren, den ein Bauer zur Stadt führte, und indem seine ungeheure Gestalt mit dem emporgestreckten Kreuze sich schwarz gegen den Himmel abhob, sammelte er wie ein Heerführer vor der Schlacht noch einmal die tausend Blicke in seinem Blick, und lautlos, mit weitausholender Gebärde, hob und senkte er das Kreuz nach den vier Himmeln. Und mit ungestümer Bewegung streiften die tausend ihre schwarzen Mäntel von den Schultern. Nackt bis zum Gürtel standen sie da; der Herbstwind blies und wirbelte die leeren Ärmel. Und sie griffen zur Seite, zum Strick, der ihre Lenden gürtete, und rissen die Geißeln an sich, die dort niederhingen, und zuckten, zum Schlage bereit, indem sie noch einmal nach ihrem Führer schauten, daß er das Zeichen zum Beginne der Geißelung gebe. Dem stob der lange, dunkle Bart um die nackten Schultern und mischte sich mit den Haaren, die kraus und braun seine ungeheure Brust bedeckten. Der linke Arm hatte das Kruzifix niedergestellt, aber der rechte hielt hoch die Geißel empor, das heilige Mittel der Erlösung, um mit ihr den zweiten mächtigeren Segen zu geben, der den Beginn der Geißelung bedeutete. Zweitausend glühende Augen starrten auf den kurzen hölzernen Stiel, auf die schlenkernden Knotenstricke, die von Nadeln durchstochen waren. Es war ganz still. Da gellte von der Stadtmauer ein jäher, wahnsinniger Schrei; es war ein Weib, das die entsetzliche Spannung nicht länger tragen konnte, schreiend stürzte, stolperte, sprang sie die Stufen hinunter zum Tore hin und rang mit dem Wächter, der sie hindern wollte, hinauszueilen. Und im selben Augenblick stürzten, drängten, fielen hundert, zweihundert, dreihundert auf die Tore zu, warfen die Wächter beiseite und rissen beide Flügel weithin auf.

Da ließ der Führer den erhobenen Arm sinken und stieg von seinem Karren herab. Die blutroten Seidenbanner umringten ihn, die rauchenden Kerzen folgten, und schweigend, in Reihen zu dreien schritten die Tausend hinter ihm durch die Tore der Stadt. Ihre nackten Oberkörper hoben sich fahl aus den herabhängenden schwarzen Gewändern, ihre Hände hielten die Geißel wie eine Waffe umspannt. Das Volk hatte sich zu Seiten der engen Straßen an die Häuser gepreßt, nur einige waren schreiend und ruhlos vor Erregung in die Stadt vorausgelaufen. Ein Dutzend hatte die Türme der Kirchen gestürmt, und plötzlich gellten die Glocken der

Kapellen, klangen die Glocken der Kirchen, dröhnte die stolze Glocke des Doms. Die Türen der schweren Patrizierhäuser öffneten sich, in buntgepufften Seidengewändern eilten die Geschlechter in den Kot der Straße, Handwerker rannten herbei, die Werkzeuge noch in den Händen, und gackernd und quietschend flüchteten die aufgestörten Hühner und Schweine in die stilleren Seitengassen. Unaufhaltsam drängte der Zug der Geißler zum Domplatz vor. Beim Klang der Glocken hatten sie ihren Gesang begonnen, und die Bürger, die da standen, an die Mauern gepreßt, schwerklopfenden Herzens und zerspannt vor Furcht und Erwartung, konnten die Worte unterscheiden:

> ‚Jesus Christ de wart gefangen.
> An en Kruze wart he gehangen.
> Dat Kruze wart des Blodes rod
> Wir klagen sin Marter und sin Dod —
> Sünder, womit wilt du mi lonen?
> Dre Negele und en Dornenkrone,
> Dat helege Kruz, en Sper, en Stich,
> Sünder, das leyd ich dor dich.
> Was wilt du nu liden dor mich?‘

Die letzte Frage wurde mit erhobener Stimme gesungen, dann schwiegen alle. Man hörte nur das dumpfe Gedränge ihrer Schritte, nur das Rauschen ihrer herabhängenden Obergewänder, die der Wind schwarz umherwarf. Das atemlose, bangverhaltene Warten auf eine Antwort machte die Luft schwer. Aber statt einer Antwort kehrte die Frage zurück: weit hinten vom äußersten Ende des Zuges kam sie, heller, drängender, schmerzzerrissener: ‚Was wilt du nu liden dor mich?‘ Niedergebeugt ließen die Vorderen die Frage über sich her sinken, durchwühlt, durchschüttelt von ihrem quälenden Vorwurf, die Geißeln zuckten in ihren Händen — und plötzlich hoben sich ihre zerlittenen Gesichter: sie waren nicht mehr die Horchenden, die Gefragten, die ohnmächtig Verschuldeten, sie fühlten die Geißelnarben ihrer Rücken, die Haut, die zerschlagen, das Blut, das kaum getrocknet war, sie standen mit an der Martersäule, durch ihre Hände drangen die Nägel des Herrn, ihre Schläfen zuckten unter seiner Dornenkrone. Und nun öffneten sich ihre fahlen Lippen: als ihre eigene Frage schrie es aus ihnen: ‚Was wilt du nu liden dor mich?‘ Und nun schwiegen die am Ende des Zuges und ließen sich von diesem Vorwurf zerreißen. Und immer ungeduldiger hob sich die Frage, immer anklagender, immer drohender, die Erde schütterte unter ihrer Schwere, die dunklen, festungsgleichen Häuser wankten, der graue Herbsthimmel brach nieder vor ihrer Wucht. Längst hatte der Wechselruf aufgehört, aus allen Tausend rang es empor, tausend Geißeln waren wie Degen gezückt, tausend zerlittene

Gesichter schrien der Welt ihre dunkle Anklage, ihren drohenden Fehderuf zu: „Was wilt du nu liden dor mich?“ Und die Städter an den Seiten des Zuges schluchzten und wanden sich vor der Unentrinnbarkeit dieses Vorwurfs, mit tränenblinden Augen stolperten sie über den Kot der Straßen, über die Treppensteine ihrer Häuser, sie waren entrückt, hinweggerissen aus allem Gewohnten, sie tappten in einer fremden Welt, in einer schwarzen, ungeheuren Wolke von Schuld und Traurigkeit.

So kamen sie am Domplatz an. Die Glocken schwiegen, der Gesang verstummte. Und während sich die Reihen der Geißler über den Platz vordrängten, während aus den Zunfthäusern am Markt Gesellen im Arbeitsschurz und aus den Hallen des Kaufhauses die buntgekleideten Tuchhändler hervorstürzten, schritt die schwarze Riesengestalt des Führers zwischen den blutroten Seidenfahnen und den gewundenen flackernden Kerzen in das Portal des Domes und wandte den dunkelstiebenden Bart und das schwere Gesicht, das Schmerz und Zorn in hilflosem Übermaß zerrissen, der Menge zu. Und wieder hob er das Kreuz mit seinen nackten, mächtigen Armen und segnete, und reuig stürzten die Tausend nieder und streckten die Arme in Kreuzesform. Wer aber ein Ehebrecher war unter ihnen, der legte sich auf die Seite; wer ein Mörder war, der wandte sich um und wandte sich auf den Rücken, und wer ein Meineidiger war, der reckte zwei Finger neben dem Daumen in die Höhe, auf daß eines jeden Sünde offenbar werde. So lagen sie nieder im Staube fünf Paternoster lang. Da erhob sich ihr Führer, und mit fahlen Lippen und drohenden Augen, mit einer Stimme, die hart und brüchig war vor hilfloser Leidenschaft, sang er:

Christus rep im Himmelrik
Sinen Engelen alltoglik:
‚De Christenheid will mi entwichen,
Des will ich lan och sie vergan:
De Welt mot all to Grunde gan!‘

Und noch einmal mit erhöhter Stimme, hart und furchtbar, der unerbittliche Spruch eines Weltenrichters: ‚De Welt mot all to Grunde gan!‘ Da ging ein Schauer der Angst durch die Niedergestreckten, ihre Glieder krampften sich, und den Mund noch am Boden schrie ihr Gesang, während sie sich zuckend erhoben:

‚Nun recket auf eure Hend,
Daß Gott das große Sterben wend!
Nun recket auf euere Arm,
Daß sich Gott über uns erbarm!‘

Und noch während der letzten Worte hatte der Führer seine Geißel in wilder Ungeduld zum Segen erhoben und reckte sie in Form eines Kreuzes, daß ihre Knotenstricke flogen und die eisernen Stacheln auf-

leuchteten. Und nun war es, wie wenn ein lange zurückgedrängtes Wetter sich endlich entlädt: in entfesselter Wut sausten die gestachelten Stränge auf die nackten zernarbten Rücken. Der Gesang zerfetzte, aus den Sätzen wurden Worte, aus den Worten schrille, unverständliche Laute, jähe, unzusammenhängende Schreie. Schaum trat vor die fahlen Lippen. Und das Blut floß über die zernarbten Rücken, über die behaarte Brust, es sickerte über ihre mageren Lenden in die schwarz herniederhängenden, staubbeschmutzten Gewänder. Zuweilen schlugen die eisernen Spitzen so fest in die Haut, daß sie mehr als einmal ziehen mußten, um sie herauszureißen. Und die Bürger der Stadt, die ihnen zusahen, wanden und krümmten sich vor ungelöster Erregung, sie zerrissen ihre Oberkleider, sie schlugen sich die Brust mit Nägeln und Fäusten, sie warfen sich nieder und krallten ihre Finger in den Boden der Straße.

Die Geißelhiebe wurden matter, die Schreie heiserer, ohnmächtig vor Blut und Schmerz und Erregung brachen die Ersten zusammen, aber sie rafften ihre Glieder, die auseinanderfielen, und knieten nieder mit rotüberrieseltem Rücken, mit zuckenden Schultern, mit flackernden Augen und beichteten einander laut ihre Sünden. Viele Bürger waren zu ihnen gekniet, auch sie hatten die Arme gebreitet, auch sie schrien sinnlos vor Angst und Reue ihre Sünden aus. Und plötzlich stürzte vom Zunfthause der Fleischer der Zunftmeister und Stadtrat Hinrik Dhun, der rauheste und hartsinnigste Mann der Stadt, die breite Treppe des Patrizierhauses zur Falkenkron hinauf, warf sich dort vor dem greisen Haupte der Familie, dessen Sohn er beim letzten Aufstand der Zünfte gegen die Geschlechter getötet hatte und mit dem er in wildester Feindschaft lebte, zu Boden und gab ihm seinen Degen in die Hände, damit er Rache nehme. Aber der warf den Degen zur Erde; seine Schultern schütterten vor Schluchzen, und er kniete zu ihm nieder und umarmte ihn.

Langsam und feierlich schritt der Führer der Geißler vom Portal des Domes hinunter. Er hatte das schwarze Oberkleid wieder emporgezogen, es klebte an Rücken und Schultern, und das Blut drang durch in schmutzigroten Flecken. Um ihn knatterten die roten Seidenfahnen, die gewundenen Kerzen flackerten und verrauchten. Und er durchschritt die knienden Scharen, die dem Nahenden ihre Sünden noch lauter entgegenriefen und schlug jedem mit der Geißel den Rücken und sprach die Formel der Lossprechung:

‚Stant uf durch der reinen Marter Ehr
Und hüte dich vor der Sünden mehr!'

Und wen er also losgesprochen, der stand auf und legte seine Kleider an.

In diesem Augenblick eilten drei Geistliche durch die Domgasse auf den Markt. Sie kamen aus der Versammlung des Domkapitels, das sich gerade entschieden hatte, den Geißlern den Eintritt in die Stadt zu weigern,

als gemeldet ward, das Volk habe den Geißlern die Tore gewaltsam geöffnet und sie selbst zum Domplatz geleitet. Darauf hatten die Mitglieder des Kapitels es vorgezogen, schweigend und auf heimlichen Wegen ihre Häuser zu suchen. Nur die drei, ungeduldige, kriegerische Naturen, von deren Abenteuern und tollen Gelagen die Stadt erzählte, hatten beschlossen, den Geißlern entgegenzutreten. Da sahen sie den Führer, der ihnen als ein westfälischer Bauer genannt war, wie er feierlich mit Kreuz und Geißel, gefolgt von Kerzen und Fahnen, zwischen den blutenden, zuckenden Rücken schritt, sie sahen die weißgeöffneten Münder, die ihm ihre Sünden entgegenschrien, sie hörten, wie er die Formel, die deutsche Formel der Vergebung sprach. Und sie stürzten sich durch die Menge, die verwirrt zu ihnen aufsah, sie erzwangen sich Bahn mit Fäusten und Füßen, sie warfen die Kerzenträger beiseite, daß die Kerzen rauchend von ihren Leuchtern flogen, und verstellten ihm den Weg. Und der Jüngste von ihnen, ein junger Adeliger, der die violette Schärpe des Prälaten trug, wandte sich zu dem unruhig auffahrenden Volke und erklärte mit zorndurchschrillter Stimme, daß das geistliche Kapitel den Geißlern als eigenwilligen Frevlern an den Satzungen der Kirche den Eintritt in die Stadt geweigert habe, und daß er im Namen des hochwürdigen Kapitels den Führer der Geißler in Haft nehme als einen Ketzer und Kirchenschänder, der auf offenem Markte das heilige Sakrament der Beichte höhne und sich priesterliche Gewalt anmaße. Dabei hatte er sich wieder zu dem Führer gewandt und mit der Rechten in den Strick seines Gürtels gegriffen. Der aber, der verwirrt und reglos dem plötzlichen Schauspiel zugeschaut hatte, ließ seine Geißel fallen, hob mit den beiden mächtigen Armen das schwere eichene Kreuz empor und schmetterte es auf den Kopf des jungen Priesters, daß er zusammenbrach. Und im selben Augenblick stürzte die wilde Masse der Geißler wie eine schwarze Sturzwoge über die beiden anderen Priester und erschlug sie mit ihren Geißeln. Und Hinrik Dhun, der Zunftmeister der Fleischer, sprang in schäumender Raserei hinzu, rannte dem einen noch, als er umsank, seinen Degen in die Brust und hob ihn auf und warf ihn wie einen toten Hammel über die Köpfe der Geißler seinen Mitbürgern zu. Und sie stürzten sich heulend darüber und zerstampften ihn.

Der Führer der Geißler aber hob sein blutbespritztes Kreuz, winkte die roten Seidenbanner zu sich und schritt in jähem Entschluß hoch aufgereckt durch das Portal der Kirche, durch die ungeheure, geschnitzte Kirchentür in den Dom hinein. Ein wildaufjauchzendes Beifallsgeschrei erhob sich; die Bürger schwenkten ihre Mützen, die Tausend schüttelten ihre Geißeln, und so trieben, schoben, hasteten alle ihm nach, das Portal hindurch.

Bei seinem Eintritt hatte sich der Führer demütig in der Richtung zum Allerheiligsten niedergeworfen, dann war er mit schwerem Schritte das

Mittelschiff hinaufgegangen, darin das Abendlicht in farbigen Streifen spielte, und stieg nun zögernd und mühsam auf das prunkvoll geschnitzte Geländer gestützt die Treppe zur Kanzel empor. Dort brach er unter dem Ungeheuren der letzten Minuten hilflos zusammen. Er legte den großen bärtigen Kopf auf die Kanzelbrüstung, preßte seine mächtigen, arbeitsbraunen Hände vor das Gesicht und weinte. So lag er lange. Die weitgewölbten Hallen des Domes füllten sich, Geißler und Bürger standen bunt durcheinander. Dreitausend Menschen oder mehr sahen in scheuem, ehrfürchtigem Schweigen zu seinen Tränen auf und warteten seiner Rede. Und Mutlosigkeit und Ohnmacht durchschütterten ihn; er hatte nie auf einer Kanzel gestanden, — was konnte er, der arme westfälische Bauer, all diesen Leuten sagen? Seine zuckenden Lippen bewegten sich, hinter den vorgehaltenen, tränennassen Händen sprach er flehend ein Paternoster. Dann ließ er die Hände sinken und hob die Augen auf. Und er sah die abertausend emporgehobenen Gesichter, die dunkelbeschatteten Augen, die weißgeöffneten Münder. Und wieder beschlich ihn die Furcht. Und sein Blick fiel auf das Kreuz, das er von neuem ergriffen hatte: der ganze obere Kreuzarm war rot und feucht vom Blute des Prälaten, und viele Tropfen waren in purpurnen Streifen über die Dornenkrone, über das Dulderantlitz, über die magere Brust des Christuskörpers hinuntergerieselt. Da überkam ihn der Vers aus dem Geißlerliede, und schauernd rief er, und er wußte kaum, daß er es rief:

‚Dat Kruze wart des Blodes rod!‘

Und er begann von den Martern Christi: Da war die gräberdunkle Nacht, die lange Nacht des Verrates. Alle hatten Jesus verlassen; die heiligsten Jünger schliefen. Und er war allein mit den Sünden der ganzen Welt. Alle Teufel standen um ihn und triumphierten. Räuber, Mörder und Ehebrecher aller Völker und aller Zeiten hatten sich die Hand gereicht und umtanzten ihn mit höhnenden Rufen und unzüchtigen Gebärden. Und er lag niedergeworfen, und das Blut brach aus seinem Körper vor Scham und Schmerz, und er verzweifelte am Werk der Erlösung. Und da war der helle, weißglühe Mittag, und Jesus saß hoch in der Glut mit zergeißelten Gliedern und spottrotem Mantel, allen Blicken offen. Und die Schinderknechte knixten vor ihm und spien ihm ins Gesicht, mit Knitteln trieben sie die fingerlangen Dornen in sein heiliges Haupt, daß das Blut sein Antlitz roter färbte als den Purpur des Mantels. Und da war die Weltendämmerung des Nachmittags. Die Sonne verbarg sich, die Tiere verkrochen sich, nur die Toten reckten sich aus ihren Gräbern. Und Jesus kämpfte seinen Todeskampf, so nackt und so zerschunden, daß selbst Gott seiner graute und er hinwegsah, zwischen Mördern und Straßenräubern, und das Volk umlachte und umlästerte ihn und gab ihm Essig zum Trunk:

Sünder, das leyd ich vor dich,
Was wilt du nu liden vor mich?

Was wilt du nu liden vor mich!! In Schwelgerei und Hurerei, in wilden Sünden und Lastern, in unerdenklichen Ausschweifungen verging die Welt. Das war ihre Nachfolge Christi, das war ihr Dank und Vergeltung, so litten sie um ihren zermarterten Gott. Die Pfaffen hüllten sich in Seide, die Bischöfe überluden sich mit Gold. Es gab keinen Verbrecher mehr, den diese Priester des Herrn nicht an Freveln überdunkelten. Was wilt du nu liden vor mich!! Sie sind der Priester und der Levit des Evangeliums, die an dem Verwundeten ohne Erbarmen vorübergingen, Pfaffen und Bischöfe und das Volk, das ihnen anhängt, sie, die da prunken und prassen und Christo keinen Blick wissen für seine Leiden und ihn liegen lassen in Schmerzen und Wunden. Aber Christus ist aufgefahren in seinem Zorn und hat sie verworfen vor seinem Angesicht. Der Atem seines Grimmes ist über sie hingebraust: im schwarzen Tode vergehen sie. Blut bricht aus ihrem Munde und Eiter aus ihren Gebeinen; in Milliarden faulen sie hin. Sie springen zum Wagen, sie stürzen zum Schiffe, aber der Herr lacht ihrer Flucht; sein Atem ereilt sie, und sie verwesen. Die Pfaffen röcheln, die Bischöfe eitern, und die Kardinäle verpesten die Luft. Hundertfünfzigtausend Leichen durchstinken die Stadt des Papstes, und seine Tiara wankt auf der Flucht. To Grunde gan! To Grunde gan! De Welt mot all to Grunde gan!'

Drohend war sein Körper emporgewachsen; sein rechter Arm reckte die mächtige Faust geballt in die Luft, sein Gesicht war fahl, seine Augen sprühten, aus seinem Munde quoll es wie Blut und verlor sich im Dunkel des riesigen Bartes. Ein dumpfes Stöhnen ging durch die Massen, auf den Zehen hatten sie sich ihm entgegengereckt, ihre Lippen zuckten, ihre Augen flackerten. Irgendwo erstickte ein Röcheln: mehrere Geißler waren blutspeiend niedergesunken, Eiterbeulen an den Armen; man sah sie nicht, man starrte nach vorn.

Langsam sank die geballte Faust des Führers, die Finger streckten, der Körper entspannte sich, die Augen wurden ruhig, über die fahlen Lippen, die eine schmale Blutspur färbte, zog ein tröstendes Lächeln. Und er erzählte die Botschaft des Heils: Christi Erscheinung vor dem Landmann, seinen Zorn und sein Gericht, die vergebliche Fürbitte der Gottesmutter und ihr Mittel zur Rettung: Bußfahrt und Geißel. Ein Drittel der Menschheit war dem Gerichte verfallen — gewiß —, aber zwei Drittel harren noch ihres Spruches, können gerettet werden, werden gerettet werden. Einem Landmann ward die Botschaft des Heils vertraut, einem Bauern wie mir; seht, ich verkündige euch das Reich des Friedens, das neue Reich, das Reich des Leidens und der Erniedrigung. Die Wassertaufe

ist aufgehoben von Gott und all machtloser Prunk der Pfaffen und Sakramente, und eingesetzt ist die neue, rettende Taufe, die Taufe mit Blut. Wie Christus auf der Hochzeit das weiße Wasser in roten Wein verwandelt hat, so muß auch die Wassertaufe in die Bluttaufe verwandelt werden. Blut und Erniedrigung, das sind die Waffen wider Gottes Zorn. Wir sind der Samariter, der den Verwundeten auf sein Maultier hob, der Öl und Wein in seine Wunden goß, ihn in die Herberge führte und seinen letzten Groschen für ihn zahlte. All unser Gut haben wir Christo geopfert; mit unserm Blute haben wir seine Wunden gewaschen; es ist zusammengeflossen mit Christi Blut und kann nicht mehr geschieden werden. Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Seht, ich verkündige den Frieden des Herrn! Er wird euch schützen; euer Blut wird sich wie ein Panzer um euch legen, und kein Pesthauch wird euch schrecklich sein. Friede! Friede! Friede!‘

Er hatte die beiden mächtigen Arme zum Segen erhoben, sie zitterten in der Luft, sein riesiger Körper schwankte, aber über das weißgraue Gesicht, über die blutigen Lippen zog ein verklärtes Leuchten, ein Sonnenlächeln von Glück und Verheißung, eine einfältige himmlische Zuversicht. Ein erlösendes Wogen ging durch die Menge, sie griffen einander nach den Händen, sie weinten vor Glück. Langsam, unsicher, tastend drückte der Führer die Tür der Kanzel auf; er schwankte, er wollte sich stützen auf sie, aber sie entglitt seinen Händen und klappte zur Wand. Und wie die Rieseneiche, die einsam gegen den Himmel steht, vor ihrem Falle noch einmal in allen Ästen zittert und dann schwer und schmetternd niederbricht, so brach der mächtige Körper im Sturz über die Treppe hinab. Ein Blutstrom quoll aus seinem Munde, und die Nächsten, die ihm zu Hilfe eilten, sahen kleine schwarze Flecken auf seinem Gesicht. Da schrieen sie auf, sie stemmten sich, sie hieben auf die Nachdrängenden, und während die Menge sich einen Augenblick reglos und fragend staute, gellte eine Stimme in wahnsinniger Angst empor und zerschlug sich zwischen den Gewölben: ‚Die Pest! Er hat die Pest!‘ Und tausend verzweifelnde Stimmen verfolgten die eine und schrillten und heulten und durchängsteten die Wölbung. Jeder stieß, hieb, trat auf seine Vorderleute. Die Geißler schwangen ihre Geißeln wie Peitschen; man riß ihre Mäntel in Fetzen. Nackt, mit blutigem Rücken stürmten sie über umgeworfene Bänke, über wehrlos sinkende Frauen. Wimmernd, gellend, brüllend, hin und wider geworfen brandeten die wilden Massen durch die Türen des Doms. Nur die niedergetretenen Frauen blieben zurück; nur die unbemerkt zusammengesunkenen, pestkranken Geißler lagen zerstampft, und auf der Treppe der Kanzel tastete sich schwarz und fahl und blutüberronnen die Riesengestalt des Führers auf.

Sprechende und singende Hunde
Von Max Ettlinger

◆◆

Als die ersten Nachrichten von dem sprechenden Hund ‚Don‘ des Hegemeisters Ebers zu Theerhütte durch die Tagespresse gingen, verhielt sich wohl der größte Teil der Leser zunächst dazu ebenso skeptisch, als seinerzeit zu den Nachrichten von einem rechnenden Pferd, dem Berliner ‚klugen Hans‘. Nachdem aber nun durch die vorläufige Nachprüfung des sprechenden Hundes vor einem ansehnlichen Auditorium von Sachverständigen — an ihrer Spitze der Direktor des Hamburger Zoologischen Gartens Prof. Dr. Voßeler und der Berliner Psychologe Dr. O. Pfungst — die Tatsache feststeht, daß ‚Don‘ eine Reihe von artikulierten Verlautbarungen wie ‚Don‘, ‚Hunger‘, ‚Haben‘, ‚Kuchen‘, ‚Ruhe‘ und ‚Haberland‘ (Eigenname) wirklich hervorzubringen vermag, ist es sehr wahrscheinlich, daß die anfängliche Skepsis bei vielen in das direkte Gegenteil umschlägt und daß man dem Tiere weit höhere Fähigkeiten beimißt, als es in Wirklichkeit besitzt. Ebenso wie man seinerzeit dem ‚klugen Hans‘ mit Unrecht zugetraut hat, daß er wirklich selbständig so hohe geistige Operationen, wie Kopfrechnen und Buchstabieren von Eigennamen auszuführen vermöge, so traut man wohl jetzt mancherseits dem ‚klugen Don‘ die Fähigkeit zu, daß er nicht nur wie ein Papagei oder Star einige Laute der menschlichen Sprache ohne eigentliches Sinnverständnis nachahmt, sondern mit den Lauten auch die entsprechenden abstrakten Begriffe verbindet und demgemäß mit ihnen selbständig wie mit seinem geistigen, nicht nur phonetischen Eigentum schaltet. Wenn dem so wäre, dann allerdings hätte das merkwürdige Tier den Rubikon überschritten, der nach des Sprachforschers Max Müllers Ausdruck Tierwelt und Menschenwelt unüberbrückbar trennt und im sinngemäßen Gebrauch einer artikulierten Begriffssprache besteht.

Nach allen Einzelheiten, die bisher über Don bekannt geworden sind, kann aber von einem solchen eigentlichen Sprechen im menschlichen Sinne bei ihm nicht die Rede sein. Und wenn auch natürlich die endgültige Aufklärung des Falles in allen Einzelheiten erst auf Grund der methodischen Untersuchungen möglich sein wird, denen das Tier derzeit unterworfen ist, so kann man doch heute schon mit Bestimmtheit die wesentlichsten Grundlagen der auffälligen Erscheinung klarlegen, wie es an dieser Stelle seinerzeit auch hinsichtlich des ‚klugen Hans‘ im voraus geschah und durch die genaueren Experimentalverfahren Dr. Pfungsts dann bestätigt wurde*.

Für jeden, der mit den Tatsachen der Tierpsychologie näher vertraut ist, verliert der Fall Don dadurch von vornherein ein Teil seiner besonderen Merkwürdigkeit, daß er durchaus nicht allein steht. Schon seit alters wird in einer ganzen Anzahl von Berichten sprechender Hunde Erwähnung getan, ohne daß man sich deshalb zu einer veränderten Grundauffassung vom Seelenleben dieser Tiere veranlaßt gefunden hätte. Im Altertum erwähnen bereits Plinius (im achten Buch seiner Naturgeschichte), und Plutarch sprechender bezw.

---

* Vgl. ‚Hochland‘ Novemberheft 1904 S. 223 f. und Januarheft 1905 S. 499 f.

singender Hunde. Aus neuerer Zeit verdanken wir keinem Geringeren als Leibniz einen ausführlichen, einschlägigen Bericht. In der Geschichte der Pariser Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1715* steht unter den ‚Observations de physique générale' folgendes zu lesen:

‚Ohne einen Augenzeugen wie Herrn Leibniz würden wir nicht die Kühnheit haben, zu berichten, daß bei Zeitz in Meißen ein sprechender Hund existiert. Es ist das der Hund eines Bauern, von gewöhnlichstem Aussehen und mittlerer Größe. Ein Knabe hörte ihn einige Laute ausstoßen, welche deutschen Worten zu ähneln schienen, und nahm sich daher vor, ihn sprechen zu lehren. Der Lehrer, da er nichts besseres zu tun hatte, schonte weder Zeit noch Mühe, und zum Glück hatte der Schüler Fähigkeiten, welche man schwerlich bei einem anderen finden würde. Schließlich nach Verlauf mehrerer Jahre konnte der Hund ungefähr dreißig Worte aussprechen, darunter: „Tee", „Café", „Chokolade", „Assemblée", französische Worte also, die unverändert ins Deutsche übergegangen sind. Es ist zu bemerken, daß der Hund drei Jahre alt war, als er in die Schule genommen wurde. Er sprach nur durch Echo, d. h. nachdem sein Lehrer ein Wort ausgesprochen hatte, und es scheint, daß er nur mit Gewalt und widerwillig wiederholte, obwohl man ihn nicht mißhandelte. — Noch einmal, Herr Leibniz hat es gesehen und gehört.'

Leibniz, übrigens auch sonst ein großer Tierfreund und spezieller Fürsprecher der Hunde, war aber nicht der Mann, der es beim Sehen und Hören irgendeiner Erscheinung bewenden ließ. Er hat sich gerade auch über das ‚Sprechen' der Tiere, das ihm von den damals bei hohen Damen sehr beliebten Papageien** besonders geläufig sein mußte, auch seine theoretischen Gedanken gemacht, und ist zu einer Auffassung gelangt, die — wie wir sehen werden — heute noch zu Recht besteht. Im dritten Buch seiner ‚Nouveaux Essais' gleich zu Anfang läßt er Philaletes sagen:

‚Wie der Orang-Utan und andere Affen die Organe haben, ohne Worte zu bilden, so kann man sagen, daß die Papageien und einige andre Vögel Worte haben, ohne Sprache zu haben, denn man kann diese und einige andre Vogelgattungen abrichten, ganz deutliche Worte zu bilden; dennoch sind sie keineswegs der Sprache fähig. Nur der Mensch ist imstande, sich dieser Laute als Zeichen innerer Vorstellungen zu bedienen, um sie dadurch anderen kund tun zu können.'

Die Kunst der Tierdresseure, aus deren Erfahrungen man vor der Entwicklung einer wissenschaftlichen Tierpsychologie das meiste einschlägige Material entnehmen muß, hat sich zwar vornehmlich der leichteren Aufgabe zugewandt, Vogelarten, wie Papageien, Elstern, Raben, Stare, Drosseln, zur Nachahmung menschlicher Sprachlaute heranzubilden, aber auch verschiedene Arten von Säugetieren sind öfters dazu in mühsamerem Verfahren verwendet worden. Bereits P. Scheitlins ‚Versuch einer vollständigen Tierseelenkunde'***, der mit älteren

* Ich zitiere nach dem Neudruck aus dem Jahre 1777 S. 4.

** Sogar Robinson bekommt von Defoe einen Papageien zugesellt, der ihn mit dem Zuruf ‚Armer Robinson' unterhält.

*** Stuttgart und Tübingen 1840, Bd. II, S. 359.

Berichten eigene Beobachtungen zusammenfaßt, spricht namentlich dem ‚Seehund und Landhund', aber auch dem Hirsch diese Fähigkeit zu:

‚Der Seehund kann sehr undeutlich das Baba, das romanische Papa oder Vater, gegen seinen Meister aussprechen, doch gibt auch der Hirsch, der belehrte, auf Befehl einige unhirschige, menschlich sein sollende Töne von sich. Einem Hund ist etwa vierzig Wörter nachzusprechen gelehrt worden.'

Über die Tricks, welche die Dresseure anwenden, um zu diesem Ziele zu kommen, ist bei dem zeitgenössischen Franzosen P. Hachet-Souplet, der sich die Ausnutzung der Dressurerfahrungen für tierpsychologische Erkenntnisse zur besonderen Aufgabe macht, wenigstens einige, obschon noch unzulängliche Auskunft zu finden*. Hachet-Souplet, der auch einige singende Hunde nebst ihren Dresseuren aufzählt, die in den großen Pariser Tingeltangels ihre Künste gezeigt haben, betont, daß sich schon ganz im allgemeinen solche Hunde besonders zu höheren Dressuren eignen, ‚welche beim geringsten Geräusch die Ohren spitzen', also besonders feinhörig und reaktionsfreudig sind. Er betont dann im einzelnen, daß man bei Hunden, die sehr nervös sind, nicht nur eine besondere Art von Heulen hervorrufen kann, mit dem sie der Musik einigermaßen folgen, sondern unter Umständen auch die Aussprache einiger Worte mit menschenstimmähnlichem Klang, wenn man sie ihnen recht oft langsam und geduldig vorspricht. Hachet-Souplet versucht auch eine ziemlich naive theoretische Erklärung des Phänomens, dahingehend, daß beim Erklingen eines bestimmten Tones die entsprechenden Stimmbandfasern im Hals des Hundes zum Mitklingen kämen, was sehr nervöse Hunde wie eine Art Rachenkitzel verspürten und wie einen Drang, den betreffenden Ton auch vernehmlich auszustoßen. Bemerkenswerter ist die Beschreibung, welche er vom Verhalten solcher Tiere gibt:

‚Erst scheint es, als wolle das Tier ersticken, dann beginnt es zu heulen, und zwar in verschiedenen Tönen, welche sich denen der menschlichen Stimme nähern; man könnte dem Tier, um eine Vervollkommnung herbeizuführen, mit dem Finger die Lippen bewegen.'

Daß eine ähnliche künstliche Nachhilfe von seiten des Dresseurs öfters stattfindet, lehrt ein weiterer Fall; E. von Steinle hat im Jahre 1853 einen ‚sprechenden Hund von Rüdesheim' porträtiert (vgl. im neuen Steinlewerk Abb. Nr. 504), der einem dortigen Schiffer gehörte, und über den er seinem Sohne Dr. A. v. Steinle — laut dessen Bericht in der ‚Frankfurter Zeitung' — erzählte, daß beim Bearbeiten der Kehle des Hundes mit der einen Hand Töne zutage traten, die ‚wie Worte geklungen hätten'. Es handelte sich also hier offenbar um jenen unvollkommenen Nachahmungsgrad menschlicher Sprachlaute, von dem noch allerjüngstens der Arzt Dr. F. B. Solger, angeregt erst durch Dons Ruhm, in der ‚Umschau' vom 21. Januar d. J. ein neues Beispiel beibringt. Er erzählt von seinem Terrier, der das Wort ‚Hunger' auszusprechen

* In der unterhaltenden Schrift über ‚Die Dressur der Tiere' (Deutsch 1898) und den neueren, allzu anspruchsvollen ‚Untersuchungen über die Psychologie der Tiere', Deutsch, Leipzig 1909, Verlag von E. Ungleich.

sich bemühe: ‚Manchmal gelingt es ihm mit erstaunlicher Klarheit, zu anderen Zeiten mißrät ihm der H-Laut. Auch die Endsilbe ist verschieden deutlich. Stets aber ist die Ähnlichkeit mit menschlicher Sprache auffallend. Das Tier hat auch sonst ein starkes Mitteilungsbedürfnis. Wie bei dem Hunde Don ist dies weder mit Bellen noch mit Knurren oder Heulen zu vergleichen. Es paßt eben nur das Wort „sprechen" dafür, obwohl es sich in unserem Falle bis auf das Wort „Hunger" um unartikulierte Laute handelt. Meine Mitbeobachter, Ärzte wie ich, und zwar ein Neurologe, sowie ein Laryngologe, sind mit mir in der Beurteilung des Phänomens einig. Ich glaube, daß es mir ohne weiteres gelingen würde, das Wort Hunger phonographisch zu fixieren.'

Noch zahlreicher als die Berichte von sprechenden Hunden, die hiermit keineswegs erschöpft sein sollen, sind die Erzählungen von singenden Hunden. Bereits G. J. Romanes, dessen Werk über ‚Die geistige Entwicklung im Tierreich' (Deutsch 1877) trotz seiner Anekdotenhaftigkeit einen wichtigen Entwicklungsschritt zur modernen Tierpsychologie bedeutet, weiß, daß außer dem ‚singenden Affen', wie er eine Gibbonart wegen ihrer frühmorgendlichen Konzerte nennt, kaum irgendein Säugetier eine so feine Wahrnehmung der Tonhöhe hat wie der Hund. Er hat selbst einen Hund gehört, der jeden Gesang mit seinem Geheule annähernd gleichstimmig begleitete; ein Dr. Huggins, der über ein besonders gutes musikalisches Gehör verfügte, erzählte ihm von seiner großen Dogge ‚Kepler', daß sie sich gegenüber den langgezogenen Tönen der Orgel entsprechend verhalte. Eine förmliche ‚Nachahmung der Melodie' berichtet K. Groos, auch an ältere Berichte Scheitlins erinnernd, aus eigener Erfahrung von dem Pudel ‚Rolla' eines Studienfreundes*, und ähnliche Fälle von musikliebenden und zum größeren oder geringeren Ohrenschmaus der Menschen auch ‚akkompagnierenden' Hunden ließen sich unschwer in großer Zahl erbringen.

Nun ist aber mit einer zusammenfassenden Beschreibung derartiger Erscheinungen noch recht wenig zu ihrer Erklärung getan. Erst durch diese, durch die Zurückführung der außergewöhnlichen akustischen Nachahmungsfähigkeit einzelner Hunde auf die allgemeinen psychophysischen Eigenschaften der Tierklasse kann unsere Aufgabe einigermaßen als gelöst gelten. Im Wesen hat diese Aufgabe schon der Wittenberger Mathematiker und Naturforscher J. D. Titius erkannt, welcher seiner Verdeutschung von P. Bonnets ‚Betrachtungen über die Natur' 1783** Leibnizens Bericht vom sprechenden Hund und ähnliche Berichte von sprechenden Vögeln anmerkungsweise beifügt und dann fortfährt: ‚Die geheime Gemeinschaft zwischen dem Werkzeug des Gehörs und dem Werkzeug der Stimme setzet das Tier instand, diese Töne zu wiederholen. Alles dies geht so mechanisch zu, daß man es gemeiniglich nicht glaubet. Man bewundert diese Dinge, und die Bewunderung, die nichts aufgeklärtes bei sich hat, begeht hierin viel Fehler. Freilich gibt es in diesem mechanischen Spiele,

* Spiele der Tiere. 2. Aufl. Jena 1907 S. 200. — Auch im Werke des Jesuitenpaters Pardies ‚Discours de la conoissance des bêtes (Paris c. 1671), das ich noch nicht einsehen konnte, soll von zwei singenden Hunden berichtet sein.

** Die Anm. steht nur in dieser 4. Aufl. Bd. II, S. 465.

welches wir noch nicht genug kennen, ohne Zweifel viel zu bewundern; aber diese Art von Bewunderung gehört nur für den Philosophen, weil sie viel Überlegung zum Grunde hat.'

Versuchen auch wir unter Zuhilfenahme der vermehrten Erkenntnisse moderner wissenschaftlicher Tierpsychologie von jener Bewunderung, ,die nichts Aufgeklärtes bei sich hat', fortzuschreiten zu jener Bewunderung, der auch einige Überlegung und einiges Verständnis sich zugesellen.

Die außergewöhnliche Unterscheidungsfähigkeit des Hundes für Tonhöhen ist gerade in den allerjüngsten Jahren durch zwei verschiedene tierpsychologische Experimentalmethoden mit großer Zuverlässigkeit festgestellt worden. Mittels der von dem russischen Physiologen Pawlow zunächst zur Aufhellung der Verdauungsvorgänge angewendeten Speichelreflexmethode haben 1907 dessen Schüler G. Zeliony* und im gleichen Jahr der Deutsche G. F. Nicolai** die verschiedenen Sinnesfähigkeiten des Hundes scharfsinnig aufgeklärt: Durch eine geringfügige Operation wird der Ausgang der Speicheldrüse aus dem Inneren des Mauls auf die Außenseite der Wange verlegt, so daß man den Speichelfluß unmittelbar von außen beobachten und messen kann. Bekanntlich tritt der Speichelfluß ohne weiteres reflektorisch ein, sobald der Hund Fressen ins Maul bekommt. Aber auch schon beim bloßen Anblick oder der bloßen Witterung des Futters tritt der gleiche Effekt ein; und wenn man mit der Fütterung bestimmte Sinneswahrnehmungen anderer Art, z. B. das Erklingen bestimmter Töne, regelmäßig verbindet, kann man es durch hinreichende Einübung des Hundegedächtnisses dahin bringen, daß auch beim Erklingen des gewohnten Tones der Speichelreflex eintritt. Dann kann man durch beliebige Veränderungen des Tones die Genauigkeit des Tongedächtnisses ermitteln, und kommt dabei zu dem Ergebnis, daß das musikalische Gedächtnis vieler Hunde erstaunlich fein ist und sie sogar über ein absolutes Gehör verfügen. Eine im Wesen sehr nahe verwandte Dressurmethode auf einen bestimmten Futterton haben, zunächst zu gehirnphysiologischen Zwecken, 1907 O. Kalischer*** und 1908 M. Rothmann† angewendet und gelangten zu durchaus übereinstimmendem Ergebnis. Die Hunde durften Fleischstücke nur beim Erklingen eines ganz bestimmten Tones fassen, bei jedem anderen mußten sie sie liegen lassen. Gutdressierte Tiere hörten ihren ,Fleischton' schließlich sogar aus Disharmonien mit Sicherheit heraus, und erkannten ihn sogar sofort beim ersten Anschlagen, nicht etwa nur bei längerem Fortklingen. Bei den unter besonderen Vorsichtsmaßregeln (Ausschluß aller unbewußten Hilfen) bestdressierten Hunden Rothmanns kam es sogar vor, daß beim Anschlagen eines Dreiklangs, in dem der ,Fleischton' enthalten war, der Fleischgeber sich irrte und den Hund abwehren wollte, während dieser sich nicht irre machen ließ.

* Petersburg 1907 in einer leider russisch geschriebenen Dissertation.

** Journal für Psychologie und Neurologie Bd. 10. Auch als Sonderabdruck, Leipzig, Verlag von J. A. Barth.

*** Sitzungsberichte der Kgl. preuß. Akad. der Wissenschaften 1907 S. 204 ff.

† Archiv für Physiologie. Jhrg. 1908 S. 105 ff.

Die außerordentliche Reizbarkeit des Hundegehörs für Töne und dessen besondere Reaktionsbeflissenheit auf menschliche Stimmlaute ist ein natürliches Ergebnis der vieljahrtausendlangen Lebensgemeinschaft zwischen Mensch und Hund, die wir uns ja in den Urzeiten der Jagdvölker sehr viel enger vorstellen müssen, als sie heute noch aus den Erfahrungen der Jagdhunddressuren erhellt. Der Ausspruch des Zendavesta ‚Durch den Verstand des Hundes besteht die Welt' vermag uns in etwa verdeutlichen, wie wichtig eine möglichst sorgfältige Heranzüchtung aller zweckdienlichen Instinkte bei den Haustieren, und darunter gerade auch des Gehörs der Hunde, einst für den Menschen gewesen ist. In der jahrtausendelangen Domestikation sind bei den Haustieren zahlreiche Instinkte verkümmert, deren sie vorher bei freier Lebensweise zur Selbsterhaltung und Arterhaltung unbedingt bedurften, und es sind dafür andere Fähigkeiten und Triebe stärker ausgebildet worden, die sich den Bedürfnissen des Menschen anpaßten und immer besser dienlich wurden. Die besonderen, vererbten Instinkte des Schäferhundes, Metzgerhundes und all der verschiedenen Unterarten von Jagdhunden geben hierfür die deutlichsten Belege. Nun scheinen aber auch ganz allgemeine Arteigentümlichkeiten des Haushundes auf gleiche Weise sich erst unter der menschlichen Zucht entwickelt zu haben. Darwin in seinem Werk über ‚Das Variieren der Tiere und Pflanzen in der Domestikation' gibt eine Reihe von Belegen dafür, daß Tiere erst unter menschlichem Zuchteinfluß sich manche Lautäußerungen angewöhnten, die ihnen ursprünglich nicht naturgemäß waren. Eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß auch das Bellen bereits eine primitive Nachahmung der menschlichen Stimme darstellt, da die vermutlichen Stammarten unsres Haushunds, Wölfe und Schakale, dieser spezifischen Ausdruckslaute entbehren, wohl aber, wenn man sie bei Hunden aufwachsen läßt, deren Gebell leicht durch Nachahmung annehmen. Daß der neu erworbene Bellinstinkt bei unseren Haushunden noch nicht sonderlich fest eingewurzelt ist, kann daraus entnommen werden, daß z. B. die verwilderten Hunde der Robinsoninsel Juan Fernandez bereits nach 33 Jahren das Bellen gänzlich verlernt haben und einige mexikanische und guinesische Rassen dessen heute noch ganz entbehren sollen.

Namentlich wenn man dies annimmt, daß nämlich das Bellen bereits eine primitive Nachahmung der menschlichen Stimme sei, entspricht die weitere Annahme durchaus den allgemeinen Zuchterfahrungen, daß dann bei einzelnen besonders sensiblen Individuen, wie sie als unerwünschtes Nebenergebnis jeder kulturellen Hochzüchtung auftreten, die Nachahmung der menschlichen Stimme eine noch weitergehende geworden ist und sich auch auf die artikulierten Sprachlaute ausdehnt. Derartige individuelle Verschiedenheiten der Nachahmungsgeschicklichkeit finden sich auch bei allen jenen zahlreichen Vogelarten, welche die Sangesweise fremder Vogelarten anzunehmen vermögen. Unter diesen allen finden sich immer einzelne, die neben fremden Vogelstimmen besonders geschickt auch andere Tierstimmen und selbst Menschenstimmen kopieren; auch von Nachtigallen wird dies vereinzelt berichtet. Wenn man schon gar das Repertoire der Spottdrossel bedenkt, welches nach Chapmans Bericht einmal binnen zehn Minuten 32 verschiedene Vogelsangesweisen umfaßte,

oder des englischen Eichelhähers, der auch Lämmerblöden und Katzenmiauen, Pferdewiehern und sogar das Gekreisch einer Säge mit einbezog*, so erscheinen im Vergleich damit die fünf Menschenworte des ‚Don' eigentlich kaum mehr als eine besonders hochklassige Leistung.

Mit solchen allgemein vergleichenden und entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungen, die immer sehr viel Hypothetisches mit sich führen, darf man sich jedoch keinesfalls zufrieden geben. Auch eine ontogenetische Erklärung ist für einen solchen Fall, wie den Dons, unerläßlich, d. h. man muß sich klar zu machen suchen, wie etwa bei diesem einzelnen Individuum, sei es auch durch erbliche ‚Belastung' oder ‚Begabung' noch so sehr ausgezeichnet, seine besonderen Leistungen lebensgeschichtlich zustande gekommen sein können. Dazu ist es, da kein unmittelbarer Bericht zur Verfügung steht, nötig, sich der Art zu erinnern, wie auch sonst die Lautkundgebungen besonders stimmbegabter Lebewesen sich individuell zu entwickeln pflegen. Mit dem bloßen Wort ‚Nachahmungstrieb' ist gar nichts erklärt; denn der könnte bestenfalls gegenüber solchen Vorbildern genügen, die selbst schon als Artgenossen an eine erbliche Disposition zu appellieren vermochten**. Das ist aber selbstverständlich ebensowenig etwa beim Dompfaff, der musikalische Melodien nachpfeift, möglich als bei ‚Don', der Menschenlaute nachahmt. Weiter hilft uns hier die Tatsache, daß bei allen stimmbegabten Lebewesen im Jugendstadium den ausgeprägteren Lautkundgebungen ein primitiveres motorisch-akustisches Gebaren vorangeht: Lallen nennen wir es bei Menschenkindern, Piepen oder Quieken bei diesen oder jenen Tierarten. Diese primitiven Lautkundgebungen zeigen ganz allgemein die Eigenschaften einer starken, ständigen Wiederholungstendenz — wie sie auch noch für die ersten Kinderworte: Mama, Baba, Dada usw. charakteristisch ist. Der amerikanische Psychologe Baldwin spricht von einem ‚zirkulären Typ' dieser primitiven Tätigkeiten, und ich habe vorgeschlagen, von einer ursprünglichen seelischen Tendenz zur ‚Selbstnachahmung' auszugehen, aus der sich erst allmählich die Nachahmung der durch äußere Erfahrung dargebotenen Vorbilder, die ‚Fremdnachahmung' ergibt. In jedem Falle steht gerade für die stimmliche Ausbildung vieler Singvögel so viel fest, daß sie zuerst selbständig mittels der ständigen, horchenden Selbstkontrolle ihre Sangesweise bis zu einem gewissen Grade fortbilden und ausfeilen, dann erst dazu übergehen, von anderen zu lernen. Nun ist aber auch gerade bei jungen Hunden eine solche ursprüngliche selbständige ‚Stimmübung', wie es K. Groos mit Recht nennt, in vielen Fällen festgestellt worden; erst aus diesen Stimmübungen ergibt sich dann durch Nachahmung der älteren Artgenossen das vollständige, ziemlich nuancenreiche Repertoire von arteigentümlichen Ausdruckslauten, deren jeder stets mit bestimmten allgemeineren Verhaltensweisen verbunden ist, so daß man besser von tierischen Klanggebärden als von einer tierischen Eigensprache auch nur im primitivsten Sinne spricht. Die Nachahmungen fremdartlicher Laute, seien es nun Tier- oder

* Vgl. L. Morgan, Instinkt und Gewohnheit. Deutsch, Leipzig 1909, S. 195.

** Ich verweise diesbezüglich auf meine ‚Bemerkungen über Nachahmung' im Bericht des ersten Kongresses für experimentelle Psychologie, Leipzig 1904, S. 87 ff.

Menschenlaute oder welche immer, zeichnen sich vor den Klanggebärden gerade dadurch aus, daß ihnen keine allgemeineren Ausdrucksgesten entsprechen. Sie sind schon insofern eine für die Tierwelt abnorme und auf gewisse pathologische Instinktvariationen hindeutende Erscheinung.

Ebenso wie eine geradezu ‚krankhaft erhöhte Reizbarkeit' gegenüber akustischen und anderen Reizen von den Tierpsychiatern Lomer, Féré, Drexler zu den charakteristischen Entartungserscheinungen ihrer tierischen Patienten gezählt wird, darf man auch eine solche Hypertrophie des Nachahmungstriebs, wie sie Don zeigt, aller Wahrscheinlichkeit nach dazu rechnen; zumal da er seinen Wortschatz, soviel den bisherigen Berichten zu entnehmen ist, keineswegs nur aus besonderen, andressierten Anlässen zum Besten gibt, sondern als ein echter ‚Nervöser' (wie es Hachet-Souplet nennt) namentlich bei gutem Wetter ohne jeden Anlaß sich sehr ‚redselig' zeigt. Diese Neigung zu einer ins reife Alter sich fortsetzenden ‚Stimmübung', welche man wohl mit der sogenannten Echolalie gewisser Geisteskranker in Parallele setzen darf, und die von sonstiger Hundegewohnheit abweichende Art, wie er mehr auf die Stimme der Menschen als seiner Artgenossen horcht — so soll er das Wort ‚Ruhe' trotz störenden Hundegekläffs erlernt haben —, geben weitere Belege für unsere Vermutung, daß es sich bei Don um ein Hundeindividuum handelt, welches seine Nachahmungsfähigkeit weniger Menschenworte mit erheblichen Minderleistungen auf anderen Gebieten entgelten muß. Dies des näheren aufzuklären, muß selbstverständlich der genaueren Untersuchung des Tieres überlassen bleiben; denn dazu bedarf es, wie H. Dexler in seiner Anleitung ‚Zur Diagnostik der psychotischen Krankheiten der Tiere'* betont, einer längeren, alle Beobachtungsmittel erschöpfenden Vertrautheit mit dem Versuchstier.

So viel aber kann heute schon im allgemeinen ermittelt werden, daß es sich bei Don ebensowenig als beim ‚klugen Hans' um einen Fall handelt, der unsere Begriffe vom tierischen Seelenleben in grundstürzender Weise ändert. Wohl aber ist uns auch diesmal wieder ein seltenes Experiment der Natur beschert, aus dem wir unsere Erkenntnis bereichern und vertiefen sollen.

* Sonderabdruck aus der ‚Prager medizinischen Wochenschrift' 1908/09 S. 138.

Fritz von Uhde als Kindermaler
Von Konrad Weiß

Am 25. Februar ist Fritz von Uhde im Alter von 63 Jahren in München gestorben. Mit ihm ist wohl die sympathischste Gestalt aus dem kleinen Kreise der rühmlich genannten Senioren der gegenwärtigen deutschen Kunst geschieden, ein Künstler, der, so heftige Angriffe er auch früher erfahren hatte, in den letzten Jahren sich wohl der allgemeinsten und ungeteiltesten Schätzung erfreute, da er mit einer hohen malerischen Vollendung einen vielseitigen und zum Gemüte sprechenden Inhalt verband und deshalb schließlich doch in allen Schichten der Kunstfreunde Wurzel fassen konnte. Gebhardt hat sich aus dem lebendigen Fluß der Malerei zu eigenwillig herausgestellt und auf seine historische Sonderart versteift, als daß seine künstlerische Sprache allgemeinen Anklang fände. Auch Thoma ist, obzwar als Malerpoet sehr populär und gleichmäßiger geschätzt als der ihm in vielem kunstverwandte Böcklin, etwas isoliert, von Defregger nicht zu reden, dessen freundliche Genrekunst einer ausgestorbenen Generation zugehört. Steinhausen hat seinen eingegrenzten Stoff und seine hierauf beschränkte malerische Form und auch seine treue pietistisch-christliche Gemeinde. Der etwas jüngere Trübner und der noch jüngere Kalckreuth sind beide kernhafte Künstler, aber keine so starken Temperamente, daß sie zu außergewöhnlichen Sympathien oder Antipathien Anlaß gegeben hätten. Der ebenfalls noch jüngere Klinger hat zwar wegen seiner „deutschphilosophischen" Schaffensweise leidenschaftliche Bewunderer, im übrigen ist es aber doch ziemlich still um ihn. Nur um den Weggenossen Uhdes zu den Zielen der neuen Malerei, um den klugen und fortschrittlichen Liebermann ist es nicht still geworden. Sein soeben erfolgter Rücktritt vom Präsidentenposten der Berliner Sezession dürfte zwar immerhin auch im weiteren Zusammenhange mit veränderten malerischen Idealen stehen; seine Kunst ist aber immer noch ein Gärstoff und in diesem Sinne zeitgemäß. Indes populär oder besser allgemeinbildend war Liebermann nicht entfernt wie Uhde und wird es auch nicht mehr werden. Er ist in seinen bewußten Grenzen ein konsequenterer, konzentrierterer und abgeschlossenerer Künstler, aber er hat nicht auch einen gleich großen Horizont des Menschlichen überschaut wie Uhde. Er hat sich theoretisch und praktisch künstlerisch auf die Welt der Erscheinung beschränkt, während Uhde auch die Seele zu fassen suchte. Liebermann ist einmal beim Aufblühen der naturalistischen Malerei kurz nach 1880 ein wichtiger Anreger für Uhde gewesen; aber Uhde ist dann selbständig für die geistige Gegenwart ein viel stärkerer Anreger allein durch seine religiöse Malerei geworden. Wenn diese als solche auch nur ein halbes Gelingen bedeutet, so ist sie doch lehrreich als ein Experiment, wie weit es möglich ist, in die naturalistische, gegenständliche Darstellungsform christlichen Gehalt hineinzufüllen. Uhde verdankt nicht zuletzt ihr als unverzagter und ehrlicher Schilderer seine Bedeutung und die Sympathien, die er genießt. Ungeschmälerter aber noch und bleibender wird sich sein Ruhm an ein anderes Stoffgebiet knüpfen, an seine Kindermalerei.

Es ist kein Zufall, daß Uhde vielleicht sein Bestes als Kindermaler gegeben hat. Das hängt vielmehr, so viel auch des Künstlers persönliche Vorliebe mit-

sprechen mochte, aufs engste mit der geistigen Art des Naturalismus der achtziger Jahre zusammen. Reine gegenständliche Darstellung der Natur ohne Theatralik und ohne genrehafte erzählende Pointen war die Losung. Wir fühlen heute, und der diesem Naturalismus entgegengesetzte französische Impressionismus hatte es schon früher gezeigt, welche enge Beschränkung der Kunstmittel und damit des Ausdrucks dies war, wie damit der geistige Gehalt viel zu sehr an die sichtbaren Außendinge, an natürliche und zufällige Erscheinungsformen geknüpft wurde. Der künstlerische Geist schlug sich selber in Banden; statt sich aus der Natur mit Hilfe typischer, schöpferisch aus ihr gefundener Formen zu befreien, verlor er sich in ihr. Diese malerische Epoche war eine wenn auch notwendige Rückbildung.

Das naturalistische Programm war zu seiner Zeit nützlich, aber es war eine Selbsttäuschung in bezug auf die wahren Ausdrucksmittel der Kunst. Indem man alle erzählende Malerei verpönte und nur die unmittelbarste und engste Verbindung von Natur und farbiger Darstellung gelten lassen wollte, glaubte man den Kern der Kunst erfaßt zu haben. Aber was hatte man anderes getan, als an die Stelle der Erzählung die Schilderung gesetzt? Freilich war damit ein besseres Fundament für eine große Kunst gelegt. Aber eine geistvolle und beziehungsreiche Kunst ist damit noch nicht ins Leben gerufen. Die Schilderung reicht eben nicht weiter als der geschilderte Gegenstand, der Geist ist nicht größer und nicht freier als der dargestellte Mensch, in die Erscheinung eingekapselt wie das Hirn in den knöchernen Schädel, an Körper gefesselt wie die seelische Regung an linkische Bewegungen. Die Apostel auf Uhdes ‚Abendmahl' sind und bleiben arme, einfältige Leute; die zwei Gestalten auf dem bekannten variierten Bilde, das neben anderen auch den Titel ‚Gang nach Bethlehem' hat, bleiben ein Mitgefühl erweckendes Zimmermannsehepaar. Gewiß gehören diese und ähnliche Bilder zu den interessantesten und bedeutendsten Werken ihrer Zeit. Aber sie tragen auch den ganzen Mangel ihrer Zeit an sich, es fehlt ihnen die über dem Gegenständlichen schwebende Ausdrucksform, die den Gehalt typisch, geistig, biblisch erscheinen läßt. Es liegt zwar große und reine Poesie in der Lichtverklärung von Uhdes Gestalten; aber ohne stilistische Typik der Formen bleibt Licht und Farbe eine Illusion, eine flüchtige Rührung, eine Mitgefühl heischende, aber nicht zwingende Konstruktion.

Die mit dem Naturalismus groß gewordenen Maler, aber überhaupt die meisten Künstler unserer im großen stillosen Zeit und Vergangenheit sind Empfinder, Erfinder, Darsteller, aber keine Schöpfer im tieferen Sinne. Die Natur allein, die nicht mit geistigen Kräften der Zeit überwunden wird, nimmt immer mehr, als sie gibt. Sie bleibt zu sehr Modell und Selbstzweck. Auf die ganze letzte Kunst in Deutschland läßt sich das Wort von Delacroix anwenden: ‚Naivität und Kraft in der Einfachheit soll man durch den Gebrauch des Modells und der Natur im allgemeinen erreichen. In den meisten Bildern, in denen das Modell eine große Rolle spielt, ist davon wenig zu merken. Es zieht alles an sich und vom Maler bleibt nichts mehr übrig.' Auch Uhde ist kein Schöpfer im tiefsten Sinne, auch ihn hat das Modell, die naturalistische Schilderung unfrei gemacht. Gerade deshalb ist er aber ein ausgezeichneter Kindermaler geworden.

Das Bild ‚Drei Modelle' ist genau das, was es sein will. Es handelt sich hier um keine Idee und keinen Vorgang, sondern um die schlichteste und treueste Darstellung dreier Kinder, die zu keinem anderen Zweck dastehen, als um eben dargestellt zu werden, Modelle zu sein. Solche Modellbilder sind die eigentlichsten Vorwürfe für eine ohne jeden Zwischengedanken nach Naturechtheit strebenden Malerei. Uhde hat sie wiederholt gemalt, abgesehen von größeren Werken, die wie die ‚Trommelübung', jenes hervorragende, selbständige und programmatische Frühwerk im Jahre 1883 nach seinem Aufenthalt in dem malerbildenden Holland, auch als deutliche Modellkompositionen angesprochen werden können. Das Mädchen ‚An der Tür' gehört dazu, der ‚Mann, den Rock anziehend', vor allem die ‚Atelierpause', jene charakteristische Darstellung der Modelle zu einer hl. Familie mit reizenden Studien eines geflügelten kleinen Mädchens, mit der er im Jahre 1900 seine religiöse Malerei im wesentlichen abgeschlossen hat*. Das soziale Mitgefühl des Menschen Uhde, das der Hauptträger auch der religiösen Empfindung seiner Bibelbilder ist, noch mehr aber der künstlerische Instinkt des Malers haben ihm die Hand für solche Kinderbilder glücklich gemacht. Es sind nicht besonders viele, aber es sind gute Bilder, und das Bild die ‚Drei Modelle' ist vielleicht gerade wegen seiner ideellen Anspruchslosigkeit Uhdes bestes, d. h. abgeschlossenstes Werk überhaupt.

Es bedurfte der naturalistischen Rückbildung der Kunst, des Verzichtes auf alle Stilistik und der treulichen Wiedergabe des schlicht Natürlichen, damit solch ein den kleinen, unbedeutenden Menschengeschöpfen gerecht werdendes Bild entstehen konnte. Eine stilisierende und idealisierende Kunst kann das nicht. Es ist in der Tat bis zu Uhde kein Kinderbild gemalt worden, das so ohne jede verdeutlichende Zutat charakteristisch das kindliche Wesen als solches widergespiegelt hätte. Es ist ein Stück künstlerische Kinderpsychologie. Nur eine Kunst, die ganz mit dem üblichen ‚Schönen', diesem Eitelkeitsbegriff für Kinder, und hohlen, sich selber weichlich schmeichelnden Kunstschlagwort der Erwachsenen, gebrochen hatte, konnte dem körperlich Ärmlichen und geistig Unreifen mit solcher Liebe nachgehen und darin eine neue echte Schönheit finden, die Schönheit der charakteristischen kindlichen Erscheinung. Gewiß regen andere Bilder Uhdes geistig mehr an, meist gerade, weil sie problematische Schöpfungen sind; dieses Bild aber befriedigt einfach.

Uhde hat als Kindermaler schon immer Freunde gefunden**, aber auch solche, die seine Kinderbilder achselzuckend oder verächtlich als ‚Armeleutemalerei' bezeichneten. Noch neuerdings wurde in einer Schrift über ‚das Kind in der Kunst' Uhdes Kindermalerei als ‚eine extreme Sphäre' bezeichnet. ‚Arbeiterkinder, Fabrikviertelkinder, Waisenkinder, arme Geschöpfe, hungrig an Leib und Seele, Kinder verkommener Eltern, scheues, verlumptes kleines Volk, dessen

* Das gesamte Bildermaterial befindet sich in 285 Abbildungen in dem Uhdeband der ‚Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben', der von Hans Rosenhagen herausgegeben und mit einer nicht ganz prinzipiellen, aber guten Einleitung versehen ist. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt, 10 M.

** Vgl. in ‚Hochland' Aprilheft 1908 den Artikel ‚Fritz von Uhde, ein Begründer der modernen Malerei Deutschlands' von Joseph Popp.

Augen voller Sehnsucht nach allem möglichen ausspähen, nach den Torten hinter den großen Scheiben der Konditorei, nach den Puppen, die die reichen Kinder spazieren tragen, nach einem Leben mit ein wenig weniger Schelten und Schlägen und — ein wenig mehr Liebe*.' Das ist doch alles sentimental an den Bildern vorbeigeredet. Mit der künstlerischen Würdigung hat es nichts zu tun, aber auch inhaltlich ist es gar nicht wahr. Wenn es je Aufgabe der Kunst sein sollte, wohlgesittete und gut angezogene Kinder vorzuführen, so können sich unsere drei Modelle, besonders was die Gesittung angeht, ruhig sehen lassen und kein Arbeiter und Bauer brauchte sich ihrer als Vater zu schämen. Ihre Sittsamkeit ist wenigstens echt und nicht posiert. Und wenn die naturalistische Kunst bloß den photographischen Geleckheiten den Garaus gemacht hätte, sie hätte sich Verdienste genug erworben.

Man verstehe nur, wie viel stille und feine Rhythmik und natürliche Stilistik in dem Bilde ist; denn auch der naturalistische Künstler kopiert nicht wahllos Naturausschnitte. Der große leere Raum mit dem weiten Fenster, das aber den Blick nicht auf einen zerstreuenden Hintergrund fallen läßt, gibt den Gesamteindruck eines freundlichen Ernstes. Die dünnen, stengeligen und blätterigen Topfpflanzen sind, wenn man will, Symbole der unreifen Menschenkinder, jedenfalls sind sie magere Verzierungen, die zu dem dürftigen, aber ordentlichen und mütterlich gepflegten Aussehen der Kinder passen. Die Kinder selber, wie bescheiden, aber natürlich sicher stehen sie da, jedes nach seinem Alter und Geschlecht eigens liebevoll charakterisiert, das größere Mädchen am ruhigsten und sich seiner Aufgabe bewußt, das kleinere drollig zierlich und fast etwas kokett mit seinem weißen Halstüchlein, den Arm paradierend steif gehängt. Der Bub natürlich im Hintergrund hinter den klügeren Mädeln. Er ist auch nicht so sehr darauf bedacht, daß er einen guten Eindruck mache; kaum hat er seine mützendrehende Schüchternheit überwunden, so regt sich seine harmlose Neugierde. Genremaler würden diese einzelnen charakterisierenden Züge unterstreichen und einen davon auf Kosten der Gesamterscheinung übertreiben; damit zerstören sie aber eben das natürliche kindliche Wesen. Diese künstlerischen Einzelmerkmale sind nun durch die horizontale und vertikale Gliederung und Silhouette der Gruppe zusammengehalten, die den etwas linkischen, aber ruhig zuwartenden Eindruck verstärkt und typisch macht. An dem Bild ‚Das Bilderbuch', das freier gemalt, aber kein so wesentliches Kunstbeispiel ist, erscheint besonders gut die leichte, momentan wiedergegebene Haltung des sitzenden, vom Rücken gesehenen Mädchens mit dem verlorenen Profil. Die ‚Kinderprozession', die in ihrer Ausführung als ein künstlerischer Dank an den Altmeister Menzel, den ersten Anreger Uhdes zur Kunst, erscheint, hat eine ganze Reihe hübscher Typen. Wie hätte ein Genremaler einen solchen Ausschnitt aus einer verregneten Fronleichnamsprozession zu vielsagenden Gebärden und drastischen

---

* ‚Das Kind in der Kunst' von Mela Escherich. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, 56 Abbild., 1,80 M. Die Textprobe zeigt, daß die Bilder zu sehr als bloße Anregungsmittel für allgemeine Expektorationen benützt sind, wodurch die kleine Materialzusammenstellung viel von ihrem Werte einbüßt.

Szenen benützt? Bei Uhde laufen die Kinder, wenn nicht die Eltern mit helfenden Schirmen den Zug stören oder wenn nicht ein bereits älteres Mädchen einen Hut zu retten hat, wie die Lämmlein ihren Weg fürpaß, den man sie einmal gewiesen hat. Das Bild gibt im übrigen die Geschäftigkeit der plötzlich verregneten Prozession durch seine unruhige Komposition gut wieder.

Freilich bedeuten Uhdes Kinderbilder eine extreme Sphäre, weniger wegen ihres Inhaltes als wegen ihrer künstlerischen Gestaltung, nach der sich der Inhalt richtet. Uhdes Kinder bezeichnen den stärksten Gegensatz z. B. zu Raffaels Kindern oder auch zu den Kinderdarstellungen Ludwig Richters. Raffaels und auch noch Richters Kinder, so verschieden diese wiederum sind, gehören doch in eine Linie, es sind doch immer mehr Putten als wirkliche Kinder, wenn auch nicht dekorative animalische Putten wie die des Rubens, so doch immer stilisierte Träger des kindlichen Wesens, nicht ausgesprochen und allein selbstbewußte Eigenpersönlichkeiten. Sie sind nicht Selbstzweck, sondern Symbole für die Phantasie, die sich von ihnen aus in das kindliche Reich hineinträumt oder den Kontrast vom kleinen zum großen Menschenwesen genießt. Nur eine wirklichkeitsfreudige Kunst, wie schon die Frührenaissance mit Donatellos Kinderplastiken war, will das kindliche Wesen an sich darstellen. Eine die Welt atomisierende Kunst verweilt gerne bei den kleinen, unentwickelten Trägern des Lebens, den Kindern. Uhde, der strenge, aber seelisch interessierte Wirklichkeitsdarsteller, hat deshalb auch in diesem Echtheitssinne Böcklin und Thoma übertroffen, Böcklin, dessen Kinder zwischen dem arkadisch Puttenhaften und dem elementar Lebendigen schwanken und deshalb nicht recht Wesenheiten werden, und Thoma, dessen Buben und Mädchen mit denen Richters verwandt sind und etwas Rolle spielen.

Natürlich muß mit den Stilabsichten auch der Grad der natürlichen Echtheit wechseln. Die naturgetreue Anschaulichkeit Uhdes ist noch nicht die höchstmögliche Wesentlichkeit, mit der das Kinderwesen erfaßt werden kann. Diesem kommen Künstler, denen das symbolische Lebewesen mehr gilt als die charakteristische Einzelpersönlichkeit, wieder näher. Auch steht Uhde, wie das in der Art des beseelten Naturalismus der achtziger Jahre liegt, seinen Objekten nicht mit jener höchsten Schöpferkraft gegenüber, die wie Kälte erscheinen muß und in der es keine Vorliebe gibt. Man spürt die Liebe Uhdes, ein soziales Gefühl gegenüber seinen Modellen. Das gibt seinen Bildern einen schönen, aber engeren Reiz. Es fehlt die unbedingte Größe und letzte Hoheit. Sein ‚Heideprinzeßchen' z. B. ist ein kleiner, forscher Wildling, struppig wie das filsige Kräuterwerk und das stengelige, distelige Röhricht, in dem es mit auf den Rücken gelegten Händen, einen langen, geknickten Binsenhalm im Munde, barfuß steht und äugt. Das Bild mit seinem liebenswürdigen Sujet hat einen leise genrehaften Zug. Es ist darin nichts Ähnliches jener Naturversunkenheit und jenem aufschauernden Bewußtwerden, das Annette von Droste-Hülshoff in der ‚Mergelgrube' schildert:

> ‚Ich selber schien ein Funke mir, der doch
> Erzittert in der toten Asche noch,
> Ein Findling im zerfallenen Weltenbau.

Die Wolke teilte sich, der Wind ward lau;
Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,
Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,
Wie Neues quoll und Altes sich zersetzte —
War ich der erste Mensch oder der letzte?'

Auch die hymnische Lyrik Philipp Otto Runges in seinen Tageszeitenbildern ist, obgleich in Symbolik übersetzt, doch stärker von Natur- und Weltgefühl gesättigt. Die weltweiten Gefühle zehren die individuelle Charakteristik auf. Merkwürdig, dem Naturalismus der letzten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts fehlt das tiefe Naturgefühl und die romantische Weltweite vom Anfang des gleichen Jahrhunderts. Er ist in diesem Sinne trotz allem Atelierkunst geblieben.

Merkwürdig auch, daß Uhdes beste Kinderbilder sich am Anfange seiner konsequenten Künstlerlaufbahn finden. Nachdem die Kindergestalten auf den Variationen des ‚Leierkastenmannes von Zandvoort' vorausgegangen sind, hat er im Jahre 1884 jenes rührend schlichte Bild ‚Lasset die Kindlein zu mir kommen' gemalt, auf dem das kleine, Christus die Hand reichende Mädchen jedem unvergeßlich ist, der das Bild einmal gesehen hat, damals auch die ‚Drei Modelle', das Mädchen ‚an der Tür', das ‚Kind mit Puppen' mit der so charakteristisch ungeschickten Stellung der Beine, anschließend die ‚große Schwester', die Kinder auf den beiden Bildern, auf denen Jesus als Gast die niedere Hütte betritt und die Speisen segnet, und auf der ‚Hl. Nacht', später die verschiedenen Schulmädchen- und Bilderbuchbilder, das ‚Heideprinzeßchen', die ‚Kinderstube', die ‚Verstoßung der Hagar' und den ‚Abschied des Tobias', schließlich bis in die letzten Jahre eine Reihe Freilichtbilder mit seinen drei Töchtern. Uhde ist damit als Maler stetig vorwärts geschritten, aber er hat den seelischen Ausdruck und die kindliche Charakteristik dabei immer mehr zurücktreten lassen; er ist ein immer größerer Maler, aber kaum ein tieferer Gestalter geworden. Als Maler steht er ganz selbständig neben Liebermann, wobei seine Malweise spezifischer deutsch ist und er allerdings mehr Freilichtmaler blieb, als eigentlicher Impressionist wurde. Daß er aber den Naturalismus so ehrlich und schlicht beseelt und nicht zur Verherrlichung, aber zur liebevoll treuen Charakterisierung des Kindes benützt hat, wird seinen Ruhm vor allem dauernd machen.

Pädagogische Reformen im amerikanischen Schulwesen / Von Beda Prilipp

Die Erziehung des Kindes besteht darin, seine Entwicklung in solcher Weise zu beeinflussen, daß es, zum Manne geworden, seinen wahren Lebenszweck erfüllt — nicht nur sein Leben lebt in industrieller Arbeit, nicht nur als Bürger, sondern sein eigenes, persönliches Leben mittels seiner Arbeit und seines Bürgertums.'

Dieser Ausspruch Professor Lauries, dessen Name in den Reihen der Reformatoren des Erziehungswesens in den Vereinigten Staaten einen guten Klang hat, könnte als Motto den Bestrebungen der amerikanischen Pädagogik vorangestellt werden. Er faßt kurz und treffend die beiden hauptsächlichen Erziehungsziele zusammen: die Heranbildung individueller Charaktere und die Weckung eines starken Pflichtbewußtseins gegenüber dem Gemeinwesen des Staates. Besonders dieses letztgenannte Ziel wird vielleicht nirgends so nachdrücklich betont wie in Nordamerika. Jeder pädagogische Essay, jede Festrede an Universitätsfeiertagen enthält wenigstens einen kurzen Hinweis auf dies Erziehungsideal, das vielleicht um so höher gehalten wird, weil es in weiten Kreisen bisher Ideal geblieben ist. Es steht in innigem Zusammenhang mit dem demokratischen Patriotismus der freien Bürger, die ihre Pietät, losgelöst von der Persönlichkeit eines angestammten Monarchen, dem weiter gefaßten, abstrakten Begriff des Staates zu eigen geben. Und auf der andern Seite, um die Wechselwirkung vollkommen zu machen, ist kein Schulsystem so demokratisch wie das amerikanische. Im folgenden soll noch ausgeführt werden, wie die Reformideen der modernen Pädagogen darin gipfeln, diesen demokratischen Grundgedanken immer noch zu verstärken. Doch auch wie System und Ausführung gegenwärtig beschaffen sind, bringen sie das Prinzip von der Gleichheit aller Menschen umfassend zum Ausdruck. Da ist keine Teilung der Stände in den elementaren Unterrichtsstufen wie in England oder bei uns. Der sechs- bis achtjährige Kursus der Primary oder Public School bereitet arm und reich, vornehm und gering gleichmäßig auf die nächste Stufe, die vierjährige Secondary oder High School vor. Daran schließt sich dann der vierjährige Kursus des College, dem wiederum die Universität angegliedert ist. Dem strebsamen Unbemittelten steht dieser ganze Erziehungsweg offen, da von den öffentlichen Unterrichtsanstalten oft kein Schulgeld erhoben wird. In den höheren Graden kann sich der Student durch allerlei Hilfeleistungen seinen Lebensunterhalt sowie noch erforderliche Lehrmittel verdienen, denn selbst solche Dienste, wie Hilfe bei der Ernte und andere körperliche Arbeiten gelten im freien Amerika als durchaus nicht entwürdigend.

Ein Vergleich des amerikanischen Schulwesens mit dem unsern ist nun insofern nicht zulässig, als die genannten Unterrichtsstufen keine feststehenden Pensen und Lehrpläne haben, sondern vielmehr in mannigfachen Schattierungen ineinander übergehen. Der Unterrichtsplan manches von Privatpersonen geleiteten College in den Weststaaten dürfte im Osten auf diesen Rang keinen Anspruch erheben. Ist doch die gesamte Unterrichtsverwaltung Nordamerikas

eine dezentrale, die jedem Einzelstaat die Fürsorge für seine Schulen in vollem Umfange überläßt. Da ergibt sich denn das für einen deutschen Beurteiler befremdende Phänomen, daß einige Bundesstaaten den gesetzlichen Schulzwang haben, andere hingegen wieder nicht, während bei einer dritten Gruppe der Schulbesuch nur in der Theorie obligatorisch ist. Die Jugend zu zwingen, daß sie sich einen bestimmten Wissensvorrat um jeden Preis aneigne, widerstrebt dem Freiheitsgefühl des amerikanischen Bürgers. Die Folge ist, daß die von der Bürgerschaft gewählten boards of education, die Leiter der Unterrichtsverwaltung, den Klassen auf Grund statistischer Feststellungen eine größere Schülerzahl zuweisen, als tatsächlich darin Platz finden kann. Sehr häufig werden einem Klassenzimmer, das für vierzig Schüler Raum bietet, fünfzig zugeteilt, weil auf die Abwesenheit der Überzähligen mit ziemlicher Sicherheit zu rechnen ist. Das Bedürfnis frühzeitiger Erwerbstätigkeit, schwache Gesundheit der Kinder und endlich Schulscheu (disinclination) erklären diesen lückenhaften Schulbesuch, scheinen ihn nach dem Urteil der öffentlichen Meinung in Amerika auch zu entschuldigen. Rechnet man noch hinzu, daß das amerikanische Schuljahr bedeutend kürzer als das unsere ist — es wird nur während vierzig Wochen an je fünf Tagen unterrichtet, so daß in den Oststaaten 40×25 = 1000 Stunden herauskommen, während im Süden und an einigen entlegeneren Orten im Norden und Westen überhaupt nur zwölf Wochen lang zur Winterzeit Schule gehalten wird, — so ergibt sich ganz von selbst, daß die amerikanische Schule mit andern Verhältnissen zu rechnen hat als unsere Elementarschule.

Die Lehrtätigkeit ruht auf der Unterstufe fast ausschließlich in Händen der Frauen, und die Begabteren unter ihnen bleiben der Elementarschule höchstens fünf Jahre lang treu, während welcher Zeit sie sich zugleich auf eine höhere Lehrstufe oder für einen andern Beruf vorbereiten. Das gebietet bei dem geringen Gehalt und dem Fortfall jeder Pension die Pflicht der Selbsterhaltung. Die Verwertung der auf pädagogischem Gebiete unschätzbaren Erfahrung geht aber auf diese Weise der Volksschule verloren.

Bei dem chronischen Mangel an Lehrkräften hat man sich an vielen Orten auch noch nicht von dem altüberkommenen Rezitiersystem losmachen können, das den amerikanischen Unterricht bis zum College hinauf beherrschte. Indessen macht sich neuerdings eine starke Strömung gegen diese Unterrichtsweise bemerkbar, deren Beseitigung mit der Umwälzung der ganzen bisherigen Erziehungsweise erstrebt wird. In diesen Reformideen zeigt sich das amerikanische Geistesleben in seiner ganzen kühnen Schwungkraft.

Die Voraussetzungen für diese Reformgedanken greifen freilich weit zurück. Man hat die Frage aufgeworfen, wie es zuging, daß das bisher mit mitleidiger Geringschätzung gekennzeichnete ‚kleine, rote Ziegelhaus' aus der Puritanerzeit Erziehungsresultate zeitigen konnte, die moderne Pädagogen mit allen Mitteln eines planvoll durchdachten Systems nicht zu erreichen vermögen? Da hat man denn herausgefunden, daß zunächst die Zusammenarbeit von Familie und Schule damals eine viel intensivere war und die dreifältige Natur des Kindes, nämlich seine geistigen, körperlichen und sittlichen Anlagen im engen Kreis viel individueller entwickeln konnte als heutzutage. Dazu kam der um-

fangreiche Haushalt der Farm, die landwirtschaftliche Tätigkeit, wobei jedes Familienglied seinen bestimmten Arbeitsanteil pünktlich und mit deutlicher Beziehung auf den Gesamtbetrieb verrichten mußte. Da lernte das Kind durch praktische Erfahrung den Wert der Rohstoffe kennen, verfolgte ihre Entwicklungsphasen, bis sie den menschlichen Bedürfnissen nutzbar wurden — eine Erziehung zu scharfer Beobachtung und Urteilsfähigkeit, die, wie Professor Dewey* sagt, kein Anschauungsunterricht geben kann.

Als der mächtige industrielle Aufschwung die Landwirtschaft in weiten Distrikten Amerikas mehr und mehr zurücktreten ließ, hätte die Schule sogleich dieser Verlegung des Schwerpunktes folgen müssen. Das geschah aber nicht. Es wurde vielmehr in der bisherigen Art weiter unterrichtet, d. h. der Wissensvorrat ausschließlich durch das Medium von Auge und Ohr übertragen. Allmählich zeigte sich immer deutlicher, daß dieser Unterricht die Kinder, die nicht mehr so viel unverbrauchte Kraft in den Dienst der erforderlichen Konzentration stellen konnten, nicht mehr zu fesseln vermochte. Die klare Erkenntnis der Ursache, nämlich der Mangel an ergänzendem, die praktische Erfahrung lieferndem Unterricht in Haus und Farm, kam erst später. Einstweilen tastete man nach einem neuen System, das das bisher geforderte passive Verhalten des Kindes aufhob und an seinen Tätigkeitsdrang, seine Schaffensfreude anknüpfte.

Ein Vorbild im kleinen bot sich im Kindergarten, der ja nach Fröbelschem Muster drüben in Amerika in größtem Umfange ausgestaltet worden ist. Wenn wir hören, wie in Newyorker Schulen Longfellows Hiawatha von einem regelrechten Kursus in der Anfertigung von Kanoes, indianischen Waffen und Kopfschmuck, Matten und Körben eingeleitet wird, wie diese Gegenstände neben kindlichen Zeichnungen der Hauptszenen die Wände schmücken, während das Epos durchgenommen wird, so tritt schon hierbei die Verwandtschaft der Grundidee mit dem Fröbelsystem klar hervor. Diese Proben des Anschauungsunterrichts waren vor einigen Jahren auf einer Ausstellung des neunzehnten Schuldistriktes von New-York zu sehen. Da wurden auch plastische Nachbildungen aus dem Straßenleben der Metropole vorgeführt und gezeigt, wie die Kinder mit Geschicklichkeit und Geschmack Wohnungen winzigen Maßstabes möblieren — also im ganzen eine Umwertung des kindlichen Spieltriebes, der mit den schöpferischen Neigungen verbunden Unterrichtszwecken dienstbar gemacht wird. Ob nun aber bei solchem Verfahren nicht viel Zeit verloren geht, ob der Gewinn wirklich der eingesetzten Mühe entspricht, muß erst die Erfahrung lehren. Amerika ist ja vornehmlich das Land der Versuche. Schon jetzt fehlt es nicht an ernsten Pädagogen, die an der neuen Methode nicht nur den Aufwand an Zeit bedauern, sondern auch das allzuweite Nachgeben gegenüber dem Spieltrieb tadeln. Keine Pädagogik, die sich so vollkommen der ‚line of least resistance‘ anpaßt, die niemals vom Kinde die Selbstüberwindung einer nicht unmittelbar in seiner Interessensphäre liegenden Arbeit fordert, wird die im Kampf mit dem Leben notwendige Widerstandsfähigkeit entwickeln können. Das ist ein Vorwurf, der

* John Dewey: Schule und öffentliches Leben (School and Society), übersetzt von Else Gurlitt.

auch teilweise das von Professor Dewey geschaffene Unterrichtssystem treffen dürfte, das in der mit der Chikagoer Universität verbundenen Elementarschule praktisch angewendet wird.

Deweys Versuche werden im Vergleich mit den oben erwähnten Experimenten des New-Yorker Handfertigkeitsunterrichts mit zielbewußterem Ernst geleitet. Das Individualisierungsprinzip ist durch den großen Lehrerstab zu höchster Vollkommenheit ausgebildet; die Klassenteilung fällt fort, oder wird wenigstens nicht nach den Fortschritten im Schreiben und Lesen bestimmt, sondern Kinder verschiedenen Alters, die für bestimmte Fächer eine gleichartige Befähigung zeigen, werden zusammen unterrichtet. Sonst sucht man sich eher dem Vorbild des Familienlebens wie dem der überkommenen, klassenmäßig eingeteilten Schule anzupassen, so daß zu gewissen Zeiten alle Kinder sich mischen, z. B. zu Gesangsübungen oder in den Versammlungen, wo über die Schultätigkeit der einzelnen Gruppen von den Kindern selbst Bericht erstattet wird.

Bei der Ausarbeitung des Lehrplans hat Dewey die Voraussetzungen des alten Systems im wesentlichen ausgeschieden. Zunächst sind die rein formalen Elemente im Unterricht, Lesen und Schreiben, die erst die Mittel zur Erlangung des Wissens bilden, ihrer dominierenden Stellung im Elementarunterricht beraubt. Sie werden nur in kleinen Dosen verabreicht. An ihre Stelle treten verschiedene praktische Vorbereitungen für den Unterricht in der Geschichte, Geographie und Naturgeschichte. Die Kinder beginnen mit dem Hause und den häuslichen Beschäftigungen, im sechsten Lebensjahre kommen die Gewerbe außerhalb des Hauses an die Reihe, Landwirtschaft, Bergbau, Forstwirtschaft usw. Hier spielt schon die Vorbereitung auf die Naturwissenschaft mit hinein, da der Nutzen der verschiedenen Rohstoffe, der Holzarten und Metalle durch Experimente untersucht wird. Dann folgt die historische Entwicklung der Industrie und der Erfindungen; Dewey greift hierbei zurück in das Kindheitsalter der Menschheit, wofür der kindliche Mensch das den vielfach analogen Lebensbedingungen entsprechende Verständnis hat. Hieran erst schließt sich der eigentliche Geschichtsunterricht, der mit Amerika beginnt und die übrigen Abschnitte in chronologischer Anordnung folgen läßt. — Schon dieser kurze Überblick gibt einen Begriff von dem Ineinandergreifen der Lehrfächer, deren systematische Trennung, wie sie bisher gehandhabt wurde, Dewey scharf bekämpft:

‚Erfahrung hat ihre geographischen Beziehungen, ihre künstlerischen, ihre literarischen, ihre naturwissenschaftlichen und ihre geschichtlichen Seiten. Jedes Studium erwächst aus den Beziehungen zu dieser einen Erde und zu dem einen Leben, das auf ihr gelebt wird. Wir haben keine Serie aufeinandergeschichteter Erden, von denen die eine mathematisch, eine andere historisch oder physikalisch und so weiter ist. Wir würden nicht sehr lange auf einer derselben leben, diese an sich genommen. Wir leben in einer Welt, wo alle diese Beziehungen zusammengefaßt sind. Alles Forschen und Lernen erwächst aus dem Verhältnis zu dieser einen großen allgemeinen Welt. Wenn das Kind in verschiedenartiger, aber konkreter und tätig enger Verbindung mit dieser allgemeinen Welt lebt, so ist sein Lernen naturgemäß einheitlich. Es wird nicht länger eine pädagogische Aufgabe sein, die verschiedenen Lehrfächer in Beziehung zueinander

zu bringen. Der Lehrer wird nicht nötig haben, seine Zuflucht zu allen möglichen Kunstgriffen zu nehmen, um ein wenig Arithmetik in den Geschichtsunterricht einzuweben und dergleichen mehr. Man bringe die Schule in Beziehung zum Leben, und alle Studien stehen naturgemäß untereinander in enger Beziehung.'

Wenn Professor Deweys Name bei uns genannt wird, so geschieht es meist in Verbindung mit seinem Schlagwort: ‚Die Schule soll ein Gemeinwesen im kleinen werden.' Wer dies zum erstenmal hört, wird dabei zunächst an die Übertragung des amerikanischen Selbstverwaltungsprinzips auf die Schule denken. Und gewiß haben solche Versuche in Amerika häufig stattgefunden und haben zu allerlei interessanten psychologischen Untersuchungen Anlaß gegeben; erfolgreich waren sie übrigens nur dann, wenn ein besonders tüchtiger Pädagoge die Schule leitete. — Dewey denkt aber nicht in erster Linie an die Selbstverwaltung, sondern an die Erziehung zu sozialer Betätigung. Die Kinder sollen den Wert der Zusammenarbeit kennen lernen, sollen erfahren, wieviel Selbstverleugnung und Unterordnung sie vom einzelnen fordert. Der Entwicklungsgang des menschlichen Gemeinwesens soll ihnen in dieser Selbstbetätigung klar werden, indem sie im kleinen Maßstab die gleiche Erfahrung machen wie die ersten Kolonisten oder vielmehr ihre Urväter, die ersten Menschen, die sich zu gemeinsamen Siedelungen vereinigten. Der Lehrende soll bei dieser praktischen Zusammenarbeit die Kinder anregen, selbst die einfachen Vorrichtungen und Apparate wieder zu erfinden, die der Erleichterung des Lebens dienen und aus denen die Kultur geboren ward. Das ist der ideale Grundgedanke von Deweys Handfertigkeitsunterricht, der jede der später zu lehrenden Wissenschaften vorbereitet. Ihm dienen die der Schule angegliederten Laboratorien, wo die Kinder den Gebrauch von Holz und Werkzeugen, das Kochen (zugleich Vorbereitung auf Chemie und Physik) und Textilarbeiten kennen lernen. Der Lehrplan im letztgenannten Fach ist ein kleines Kunstwerk an feinsinniger Ausarbeitung, leider ist aber der Raum zu beschränkt, um darauf noch weiter einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß die Kinder mit Experimenten an den betreffenden Nutzpflanzen beginnen, die nötigen Werkzeuge auch hier wieder selbst erfinden, und daß ihnen am Schluß die vollkommensten Maschinen, sowie die künstlerischen Webearbeiten des Orients und Okzidents vorgeführt werden. Sogar Dichtkunst und Musik haben in diesem Kursus ihren Platz, indem die Kinder mit Penelope, Gretchen und Senta bekannt gemacht werden.

Wer nun diesem geistvollen Gedankengewebe Deweys und der ihm verwandten Reformatoren bis hierher gefolgt ist, der wird sich fragen: Haben denn in dieser Erziehung, deren beabsichtigtes Ziel die Bildung starker, jedoch dem Gemeinwesen angepaßter Individualitäten ist, die höchsten Güter der Menschheit keinen Raum? Wohl liegt eine tiefe soziale Bedeutung in dem Grundsatz, dem Knaben die Anwendung von Zange und Schraubstock zu lehren, der, vielleicht zum geistigen Führer seiner Mitmenschen bestimmt, niemals berufsmäßig solch Werkzeug brauchen wird. Die Beziehung zur Erde, das Zusammengehörigkeitsgefühl zur Mitwelt ist gegeben — kann dies aber wirklich eine frühzeitige Einführung in das religiöse und ethische Leben und Streben der

Menschheit ersetzen? Nun ist bereits vor länger als einem Jahrzehnt eine starke Bewegung am Werke, die einen besonderen ethischen Unterricht in den Schulen fordert. Der Religionsunterricht scheidet bekanntlich in Amerika an staatlichen Anstalten aus, da die Trennung von Kirche und Staat seit Mitte des vorigen Jahrhunderts durchgeführt ist. Er ruht ganz in den Händen der Kirchen und Sekten.

Die in Amerika überaus starke Sektenbildung dürfte aber wiederum in dieser ablehnenden Haltung des Staates ihre Erklärung finden, denn die religiösen Bedürfnisse sind drüben keineswegs verkümmert. Sie tasten nur in der verwirrenden Vielheit der Bekenntnisse umher, ohne sich zurechtzufinden. Dies ist nicht weiter verwunderlich, denn gar vieles, was für uns dem Begriff Atheismus anheimfällt, nennt sich dort mit dem Namen Religion. So liegt vor mir ein im Juni 1905 in der ‚Educational Review‘ erschienener Aufsatz, dessen Verfasser, Wilbur S. Jackman von Chikago, die Einführung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in die Sonntagsschulen fordert. Nach einigen ganz treffenden Darlegungen, wie der Mangel des Religionsunterrichts in den Schulen des Lehrers Aufmerksamkeit von der sittlichen Erziehung seiner Schutzbefohlenen abgelenkt habe, kommen einige Vorschläge, den Religionsunterricht so zu reformieren, daß er in den Schulen Eingang finden kann. Im Anschluß daran entwirft der Verfasser dann ein höchst merkwürdiges Bild seiner Zukunftsreligion. Sie wird sich zunächst mehr mit dieser als mit der unsichtbaren Welt beschäftigen. Der Unsterblichkeitsglaube, ja selbst der Gottesglaube werden nicht mehr ihren Kern bilden, denn die Wahrheit dieser beiden Dogmen: ‚must finally rest on evidence.‘ Der Verfasser glaubt, daß die Lehre von den Beziehungen der Menschen zueinander schon dem kindlichen Verständnis in solcher Erhabenheit dargestellt werden kann, daß jedes andere Dogma entbehrlich ist.

Tatsächlich ist dies die ganz logische Entwicklung der grundlegenden Ideen eines Moralunterrichts, wie ihn Professor Adler* schon vor länger als einem Jahrzehnt in den amerikanischen Schulen einführen wollte. Nur daß Adler überhaupt eine Erörterung der ‚letzten Quellen und Sanktionen der Pflicht‘ ablehnt und die Jugend einfach vor den kategorischen Imperativ stellt. ‚Der Lehrer braucht nicht zu erklären, warum wir recht handeln müssen, sondern er muß der ihm vertrauten Jugend klar zeigen, w a s recht ist und muß ihr seine eigene Liebe und Achtung für das Rechte einflößen.‘

Wie mag es wohl um die Liebe und Achtung bestellt sein, wenn das Kind auf seine gerechtfertigten Fragen nach dem Warum so unbefriedigende Auskunft erhält, besonders da der Lehrer doch auch nur ein Mensch ist und nicht immer als leuchtendes Beispiel gelten kann. Dieser Moralunterricht ruht im größten Umfange auf der Persönlichkeit des Erziehers. Wie aber soll er diese in seiner Berufstätigkeit voll und frei entfalten, wenn ihm jede Hindeutung auf die Werte, die ihn werden und wachsen ließen, grundsätzlich verboten ist? Das Ganze ruht auf einem Widerspruch, und allerlei Sophismen sind in der Folge unausbleiblich. Das Problem der konfessionslosen Morallehre hat meiner Ansicht

* Felix Adler: Der Moralunterricht der Kinder.

nach in viel genialerer Weise Wilhelm Foerster in seiner ‚Jugendlehre' gelöst, aber hier ist es eben ein im tiefsten Sinne christlicher Unterricht, der ganz unbewußt sein Bekenntnis ablegt und den diese feste Grundlage von Adlers gelegentlich recht willkürlichen Auslegungen des Sittengesetzes fernhält. Das Gute in Adlers Vorschlägen, die leicht faßliche Stoffeinteilung, die in jedem Jahre die dem kindlichen Gedankenkreise am nächsten liegende Pflicht behandelt, sowie die geschickte Verwendung von Märchen, Fabeln, homerischen Sagen und endlich der Geschichte als Material für den Unterricht ist durchaus anzuerkennen. Ob aber hierdurch der fehlende Religionsunterricht ersetzt werden kann, muß erst an den Resultaten bewiesen werden, und die gegenwärtigen Kämpfe der Finanz- und Industriegewaltigen gegeneinander und gegen ihre Untergebenen scheinen ‚die Erhabenheit der Lehre von den menschlichen Beziehungen zueinander' eben nicht sehr günstig zu beleuchten. Tatsache ist jedenfalls, daß die einzelnen Kirchen wenig geneigt sind, ihre Jugend der alleinigen ethischen Unterweisung der öffentlichen Schulen anzuvertrauen, und eifrig daran arbeiten, diesen Mangel auszugleichen. Die Sonntagsschulen haben drüben eine wesentlich höhere Bedeutung als bei uns und suchen sich die psychologischen Forschungen der Reformpädagogen in vollem Umfange zunutze zu machen, auch durch Trennung der Altersstufen eine zweckmäßigere Durcharbeitung ihres Lehrstoffes zu ermöglichen. Neben den öffentlichen, auf Staatskosten geleiteten Unterrichtsanstalten haben die einzelnen Kirchen ihre eigenen, im Sinne ihrer Dogmen geleiteten Schulen ersten und zweiten Grades in großer Zahl errichtet, unter denen die katholischen Schulen den größten Prozentsatz stellen. Nach den Prüfungsergebnissen bei den Zöglingen, die in eine höhere Stufe eintreten wollen, müssen auch ihre Lehrkräfte an Tüchtigkeit denen vom Staat beschäftigten keineswegs nachstehen. Da die Unterhaltung dieser kirchlichen Schulen von den Gemeinden große Opfer fordert, so sind die ihnen entsprechenden höheren Anstalten in geringerer Zahl vertreten. Dieser Mangel wird durch religiöse Vereinigungen teilweise ausgeglichen, die meist von den jungen Leuten selbst organisiert sind und deren Versammlungen die Professoren nur zuweilen als freundschaftliche Berater beiwohnen. Die Pädagogen versprechen sich von diesen Vereinen die tiefstgehende Einwirkung auf das religiöse und sittliche Leben der nächsten Generation. —

Was nun die Koedukation der Geschlechter angeht, deren Durchführung in Amerika von unsern deutschen Reformpädagogen so oft als Beispiel herangezogen wird, so macht sich neuerdings das Bestreben fühlbar, diesen Grundsatz nicht mehr auf die höheren Erziehungsgrade auszudehnen. Einige führende Universitäten und Colleges der Oststaaten (teilweise auch Chikago) haben bereits eine Trennung der Geschlechter durchgeführt, wobei zwar noch alle Fächer den Studentinnen zugänglich sind. Bestimmend dafür war der allzu große Andrang der Mädchen, die ihre männlichen Kameraden durch Lerneifer und Überzahl ganz in den Hintergrund zu schieben drohten.

Diese Reaktion genügt aber einigen Pädagogen noch nicht. In seinem großangelegten philosophischen Werk ‚Adolescence' greift Professor Stanley Hall, der Präsident der Clark Universität, weit zurück auf das Ideal der Mutter

und Hausfrau, das durch weitgehende Heranziehung der Künste auf eine höhere geistige Stufe gehoben werden soll. Das moderne System, führt er aus, macht aus den Mädchen Rivalinnen der Männer und züchtet, da es die weiblichen Eigentümlichkeiten unberücksichtigt läßt, Arbeitsbienen. Hall aber will in einem anmutigen Heim außerhalb der Städte gesunde, feingebildete und in allen häuslichen Künsten geschickte Frauen erziehen, die sich ihres Geschlechts und seiner Pflichten und Verantwortlichkeiten mit Stolz und Freude bewußt werden. Treffend spielt er den Typus der Bienenkönigin gegen den der Arbeitsbiene aus; er deutet einzelne soziale Folgeerscheinungen der gleichförmigen Erziehung beider Geschlechter als die sicheren Merkmale der kommenden Degeneration, vor der nur eine baldige Umkehr den Staat bewahren könne.

Es sind die gleichen Probleme, dieselben Reformgedanken und Reaktionsforderungen, die jenseits des Ozeans wie auch bei uns die Geister bewegen, nur daß drüben der Wellenschlag lebhafter ist. Auch ist man in Amerika rascher bereit, den Wert der Theorie praktisch nachzuprüfen. Eines stellt die Verbindung noch inniger her. So wie wir suchend nach drüben schauen und die neuen Erziehungsideale zu erfassen streben, die im raschen Werdegang der amerikanischen Kultur aufblühen, so sind die Augen der freien Bürger forschend auf uns gerichtet. Unvergessen bleibt in den Vereinigten Staaten die Dankesschuld ihrer Schulen gegen Pestalozzi und Fröbel. So kommen nicht allein in ihren Fachzeitschriften unsere führenden Pädagogen häufiger zu Wort, sondern auch die Neuerungen in unsern Schulen, die Zulassung der Realschüler zu den Universitäten, die Umwandlung des Zeichenunterrichts und dergleichen werden mit Interesse verfolgt, und die neuen Lehrpläne unserer Volksschulen finden drüben manch warmes Wort bewundernder Anerkennung.

Kleine Bausteine

Was kann man komponieren?

Von Eugen Schmitz

In dem neuen, von dem Konzertbureau Emil Gutmann (München) herausgegebenen ‚Konzerttaschenbuch‘ ergreift Felix Weingartner mit einem längeren Artikel das Wort zu dem mit obiger Frage aufgeworfenen Problem. Seine Ausführungen bieten, obwohl sie keineswegs erschöpfend sein wollen noch können, doch manche wirklich bedeutsame Gesichtspunkte zur Erörterung ihres ästhetisch wie praktisch gleich wichtigen Gegenstandes. Die Frage ‚Was kann man komponieren?‘ bezieht sich natürlich ausschließlich auf die eine textliche Grundlage bedingende Vokalmusik, und hier hat sich speziell die moderne Entwicklung der Oper Bahnen zugewendet, die eine scharfe Stellungnahme in diesem Punkte zu einer höchst aktuellen Aufgabe machen. Freilich läßt sich dabei zu einigermaßen festen, haltbaren Resultaten nur kommen, wenn man die zuverlässigste Lehrmeisterin in solchen Dingen, die Geschichte, zu Rate zieht; dadurch erhalten rein künstlerisch individuelle und in diesem Sinne ‚voraussetzungslose‘ Äußerungen, wie die Weingartners, erst Farbe und Relief.

Die Forderung, daß die Dichtung der Oper in ganz besonderer Weise sich zur musikalischen Behandlung eignen, d. h. nach Stoff, Aufbau, Technik den Ausdrucksfähigkeiten der Musik entsprechen müsse, ist so alt wie das Genre der Oper selbst. Namentlich bei musikdramatischen Reformbestrebungen ist sie immer wieder mit aller Schärfe hervorgetreten. So finden sich z. B. in dem merkwürdigen, 1813 (also gerade im Geburtsjahre Wagners!) erschienenen Schriftchen von Mosel ‚Ästhetik des dramatischen Tonsatzes‘, das ein theoretisches Echo der Gluckschen Reform sein will, das fragliche Problem bereits ungemein klar präzisierende Sätze, wie: ‚Da die Musik die Sprache der Empfindungen ist und ein Verweilen auf denselben schon in der Natur des Gesanges liegt, soll der Operndichter jeden Stoff verwerfen, der einen eilenden Gang der Handlung erheischt, oder welcher schwere Verwicklungen hat: weil im ersteren Falle die Musik nicht ihre Rechnung findet, im letzteren aber mehr der Kopf als das Herz in Anspruch genommen wird.‘ . . . ‚Des Operndichters erste Sorge sei daher, seinen Stoff so zu behandeln, daß er durchaus musikalisch sei, das heißt, nicht nur nichts enthalte, was außer dem Gebiete des musikalischen Ausdrucks liegt, sondern auch nichts, was nicht durch die Musik eine erhöhte Schönheit, eine verstärkte Wirkung erhalten kann.‘ Diese Worte haben übrigens nicht nur einen ästhetisch-spekulativen, sondern auch einen reell historischen Hintergrund. Denn Mosel zielt damit gegen eine ganz bestimmte Richtung der älteren italienischen Operndichtung, deren Führer der ein halbes Jahrhundert alle Bühnen beherrschende Wiener Hofpoet Pietro Metastasio gewesen ist.

Die metastasianische Librettistik gefiel sich in von Haupt- und Staatsaktionen buntumrankten Liebesaffären, deren ungemein verwickeltes Intri-

guensystem eine Unmenge berichtenden, erzählenden Dialogs nötig machte. Dieser bot natürlich der musikalischen Behandlung eine sehr wenig dankbare Vorlage; um Ersatz dafür zu geben, schloß Metastasio jede Szene mit einem lyrischen, die Stimmung zusammenfassenden Anhang. Dadurch trennte sich die Musik der Oper von selbst in zwei Teile: das *Rezitativ* für den berichtenden Dialog und die *Arie* für den Schluß der Szene. Das Rezitativ, das sich schon durch seinen gemeingebräuchlichen Namen ‚Secco' (secco = trocken) hinreichend charakterisierte, war im Gegensatz zur melodienreichen Arie von dürftigster musikalischer Beschaffenheit: ein in stereotypen Tonfällen über wenigen Akkorden des Cembalo sich ergehender Sprachgesang ohne jegliches musikalische Interesse. In der späteren namentlich deutschen romantischen Oper trat dann bekanntlich an seine Stelle der die einzelnen ‚Musiknummern' verbindende, *gesprochene* Dialog. Diese Trennung der Oper in zwei gänzlich verschiedene Ausdruckswelten, eine musikalische (‚Arie') und eine ‚unmusikalische' (Seccorezitativ, Dialog), war nun nichts weiter als eine freilich mehr naive als glückliche, praktische Beantwortung der Frage ‚Was kann man komponieren?'. Die Uneinheitlichkeit aber, die durch eine solche Trennung der Ausdruckswelten ins Musikdrama hereinkam, konnte natürlich fortschreitenden künstlerischen Ansprüchen nicht genügen, und so sehen wir alle Reformen der Oper, namentlich aber die beiden bedeutendsten, die Gluckſche und die Wagnerſche, anknüpfen bei dem Ausgleich dieser unkünstlerischen Verschiedenheit. In formaler Hinsicht liegt der Kern der Gluckschen Reform in der Abwendung von dem unmusikalischen Intriguensystem der Metastasianischen Librettistik. Durch den vereinfachenden Wegfall des überladen komplizierten Dialogs wurde das Musikdrama zu einem einheitlich verlaufenden Seelengemälde; *auch die nicht eigentlich lyrischen, sondern dem Fortschritt der Handlung dienenden Stellen des Textes* waren nun dem musikalischen *Ausdrucksgebiet soweit genähert, daß sie eine bedeutsame tonliche Untermalung gestatteten.* So wurde das von den bedeutenden Vorgängern Glucks (Jomelli, Traëtta, Hasse) bereits an einzelnen Höhepunkten sehr wirkungsvoll verwendete orchestral reich ausgeführte ‚Recitativo accompagnato' bei Gluck Grundlage der *ganzen* Oper und durch seine Annäherung an den Charakter der ‚Arie' ein entschieden einheitlicherer musikdramatischer Stil erzielt. Dieses Genre hat sich freilich und speziell in Deutschland nur sehr langsam fortentwickelt. Erst Wagner war es vorbehalten, da den letzten, entscheidenden Schritt zu tun, und von ihm an datiert die fast ausschließliche Herrschaft des modernen ‚durchkomponierten Musikdramas', das bei Beantwortung der Frage ‚Was kann man komponieren?' überhaupt keinen Unterschied zwischen musikalisch bevorzugten und minder bevorzugten Partien macht, sondern eine Technik zu gewinnen gewußt hat, mit der man einfach *alles* komponieren kann. Freilich, das ästhetische Problem ist damit noch lange nicht gelöst: denn wenn auch der moderne Musikdramatiker alles komponieren ‚kann', so fragt es sich doch noch sehr, ob dabei auch die entsprechende *künstlerische* Wirkung herauskommt. Wie sich dieser naheliegende Zwiespalt zwischen Technik und Wirkung selbst schon bei Wagner mitunter geltend macht, das hat Weingartner in seinem

erwähnten Artikel teilweise sehr treffend charakterisiert. Wagners Lebensaufgabe, sagt er, war es, dem Drama in der Oper zu seinem Rechte zu verhelfen. ‚Mit echt deutscher Gründlichkeit führte er seine Absichten bis zur letzten Konsequenz aus. Das sogenannte Durchkomponieren, das seine Vorgänger nur schüchtern versuchten, erscheint bei ihm zum schärfsten Prinzip ausgebildet. Um nur ja nie undeutlich zu erscheinen, gab er seinen Szenen eine dichterische Breite, die dem gesprochenen Drama angemessener wäre als dem musikalischen. Dadurch ergaben sich Partien, denen die Musik mehr aufgezwungen werden mußte, als daß sie ihnen mit unbedingter Notwendigkeit entspringen konnte. Gerade da aber, wo der Ausdruck unmittelbarer Empfindung, der die Musik herbeizwingt, nicht zur Wirksamkeit kommt, setzt Wagners meisterhaftes Können ein und hilft mit großartigem Stilgefühl, das er sich selbst abrang, die Klippe umschiffen und selbst diese musikalisch unfruchtbaren Szenen durch die Kraft der Deklamation und die eigentümliche Charakterisierung seiner Orchestersprache mit einem tonalen Fluß zu durchdringen, der trotz des nicht zu bannenden Gefühles, daß es sich hier um eine durch das dramatische Prinzip erzwungene, aber nicht mehr um natürliche Musik handle, doch noch überzeugend wirkt. Wagners gewaltiger Wille ist immer erstaunlich.

Gerade bei ihm sehen wir aber, daß die Inspiration den Vortritt hat vor dem Können. Wie hoch erhebt er sich, wenn er als der große Musiker zu uns spricht, wenn die Musik, die er in sich trägt, voll und rein zum Durchbruch gelangen darf. Wie viel ergreifender ist es, wenn Wotan von seinem Lieblingskinde Abschied nimmt, als wenn der unendliche Gott über sein Mißgeschick in der Weltregierung klagt. Wie weit überlegen sind die beiden Monologe „Wie duftet doch der Flieder" und „Wahn, überall Wahn" des Hans Sachs seinen beiden langatmigen Reden auf der Festwiese. Wohl auch der rechtgläubigste Wagnerianer atmet erlöst auf, wenn Tristan und Isolde nach dem Theoretisieren über ihre Liebe den Zwiegesang „O sink hernieder, Nacht der Liebe" und damit bis zum Schluß dieser Szene das schönste dramatisch-symphonische Adagio anstimmen, das wir in neuerer Zeit besitzen. .... In Wagners Werken können wir den Abstand des absolut Komponierbaren vom absolut Unkomponierbaren bereits deutlich erkennen.‘

Das ist im einzelnen nun zwar etwas sehr scharf pointiert, denn von etwas absolut ‚Unkomponierbarem‘ wird in Wagners Werken wohl niemand im Ernste reden wollen. Aber Weingartners Grundgedanke ist sehr richtig. Das Wagnersche Drama hat zwar kein Seккorezitativ mehr, aber es hat in gewissem Sinne doch noch seine ‚Secco‘-Partien, in denen die Musik sich innerlich nicht so reich entfalten kann wie anderweit. Wie sich dieser Abstand bei vielen Nachfolgern Wagners dann noch weiter verschärft hat, führt Weingartner ebenfalls mit so treffenden Worten aus, daß wir uns ein längeres Zitat auch hier gestatten zu dürfen glauben:

‚Schlagen wir moderne Opern auf! Seitenlang finden wir da Dialoge und Abhandlungen, bei denen wir uns vergeblich fragen, was denn all das, was uns da im Sprechgesangton mit leitmotivischen Begleitungsillustrationen im Orchester vorgetragen wird, eigentlich mit der Musik zu tun hat. Oft drängt

sich an solchen Stellen der Ruf auf die Lippen: „Sei doch endlich einmal stille, da unten im Orchester! Ich möchte verstehen, was die oben auf der Bühne sagen!" Auf das Wort ist alles gestellt. Stücke, die lediglich für scharf und pointiert sprechende Schauspieler berechnet sind, so z. B. „Liebelei" von Schnitzler, werden ohne Veränderung in Musik gesetzt. Der Sinn, die Farbe, der Tonfall und Stimmungsgehalt der Phrase sollen uns in begrifflicher Deutlichkeit aus dem mystischen Abgrund des Orchesters entgegenklingen und dadurch in ihrer Eindrucksfähigkeit gehoben werden. Gerade das Wort aber versteht man nicht. Es geht hier wie bei Bäumen, die von Schmarotzerpflanzen überfallen sind: Eine Efeuranke, die den Stamm umwindet, erhöht seine Schönheit; überwuchern aber die Ranken den ganzen Baum, so fressen sie ihn auf. So hat unser modernes illustrierendes Orchester allmählich das Wort aufgefressen, zu dessen Hebung es konstruiert wurde, und den Gesang dazu. Denn von Gesang ist bei diesen unnatürlich geführten, unmelodischen, rein deklamatorisch in den Orchesterpart hineingezwängten Singstimmen, wenn man sie noch so nennen darf, nicht mehr die Rede. Auf diese Art mit fortlaufendem, gleichsam symphonischen Orchester, mit hineinpunktierten menschlichen Gurgellauten, die man auch beliebig ändern kann, ohne daß eine wesentliche Verschiebung entsteht, läßt sich freilich „alles" komponieren, auch philosophische Abhandlungen, Gespräche über alltägliche Dinge, Frivolitäten; warum schließlich nicht auch politische Leitartikel oder Kunstkritiken? — Wenn man ähnliche Experimente nicht etwa als „Prägung neuer Werte" ansehen will, was bei der Verwirrung, die heute in musikalischen Dingen herrscht, gar nicht verwunderlich wäre, so wird man vieles, was heute komponiert wird, als absolut unkomponierbar bezeichnen müssen. Sollte es aber vielleicht gerade darauf abgesehen sein, zu zeigen, daß man komponieren kann, was man nicht komponieren kann? — In einer so antimusikalischen Zeit wie der unsrigen wäre auch das nicht verwunderlich.' —

Auch diese Ausführungen enthalten zweifellos viel Wahres; nur muß man sich hüten, über manchen ja sehr offensichtlichen Entgleisungen im einzelnen den großen prinzipiellen Fortschritt im ganzen, den die moderne Entwicklung gebracht hat, zu verkennen. Das Wesen dieses Fortschrittes liegt in der Fähigkeit der großzügigen Zusammenfassung der Hauptstimmungen des Dramas zu geschlossenen musikalischen Bildern, wodurch das feiner differenzierte Detail erst die vereinheitlichende Grundlage erhält. In der alten ‚Nummernoper' war eine solche einheitliche Grundlage nicht gegeben; hier haben wir nur eine bestenfalls dichterisch, nicht aber musikalisch geschlossene lose Folge von ‚dankbaren' Hauptmomenten; erst mit der in stufenweiser Entwicklung aus den alten Recitativi accompagnati entstandenen koloristisch, tonartlich, thematisch zusammengefaßten musikdramatischen ‚Szene' Wagnerscher Provenienz ist ein dem dichterischen konformer musikalischer Aufbau erreicht. Die damit ermöglichte Zusammenfassung der Hauptstimmung weiter Partien des Dramas ist auch das geheimnisvolle Mittel, das es den Modernen ermöglicht, scheinbar ‚unmusikalischen' Texten doch kompositorisch beizukommen, indem eben alle im einzelnen der Vertonung keinen Anhalt bietenden

Phrasen, Gedanken 2c. im musikalischen Gesamtausdruck der Szene aufgehen. Dieses Prinzip ist in engem Rahmen auch schon in der alten Nummernoper anzutreffen. Gibt es z. B. etwas ‚Unmusikalischeres', Trockeneres als die Anfangsphrase des Duetts aus ‚Fidelio': ‚Nur hurtig fort, nur frisch gegraben! Es währt nicht lang, er kommt herein.' Und doch welch packendes Seelengemälde hat Beethoven gleich in den ersten Takten entworfen, da er sich eben nicht an die Worte, sondern an die ergreifende Gesamtsituation — Leonore, das Grab des eigenen Gatten grabend — hielt. Ähnlich, nur in viel allgemeinerem, weiterem Umfange gehen die modernen Musikdramatiker zu Werke. Bei Wagner bieten namentlich die ‚Meistersinger' die lehrreichsten Beispiele hiefür, bei den jüngsten Opernkomponisten insbesondere die der Richtung des Verismo folgenden Schöpfungen. Man sehe etwa nachstehende Textstelle aus der ‚Bohême' von Puccini: ‚Sie hustet, ist krank, leider tödlich; langsam seh' ich sie schwinden, und kurz bemeß' ich ihre Lebensdauer. Schrecklich klingt dieser Husten, der die Brust ihr erschüttert' 2c. Was soll man daraus musikalisch machen? Nun fasse man aber die Situation ins Auge: Der Liebhaber macht einem teilnehmenden Freund gegenüber seinem Herzen Luft und spricht voll Verzweiflung aus, daß er das Liebste, was er auf Erden besitzt, rettungslos dem Tode verfallen sieht. In diesem Zusammenhang bekommen die prosaischen Worte nun freilich ein ganz anderes Gesicht, und diese ergreifende Situationsstimmung ist es, die die Töne Puccinis beseelt:



Solche Beispiele, die sich in der einschlägigen Literatur auf Schritt und Tritt anbieten, sind für die Ästhetik des veristischen Musikdramas im speziellen wie für das Problem ‚Was kann man komponieren?' im allgemeinen sehr wichtig. Sie zeigen klar und deutlich, daß bei der Beurteilung, ob eine Dichtung komponierbar sei oder nicht, in erster Linie die Frage zu stellen ist: Sind Handlung, Situ-

ation, Milieu usw. derart, daß sich große musikalische Stimmungsbilder daraus gewinnen lassen? Ist dies der Fall, dann kann man unmusikalische Details des Dialogs ruhig mit in Kauf nehmen; ist das aber nicht der Fall, dann vermögen auch dankbare musikalische Einzelheiten die Vertonung nicht wirkungsvoll und natürlich zu machen. Die Vorbedingung dankbarer musikalischer Stimmungen im großen kann aber sehr wohl auch bei Dichtungen gegeben sein, deren Schöpfer an eine Mitwirkung der Musik gar nicht dachte, sondern nach rein literarischen Gesichtspunkten gestaltete. Das ist z. B. der Fall bei den meisten Dramen Maeterlincks oder bei der Wildeschen ‚Salome', weil hier die Handlung in erster Linie innerlich, psychisch verläuft und die Deutung dieser psychischen Unterströmungen ja die Hauptaufgabe der Musik ist; dazu kommt als zwar nicht unbedingt nötiges, aber immerhin dem musikalischen Eindruck förderliches Moment ein romantisches äußeres Milieu. Die Verwertung dieser Dichtungen als Operntexte war darum ein durchaus naheliegender glücklicher Gedanke, der von vornherein beste Aussicht auf Gelingen hatte. In anderen Fällen mußte das Experiment der Komposition rein literarischer Dichtungen dann wieder mißlingen, weil eben die angedeuteten Voraussetzungen fehlten. Ob und inwieweit diese gegeben sind, darüber werden die Urteile im einzelnen Fall freilich auch verschieden ausfallen; denn die Beantwortung solcher Fragen ist natürlich stets auch stark vom individuellen Empfinden abhängig. Das entscheidende Wort aber wird zum Schluß immer der — positive oder negative — künstlerische Erfolg sprechen.



Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Im Gegensatz zu den ‚Lappalien' ist Luis Colomas neuer Roman ‚Boy' ein Bild kleineren Formates. Er hat nicht die drängende Fülle der Gestalten; der zeitgeschichtliche Hintergrund fehlt nahezu ganz, die Satire ist zu einer leichten Ironie gemildert. Man hatte bei ‚Lappalien' mehr den Eindruck des Reichtums seines Dichters, bei ‚Boy' mehr den der Besonnenheit, der Konzentration. Die Handlung, nicht durch Nebendinge aufgehalten, geht im Sturmschritt; alles Interesse konzentriert sich auf Boy, den letzten Sprossen eines spanischen Adelsgeschlechtes, und mit der bezaubernden Gelassenheit des echten Könners läßt Coloma zuweilen den Faden fallen, um ihn erst später wieder aufzunehmen; ruhig, weil er weiß, daß seine Kraft der Phantasie des Lesers den bestimmenden Anstoß gegeben hat, um sie verschwiegene Vorgänge richtig deuten zu lassen. Das ist das so seltene Spielen mit dem Stoff, das untrügliche Zeichen des Künstlers, der nicht nötig hat, auf den Krücken der exakten Schilderung den Vorgängen getreulich nachzuhumpeln. Das Buch wirkt bestechend leicht. Sein Dialog wirkt ‚flüssig', wie der ‚Rezensent' zu sagen pflegt, so leicht und flüssig, daß mit Sicherheit jeder Anfänger sagen wird ‚Das kann ich auch'. In Wirklichkeit gibt's nichts Schwereres. Das Publikum von Durchschnittsart will gespannte Muskeln sehen, keuchenden Atem hören, den Schweiß des Künstlers riechen, — man verzeihe! Aber das echte Kunstwerk offenbart sich ja gerade darin, daß man die Mühe nicht merkt, mit der es geschaffen ist. Die Technik ist schließlich nichts als eine höhere Akrobatik; erst wenn man das Stadium der Arbeit so hinter sich hat, daß das Publikum den Eindruck des Spiels hat, tritt man in die Arena.

Ich bewundere Coloma; nicht zuletzt deswegen, weil er die Fähigkeit hat, amüsant zu sein. Diese Fähigkeit geht nahezu den meisten deutschen Autoren gänzlich ab. Das liegt schließlich im Nationalcharakter, der den Deutschen immer verführen wird, gründlich und tiefsinnig zu sein, Weltanschauungsfragen zu wälzen und mit bösartiger Hartnäckigkeit seine Anschauungen auch seinen Lesern einzureden. Davon hat Coloma nichts. Gewiß, er hat eine Absicht. Er würde das Buch nicht geschrieben haben, wenn ihm nicht daran gelegen hätte, Boys Ende mit einem religiösen Schimmer zu verklären. Aber das Ethische steigt wie ein zarter Duft aus den Geschehnissen auf; sie werden keinen Augenblick unterbrochen, damit der Dichter mit aufgehobenem Zeigefinger seine persönliche Ansicht doziere. Der Leser findet die Moral selbst, sozusagen schmerzlos, schätzt sie als eine große Errungenschaft, er nimmt sie auf, ohne daß er merkt, daß sie mit Absicht auf seinen Weg gelegt ist, und wertet sie infolgedessen mehr, als wenn sie ihm mit einer großen und tiefsinnigen Ansprache vom Dichter feierlich überreicht wäre.

Die Weise, wie Coloma seinen Helden, den die Freunde ‚Boy' nennen, charakterisiert, ist ebenfalls so recht ein Schulbeispiel, an dem besonders die eine oder andere unserer schreibenden Damen lernen kann. Der junge Graf Burunda ist es, der die Ge-

* Luis Coloma, ‚Boy'. (Freiburg, Herder.) Blasco Ibañez, ‚Die Arena', übersetzt von Julio Brouta. (München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.) Marguerite Andoux, ‚Marie-Claire', übersetzt von Olga Wohlbrück. (Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Cie.) M. Scharlau, ‚Martin Augustin.' (Freiburg, Herder.) Hugo Salus, ‚Schwache Helden.' (Berlin, Egon Fleischel & Co.) Auguste Supper, ‚Holunderduft'. (München, Süddeutsche Monatshefte, G. m. b. H.) Luise Algenstaedt, ‚Die große Sehnsucht'. (Leipzig, Fr. W. Grunow.)

schichte von ‚Boy' erzählt. Coloma hätte es sich leicht machen können, indem er nämlich erzählen ließe, ein wie liebenswürdiger, feiner und ein wenig leichtsinniger Mensch ‚Boy' gewesen sei. Er hätte ihn so erzählen lassen können, daß der horchende Leser entzückt ausgerufen hätte: ‚Nein, ein zu reizender Mensch; den hätte ich auch gerne kennen gelernt!' Und hier liegt das Entscheidende. Es wäre eine Erzählung von Dingen und Geschehnissen gewesen, aber nicht diese selbst. Coloma jedoch gibt diese selbst, denn er kann nicht nur erzählen, sondern auch gestalten. Ja, seine Gestaltungskraft ist so groß, daß er ruhig eine Mittelsperson zwischen Leser und Gegenstand einschieben kann, ohne daß Menschen und Begebenheiten an Lebensechte und Lebensfülle einbüßen! Das ist ein Umstand, der seine Leistung zur außerordentlichen stempelt. Unter seinen begnadeten Händen wird das Geschick Boys, der in den Verdacht gerät, ein schimpfliches Verbrechen begangen zu haben und seine Unschuld nicht beweisen kann, wenn er eine Dame nicht bloßstellen will, der desertiert und auf seiner Flucht zu den Karlisten von Grenzwächtern erschossen wird, zur erschütterndsten und, da nach Boys Tode seine tiefe Gläubigkeit offenbar wird, zur erhebendsten Wirklichkeit.

Also hätte der spanische Dichter keine Flecken? Ich will nur von einem sprechen. Er hat da ein künstliches Hilfsmittel, die Spannung zu erhalten. Aber das ist eine liebenswürdige Schwäche, wie Boy deren auch hat. Man hebt nur lächelnd den Finger und droht ein wenig. So zum Beispiel an jenen Stellen, wo Coloma Örtlichkeit und Zeit mit auffallender Genauigkeit angibt, so wenig Grund dafür vorliegt. ‚Es schlug zwei Uhr, als wir in unserem Hotel ankamen. Auf der Schwelle blieb Boy stehen, um sich eine Zigarre anzuzünden.' Da der Leser weiß, daß Boy gesucht und -- vielleicht — verfolgt wird, so horcht er sofort auf und sagt ‚Aha'. Denn an sich wäre es gleichgültig, zu welcher Stunde die beiden Freunde im Hotel ankamen, wenn die folgenden Geschehnisse nicht auf diese Zeit eine schwerwiegende Beziehung hätten. Da diese Geschehnisse aber ausbleiben — und derartige Stellen finden sich mehrere in dem Buch —, so war der Zweck nur der, die vielleicht ermüdende Aufmerksamkeit des Lesers anzustoßen. Der Zweck wird erreicht, aber der Leser ist au fond genarrt. Aber diese kleinen Kniffe amüsieren mehr, als daß sie verstimmen. Den Wert des Ganzen können sie selbstverständlich nicht beeinflussen.

Und so bleibt Colomas ‚Boy' eine Leistung höchsten Ranges, eine singuläre Leistung — für Spanien ganz gewiß, selbst wenn man eins der besten Werke des neben Coloma bedeutendsten spanischen Erzählers Blasco Ibañez daneben hält.

* * *

Denn es trifft sich, daß man in der Lage ist, dieses Autors Stierkämpferroman, ‚Die Arena', zu gleicher Zeit in deutscher Übersetzung zu lesen. Es braucht uns hier nicht zu kümmern, daß Ibañez in seinem Privatleben ein wütender Antiklerikaler ist, denn von seiner politischen Tätigkeit ist auf den Roman nichts abgefärbt. Wie auch aus Colomas Romanen niemand erraten könnte, daß sein Verfasser Jesuit ist. Was aber Colomas Romane so wertvoll macht: die tieferen Beziehungen, das Emporragen des Göttlichen über die kuriosen und verworrenen Geschicke der Menschen, das fehlt diesem Stierkämpferroman durchaus. Das soll zunächst keine schlechte Note sein, sondern nur das Grundsätzliche feststellen. Ibañez' künstlerischer Ehrgeiz ist, den farbigen Glanz der Wirklichkeit zu geben und menschliche Herzens- und Seelentiefen nur dann aufzudecken, wenn sie eine Handlung deutlich machen sollen. Seine Menschen empfinden alle individualistisch; sie haben zu Gott nur insofern Beziehungen, als sie ihn zuweilen zu brauchen meinen, wenn er ihnen irgendwelche handgreifliche Vorteile verschaffen soll. Im Mittelpunkt ihrer Empfindungen bleibt stets das Ich. Bei Taten der Aufopferung oder der Liebe mangelt die bewußte Empfindung göttlicher Gebote durchaus. So ent-

steht eine farbenreiche, bewegte Welt: die Wirklichkeit, wie scharfe und geschulte Augen sie sehen. Der Gegensatz zwischen Maler und Künstler in der bildenden Kunst kehrt auch in der Literatur wieder. Hier wäre z. B. Ibañez der Maler und Coloma der Künstler. Die Wirklichkeit an sich, und die Wirklichkeit höheren Zwecken dienstbar gemacht. Es kann kein Zweifel sein, daß Ibañez das Leben schärfer, schlagender, brutaler zur Darstellung bringen kann. Die Gestalten, die er schafft, und ihre Geschicke rücken uns mit Intensität zu Leibe. Ein grelles, flimmerndes Licht wie die Sonne des Südens, beleuchtet sie; Ströme von Farbe stürzen sich auf uns. Wir sind geblendet. Aber Coloma wirkt nicht weniger wahr, ja im tieferen Sinne und nachhaltiger wahr, indem er des Lebens geheimnisvolle Tiefen und ihre Zusammenhänge mit dem Grunde des Seins deutlich macht. Soweit die Parallele.

Ibañez gestaltet das Leben des Matadors Gallardo. Als Kind schon haben ihm die Träume vom dereinstigen Triumph in der Arena den Kopf verwirrt. Mit einer verbohrten Hartnäckigkeit, die auch durch Tränen und Schläge der Mutter sich nicht von ihrem Wege abbringen läßt, stürzt er sich immer wieder in die abenteuerliche und verderbte Welt der Stierkämpfer und Dirnen, gewiß, daß er einst daraus wieder auftauchen wird. Mit Genossen, zerlumpt wie er, vagabundiert er im Lande herum. Er studiert sein Handwerk, bis er schließlich den Bauern zur Lust bei dörflichen Corridas die Stierkälber abstechen darf und zum Lohn ein Stück Brot und ein Nachtlager im Stalle erhält. Allmählich drückt er sich mit zusammengebissenen Zähnen höher hinauf. Seine Tollkühnheit bringt ihm bescheidene Erfolge, bis er endlich wirklich in einer großen Arena auftreten darf. Da zeigt er sich als Revolutionär. Er verschmäht die geschmeidigen Künste der anderen Matadore, er geht frech und gelassen dem Stier entgegen, und seine Hand, die den Degen führt, kennt kein Zittern. Brutaler ist er, todesverachtender als alle andern. Und das gewinnt ihm eine Partei und schließlich den Ruf als besten Matador Spaniens. Er heiratet seine Jugendliebe. Aber der aus den Tiefen Gestiegene wirft verlangende und brennende Blicke nach jenen Höhen, wo die feinen Damen und Herren der Gesellschaft lächelnd und gelassen thronen. Und trotzdem diese Welt dem Stierkämpfer gewöhnlich verschlossen ist, gelingt es seiner fürstlichen Freigebigkeit, seinen vornehmen Gewohnheiten, ihn in jene Kreise einzuführen. Aber die eigentliche Macht, die dies bewirkt, ist ein Weib, eine dekadente Adlige, eine jener ‚grandes amoureuses', die von Abenteuer zu Abenteuer taumeln. Was sie an ihm reizt, ist sein Mordhandwerk, seine blutige Kunst. Sie glaubt in ihm einen Mann mit grausamen Instinkten zu wittern, und läßt ihn fallen, als sie sich getäuscht sieht. Gallardo aber macht sich nicht so leicht wieder frei, er kann nicht, er ist gefesselt an diese geheimnisvolle, strahlende Welt, die so viel Schmerzen und Wonnen für ihn hat. Diese unselige Leidenschaft entnervt ihn. Er ist nicht mehr der alte Gallardo, der in den Arenen von Sevilla und Madrid die vieltausendköpfige Menge zu brüllendem Beifall zwang. Ein Stier verletzt ihn. Als er wieder aufsteht, ist er nur der Schatten des früheren Matadors. Rasch wie sein Aufstieg ist sein Fall.

In diesem Roman glühen die Instinkte eines verderbten Volkes. Dieses Volk hat keine großen Empfindungen; es ist eine Bestie, die Opfer will. Gallardo ist so ein Opfer. Und mit deutlicher Handbewegung in dieser Richtung schließt Ibañez, nachdem der Matador sein Leben unter den Hörnern des Stieres gelassen hat, seinen Roman so: ‚Armer Stier, armer Stierfechter! . . . Plötzlich stieß die lärmende Menge einen Jubelschrei aus, mit dem es die Fortsetzung des Schauspiels begrüßte. Der Nacional schloß die Augen und ballte die Fäuste. Die Bestie brüllte, die wirkliche, die einzige!' —

Also doch eine Tendenz, eine Deutung! Sie entspricht durchaus der Art des

Sehens, das letzten Endes nur die Oberfläche gewahrt. Wenn man die Dinge von außen sieht, — allerdings; sie sind schrecklich, niederschmetternd brutal, armselig. Aber gibt es nicht **noch** eine Seite der Dinge?

* * *

Nach dem Buch eines mit Raffinement arbeitenden Technikers das Buch eines alternden Mädchens, von dem zu sprechen es mich drängt. Eine Pariser Schneiderin, die in den Häusern der Spießbürger arbeitet und nie mit der Literatur in Berührung gekommen ist, schreibt ein Buch, erzählt ihre Kindheit — mit einer Innerlichkeit, mit einer Fähigkeit der Vergegenwärtigung, daß man nur von einem Wunder sprechen kann. Dieses Buch ‚**Marie Claire**' von **Marguerite Andoux** bezwingt mit seiner ein wenig traurigen Süße, mit seiner getragenen, geheimnisreichen Melodie, mit seinen halb offenbarten, halb verdeckten Begebenheiten, die plötzlich und ohne Ende abbrechen wie ein Volkslied. Octave Mirbeau, der dem Bändchen ein Vorwort schrieb, brauchte nicht zu versichern, daß kein Mann von Fach die Dichterin angeleitet oder korrigiert hätte. Man spürt das Eigenste aus jedem Satz, kein Wort fällt aus dem Ton; der Stil ist so persönlich, in seiner ungekünstelten Wärme so einheitlich, daß der Gedanke, eine fremde Hand habe an dem Buche geholfen, einem gar nicht kommen kann. Marguerite Andoux erzählt, wie sie ihre Mutter verliert, wie ihr Vater in die Welt geht und sie im zartesten Kindesalter ins Waisenhaus kommt. Ihre rührende Liebe zur Schwester Marie-Aimée, ihre Mitzöglinge, ihre Leiden und Freuden, dann das Leben auf dem Lande als Hirtin, ihr kurzes, zartes Liebesidyll, endlich ihre Abreise nach Paris: das ist der Inhalt. Dieser karge und ärmliche Stoff wird unter ihren Händen zu einem Kunstwerk, das erschüttert und rührt wie kaum eins. Und dabei ihre Fähigkeit, die Dinge ureigen zu sehen, sie original wiederzugeben! Sie selbst, von der sie erzählt, ist von ihr so bis in die feinsten Tiefen erkannt; die Menschen um sie her sind bis in die geheimsten Fältchen ihrer Seelen deutlich, die Landschaft strömt einen bezaubernden Reiz aus, die Welt duftet unter ihren Händen, — es ist eine Beseeltheit in diesem Buch, von der man sich willenlos bezwingen läßt. Und sie kann verschweigen; sie beherrscht ihre Leser so, daß sie erraten lassen kann, wie nur ganz große Künstler es vermögen. (Ich erwähnte diesen Umstand vorher bei Coloma.) Und wie rein ihre Welt ist! Es gibt auch häßliche und üble Dinge; aber die lautere Seele lebt an ihnen vorbei. Die Schmutzwellen erreichen sie nicht. An diesem Buch, dieser Dichterin wird es klar, daß die Kunst ein Gnadengeschenk ist. Man erlernt und vervollkommnet sie nicht, oder nur das, was mit dem **Eigentlichen** nichts zu tun hat. Man wird traurig, wenn man bedenkt, daß Tausende von tüchtigen Frauen und Männern sich ihr Leben lang mühen, um ein leidliches Buch zu schreiben, und diesem Mädchen, das so nichts von dem hat, was man Bildung **nennt**, das nichts gelesen als hie und da einen Kalender, das in Not und Krankheit ihre Tage verbringt, — diesem Mädchen fällt das göttliche Geschenk der Dichtkunst in den Schoß!

* * *

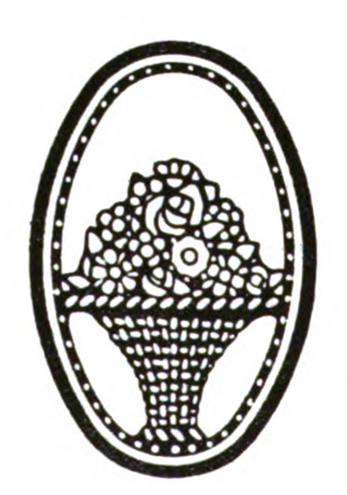
Wenn man ein solches Buch gelesen hat, wie es in Jahrzehnten nur einmal geschrieben wird, muß man sich hüten, nicht ungerecht zu werden. Denn unwillkürlich, z. B. wenn man den neuen Roman ‚**Martin Augustin**' von **M. Scharlau** liest (es könnte aber jeder andere sein), wird man vergleichen und mit seinen zu hoch gespannten Ansprüchen eine gute Saat zertreten. Wenn man dieses Buch als Erscheinung für sich betrachtet, ist es eine mit Wohlwollen zu begrüßende, ehrliche und tapfere Arbeit. Ich hatte Scharlaus erstes Buch ‚Gesa Plitt' bereits freudig begrüßt und fühle mich daher ein wenig interessiert an dem Fortschritt des Autors. Gewiß,

ein Fortschritt ist da. Die Breite des ersten Buches ist geschwunden, eine starke Handlung ist in knappen Strichen wiedergegeben, und fast alle Menschen des Buches tragen die Züge von Lebendigen. Geblieben ist eine wohltuende Kühnheit, gefährliche Stoffe anzupacken, die schon bei ‚Gesa Plitt' überraschte. Diesmal ist es wieder ein Kind aus einer Mischehe, das zugrunde zu gehen droht und durch eigenes schweres Leid den rechten Glauben findet. Und unbekümmert wird hier der verderbliche Einfluß eines leidenschaftlichen und leichtsinnigen Mädchens gezeigt, das den schwerfälligen Martin bestrickt und verläßt. Durch einen Zufall allein erfährt er am Sterbebette eines Kindes, daß dieses Kind sein eigenes ist, das die Mutter, da es ihr eine Last war, in eine Anstalt gegeben hat. Aber auch auszusetzen ist manches an dem Roman, besonders eine leicht kolportagemäßige Art der Schilderung. Es geht einfach nicht, daß man in einem Buch, das ernsthaft ist und bleibt, Sätze zu Hunderten liest wie diese: ‚Wie von einer dämonischen Gewalt gefesselt, hing Martins Blick an der reizenden Gestalt da droben.' ‚Das Licht der rot behangenen Lampe übergoß Lucies Antlitz wie mit einem magischen Schein, der ihre Anmut noch erhöhte.' ‚Da richtete sich Monika empor, geisterhaft bleich, mit funkelnden Blicken.' ‚Wie eine Schlange fuhr Lucie empor. . . Ein höhnisches Lächeln zuckte um ihre Lippen, die trotzig sich wölbten.' Und ähnliche. Das ist geschwollen, verstiegen, das ist — man verzeihe — backfischmäßig. Auch wie einzelne Szenen auf eine billige Rührung hinausgearbeitet werden, verstimmt. Wie Herta, die Braut Augustins, an gebrochenem Herzen stirbt und er die Nachricht gerade in dem Augenblick erhält, als seine kleine Schauspielerin ihm den Laufpaß gibt, das riecht alles zu sehr nach Absicht. Aber, ohne Frage, trotz dieser teilweise recht bösen Fehler ist die Wirkung, die das Buch ausübt, eine erschütternde und befreiende. Und das liegt einzig an der Glut der Darstellung, dem leidenschaftlichen Mitleben des Autors mit seinen Menschen: unersetzliche Vorzüge, Eigenschaften, die wohl einmal sich im Ausdruck vergreifen, die aber, gerade weil sie letzten Endes überzeugen, Scharlau zu den Werdenden stempeln. Und da der Fond da ist, wird es ihm leicht sein, den Stil zu vervollkommnen und die Ausdrucksmittel zu adeln. So wenig sie allein den Dichter machen, so notwendig sind sie ihm.

* * *

Von drei schönen Novellenbüchern zum Schluß einige Worte. Der zarte Lyriker Hugo Salus erzählt unter dem Gesamttitel ‚Schwache Helden' vier saubere und leise Geschichten, von denen die beiden letzten: ‚Der Übersetzer' (besonders diese) und ‚Das wandernde Kreuz' besonders anziehend sind. Alltägliches erzählt er, oder vielmehr er singt sie. Denn alles, was er gibt, hat einen feinen, melodischen Klang, der nicht sehr kräftig, aber von bestrickender Süße ist. Auch in seinen heitereren Arbeiten schwingt immer eine verträumte Schwermut mit, die den empfindungstiefen Lyriker verrät. In der Übersetzernovelle ist sogar ein deutlicher tragikomischer Zug. Auf den Leser wirkt der arme Narr, der sich einbildet, ein großer Dichter zu sein, komisch, während er selbst sein Schicksal als tragisch empfindet, was es schließlich auch ist. Aber die Kunst des Dichters hat auch über dieses Stück einen versöhnenden Schimmer gebreitet, der wie ein warmes spätes Abendrot nach Sturmtagen wirkt. — Herzhafter und zupackender ist Auguste Supper, man möchte sagen: irdischer. Denn wenn Salus Leid und Freude der Menschen mehr zu ahnen als zu empfinden scheint und seine Gestalten immer wie in Flor gehüllt hingehen, so hat die Supper ihre Lust an den Charakteren unter den Menschen, sofern sie anders sind als die übrigen. Sie findet immer Originale, sie weiß seltsame und abenteuerliche Geschichten zu erzählen, und wenn sie einmal auf Laienphilosophen stößt, die eine zugleich gesunde und verschrobene Lebensklugheit haben wie der ‚Heß' in ‚Holunderduft', dann

schlägt ihr Herz höher, und man merkt ordentlich, mit welcher Freude sie erzählt. Was aber an ihr immer entzückt, ist ihre Innerlichkeit, ihr Mitfühlen mit dem Leid und der Freude anderer, und vor allem ihr starkes Naturgefühl. Ja, aus jeder Seite steigt der quellfrische Tannenduft des Schwarzwaldes bezaubernd auf, ihre Gestalten sind von diesem Duft umwittert, sind von ihm gar nicht zu trennen. Solche Bücher erfrischen. — Ganz anderer Art ist Luise Algenstädt, die unter dem Titel ‚Die große Sehnsucht' drei ‚jüdische' Novellen gibt. Sie ist leidenschaftlich, inbrünstig; ihr Antlitz scheint mit brennenden Augen aufwärts gerichtet zu sein. In ihr lebt und quält die heimatlose Seele ihres Volkes. Es gibt nichts Ergreifenderes als diese ‚große Sehnsucht', die sie in der Schlußnovelle des Bandes erzählt, nein, im Tiefsten mitlebt und mitleben läßt. Das zionistische Programm ist auch in der Abgeschiedenheit eines ungarischen Dorfes bekannt geworden. Eine Schar Juden mit Frauen und Kindern und Greisen, mit armseligen Bündeln Hausrats macht sich auf, um nach Palästina, ‚ins gelobte Land', zu ziehen. Den Zug dieser Schar über das unwirtliche Hochgebirge der Karpathen schildert nun die Dichterin. Ein ungeheures Verlangen beschwingt diese kranken und schwachen Menschen, die da, Gebete auf den Lippen, durch die Einöden ziehen. Ihr Ziel ist Palästina. Aber dieses Palästina ist nur ein Symbol. Ihr Ziel ist die Ruhe ihres Volkes nach jahrtausendlangen Irrfahrten, die Heimat, von der ein Fluch sie in Ewigkeit fernzuhalten scheint. Es ist die Sehnsucht des verlorenen Sohnes: ‚Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.' Oder die des Augustinus: ‚Unser Herz ist unruhig, o Herr, bis es ruhet in dir.' Diese letzten Endes allgemein menschliche Sehnsucht an einem mit höchster Stimmungskraft geschaffenen Beispiel gezeigt zu haben, läßt die Dichterin zur Bedeutung emporwachsen; denn schließlich ist der erhebendste Vorwurf der Dichtkunst doch der, die Menschheit in ihrem eingeborenen Heimverlangen überzeugend zu zeigen.



Hochland-Echo

Die neue Kunst und die führenden Schichten

Auf die sozialen Verelendungsgedanken eines Marx und Engels und den ästhetischen Widerwillen eines Ruskin, mit denen es notwendig schien, das gewaltige Anwachsen der Maschinenproduktion zu betrachten, die alles geruhsam Handwerkliche vernichtete, die kleinen, selbständigen Existenzen auffraß und das Volk mit einer Sturzflut von unbestellten, nicht durch das Bedürfnis bedingten Produkten überschüttete, folgt heute ein fast erstaunlicher Optimismus sozialer sowohl als ästhetischer Natur. Die Maschine gilt nicht nur nicht mehr als Zerstörerin von volkswirtschaftlichen und kulturellen Werten, sondern als eine ganz wesentliche Mithelferin zu einem neuen Kunst- und Lebensstil. Gelehrte, Künstler und Großindustrielle stellen sich gleicherweise mit beiden Füßen auf die technischen Grundlagen der Gegenwart und wollen darauf einen Bau errichten, der die Räumigkeit nicht nur mit der bequemen Wohnlichkeit für das soziale Individuum vom Arbeiter bis zum Kapitalisten, sondern auch mit dem künstlerischen Geschmack eines neuen Stils verbinden soll. Das nächstliegende Ziel ist die Qualitätsarbeit und durch sie die ‚Durchgeistigung der deutschen Arbeit'. Im Vorwort zu den Verhandlungsreferaten auf der dritten Jahresversammlung des Deutschen Werkbundes* ist Situation und Ziel wie folgt gezeichnet:

> ‚Wir erleben in unseren Bestrebungen unmittelbar einen Teil des Gesamtprozesses, der für unsere Gegenwartsgeschichte charakteristisch ist: der Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Die Arbeit des modernen, industrialisierten Deutschland ist groß geworden, roh, massenbewegend, ein Problem für die, die sie drückt. Der meßbare Niederschlag der Durchgeistigung der Arbeit ist die Technik: die Kunst, den Maschinen, Mechanismen, Motoren, Tabellen den Teil der Arbeit aufzubürden, der uns auf die Dauer mit Langweile und Unlust erfüllt. Der unmeßbare Wert der Durchgeistigung der Arbeit aber ist die im Stil gebundene, in Schönheit nützliche, aus der Freude am Schaffen entstandene Form des Arbeitsprodukts, das Fühlbarwerden der ewigen Schönheit auch am unscheinbaren und vergänglichen Menschenwerk. Der zum Sprichwort gewordene deutsche Idealismus — ein Wort, das letzten Endes doch mehr die Geisteskraft als die bestimmte Geistesrichtung eines Volkes bezeichnet — steht durch die grandiose Aufgabe der Bewältigung des Arbeitsproblemes in einer wirtschaftlichen Epoche und will sich an ihr bewähren. Es ist allerdings nicht das Verdienst eines Volkes allein oder einzelner Völker, daß die neudeutsche Wirtschaftsepoche mit der großen Anfangszeit der Erschließung, des Fruchtbarwerdens fremder, reich gesegneter Erdteile, mit der immensen zahlenmäßigen Zunahme der gesamten kulturbesitzenden Erdbevölkerung, mit den langen Jahren des europäischen Friedens zusammenfällt, die wie unsere eigene wirtschaftliche Kraft, so auch in ähnlichem Maße die Kraft der Völker hob, mit denen wir im Austausch stehen. Doch hier, auf gleichem Boden mit unseren Nachbarvölkern, sehen wir es kraft unserer eigentümlichen

---

* Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit. Ein Bericht vom Deutschen Werkbund. Mit acht Tafeln. Jena, Eugen Diederichs.

Anlagen als die Aufgabe und die Möglichkeit der Deutschen an, unter den Völkern das technisch vollkommenste zu werden und die Völker zugleich durch die Qualität unseres Arbeitsproduktes mit unserem Wesen zu versöhnen. Die Bedingungen hiezu liegen nicht in der bloßen Vervollkommnung unserer Arbeitsmittel und der Methoden, der Differenzierung der Maschinen und der wirtschaftlichen Organisationen; sie liegen eigentlich in der inneren Einheit und der Lebensfreude der Nation.‘

Die soziale Bedeutung des neuen Stilstrebens mit Hilfe der Qualitätsarbeit hat Hofrat Dr. Adolf Vetter, Direktor des K. K. Gewerbeförderungsamtes in Wien, in seinem inhaltreichen Referat über die staatsbürgerliche Bedeutung der Qualitätsarbeit hervorgehoben, in dem er auch auf die ‚gerade vom deutschen Volk so hoch entwickelte Arbeiterschutzgesetzgebung‘ hinwies, ferner auf ‚die Kartelle und Kollektivverträge aller Art, kurz jene vielfachen Bindungen, die die wirtschaftliche Freiheit nun wieder einzuschränken beginnen‘ und die deshalb ‚mittelbar die Durchsetzung der Qualitätsarbeit herbeiführen‘ helfen. Vetter fragte:

‚Meinen Sie nicht, daß die Staatsverdrossenheit des Proletariers zum guten Teile daher kommt, daß nahezu alle Dinge der Notwendigkeit oder des Vergnügens, die er braucht oder genießt, Schundwaren, d. h. Lügen sind, die an ihm begangen werden? Soll treu bleiben, wer immer betrogen wird? Und meinen Sie nicht, daß die Staatstreue des Bürgers, der auf der Sonnenseite des Lebens wachsen durfte, immer wieder gestützt und genährt wird durch die Selbstverständlichkeit, mit der sich — in der Regel wenigstens — seine Erwartungen beim Gebrauch der Dinge erfüllen?‘

Mit einem ähnlichen warmherzigen Appell hat Admiralitätsrat Professor Dr. Ernst von Halle ein Referat über ‚die Stellung der Kunst in der Volkswirtschaft‘* geschlossen, indem er mehr die prinzipiellen Richtungen hervorhob:

‚Sie können (in der Volkswirtschaft) durch ästhetische Valeurs keine ethischen ersetzen. Sie können nicht das soziale Dasein eines Volkes auf eine ästhetisierende Richtung zuschneiden . . . Doch die Grundlage der ethischen Probleme kann sehr wohl verbreitert werden dahin, daß man eine richtige Würdigung der ästhetischen hineinschließt, daß man sagt: das soziale Problem nur als Magenfrage aufzufassen, ist verkehrt; man muß auch die großen Gesichtspunkte des Klassengefühls, der Klassenrechte, des Klassenbedürfnisses hinzufügen — das ist ohne Zweifel der eine Teil —, aber man wird ohne weiteres auch dazu kommen, weiter zu sagen: die große Aufgabe unserer Zukunft liegt darin, in diese ethischen Erwägungen hinein die ästhetischen mitzuverknüpfen, zu sagen: ein Teil der Lösung unserer großen sozialen Probleme ist neben der Förderung sittlicher, der Stärkung volkswirtschaftlicher Kräfte die Förderung der ästhetischen Verständnisse, des ästhetischen Empfindens, der Freude an der Schönheit und der Kunst, die allein imstande sind, das Dasein der aufstrebenden Klassen harmonisch auszugestalten. Und wenn sie als Volkswirte die Grundlage dazu schaffen, daß der Wohlstand des Landes so stark wächst, daß man einen großen Teil der Bevölkerung beschäftigen kann mit künstlerischen oder künstlerisch durchdrängten Atomen, daß man erhebliche Mittel

* Siehe Sonderheft ‚Kunst und Volkswirtschaft‘ der ‚Volkswirtschaftlichen Blätter‘, IX. Jahrgang, Nr. 15/16, das außerdem eine größere Reihe einschlägiger Artikel enthält. — Bei dieser Gelegenheit sei auf die systematische Untersuchung von Paul Drey verwiesen ‚Die wirtschaftlichen Grundlagen der Malkunst, Versuche einer Kunstökonomie‘. Stuttgart, Cotta.

aufwenden kann für künstlerische Zwecke, so dienen sie nicht nur einem ästhetischen, sondern auch einem ethischen Zweck und vor allen Dingen den volkswirtschaftlichen Aufgaben der Zukunft.'

Wer ist aber nun der Hauptanreger und Förderer der neuen künstlerischen Lebensform? Welche Volksschichten sind die Träger der neuen Kunstgedanken und suchen den neuen Stil auf ihre speziellen Bedürfnisse zuzuschneiden? Eine Antwort liegt schon in den Abbildungen in dem Werkbundberichte. Da ist ein Hof und ein Treppenhaus aus der zweiten Ton- und Zementindustrieausstellung zu Berlin, sodann die Turbinenfabrik der A. E. G. zu Berlin, alle diese Räume von Peter Behrens, ferner der Fabrikhof der Deutschen Werkstätten in Hellerau von Richard Riemerschmid, das Fabrikgebäude der Kaffee-Handels-Aktien-Gesellschaft in Bremen von H. Wagner, Pförtnerhaus und Brunnen des neuen Schlacht- und Viehhofs in Dresden von H. Erlwein und G. Wrba, das Wasserwerk Hosterwitz von H. Erlwein, die Ansicht eines Maschinensaals von Henry van de Velde. Das sind alles nichts weniger als Repräsentationsräume oder gar Kirchen. Das ist alles Kunst für den Zweck, Stilformen, in denen sich das allertätigste wirtschaftliche Leben abspielt. Es ist eine Kunst der wirtschaftlich führenden Schichten, der Techniker und Industriellen, verbunden mit Zweckkünstlern, und eine künstlerische Einkleidung der Arbeit der wirtschaftlich stürmischsten Volksmassen, der Arbeiter. Das sind die Schichten, die sich zunächst an der neuen Kunst, Geist und Form beeinflussend, beteiligen. Die alten kunstgebrauchenden Stände erscheinen ausgeschaltet. Vetter weist auf die Wandlung hin:

,Jene nationalen und sozialen Menschenkreise, die sich ihre Eigenart seit längerer Zeit erhalten oder sie nur wenig verändert haben, besitzen entweder noch ihren eigenen Stil oder haben es leichter, ihn zu finden oder wiederzufinden und weiterzubilden; so der bäuerliche, der aristokratische, der kirchliche Kulturkreis. Jene Schichten aber, deren Lebensbedingungen durch die neue Zeit stärker verändert oder ganz umgeschaffen wurden, haben es viel schwerer, aber auch um so nötiger, einen ihnen eigenen Stil zu finden, so fast alle Schichten des Bürgertums und die neu entstandene große Schicht der industriellen Arbeiterschaft. Wenn diese Schichten ihre Art ehrlich ausdrücken wollen, so können sie nur zum geringsten Teile an ältere Stile anknüpfen. Ihr Leben hat sich so sehr verändert, und von der Überlieferung her erwachsen ihnen nur so wenig Hilfen, daß auch der Ausdruck ihres Wesens ein neuartiger sein muß. Was können sie besseres tun, als auf die Grundlagen alles Schaffens, auf das Vernünftige und Zweckmäßige aufbauen.'

In der Tat, die Künste der alten, in der Geschichte Deutschlands führenden Schichten, die kirchliche Kunst, die Ritterkunst, die Handwerkerkunst, die Hofkunst, sind ganz in den Hintergrund getreten, denn, wie von Halle sagt:

,Diejenige Schicht, welche ökonomisch-politisch im Vordergrunde steht, ist auch diejenige, welche für die Kunst maßgeblich ist, und die wiederum die Kunst zu ihrer eigenen Verherrlichung heranzieht, und ... die Technik hängt eng zusammen mit der gesamten wirtschaftlich-sozialen Entwicklung.'

Schon vorher stellt er die These auf:

,Das künstlerische Leben ist in einer ständigen Wechselwirkung, wie mit dem gesamten kulturellen Leben des Volkes, so vor allen Dingen auch mit dem Wirtschaftsleben. Sie finden in jeder Periode der Geschichte so, wie sie einen besonderen

politisch-sozialen Stempel trägt, wie sie einen besonderen wirtschaftlichen Stempel trägt, auch einen besonderen künstlerischen Stempel, der sich mit dem sozialen und wirtschaftlichen Gepräge in enger Beziehung befindet.'

Von Halle führt das historisch näher aus und kommt dann zu dem Ende, daß jetzt ‚als naturgemäßer Gang der Entwicklung zunächst bourgeoise Kunst und dann eine soziale Arbeiterkunst' vorgezeichnet wäre, die beide in der Maschinenkunst ihre besondere Form haben. Doch unterläßt er mit Recht, hier schlüssig zu werden, denn die einseitige Maschinenkunst kann nicht für die Zukunft des Volksganzen eine künstlerische Formel abgeben.

Man begreift die Freude an den neuen stilistischen Möglichkeiten der erfolgreichen Technik und muß sich beglückwünschen, daß die rohe Arbeit auf diese Weise eine Veredelung erfährt. Man muß es auch freudig begrüßen, daß die von England ausgegangene kunstgewerbliche Bewegung in Deutschland nun so kräftig und selbständig weitergefördert wird und nationale Ehren erntet wie auf der Brüsseler Weltausstellung. Andererseits darf man aber nicht vergessen, daß mit diesen neuen Anschauungen, insbesondere mit dem Prinzip der richtigen stilistischen Einheit von Zweck, Material und Konstruktion, so gute Dienste es zur Verdrängung des schwindelhaften Surrogatwesens leistet, nur Fundamente gelegt werden. Der Anglizismus hat seine Grenzen. Meier-Graefe bemerkt einmal:

‚Zuweilen meint man, Englands Schicksal über uns zu sehen. Der neue Kurs steuert mit vollen Segeln auf die gespickte Wüste zu. Auch uns bedroht jener gefräßige Enthusiasmus, der nicht an Illusionen glaubt und Künste wie Kolonien gründet, der alles anfaßt, ohne es zu erfassen.'

Eine gewisse Gefahr der Industrialisierung der Kunst ist sicher vorhanden. Auch von Halle setzt die Notwendigkeit der Idealkunst für ein Gedeihen der gewerbekünstlerischen oder industriekünstlerischen Produktion als selbstverständlich voraus. Eine auf industrieller Basis ruhende Kunst bleibt eben doch nur gleichförmige Zivilisation.

Und hier bleibt also den wirtschaftlich weniger führenden Schichten, dem Adel, dem Kirchentum, den geistig tätigen Mittelschichten noch Aufgabe genug, noch eine ganz wesentliche und innerliche Aufgabe. Denn wichtiger als die Erwerbsschichtenkunst ist die Kunst der konsumierenden Gebrauchs- und in feinerem Sinne Genußschichten. Im uninteressierten, oder besser, geistiger interessierten Genuß findet die hohe Kunst die selbstlosere Pflege, die die Kunst überhaupt bedarf. Allerdings gedeiht tatsächlich auch die hohe Kunst materiell und geistig gerade in Industriegegenden gut und hat ihre Gönner unter den wirtschaftlich Fortschrittlichen und Führenden. Auch sie knüpft sich sehr eng an den technisch-kulturellen Fortschritt und läßt sich von seinem Geiste tränken. Um so notwendiger ist es für die Gebrauchsschichten in ihrem eigenen Interesse, daß sie mit den Erwerbsschichten in lebhaftem Austausch bleiben, um ihren Einfluß auf die Kunst allseitig zu wahren. Insbesondere ist es auch für die Vertreter des kirchlichen Kulturkreises, zumal wenn dieser allumfassend sein und bleiben soll, nötig, den realen Kräften der Zeit geistig verbunden zu bleiben.

W.

Rundschau

Zeitgeschichte

Des Prinzregenten 90. Geburtstagsfeier.

‚Sieh! ein Waldgebüsch bewegt sich
Nach der Stadt hin‘

und kleidet und kränzt sie vom Sockel bis zum First und hoch hinan zu der Türme Spitze in frisches Grün. Goldene Früchte leuchten aus Wipfeln und Gewinden, goldene Schleifen knüpfen mit flatternden Bändern die Festons, weißblaue Fahnen und Wimpel wogen, vom Märzwind bewegt, auf Straßen und Plätzen hellprangend im Sonnenglanz. Zur 90. Geburtstagsfeier des Prinzregenten Luitpold hat Bayerns Hauptstadt sich festfreudig herausgeputzt und

‚diese Welt von Zweigen,
Blumen, Bändern, Alten, Jungen,
dieser Kreis von frohen Blicken‘

hat ihm zuliebe sich aufgetan. Ist's doch, als wäre im Beginn wie Verlauf Goethes lebenatmendes Bild einer dankbar beglückten Volksfeier auf das seltene Jubelfest gemünzt, das München, die Gefühle des ganzen Landes gleichsam zum Strauß zusammenfassend, in den Tagen vom 8. bis 12. März 1911 dem Regenten weihte.

Sein schlicht bescheidener Sinn war allem Prunk ausgewichen und hatte, was Kostbares ihm vermeint gewesen, einer mildtätigen Landesstiftung zugewendet. Darum ward der Festschmuck einzig der Natur entnommen, vom Forst geholt, als trauter Gruß für den königlichen Waidmann, und ganz und gar natürlich: treuinnigem Herzen entsprossen war auch die Stimmung, die, wie stets in großen Stunden, die Standesunterschiede überflutend, einmütig alle erfüllte.

Von der Akademie der Wissenschaften, der Künste, den Hochschulen bis zu den Sparvereinen und Kleinkinderanstalten nicht eine Gemeinsamkeit, die sich's versagt hätte, das Fest des Prinzregenten zu ihrem eigenen zu machen und ihn auf ihre Weise besonders zu ehren und zu feiern. Die Presse begnügte sich nicht mit dem Widerhall dieses vielstimmigen festlichen Chorus, der sich durch ihre Spalten wochenlang hinzog, sondern widmete Extraausgaben, die von warmer, redlicher Verehrung zeugten. Das Schrifttum zeitigte manch gehaltreichen, historisch-biographischen Beitrag, als bedeutsamsten die Sammlung von Widmungen aller Herrscher, den Papst, Kaiser Wilhelm und Kaiser Franz Joseph an der Spitze, hervorragender Staatsmänner und Notabilitäten verschiedenster Kreise, unter dem Titel ‚In Treue fest‘ durch einen von Hofrat Reidelbach geschriebenen Lebensabriß des Prinzregenten vervollständigt.

Das gesamte öffentliche Leben kristallisierte sich in diesen Tagen um das allgemeine Interesse an dem Regenten und seinem 90. Geburtstag. Sein Bild war in jedem Herzen, in allen Händen. Die bayerischen Münzen zeigten es zum erstenmal anläßlich dieses Jubiläums, das in das Jahr seiner 25jährigen für Bayerns Wohlfahrt und Entwicklung so ersprießlichen Regentschaft fällt. Auch die Briefmarken ziert von nun an sein Bildnis, von Fritz Aug. v. Kaulbach lebenstreu entworfen, und zwar für die seltener benützten des Tarifs von 1—3 Mark in Jägertracht.

Mit der Galavorstellung im kgl. Hof- und Nationaltheater setzten am Abend des 8. März die offiziellen Festlichkeiten ein. Auch hier war das Leitmotiv des Festschmucks der Stadt grün und gold wie im Äußeren des Theaters, so im Innern aufgenommen. Goldfrüchtige, grüne Prachtgehänge, die von der mächtigen Königskrone gleichen Geflechts an der Decke abzweigten, wölbten sich in schöngeschwungenen Bogenlinien über die weite, rings von Uniformen, Ordensbändern mit Sternen und Kreuzen, von lichten Toiletten, vielfarbigem Edelsteingeschmeide und Diamanten schim-

mernde Rotunde. Balkon, galerie noble und erster Rang haben die höchsten Würdenträger des Staates, das diplomatische Corps, die Fürstlichkeiten und die Aristokratie inne, im Parket die dunkleren Uniformen der Beamtenschaft, die schwarzen Fräcke der Landesdeputationen. Eine der vorderen Reihe bildet eine bayerische Ruhmesgalerie sui generis. Lauter Charakterköpfe nebeneinander, und auch hier zeigt man sich mit Stolz Defregger, Gabriel von Seidl, Oberländer, Stuck, Hauberisser, Thiersch, Habermann und wie sie sonst heißen, die Pfeiler Münchener Kunst. In den Seitenlogen hat der vollzählig anwesende Hof Platz genommen, und in der großen, durch goldgeflammte Purpurdraperien gekennzeichneten Mittelloge erscheint in großer Uniform der Prinzregent, Frau Prinzessin Ludwig am Arm, die ein Kleid in den Landesfarben zu einem an Kostbarkeit der Fassung und Juwelen unschätzbaren Schmuck trägt. Inmitten seiner nächsten Familie tritt der neunzigjährige Regent an die Logenbrüstung. Jubelnde Hochrufe brausen ihm zu, und stehend, Gefühl und Blick ihm zugewendet, verharren die Anwesenden, bis die Regentenhymne verklungen ist. Der goldgestickte, rotseidene Vorhang teilt sich, und sonnbeschienen auf goldenumkränztem Altar steht inmitten einer Säulenhalle die Büste des Gefeierten. Pallas Athene, behelmt und gewappnet (Frau v. Hagen) spricht Martin Greifs tiefempfundenes Weihgedicht zum Preis des pflichtdurchdrungenen, väterlich Waltenden, der

‚nur sinnt, sein Volk zu beglücken‘.

Als sie mit Goldlorbeer die Regentenbüste gekrönt, ruft sie dem Allgeliebten Heil zu, und aus voller Brust stimmt das ganze Haus ein. Sichtlich freudig bewegt dankt mit freundlichem Winken der fürstliche Greis. Mit lebhaftem Anteil folgt er dem nun unter Franz Fischers schwungvoller Leitung aufgeführten Meistersingerfestspiel.

Zur Landeshuldigung versammelten sich mit den Ministern, den Chefs der standesherrlichen Häuser, den Präsidenten beider Kammern, den Bürgermeistern der Stadt- und Landgemeinden aus allen Gauen Bayerns Vertreter der verschiedenen Berufsstände am Vormittag des 9. März im Thronsaal der Residenz. Im Halbkreis standen zu beiden Seiten des Thrones, rechts die Prinzessinnen, links die Prinzen, in der Mitte aufrecht während der ganzen fast einstündigen Dauer des feierlichen Aktes der Regent. Als Wortführer würdigte Fürst Löwenstein, der Präsident der Reichsratskammer, die Verdienste des Regenten um das Gedeihen des Landes, sein Pflichtgefühl, seine Lebenskunst und gab dem Dank und der Freude Ausdruck, die an ‚diesem Familienfest des ganzen Bayernvolkes‘ uns beseelen. Mit kräftiger Stimme dankte der Regent für die dem angestammten Königshaus erwiesene Anhänglichkeit und pries die ‚allgütige Fügung, die seine Regierung mit einer Zeit friedlicher innerer Entwicklung Bayerns, wie sie die Geschichte früher kaum gekannt hat, zusammenfallen ließ.‘ Zum Schlusse segnete der fürstliche Patriarch mit vor Rührung bebendem sehnlichen Wunsche für die Eintracht und das Glück Bayerns sein Volk und Land. Und jeder im Saale spürte das Fluidum eines historischen Moments von seltener Weihe.

Noch am Nachmittage desselben Tages präsidierte der Prinzregent mit erstaunlicher Frische der Galatafel, die im Festsaale der Residenz für die Mitglieder der Landeshuldigung und andere Ehrengäste mit allem im wittelsbachischen Hause traditionellen kunstgeadelten Prunk gedeckt war.

Die Festpause des nächsten Tages nützte der Regent zum allwöchentlich gewohnten Dampfbad und zur Besichtigung der auf manch abgelegen ärmliches Vorstadthäuslein sich erstreckenden Festdekoration, wobei der herzliche Kontakt zwischen Fürst und Volk auf Schritt und Tritt deutlich zum Vorschein kam. Durchaus volkstümlich gestaltete sich am Abend des 11. März im Rahmen des militärischen Zapfenstreiches und der Serenade die Huldigung der Schulkinder, die, an prächtig illuminierten zehn Plätzen in verschiedenen Stadtteilen mit Lampions, die rotleuchtenden Tulpen gleich auf hohen Stangen über den Häuptern der Menge schwebten, gezogen kamen, und an-

dächtig in helltönigem Chor ‚Gott mit dir, du Land der Bayern‘ sangen, nachdem ein Vertreter der Stadt die vaterländische Bedeutung der Feier bündig erläutert hatte. Auf dem Max Josephplatze, wo aller Glanz und Klang des abendlichen Festes am herrlichsten sich offenbarte, wohnte ihm der Regent mit dem ganzen Hofe vom Mittelfenster der Residenz an und dankte der Ansprache des Oberbürgermeisters.

Der Geburtstagsmorgen selbst brachte dem Regenten während des Familienfrühstücks die Überraschung einer spontanen Künstlerhuldigung. Ohne Unterschied der Partei hatten elf Gruppen der Münchner Künstlerschaft sich zusammengetan, ihren Dank darzubringen für einen Pensionsfonds von 100 000 M., den der Regent zartfühlig als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit für die Bayern zum Vorzug und Vorteil gereichenden Leistungen der Künstler soeben gespendet hatte. Etwa fünfhundert ‚seiner‘ Künstler, hochbetagte Meister wie Defregger, und nicht minder junge Akademiker, standen im Residenzhofe, Kränze in den Händen oder standartengleich auf hohen Stangen tragend, und aus ihrer Mitte schallte, vom Künstlersängerverein gesungen, ein Hymnus, den Joseph von Schmädel gedichtet, empor zu den Fenstern des Regenten. Indes er ihnen Dank zuwinkte, waren die Kinder der Künstlerschaft, weißgekleidet, Enzian ums Haupt, ‚bekränzt und bekränzend‘, volle Rosengirlanden auf den Armen — hinaufgestiegen zu den Gemächern des Prinzregenten, mit ihnen die Trägerinnen eines mit üppigem Rosenflor überschütteten Riesenkorbes, Marion Lenbach, Emilie Hengeler, Iphigenie Gysis und Mary Stuck. Ihrer aller liebliche Herolde aber, die kleine Hilde Kaulbach und ihre zwei anmutigen Gefährtinnen, Hedda Kaulbach und Yella Lenbach, ein Kissen in den Händchen mit der von Prof. Hengeler, dem Urheber der ganzen sinnigen Ovation, gemalten Widmungsurkunde, die in einer aus blauen Enzianen gewundenen Königskrone spielend die Genien der Malerei, Architektur und Bildhauerei zeigt. Singend nahen sich die Kinder dem Regenten, und während er die Urkunde entgegennimmt, schlingen sie mit ihren Rosengewinden einen Kreis um ihn. Erzherzogin Adelgunde, seine 88jährige Lieblingsschwester, beugt sich, wie er von der holden Überraschung erfreut, mit ihm zu den Kindern, indes die Korbträgerinnen ihre duftige Blumenfülle sachte niederstellen und sich zurückziehen vor dem wundersam rührenden Bilde, um das die Morgensonne, die breit durch die Scheiben der Palastfenster flutet, ihren Nimbus webt. Die rein menschliche, persönlich freundschaftliche Beziehung zwischen dem Regenten und der Künstlerschaft hätte nicht schöneren, reineren Ausdruck gewinnen können, beiden zur Freud und Ehr.

Die Parade, an der der zehnjährige Urenkel des Regenten, der bei dem heutigen feierlichen Anlaß zum Leutnant im I. Feldartillerie-Regiment ernannte zukünftige Thronfolger Bayerns, Prinz Luitpold, erstmals teilnahm, wurde von Prinz Ludwig abgehalten. Ihm war auch die Vertretung des Regenten bei der Enthüllung des Denkmals Otto von Wittelsbach übertragen, das Akademiedirektor Ferdinand von Miller im Auftrag eines ungenannten Stifters zu einem der kraft- und charaktervollsten Werke der Monumentalplastik nicht nur Münchens, sondern der Gegenwart gestaltet hat. Energisch und einfach gliedern sich das stämmige Roß und der kühne, mit gestrafftem Zügel fest im Sattel sitzende Reiter zu einer in ihrer absoluten Schlichtheit mächtig wirkenden einheitlichen Gruppe. Hoch hält der Retter Kaiser Rothbarts aus der durch den lombardischen Feind abgesperrten Veroneser Klause das von ihm betreute Reichsbanner. Der Regent hat das ihm zum 90. Geburtstag gewidmete Standbild des Gründers der wittelsbachischen Dynastie in Bayern der Armee zum Geschenk gemacht und demgemäß vor dem Armeemuseum aufstellen lassen, wo es in Gegenwart des Hofes, der Diplomatie, der Generalität und Deputationen aller Waffen feierlich dem Heer zu Eigen und Obhut gegeben ward als ein Wahrzeichen und Ansporn bayerischen Heldenmuts.

Aber nicht nur dies eherne Standbild

wird das Gedächtnis der 90. Geburtstagsfeier des Prinzregenten Luitpold im Volke erhalten. Die treue Anhänglichkeit und Liebe des ganzen Bayernreichs pflanzt es lebendig den späteren Geschlechtern ein, kraft der $1^1/_2$ Millionen betragenden, vom Regenten großmütig und weitblickend zum großen Teile für die Jugendfürsorge bestimmten Landessammlung. Die andere Hälfte kommt tuberkulösen Kindern und den Kriegsveteranen zu gute, für die der Regent aus eigenen Mitteln über 100 000 Mark gestiftet hat. Der 90. Geburtstag des Prinzregenten, zu dem der Kaiser durch Widmung seines Ölbildes in bayerischer Uniform mit dem Hubertusorden sowie sämtliche Landesfürsten und viele auswärtige Herrscher, der $2^3/_4$ Millionen Veteranen einschließende Kyffhäuserbund der deutschen Landeskriegerverbände, die Stadt und Künstlerschaft Berlin und die freie Hansastadt Lübeck, sowie der Kaiser von Österreich und die Wiener Künstlerschaft ihren Anteil glückwünschend bezeugten, ist nicht nur ein momentaner Freudenanlaß, sondern ein weithin reichender Segensborn. Ihm aber, Luitpold dem Gütigen, gelte zum 12. März 1911 der Dank, mit dem seinen Ahn Kaiser Ludwig von Bayern nach dem 20. März 1212 Herr Walther von der Vogelweide gegrüßet:

„Könnt ich, was Jemand Gutes kann,
„Das theilt' ich mit dem werthen Mann,
„Durch den ich solchen Preis gewann;
„Gott mög' auch seinen mehren.
„Ihm fließe Segens Überfluß,
„Kein Wild vermeide seinen Schuß,
„Seines Hundes Lauf, seines Hornes Gruß,
„Erhall ihm und erschall ihm stets nach Ehren."
Deß walte Gott für und für!

Alex Braun.

Religionsgeschichte

Krogh-Tonning. ‚Mit dem gestern verstorbenen Dr. Krogh Tonning ist einer der hervorragendsten Theologen Skandinaviens fortgegangen.' So beginnt die größte Zeitung Dänemarks, die ‚Berlingske Tidende', die Mitteilung vom Tode des bekannten Konvertiten.

Auch die norwegischen Blätter sprechen von ihm mit einer Achtung, die in gleichem Maße die Presse wie den Toten ehrt. Denn alle rühmen an ihm, daß er geradezu eine Säule der lutherischen Kirche gewesen war und bis zuletzt derselbe große Denker und liebenswürdige Mensch geblieben ist.

Diesem Lobe von protestantischer Seite haben wir eigentlich gar nichts hinzuzufügen — d. h. an allgemeinen Lobsprüchen, denn an interessanten Einzelheiten aus dem reichen Leben dieses ungewöhnlichen Mannes wäre vieles zu schreiben.

Er selber hat ja in seinen Erinnerungen ausführlich den Gang seiner geistigen Entwicklung beschrieben. Er sagt auch einmal: ‚Das Herz hat seine Gründe, von denen der Verstand nichts weiß.' Damit ist durchaus nicht gemeint, daß es nicht langsame klare Verstandeserkenntnis gewesen wäre, die ihn zur katholischen Kirche führte! Nein, Krogh-Tonning hat wohl in ganz seltenem Maße die ihm zustehende Forschungsfreiheit gebraucht. Aber richtig ist es doch, daß nicht der Verstand allein, sondern der g a n z e Mensch ergriffen werden soll, wenn eine wirkliche Tat zu vollbringen ist.

Eigentlich war Krogh-Tonning durchaus nicht der Mann der Tat in des Wortes vollstem Sinn, wenigstens nicht von Natur aus. Er war der stille Forscher, der Theoretiker. Obendrein hing er mit ganzer Liebe und größter Zähigkeit an der lutherischen Staatskirche. Das muß man sich vor Augen halten, will man die volle Größe seiner Konversion verstehen.

Schritt vor Schritt kam er der katholischen Kirche näher, aber solange sein Verstand noch die kleinste Stelle in der lutherischen Glaubensgrundlage erspähen konnte, wo er sich zu halten hoffte, solange gab er nicht nach.

So hatte er schon vor vielen Jahren erkannt, daß die Lehre von der ‚Klarheit der Heil. Schrift' als Fundament, und zwar e i n z i g e s Fundament des alleinseligmachenden Luthertums ganz unlogisch

war. Die heutigen Protestanten stehen ja lange nicht mehr auf dem ursprünglichen lutherischen Standpunkt und sehen mehr oder weniger skeptisch auf die Bezeichnung: ‚einzig richtige' Konfession herab. Und mit Grund! Denn es herrscht ja ein solcher Wirrwarr im Protestantismus, daß gar kein Halt mehr zu entdecken ist. Das war aber doch anders in früheren Zeiten, und theoretisch ist auch jetzt für den konsequenten Lutheraner die Bibel der ‚Interpres sui', der ‚klare' Führer zum speziell lutherischen Dogmenbau.

Krogh-Tonning mußte selber lachen, als der Theologieprofessor, der diese ‚perspicuitas' der Hl. Schrift vortrug, später sich in der Exegesestunde wie ein Schlangenmensch durch die schwierigsten Stellen hindurchwand und sich die kühnsten Hypothesen leistete, um seinen Zuhörern nicht nur die eine oder andere Stelle, sondern auch große Teile, ja ganze Bücher der Hl. Schrift — ‚verständlich' zu machen. Aber katholisch machte ihn das noch lange nicht. Er mußte erst den Begriff ‚Kirche' recht klar in seinen Konsequenzen erfassen und einsehen lernen, daß man sehr wohl über römische Päpste und Konzilsdekrete spotten kann, daß aber der Inhalt des überlieferten Glaubens nur auf diese Weise in der ganzen Fülle bewahrt werden kann.

Mehr und mehr gingen ihm darüber die Augen auf. Er sagte sich — was ja vor ihm Manning und Newman getan, — daß sich schlechterdings überhaupt keine wirkliche christliche Autorität neben der alten katholischen aufbauen läßt. Es ist wie mit dem schiefen Turm von Pisa — wollte man ihn weiter ausbauen, käme er sicherlich zu Falle, denn es rächt sich schließlich doch, wenn man nicht geradlinig weiterbaut.

Sehr bezeichnend für das langsame, konsequente Vorangehen Krogh-Tonnings ist folgende Episode.

Er hatte als guter Lutheraner die Bilder Luthers und Melanchthons in seinem Arbeitszimmer hängen. Schon lange hatte er nun einen gewissen Widerwillen gegen den gewaltsamen ‚Reformator' gehabt. Aber er konnte sich noch nicht von den Bildern trennen. Da wurde er auf Luthers Predigten vom ehelichen Leben aufmerksam und, als er den Skandal mit der hessischen Doppelehe näher kennen lernte, nahm er feierlich Luthers Bild von der Wand. Aber Philipp Melanchthons Bild sollte hängen bleiben. Es hing auch da eine kurze Zeit, bis Dr. Krogh-Tonning gelesen, welchen Anteil der schwache Melanchthon an Luthers Vorgehen und zumal in der erwähnten Angelegenheit gehabt hatte — und so wurde auch dieses Bild herabgenommen! —

Nebenbei veröffentlichte Krogh-Tonning mit Unterstützung der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Christiania eine Reihe von Arbeiten, die immer deutlicher erkennen ließen, daß er das Luthertum logisch nicht mehr verteidigen konnte. Seine letzte Arbeit über den kirchlichen Auflösungsprozeß war die letzte Etappe. Diese Arbeit konnte von keinem lutherischen Theologen als unrichtig nachgewiesen werden — die einzige Möglichkeit, diesen großen Denker für die Staatskirche zu bewahren. Aber er war allen zu gelehrt. Keiner wagte, dem Verfasser der mehrbändigen lutherischen ‚Dogmatik' entgegenzutreten.

Da — gerade als er auf der Höhe seines Ansehens stand und die besten Aussichten auf die höchste Stellung in der Staatskirche hatte — gab er alles auf und wählte die Unruhe, die Armut einer ungewissen Existenz statt dessen.

Denn Krogh-Tonning war nicht nur ein Gelehrter, er war ein Mann der Wahrheit, ein so geradliniger Charakter, daß er lieber die größten Opfer bringen wollte, als auch nur einen Zoll breit von seiner Überzeugung weichen.

Seine Verabschiedung — in Norwegen haben Beamte kein Recht auf Pension — machte ungeheueres Aufsehen. Zwar bekam er vom Storthing ein jährlich zu erbittendes ‚Wartegeld' bewilligt, aber es war doch ein — vom irdischen Standpunkt — fürchterlicher Situationswechsel.

Dr. Krogh-Tonning wurde dann am

13. Juni 1900 in die katholische Kirche aufgenommen. Dies geschah in Aarhus in Dänemark, wo der stille Gelehrte gerne weilte. Es muß hier zur Ehre Björnstjerne Björnsons gesagt werden, daß er öffentlich zugunsten Krogh-Tonnings auftrat und den Mann, um den sich fast eine Literatur zu entspinnen drohte, mit kräftigen Worten verteidigte. Krogh-Tonning lebte von nun ab still in einer bescheidenen Wohnung in Christiania, wenn er nicht seine dänischen und deutschen Freunde besuchte.

Gute Freunde hatte er Gott sei Dank in reicher Zahl, zumal in Deutschland. Auf seinen Besuchen in Ems, Cöln, Düsseldorf war er mit manchen hervorragenden Priestern des Welt- und Ordensklerus befreundet geworden. Gern zog es ihn auch in die holländische Heide, wo er beim Pfarrer von Asperden bei Goch oder bei den Jesuiten im stillen Blijenbeck wohnte. Der dortige Rektor P. Thill sowie der bekannte P. Tillmann Pesch waren interessierte Zeugen seines Wahrheitssuchens. Aber auch die Dominikaner und Benediktiner lernte er kennen, als er noch der angesehene städtische Seelsorger in Christiania war. Er wollte eben das, was heutzutage so sehr — wenigstens in Worten — gerühmt wird: selbständiges Forschen. Darum beugte er sich vor der Wahrheit, wo er sie fand, ob sie unbequem war oder nicht.

Ja, sein Leben gibt zu denken. Wenn man einmal all das Reden von ‚Persönlichkeit', von ‚Mannesmut' und ‚Selbstzucht' heutzutage auf die Wage legen könnte — es würde billige Ware sein. Denn was diese Worte, die jetzt manchmal nur Wörter zu sein scheinen, wirklich besagen, ist etwas so Kostbares und Hohes, daß bei den menschlichen Verhältnissen, wie sie nun einmal sind, sehr viel und sehr lange daran gearbeitet werden muß.

Dr. Krogh-Tonning war wirklich eine solche Persönlichkeit. Er war durch Arbeit und Leiden, durch Demut und Liebe eine große, starke, christliche Persönlichkeit geworden. Er tat das, was wir anderen nur sagen, lesen und bewundern: um Christi willen Haus und Hof verlassen und die Güter dieser Erde für nichts ansehen im Vergleich mit den ewigen . . .

Wie manchmal ging ich mit ihm durch die Straßen Christianias und lauschte seinen liebenswürdigen, vorsichtigen Worten! Jetzt ist er dahingeschwunden, aber die Bedeutung seines Lebens, seines Studierens und seiner Opfer ist darum nicht geschwunden. Nach Jahren wird die Erzählung davon manchem suchenden Geiste noch Trost und Orientierung geben.

F. F. Maurer.

Literatur

Antonio Fogazzaro ist am 8. März

in dem Spital von Vicenza, woselbst er sich einer Operation unterzogen hatte, gestorben. Der öffentliche Meinungsstreit über seinen neuen Roman ‚Leila', der im November 1910 die Presse verließ, schien noch nicht beendigt, als die erste Kunde von seiner Erkrankung durch die Blätter ging. Wer den trotz seiner 69 Jahre noch sehr rüstigen, geistig regsamen Dichter kannte, war weit entfernt, Schlimmes zu ahnen. Anders Fogazzaro selbst. Die Ereignisse der letzten Jahre waren an seinem feinen Künstlergemüt nicht spurlos vorübergegangen. Zwar hatten sie ihn in keiner Weise zu verbittern, noch die Tiefen seines religiösen Friedens zu stören vermocht, aber die frohe Zuversicht, noch einen Teil der Früchte seiner Lebensarbeit selber zu ernten oder die ausgestreute Saat wenigstens sprossen zu sehen, war gelähmt, und was dies für einen alternden Dichter von der Gemütsanlage eines Fogazzaro auch in psychischer Hinsicht bedeutet, werden alle diejenigen verstehen, die ebensosehr aus dem fröhlichen Glauben an ihre geistige Mission leben als aus der Energie ihrer körperlichen Anlage. Wenn ich von den Ereignissen spreche, die diese Wirkung hervorzubringen geeignet waren, denke ich nicht in erster Linie etwa an die Verurteilung des ‚Santo'. Mag sie auch der Ausgangspunkt für das Weitere geworden sein, so hat man noch keinen Grund, an der bloßen Tatsache der Verurteilung etwas Tragisches zu sehen. Sowohl für einen Autor, der

gläubiger Katholik ist, als auch für die Welt seiner kirchlich gesinnten Leser wäre sogar ein Gefühl der Dankbarkeit das Nächstliegende und Natürliche; denn durch diese Mißbilligung wird ebensosehr seine persönliche wie die allgemeine Aufmerksamkeit vielleicht auf Wirkungen gelenkt, die er selbst nie so beabsichtigt hatte, und die zu vermeiden für ihn daher schlechthin eine Gewissensangelegenheit ist. In seinen besten Stunden hat Fogazzaro die Sache zweifellos auch so aufgefaßt. Das geht deutlich aus Briefen hervor, die er nach der Indizierung des ‚Santo' an den Herausgeber dieser Zeitschrift schrieb, und öffentlich hat er es dokumentiert durch bedeutsame Stellen seines letzten Romans, auf den wir zu sprechen kommen werden, sobald er für deutsche Leser allgemein zugänglich ist. Was jedoch angesichts einer kirchlichen Zensur in einer christlichen societas perfecta das Natürliche und Nächstliegende wäre, wird zum Schwierigsten und fast nicht mehr Natürlichen durch die unglücklichen Umstände, wie noch stets ein solcher Urteilsspruch der kirchlichen Behörde tatsächlich gewirkt hat. Wir brauchen nicht zu betonen, daß dies nicht in der Natur der Sache liegt, ja daß es gegen die ursprüngliche Absicht der kirchlichen Gesetzgebung ist. Wer auch nur einen flüchtigen Blick in die Instruktionen des Papstes Benedikt XIV. wirft, wird die starke Empfindung davontragen, daß es, zumal heute, in der kirchlichen Öffentlichkeit in dieser Beziehung nicht mit rechten Dingen zugeht. Denn so, wie heutzutage eine kirchliche Zensur von einer gewissen Presse gegen den davon Betroffenen und seine Freunde politisch und polemisch ausgenützt wird, hat es mit christlicher Gesinnung und Lebensstimmung nichts mehr zu tun. Bei Fogazzaro kam für uns Deutsche noch die Wirkung der Ferne und der unzureichenden Kenntnis seines Wirkens und Wesens hinzu. Er wurde für viele von uns einfach der Exponent des Modernismus in Italien und als solcher verfehmt. Als das ‚Hochland' nach der Verurteilung des ‚Santo' seinen Lesern die Bekanntschaft mit älteren und völlig einwandfreien Novellen des Dichters und mit seinen literarischen Anschauungen vermittelte, gab es Leute, die ihm das sehr übel anrechneten; denn nach ihrer Auffassung mußte Fogazzaro für einen echten Katholiken eine endgültig abgetane Größe, schlechthin ein Vitandus sein. In Italien, wo man ohnehin auch in solchen Dingen menschlicher empfindet, war es glücklicherweise nicht ebenso. Fogazzaro behauptete sein hohes literarisches Ansehen neben Erzählern wie D'Annunzio, Matilde Serao, Grazia Delebda — um nur diese zu nennen — ungeschmälert auch bei den Katholiken, und seine Werke fielen nach wie vor schwer in die Wagschale, wo es ein Urteil galt über die geistige und moralische Verfassung der literarisch genießenden Schichten seiner Heimat. Das Echo, welches sein Tod geweckt hat, ist ein neuer Beweis dafür. Die gesamte Presse hat seinen Hingang fast wie ein nationales Ereignis empfunden und auch hohe kirchliche Kreise haben große Teilnahme bezeugt. Es ist bekannt, daß der nunmehr verstorbene Bischof von Vicenza für Fogazzaro die Erlaubnis zum Empfang der Sakramente in seiner Diözese an die Bedingung geknüpft hatte, daß Fogazzaro eine Erklärung unterschreibe. Fogazzaro hat sich dessen geweigert. Er glaubte seinen Gehorsam gegen die kirchliche Autorität durch die ausgegebene Parole ‚Silentium!' unmißverständlich bekundet zu haben. Bezeichnend für seine religiöse Gesinnung ist ein Brief, den er am 1. Februar an seinen Freund und Biographen Sebastiano Rumor schrieb, um sein Fernbleiben von dem silbernen Priesterjubiläum dieses Freundes zu entschuldigen: ‚Es ist mir recht schmerzlich, morgen der Messe Ihres silbernen Priesterjubiläums nicht beiwohnen zu können. In meinem Zimmer eingeschlossen, werde ich im Geiste anwesend sein mit dem Wunsche, daß die unschätzbare Wohltat der täglichen Vereinigung mit Christo Sie noch für viele Jahre hindurch immer näher führe jener immerwährenden und ewigen Vereinigung, zu welcher er uns alle eines Tages rufen wird.' Man wird aus einer solchen Gesinnung verstehen können,

daß sich Fogazzaro durch das nur auf seine Diözese beschränkte Verbot nicht abhalten ließ, seiner religiösen Sehnsucht in anderen Diözesen Genüge zu tun. An seinem Sterbelager befanden sich der Bischof Bonomelli und ein Kapuziner, der ihm die letzte Ölung spendete. Der neue Bischof von Vicenza, Mgr. Ferdinando Rodolfi, sandte der Familie des Verstorbenen ein Telegramm mit folgendem Wortlaut: ‚In tiefster Bewegung beweine ich den besten Vater, den hervorragenden Bürger und Literaten, den überzeugten Gläubigen (credente convinto), den vollendeten Edelmann. Ich erflehe der frommen Seele Friede und erbitte für die trostlose Familie himmlische Stärkung.' Ähnliche Beileidsbezeugungen wurden von den Kardinälen Capecelatro und Agliardi bekannt. Letzterer spricht von ‚den tiefchristlichen Tugenden' des Verstorbenen, gibt der sicheren Hoffnung Ausdruck auf ein Wiedersehen im Himmel und der allgemeinen Trauer unseres Italien, dem er durch sein Wirken gedient und durch seine Schriften Ruhm gewonnen habe. Schließlich erbittet er für sein Brevier ein Bild des Verstorbenen, damit er im täglichen Gebet seiner gedenke. Das Volk schätzte und verehrte in Fogazzaro vor allem den Mann der höchsten christlichen Tugend, der Nächstenliebe, die er, von seinem privaten Wirken abgesehen, in zahlreichen gemeinnützigen Stiftungen zur Hebung geistiger und leiblicher Not betätigt hat.

Fragt man sich, wer etwa in die Lücke, die sein Tod in das geistige Leben des modernen Italien gerissen hat, eintreten könnte, so wird einem das Herz schwer. Er war der einzige, wirklich schöpferisch begabte Vertreter eines wahrhaft christlichen Literaturideals in Italien, ein wirklicher Geisteserbe Manzonis. Was heute von einem positiv christlichen Standpunkt aus dort literarisch sich regt, kann kaum in einem höheren Sinne zur Literatur gerechnet werden; ja, es ist nicht einmal fähig, auch nur in einen zeitlich bedingten geistigen Wettbewerb zu treten mit den das öffentliche Interesse beherrschenden Autoren vom Schlage eines D'Annunzio oder einer Deledda. In diesem Sinne haben wir ihn geschätzt und werden wir sein Andenken hochhalten. Gegenüber dieser allgemeinen Bedeutung schrumpfen die Streitigkeiten, die sich anläßlich des ‚Santo' an seinen Namen knüpften, zur Belanglosigkeit einer Episode herab, die durch den letzten Roman ‚Leila' ihren, wenn auch nicht gerade literarisch glänzenden, so doch vom kirchlichen und religiösen Standpunkt aus befriedigenden Abschluß gefunden hat. **M.**

Antonio Fogazzaros Versdichtungen.

Im Jahrgange 1906 der inzwischen selig entschlafenen ‚Warte' habe ich ziemlich eingehend zu den Prosadichtungen Fogazzaros, der damals gerade anfing, ein Gegenstand der Sensation und zugleich zwiespältigster Beurteilung innerhalb der katholischen Kreise zu werden, Stellung genommen. Nur das vorzeitige Ende der ‚Warte' hat mich gehindert, auch die in gebundene Form gegossenen Dichtungen des großen Vicentiners in ähnlicher Weise zu würdigen. Da ist es denn nicht mehr als billig, daß ich mich auch über die Versdichtungen des auf dem Gebiete des Romans nunmehr unbestreitbar als Meister Anerkannten äußere, nachdem diese jetzt endlich einheitlich gesammelt vorliegen. ‚Le Poesie'* betitelt der Dichter den stattlichen Band, in dem er selber, bevor die Literarhistoriker es zu tun brauchen, alles — nova et vetera — zusammengestellt hat, was er in Versen geschaffen. Wenn man die einleitenden Widmungsverse ‚An die mich lieb haben', liest, so hat man das Gefühl, daß diese Sammlung im Sinne des Autors wie eine Art Vermächtnis oder wie ein Abschiedsgruß sein soll. Fogazzaro vergleicht sich da mit einem Alten, der in der Dämmerstunde seinen Erinnerungen wehmütige Audienz gibt, sie ordnet und im Vorgefühl des baldigen Scheidens allerhand liebgewordene Kostbarkeiten aus seinem Besitze zum Andenken für seine Lieben ausliest.

, . . . So wähl' auch ich, ihr Freunde,
Beim matten Scheine meines sinkenden Tags
Unter den Liedern, drin die Seele glühte
Nicht ohne Feuer und nicht ohne Kunst,

---

* Antonio Fogazzaro, Le Poesie. 438 S. gr. 8°. — Milano, Baldini, Castoldi & Co. geb. L. 6,—.

All das, was weniger wertlos; und den
kleinen Band
Weih' ich und schenk' ich euch nun zum Gedächtnis.'

Ich weiß nun zwar nicht, ob diese Gedichte allein imstande wären, das Gedächtnis des Dichters aufrechtzuerhalten; das werden jedenfalls seine großen Prosadichtungen viel wirksamer tun, und diese genügen dazu auch für sich. Aber mir scheint, die Bekanntschaft mit der Lyrik Fogazzaros lohnt sich doch viel mehr, als die meisten der deutschen (vielleicht auch italienischen) Verehrer seiner Romane annehmen. Ich habe überhaupt das Empfinden, als ob man draußen der neueren italienischen Lyrik mit einem gewissen Vorurteil gegenüberstehe, weil man in ihr ein bloßes Reimegeklingel, im besten Falle rein formale Schönheiten vermutet; man braucht aber nur die Namen Giosuè Carducci und Ada Negri zu nennen, um allen Mißtrauischen recht kräftig zu Gemüte zu führen, daß man auch im singfrohen Italien längst wieder über die Zeiten der inhalts- und stimmungslosen Melodik konventioneller Art hinausgewachsen ist. Und auch hier hat Fogazzaro wieder seine besonderen Töne auf den Saiten.

Die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Gedichte umfassen ihrem Entstehen nach den Zeitraum von 1874 bis so ziemlich zur Gegenwart — einige Sachen aus dem letzten Zyklus dürften der jüngsten Vergangenheit angehören. Es ist daher vielleicht nicht zu viel gesagt, daß sich Fogazzaros ganzes Leben oder wenigstens die Entwicklung seines Fühlens in diesen Liedern widerspiegelt. Überschauen wir zunächst den Inhalt. Den Anfang macht die lyrische Versnovelle Miranda aus der Füllezeit des Frühschaffens, die mehr als ein Drittel des Bandes einnimmt. Ihr Gegenstand ist entsagungsvolle Liebe, ein Thema, das Fogazzaro ganz auffallend bevorzugt, das er in Daniele Cortis und Mistero del Poeta eigens behandelt hat, mit dem auch sein Santo ausklingt. Wie bei aller echten Lyrik ist die minimale Handlung Nebensache, alles geht auf in tiefem Gefühl. Daneben eine Reihe wunderbarer Naturbilder sowie Reflexionen über Gott, Menschenherz und Welt — alles von großer Unmittelbarkeit und Natürlichkeit. Es folgt der Zyklus Valsolda, aus dem Jahre 1875 stammend, einundzwanzig Lieder aus dem Hochgebirg um den Luganersee, in dem der Dichter so gerne weilte, und dessen Seele er wie kein zweiter auszudrücken weiß. Dann vierunddreißig Stücke Poesia dispersa mit zumeist persönlicher Note. Darauf die Übersetzung zweier finnischer Hochzeitslieder. Als Fantasmi Regali reihen sich daran vier großgeschaute historische Bilder oder Szenen im Balladen- (oder wenn man will, Romanzen-) Ton. Die darauf folgenden Versioni dalla Musica, d. h. geistvolle und dabei doch wirklich poetische Versuche, den Eindruck von sechs Musikstücken (von Martini, Chopin, Clementi, Beethoven, Schumann und Boccherini) in Worten wiederzugeben, wobei der eigentümliche Rhythmus die Wirkung verstärkt, waren ursprünglich zwischen die einzelnen Stücke des Novellenbuches Fedele geschoben. Wie schon die Überschrift Mistero del Poeta andeutet, sind die elf Lieder des folgenden Abschnittes die herausgehobenen lyrischen Stellen aus dem gleichnamigen Roman Fogazzaros. Unter Ultimo Ciclo finden wir endlich fünfzehn bisher noch nicht veröffentlichte Gedichte aus den letzten Jahren. Als lyrische Ernte eines ganzen langen Dichterlebens ist das quantitativ ja nicht sehr viel; aber es sind ohne Ausnahme reife Früchte, und es spricht für die überlegene Weisheit des Dichters, daß er so strenge Auslese unter seinen Versen gehalten, während die meisten anderen Poeten der eitlen Versuchung nicht widerstehen können, jeden Ausfluß ihrer Feder durch die Druckerpresse verewigen zu lassen.

In der lyrischen Form ist Fogazzaro ziemlich frei; von den altbeliebten italienischen Kunstformen treffen wir nur einige Male das Sonett, Miranda und die kleine Erzählung Eva sind in fünffüßigen Jamben geschrieben; eigentlich liedhaft im gebräuchlich italienischen Sinne ist nur weniges, am meisten sangbar sind noch die Gedichte aus dem ‚Geheimnis des Dichters', wo

Fogazzaro aber offenbar deutsche Liederklänge zu treffen suchte. Gedanke und Gefühl sind immer übermächtig und bedingen Rhythmus wie sonstige Form; kein einziges Gedicht, das nicht erlebt und erschaut wäre, kaum ein Vers ohne plastisches Bild. Eine eigentümliche Mischung von klassischer Ruhe und Klarheit mit sensitivstem modernem Impressionismus. Fogazzaros Empfinden ist zart und tief, aber niemals weich oder gar weichlich; vielmehr finden wir oft genug einen so herben Beiklang, daß er fast an einen germanischen Einschlag erinnert — in allem der direkte Gegensatz zu dem sensualistischen, innerlich unwahren Deklamator d'Annunzio. Und doch ist es wieder nicht eigentlich reine Lyrik, dafür ist der reflektierende und spekulative Gehalt zu stark — nicht überall, aber doch häufig zutage tretend. Wir merken, hie und da will der Dichter nicht lediglich Gefühle wecken oder schildern, sondern überzeugen. Man erinnert sich, wie stark diese Tendenz neben ungemischt poetischen Teilen im Santo erscheint. Der idealistische Grundzug in des Verfassers Weltanschauung verführt gar zu leicht dazu; und doch ist gerade er der starke Puls, der uns bei allem, was Fogazzaro schreibt, so mächtig ergreift.

Von den ‚Poesien' Fogazzaros ist das Meiste ins Deutsche übersetzt (die Miranda von Meinhardt, einzelnes aus Vasolda von Heyse und neuerdings ‚Gedichte' von Otto Händler, München, Georg Müller, 4 M.). Wer den D i c h t e r Fogazzaro ganz kennen will, der muß auch in seine Lyrik eindringen, obwohl sich diese in ihrem tieferen Kerne meist ebenso schwer erschließt wie die der Droste.

Johannes Mumbauer.

Theater

Münchener Theater. Der tollenden, launigen Zeit gemäß zu handeln, brachte unsere Residenzbühne während des Faschingsmonds zwei Komödien in rascher Folge neu heraus. Shaws* ‚Cäsar und Cleopatra' ist allerdings zunächst nur den Münchenern szenisch neu. Hingegen stellt Eulenbergs* ‚Alles um Liebe' eine Uraufführung dar. Ob man sich im Parkett der Verbindungsfäden bewußt wurde, die zwischen den Zweien ziehen? Der geistigen Gemeinsamkeiten, die tiefer als in einer persönlichen, sei es ideellen, sei es stofflichen Anregung wurzeln, die aus den kulturellen Strebungen, aus dem kulturellen Grunde Europas herauswachsen, künftigen Spiel- und Stilarten, umformenden begrifflichen und psychischen Fassungen zu. Nun, Shaw, den ins Leben stoßenden Willensmenschen kennen wir ja oder glauben wenigstens, ihn zu kennen. Er steht aktiv im politischen Getriebe als Sozialist, als Agitator, als Vertreter von Wählern. Er ist aber auch fruchtbarer Dramatiker. Und um den letzteren, um die künstlerische Persönlichkeit schlägt ein literarischer Streit: Ob er glossiert oder verdichtend gestaltet, ob er auflöst oder bindet oder über den Auflösungen festere Bindungen wölbt, ob er also bejaht oder verneint. Und die subtilsten Fragen gingen da um den Grad seiner inneren Ergriffenheit, beziehungsweise seiner ironischen Kühle.

Mag das Gesamtwerk des Iren einen solchen Wirbel auftreiben, ‚Cäsar und Kleopatra' an sich leiht keinen Anlaß hierzu. Diese Dichtung hat mir im Gegenteil stets einen ungemischten Eindruck, vielleicht den einfachsten unter seinen Dramen zurückgelassen. Man darf nur nicht die salzigen Randäußerungen des nationalkritischen Spötters in den gedanklichen Brennpunkt zerren und nicht aus vereinzelten wunderlichen Taktsprüngen und Tonfarben dem Ganzen einen verulkenden Rhythmus abhorchen, dann wird das Wesenhafte darin klar und frei. Und dieses Eigentliche besteht in einer psychologischen Situation, in der psychologischen Entfaltung von zwei so ganz anders gearteten und gespannten Menschen, die das Geschick enger zusammenrückt. In der psychologischen Entfaltung, nicht in der dramatischen. Der Dramatiker würde die Personen g e g e n einander stellen, Shaw hebt nur die Sonderexistenzen voneinander

* Bernhard Shaw, Cäsar und Cleopatra'. Eine historische Komödie. Deutsch von Siegfried Trebitsch. (S. Fischer, Berlin.)

* Herbert Eulenberg ‚Alles um Liebe'. (Ernst Rowohlt, Leipzig.) Übrigens auch in der Reclambibliothek erschienen.

ab. Jener müßte zeigen, wie sich die Lebensenergie des einen Menschen von der seelischen Kraft des andern loswindet, lossprengt oder wie sie andernfalls aufgesogen wird. Das ergäbe die Kampflage Ibsens: Nora und Helmer, Rebekka und Rosmer, Irene und Rubek. Shaws ,Cäsar und Cleopatra' berühren sich kaum, nur in den Spiegelungen; nur ihre Lichtkreise, ihre Schatten überschneiden sich. So scheint es, als sollte dieses schmiegsame, schmeichlerisch anschleichende Kätzchen, voll weiblicher Koketterie, unschuldiger Angst und kindlicher Phantasie, voll orientalischer Grausamkeit, frühreifen Begehrens und verschmitzter Verderbtheit die Sinne des alternden Cäsar wecken und verwirren. Und doch bleibt er ihr fern, weil die Wünsche ihrer Sexualität anderswohin gehen, nach dem jungen Mann mit den runden, starken Armen, und weil dann ihre naiv enthüllenden Worte ernüchternd in Cäsars kleine Eitelkeiten fallen, und weil dieser selbst zu sehr Krieger, Staatsmann, Herrscher, großzügiger Mensch ist, als daß er sich von Lüsteleien gängeln ließe. Und noch anderes scheint zu werden: daß sich die falsch Erzogene, Unerzogene, aber Schlangenkluge an Cäsars durchdringender Menschenkenntnis und feiner Staatskunst heranbildet und so für Ägyptens Krone reift. Sie weiß, wie er den Aufwurf des Blutes zähmt, sie kennt seine überlegenen Grundsätze, sie erkennt die Größe seiner schlichten Lebensführung, sie strebt, gleich ihm aus den belauerten Worten und Schwächen der andern die eigene Tat zu folgern, und doch bleibt sie ihm fern, abgrundfern. Ein anderes Lebensalter, ein anderes Geschlecht, ein unsteteres Temperament, ein heißerer Himmel, eine heißere Glut bestimmen sie.

Zwar unterliegt auch sie, wie Ibsens Gestalten, dem Gesetz der Wandlung. Aber was sich wandelt, was sich entwickelt, das ist ihre Natur, ihre Pubertät. Das Mädchen wird zum Weib. Allerdings auch ein psychischer Vorgang, nur daß er rein physiologisch und nicht dramatisch bedingt ist. Aber abgesehen von der dramatischen Funktion bleibt doch die seelische Zerfaserung dieser werdenden Mondaine, die sich bald wie ein wildes Eichhorn ins Fleisch verbeißt, bald im Dunkeln wie ein Kind zittert, ein meisterhafter Beleg für die spezifisch neuzeitliche Kunst, die flüchtigsten Ausstrahlungen geheimer Innerlichkeit noch zu erhaschen. Freilich, schöpferische Eigenart, die ganz aus dem Wesen des Dichters käme, eine ursprüngliche, neue Weise offenbart sich darin nicht. Dazu hat sich Shaw die Figur des Cäsar geschaffen.

In ihm klingt dieser Shawsche Ton an, über den sich unsere Literaturkritik uneins ist, den die einen als spottlustige Parodie, die anderen als Verkleinerung, die dritten als Ausfluß realer beziehungsweise skeptischer Weltanschauung fassen.

,Alle Menschen, am meisten Julius Cäsar', sagt der Dichter in den Anmerkungen zu seiner Komödie, ,besitzen in einem gewissen Grade alle Eigenschaften.' Und dann: ,Ich befolge das Beispiel der alten Mythen, die den Helden als Besieger seiner Feinde nicht im gerechten Kampfe, sondern mit verzaubertem Schwert darstellen, einem überirdischen Pferde und magischer Unverwundbarkeit, deren Besitz nach dem gewöhnlichen moralischen Gesichtspunkte seine Heldentaten jedwedes Verdienstes beraubt.' Und endlich setzt er hinzu, nicht Güte brauche der Held, sondern Tüchtigkeit, Originalität, die ihn befähigt, den Wert der Wahrheit und des Erfolges ganz unabhängig von der Konvention und moralischen Verallgemeinerung zu schätzen. Man mag dies eine Befreiung von ethischer und heldischer Pose nennen, eine Vermenschlichung, aber vom tiefsten Grunde ringt sich etwas anderes los, die Anschauung einer neuen Sittlichkeit, eine Umwertung der Werte, ein Zarathustrastück. Und dies gibt den Nachdenklichen im komischen Spiel die ernsten Perspektiven.

Dabei wären auch artistische Fragen nicht zu vergessen. Zunächst wieder eine allgemeinere: Wie ist es dramaturgisch möglich, in einem Menschen alle Eigenschaften einheitlich, lebendig zwingend zu verknüpfen? Schon Shakespeare hat im Hamlet die künstlerische Lösung gegeben. Der Verfasser des Cäsar ist, worauf schon gewiesen wurde,

nur psychologisch, nicht dramaturgisch der Aufgabe gerecht geworden. Und eine andere Frage, die sich Shaw selbst in den Vordergrund gestellt hat, geht nach dem Größenmaß, nach dem Verhältnis, nach dem Einklang von natürlicher, instinktiver Handlungsweise und Heldentum. Ob sie wohl so unerhört ist, wie es dem Irländer dünkt? Ob sie sich nicht bei Heinrich von Kleist, überhaupt bei allen großen Wirklichkeitsdichtern aufdeuten ließe?

Alfred Kerr hat einmal von Shaw geschrieben, im Sprunghaften liege sein Humor. Von Eulenberg könnte man behaupten, im Sprunghaften liegt seine Bewußtheit, sein technischer Wille. Ihn des gestalterischen Unvermögens zu zeihen, ist darum nur halb richtig. Wenn seine Menschen zerfließen, wenn sie in ihren nicht zu errechnenden Gefühlen, in ihren gewaltsamen Übergängen undurchsichtig bleiben, kurz, wenn sie nicht das werden, was wir psychologisch als Charakter bezeichnen, so leitet sich das bei ihm aus einem zwiefachen Grunde, einem künstlerischen und einem erkenntnistheoretischen. Er ist Romantiker mit all der Lust an Farben und Tönen, an Witz und ironischen Umschlägen, am Spiel und Schauer. (Man vergleiche Delphinens Bangnis vor der grauen Stunde mit Eichendorffs ‚Zwielicht‘.) Und er ist Vertreter der Neuromantik, der Darwin und Haeckel, Eduard von Hartmann und Ernst Mach, der die Lehren von der Unfreiheit des Willens und der Relativität und Flucht aller Erscheinungen vorangegangen sind.

‚. . . Das Leben, das du hast.
Es fliegt im Schlaf von dir, und du wirst anders,
Bist morgen nicht mehr, der du heute bist . . .‘

Schließlich könnte Eulenbergs Psychologie auch in die Formel Shaws gesteckt werden: Alle Menschen besitzen alle Eigenschaften. Nur müßte man des Unterschiedes gewahr sein. Was im Cäsar des irischen Problematikers, in eine Relation ausmündet, in eine Frage nach dem Größenverhältnis, das steht bei Eulenberg losgelöst von jeder Einschätzung, schlankhin als Lebenssumme, als Lebensfülle. In einer Warnung, die er einmal vor Hebbel ergehen ließ, hat er es so ausgedrückt: ‚Ich will, daß die Geschöpfe des Dichters wie Blumen oder Bäume hinauswachsen und nicht nur dem Sinne, sondern auch dem Irrsinn des Daseins unterworfen sind.‘ Daß doch dieser Lebenssumme nicht ein Wichtigstes fehlte: das Additions-, das Bindezeichen zwischen den Gliedern! Eulenberg will sich für das Prinzip seiner Menschenformung auf Shakespeare berufen. Vergebens. So sehr die leidenschaftlichen Wesen Meister Williams in Funken aussprühen, der Glutkern einer geschlossenen Persönlichkeit wird durch ihr ganzes Dulden und Trachten durchgehalten. Der Dichter von ‚Alles um Liebe‘ malt an seinen Figuren eigentlich nur vereinzelte Gemütsregungen aus, Einstimmungen in die beseelte Natur, Nervenreize, Aufwallungen, Temperamentsüberschwang, aber ohne Kontenance, ohne Zusammenfassung und darum ohne jenes fühlbare Mindestgewicht an ordnendem Willen, dessen die dramatischen Personen nun ein für allemal bedürfen. Und so kommt es denn auch, daß sich die Knoten seiner Handlung zu locker verschlingen, und daß die eine Szene die Wirkung der anderen verwischt, zuweilen bis an die Grenzen unfreiwilliger Komik. Gerade hier fehlt das Taktgefühl.

Trotzdem gießen diese Eulenbergszenen in ihrer Farben- und Wortlyrik etwas Herrliches in die Seele. Es ist nicht Weihe, nicht ausglättende Ruhe, nicht milder Abendblick über das Leben hin, und noch weniger Weisheit, Tiefsinn und Erfüllung. Aber es ist mit all diesem verwandt. Etwa ein dämmerndes Weben und ein aufleuchtendes Hellwerden und Wieder-ins-Blaue-Sinken und ein berauschtes Verträumen. Der Kuckuck ruft über den lenzlichen Waldhang, während die Lämmerwölkchen am Himmel treiben und die Kastanien sich in weißzarten Blütenkerzen aufbauen. Und wenn der Flieder in einem Rauchwerk von Düften steht und der Goldregen hängt, dann zieht es die Menschen in den rot brennenden Kreis des Lebens und der Liebe, jeden nach seiner Befaitung. Sie, die Lebenden, heischen ihr

Recht, und die Toten sterben ab in den dunklen Grüften. Zwischenhin aber gehen vereinsamte Verkannte, schnurrig und schrullenhaft, mit kluger Einsicht und tragisch humorigen Überblicken. Emanuel von Treuchtlingen ist so einer, dessen unverstandene Liebe zuweilen schiefe Schatten werfen muß. Von ihm führen Fäden ins Werkganze des Dichters, zum ‚natürlichen Vater' und zurück zu ‚Ulrich von Waldeck', wobei sich zeigt, wie viel weicher sein Ton und seine Auffassung seitdem geworden sind. Freilich, die Spiegelung des Verhältnisses von Eltern und Kindern bleibt noch immer herb und kalt.

Noch eine Notiz zur Inszenierung Shaws. In Berlin hatte man bei der Erstaufführung vor Jahren den dritten Akt gestrichen. Hier hat man die zweite Szene dieses Aktes auf die Bretter gestellt. Das will sagen, daß die Regie auf groteske Steigerung bedacht war. Dafür hat sie unbeschadet der dramatischen Linie die erste Szene des vierten Aktes fortgelassen. Das heißt, sie hat es abgelehnt, das psychische Problem der Cleopatra in der Breite zu verdeutlichen. Dr. Joseph Sprengler.

Arthur Schnitzlers ‚dramatische Historie' (in einem Vorspiel und fünf Aufzügen*): ‚Der junge Medardus' stand bei der Verleihung des Grillparzer-Preises 1911 mit Dr. Karl Schönherrs prämiierter Tragödie ‚Glaube und Heimat' in Konkurrenz und ist, dank den vorzüglichen Dekorationen Lefflers und der brillanten Aufführung, zu einem wertvollen Besitze des Wiener Burgtheaters geworden. — Über siebzig Personen nennt das Verzeichnis! Das weist auf die Art einer alten Vergangenheit, auf die Zeit der Jesuitendramen zurück! — Und diese bunte Menge von Bildern; weit mehr als ein Dutzend! — Das alles ist in die heute wenig goutierte Form einer ‚dramatischen Historie' eingefügt; freilich nur so, wie eben manche, denen es nicht um eine Gesamtkomposition, sondern nur um einen Rahmen zu tun ist, einem Bilde einen Rahmen geben; ich will nicht sagen, daß Arthur Schnitzler durch so primitive Fehler charakterisiert wird. Im vorliegenden Stücke aber ist Rahme und Bild nichts zur Einheit Gewordenes. Und der Rahmen selbst — das Wien der Napoleonkriege 1809 — ist kein Gemälde, sondern lediglich ein in der Bühnenwirkung dankbares theatralisches Panorama, das gefällt, das uns aber wenig aus dem Ganzen heraus interessiert; das wir zumindest nie als eine innere Notwendigkeit empfinden; das mehr unser Auge als unsere Seele in den Bannkreis zieht. Die längst als Typen bekannten Spaziergänger auf den alten Basteien, das wankelmütige Volk in Kriegszeiten, die lustigen Wiener ‚Früchteln' und ‚Mädeln', — all diese Figuren hat Arthur Schnitzler zu guter Wirkung in das Panorama seines Rahmenbildes gestellt. Zur Medardus-Geschichte hat dieses historische Bild nur äußerliche Beziehung. Denn der Dichter wollte, wie es so viele in der ‚historischen Kunst' taten, seine Idee aus der Gegenwart heben und in ein vergangenes Milieu stellen. Wir haben das im historischen Roman erlebt, bis eine Enrica von Handel-Mazzetti kam und aus dem lebendigsten historischen Erleben der Vergangenheit heraus sich einem Problem hingab. Arthur Schnitzler geht den entgegengesetzten unrichtigen Weg: vom Charakter, vom Problem aus in die Vergangenheit. Sein Medardus-Problem hat nichts mit geschichtlicher Voraussetzung zu tun. Es wäre heute ebenso aktuell wie anno 1809 und bedingte für heute nur eine andere Form. Gewiß könnte auch aus der Zeit um 1809 das Medardus-Problem gestaltet werden; aber ich glaube, daß ein so allgemein zeitliches Problem nur dann historisch gefaßt werden darf, wenn die Geschichte einen Moment bietet, in dem es am aktuellsten war und die schärfsten Konturen hatte. Wenn E. von Handel-Mazzetti den Glaubenskampf aus dem 17. Jahrhundert gestaltet, so ist für diese historische Kunst eine innere Voraussetzung da. Wenn aber Arthur Schnitzler das Medardus-Problem — ein schwacher junger Mann, der immer durch stärkere Kräfte

* S. Fischer, Verlag. Berlin. 290 S. Geh. 3.50 M.

von seinen Zielen abgedrängt wird — in die Zeit um 1809 rückt, so ist das meines Erachtens bei aller Anerkennung der Ausführung eher eine dekorative Spielerei.

Das Medardus-Problem ist gewiß interessant; nur liegt es mehr im Epischen als im Dramatischen; denn es ist eines jener Probleme, die sich nie auslösen, die nur mit den Objekten aufhören. Das empfand auch Arthur Schnitzler; und deshalb dankte er der guten Stunde, die ihm die historische Figur des jungen Staps in Erinnerung brachte; von ihm erzählt die Geschichte, daß er Napoleon töten wollte; mit einem Küchenmesser bewaffnet, hat er sich angeschlichen; er wurde aber durch General Rapp an seinem Vorhaben gehindert und schließlich erschossen, weil er nicht versprechen wollte, in Zukunft nichts mehr gegen Napoleon zu unternehmen. — Dieser geradlinige, idealistische Charakter eines deutschen Jünglings wurde von Arthur Schnitzler zu seinem verworrenen Medardus-Helden addiert; das ergab eine sonderbare Summe, während wir ein einheitliches Produkt fordern mußten. —

Der junge Medardus will auch gegen Napoleon ins Feld ziehen. Das Vorspiel versetzt in medias res: Morgen soll abmarschiert werden. Da bringt man die Leichen seiner Schwester und ihres Geliebten, des einzigen Sohnes des alten Valois, der von rechtmäßigen Ansprüchen auf Frankreichs Kaiserkrone träumt, in Wien seine Verbannung verlebt und auf die Zukunft hofft. Daß er seinem Kinde die Heirat mit dem Töchterchen der Buchhändlerswitwe verweigerte und daß die beiden deshalb in den Tod gingen, empfindet man eher als etwas Begreifliches denn als Zufall. Zum ersten Male sind die Ereignisse stärker als die Pläne des Medardus. Der junge Held bleibt zu Hause; er ahnt, daß hier auf ihn Pflichten warten. — Die nächste Szene spielt am Friedhof: die beiderseitigen Verwandten kommen zur Bestattung. Die Bürgerlichen und die Adeligen werden am Grabe zusammengeführt! — Die kurze Feier ist vorbei. Medardus bleibt am Grabe zurück. Des alten Herzogs Tochter Helene und der Marquis von Valois kommen auch erst zum Trauerhügel, als sich ‚die Menge' bereits verloren hatte. Helene will ihrem Bruder Blumen streuen; Medardus verweigert ihr dies; der ganze Haß des in seiner Familienehre gekränkten Bürgerlichen flammt auf; — ein Wortwechsel, ein Duellkampf, in dem sowohl der Marquis als auch Medardus verletzt werden. — Helene ist die Verkörperung eiserner Energie und starken, selbstsüchtigen Willens; der Typus jener Menschen, die nur ein Ziel, sich selbst, haben und alles, jeden Menschen ausnützen, um ihren Zweck zu erreichen. In Helene blüht ihres Vaters alternder Traum als ein junges, starkes Leben. Dieser Menschentypus geht meistens einsam; freilich, wenn dann jemand seiner Energie eine ebenso starke Kraft — und wäre es, wie hier, auch nur die eines Augenblickes — entgegenstemmt, dann wird in ihm doch ein Etwas unsicher, dann kommt sein psychisches Gleichgewicht doch ins Schwanken. So geht es auch Helenen. Medardus' trotziger Haß bricht ihre erstarrte Ruhe und entflammt in ihr eine Begierde nach dem Menschen, der sich ihr entgegenwarf; Liebe darf man dies nicht nennen. Und die Prinzessin sendet dem durch ihre Mitschuld verletzten Buchhändlerssohn den für ihres Bruders Grab bestimmten Blumenstrauß! — Medardus wird daraufhin von einem teuflischen Plane erfaßt! Er will die adelige Tochter soweit bringen, daß sie sich ihm schenkt; und dann will er sie hinauszerren in die öffentliche Schmach und so seinem Hasse genugtun. Das ist m. E. ein dunkler Fleck auf dem Charakterbilde des immerhin sonst sympathischen Helden. Das ist ein so gemeiner, frivoler Racheplan, daß uns Medardus von dem Augenblicke an nicht mehr so stark erschüttert; nicht nur der Plan an sich ist häßlich; die Begleitumstände machen ihn noch gemeiner; muß denn Medardus nicht daran denken, daß Helene einen Bruder, genau so wie er eine Schwester zu betrauern hat; daß die Valois ebenso wie seine Mutter über ein Kind weinen? — Sein Plan enthüllt eine gemeine Seele, die uns über-

rascht. Da ist etwas von dem Zynismus der Werke Arthur Schnitzlers störend zur Geltung gekommen. — Medardus gewinnt die Prinzessin. Aber der Genuß ihres Körpers besiegt seinen Haß. Nun ist e r i h r Werkzeug; nun geht all sein Streben nur nach ihr; wieder hat eine vis maior ihn von seinem Ziele abgerückt. Ob aber nicht gerade dadurch die erwähnte Gemeinheit in seinem Charakterbilde noch deutlicher wird, lasse ich dahingestellt. — Da erschießen die Franzosen seinen Onkel Eschenbacher, weil sie bei ihm Landkarten verborgen fanden. Und nun keimt in Medardus der Gedanke auf, Napoleon zu ermorden. Aber wieder kreuzt etwas seinen Plan. Helene denkt auch an die Ermordung des französischen Gewalthabers; sie hofft, daß der Traum der Valois dann Wirklichkeit, und daß sie Medardus für ihren Plan gewinnen wird. — Im Dienste der Valois soll Medardus Napoleon ermorden? Der Gedanke stört sein Vorhaben. — Das Gerücht erzählt, Helene sei des Franzosenkaisers Geliebte; und wirklich ist sie bei seinen Festen in Schönbrunn. Das empört Medardus. Er sieht sie die Schloßtreppe zum Saale hinaufsteigen — und dolcht sie nieder. (Eine der prächtigsten Szenen!) Man setzt ihn gefangen. Es finden sich aber Beweise, daß Helene dem Napoleon nur nach dem Leben getrachtet und wie eine Judith sich an ihn herangeschlichen habe. So war also Medardus wider seinen Willen zum Retter Napoleons geworden. Wieder hat ein Etwas seine Tat zerstört. Man will ihn freilassen. Er bekennt aber, daß er selbst Napoleon habe töten wollen und, wenn er der Gefangenschaft frei würde, dasselbe täte. Nichts kann ihn von dieser Äußerung abbringen. Und so muß er sterben, ‚als dieses Krieges letzter und seltsamster Held‘, wie General Rapp die ‚Historie‘ beschließt.

Man sieht, wie im Schlusse aus Medardus der junge Staps wird. Der Dichter mußte zu einem Ende kommen, und so nahm er die Metamorphose vor, die seiner ‚Historie‘ ein Ende gab, die sie aufhören machte, ohne ihr einen eigentlichen, zwingenden Schluß zu geben. Denn diese heroische Tat des jungen Staps läßt sich mit dem Helden d i e s e r ‚Historie‘ nicht vereinbaren; dem Medardus glaubt man sie nicht; bei ihm wirkt sie eher ironisch, eher als ein Selbstmord, bei dem ein anderer die Kugel abfeuert. Wie gesagt, die Medardusgeschichte hört einfach auf mit einem Schlußpunkt, mit dem Tode ihres Objektes, ohne einen i n n e r e n Schluß zu haben.

Es tritt aus dem Gesagten hervor, wie Arthur Schnitzler seine historische Vorlage verwertete und wie unorganisch er dieser Liebesgeschichte eines ‚Narren‘ (‚Gott wollte ihn zum Helden schaffen, der Lauf der Dinge machte einen Narren aus ihm‘, sagt sein Freund Etzelt) die historische Szenerie anfügte.

Für Arthur Schnitzler ist die dialogische Novellette — wie auch Richard M. Meyer bemerkt — charakteristisch; also ein Mittelding zwischen Novelle und Drama. Es ist klar, daß auf einem Punkte, wo die Linie des inneren Werdens der Novelle und des äußeren Handelns im Drama sich kreuzen, wo den einsamen Weg der Seele auf einmal das unerbitterliche Leben hemmt, daß da ein Stillstand, eine lyrische Stimmung, entsteht. Und weil diese sensitiven Naturen, wie Rudolf Hans Bartsch, Arthur Schnitzler u. a., mehr passive Menschen sind, die sich von ihrem Inneren führen lassen und die im harten Leben keine Aufgabe für ihre Persönlichkeiten sehen, sondern es nur als fatum empfinden, so wachsen ihnen alle Gestalten aus der Stimmung; man möchte fast sagen: Etwas Musikalisches hat Formen bekommen, ist bildlich geworden. Es leuchtet ein, daß diesen passiven Stimmungsmenschen der Moment, der Augenblick sozusagen, alles ist und daß ihnen deshalb die innere Kraft fehlt, ins Große, ins Weite zu schauen und daraus zu gestalten. Ihnen, den Männern, ist der große Roman nicht gelungen; alle ihre Versuche mit historischen Stoffen wurden ihnen zu Gedichten; keinem ward die aktive männliche Kraft einer Enrica von Handel-Mazzetti. Für sie ist der Einakter, die lyrische Aussprache, die Novelle das ureigentliche Ge-

biet. Alles wird ihnen zu einer großen Stimmungssymphonie, aber nie zu einem klaren, scharf gebildeten Relief; ich erinnere nur an Rudolf Hans Bartschs Roman ‚Die Zwölf aus der Steiermark'. Und im Drama ist für sie alle — wie schon Rich. M. Meyer treffend sagte — ein Zustand, aus dem sich die Personen vergebens zu lösen suchen, charakteristisch. So kann man auch den ‚jungen Medardus' umschreiben: Weniger ein Hamlet; weniger also eine Persönlichkeit, die ihre Ziele kennt, deren Tragik aber darin besteht, daß ihre Aufgaben für sie zu schwer sind; sondern eine ganz passive Zustandsnatur, die im Augenblicke Entschlüsse hat, welche der nächste Augenblick wieder umstößt. Gewiß eine tragische Figur; aber eine Figur, deren Untergang immer nur ein Ende, aber kein innerlich notwendiger Abschluß ist.

Arthur Schnitzlers ‚Der junge Medardus' ist zu typisch für diese moderne Dichtergeneration, als daß er eine so ausführliche Behandlung nicht rechtfertigte.

Johannes Eckardt.

Musik

Wie sollen wir schreiben? Unter diesem Titel brachte Nr. 44 des letzten Jahrgangs der ‚Signale für die musikal. Welt' einen Artikel von Dr. W. Niemann, der die wichtige Zeitfrage einer Reform der Musikkritik und Musikschriftstellerei wieder einmal aufs Tapet bringt und dabei manchen Seitenhieb wider die akademische Musikwissenschaft und ihre Vertreter führt. Einiges davon, wie z. B. die Klage, daß die Musikwissenschaftler bisher die Frage der Populärliteratur im Rahmen ihres Faches noch nicht zu lösen wußten, hat seine volle Berechtigung, wird aber auch in musikwissenschaftlichen Kreisen anerkannt. Ich darf da vielleicht auf einen Vortrag ‚Das Verhältnis der Musikwissenschaft zur Populärliteratur und Musikkritik' verweisen, den ich selbst dem dritten Kongreß der internationalen Musikgesellschaft (Wien 1909) vorgelegt habe und der sich mit der angeregten Frage eingehend befaßt. Dort findet auch die Behauptung Niemanns, die Musikgelehrten eigneten sich nicht als Vertreter der musikalischen (Tages)-Kritik, gebührende Zurückweisung. Niemann meint, man müsse als Kunst- oder Musikkritiker sich ‚allen geschichtlichen Ballastes entäußern', d. h. ‚traditionslos an den Gegenstand herantreten'. Und dazu seien die ‚mehr philologisch als künstlerisch gebildeten' Musikwissenschaftler nicht fähig. Da es sich bei diesen Dingen, wie Niemann zu Recht bemerkt, in der Tat um eine für jeden am Musikleben Beteiligten wichtige Zeitfrage handelt, sei es gestattet, die einschlägigen Ausführungen meines Vortrags zur Fixierung meines Standpunktes, den wohl alle meine akademischen Kollegen teilen, hier zu wiederholen. Ich behaupte, daß für die Musikkritik die Beteiligung der Musikwissenschaftler von großem Nutzen ist. Das erste Erfordernis, daß der Musikkritiker gediegene musikalische Fachbildung besitze, muß natürlich der Musikwissenschaftler eo ipso erfüllen, weil eine solche gediegene musikalische Fachbildung ja auch unbedingte Voraussetzung der musikwissenschaftlichen Tätigkeit ist. Anderseits leistet aber bei Beurteilung moderner Kunstwerke und Kunstzustände gerade die musikgeschichtliche Erfahrung, die der Musikwissenschaftler durch sein Studium sich angeeignet hat, die wertvollsten Dienste. Sie läßt ihn die Zusammenhänge und leitenden Ideen, die die Gegenwart mit der Vergangenheit verknüpfen, erkennen und dadurch für manches Neue viel rascher und sicherer das Verständnis finden, als er es, bloß auf seinen künstlerischen Instinkt angewiesen, vermöchte. Sie übermittelt ihm weiterhin eine Fülle bereits erprobter künstlerischer Ideen, die er teils als mit den in der Gegenwart verfolgten identisch erkennen, teils als sicheren Ausgangspunkt bei der Wertung neu auftauchender nehmen kann. Sie läßt ihn vor allem auch stets die nötige Zurückhaltung und Bescheidenheit in der Beurteilung des Neuen beobachten, da er ja am besten weiß, daß einerseits nicht stets das mit lärmendem Augenblickserfolg Ausgezeichnete sich dauernd bewährt, andererseits manches anfangs Verketzerte und Mißachtete sich später zu un-

geahnter Bedeutung erhob. Endlich bietet die kritische Tätigkeit Anlaß zur Popularisierung musikwissenschaftlicher Ergebnisse und damit zu einer hochwichtigen musikalischen Kulturtat. Ein musikwissenschaftlich gebildeter Kritiker kann ganz ungezwungen dem Laienpublikum eine Fülle musikgeschichtlicher Kenntnisse vermitteln, die um so lebendigeren Eindruck machen werden, als sie sich zumeist unmittelbar an praktische Beobachtungen anlehnen werden. Anlaß dazu bieten nicht nur die heute im Konzertsaal schon ziemlich häufig gewordenen Aufführungen alter Musik, sondern auch beim neueren Durchschnittsrepertoire spielen fortwährend musikgeschichtliche Fragen herein, die der Kritiker aufgreifen und belehrend ausführen kann. Ja selbst bei Besprechung modernster Werke liegen musikgeschichtliche Hinweise nicht nur nahe, sondern müssen zur Gewinnung des richtigen Gesichtspunktes sogar zur Sprache gebracht werden. Der tonmalerische Detailstil von R. Strauß' Opern z. B. wird dem nicht mehr so ‚unerhört' und ‚niedagewesen' erscheinen, der vom Madrigal des 16. oder den ‚Gleichnisarien' des 18. Jahrhunderts Kenntnis hat. — Gewiß wollen wir Musikwissenschaftler uns nicht für die einzig zur Musikkritik Berufenen halten, aber daß wir die Pflicht und die Befähigung haben, uns mit in erster Linie daran zu beteiligen, wollen wir ebensowenig verkennen.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Einführung in die elementare Mathematik. In zwölf Vorträgen von A. Schuster. (Jos. Köselsche Buchhandlung, Kempten u. München.) Sammlung Kösel. Geb. 1 M.

Dieses Buch bringt auf 169 Kleinoktavseiten in zwölf Abschnitten eine elementare Einführung in die Mathematik, von den arithmetischen und geometrischen Grundlehren bis zu den Gleichungen dritten Grades und den Reihenentwickelungen, sowie bis zur Trigonometrie und zu den Anfängen der analytischen Geometrie. Von demselben Verfasser erschien schon vor neun Jahren (im Verlag Union) das Büchlein ‚Lustige Rechenkunst' und ungefähr zur selbigen Zeit in demselben Verlage das größere Buch ‚Mathematik für Jedermann'.

Das neue Buch steht zwischen den beiden früheren, deren erstgenanntes, die ‚Lustige Rechenkunst', sich nicht bis zur Trigonometrie erhebt, aber im Bereiche der Messungs- und Rechenaufgaben des täglichen Lebens sehr willkommen geheißen worden ist, und deren zweitgenanntes, ‚Mathematik für Jedermann', bis in die höhere Mathematik (Differential- und Integralrechnung) in demselben Ton belebender Anwendung emporgedrungen ist. Da ich auf Wunsch des mir befreundeten Verfassers jenen beiden Büchern ein Vorwort mitgegeben hatte, liegt es mir nahe, auch zu dem neuen Buche einige einführende Worte zu sagen, um so mehr, als für Lehrversuche dieser besonderen Art bei den eigentlichen Fachmännern der Mathematik, zu denen ich nicht gehöre, noch immer keine rechte Sympathie eingekehrt ist.

Auf die Gefahr hin, für viele Altbekanntes zu sagen, möchte ich nur folgendes hervorheben: Das Interesse an der Mathematik ist bei der weit überwiegenden Anzahl der Köpfe nicht durch die Freude an der mathematischen Gedankenwelt bedingt, sondern es wird geweckt durch die Wahrnehmung und Erprobung der Leichtigkeit und Sicherheit, welche das Messen und Rechnen bei allem Wirken, Schaffen und Gestalten in der Außenwelt uns gewährt.

Gerade die eigentlichen mathematischen Talente unter den Lehrern, also diejenigen, bei welchen meistens jene Geistesfreuden das Interesse an der praktischen Anwendung überwiegen, finden deshalb nur bei einer relativ geringen Anzahl von Schülern Resonanz und Erfolg, während die Mehrzahl der Lernenden nach jener anderen Art der Befriedigung, nämlich nach Anwendungsbeispielen und praktischen Übungen lechzt.

Sei es gestattet, hier hinzuzufügen, daß in demselben Sinn wohl auch im Schulleben schon mehr erreicht werden könnte, wenn bereits in sehr frühen Unterrichtsstufen (wie es übrigens jetzt sich mehrfach einzuführen scheint) mit praktischen Übungen begonnen werden könnte, z. B. mit kleinen Landmessungsaufgaben, deren Lösung zunächst zeichnerisch erfolgen kann. Der Übergang von dem mühsamen zeichnerischen auf das flotte rechnerische Verfahren der Trigonometrie wirkt dann ganz besonders anregend und bringt schließlich bei dem strengeren Unterrichte der höheren Stufen auch den

reinen mathematischen Geistesfreuden ein ganz anderes frohes Interesse entgegen. Ähnlich verhält es sich aber außerhalb des Schullebens mit dem mathematischen Lernbedürfnis überhaupt, für welches dann solche Bücher, wie die vorliegend erwähnten, eine Wohltat bilden, selbst wenn die streng mathematische Kritik gegen einzelne formale Unvollkommenheiten derselben noch Einwendungen zu erheben hätte. Diese sollten ihr vielleicht Anlaß geben, in Zukunft auch diesem Gebiete der mathematischen Pädagogik noch hilfreicher zu sein, wofür auch von einigen der größten Mathematiker schon Fingerzeige vorhanden sind.

Prof. Wilh. Foerster.

Unsere Kunstbeilagen

Die ‚Auferstehung' von Michael Wohlgemut zeigt bei aller herben und fast pedantischen Gestaltung eine heimliche morgendliche Zuversicht und Freudigkeit, eine stille Festlichkeit, eine echt deutsche Osterempfindung. Die trotz der seltsamen Türmung sich ruhig rundende und wölbende Landschaft, aus der die nächtlichen Schatten entweichen und über der das drohende Gewölk sich freundlich öffnet und heitere Farben annimmt, ist wie ein langsames, sich befreiendes Aufatmen nach einer bangen, gedrückten Nacht. Der Kontrast, in dem die eckige Komposition, die im einzelnen knitterige Gestaltung und steife, aber doch lebhafte Bewegung der nur wenig aus der Vorderfläche in den Raum zurückgeschobenen Auferstehungsszene zu dem weicheren und sich freier perspektivisch öffnenden Hintergrunde steht und der durch den Engel und die stillebenartig feine Gruppe der drei eintretenden Frauen vermittelt wird, wirkt durch die gegensätzliche Verbindung von gotisch archaischer Strenge und quattrocentistischer Auflösung wie ein Nachklang des Karfreitagsernstes, der in österliche Heiterkeit übergeht. Die Gestalt des auferstehenden Christus schwebt nicht, sondern ist mit einer lehrhaften Geste hingestellt; trotzdem erhält die hehre Gestalt durch das von dem Engel emporgezogene weiße Tuch und noch mehr durch die unklare perspektivische Behandlung besonders des Grabdeckels und durch die schräge Gruppierung der drei Wächter etwas Schwebendes und Unirdisches. Die ganze Auffassung des Bildes, das einer der in der Münchener Pinakothek befindlichen Flügel des Hoferaltares und ein eigenhändiges Werk Meister Wohlgemuts ist, verrät den Lehrmeister Albrecht Dürers als eine einfache und schlichte lehrhafte Natur. Seine zunftmeisterliche Gediegenheit hat eine große Maler- und Bildschnitzerschule in Nürnberg um ihn, dessen Lebenszeit sich von 1434 bis 1519 erstreckte, gesammelt.

Die drei Bilder von Uhde sind in dem Aufsatz ‚Fritz von Uhde als Kindermaler' einzeln gewürdigt.

Offene Briefe

Herrn R. S. in K. Das geschmackvollste, uns bekannte Portrait F. W. Webers ist eine Originalradierung von Bernard Schuhmacher aus dem Verlag der Onckenschen Hofkunsthandlung, Oldenburg i. Gr. Preis M. 5.—

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.







[illegible] Jahrgang Mai 1911

[illegible]t und Frau / [illegible] von Elisabeth [illegible]-Kühne

[illegible]ertis. [illegible] in dubiis

[illegible]ie Stimmrechtsbeweg[illegible] zugunsten der [illegible] an Anhänger-schaft und Bedeutung [illegible]. [illegible] Krieg [illegible] den die englischen Suffragetten führen, [illegible] die [illegible] Aufmerksamkeit. In Norwegen ist die erste [illegible] ins [illegible] gezogen. In [illegible] hat die Regierung die [illegible] des allge[illegible]rechts auf [illegible]n ins Auge gefaßt. [illegible] Frauen das [illegible] passive Wahlrecht für [illegible] anerkannt. Die [illegible]tische Partei agitiert in [illegible]tädten für das Frauen-[illegible]. Kurz — die Frage des [illegible]s für berufliche Inter-[illegible]ung wie in kommunalen und [illegible] Angelegenheiten tritt [illegible]lichkeit in europäischen Kulturlän[illegible] ins [illegible] in [illegible]d Neuseeland die Frage [illegible] [illegible] gebietet, Stellung zu nehmen. [illegible] [illegible] zu gehorchen, der mit [illegible] [illegible] zwischen den Geschlechtern [illegible] [illegible]lichkeit der Natur[illegible] [illegible]en der Fall ist.

[illegible]int es kaum angängig, [illegible] irgend eine [illegible]hren natürlichen Zusammen[illegible] [illegible]chten. Die [illegible] hat sich vielmehr zunächst mit [illegible] zu beschäftigen, aus [illegible] diese neue Frucht politischen Lebens emporwachsen und reifen soll, [illegible]en zuerst das Verhältnis von Frau und Staat allgemein zu beleuchten.

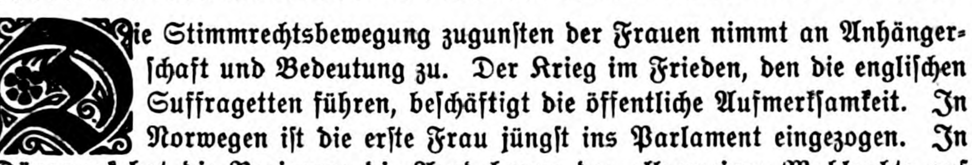




Achter Jahrgang Mai 1911

Staat und Frau / Eine Studie von Elisabeth Gnauck-Kühne

Unitas in certis. Libertas in dubiis.



Die Stimmrechtsbewegung zugunsten der Frauen nimmt an Anhängerschaft und Bedeutung zu. Der Krieg im Frieden, den die englischen Suffragetten führen, beschäftigt die öffentliche Aufmerksamkeit. In Norwegen ist die erste Frau jüngst ins Parlament eingezogen. In Dänemark hat die Regierung die Ausdehnung des allgemeinen Wahlrechts auf die Frauen ins Auge gefaßt. Die belgische Kammer hat den Frauen das aktive und passive Wahlrecht für die Arbeiterschiedsgerichte zuerkannt. Die sozialdemokratische Partei agitiert in allen größeren Städten für das Frauenwahlrecht. Kurz — die Frage des Frauenstimmrechts für berufliche Interessenvertretung wie in kommunalen und staatspolitischen Angelegenheiten tritt der Öffentlichkeit in europäischen Kulturländern ins Bewußtsein, nachdem in Amerika und Neuseeland die Frage längst teils im Flusse, teils erledigt ist. Die Stunde gebietet, Stellung zu nehmen. Und auch der tut gut, der gebietenden Stunde zu gehorchen, der mit nichten einer ebenso öden wie unmöglichen Gleichmacherei zwischen den Geschlechtern das Wort redet, sondern von der Unterschiedlichkeit der Naturaufgaben ausgeht, wie es in den folgenden Seiten der Fall ist.

Nun erscheint es kaum angängig, diese Frage (so wenig wie irgend eine andere) von ihren natürlichen Zusammenhängen losgelöst zu betrachten. Die Untersuchung hat sich vielmehr zunächst mit dem Boden zu beschäftigen, aus dem heraus diese neue Frucht politischen Lebens emporwachsen und reifen soll, d. h. wir haben zuerst das Verhältnis von Frau und Staat allgemein zu beleuchten.

Unter **Staat** verstehen wir hier die obrigkeitlich geordnete Gemeinschaft von Vielen; unter **Frau** das weibliche Einzelwesen ohne Rücksicht auf seinen Familienstand.

Die beiden Faktoren Staat und Frau sind keineswegs eine neue, sondern uralte Verbindung; sie gehören aufs engste zusammen. Ein Staat ohne Frauen ist absolut undenkbar. Wenn der Staat die obrigkeitlich geordnete Verbindung von vielen ist, so müssen diese vielen erst vorhanden sein, ehe sie staatlich organisiert werden können. Und das Vorhandensein von vielen ist ohne die Frau schlechthin undenkbar. Jeder Mensch — der größte Staatenlenker wie der letzte Handlanger — hat zur Voraussetzung, daß eine Frau eingewilligt hat, ihre Geschlechtsaufgabe zu erfüllen. Gleichviel wie man sonst Frauenleistungen auf geistigem, künstlerischem, wirtschaftlichem Gebiete wertet, hier — bei Bestand oder Wachstum des Staates — sind sie schlechthin unersetzlich. Ein Staat ohne Kinder sinkt in sich zusammen wie ein Feuer, das sich selbst verzehrt. Ein Staat mit Geburtenüberschuß wächst, entfaltet sich aus sich heraus. Ohne Frauen aber keine Geburten, ohne Mütter keine Kinder. Auch der tapferste, männlichste, glorreichste Staat ist von der Geschlechtsleistung der Mütter absolut abhängig.

Bei der unvergleichlichen Bedeutung, die die Geburtenzahl für den Staat hat, ist es erklärlich, daß die Mutterschaft als die wichtigste, schlechthin als die spezifische Aufgabe des weiblichen Geschlechts gewertet wird. Als der erste Napoleon gefragt wurde, welche Frau er am höchsten schätze, zögerte er nicht mit der Antwort: ‚Die die meisten Kinder gehabt hat.' Seinem brutalen Willen zur Macht war der Mensch — Mann wie Weib — Instrument, Mittel zum Zweck. Ein ehrgeiziger Materialist. Wo der Materialist spricht, sei es auch aus Rasseninstinkt ohne persönlichen Ehrgeiz, da tritt die Geschlechtsaufgabe des Weibes, die Mutterschaft, nicht nur in den Vordergrund, nein, die Frau hat da überhaupt nur Sinn als Gebärerin und dies so absolut, daß ein Rassenhygieniker sich nicht gescheut hat, jüngst die weibliche Jugend mit dem Jungvieh zu vergleichen, das man auf die Weide schicken solle. Wer dem weiblichen Menschen ein rein vegetatives Dasein zuerkennt, muß früher oder später zu der Formel kommen: Gebärerin sein — oder nicht sein, eine Auffassung, die die Ledige, und sei sie noch so verdienstvoll, der Lächerlichkeit preisgibt, die uneheliche Mutter aber — und sei sie noch so liederlich — für ehrbar, ja ehrwürdig erklärt. Die Mutterschutzbewegung, sofern sie dieser Auffassung huldigt, ist nur konsequent. Wo aber eine Auffassung herrscht, die auch das Weib zur sittlichen Persönlichkeit erklärt, da wird man betonen, daß die Geschlechtsleistung nicht die alleinige Aufgabe der Frau ist, und von dieser Leistung selbst wird man sagen, daß sie nicht Ende und Inhalt der Weibaufgabe, sondern ihr Anfang ist. Wie Körper und Geist zusammenhängen, so muß mit der Naturalleistung an den Staat, der Mutterschaft, die **rechte Gesinnung** verknüpft sein, die erst die Naturalleistung menschenwürdig verklärt und über animalisches Triebleben hinaushebt: die **Mütterlichkeit**. Von diesem Standpunkte aus sehen wir auch gleich die Schwierigkeit behoben, die der materialistische Standpunkt gegenüber denjenigen Frauen

mit sich bringt, die nicht zur Ehe gelangen. Mütterlichkeit ist Gesinnung, ist Wesensart, und Gesinnung ist nicht an natürliches Triebleben geknüpft. Wir haben Rabenmütter, die ihre leiblichen Kinder mißhandeln, und wir haben Jungfrauen, die den vollen Zauber warmer, beruhigter Mütterlichkeit unwiderstehlich ausströmen, herrschend, indem sie dienen, siegend, indem sie sich selbst vergessen, gewinnend, indem sie sich verlieren. Die mütterlichen Jungfrauen sind unentbehrliche Glieder in Kirche, Staat und Gesellschaft. Wenn sie an der Naturalleistung des weiblichen Geschlechts — der Mutterschaft — nicht teilhaben, so doch an der feineren Hälfte dieser Leistung, an der Gesinnung, die durch den physiologischen Vorgang gestärkt und belebt werden soll, aber auch ohne ihn zur vollsten Blüte sich entwickeln kann. Die Mütterlichkeit ist Mutterschaft in ethischer Verklärung. Mütterlichkeit ist der Wesenskern des echten Weibes. Mütterlichkeit aber ist das Leben in anderen.

Bei der ungemeinen Wichtigkeit, die die Erfüllung der weiblichen Naturaufgabe für den Staat hat, ist es nicht zu verwundern, daß sie unter besondere Schutzmaßregeln gestellt worden ist. Die Einehe ist für das weibliche Geschlecht das Schutzinstitut, das sich männlicher Geschlechtsegoismus abgerungen hat. Nicht der Mann braucht Schutz, wohl aber das Weib. Das weibliche Individuum, das in die Ehe willigt, erwirbt das Recht auf Schutz des Mannes, der seinerseits mit der Schutzpflicht auch die Nährpflicht übernimmt. Dafür hat das Weib einen Preis zu zahlen: Es gibt seine freie Selbstbestimmung auf und ordnet sich dem Ehegatten unter. In dieser Zweitstellung der Gattin, in dieser Unterordnung eine Erniedrigung zu sehen, geht nicht wohl an. Kein Mädchen kann im Deutschen Reich zur Ehe gezwungen werden. Wenn es in die Ehe willigt, so ist's freiwilliger Entschluß. Es fällt dabei in die Wagschale, daß dieser freiwillige Entschluß zu bindender Unterordnung die Liebe des Gatten zur Voraussetzung, Versorgung und Schutz zur Ergänzung, das Mutterglück zum Zweck hat. Will die Jungfrau sich nicht unterordnen, so hindert sie niemand, ledig zu bleiben. Die Ledigen haben freies Bestimmungsrecht, sind den Männern unter dem Begriff der „Person" im Bürgerlichen Gesetzbuch gleichgestellt. Der Gesetzgeber hat nicht sowohl einen Schnitt gemacht zwischen den Geschlechtern, als vielmehr innerhalb des weiblichen Geschlechts zwischen ledigen und verheirateten Frauen.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die Ehe, das Bündnis zur Erfüllung der spezifischen Naturaufgaben der Geschlechter, Mann und Weib verschiedene Pflichten auferlegt. Die Naturaufgabe des Mannes mit Vaterschaft zu bezeichnen, analog der Mutterschaft, wäre ein rein formaler Schluß. Die Lasten des Mannes liegen nicht, wie beim Weibe, in der Geschlechtssphäre, sondern in der Schutz- und Nährpflicht. Bezeichnen wir diese Aufgabe kurz als Ritterschaft, so kommen wir zu der Formel, daß die Geschlechtsaufgabe des Weibes die Mutterschaft, die des Gatten die Ritterschaft ist, daß beide in der Ehe — entsprechend der Ungleichheit der Geschlechter — verschiedene Aufgaben haben, zu denen bei der Frau in allen erlaubten Dingen die Unterordnung unter ihren Ehegatten gehört.

Wenn in diesen Sätzen Gemeingültiges gesagt ist, so kommen wir nun zu einem Gebiete, auf dem verschiedene Meinungen sich kreuzen, wenn wir das Verhältnis der Geschlechter als solche zu einander untersuchen, nicht das Verhältnis des Gatten zur Gattin, sondern das außereheliche, bürgerliche Verhältnis der Geschlechter zu einander. Da können wir nun feststellen, das Verhältnis der Geschlechter als solche zueinander untersuchen, nicht das ist rein persönlich und erstreckt sich nicht auf andere Männer, sie kann nicht verallgemeinert werden. Wenn anderen männlichen Individuen gegenüber Unterordnung stattfindet, so nehmen auch Männer daran teil. Sie gilt da nicht dem männlichen Geschlechtswesen, sondern dem Berufe, dem Amte, der Stellung oder der Persönlichkeit. Jede Frau ist verpflichtet, der Weisung des Schutzmannes zu folgen, die Prinzessin so gut wie die Bettlerin. Mit ihnen aber auch der Prinz und der Bettler. Mit nichten wird es aber der Prinzessin einfallen, sich dem Schutzmann untergeordnet zu fühlen, sobald dieser nicht im Amt ist, denn die Unterordnung galt lediglich dem Amtsträger. Dem Direktor ordnen sich die Lehrerinnen wie die Lehrer seiner Schule unter, nicht aber die Lehrerinnen und Lehrer anderer Schulen. Dem Bauern ordnen sich die Knechte und Mägde seines Hofes unter, die Mägde des Nachbarhofes sind ihm ebenso wenig zur Unterordnung verpflichtet wie die Knechte. Kurz, von einer Unterordnung ‚der' Frau unter ‚den' Mann, d. h. von jeder Frau unter jeden Mann kann nicht die Rede sein, wir müßten sonst auch die Behauptung aufstellen, daß umgekehrt jeder Mann jeder Frau übergeordnet wäre, weil er Mann ist, daß sich also z. B. der Kutscher der deutschen Kaiserin übergeordnet fühlt, oder daß die diensttuende Dame der Bahnhofmission, die einen Mädchenhändler festnehmen läßt, diesem mit der Ehrerbietung begegnet, die man Übergeordneten schuldig ist, oder daß die Polizeiassistentin den halbwüchsigen Strolch, den sie zum Geständnis zu bringen versucht, mit der schuldigen Rücksicht, die dem Übergeordneten gebührt, behandelt.

Die Annahme einer allgemeinen Unterordnung des einen Geschlechts unter das andere (wie z. B. die Ablehnung der weiblichen Schulleitung seitens der Lehrer sie voraussetzt) ist unhaltbar, sie ist eine falsche Verallgemeinerung der Unterordnung der Frau unter *ihren* Ehegatten. Wie diese falsche Verallgemeinerung hat entstehen können, ist unschwer zu erkennen. Das eheliche Verhältnis basiert auf der Geschlechtsverschiedenheit. Mit der Geschlechtsverschiedenheit fällt die Unterordnung in der Ehe zusammen. Aus diesem Umstande zog man den Schluß: Wo Geschlechtsverschiedenheit ist, da ist Unterordnung und Überordnung, und da in der Ehe die Frau die Untergeordnete ist, so kam man zu der Annahme, daß überhaupt die Zugehörigkeit zum Frauengeschlecht Unterordnung bedingt. Dieser Schluß ist aber ein fehlerhafter, ein Kurzschluß, und auch hier entsteht durch Kurzschluß Feuer. Er entzündet den Widerspruch aller denkenden Frauen. Diese Schlußfolgerung übersieht, daß die Geschlechtszugehörigkeit keineswegs immer dieselbe Bedeutung hat, ihre Bedeutsamkeit vielmehr starken Schwankungen unterliegt. In der Ehe ist die Unterschiedlichkeit absolute Vorbedingung, die Schätzung des Geschlechtsmoments ausschlaggebend. In anderen Verhältnissen aber nicht. Zum Beispiel in beruflicher Beziehung

kann im Gegenteil die Geschlechtszugehörigkeit ein schädigendes Moment, ja ein positives Hindernis sein. Wenn der Unternehmer zu demselben billigen Tarif männliche Arbeiter bekommen kann, zieht er sie den weiblichen vor, ebenso der Ladenbesitzer. Der Geschlechtsunterschied ist vorhanden, aber seine Bedeutsamkeit und damit seine Wertung steht in schroffem Gegensatz zur ehelichen. Deswegen kann man aber auch die Bedeutung des Geschlechtsunterschiedes außerhalb der Ehe nicht verallgemeinern, und wenn man das nicht kann, kann man auch die in der Ehe aus der Geschlechtsdifferenz sich ergebenden Folgerungen nicht verallgemeinern. Wollte man das tun, so müßte man wenigstens konsequent alle Folgerungen verallgemeinern, also nicht nur die Unterordnung der Frau unter ihren Ehemann zur Unterordnung jeder Frau unter jeden Mann erweitern, sondern dementsprechend auch die Schutz- und Nährpflicht des Ehemannes zur Schutz- und Nährpflicht jedes Mannes gegenüber jeder Frau erweitern. Wenn man mit dieser Auffassung Ernst machte, wären mit Leichtigkeit alle verheirateten Fabrikarbeiterinnen dem Hause zurückgegeben. Denn wenn der eine Ehemann oder Vater der Nährpflicht nicht genügen könnte, müßten andere Männer eintreten. Eine progressive Nährpflichtsteuer würde im Handumdrehen die nötigen Mittel für den Unterhalt der Frauenwelt beschaffen und müßte sie beschaffen; als Entgelt für ihre angenommene Unterordnung hätte die Gesamtheit der Frauenwelt berechtigten Anspruch auf Verteidigung und Ernährung. Aus der (angenommenen) Unterordnung des weiblichen folgt die Nährpflicht des männlichen Geschlechts.

Wo wir auf die Ansicht treffen, daß das weibliche Geschlecht als solches dem männlichen untergeordnet sei, wird sie mit dem Argument gestützt, daß der Mann ‚der' Mensch und jede Abweichung von seinem Typ Minderwert bedingender Mangel sei. Der Mann hat sich selbst selbstherrlich zur Norm gesetzt, ein Verfahren, das so alt ist wie die Menschheit. Auch die Griechen wandten es an; sie dekretierten, daß alle anderen Barbaren seien. Das Volk Israel erklärte sich für das auserwählte. Heute noch sind in den Augen der Chinesen andere Völker Barbaren oder ‚weiße Teufel'. Die Kasten entspringen dem allzu menschlichen Bedürfnisse, sich als etwas Besseres abzusondern. Die freien Amerikaner haben die Hautfarbe als Rassenmerkmal zur Norm gesetzt; Neger und Mischlinge sind infolge ihrer Hautfarbe untergeordnete Wesen. So ist der Wunsch, höher zu stehen, auch der Vater des Gedankens, daß der männliche Typ die Norm sei, jede Abweichung Mangel, mithin Minderwertigkeit bedeute. Nun darf hier freilich nicht übersehen werden, daß der männliche Typ in der Tat einen natürlichen Vorzug vor dem weiblichen hat, der ihn in den Urformen der menschlichen Gesellschaft naturnotwendig zur Herrschaft geführt hat: die Muskelstärke. Die in etwa soziologisch orientierten Frauen werden den Einwand nicht unterdrücken, daß dieser Vorzug ein erworbener, mithin zufälliger sei, daß die Geschlechter in der Urzeit sicher weniger differenziert gewesen sind, wie ja noch heute bei Naturvölkern die Geschlechter sich ähnlicher sind als bei den Kulturvölkern. Aber wenn wir dieser Annahme auch zustimmen, so bleibt für uns doch bestehen, daß jetzt die Geschlechter stark diffe-

renziert sind, und daß das männliche dem weiblichen an Muskelstärke überlegen ist. Nicht nur in den oberen Schichten. Selbst auf dem Lande werden die schwersten Verrichtungen Männern übertragen. Nur lebensfremde Frauen können über die Bedeutung dieses Vorzugs lächeln. In der Tat ist bis auf den heutigen Tag trotz aller aufgeblasenen Kulturrenommage das Recht des Stärkeren ausschlaggebend. Trotz des Haager Kongresses leben wir im bewaffneten Frieden; mit der Hand am Schwertgriff stehen die Völker sich gegenüber. Noch heute gilt Körners Wort: ‚Das höchste Heil, das letzte, liegt im Schwerte.' Weite Kreise fußen bewußt oder unbewußt noch auf diesem Recht. Der Hammersteinsche Arbeiterkatechismus spricht klipp und klar aus, daß die Frau dem Manne gehorchen soll, weil er der Stärkere ist. Freilich steht mit dieser Verherrlichung des Rechts der starken Faust nicht der Stolz in Einklang, mit der man sich der Kulturentwicklung Deutschlands rühmt. Zu den Kulturgütern gehört das Faustrecht nicht. Wohl aber gehört dazu sein Gegenteil: die unbedingte Sicherheit der Schwächeren. So fehlt es nicht an Schriftstellern, die als Maßstab für die Kulturhöhe eines Landes die Stellung des schwächeren Geschlechts ansehen. Und in Irland, dem wirtschaftlich ruinierten Lande, kann man hören, daß die Eingeborenen sich alter Kultur rühmen, indem sie behaupten, ein junges Mädchen könne in Irland unbesorgt allein von Nord nach Süd, von Ost nach West wandern. Aber auch wer die starke Faust für eine des Kulturmenschen würdige Waffe hält, muß zugeben, daß die Begründung einer Vorzugsstellung durch die stärkere Faust nicht unbedenklich ist. Körperstärke ist ein unsicherer Besitz. Der Mann, der Herrschaft beansprucht, weil er der Stärkere ist, verliert diesen Anspruch, sobald er durch Krankheit, Alter oder Unfall invalid wird. Die Herrschaft über ihn würde damit an Frau oder Kinder übergehen. Des weiteren ergibt sich, daß die Frauen, da das Streben nach Vervollkommnung nun einmal im Menschen liegt, durch die Normsetzung des männlichen Typs mit zwingender Notwendigkeit entweiblicht und auf eine falsche Bahn gedrängt werden müssen. Wenn die Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht wirklich einen (Unterordnung bedingenden) Mangel bedeutete, so wäre unvermeidlich, daß gerade die besten, strebsamsten, am eifrigsten nach Vervollkommnung ringenden Frauen möglichst wenig weiblich sein möchten, sondern zum Normaltypus sich hinaufzuentwickeln bestrebt sein müßten. Je erfolgreicher sie nach Vermännerung trachten würden, um so vollkommener wären sie. Das unweiblichste Mannweib wäre damit die Blüte seines Geschlechts. Welches edle, strebsame Weib würde dann noch Mutter sein wollen?

Ganz anders liegt die Sache, sobald sich menschlich erklärlicher Hochmut entschließt, auf Vorzugsstellung zu verzichten, und den männlichen Typ als die eine, den weiblichen Typ als die andere ebenbürtige, gleichwertige Verkörperung der Menschheitsidee anzusehen. Dann ist die Prämisse zu befriedigenden Schlüssen gegeben. Von dem Eheverhältnis abgesehen, wo die Unterordnung des Weibes eine mit dem Stande gegebene und mit diesem freiwillig gewählte ist und unvergleichliche Äquivalente bietet, von diesem Sonderverhältnis abgesehen, ist durch Geschlechtszugehörigkeit keine Unterordnung bedingt. Kein Geschlecht kann zu dem andern sagen: Ich bin mehr als du, so wenig wie das Ohr dem Auge

vorwerfen kann, es sei minderwertig, weil es nicht hören kann. Auf diesem Wege kommen wir auch zu der einzig befriedigenden Zielsetzung: Nicht Mannähnlichkeit soll das Weib, nicht Weibähnlichkeit der Mann erstreben. Der männlichste (d. h. ritterlichste) Mann und das weiblichste (d. h. mütterlichste) Weib verkörpern am besten die in ihrem Geschlecht liegende (göttliche) Schöpferidee. Der männlichste Mann und das weiblichste Weib sind die vollkommenen Verkörperungen.

Was ist der Staat nun für diese beiden Typen, und was sind sie ihm?

Von der Leistung des Mannes für den Staat zu reden, erübrigt sich. Der Mann ist der Träger der Staatsgewalt, der Gesetzgebung, der Verwaltung, er ist der Organisator und Verteidiger des Staatsbaues. Freilich auch sein Zerstörer. Revolution, Umsturz ist Männerwerk.

Was aber hat die Frau für den Staat bedeutet, und was wird sie ihm bedeuten? Eingangs wurde schon auf die elementare Bedeutung der Mutterschaft hingewiesen. Ohne Kinder kein Staat, ohne Mütter keine Kinder. Aber die Mutterschaft ist nur der Anfang der weiblichen Aufgabe; als die wesentliche Vollendung erkannten wir die Mütterlichkeit. Durch die rein physiologische Mutterschaft kann auch die wilde Horde, die regellose Zigeunerbande erhalten werden. Mütterlichkeit aber will Ordnung, Beständigkeit, Sicherheit, Zurückgezogenheit, Ruhe, wie sie nur die organisierte Gesellschaft, die wir Staat nennen, gewährt. Unter dem Schutz des Familiendaches, in der Wärme des eigenen Heims reift die Blüte, gedeiht die köstliche Frucht, die wir Mütterlichkeit nennen. Sie schafft dem Gatten ein Heim, sie verwaltet das Heim, sie setzt ihn frei für Beruf und Bürgerpflicht. Kehrt er heim, kann die Außenwelt versinken, er kann Kampf und Enttäuschung, Neid und Verleumdung vergessen; Friede umfängt ihn. Wo Mütterlichkeit herrscht, da ist gut sein, da herrscht ein wohliges Behagen, das zum Ausruhen und Verweilen einlädt. Mütterlichkeit hilft Schmerz tragen, ist trostreich und milde, und Mütterlichkeit ist voll heller Freude bei jedem Gelingen der Ihrigen. Mütterlichkeit erzeugt sehr greifbare Dinge, hausfrauliche Sorglichkeit in Speis und Trank, gesunde Sauberkeit, Fürbedachtsamkeit für alle, für Mann und Kinder und Dienstboten, Pünktlichkeit, ohne daß der abgehastete Mann zu mahnen braucht, Sparsamkeit, so daß Frau Sorge draußen bleiben muß. Aber auch unwägbare und unerklärliche Dinge haften der Mütterlichkeit an. Warum ist das Heim anheimelnd, in dem sie herrscht? Warum schmeckt das Brot, das Mütterlichkeit reicht, besser als anderwärts teurer Kuchen? Warum blinken die Fenster anders, warum sind die Blumen farbiger, wo Mütterlichkeit herrscht? Warum gedeihen die Kinder besser, und warum machen sie den Eltern Ehre? Wie kommt's, daß der kundige Blick den Kindern von weitem ansehen kann, ob Mütterlichkeit daheim waltet oder nicht? Ihr Einfluß beglückt und sittigt, befreit und züchtigt, spornt zum Guten, dämpft Häßliches, gleicht aus und mildert, aber wacht unerbittlich über die Schranken, die die guten Sitten ziehen.

Aber was soll dies alles für den Staat bedeuten? Es bedeutet, daß dem Staat wertvolle Männer leistungsfähig, Kinder gesund erhalten werden, und

daß in den Kindern ihm Bürger und Bürgerinnen heranwachsen, die daheim zu den staatsbürgerlichen Tugenden erzogen werden, wirksamer als besondere Vereine und Schulstunden dies ermöglichen. Wie die Familie rein physisch die Quelle des Lebens und damit des Staates ist, so ist sie auch die Quelle staatsbürgerlicher Tugenden. Und in der Familie fällt die Hauptlast der Erziehung heutzutage der Mutter zu. Den Mann beanspruchen Beruf und Politik. Die rechte Mutter bildet ganz in der Stille ihre Kinder zu Staatsbürgern aus. Alle Tugenden, die sie daheim üben müssen, sie können sie ohne weiteres im Staatsleben (im Dienste der öffentlichen Angelegenheiten) verwerten. Ein Kind z. B., das daheim Gehorsam üben mußte, hat vor dem Wildling einen großen Vorsprung, es wird als Erwachsener leichter Gesetz und Ordnung respektieren, die Über- und Unterordnung im Staat selbstverständlich finden, hat es doch nicht gelernt, daß jeder sein eigener Herr, Autorität mit Unterdrückung gleichbedeutend ist, und daß die Würde des freien Menschen die Devise bedingt: Ni Dieu ni maître! Das Kind, das daheim recht erzogen wurde, es wird als Erwachsener die Gesinnung betätigen, die man jetzt pflegwürdig und preiswürdig befunden hat, die staatsbürgerliche, die bei Licht besehen aber nichts anderes ist als alter Wein in einem neuen Schlauche. Davon überzeugen wir uns, wenn wir fragen: Wie tritt sie in Erscheinung? Staatsbürgerliche Gesinnung hat Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, stützt die Ordnung, zahlt ehrlich Steuern, lebt den eigenen Kindern und den Mitbürgern Opfermut vor, wenn das Vaterland in Gefahr kommt oder das Recht gebeugt werden soll. Staatsbürgerliche Gesinnung sorgt für die Versicherungsmarken der Untergebenen, bezahlt pünktlich die Lieferanten, feilscht nicht um ein Stück Brot für die Einquartierung, begnügt sich nicht mit dem schlechtesten Gelaß für Dienstboten. Staatsbürgerliche Gesinnung bekunden heißt Andersdenkende nicht verfolgen, verleumden oder verachten, heißt keinen Klassenhaß oder konfessionellen Hader schüren, sondern das Vaterland durch Einigkeit stark sehen wollen, heißt nicht durch Kastengeist oder Kastendünkel andere kränken, heißt keine Privilegien beanspruchen, heißt die wirtschaftliche Notlage eines Mitbürgers nicht ausnützen.

Eine Mutter, die ihre Kinder zur Betätigung solcher Grundsätze gewöhnt, erzieht dem Staate gute Bürger, und wenn sie dabei noch für das körperliche Gedeihen der Kinder gewissenhaft sorgt, so trägt sie zum gedeihlichen Wachstum des Staates ebensoviel bei wie der Höchstkommandierende der Armee oder der Kanzler des Reichs. Wenn dieser den Staatswagen lenkt, so hat *sie* gesorgt, daß er Fahrgäste hat, und daß diese ihn nicht umstürzen, und wenn jener den Kriegsplan entwirft, so hat *sie* gesorgt, daß er ihn ausführen kann, indem er Soldaten hat, und zwar Soldaten, die gehorchen.

So hat die Frau dem Staat von alters her gedient, sie hat ihm im Notfall ihr Teuerstes, ihre Söhne, geopfert. Aber auch nur im Notfalle. Sie ist das beharrende Element gewesen und geblieben, das an Ruhe und Ordnung am meisten interessiert ist. Anerkannt hat es niemand. Der Staat hat keinen Orden für Mütterlichkeit und ihre stillen Verdienste, die ihr Glück in sich selbst tragen. Wohl hat die Familie den Wert der Mutter erkannt und gepriesen, wenn auch nur in schönen Worten. Der Staat anerkennt den Wert der Mütterlichkeit nicht.

Sonst hätten wir längst das weibliche Dienstjahr und damit die Gewißheit, daß die weibliche Jugend ausnahmslos vorbereitet wird auf die hausmütterliche Aufgabe, auf den denkbar schwersten, höchsten, verantwortungsreichsten, auf den Beruf der unbegrenzten Möglichkeiten. Dem Staat liegt nur an der Mutterschaft. Hier ist der Wöchnerinnenschutz der Gewerbeordnung eine zu begrüßende Tatsache. Etwas wie Wertung der Mütterlichkeit tritt in der Einführung der Frauenschule zutage. In der Fortsetzung dieser Linie kommen wir vielleicht noch dahin, daß ein Gesetzgeber Mittel und Wege findet, den Mann wieder zur erwerbenden Einheit zu machen, die Frau der Familie zurückzugeben — eine beglückende Hoffnung, wenn man gewaltsam die Augen vor der Tatsache verschließt, daß eine Familie auch eine noch so bescheidene Wohnung haben muß, und in den Großstädten infolge des geduldeten Bodenwuchers für einen erschreckend hohen Prozentsatz eine menschenwürdige Wohnung nicht erreichbar ist. Jedenfalls: Die Mütterlichkeit ist für den Kulturstaat nicht minder bedeutungsvoll wie die Mutterschaft. Wenn die Mutterschaft ihm Menschen schafft, so schafft die Mütterlichkeit ihm in der Familie Kulturmenschen, gesittete Bürger.

In der Gegenwart nun ist neben der aus den Neunzigerjahren stammenden frauenrechtlerischen Stimmrechtsbewegung eine starke geistige Strömung entstanden, die dies alte traditionelle Verhältnis von Frau und Staat kritisiert, untersucht und die öffentliche Aufmerksamkeit darauf lenkt.

Die Veranlassung zu dieser Strömung ist *die Veränderung, die in dem Verhältnis der Frau zum Staat vor sich gegangen ist.*

Wir haben gesehen, daß dies Verhältnis ein durch die Familie vermitteltes, *mittelbares* war.

In der Gegenwart ist es ein *unmittelbares*, ein direktes geworden.

Die wirtschaftliche Entwicklung hat die Struktur der Familie verändert, sie wird mehr und mehr eine bloße Konsumtionsgemeinschaft. Überflüssige Frauen werden aus der privatwirtschaftlichen in die volkswirtschaftliche Güterproduktion hineingezogen oder suchen in den freien Berufen Unterhalt und Lebenszweck. Wir haben (ohne Dienstboten) acht Millionen erwerbstätiger Frauen, das heißt Frauen, die das Haus teils gar nicht, teils nicht genügend, teils nur gewerblich beschäftigen und ernähren kann. Sie sind in Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr und freien Berufen tätig, sind aus dem Familienleben in das öffentliche Leben hineingezogen worden. Die Lebensbedingungen dieser Frauen haben sich verschoben. Sie stehen auf dem Felde neben männlichen Arbeitern, sie stehen im Fabriksaal neben Männern, sie stehen in Kontor und Ladengeschäft neben Männern, sie stehen aber in den meisten Fällen auch unter Männern. Während im Hause die Unterordnung unter die männliche Spitze Schutz und Versorgung mit sich brachte, bringt die Unterstellung im öffentlichen Erwerbsleben keines dieser Momente mit sich. Ja noch schlimmer. Die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau kann schmählich zu unerlaubtem Zweck ausgenützt werden. Der Arbeitgeber hat keine besondere Strafe dafür zu gewärtigen, da der bekannte Arbeitgeberparagraph bis jetzt noch nicht angenommen worden ist. Der Mann wird bei unlauterem Vorgehen vielmehr durch den Umstand ermutigt, daß die wirtschaftliche Abhängigkeit der Frau durch die politische Recht-

losigkeit verstärkt ist. Diese Rechtlosigkeit, die der besitzenden Frau nicht fühlbar wird, schädigt die Berufsfrau im öffentlichen Leben. Während die männlichen Erwerbstätigen ihre Interessen vertreten können, sind die erwerbstätigen Frauen zum Schweigen verurteilt. Zu den Krankenkassenwahlen sind sie zugelassen worden, bei Einführung der Kaufmanns- und Gewerbegerichte wurde ihnen nicht gewährt, ihre Interessen durch Wahl des Beisitzers vertreten zu dürfen. Das Arbeitskammergesetz wieder will Frauen zur Wahl der Vertreter zulassen. Einen festen Standpunkt bekundet diese schwankende Haltung nicht. Festigkeit wäre gewonnen, wenn die Sachlage ernstlich erwogen und die Gedanken zu Ende gedacht würden. Gemeinhin wird die ablehnende Haltung mit einem Hinweis auf die Bedeutung der Frau für die Familie begründet. Es dürfte ein Preis auf das Gelingen der Beweisführung ausgesetzt werden, daß den erwerbstätigen Frauen die berufliche Interessenvertretung nicht zuzubilligen wäre, ‚weil die Familie darunter litte'. Wo waren die so argumentierenden sorglichen Hüter des Hauses und der Sitte, als die erwerbstätige Frau die Familie gezwungenermaßen verlassen mußte? Sie hätte gern ein kleines, behagliches Heim, in das sie hineingehörte! Wer gibt es ihr? Niemand, wenn nicht sie selbst. Sie selbst muß für ihren Unterhalt sorgen, wenn sie nicht verhungern will. Schutzpflicht und Nährpflicht erkennt, ist sie ledig, ihr gegenüber kein Mann an. Mehr noch. Mit Unwillen sehen die Männer sie das Nötige für ihren Lebensunterhalt erwerben. In ihren Augen ist sie die lästige Schmutzkonkurrentin, die, wenn es irgend angeht, rücksichtslos hinausgedrängt wird. (Siehe die Verhandlungen des Verbandes der Deutschnationalen Handlungsgehilfen.) So hat die physisch und wirtschaftlich Schwächere unter schwierigeren Umständen als die Männer um ihr täglich Brot zu kämpfen. Daraus ergibt sich: Was die erwerbstätige Frau widerstandsfähiger und bewußter macht, ihre Leistung und ihre Ansprüche erhöht, das schränkt ihre Unterbietung des Mannes ein und wirkt dadurch mittelbar dahin, die weibliche Erwerbsarbeit überhaupt einzuschränken. Eine entschiedene Ermutigung der Frauen würde die Erteilung des Rechts sein, bei ihrer beruflichen Interessenvertretung mitzusprechen, indem sie zum Gewerbe- und Kaufmannsgericht, zu den Handwerks- und Arbeitskammern das Wahlrecht erhielten. Die männlichen Berufszugehörigen, die die weibliche Arbeit als Konkurrenz empfinden, würden sich alsdann eher herbeilassen, mit den weiblichen Erwerbstätigen gemeinsam vorwärts zu streben, sie mit emporzuziehen, anstatt sie mit brutalem Egoismus zu unterdrücken. Der Staat hat hier Gelegenheit, sich seiner edlen Aufgabe, die Schwachen zu schützen, eingedenk zu zeigen.

Aber die Erwerbstätigen sind es nicht allein, deren Beziehungen zum öffentlichen Leben durchgreifend verändert sind. Über zweihundert Städte haben Frauen als Waisen- oder Armenpflegerinnen herangezogen, teils als besoldete, stimmberechtigte Beamtinnen, teils im Ehrenamt, teils nur als Helferinnen mit beratender Stimme. Auch in Schulkommissionen finden wir Frauen. Dieser Fortschritt von Forderung zu praktischer Mitarbeit spiegelt sich greifbar in der Namensänderung des ältesten deutschen

frauenrechtlerischen Vereins, der noch heute blühend fortbesteht, des Allgemeinen Deutschen. Er hat seinem alten Namen den Zusatz beigegeben ‚zugleich Verband für Frauenarbeit und Frauenrechte in der Gemeinde'. Daß mit der Frauenarbeit in der Gemeinde gute Erfahrungen gemacht worden sind, hat ein preußischer Minister noch jüngst bestätigt. Sollte diese wertvolle Mitarbeit der Frauen nicht dadurch noch einflußreicher gemacht werden, daß alle Städte sich entschließen, den Beamtinnen oder ehrenamtlich tätigen Frauen das Stimmrecht in den Kommissionen oder Direktionen oder Deputationen zu erteilen, in denen sie als lebendiges Glied mitwirken? Es ist eine das Komische streifende Situation, wenn z. B. auf Bericht und Antrag einer Pflegerin Fürsorgeerziehung erwogen wird, die Frau aber, die den Fall vorträgt, die allein über ihn orientiert ist, bei der Beschlußfassung nicht mitstimmen darf. Auf den Bericht der Pflegerin müssen sich die Männer verlassen; die Ausführung des Beschlusses fällt ebenfalls auf ihr Teil, nur den Finger darf sie nicht heben, wenn die Männer über den Fall beschließen, den sie nicht aus eigener Anschauung kennen. Wenn die Beteiligten in dieser Situation ernsthaft bleiben, so kann es doch nur sein, weil ihnen die Komik nicht ins Bewußtsein tritt.

Schließlich hat das deutsche Frauengeschlecht in seiner Gesamtheit eine bedeutsam veränderte Stellung zum Vater Staat gewonnen durch das neue Vereins- und Versammlungsgesetz, das den Ausschluß der Frauen von politischen Vereinen und Versammlungen beseitigt hat. Diese Beseitigung kann nur den Zweck haben, die Frauen in die politischen Vereine und Versammlungen einzubeziehen. Man öffnet eine Tür, um einzulassen. Die Wirkung des Gesetzes tritt in Erscheinung dadurch, daß die sozialdemokratische Agitation in der Frauenwelt aufs neue, und zwar mit Erfolg eingesetzt hat. Die liberalen Parteien haben sich begnügt, Frauen in ihre Vorstände aufzunehmen. Ein Teil der liberalen Frauen hat sich unter Führung und Vorsitz von M. Lischnewska zu einer liberalen Frauenpartei zusammengeschlossen und macht für die liberalen Parteien Propaganda, obschon diese sich wenig entgegenkommend zeigen. Die in der Fortschrittlichen Volkspartei organisierten Frauen haben 1910 in Frankfurt a. M. einen Ausschuß gebildet, dessen Vorsitzende Martha Zietz, dessen Führerin aber wohl Dr. Gertrud Bäumer ist. Das Zentrum hat weibliche Mitglieder in den Angehörigen der Windthorstbunde. Neu ist auch der ‚Deutsche Frauenbund' unter Vorsitz von Frau v. Alten, der zu keiner Partei schwören, sondern die Frauen in das Verständnis politischer und sozialer Aufgaben einführen will. Auf katholischer Seite hat der Franziskanerpater Dr. Heribert Holzapfel sich zu der neuen Stellung der Frau im Staate geäußert und den Folgen mutig ins Gesicht gesehen. Die österreichische katholische Reichsfrauenorganisation hat auf ihrem ersten Verbandstage die Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten erörtern lassen.

Welches ist nun die Folgerung, die sich aus dem neuen Vereins- und Versammlungsgesetz ergibt, das die Frauen zum Staat in unmittelbare, direkte Beziehung gestellt hat? Kurz gesagt: das politische Stimmrecht. Man hat den Frauen die Tür geöffnet und sie eintreten lassen. Es ist nicht verwunderlich,

daß sie nun auch mitraten wollen; mittaten dürften sie auf caritativem Wege ja immer. Die Frage des politischen Frauenstimmrechts wird früher oder später aufgerollt werden müssen. Es ist ein Gebot vorschauender Klugheit, bei Zeiten abzuwägen, zu einer Stellungnahme zu kommen. Auch die, die der Sache keinerlei Förderung angedeihen lassen, werden zugestehen, daß das Problem ebenso zeitgemäß wie interessant ist. In Fluß gekommen ist es in Deutschland durch die älteren Vereine für Frauenstimmrecht, die nunmehr zu einem Verbande mit Sitz in Dresden unter Adelheid von Welczek zusammengeschlossen sind. Sie agitieren unermüdlich durch Wort und Schrift für Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf die Frauen. Der westdeutsche Verein für Frauenstimmrecht unter Führung von Elsbeth Krukenberg begnügt sich, das jeweils herrschende Wahlrecht für die Frauen zu fordern.

Die erste Forderung an uns selbst bei dieser Untersuchung dürfte sein, daß wir nicht schon vor der Erwägung mit unserem Urteil fertig sind, das heißt mit Vor-Urteil an die Sache herangehen. Die Gefahr, nicht nach Gründen, sondern nach Temperament, d. h. nach Neigung oder Abneigung zu entscheiden, ist hier sicherlich besonders groß, ganz abgesehen davon, daß die Kirche noch nicht gesprochen hat*; von der Frage der Beteiligung weiblicher Personen an öffentlichen Angelegenheiten also gilt: ‚Libertas in dubiis'. Brechen wir mit der Gewohnheit, bei der Vorstellung der politischen Frau durch Ideenverbindung eher zu den Fliegenden Blättern als zur Königin Luise von Preußen geführt zu werden, die der Politiker war, den das Hohenzollernhaus damals brauchte!

Bei der Erörterung der Frauenstimmrechtsfrage führen die Gegner gewöhnlich ins Feld, daß das Stimmrecht, wie auch der Name sagt, ein Recht sei, und daß dem Recht Pflicht gegenüberstünde, daß der Mann dieser Pflicht genüge durch die Verteidigung, nicht aber das Weib. Unter allen Argumenten gegen das Frauenstimmrecht trägt keines den Stempel der Einseitigkeit so an der Stirn wie dieses. Sicherlich verteidigt der Mann und nicht das Weib den Staat. Verteidigung ist nicht die Naturaufgabe des Weibes, wie wir hörten, wohl aber gehört sie zur spezifischen Geschlechtsaufgabe des Mannes. Ihm die Ritterschaft, der Frau die Mutterschaft! Er setzt bei der Verteidigung des Vaterlandes sein Leben aufs Spiel, sie indem sie dem Vaterlande Verteidiger gebiert. Wenn es dem Manne gelingt, seine Aufgabe als eine von beiden, die weibliche als die andere anzusehen, so wird dies Argument fortfallen. Schon der Hinweis auf die Unentbehrlichkeit der Mutterschaft müßte sie vor Unterwertung im Vergleich zur Ritterschaft schützen. Eine Periode des Staates ohne Krieger ist denkbar, ohne Mutterschaft nicht. Wenn aber der Mann für die Erfüllung seiner Geschlechtsaufgabe belohnt wird, warum nicht das Weib? Und warum besitzen denn auch das Wahlrecht diejenigen Männer, die zum Militärdienst untauglich befunden sind, während es für die berufsmäßigen Vaterlandsverteidiger ‚ruht'? Und warum dürfen in einzelnen Bundesstaaten —

* Die Angabe des Berliner Tageblattes vom 7. April 1911, Papst Innocenz IV. habe sich 1202 für politische Betätigung der Frauen entschieden, muß doch wohl erst nachgeprüft und bestätigt werden.

z. B. in Preußen — keineswegs alle Männer direkt wählen, obschon sie dienen? Wenn das Wahlrecht durch Verteidigungspflicht bedingt wird, so liegt in dieser Auffassung das Verdammungsurteil jedes Wahlrechts, das nicht mit dem Reichstagswahlrecht übereinstimmt.

Hier kommen wir auf den springenden Punkt.

Wer für die allgemeine, gleiche, geheime Wahl ist, der erklärt sie als ein Recht, das aus dem Naturrecht abzuleiten ist, als ein Menschenrecht. Von diesem Standpunkte aus zwingt die Logik geradezu, auch den Frauen, die ebenfalls als Menschen geboren sind, dasselbe Recht zuzuerkennen. Hier gibt es logisch nur ein Entweder — Oder. Entweder das Wahlrecht ist ein *natürliches Menschenrecht*, dann müssen es auch die Frauen haben, die zweifelsohne *als Menschen geboren* sind, oder es ist kein Menschenrecht, dann können auch nicht alle Männer es beanspruchen.

Anders liegt die Sache, wenn das Wahlrecht an Bedingungen geknüpft ist. Wenn Bedingungen gestellt werden, kann auch die Geschlechtszugehörigkeit eine sein. Freilich würde diese Bedingung insofern doch nicht den Stempel der Logik an sich tragen, als bei der Klassenwahl, die statt Verteidigungspflicht die Steuerleistung in Rechnung stellt, von den weiblichen Personen die gleichen Steuerpflichten dem Staat gegenüber getragen werden. Dieser Gedanke war auch wohl denjenigen Männern unbequem, die unter bestimmten Umständen den Frauen wenigstens das Kommunalwahlrecht zuerteilten — freilich um es durch Vertreter auszuüben. Der Gedanke, daß die Frauen nicht persönlich einen Stimmzettel abgeben sollen, kann durchaus höflicher Rücksicht entspringen, es berührt nur eigen, daß die Männer statt der Möglichkeit, sich vertreten zu lassen, den Zwang statuierten, es zu tun. Aber es ist vielleicht nicht möglich für ein weibliches Wesen, sich hier ganz auf den Männerstandpunkt zu versetzen und nachzuempfinden, welche Folgen das Erscheinen von Frauen im Wahllokal haben könnte, oder klar zu sehen, ob man sich *vor* den Frauen oder *für* die Frauen fürchtet — was beides gleich schlimm ist.

Wenig stichhaltig für den Ausschluß der Frauen vom Stimmrecht erscheint auch die Begründung, daß das Wählen eine *Pflicht* sei und der Mann diese Pflicht habe, die Frau nicht. Jedenfalls betrachtet die Mehrzahl der Männer das Wahlrecht als ein Recht. Wie wäre anders der Sturm zu erklären, den die bloße Erwägung der Einschränkung des Reichstagswahlrechts hervorruft? Um eine Pflicht pflegt man nicht so eifrig zu kämpfen, ihr droht eher die Gefahr, leicht und gern abgewälzt zu werden. Auch Bismarck sah in der Stimmabgabe vorwiegend das Recht. ‚Wer keine Stimme hat, hat kein Recht,' sagte er. Aber nehmen wir gutmütig an, die Männer sähen im Wahlrecht wirklich nur eine Wahl*pflicht*. Dann sollten sie sich doch freuen, wenn die Frauen ihr Teil davon fordern! Herrscht bei den Frauen dagegen die Auffassung vor, daß die Stimmabgabe ein Recht sei, so schließen sie damit den Pflichtbegriff keineswegs aus, sondern setzen ihn voraus. Nur auf Grund von Pflicht kann man Recht fordern. Und die Frauen haben tatsächlich, wie bereits ausgeführt wurde, *ernste Pflichten ins Treffen zu führen*, nur auf anderen Gebieten als die Männer. Und hier kommen wir auf den zweiten springenden Punkt:

die Unterwertung der hausmütterlichen Aufgabe. Wenn die Männer wüßten, was es mit diesen Pflichten auf sich hat, welche Fülle von Können und Wissen, von körperlicher und geistiger Kraftausgabe der Hausmutterberuf bedeutet, sobald er richtig erfaßt wird, sie würden sich klar sein, daß unsere Kultur ebensosehr auf weiblicher wie auf männlicher Leistung beruht, und würden nicht anstehen, die weibliche Pflichtleistung der ihrigen völlig gleichwertig zu nennen und anzuerkennen. Ein Pflichtenkreis von gleichem Wert wie der männliche dürfte füglich mit jenem Recht gekrönt werden, das die Männer nur üben können, weil die Frauen ihre Pflichten erfüllt haben, konkret gesprochen: weil ihre Mütter sie geboren und großgewartet haben.

Schließlich hat man gegen die Erteilung des Frauenstimmrechts auch die praktische Erwägung ins Treffen geführt, daß man doch nicht allen Frauen das Stimmrecht geben könnte, daß bei vielen die ausreichende Befähigung fehlen würde, daß aber die Festsetzung einer Grenze schwierig sein würde. Aber warum sollten die Frauen nicht alle für den Reichstag wählen wie die Männer? Die Ackerknechte in Masuren, die Fischer auf den Halligen, die Holzfäller im Hochgebirge haben ja auch alle das Wahlrecht, sie werden auch nicht erst auf ihre Befähigung zur Wahl geprüft. Auch die Frauen, die keine Kinder dem Staat geschenkt haben, müßten wählen können analog den Männern, die ihrer Militärpflicht nicht genügen können. Übrigens erzwingt die Besorgnis, den Frauen könnte die ausreichende Befähigung fehlen, den Hinweis auf die beruhigende historische Tatsache, daß unter der Zahl weiblicher Staatenlenker ein ganz überraschend hoher Prozentsatz bedeutender Persönlichkeiten sich befunden hat. Der Prozentsatz der großen Männer auf dem Throne erscheint daneben auffallend klein.

Ein weiterer Grund, durch den man den Ausschluß der Frauen von öffentlichen Angelegenheiten rechtfertigt, ist der, daß die Interessen der Frauen durch die Männer ja gut vertreten wären, daß Politik Männersache sei, die Frau ins Haus gehöre.

Der letzten Hälfte dieser Argumentation, der Behauptung, daß die Frau ins Haus gehöre, wollen wir freudig zustimmen. Die Frau hat tatsächlich das allergrößte, das allernächst liegende Interesse an ihrem ‚Haus'. Das ist zwar nicht wortwörtlich zu nehmen. Keineswegs braucht jede Frau Hausbesitzerin zu sein oder einen Hausbesitzer zu heiraten, aber eins ist zum ‚Heim' unerläßlich: Eine noch so bescheidene, kleine, enge Wohnung. Ohne Wohnung kein Heim. Das geht so weit, daß man die Fürsorge für die Wohnungsverhältnisse schlechthin als ein Kriterium der Fürsorge für die Frauen betrachten kann. Die Frau, die im eigenen Heim ausgefüllt ist, wird nicht versucht sein, ohne zwingende Notlage ihre Zeit in der Fabrik oder hinter dem Ladentische zu verbringen. Haben die Männer nun wirklich, wie das Argument behauptet, die Interessen der Frauen genügend vertreten? Schwerlich wird auch nur ein einziger Mann den Mut haben, die Frage zu bejahen, und jede Frau, die in die letzte Veröffentlichung z. B. der Berliner Wohnungsstatistik einen Blick wirft, wird traurig den Kopf schütteln. Etwa die Hälfte aller Berliner Wohnungen

sind Ein-Raum-Wohnungen und 4/5 aller Wohnungen bleiben unter der Zweizimmer-Grenze. In diesen Räumen leben nun 1,9 Millionen von den 2,1 Millionen Bewohnern Berlins, d. h. über 90 Proz. der Bevölkerung. Wo waren die Männer, die den Frauen versprachen, ihre Interessen zu vertreten, als nach und nach durch den Bodenwucher solche Zustände einrissen? Welche Männer haben angesichts solcher Zustände den Mut, zu behaupten, daß die Frauen sich um öffentliche Angelegenheiten nicht zu kümmern brauchen? Wer hat den Mut, Frauen zu sagen, daß die Tausende von Kindern in diesen überfüllten Räumen gut versorgt sind? Wer hat den Mut, zu sagen, daß Mütterlichkeit, Muttersorge mit diesen Schäden des öffentlichen Lebens nichts zu tun habe? Wie harthörig muß ein Gemüt sein, das vom Schrei dieser Tausende von Kindern nichts vernimmt! Mögen Männer über Krieg und Frieden entscheiden, über das Los dieser Kinder sollten Mütter mitsprechen, um die Wohnungsfrage dieser 90 Prozent sollten Frauen sich kümmern, Frauen beim Ergreifen von Maßnahmen gehört werden. Schlimmer können die Zustände nicht werden. Entstanden und gediehen sind sie unter männlicher Leitung.

Aber noch andere Übelstände des öffentlichen Lebens, auf die hier nicht eingegangen werden soll, erschüttern das Vertrauen nachdenklicher Frauen. Eine Abstinenzbewegung, ein Verband von Rechtsschutzstellen für Frauen, die abolitionistische Föderation, der Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild, der Verein zum Schutze der Kinder vor Ausbeutung und Mißhandlung, der Verein für Armenpflege und Wohltätigkeit, die Jugendfürsorge, das Kinderschutzgesetz, der Verein der Bodenreformer: sind diese Schutz- und Reformbestrebungen nicht alle durch schreiende Mißstände im öffentlichen Leben hervorgerufen worden? —

Ziehen wir die Summe.

Auf dem Wege kritischer Beleuchtung der Gründe, die von männlicher Seite gegen das Frauenstimmrecht ins Treffen geführt werden, kommen wir im Gegenteil nur zur Einsicht, daß die Ablehnung einer betrübenden Unterwertung der Mütterlichkeit entspringt. Wer von ihr einen hohen Begriff hat, der wird als eine Art Mütterlichkeitsrecht den Frauen Stimme geben wollen.

Wenn die Entscheidung für das Frauenwahlrecht, soweit das aktive in Frage kommt, eine Forderung der Vernunft und der Staatswohlfahrt sein dürfte, so ist damit noch keineswegs gesagt, daß das passive Wahlrecht dazu kommen müsse. Es ist ein rein formaler Schluß, daß, wer das aktive Wahlrecht habe, auch wählbar sein müsse. Besser, wenn das passive Wahlrecht sich organisch aus dem aktiven entwickelt. Jedenfalls müßten erst Erfahrungen abgewartet werden, ehe der Schritt vom aktiven zum passiven Wahlrecht ratsam erscheinen kann. Wie aber auch immer die Verhältnisse sich gestalten mögen — eins steht unerschütterlich fest: Die Frau, die Heim und Familie hat, gehört ins Haus. Die ihr räumlich nächsten Pflichten sind auch die moralisch nächsten, und sie kann ihre staatsbürgerlichen Pflichten niemals besser erfüllen als durch Muttersorge in ihrem engeren Kreise. Ausnahmen

bestätigen die Regel. Freilich wird man hier wieder entgegnen können: Wir haben neben acht Millionen erwerbstätigen Frauen nach der Berufszählung von 1907 mehr als 600 000 ledige Frauen ‚ohne Beruf und Berufsangabe'. Warum sollten sich unter ihnen nicht wählbare Kandidatinnen finden? Sie sind abkömmlich, ja die Betätigung mütterlicher Gesinnung in weiteren Grenzen könnte ein befriedigender Ersatz für versagtes Familienglück sein.

Lassen wir diese Frage offen.

Fest steht, es sei nachdrücklich zum zweiten Male betont, daß jede direkte Teilnahme der Frau an öffentlichen Angelegenheiten eine öffentliche Schädigung bedeutet, wenn sie auf Kosten ihrer Aufgaben in der Familie erfolgt. Wir haben die Hausmutterschaft den Beruf der unbegrenzten Möglichkeiten genannt. Und mit Recht. Durch Kinder können sich staatsbürgerliche Tugenden unberechenbar multiplizieren, ebenso aber auch zersetzende Einflüsse.

Ebenso gewiß ist aber auch, daß, wenn Mittel und Wege gefunden werden, die nicht voll ausgenutzte, brachliegende Gemütskraft der ledigen Frauen auszulösen und den Zeitbedürfnissen entsprechend dem Staate dienstbar zu machen, das große Ganze Gewinn davon tragen würde. —

Es erübrigt, die Bedenken zu erwähnen, die aus Frauenkreisen selbst stammen.

Tatsache ist, daß die Mehrzahl der Frauen das Stimmrecht bisher nicht begehrt hat, und daß manche zweifelt, ob Frauen in nennenswertem Maße Gebrauch davon machen würden. Der Hinweis auf die sozialdemokratischen Frauen entkräftet allerdings heute schon diesen Zweifel. Schwerer wiegt der Einwand, ob das Stimmrecht ein Glück für die Frauenwelt sein würde. Eine Antwort hierauf dürfte nicht leicht sein, wenn wir uns nicht erst über den Begriff Glück verständigen. Eine seichte Zufriedenheit, ein sattes Behagen, Beharren aus Trägheit wird durch das Stimmrecht allerdings nicht gefördert, das muß man zugeben. Ja noch mehr. Das politische Leben zeitigt Begleiterscheinungen, die höchst unerfreulich zu nennen sind und eine Einbuße an sittlichem Feingefühl zur Voraussetzung oder Folge haben. Ein sittigender Einfluß wäre dringend zu wünschen und freudigst zu begrüßen. Aber kann er von den Frauen ausgehen? Werden sie die nötige Widerstandskraft zeigen? Wie leidenschaftlich-rücksichtslos viele im Gegenteil dem Beispiel der Männer zu folgen bereit sind, zeigt die Kampfesweise der Suffragetten.

Aber diese Bedenken ruhen nur bei einer Minderheit der Frauenwelt, *sie sind zu zarter Natur für eine Nation, in der 8 Millionen erwerbstätige Frauen zum wirtschaftlichen Kampfe gezwungen sind*. Für diese 8 Millionen trifft es nicht mehr zu, daß ‚der Mann hinaus muß ins feindliche Leben, die züchtige Hausfrau aber drinnen waltet, daß die Räume wachsen, und das Haus sich dehnt'. Wenn wir den Mut haben, mit romantischen Idealen zu brechen und der nüchternen Wirklichkeit ins Auge zu sehen, so spitzt sich das Problem dahin zu: Wer das Reichstagswahlrecht in seiner Allgemeinheit für naturrechtlich begründet anerkennt — der muß logisch zur Ausdehnung dieses Rechts auf die Frauenwelt

kommen. Wer die Einführung des Reichstagswahlrechts für einen Mißgriff erklärt, der nicht wiederholt werden soll, der muß für seine Beseitigung eintreten. Entweder — oder. Jede Zwischenstufe ist Halbheit.

◆ ◆ ◆

Der Stand der internationalen Stimmrechtsbewegung im Mai 1911 ist folgender:

In Australien sind die Frauen den Männern politisch völlig gleichgestellt seit 18 Jahren. Die gemachten Erfahrungen wurden vom australischen Senat 1910 dahin zusammengefaßt, daß die Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen den wohltätigsten Einfluß gehabt habe und allen Staaten mit parlamentarischer Vertretung zu empfehlen sei.

In Amerika hat sich den vier Staaten Wyoming, Idaho, Utah und Colorado jetzt auch Washington angeschlossen.

In Europa besitzt der „Weltbund für Frauenstimmrecht" (1904 in Berlin gegründet) zahlreiche Gruppen.

In Deutschland wurde die Idee zuerst durch Lily Braun vertreten, die Bewegung 1902 durch Anita Augspurg ins Leben gerufen. Abgesehen von Elsaß-Lothringen und den Kleinstaaten hat jetzt jeder Bundesstaat seinen Landesverein; Mitglieds-Beitrag zwei Mark; besonders im Norden ist die Bewegung erstarkt. In Bayern will sie nicht gedeihen; hier zählt sie nur fünf Ortsgruppen: München, Nürnberg, Würzburg, Aschaffenburg, Lichtenfels. Am fortgeschrittensten ist Württemberg, indem es den Frauen Wählbarkeit zu den Landwirtschaftskammern zuerkannt hat.

In Finnland haben die Frauen seit 1906 das aktive und passive Wahlrecht zu allen politischen Körperschaften.

In Norwegen besitzen die Frauen seit 1907 Wahlrecht und Wählbarkeit zu politischen und kommunalen Körperschaften.

In Frankreich erhielten die Frauen 1908 die Wählbarkeit zu den Gewerbegerichten.

In Schweden haben die Frauen das aktive und passive kommunale Wahlrecht.

In England ist den Frauen 1909 neben den weitestgehenden Rechten in der Kommune die Wählbarkeit zum Bürgermeisteramt zuerkannt; es gibt dort zwei weibliche Bürgermeister.

In Holland hat der Regierungsentwurf zu einer Verfassungsänderung die Ausdehnung des politischen Wahlrechts auf die Frauen vorgeschlagen.

In Dänemark besitzen die Frauen seit 1908 das kommunale Wahlrecht; die Regierung beabsichtigt, ihnen auch das politische Wahlrecht zu geben.

In Italien besitzen die Frauen Wahlrecht und Wählbarkeit zu den Handelskammern.

In der Schweiz ist man im Kanton Zürich am weitesten gegangen, indem man nicht nur die Wählbarkeit der Frauen zum Gewerbegericht beschlossen, sondern in der Verfassung grundsätzlich ihre Wählbarkeit zu Staatsämtern anerkannt hat.

Die Quellen / Von Per Hallström

Es ist mir, als hätte ich dem Frühling nie so tief ins Auge und in die Seele geblickt wie damals. Ich war auch noch ein Knabe, und es war meine erste Fahrt in den Norden.

In den letzten Wochen, in der Schule, war die Jahreszeit des Erwachens gleichsam in der Ferne an mir vorbeigezogen, in den lichterwerdenden Nächten von den Zugvogelschwärmen hoch oben durch ergrauendes Blau getragen. Das Brausen des Stromes war immer heftiger mahnend erklungen; die Knospen der Kastanien hatten immer weißer im Licht gebrannt, und die großen lauen Tropfen des Regens hatten Unruhe erweckt, wo sie niederfielen.

Ging ich ein Weilchen zur Stadt hinaus, war der Reichtum rings um mich schon allzu fertig. Das Wunder ist geschehen, schien er zu sagen, du bist zu spät gekommen, um Zeuge davon zu sein. Jetzt ist ein langes Jahr und des schweren Winters Schnee zwischen uns, bis du wieder versuchen kannst, mein Wesen zu fangen, und es wird dir dann doch wieder ebenso ergehen.

Im vollen Julisommer saß ich dann in der Bahn und fuhr dem Waldland zu. Wo der Fluß breit und weißschäumend brauste, ging es in das Unbekannte. Und in den weiten blauen Höhen, in der hohen frischen Luft umwob es mich groß und wundersam träumend. Plötzlich fuhr ich überrascht auf und sah mit wachen Blicken auf das, was zunächst lag. Ich hatte den fliehenden Frühling eingeholt.

Wolkenleicht besäumten Birken- und Eschengebüsch das zarte Grün der Täler, unter dem noch gleichsam erfrorenen Dunkel der Nadelwälder, vor dem funkelnden Blau des Flusses. Sie schienen nicht mehr Körperlichkeit zu haben als die Gabe, in dem niedrigen Sonnenschein, der sie gleichsam auf seinen Strahlen schwebend hielt, zu funkeln und zu leuchten und ihren starken und feinen Duft in die kühle Abendluft strömen zu lassen. Unter ihnen, zwischen dem braunen Laub des Vorjahres, sah ich die Blumen, die ich nicht mehr hatte pflücken und besitzen können. Es war, als wäre der Geist eines jüngst Verstorbenen und sehnsuchtsvoll Vermißten mitten in dem Kreise der Lieben wieder auferstanden, wo sein Andenken sich schon zu verwandeln begann und von der Poesie des unwiderruflich Verlorenen umstrahlt wurde, als wäre er lächelnd und hell dagestanden und hätte leise geflüstert: Seht, hier bin ich, dies war mein Wesen, das ich euch niemals ganz zu geben vermochte; seht mich an, aber berührt mich nicht.

Und in seiner Wirklichkeit noch traumhafter als das Verflossene, bald mit der Zeit, die entschwand, zurückweichend, bald in sehnsüchtiger Unruhe vorwärtsfliegend, fand ich und verstand ich den Frühling.

Die Sonne ging unter, aber mit der Nacht kam nicht die Dunkelheit.

Ich glitt vorbei an stillen Seen, wo die steilen Ufer Kranz um Kranz aus den Kronen der Laubbäume erhoben; derselbe Duft wie zuvor ging von ihnen aus, doch kein Glitzern mehr. Nur eine bleich leuchtende Farbe in tausend Schattierungen, und tief unten ein oder zwei Sterne, die auf bebenden Zweigen brannten und zitterten. Kein Laut, nur das rollende Dröhnen des Zuges und das Echo, das sich hinter uns verlor, und hier und da eine Drossel, die mitten in ihren Trillern erschrocken innehielt.

Man konnte unmöglich glauben, daß all dies wirklich sei; in starrer prophetischer Hingerissenheit, in ihr Inneres hineinhorchend, zu den weißblauen Räumen des Himmels emporstarrend, lag die Erde ausgestreckt und gebunden da. Es sah aus, als sollte sie nie aus ihrer Verzauberung erwachen, und es war hoffnungslos, wenngleich lockend, ihre Rätsel und Geheimnisse erraten zu wollen.

Die Reise ging zu Ende, und von dem Brausen eines Wasserfalles, der nicht zu sehen war, eingewiegt, einer dumpfen Stimme, ich wußte nicht woher, wohl aus all dem Fremden und Kühlen, tauig Grauen und Frischen, schlummerte ich ein.

Als ich erwachte, war der Eindruck der Nacht im selben Augenblick versunken, in dem ich die Bekanntschaft des Wasserfalls machte und sah, aus welch fröhlich wildem und sorglosen Spiel seine Stimme sich erhob. Der Frühling, den ich eingeholt, war noch im vollen Tageslichte rings um mich, und ein neues fremdes Land umgab mich, in das ich mich einzuleben hatte.

Es war eine schöne Gegend, mit ziemlich hohen, bewaldeten Bergen, mit so langgestreckten Abhängen, daß sie zugleich den Eindruck der Größe und der Sanftmut machten, namentlich jetzt, wo das Dunkel der Nadelbäume überall in den Talmulden von dem glänzenden zarten Laub des Frühlings abgelöst wurde. Der Fluß strömte langsam dahin, ehe der Taumel des Wasserfalls ihn packte, und erweiterte sich zu einer Reihe weiter Seen, die zwischen Landzungen und Inselchen ineinander glitten. Man konnte, wenn man nur etwas höher stand, bis zu drei oder vier Wasserspiegel sehen, einer über dem anderen. Der Wald war unzugänglich und wild, voller Steine und Morast; in der Ebene dehnten sich zumeist öde Sümpfe, wo zwischen schwanken Hügelchen und schwarzen verkrüppelten Bäumen die Ziegen weideten. Erst dem Wasser entlang begann die Schönheit, oder auch, wenn man das Ganze in einem Blick sah, von dem überströmenden Lichte weich beglänzt.

An einem Nachmittag nun sah ich eine Szene, die für mich zu einer Zusammenfassung aller Erinnerungen und Eindrücke aus dieser Zeit wurde.

An dem Abhang zum Fluß hinab lag ein neuer kleiner Bauernhof, der im vorangegangenen Herbst von einem jungen zugewanderten Paar

erbaut worden war. Er war so neu, daß das Haus noch nicht gemalt war und die Farbe des Holzes noch kaum von der Sonne gebleicht. Die Ställe für die wenigen Tiere waren noch nicht fertig eingerichtet, es gab keinen Zaun und keine Wege, sondern das Ganze lag fröhlich und gleichsam wie zum Spiele mitten in das Frühlingsgrün eingebettet da. Einen Brunnen hatte man auch noch nicht, und eben um diesen handelte es sich jetzt.

Den Platz für einen Brunnen zu wählen, ist nicht jedermanns Sache. Denn Verstand und Armeskraft helfen wenig dabei, wenn man nicht die rechte Stelle finden kann, wo die Ader der Erdoberfläche am nächsten kommt und selbst gleichsam nach dem Licht trachtet. Es hat sich eine besondere Kunst herausgebildet, nach dem Wasser zu suchen, ja, Kunst ist nicht das rechte Wort, denn es läßt sich nichts dabei erlernen. Das einfache Gerät, die Wünschelrute, ist für alle da, aber es wird nicht in jeder Hand wirksam. Diese Macht ist im Gegenteil eine Gabe, die sich nur in gewissen Geschlechtern vererben soll, und jede Gegend hat ihren Vertrauensmann.

Hier war es ein Bauer namens Grels Olofsson auf By, und er war auch in so mancher anderen Hinsicht merkwürdig. Er hatte die Gabe, vielerlei Krankheiten und Körperschäden zu heilen, er war ‚weise'.

Diese Eigenschaft hängt gewöhnlich mit uraltem Aberglauben und Überlieferungen aus der Heidenzeit zusammen; die zur Anwendung kommenden Mittel sind oft absurd und roh, oft wieder tief poetisch und wurzeln zumeist in alten Opferbräuchen.

Bei Grels war es nicht so. Das Abergläubische spielte bei seinen Methoden keine Rolle. Die Mystik war wohl im tiefsten Grunde vorhanden, kaum von ihm selbst geahnt, aber ihr einziger Ausdruck war ein intuitiver Blick für das Wesen des Kranken, eine naiv anschauliche Phantasie, die ohne anatomische Kenntnisse den Zusammenhang und das Verborgene im körperlichen Leben unmittelbar zu sehen schien. Phantasie, das war vielleicht das ganze Geheimnis. Wer weiß, wieviel diese rätselvolle Eigenschaft des Menschen vermag und wie tief sie wurzelt? In allem, was geschaffen wird, lebt sie, sie ist vielleicht die größte positive Macht der Welt. In Dichtung und Sage schwebt sie frei umher, aber sie wirkt auch verborgen und stumm in den Werkstätten der Natur. Vielleicht ist sie im Menschen um so mächtiger, je weniger ausgesprochen sie ist und je enger mit dem verwoben, was nicht Stimme und Bewußtsein hat. So war es bei diesem Bauern, der sich niemals von den Wirklichkeiten des Lebens entfernte.

Nur selten mißlang ihm etwas, und er hatte nie einen gröberen Irr-

tum begangen; auch begegneten ihm die Berufsärzte nicht nur mit Nachsicht, sondern geradezu mit Hochachtung.

Er war ein fester, bedächtiger und entschlossener Mann, der rasch dachte, aber langsam und wenig sprach, in jedem Betracht die merkwürdigste und einflußreichste Persönlichkeit des Kirchspiels. Er war reich, wenn man es so nennen will, denn er hatte noch seinen Wald, aber schien sich nie verlockt zu fühlen, Kapital daraus zu schlagen, und lebte sein Leben ebenso einfach und arbeitsam wie der Ärmste. Für seine Dienste nahm er keine Bezahlung an, obgleich sie oft seine beste Zeit kosteten, er schien sie als Zerstreuung zu betrachten und führte sie mit einer stillen, bedächtigen Freude aus. Seit ein paar Jahren war er verwitwet und hatte zwei Kinder am Leben, einen Sohn und eine Tochter.

Ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen und betrachtete ihn neugierig, während ich mit Staunen und ein wenig Schulknabenüberlegenheit auf den unbekannten Akt wartete. Er war hochgewachsen und noch schlank, obgleich er sich dem Greisenalter näherte. Der Kopf war groß und kräftig geformt, die Augen klar wie die eines Kindes, mit ungetrübten Farben, obgleich der raschen Bestimmtheit, mit der er den Blick irgendwohin richtete, nicht die Strenge des Mannes gebrach. Streng war auch der Mund, den der leicht ergraute Bart ganz unbedeckt ließ, aber da war keine Härte zu finden, nur ein Ernst, den nie etwas zum Lachen verlockt zu haben schien.

Er saß auf der Erde und hörte stumm die ziemlich unnötige Geschichte des Bauern an, warum er gerade hier gebaut hatte, und wo er den Brunnen am liebsten haben wollte. Von Zeit zu Zeit sah er mit einem freundlichen Blick an ihm vorbei auf das trauliche kleine Haus, senkte die Augenlider halb und ließ sich die Sonne mit einer deutlichen Empfindung des Wohlbehagens gerade ins Gesicht scheinen, während seine starke Arbeitshand über das zarte Gras hinstrich. Er war über die Seen hergekommen, von dem Sohne und der Tochter gerudert, und stand noch unter dem Eindruck der Fahrt, die vielleicht in diesem Jahr die erste und ihm seit altersher lieb und wohlvertraut war. Sie mußte auch groß und eigentümlich gewesen sein an diesem stillen Abend: Jeder Baum auf dem Abhang scharf abgezeichnet in der spiegelnden Weite, jedes leuchtend rote Haus seinem eigenen Bilde zulächelnd, das sich von dem Schatten dort unten noch fröhlicher abhob. Alles eine einzige Welt der Klarheit, durch die man dahinschoß, eine Welt aus Wasser und Luft, beide gleich leicht, und darin schwebend die lichten und beinahe unwirklichen Bilder des Frühlings.

Jetzt ruhte er, jeden Atemzug genießend, und sammelte sich, wie er das zu tun pflegte, bevor er ans Werk ging. Trotz seines hellwachen Aus-

sehens, das so gar nichts Geheimnisvolles hatte, war etwas eigentümlich Lauschendes über ihm, und er gemahnte an die Märchengestalten, die das Gras wachsen hören konnten und vor denen die verborgensten Schlupfwinkel der Erde offen dalagen. Hinter seinem Rücken ging die Tochter, ein fünfzehn- bis sechzehnjähriges Mädchen, herum und pflückte Blumen.

Das ganze kleine Gesichtchen war frisch und rot wie eine Kirsche, obgleich die Frühlingssonne es schon leicht gebräunt hatte. Nußbraun war das krause Haar, das sie bloß trug, das Tüchlein war auf die Schulter gefallen, nußbraun auch die Augen, ungewöhnlich offen, mit kurzen Wimpern, das Licht spiegelnd. Die Gestalt war fein und biegsam, wie man sie oft in der Waldgegend findet. In ihrem grauvioletten Wollenkleide glich sie einer der flaumigen Blumen der Jahreszeit.

Grels stand auf und ging zum nächsten Gebüsch, um sich eine Weide zu schneiden. Er suchte lange und sorgsam und bog behutsam die Kätzchen der Zweige zur Seite. Und als er seine Wahl getroffen, konnte man bei dem Schnitt des Messers den Saft unter der glatten Rinde hervorspritzen sehen. Er schnitt den Zweig zu, so daß er die Form eines Y bekam, prüfte, ob er in den Griff der Hand paßte, und sah sich um, um das Erdreich zu beurteilen. Er schien es vielversprechend zu finden und nickte dem Sohne zu, der, widerwillig der Mahnung gehorchend, auf ihn zukam.

‚Versuche es noch einmal, du, Olof!‘ sagte er. ‚Du müßtest doch jetzt in den Jahren sein, versuche!‘ Und er reichte ihm die Wünschelrute. Der Jüngling nahm sie, noch immer widerwillig.

‚Wozu soll das gut sein?‘ fragte er. Aber da der Blick des Vaters bei seiner Mahnung beharrte, hielt er den Weidenzweig von sich ab und begann leicht gebeugt vorwärts zu gehen.

Es war ein sehr stark gebauter, hochgewachsener Achtzehnjähriger, rasch und hurtig, mit einem düstern Zug der Entschlossenheit über den Augen, im übrigen dem Vater ähnlich, nur daß der Mund größer, beweglicher war und etwas Unbefriedigtes hatte, halb verdrossen, halb sehnsüchtig.

Er ging ungeduldig und rasch den Abhang hinunter, und schien es unbehaglich zu empfinden, daß alle Blicke auf ihn gerichtet waren.

Der Vater folgte ihm mit den Augen.

‚Du beugst dich nicht tief genug herab, Olof,‘ sagte er. ‚Es ist wie das letztemal. So geht es nicht. Du denkst an etwas, und darum hast du keine Kraft.‘

Olof blieb plötzlich stehen.

‚Du weißt schon, woran ich denke,‘ antwortete er. ‚Das, wozu ich keine Lust habe, das kann ich auch nicht tun, dabei kann ich es nicht aushalten.‘

Die Schwester rief mit hellklingender Stimme:

‚Hieher, Olof! Warum kommst du nicht hieher? Man kann es ohne Wünschelrute finden, man sieht es ja an den Blumen. Hier muß die Ader gehen, denn hier stehen sie am frischesten. Kannst du denn nicht sehen?‘

Aber er hörte nicht auf sie, sondern reichte den Zweig hin, um davon befreit zu werden.

‚Das alles ist nichts für mich,‘ sagte er leise, ‚das weißt du ja ohnehin, und so geht es immer.‘

Grels sah ihn mißbilligend mit seinem klaren, ernsten Blick an, nahm schweigend die Wünschelrute, schloß die Augen halb vor dem Licht und begann seine Wanderung.

Er hielt die Hände an die Knie gepreßt und ging sehr langsam, so als suchte er in dem dünnen Grase etwas, den Abhang hinab, den fast unmerklichen Senkungen des Bodens folgend. Die niedrig stehende Sonne umhüllte seine eigentümlich tastenden Bewegungen und verbarg sie uns beinahe; die blanken Zweige der Birken glänzten wie Glas, und die halbentwickelten Blätter waren golddurchleuchtet. Ein Hauch von frischer Kühle und Duft zog durch die Abendluft, und man glaubte den Tau schon fallen zu sehen, da, wo die Blumen zwischen glitzernden Halmen leuchteten. Alle folgten wir ihm stumm aus der Ferne, und die junge Frau des Hauses, schwer von dem Kinde, das sie erwartete, und von der Eingeschlossenheit des vergangenen Winters, hatte sich auch herausgewagt und lächelte mit einem wehmütig matten und hoffnungsvollen Lächeln dem Frühling und der Sonne und der ersehnten Quelle zu. Da fuhr ein rasches, munteres, metallisches Zwitschern durch den Baum — es waren die Schwalben, die gerade kamen und dankbar den Nistplatz in dem neuen Häuschen fanden, und ihn gleichsam allem Glück und Wechsel des Lebens weihten.

Die Wünschelrute drehte sich langsam wie aus eigener mystischer Kraft und wies zur Erde nieder, ein fröhlicher Ausruf der Verwunderung stieg von allen auf. Aber Grels ging weiter, gebeugt, fast tastend wie zuvor, von dem Licht zu einer unbekannten, geheimnisvollen und freundlichen Macht vergrößert.

Plötzlich blieb er stehen, während die Weidenrute in kurzen Pendelschlägen zwischen seinen Händen hin und her schwang, die angestrengt und mit geschwollenen Adern sie kaum länger zu halten vermochten. Er bohrte sie in die Erde als Zeichen — die Stelle war gefunden. Dann richtete er sich auf, sichtlich ermattet, und wischte sich die Stirn. Auch da waren die Adern geschwollen, und seine Haut war rot unter dem Sonnverbrannten.

‚Hier,‘ sagte er zu dem Bauern, ‚brauchst du nicht sehr tief zu graben,

und das Wasser wird dennoch frisch und gut sein.' Und er nickte ihm und dem jungen Weibe und ihrem Heim freundlich aufmunternd zu. ‚Möge es euch zum Segen gereichen, und möget ihr viele an der Zahl und lang daraus trinken!

Man dankte ihm trotz seiner Ablehnung und sprach von Gegendiensten für die Mühe. Er fuhr sich noch immer müde über die Stirn und schien zögernd etwas zu überlegen. Dann rief er entschlossen den Sohn zu sich.

‚Ihr macht euch jetzt auf den Weg, all beide!' sagte er. ‚Ich bleibe hier, um zu sehen, daß die Arbeit ordentlich geschieht.'

Das war offenbar in solchen Fällen seine Gewohnheit, denn das Mädchen lächelte fröhlich wie über eine wohlbekannte Schwäche.

‚Es ist schade, daß du nicht mitkommst, Vater,' sagte sie. ‚Jetzt ist es noch stiller, und die Fahrt wird so schön sein.' Der Sohn nickte gehorsam, aber schien in seinem Innern Einwendungen gegen eine solche Vergeudung der kostbaren Zeit zu erheben. Dann gingen sie beide hinunter zu dem Boot.

Grels setzte sich wieder auf die Erde und ruhte aus, mit der braunen Hand das Gras streichelnd wie zuvor, zufrieden, auf diesem Fleck zu bleiben und die liebe Arbeit vor sich zu haben. Jetzt erst bemerkte er die Schwalben und folgte mit seinem klaren Blick ihren Flügelschlägen, die sich flimmernd durch das Blau zogen. Er schien so glücklich, wie ein Mann nur sein kann.

Das gab mir den Mut, ihn anzusprechen. Meine Phantasie war von dem Geheimnisvollen der Szene geweckt worden. Nie zuvor war es mir eingefallen, zu fragen, woher das Wasser in Quellen und Brunnen käme, und daran zu denken, was es für uns bedeutete; der Weidenzweig war mir auch ein Rätsel, das mein bißchen Kenntnis des Magnetismus trotz kühnster Spekulationen nicht lösen konnte. Nun wollte ich ebensoviel wissen wie er, und ich begann damit, meine Vorkenntnisse und meine Hypothese anzudeuten.

Er sah mich an und schüttelte über die allzu verwickelte Weisheit leicht den Kopf.

‚Er braucht Wasser,' antwortete er. ‚Alles braucht Wasser, um zu leben. So sucht er darnach, wenn er es nicht mehr durch die Wurzel bekommt. Das Notwendige finden wir alle von selbst, wenn wir uns nicht an anderes zersplittern. Wenn ich diesen Zweig tief genug in die Erde steckte, würde er Wurzel schlagen und wieder zu einem Baume werden, denn diese Macht hat er — zu einem schönen, kräftigen Baum. Aber diese Quelle wird mehr tun, sie wird den Menschen ihren täglichen Trunk geben; und wie ein Baum wird sich hier ein Geschlecht verzweigen.'

‚Aber wo kommt die Ader her? Gibt es überall in der Erde welche?'

Er hörte meine Fragen mit Vergnügen. Man sah es ihm an, daß er selbst oft über sie nachgedacht hatte.

,Aus den Wolken kommt alles Wasser. Es kreist durch alle Zeiten wie das Blut durch den Körper des Menschen. Zumeist fließt der Regen unmittelbar wieder in die Flüsse oder bleibt eine Zeitlang in dem Rasen und tut dort seine Schuldigkeit und wird von Blättern und Halmen wieder ausgeatmet. Aber mancher geht tiefer. Hier unter der Erde' — er strich darüber hin — ,ist es auch wie Seen und Bäche. Man sieht es am besten, wenn man gräbt; da sind Schichten von Lehm, die nichts durchlassen, aber dazwischen sind Kies und Steine, die stets von Feuchtigkeit tropfen. Das sind die Seen, die die Sonne nie bescheint. Niemand sieht sie; aber sie sind doch da und haben ihre Aufgabe zu erfüllen. Ein Strom fließt immer durch sie durch und bringt Neues und wieder Neues. Ohne sie wäre kein Leben möglich, dahin gehen die Wurzeln. Nicht einmal in der strengsten Kälte, wenn alles, was wir sehen, Eis und Schnee ist, frieren die Tiefen zu. Manchmal bricht das Wasser von selbst an den Tag drinnen in den Wäldern aus irgend einer Kluft, und es wird zu einem Bächlein, das heranwächst und zu einem Flusse und Wasserfall wird. Aber man muß auch danach graben, und dann kann es einem förmlich entgegenspringen, wenn Druck von den Höhen da ist. Da ist es frischer und klarer denn je. Es ist so stumm und bedrückt in der Tiefe gewesen und freut sich wie alles andere, an den Tag zu kommen.'

Da war viel für mich zu denken, viel mehr, als ich mir klarmachen konnte, namentlich das menschliche Leben, das irgendwie eins mit dem Naturleben war. Ich grübelte auch nicht darüber nach, aber wo ich auch ging, ahnte und hörte ich beinahe den geheimnisvollen Lauf des Wassers unter jener Erde, die ich sah. Der Frühling rings um mich wurde so noch frischer und herrlicher als zuvor, und alles, bis zu den wilden, tiefen Trillern der unzähligen Drosseln am Abend erschien mir wie ein Ausdruck jener stummen und verborgenen Mächte, die das Ganze trugen.

Grels sah ich noch ein paar Tage stillvergnügt mit Hacke und Spaten arbeiten, ganz feucht und triefend von Lehm und Nässe. Wenn er so tief unten in der Erde stand und sich allein glaubte, konnte er vor Freude trällern und summen. Als alles fertig war, ging er wieder seine Wege.

Über den Sohn erfuhr ich, daß sein Verhältnis zum Vater etwas gespannt war. Er fühlte sich in seinem Stand, seiner Beschäftigung und dem wunderlich ruhigen, gedämpften Leben daheim nicht recht wohl. Man gab ihm auch in gewissem Maße recht, denn er war ein sehr begabter, lebhafter und tätiger Jüngling. Er wollte ,etwas werden' und die Welt sehen und probieren, und er hielt es für eine Dummheit, den Wald nicht zu verkaufen oder selbst Geld herauszuschlagen. Grels setzte all dem seine ruhige wortkarge Macht entgegen, so daß es sich kaum als Vorschlag herauswagte, aber er litt doch darunter, sowohl aus Liebe zu dem Knaben wie aus Sorge,

was einmal bei seinem eigenen Hinscheiden geschehen würde. Aber all dies wußte ich nur vom Hörensagen, denn ich traf in diesem Sommer mit keinem aus der Familie mehr zusammen.

Vier Jahre später kam ich abermals in die Gegend. Da hatte sich so manches zugetragen; Menschen waren gestorben, und Menschen waren hinzugekommen, aber im ganzen genommen war doch alles gleich. Dieselben Drosseln sangen in den Büschen dieselben ewig neuen Lieder, und das Frühlingsgrün glühte des Abends ebenso licht und goldfarben. Nachts lag die Landschaft ebenso bleich da und starrte mit fernem Blick zu dem hohen Himmel empor, während die Stimme des Wasserfalls in ihrer wilden Kraft ebenso unbegreiflich klang wie immer.

Der Brunnen, den Grels gegraben, prunkte jetzt wie all die anderen mit dem Schwengel in scharfer Silhouette gegen den Himmel. Rings um ihn war das Leben reich aufgeblüht. Das Häuschen leuchtete fröhlich rot mit den schmucksten Geranien und Balsaminen hinter den Fensterscheiben; davor lag ein kleiner Garten mit all den Sträuchern, die das karge Klima gedeihen ließ. Ein paar flachshaarige kleine Kinder grüßten jetzt mit Staunen die Wiederkehr der Schwalben und duckten sich lachend und erschrocken, wenn ihre Flügelschläge dicht über ihrem Kopfe schmetterten.

Olof Grelsson hatte schon längst das Vaterhaus verlassen. Er war als Arbeiter in die Wälder gegangen, da man ihm nichts anderes ermöglichen wollte. Mit nichts als seinem klaren Kopf und seiner Arbeitskraft als Kapital hatte er es bald so weit gebracht, Geschäfte machen zu können. Es war ganz gut gegangen, aber ein hartes Leben hatte er geführt und war dabei selbst ziemlich hart geworden. Man sagte, daß er jetzt eifriger denn je bestrebt sei, sein mütterliches Erbteil, einen Waldanteil, in die Hand zu bekommen, um sich mehr im großen rühren zu können. Aber gewisse testamentarische Bestimmungen banden ihm die Hände. Der Vater setzte Olofs Plänen seinen gewöhnlichen überlegenen und stummen Widerstand entgegen. Er schien ebenso abgeneigt wie je, sich in die Unruhe des modernen Lebens hineinziehen zu lassen, und noch von derselben Verachtung für Geld und alles, was es erreichen konnte, beseelt. Das Mädchen stand mit der ganzen fröhlichen Bestimmtheit ihrer genügsamen Natur auf der Seite des Vaters, und es herrschte darum kein gutes Einvernehmen zwischen Olof und seinen Nächsten. Ja es sollten sogar recht heftige Auftritte im Winter vorgekommen sein. Grels hatte die Tochter noch bei sich, und nach ihrer bevorstehenden Verheiratung sollte der Eidam, ein Mann nach seinem Sinn, zu ihm ziehen und bei ihm Sohnesstelle vertreten. Sie traf ich zu allererst.

Es war nach Sonnenuntergang, eine Kühle, die sich dem Frost näherte, und ein seltsam klarer, etwas grünlicher Himmel, wie er zu sein pflegt, wenn

der Tau sehr reichlich fällt. Ich ging zwischen den Kornfeldern und sah die Tropfen so dicht auf den zarten Halmen liegen, daß alles ganz grau und silberglänzend war. Der Mond brannte golden und groß über dem Saum des Espenwaldes, dessen noch weiche Blätter ihr ewiges Zittern noch kaum recht begonnen hatten. Das Brausen des Falls und der Gesang der Drosseln drang hierher wie überallhin, doch so ineinander und in die Kühle der Luft verwoben, so wunderlich ferne, als gehörten sie einer Erinnerung oder einem Zukunftstraum an und wären gar nicht wirklich.

Von der entgegengesetzten Seite des Feldes sah ich ein Mädchen herankommen.

Ich weiß nicht, warum ich sogleich den Eindruck hatte, daß sie dem Liebsten entgegenging; aber es lag ja vielleicht recht nahe. Eigentümlicher war wohl ein Gefühl der Wehmut, das zugleich in mir auftauchte, eine leicht schauernde Ahnung von der Vergänglichkeit des Alls, wie sie gerade dem Frischesten und lenzlich Leichtesten im Leben naheliegen kann. Vielleicht kam es hauptsächlich von der Kälte und der zuckenden weißen Fackel des Abendsterns an dem bleichen Himmel und von den Lauten, die den Raum erfüllten. Vielleicht war auch ein wenig Neid darin.

Sie kam näher, und ich erkannte sie an der Kirschenröte des runden, weichen Gesichtchens und an der Art, wie sie ein paar Blumen in der Hand trug, behutsam, als hielte sie zugleich ein Psalmbuch nach der von Kindheit an gewohnten Sonntagssitte. Sie war etwas größer geworden, aber hatte sich sonst kaum verändert. Dieselbe elastische, aber ein bißchen starre Gestalt, gewohnt, die Äußerungen ihrer jugendlichen Daseinsfreude zu dämpfen. Aber die Augen leuchteten nußbraun und offen dem Mondglanz entgegen; der Mund konnte selbst in meiner Nähe ein jubelndes Glückslächeln nicht unterdrücken. Sicherlich ging sie dem Liebsten entgegen.

Als ich an ihr vorbeiging, sah ich, daß der Rocksaum und die Füße ganz triefend naß vom Tau waren, und auch Hände und Arme trugen Spuren des Blumenpflückens in der Form von feuchten, festgeklebten Blättern. Einige Tropfen, von den Zweigen der Sträucher herabgeschüttelt, lagen auch noch auf dem frischen Gesicht und dem Haar und glitzerten matt. Es war unmöglich, sich eine schönere Verkörperung des Frühlings und der Jugendfreude zu denken als sie, wie so der silbergraue Tau an ihr herabrieselte.

Ich blieb stehen und sah ihr nach, aber obgleich sie das wahrscheinlich spürte, änderte es nichts an ihrer sorglosen Haltung. Ganz richtig kam da ein Mann aus dem Wäldchen, sicherlich der Erwartete. Und ihr Gang wurde noch rascher, und sie lief ihm entgegen, unbefangen, als ob die ganze Welt es sehen könnte, und ging dann weiter, eng an ihn geschmiegt.

Sie sollten sehr bald Hochzeit halten, und sie und der Vater waren

oft hier, bei Verwandten im Orte, in verschiedenen Angelegenheiten, die damit zusammenhingen.

Am Tage darauf kam auch Olof her zu einer Zusammenkunft in irgend einer Geschäftssache mit ein paar recht unerfreulich aussehenden Männern vom Typus des kleinen Spekulanten, halb prahlerisch mit der schlauen Sicherheit des Winkeladvokaten, halb scheu in dem Bewußtsein des Kontrastes zwischen Arbeitsgliedern und Herrschaftskleidern. Selbst war er stattlich und schmuck, groß und männlich, aber die Entschlossenheit der Augen war noch düsterer und der Mund härter und unzufriedener denn je.

Sie hielten sich im Gasthof auf, und da wurde recht viel getrunken, gelärmt und geplaudert. Die beiden Fremdlinge nahmen lebhaft am Familienzwist teil und gaben ihm jene Beleuchtung, die sie eben aus ihrer Auffassung der Menschennatur und deren Motiven geben konnten. Das verhieß nichts Gutes, denn Olof hatte seinen zukünftigen Schwager herbestellt, um eine klare Sachlage zwischen ihnen zu schaffen. Im Laufe des Nachmittags kam dieser auch, und da er sich empört weigerte, an einer solchen Gesellschaft teilzunehmen, folgte ihm Olof, schon sehr erhitzt von Branntwein und Reden, einige Schritte weiter fort, um sein Anliegen zu verhandeln. Es war ein makelloser, aber heftiger Mann, der sich die Uneinigkeit der Familie und die Worte und Beschuldigungen, die gefallen waren, sehr zu Herzen genommen hatte.

Die Unterredung drehte sich jedenfalls um Olofs Wunsch, den Wald oder das Holz daraus zu verkaufen. Er wollte den Schwager auf seiner Seite haben, um mit ihm gemeinsam auf den Vater einzuwirken. Wie es nun zuging, das wußte niemand; aber es kam zu einem heftigen Zusammenstoß, und kaum zurechnungsfähig, wie er in seinem Rausche war, stieß Olof Ersson seinem Widersacher das Messer in den Leib.

Die Nachricht verbreitete sich rasch, und als ich kam, waren schon eine Menge Leute auf dem Platze. Man hatte nicht daran gedacht, den Verwundeten fortzuschaffen, sondern hatte ihn nur zum Bache, der dicht daneben vorbeifloß, getragen. Seine Braut war als eine der ersten zur Stelle gewesen und hatte vermutlich tragen geholfen. Jetzt lag sie am Wassersaum auf den Knien, dicht neben seinem Kopf und badete seine Schläfen und seine Stirn mit ihrem Taschentuch mit mechanischen, raschen, unbewußten Bewegungen. Es war schwer, in ihr das Mädchen vom vorigen Abend zu erkennen; ihre Wangen waren jetzt bleicher als die aller anderen, und die Augen, die sich in die des Bräutigams verloren, hatten fast denselben Blick wie die seinen. Der war sehr seltsam, geweitet, als wollte er den Zusammenhang mit der Empfindung lösen und mehr umspannen, als sterbliche Augen sehen können, starr und gleichsam erfroren in der Vision einer Klarheit, die jeden Augenblick in Stücke zersplittern konnte wie Eis. Aber

dennoch war er ruhig, und der Ausdruck um den Mund war sehr friedvoll, beinahe glücklich, so wie es gewöhnlich bei Verblutenden sein soll. Es war nicht unheimlich, ihn anzusehen; obgleich er so plötzlich und unvorbereitet von dem Schlage getroffen worden war, schien es doch ganz natürlich gekommen zu sein und nichts an seiner männlichen Festigkeit geändert zu haben.

Bei ihr hingegen prallte der Blick an etwas Undurchdringliches und Feindliches an, den unermeßlichen Schmerz, ward zu einem verwundeten und leidenden Punkt in ihrem Innern zurückgeworfen und flatterte wieder hinaus, der Hoffnung zu. Ihr ganzes Wesen vibrierte wie eine Saite unter heftigen Griffen, zwischen der Erinnerung und der Wirklichkeit. Es war unmöglich, sie miteinander zu versöhnen und zu fassen, daß dasselbe Ich in einer so jäh veränderten Welt lebte.

Die Bewegung, die bei ihr bloß im Innern vorging und bei dem starr ausgestreckten Mann zur Ruhe sank, machte sich bei den Männern und Weibern zu seinen Füßen in Gebärden und Reden und Tränen Luft. Arme und Hände beschrieben heftige Bewegungen, Rat und Vorschläge schwirrten durcheinander, und in die erregten Laute verwob sich das Murmeln des Baches in kühlem Kontrast, und aus weiter Ferne tönte das Brausen des Wasserfalles.

Der Mörder stand allein für sich auf einem kleinen Steg weiter unten, dunkel gegen den Abendhimmel, fremd und seltsam anzusehen wie das Verbrechen und die Verirrung selbst. Er starrte ins Wasser hinab, wo ein roter Streifen von dem Blutstrom der Wunde sich ausbreitete und unter seinen Füßen hinweg in den Schatten floß. Die Erregung war von ihm gewichen; er schien jetzt zu frieren und zuckte hie und da die Schultern; er entzog sich dem Spiegelbild seines bleichen Gesichts und wurde wieder davon angelockt. In diesem ganzen Bild des Staunens und Entsetzens war er derjenige, welcher am wenigsten verstand und am bedauernswertesten erschien.

Grels, den jemand rasch geholt hatte, näherte sich jetzt mit seinem gewohnten festen Gang.

Der Sohn sah ihn herankommen und entwich scheu und linkisch wie ein schuldiges Kind. Er drückte sich an uns vorbei in einem Bogen, dem Lauf des Wassers entlang, und wurde von den steingrauen Erlenstämmen verdeckt. Die beiden Männer aus dem Gasthof, die früher allein für sich dagestanden hatten, ohne zu wissen, was sie mit sich anfangen sollten, folgten ihm nach. Man sah zerstreut ihre Flucht, aber vergaß sogleich wieder darauf. Die Hoffnung erwachte in allen, als sie den Arzt kommen sahen, und sie dachten an nichts anderes mehr. Selbst der Blick des Mädchens wurde lichter. Nur der Verwundete lag ebenso da wie zuvor.

Grels beugte sich hinab und nahm seine Untersuchung vor; seine starken Hände glitten geübt und behutsam über den entblößten Körper; seine Augen forschten klar und ruhig in denen des Verwundeten, aber vermieden es, der Tochter zu begegnen. Man sah, daß er mit Absicht jeden Gedanken an sein eigenes Kind ferne hielt, um aus seiner gewohnten intuitiven Vision volle Gewißheit zu schöpfen. Er erhob die Hand, um Schweigen zu gebieten, und lauschte und dachte. Das Brausen des Wassers dicht daneben und weit in der Ferne erhob sich stärker zwischen uns.

Es war nicht schwer, den Urteilsspruch vorherzusagen, denn jetzt waren es die röchelnden Atemzüge eines Sterbenden, die hervorbrachen.

Das Mädchen streckte die Hand aus und ergriff die Grels. Sie hatte von dem letzten nichts verstanden oder es gar nicht gemerkt. Es war wie ein schmerzlicher Schrei der Hoffnung in ihrem Blick, ein Funken von Licht, ein Strom von Freudentränen, die aus ihren braunen, blanken Augen stürzen wollten. Sie zwang den Blick des Vaters in den ihren, um Bekräftigung zu finden. Der war sehr tief, sehr still, wunderbar und unheimlich still.

‚Vater!' rief sie, und im selben Augenblick begriff sie. Die Stimme erstarb, und das Leuchten im Auge erlosch. Sie ließ seine Hand sinken und dachte nur an den Sterbenden; sie wartete auf jede Bewegung, die er noch machen, jedes Zeichen, das er vielleicht geben konnte, und das ihr sagte, daß er um ihre Gegenwart wußte. Sie versuchte, dem Zucken seiner Lebensflamme mit jedem Gedanken zärtlich in jenen Raum zu folgen, zu dem sie hinstrebte.

Grels stand auf, und indem er sich von seinem eigenen Schmerz abwandte, gab er allen ein Zeichen, die Nächste mit ihm allein zu lassen. Es lag darin zugleich etwas von Ehrfurcht, von Unterwerfung unter das Gesetz des Lebens, das einem jeglichen allein die unteilbare Bürde des Leidens auferlegt; von Geringschätzung für Worte, wie traut und innig sie auch sein mochten angesichts der zermalmenden Schwere der Dinge.

‚Wie ist das gekommen?' fragte er, um die Aufmerksamkeit von der Szene abzulenken, obgleich es sonst für den Augenblick eine Frage von untergeordneter Bedeutung war. ‚Wer . . .?'

Es war offenbar, daß man ihm das Unglück nur zur Hälfte erzählt hatte, und daß er nichts ahnte. Da war niemand, der zu antworten vermochte; halb unbewußt wandte man sich der Richtung zu, wo der Mörder eben noch sichtbar gewesen war.

Grels folgte der Richtung und blickte ebenfalls den dunklen Lauf des Baches hinan. Das Undeutliche nahm vor seinen Augen Gestalt an, so wie wenn man in ein Gewirr von Linien und Flecken starrt und die Phantasie ihnen Form gibt. Eine Gruppe von drei Männern wurde im Walde

in einer Art von Kampf sichtbar. Einer von ihnen schleuderte die anderen, die ihn aufhalten wollten und ihm noch eifrig Ratschläge zuriefen, zurück. Olof kam langsam zum Vater hinab; er kam nahe.

‚Sie wollten, daß ich fliehe,‘ sagte er. ‚Aber wozu sollte das gut sein? Deinetwegen ging ich fort, aber nun komme ich wieder. Was sollte es nützen, zu fliehen? Für mich ist ja doch alles aus. Oder‘ — seine Stimme erhob sich plötzlich aus ihrem dumpfen und starren Tonfall, mit etwas wild Kämpfendem im Ton, das zu hören weh tat, einem ungestümen Schrei nach dem Unmöglichen — ‚oder ist Hoffnung, ist noch Hoffnung?‘

Der Vater griff sich heftig ans Herz, und die Hand blieb liegen. Er war jetzt ganz bleich, aber zwang sich zu Festigkeit.

‚Es kommt viel auf einmal,‘ stammelte er. ‚Du! Warst du es?‘

‚Was weiß ich davon? Meine Hand jedenfalls‘ — und er sah auf sie hinab wie auf ein grausiges und fremdes Ding und schien Ekel bei dem Anblick der Blutflecken und der Erinnerung an die laue Berührung zu empfinden. ‚Ja, gewiß,‘ fuhr er fest und gleichsam unwiderruflich verurteilend fort, ‚ich war es! Meine Schlechtigkeit hat es getan! Ist noch Hoffnung?‘

Schon diese kurzen Sekunden hatten Grels genügt, um in das Neue hineinzublicken und seine Tiefe zu ermessen.

‚Hoffnung ist immer,‘ sagte er, ‚aber nicht, wie du es meinst. Nicht für dies hier.‘ Und statt aller Antwort trat er einen Schritt zur Seite und ließ den Ausblick frei.

Der Sterbende sammelte sich zu einer übermenschlichen Kraftanstrengung. Seine Augen leuchteten auf, als wollten sie angesichts eines Wirbels von Erinnerungen aus dem Dunkel der Vergangenheit den gewohnten menschlichen Ausdruck wiedererlangen; sein Mund verzerrte sich schmerzlich und öffnete sich weit. Es war, als ob sein ganzes Innere, jenes unbekannte Ding, das wir Seele nennen, kämpfend seine Bande zerriß, um in etwas noch Unbekannteres und Größeres zu versinken, etwas Gefürchtetes und Ersehntes.

Der Mörder begriff es, aber mehr schien er weder denken noch fühlen zu können. Eine dumpfe und unfruchtbare Reue stand dunkel in seinem Blick zu lesen. Wenn ich es nicht getan hätte, schien er einmal ums andere zu stöhnen, — wenn, wenn, wenn! Wenn ich mein Leben nicht verspielt hätte!

Das Antlitz der Schwester wiederholte dieselben Bewegungen wie das geliebte Wesen in ihren Armen, nahm Abschied von denselben Erinnerungen, erstarrte in derselben Kälte. Noch ein Augenblick der Spannung, und sie wäre neben der Leiche zusammengesunken, in demselben Tode.

Da öffnete sich sein Mund noch weiter, und etwas brach hervor, allen unsichtbar, aber allen gleich wirklich. Wie eine der Blasen des Baches

dort unten, so zerstob es mit der Ahnung eines Lautes und war dahin. Und allsogleich, wie durch ein stilles Wunder, glätteten sich die kämpfenden Linien des Gesichtes zur Ruhe wie zuvor, zu viel größerer Ruhe als zuvor, zu einer Ruhe, wie sie das Leben niemals hat, selbst nicht im Schlummer. Und vor dieser erhaben schönen Ruhe und Kühle und dem wunderlichen Brausen und der Empfindung des Fliehenden und der Ahnung und der Erinnerung stürzten die Tränen aus aller Augen, und am unaufhaltsamsten und befreiendsten aus denen der Trauernden zu seinen Häupten, und niemand sah mehr etwas.

Nur Olof stand noch starr da, aus aller Gefühl ausgeschlossen, düster in seiner unfruchtbaren Reue, verständnislos und über alle Maßen arm.

Grels war zur Tochter geeilt, als sie allein zurückblieb, gleichsam um sie wieder in die Welt der Lebenden aufzunehmen, und ihr die Gewißheit zu geben, daß sie da Stütze und Wärme fand. Ehe er sie und die Leiche mit sich nahm, ging er auf den Sohn zu, betrachtete ihn forschend und wartete auf seinen Abschied, wie der werden würde. Der Unglückliche hatte keinen Gedanken, kaum einen Blick für ihn.

‚Ich bleibe hier', sagte er nur, ‚bis man mich holt!'

‚Das habe ich auch von dir erwartet.' Damit war alles Dahingehörige aus seinem Gedankenkreis als erledigt und abgetan ausgeschaltet. ‚Ist sonst noch etwas, so rufe mich, und ich komme!'

Aber es war nichts mehr, und Olof blieb zurück, über sein Inneres brütend. Niemand bewachte ihn; der Abend kam, und er saß noch da — bis man ihn holte.

Dann sah ich für dieses Mal nichts mehr von Grels und seinen Kindern. Über die Gerichtsverhandlung las ich in irgend einer Zeitung. Olof leugnete nichts, aber konnte auch nichts aufklären. Er machte einen festen, männlichen, aber gleichsam versteinerten Eindruck. Die Strafe fiel wohl so milde aus, als das Gesetz es zuließ, aber dennoch hart genug, mehrere Jahre Gefängnis.

Und der Sommer wich dem Winter, und Sommer und Winter wechselten wieder, und die Zeit verging.

Es fügte sich noch einmal, daß ich dort hinauffuhr und denselben Frühling fand wie einst und auch alles andere gleich.

Ich fragte nach Grels, ob er noch lebte und wie es ihm ginge.

Ja, er lebte und war derselbe. Warum auch nicht? — Man schien das Ereignis vergessen zu haben.

Und die Tochter, war sie verheiratet?

Nein — und jetzt besann man sich — nein, sie war nicht verheiratet. Sie hatte den Toten nicht vergessen. Sie war übrigens recht verändert. Noch nicht alt, dem Äußeren nach, aber sehr ernst. Sie lachte niemals,

Albrecht Altdorfer/Ruhe auf der Flucht nach Aegypten



ganz wie der Vater, war ihm überhaupt jetzt in ihrem ganzen Wesen sehr ähnlich. Sie gingen auch immer zusammen, ob es sich nun um Krankenbesuche oder anderes handelte, und man nannte sie nun beide mit demselben ehrfurchtsvollen Ton, in dem man immer seinen Namen ausgesprochen hatte.

Und der Sohn, Olof, war er noch im Gefängnis? Wußte man etwas von ihm?

Man rechnete an den Fingern. Ja, er mußte im Gefängnis sein, aber bald war die Zeit verbüßt. Sie konnte jeden Tag abgelaufen sein. Man wußte im übrigen nicht viel von ihm.

Grels war einmal hinuntergefahren, um ihn zu sehen, aber er hatte ihm nur sagen lassen: ‚Ich bin noch derselbe, ich bin nicht würdig.‘ Und da war Grels ruhig nach Hause zurückgekehrt. ‚Was der Mensch wird,‘ hatte er gesagt, als man sich über die Antwort wunderte, ‚das kommt von innen. Hat er das in sich, worauf ich warte, dann springt es einmal hervor. Hat er es nicht, dann hilft das Reden nichts. Hier wird er willkommen sein, wenn diese Zeit da ist.‘

Man hatte gefragt, ob er also dem Sohn hatte sagen lassen, daß er ihm verzeihe, aber er hatte nur geantwortet: ‚Was sollte dieses Wort für Wunder wirken? Man lebt nicht von anderer Rede. Nein, ich sandte ihm keine Botschaft; auch habe wohl ich nichts zu verzeihen, sollte ich mich zwischen meinen Sohn und sein Schicksal drängen?‘

Man fand dies recht seltsam und schwer begreiflich, aber ließ sich nicht auf Prüfung oder Urteil ein, da es sich um Grels handelte, der ein Mann ganz für sich war.

Der Pfarrer war auch einmal in der Hauptstadt gewesen und hatte mit dem Gefängnisprediger gesprochen. Der hatte nichts Gutes zu berichten gehabt. Der Gefangene war anders als alle, mit denen er bisher zu tun gehabt, tadellos in seinem Betragen, gefaßt und ruhig, aber dennoch ganz unzugänglich. Die Religion verfing bei ihm nicht, er sehnte sich gar nicht nach der Freiheit, aber fürchtete sie auch nicht. Es war, als sei sein inneres Leben gleichsam in eine Wölbung eingeschlossen, starrer als die des Kerkers, in eine harte und unerbittliche Notwendigkeit. ‚Alles ist ja so sinnlos,‘ sagte er oft. ‚Wenn man zur Strafe mein Leben genommen hätte, das hätte ich verstehen können. Aber mich hier zu halten, ist kleinlich und dumm.‘

Die Beamten fürchteten, daß er einer jener geborenen Verbrecher sein könnte, die von einem unerbittlichen Schicksal immer weiter und weiter auf der Bahn getrieben werden, die sie einmal betreten haben, und man machte sich Sorgen darüber, ihn sich wieder frei zu denken.

Das hörte ich, und ich glaubte nicht, daß ich noch mehr von einem der drei sehen würde.

Aber eines Tages sollte wieder ein Brunnen gegraben werden, und Grels kam, um seines alten Amtes zu walten. Auch ich begab mich hin, um ihn wiederzusehen.

Er saß wie das erstemal, als ich ihn kennen lernte, auf der Erde, um sich nach der Fahrt auszuruhen und zu sammeln, und seine Hand streichelte und liebkoste das Gras ganz so wie damals. Er hatte sich sehr verändert, obgleich man es rings um ihn nicht bemerkt hatte. Er war jetzt ein alter Mann, das Haar war von der Stirne zurückgetreten und war sehr grau, der Rücken war leicht gebeugt. Die Augen, kindlich klar wie immer, hatten jetzt eine Art von innerer Dunkelheit. Die Mystik hatte sich nun vorgedrängt.

Die Tochter saß in seiner Nähe unter den Blumen. Sie schien gar nicht mehr daran zu denken, sie zu pflücken, sondern sah sie an wie teure geliebte Dinge. Sie atmete die Luft aus vollen Zügen. Die glatten Wangen waren von der Anstrengung des Ruderns gerötet, die Hände ruhten im Schoß wie müde Diener, die ihre Pflicht erfüllt und jetzt nichts weiter zu tun haben. Auch ihr Blick war ein wenig müde. Sehr freundlich aber ernst glitt er in die Runde, so als wollte er sagen: Hier ist es so wunderlich schön und heiter, hier bedarf wohl niemand meiner! Es lag noch Frische in ihrer ganzen Erscheinung, aber dennoch stach sie von all dem Leuchten und Blühen um sie ab.

Das war auch ein erstaunlich üppiges und munteres Fleckchen Erde.

Die Böschung war steiler als anderswo und senkte sich von den Höhen darüber in Linien, die unter dem feinen Gras scharf merkbar waren, zum Strand hinab. Gegen die Mauer des Föhrenwaldes standen die Birken mit leuchtenden weißen Stämmen und einem Laub wie eitel goldener Duft und Hauch, aber dennoch so dicht, daß nur über den Wipfeln die dunklen Konturen der Nadelbäume den Hintergrund bildeten. Der Fluß lag offen da, von dem beginnenden Wirbel des Wasserfalls gekräuselt. Er brannte in tausend Flammen, Funken an Funken, und große muschelförmige Flecken versanken in dem Blau und tauchten wieder auf. Tiefer unten, vor der Krümmung, lag er weit und hell da wie der Himmel selbst, mit Spiegelbildern von leichten Wölkchen. Und zwischen Landzungen und Inselchen kreuzten sich andere Wasserstreifen. Die Sonne, die auf den grünen Abhang herniederstrahlte, schien sich wie durch ein Prisma gebrochen, unmittelbar in die Farben der Blumen verwandelt zu haben. Sie standen dicht beisammen, in Bändern und Ringen, Anemonen und Primeln, Mandelblüten und Ranunkeln, — in überströmender, ungewöhnlicher Üppigkeit. Aus dem Neubau, der mit seinem Schindeldach ganz

rein und leuchtend dastand, stieg ein leichter blauer Rauch auf. Der Pfiff einer Lokomotive durchschrillte die Luft, und in einiger Entfernung rollte der Zug mit seinem unbekannten Inhalt vorbei, den Eindruck der Ruhe und Abgeschiedenheit durch seinen Laut noch verschärfend.

Grels stand auf, als er seine müden Arme ausgeruht hatte, und sah sich lange und prüfend um, mit geübtem Blick.

Er schien sich eine ganz besondere Freude davon zu versprechen, hier die lebenschenkenden Wasseradern zu finden; und mit gesenktem Kopfe schien er schon ihr sachtes Quirlen und Rieseln in der Tiefe zu hören. Er machte ein paar Schritte und schnitt langsam nach genauer Wahl eine Weidenrute ab.

Die Blicke der Anwesenden folgten ihm, und niemand außer mir achtete auf ein paar Männer, die sich näherten und vor dem Neubau stehen blieben. Es war etwas in ihrer Kleidung und Haltung, das nicht hierherzugehören schien, und ich betrachtete sie darum aufmerksamer.

Bald erkannte ich, wer es war: Olof und vermutlich ein Begleiter aus dem Gefängnis. Unmittelbar von dort mußten sie gekommen sein; man hatte wohl gefürchtet, den Gefangenen früher als in seinem Heim allein zu lassen.

Sein Gesicht leuchtete schon aus der Ferne bleich von der Eingeschlossenheit der Gefängnisluft und vielleicht auch von aufgewühlten Empfindungen. Es gab mir einen Ruck. Jetzt! Daß er gerade jetzt kommen sollte, mitten in den Frühling, mitten in dies hinein!

Wunderlich und heftig ergreifend mußte es gewesen sein.

Sich die letzten Gefängnistage zu denken, mit der Unruhe, die immer näher und näher kam, und der Frage: Was hast du mit dem Leben zu schaffen, das dort draußen deiner harrt, wohin sollst du gehen, um dich zu verbergen? Und dabei der Wechsel der Jahreszeiten, der vorüberschoß, für ihn noch rascher als für andere, geahnt in einem Blick über eine Mauer, in dem Tanzen der Stäubchen in einem Lichtstrahl, zwischen Gittern, unerreichbar wie all das andere Verlorene, verwirkt mit aller Freude des Lebens. Der Tag kam, und all dies war versunken. Er sah in eine fertige Welt hinein, die keinen Platz hatte für ihn, eine schöne aber fremde Welt.

Dann die Fahrt nach dem Norden durch Wälder, die seinen eigenen glichen, vorbei an den wohlbekannten und wechselnden Stimmen der Flüsse. Dann plötzlich wieder Frühling, Hoffnung, Freude als eine beklemmende Möglichkeit. Aber gleich darauf die Erinnerung, noch schwerer als zuvor das Verbrochene, noch verbrecherischer.

Halb in einem Schwindelgefühl, um Stütze zu suchen, halb um sich zu verbergen, drückte er sich an die Mauer der Hütte, blieb da stehen und sah stumm und regungslos vor sich hin.

Grels hatte seine Wünschelrute fertig und ging herabgebeugt über das Gras. Fast augenblicklich begann die Weide in seiner Hand zu zittern, denn es mußte hier überall Wasser geben; aber er suchte nach der besten Ader und ging den Abhang hinauf und hinunter, vorwärts und zurück, den Blick auf die Erde geheftet. Das Licht umspielte seine gebeugte, alternde Gestalt.

Ich konnte ahnen, wie die Augen des Sohnes dort drüben sich vor diesem Bilde weit öffneten, wie seine Erinnerung zurückschweifte und ihn wie in der Kindheit eine mystische Ehrfurcht vor dem, was er sah, überkam. Wie er nach den Zeichen des Alters und der Sorge spähte, wie alles ihm wunderlich erscheinen mußte, wie ein Traum, dessen Deutung man schon im Schlummer sucht.

Grels hatte die Ader gefunden; er ging ihr entlang, blieb da stehen, wo die Weidenrute gerade hinunterwies und sich gleichsam nicht vom Flecke reißen ließ, bohrte sie in die Erde fest und blickte auf.

Das erste, was sein Auge traf, war das weiße Gesicht des Sohnes ihm gegenüber. Und alle anderen sahen im selben Augenblick dasselbe.

Grels stand still und ließ die Hände sinken. Sie zitterten wie die Weide eben erst, tasteten wunderlich durch die Luft, hielten inne, fielen und blieben auf halbem Wege stehen. Plötzlich wurden sie emporgerissen wie von einer fremden Macht, und er stand mit ausgestreckten Armen und klarem Blick und wartete.

Da kam der Verlorene, rasch über das Gras getragen, mit strauchelnden Schritten, beinahe fallend. Nun war er dicht neben ihm und preßte sich heftig schluchzend in seine Arme. Sie zitterten alle beide.

Ich wandte mich der Schwester zu.

Sie stand ganz weiß da und sah die beiden an. Es war wohl anzunehmen, daß sie ‚verziehen‘ hatte, wie man zu sagen pflegt, doch jetzt, als sie den Mörder ihres Liebsten so nahe sah, begriff sie, wie schwer es ist, dieses Wort wirklich zu meinen, und die Erinnerung stieg erstarrend vor ihr auf. Die Stimme des Wasserfalls erfüllte ihr Ohr jetzt wie damals, und sie schien von ihr mit schwindelnder Gewalt in all das Grauen und den Schmerz hineingerissen zu werden, den die Jahre nur betäubt, nicht ertötet hatten.

Grels löste sich sanft aus der krampfhaften Umschlingung des Sohnes, hielt ihn auf Armeslänge von sich ab und sah in sein bleich leuchtendes Gesicht und die fieberglänzenden Augen. Olof machte keinen Versuch, sich zu verbergen. Offenbar ohne einen Gedanken an sich selbst ließ er sein Inneres von jenem seltsamen, klaren, mystisch allsehenden Blicke durchforschen. Keiner von ihnen fragte darnach, ob sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren, wie sehr es auch sonst ihrer Natur wider-

strebte, ihr Inneres zur Schau zu stellen. Ganz einsam standen sie da, nur füreinander, zwei Geschlechter, die sich Seele gen Seele begegneten.

,Vater, Vater!' kam es endlich stammelnd und kindlich treuherzig in erregtem und männlich tiefem Tonfall. ,Ich habe dich lieb!' Gerade die Knappheit des Ausdrucks machte den Inhalt reicher, und ruhig und fest kam Grels' Antwort: ,Das ist gut und ein Segen, mein Sohn! Ich habe es sicher einmal erwartet. Dann bedarf es zwischen uns keiner weiteren Worte über all das andere.'

Und er erfaßte die Hände des Sohnes mit den seinen wie zu einem Gruß zwischen Gleichen, einer Genugtuung und einer Abkehr von allem Vergangenen. Er behielt die eine Hand und führte ihn zur Tochter hin.

,Hier', sagte er, ,mußt du etwas wiederzugewinnen trachten. Mich hast du immer gehabt.'

Er ließ sie beieinander. Vielleicht, um sie nicht zu stören, in dem feinen und tiefen Gefühl, daß hier sogar er als ein Fremder eingegriffen hätte. Oder vielleicht auch brauchte er eine Tätigkeit, um selbst jene Ruhe zu gewinnen, die er sich nur äußerlich abgerungen hatte. Genug, er ergriff mit leicht bebenden Händen Hacke und Spaten und ging zu der Stelle hin, wo die Quelle sein sollte, um weiter zu arbeiten.

Der Mann aus dem Gefängnis kam jetzt auf ihn zu, um seinen Auftrag zu bestellen. Durch die Vertrauensmission, die er hatte, und seine tadellose Haltung als Repräsentant der Ordnung und Gerechtigkeit (wenn auch in Zivil) konnte er nicht umhin, sich in diesem Kreise als ein bedeutender Mann zu fühlen, und das sah man auch seiner ganzen Gestalt an, in ihrer starren Rechtwinkeligkeit. Er begann mit einem längeren Vortrag im Amtsdienerstil, er präsumiere, daß dies der Vater seines Schutzbefohlenen sei usw., und da man im Gefängnis gewisse Befürchtungen gehegt hatte usw., und tief durchdrungen von der Bedeutung einer festen konsequenten Weitererziehung, auf der Grundlage, die die strafende Gerechtigkeit vorbereitet hatte — usw. — so . . . Aber er kam nie zu dem Nachsatz.

Grels nickte ihm freundlich lächelnd zu und schnitt mit seinem bloßen Blick den Strom seiner Worte ab. Ohne weitere Erklärung versenkte er den Spaten in die Erde, und während der Mann, vor Unschlüssigkeit und Zorn verstummt, sich ein paar Schritte zurückzog, begann er seine Arbeit.

Die ging mit raschen, hoffnungsvollen Schlägen, das Eisen klang hell an den Stein, und er war jünger und stärker als zuvor, wie nun die Sonne ihren Glanz um ihn und sein ganzes Innere wob.

Die beiden Geschwister standen stumm da und starrten sich in die bleichen, veränderten Gesichter. Sie blickten nicht, wie man etwas wirkliches ansieht, sondern gleichsam auf eine Gespenstererscheinung, wie sie

vor erregte Sinne treten kann, wenn ein plötzlicher Lichteindruck die äußere Empfindung lähmt. Allzutief für Worte waren ihre Gefühle. Die Stummheit band ihre Zungen, die Gegenwart war für sie nicht da, nur die Erinnerungen der Vergangenheit lebten in körperlicher Gestalt wieder auf.

Da waren lange Jahre der Trauer und der Bitterkeit für sie, der düsteren Erstarrung für ihn; da war die Hoffnungslosigkeit in der geduldig erfüllten Pflicht des Tages und in der Leere des Kerkers. Da war der Tote zwischen ihnen, die Tat, die beider Leben zerstört hatte; lähmend kalt stieg sie mit der Stimme des Wasserfalls zwischen ihnen empor.

Der Bruder hob zaudernd und scheu die Hand; die Schwester sah die Bewegung, begegnete ihr mit dem Blick und erzitterte. Einen Augenblick sahen sie sie beide an, als sähen sie noch die Blutflecken darauf. Sie waren einander ebenso fern wie damals, und hätten sie gesprochen, die Worte würden nur eine ewige Trennung besiegelt haben.

Aber sie schwiegen, die Hand sank zurück, ebenso verzagt wie sie sich ausgestreckt hatte, und die Augen begegneten sich wieder. Sie lebten sich noch tiefer in ihre Erinnerungen ein:

Da waren ihre Tage der Träume von dem ihr gewissen, harrenden Glück, da war seine Jugendhoffnung und sein unbändiges Verlangen nach Tätigkeit, nach Macht und Leben. Es zuckte wehmütig um ihre Lippen; sie gingen noch weiter zurück. Sie sahen einander als Kinder in Freundschaft und Spiel und unbewußt warmen Gefühlen; sie forschten einer in des andern bleichem Gesicht nach Spuren des Verlorenen, wie man in der Asche eines verbrannten Papiers nach der schattenhaften Schrift späht.

Langsam kam über beide eine Verwandlung, von Innen kam sie mit einem zagen Licht, das sich leuchtend im Blick ausbreitete und bis in die blutlose Haut drang. Es war nicht mehr sein eigenes, das ein jeder sah, und der andere war kein fremdes Wesen darin. Die Brücke war geschlagen von Seele zu Seele, die Stunde des Wunders war gekommen. Bruder und Schwester, zusammengeführt wie Tautropfen und Tropfen, in der Erinnerung an all das Gute, das sie gemeinsam gefühlt, verstanden einander und vergaßen sich selbst, verschmolzen in demselben Mitleid mit ihren beiden zerstörten Leben. Da war nicht mehr einer, der gesündigt, und eine, die Schaden gelitten. Da war derselbe Schmerz für beide und dieselbe Hoffnung, die daraus emporblühte. Keines von ihnen wußte, wer die erste Bewegung gemacht, wessen Tränen die des anderen hervorgelockt; in den Armen lagen sie sich, und ihre Tränen strömten. Und weil es ohne ein Wort geschehen, hatte es auch nichts von der Begrenzung der Worte. Aus den tiefsten Tiefen kam es, unmittelbar und unendlich.

Als sie aufblickten, arbeitete der Spaten des Vaters fröhlich klingend. Hand in Hand wie Kinder gingen sie auf ihn zu. Er sah sie an und nickte, als sähe er gerade das, was er zu sehen gehofft, bedeutete ihnen durch ein Zeichen, einen Augenblick zu warten, beugte sich dann hinab und führte einen Schlag gegen die Erde. Ein großer Stein rollte vor ihnen den Abhang hinab; ein plätschernder, fröhlicher Laut drang hervor.

Grels ließ sein Werkzeug fallen und zog die Kinder an sich, stand hochaufgerichtet und lächelnd da, mit klaren Augen und einem lichten befreiten Antlitz. Ein Strahl stieg perlend und leuchtend zwischen ihren Füßen zur Sonne empor, das Wasser sprang durch den unterirdischen Druck aus der Erde, besprengte ihre Kleider, fiel hinab und rieselte als ein Bächlein durch Blumen und Grün weiter. Gleich einem Sang brach der Strahl hervor, frisch und unmittelbar, und der erste Quell — noch ein wenig trübe von Lehm und Sand — ward plötzlich funkelnd und klar, ward zu dem schönsten auf dieser ganzen schönen Erde.

Sie standen da und sahen es in stiller Verwunderung an, Hand in Hand. Den Blick vor dem Sonnenlicht gesenkt, schweiften ihre Träume über die blauen Wasserspiegel des Flusses, wo der Weg zu ihrem Heim und ihrem künftigen Leben führte.

Und so verließ ich sie.



Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers Gedichte / Von Eduard Korrodi

I.

Wenn die Autorität Theodor Storms, des begnadetsten lyrischen Zeitgenossen der beiden großen schweizerischen Dichter Gottfried Keller und C. F. Meyer über die Kostbarkeiten der schweizerischen Lyrik hätte urteilen müssen, wäre er wortlos an dem dichterischen Ahnherrn Albrecht von Haller und seinem ‚Versuch schweizerischer Gedichte‘ (1732) vorbeigeschritten. Wortlos an der zypressendunklen Poesie des Graubündners Gaudenz von Salis; wortlos an der Herrlichkeit C. F. Meyers, wie an den die nüchterne Schweizerbesonnenheit in den Gefühlssuperlativ hebenden, wohllautberauschten Dithyramben Heinrich Leutholds. ‚Ihr seid keine Lyriker!‘ spricht das Schweigen. Du Gottfried Keller? Ich liebe dein Gedicht ‚Nicht ein Flügelschlag ging durch die Welt‘. Noch mehr! Verse wie die folgenden sind echtes ‚lyrisches Gold‘ und würden in der Ewigkeit sich mit Klängen Goethes, Eichendorffs und Mörikes verschwistern:

Augen, meine lieben Fensterlein,
Gebt mir schon so lange holden Schein,
Lasset freundlich Bild um Bild herein:
Einmal werdet ihr verdunkelt sein!

Fallen einst die müden Lider zu,
Löscht ihr aus, dann hat die Seele Ruh’;
Tastend streift sie ab die Wanderschuh’,
Legt sich auch in ihre finstre Truh’.

Noch zwei Fünklein sieht sie glimmend stehn,
Wie zwei Sternlein, innerlich zu sehn,
Bis sie schwanken und dann auch vergehn,
Wie von eines Falters Flügelwehn.

Doch noch wandl’ ich auf dem Abendfeld,
Nur dem sinkenden Gestirn gesellt;
Trinkt, o Augen, was die Wimper hält,
Von dem goldnen Überfluß der Welt!

Allein, was heißt aus dem reichsten lyrischen Lustrum der Schweiz von 1879 bis 1885, in dem in rascher Folge Leuthold, Meyer und Keller ihren Versreichtum spendeten, ein paar einzige Perlen gelten lassen? Mit der Ausnahme die herbe Regel bestätigen: die Schweiz war ungesegnet von den im Vers sich erlösenden Wonnen und Leiden des Lyrikers!

Storm gibt alle die tausend und tausend ringenden Stunden der lyrischen Arbeit eines Jahrhunderts preis und ehrt eine einzige, da der schweizerischen Lyrik, einer Lyrik der Arbeit, des Schweißtropfens endlich ungeheißen, wie eine Lenzblüte die Gnade der Natur ein Lied schenkte. Eine lyrische Entwicklung muß sich also wider Willen mit zwei Versen Gottfried Kellers trösten:

Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Storm aberkannte den Schweizern das lyrische Fluidum. Er nannte es das ‚Tirili‘, das er bei Leuthold und C. F. Meyer vermißte. Und Keller, dem der alyrische Mommsen dreist überhaupt die Gabe, Verse zu machen, abstritt? Keller, über dessen ‚fürchterliche Verse‘ Theodor Fontane in einem Nebensätzchen den Stab brach? Daß gerade die Freunde Emil Kuh und Storm seine Gedichte unterschätzten, während schlechte Kritiker sie lobten, entgegen Aristoteles Wort über Plato: ‚Ihn auch nur zu loben, ist Schlechten nicht erlaubt‘, schmerzte den Dichter. Adolf Frey durfte in Kennerschaft des Menschen das C. F. Meyerwort wiederholen: ‚Auch ein Stoiker bleibt an seiner Lyrik sensibel bis ans Ende.‘ — Der Glorie der schweizerischen Epik antwortet eine ganz eigenartige, stolze, herbe, jeden Vers mit ungewohnter Gedankenfracht belastende Lyrik als verzögertes Echo. Diese Verzögerung der Lyrik deutete A. Fierz in der sehr beachtenswerten Einleitung der Novellensammlung ‚Unterm Firnelicht‘: ‚Es fehlen in unserem Lande die großen Weiten, in welchen den Tieflandströmen entlang die deutsche Lyrik melodischen Zuges wallt. Die schweifende Sehnsucht fängt uns ganz nahe am Horizont das Gebirge in silbernen Schalen auf. Auch leben wir in landschaftlicher Fülle; ein in klarster Flut wiederholter Reichtum von Form und Farbe umgibt uns. Wir haben auch nicht die schwere Wintersnot, welcher im Norden der Mai und das Mailied so wonnig entblühen. Ein Föhn kann in der Christnacht ein bläuliches Firnelicht über unsere Seen entschleiern. Waren das wirklich, wofür ich sie halte, verzögernde Umstände für unsere Lyrik, so waren es anderseits Gewißheiten künftiger Schönheit: Seit Gottfried Keller bewältigt unsere schweizerische Lyrik das Bild ihres Landes. Sie spiegelt es wider nicht zuletzt auch ihrer kühnen und großen, klargestimmten seelischen Verfassung nach. Es scheint mir denkwürdig, wie untrennbar, mit welcher Fülle und mit welchen unerschöpflichen Variationen diese Lyrik sich mit den koloristischen und plastischen Zaubern unserer Landschaft vermählt hat. Die Landschaft bestimmte den Gehalt, und der Gehalt wählt sich die Form. Während die eigentliche deutsche Lyrik getragen wird von Sehnsucht und Musik, sucht die schweizerische zusammengeraffte Kraft und Plastik‘. Diesem feine Zusammenhänge erahnenden Impressionismus, der Lyrik mit Lyrik mißt, muß ich ins zarte Fleisch schneiden. Darf man lyrikverzögernde Mächte im Landschaftsbilde suchen, wo die einfache literarhistorische Tatsache uns belehrt, daß zwischen Gaudenz v. Salis und Gottfried Keller, also ein halbes Jahrhundert lang, jene Dichter fehlten, die innerer Nötigung folgend den Rhythmus der sie umgebenden Landschaft hätten in ihren Busen nach Goethescher Weisung ‚zurückeschlingen‘ können? Auch ‚daß die Wiege der Lyrik im Tiefland stand‘, sofern man sie nicht in die Heimat Gaudenz von Salis verlegen will, liegt nicht so sehr in einem Befehl der Natur, als in Kulturwirkungen. — Wie hätte dann die Lyrik als die feinste Literaturblüte in der Innerschweiz aufsprießen können, da seit der Reformation die Literatur fast ausschließlich sich in die protestantischen

Kulturzentren geflüchtet hatte? — Es scheint, wie andere fühlten, daß es Dichter und Menschen gibt, deren Seelenstimmungen mehr in der Vertikale — den Schweizern — aufgehen, andern mehr in der Horizontale — ich denke an Klaus Groth und Theodor Storm. Jene werden Schilderer der Landschaft und vergessen über ihr sich selbst, diese sind Träumer mit geschlossenen Augen, die ihre Seele sich an den feinen Stimmungen, den ätherischen, des Meeres berauschen lassen. Wo durch Nebelflor und verdämmernde Horizonte der Sinn für Plastik verarmt, kann eine zauberhafte, liedmäßige Lyrik erblühen. Am Meere schweifen die Jensen-, die Jakobsennaturen. Auch das ist Wesensteil dieser Lyrik, daß sie gewissermaßen das Landschaftsbild vereinfacht, daß sie nicht den geringsten Ehrgeiz hat, mit dem Maler zu wetteifern. Wessen bedurfte Storm in Husum, was brauchte Eichendorff in Lubowitz? Das Rauschen der Wälderkronen. Eine friedlich plätschernde Fontäne. Vielleicht ein Marmorbild! Und zitternder Mondstrahlen volles Maß!

Goethe genügte die stille, feierliche Ruhe der Wipfel, um in acht Zeilen das Gleichnis der Pilgrimsfahrt und Vergänglichkeit des Menschenlebens auszudrücken: Über allen Gipfeln ist Ruh!

Und daß alle Verse herrlichste Sprachmusik schlürften, hat uns Schubert kaum mehr sagen müssen. Solch ein Adagio klingt freilich in der Schweiz nie. Ein einziger, Leuthold, träumt süße Kantilenen, wie er sie im Süden gehört, aber wenn er auch glaubte sagen zu dürfen:

> Wenn schon lange des Neides unlautere Quellen versiegt sind,
> Geb' ich der Heimat dafür Ströme des Wohllauts zurück.

das Lied blieb ihm versagt. ‚Die Schweizer Lyrik sucht zusammengeraffte Kraft und Plastik.' Hier liegt die Definition der singulären Lyrik Conrad Ferd. Meyers vor. Gottfried Keller erzählt behaglich; seine Ellenbogenfreiheit schränkt ihm kein tyrannisches Metrum ein. Er schlägt eine Staffelei auf. Für ihn liegen die Reize in den Naturbildern des heimatlichen Glattfelden, der Idylle; so gut wie C. F. Meyer nach dem Epos der Berge griff oder gar nach der dräuenden Tragödie eines unendlich schönen, aber unheilschwangeren Hochgebirges. ‚Die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler', meinte Goethe; ‚die großen Gegenstände der Natur' haben Segantini im ersten überwältigenden Augenblicke ein ‚Non posso' abgerungen, das er indes mit dem Pinsel widerlegte. Sie haben gleichsam die vox humana der graubündnerischen Gestalten der Meyerschen Dichtung ‚Jürg Jenatsch' und ‚Richterin' mit ihrem Naturorchester begleitet, und dem bescheidenen Meister das Recht gegeben, von seiner ‚Engelberg'-Dichtung zu rühmen:

> Es ist des Alpentales Seele,
> Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

Sie haben den Vollender der landschaftlichen Lyrik, Adolf Frey, mit einer neuen herrlichen Sehbegabung ausgestattet*. Diese großen, einsamen Gegenstände drückten endlich auf der Höhe von Sils Maria Friedrich Nietzsche

* Zu diesem Essay bemerke ich, daß ich hier auf begrenztem Raume die lyrische Sonderentwicklung der Schweiz nur in Andeutungen charakterisieren kann. Man wolle

Motive der Zarathustradichtung in seine Hand, wie weiland ‚Die Alpen‘ Albrecht von Hallern als die lebendigen Symbole alles Erhabenen und Edlen erschienen, so daß er das Prologgedicht der neueren Schweizerliteratur sprechen durfte, den Blick dankbar in die alpenglühende Schönheit gewandt. — Denn es ist die Landschaft, die den Dichter mit einem fürstlichen Lehen beschenkte. Sie forderte von ihm nur e i n e n Dank, ein offenes, lauteres, getreues Auge. Dieses aber hat sie mit ihren Zaubern unterjocht. Pinsel und Feder wurden ihr atributär, wie die seltsame Personalunion der Malerdichter in der Schweiz seit Nikolaus Mannel, Salomon Geßner, Fueßli, Ulrich Hegner, Usteri, Heß, Keller und Stauffer diesen Doppeldienst symbolisiert. Der dann den Pinsel an den Meißel tauschte, der nicht mehr malte und radierte in Versen, sondern in carrarischen Marmorbrüchen das Wort prägte, hieß C. F. Meyer. — So liegt das Genie dieser Künstler nicht zuletzt im Auge. Ihre Sehbegabung triumphierte in einer aller kleinen Gefühlsarabesken entledigten, objektiven Lyrik. Nicht zufällig ist Gottfried Kellers Liebe zum Auge: ‚Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, Von dem goldnen Überfluß der Welt‘. Der einzige Trost seines ‚alten Bettlers‘ bleibt, daß ‚ihm das selig klare Schaun kein Vogt und Richter nimmt‘. ‚Mein Aug' ist matt von deiner Pracht‘ bekennt der Dichter abends der Natur. Sein episches Ebenbild, der grüne Heinrich, philosophiert über den künstlerischen Menschen: ‚er müsse sich eher leidend und z u s e h e n d verhalten‘ und über ‚die Freiheit und Unbescholtenheit seiner Augen‘ wachsam sein. Nicht umsonst hat Leuthold, als einziger Schweizerdichter, gerade vor den Stoffen der Alpen nach eigenem Bekenntnisse die Palette fallen lassen, denn das Auge versagte ihm, und damit auch die Poesie der Plastik, über die sein Ohr ihn tröstete: als ‚göttlich erhabene Verschwendung der Seele W o h l l a u t hinzustreuen‘. — Sein Lieblingswort hat C. F. Meyer durch das Auge erkoren: ‚die Gebärde‘. Sie erklärt das latente Kunstgesetz seiner Dichtungen. Bis zur Übertreibung läßt er direkte Seelenstimmungen, Affektskalen in ihrer Wirkung des Gesichtsmimus, der Gesten und Gebärden sichtbar, schaubar gestatten. Seine Helden lesen Geheimnisse vom Antlitz der Schlafenden ab. Eine mißverstandene Gebärde Astorres bestimmt aber den Gang der Fabel in ‚Der Hochzeit des Mönchs‘. Über Pescara spricht C. F. Meyer das merkwürdige Zeugnis aus: ‚Jedes Wort des Zwiegespräches wiederholte sich in seinem Ohr, und selbst jede Mine und Gebärde desselben bildete sich ab in seinen Zügen und schwang in seinen Muskeln fort.‘ Der künstlerische Apperzeptionsvorgang C. F. Meyers!

Von der epischen Glorie bestrahlt wandelt ein Zug Menschen aus dem Reich der erzählenden Kunst der beiden Dichter hinüber in die Gedichte. Hohenstaufen, die C. F. Meyer für eine große Erzählungstrilogie aufsparte, agieren uns wenigstens in den Gedichten einen letzten traurigen Akt. Das

---

als Ergänzung meinen Leutholdaufsatz im Oktoberheft 1910 der ‚Süddeutschen Monatshefte‘, eine demnächst erscheinende kleinere Schrift über Gottfried Keller im Verlage von Max Hesse betrachten, sowie die größere Studie ‚Der Eros in der Schweizerlyrik‘ (Wissen und Leben 1910).

geistreiche Franzosenwort: ‚Ein Epiker müsse in seinem Werke allgegenwärtig und doch unsichtbar wie der göttliche Schöpfer sein‘ nehmen die beiden Dichter als Verpflichtung auch für ihre Gedichte hin. Ist es Schüchternheit, bescheidener Sinn oder nackensteifer Stolz, daß beide so gerne als lyrisches Gravitationszentrum nicht sich, sondern die Welt der andern setzen? Diese Handvoll Epik in all ihren Gedichten, dünkt mich, hat ihre Lyrik so eigen geprägt. Die Dominante ihres Wesens ist nun einmal Epik, weil eben, wie ich andern Ortes ausführte, die Schweiz ein episches Kraftzentrum war und ist. Wäre denn das Umgekehrte nicht bei Novellisten vom Schlage Storms und Eichendorffs der Fall? Tauchen unter der mehr als transparenten Decke ihrer erzählenden Prosa nicht immer wieder lyrische Eilande auf? Sie sind Lyriker, also erschaffen sie keine Fülle Gestalten; ein Dual von Charakteren genügt. Die Epiker? Keller und Meyer? Multiplizieren sich selbst, sie sind in hundert Masken; sie heißen Pankraz der Schmoller, Grüner Heinrich, Salander. C. F. Meyer gestand, in allen seinen Gestalten stecke er selber; même dans ce vilain Morone il y a du C. F. Meyer.

II.

Allein in der Ausnützung dieser epischen Kapitale scheiden sich beider Kunstprinzipien. Gottfried Keller ist Erfinder, unerschöpflicher Erfinder. Was ist ihm die Welt? Eine herrliche, unendliche Perlenkette von Gleichnissen! ‚Gleichnisse dürft ihr mir nicht verwehren, ich wüßte mich sonst nicht zu erklären.‘ Nicht in einem Bekenntnis, sondern in einem ‚Doppelgleichnis‘ huldigt er dem Eros.

O ein Glöcklein klingelt mir früh und spät
Silbernen Schalles in die Seele herein,
Zart wie ein Luftlied, welches von Westen weht,
Unermüdlich plaudernd, so lieb und fein!

Aber wandl' ich es um zum Becherlein,
Kehr ich es um und häng' es an meinen Mund,
Trinke daraus den allersüßesten Wein,
Schweigt das Becherglöckelchen zur Stund.

Hält sich stille, so lange ich trinken mag,
An meinen durstigen Lippen verhallt sein Rand,
Tönet jedoch wieder mit hellem Schlag,
Kaum ich's der innigen Haft entband.

Kelch und Glöcklein ist, mein Engelchen,
Mir dein Mündchen ohne Rast und Ruh,
Und das Zünglein drin das Schwengelchen,
Das nie schweigt, als wenn ich dich küssen tu'.

Eine zierliche Erfindung, aber kein gefühlstarkes Lied! Keller baut seine Gebilde mit vielen Erkern und Winkeln. Um keinen Preis etwas korrekt Qua-

dratisches; es scherzen duftige Arabesken miteinander. Überhaupt die Ornamente! Nichts ist köstlicher, artiger und feiner, als diese lyrischen Extratriller, die seine Gedichte jubilierend verhauchen.

Seine Phantasie sieht in jedem, dem kleinsten Objekt hundert neue Sächelchen ruhen. Was kramt er nicht alles aus der Kommode Züs Bünzlins hervor, welchen Schabernack treibt sein Erfindergeist nicht mit Peter Gilgus, der im ‚Grünen Heinrich' einen Bazar von Habseligkeiten vorlegt, um schließlich aus dem blumigen Hausrock das zerlegbare Modell ‚des Auges Gottes' zu ziehen, in dem eine Busennadel, eine silberne Uhrenkette, billets d'amour, Blumensträußchen verkapselt liegen. — Oder die Bilder deliziösester Fabelstimmungen, die sich uns im ‚Apotheker von Chamonix' einprägen, wo Lessing die beiden Rangen Börne und Heine zu ‚der Schimmeldecke des Tintenmeeres' führt und mit dem Schifferhaken in den weißlichgrauen Schimmel ein Loch reißt:

Daß die gallig bittre Flut
Schwarz aufquellend überfloß,
Und auch strads ein paar Skandäler
Pfauchend aus der Tiefe stiegen.
Und dazwischen schwammen traurig
Abgebiss'ne Bein' und Arme,
Abgeschnitt'ne Menschenehren
Und zerfress'ne gute Namen.
Wieder grollt' der tapfre Lessing:
‚Nehmet wahr die Willkürbestien,
Wie sie bittre Tinte saufen,
Alle, die nicht rechttun mochten.'

In dem Gedicht ‚Denker und Dichter' jubiliert und triumphiert der Dichter durch sein Genie: aus dem Nichts Welten zu kommandieren. Nur der Dichter baut aus Blütendüften und Mondschein Schlösser; nur der Herrscher über das Wort und den Gedanken bekennt:

Der Oberfeldzugmeister
Ist meine Phantasie
Und ihre tapfern Geister
Verließen mich noch nie.

Man prüfe auf die erfinderischen Qualitäten hin das Gedicht ‚Winterspiel', um sich zu vergewissern, daß Gottfried Keller die Stimmungen und Erlebnisse kommandiert. In seinem winterlichen Herzen erblühen allerliebste Frühlingsstimmungen.

Da stell' ich den Frühling im kleinen auf,
Mit Rosengärten und Bronnen,
Und spann' ich ein zierliches Himmelsgezelt
Mit Regenbögen und Sonnen.

Die Erfindungen und Gleichnisse, die den Dichter bestürmen, sollen nicht wie Blüten ungenützt welken. So geschieht es, daß den Gedichten oft das eigentliche Zentrum fehlt, daß sie ‚zerbröckeln'. — Wer solche Eindrücke nicht

erlebt, muß sie zu erleben suchen aus einem künstlerischen Gegensatz, den kein Dichterkollege in allen deutschen Landen schärfer verkörperte als der ihm am nächsten weilende — C. F. Meyer. Ein Fanatiker der Hauptsache, ein Verächter der Dekoration, einer von den überaus Klugen, die Lessing stillen Geistergruß entbieten mit ‚epigrammatischen Nadeln'. Ein Genie der Geduld, das nicht vom Augenblick, sondern aus der Hand der Zeit das herrliche Geschenk der Vollendung entgegennimmt, das kalt lächelnd kostbare, fein polierte Verse und Gedanken, mit denen andere Pfauenräder schlagen würden, der Schere opfert; einer, der in jede Strophe, mehr, in jeden Vers, mehr, in jedes Wort eine zentripetale Kraft legt, bis sie bedeutsam dem gedanklichen Mittelpunkt zustrebt. — Erzählen, wirklich meisterhaft erzählen, dabei aber jedes Wort zählen, mit jedem Vers kargen, jedes Motiv in die hellste, klarste Sonnenspiegelung kehren: wären das nicht Merkmale des überlegenen Künstlers, dessen Leistung man nicht mit Schlagworten charakterisiert, wie ‚Mosaikarbeit' oder ‚dichterische Algebra'? Darin liegt ja die Besonderheit Meyers, daß er sich eine vollendete neue künstlerische Mechanik erwirbt; daß seine Gedichte Architektureindrücke erwecken, die den Augen ein Labsal. Ernst Lissauer, der selber aus den schaffenden Wonnen des Lyrikers heraus geheime Gesetze bei C. F. Meyers Dichterwerk zu erlauschen strebte, hat uns erst neuerdings wieder an die einzigartigen Antithesen in C. F. Meyers Dichtung erinnert. Der Kunstverstand triumphiert in diesen Kombinationen, in diesen Gegensätzen, die sich in einer Einheit verschmelzen. Eine Antithese bei Lessing ist noch zu spitz, zu mager, zu unplastisch. C. F. Meyer gibt ihr Fleisch und Form. Man koste die feine Antithese einmal gründlich aus in dem folgenden Gedicht:

Am wolkenreinen Himmel geht
Die blanke Sichel schön,
Im Korne drunten wogt und weht
Und rauscht und wühlt der Föhn.
Sie wandert voller Melodie
Hochüber durch das Land,
Früh morgen schwingt die Schnittrin sie
Mit sonnenbrauner Hand.

Viele seiner Gedichte empfangen ihre Kraft aus solchen Gegensätzen, die sich doch ineinanderbiegen. Ein betrogenes Mädchen weint in die Schale eines wettermürben Steins bittere Zähren, wohinein sonst das süße Himmelswasser fällt. Abends nippt ein Vögelein und spürt ‚das bittere Tränklein'. Der Gegensatz des in der Schlacht verlorenen Schwertes Cäsar, das hernach im Tempel ‚hoch über Hort und Schatz' prangt, läßt ein anderes Gedicht antithetisch ausklingen:

Verloren ging's im steilen Siegeslauf
Und heißem Ringen. Götter hoben's auf.

Der Knappe Konradins ist durch ein Unglück von seinem Herrn getrennt und sehnt sich, sein Schicksal kennen zu lernen. Schon glaubt er die junge Majestät gekrönt; da kommt ein Knechtlein:

,Gib Bescheid!
Der Staufenknabe thront in Herrlichkeit?' —
,Ja, Herr. Er litt gemach den Todesstreich
Und thront getröstet nun im Himmelreich.' —

Diese Kunst der sich grell beleuchtenden Kontraste führt tief in C. F. Meyers dichterische Art hinein. In einer Verserzählung, wie ,Der Pilger und die Sarazenin', sind sie mit Meisterschaft nebeneinander gestellt. Die wirksamste Antithese liegt in der Biegung der Fabel: Eine gegen Christus in Haß erglühende Sarazenin wird Christin.

Ein geistiges Ebenmaß, eine feine Lust, in künstlerischen Proportionsgesetzen zu schwelgen, ein heimliches Erglühen für äußere und innere Symmetrie eignen diesem Bildhauer des Wortes. Während bei andern Dichtern, etwa Leuthold, der Refrain aus einem musikalisch-rhythmischen Gefühle geboren ist, soll der Refrain C. F. Meyers einen Gedanken in Reliefwirkung oder einen glänzend gesteigerten Gegensatz darstellen. Darf man darin eine romanische Fernwirkung auf sein dichterisches Temperament erblicken, daß der Sinn für die poetische Architektonik sich verfeinerte, daß diese selbst nicht mit deutscher Kunst die Zwiesprache verwandter Naturen führen könnte, sondern nur mit jener, in der ,Einfachheit und stille Größe' zum zweiten Male gesprochen hat: mit der italienischen Renaissance? Ich nannte die Schweizer Dichter herrliche Augenmenschen. C. F. Meyer dichtet dem Auge, dem innern und äußern. Am liebsten sind ihm sichtbare Zeichen Ausdruck eines tiefen Gefühles. Ein Affekt muß bei ihm körperlich sichtbar werden. Daher gelüsten ihn so ganz ungewöhnliche Motive, wie etwa in dem Gedicht ,Die gezeichnete Stirne', wo König Enzios Leidgesellin erzählt, wie sie oft als Kind ihre Stirne an das Eisen der Kerkerstäbe drückte, bis einmal die Mutter jammervoll rief:

,Kind, wer hat dir in die Stirne' — fragte
Sie — ,gezeichnet dieses Kreuz von Flammen?'
Hieß mich dann in ihren Spiegel schauen —
Teuerwerter Herr, so wahr ich lebe,
Eingezeichnet über meinen Brauen
Waren deines Kerkers Eisenstäbe!
Außen wich das Zeichen; aber innen
Blieb's, da ich zur Maid erwuchs, geschrieben —
Herr, seit jenem Tag war all mein Sinnen
Dich und deinen Kerker nur zu lieben.

Die Liebe zu König Enzio drückt C. F. Meyer durch diese ,gezeichnete Stirne' aus. Keine Frage, daß in solchen Gedichten Gram und Leid nicht elementar aufknirschen, daß selbst Jubel und Wonnen leise sich selber dämpfen. Leidenschaft im gewöhnlichen Sinne bräche die Symmetrien wie lästige Fesseln. Aber C. F. Meyer will ja auch nie im Superlativ der Gefühle sprechen. Er überläßt die letzte Steigerungsmöglichkeit der mitwirkenden Phantasie des Genießers seines Gedichtes.

III.

Die geistige Schwere macht den Ruhm Gottfried Kellers und C. F. Meyers aus. Wohl sieht man, wie A. Frey uns (Die Frühlyrik G. Kellers) lehrte, da und dort durch die Textur der Jugendgedichte Kellers Freiligraths Poesie hindurchschimmern; wohl standen Anastasius Grün u. a. seinen Jugendversen nahe, wie auch in C. F. Meyers Erstlingen Schillersches Pathos rollt, und manche Verse vor Platens Glätte sich verbeugen müssen, aber den Dichtern der Sammlungen von 1782 und 1883 gegenüber ist es eitle Mühe, in einer Jagd auf ‚Vorbilder' Gewinn zu erhoffen.

Die Gedankenfracht in den Alpen Albrecht v. Hallers, die Goethe ‚den Anfang einer nationalen Poesie' nannte, macht selbst die Alexandrinerverse kostbar, so daß der junge Schiller gerne auf seinen poetischen Jugendfahrten eine Blume aus Hallers Gärten borgte. Zwiefach hat sich das Ringen nach tieferen Gedankenwerten in der Schweizerdichtung bekundet. Als zuweilen aschgraue Didaktik bei den kleineren Dichtern, als vom grüngoldenen Baume des Lebens gepflückte Weisheit in Gottfried Kellers Gedichten, in denen ein Pädagoge seine Ideen in eine schöpferisch umformende Hand geleitet. In diese große Erweiterung der dichterischen Umkreise teilt sich die lyrische Arbeit der beiden großen Dichter. Sie haben sogar gewagt, die lyrischen Grenzpfähle unbedenklich weiter zu setzen als um das einzige Wörtchen ‚Liebe'. Diese negative Tatsache, daß die Liebe nicht der Angelpunkt ihrer Lyrik ist, kommt einer Charakteristik ihrer herben, reinen, männlichen, reifen Erscheinungsform gleich. Überhaupt! Wenn geliebt wurde, zarter und verschwiegener ist in keiner Lyrik um Liebe geworben worden als in der älteren schweizerischen, in der die Dichter — Leuthold und Carl Stauffer ausgenommen — ihre Küsse zählen. Der zwölfjährige Albrecht von Haller jubelte in gallischer Beredsamkeit sein: ‚Amour! Charmant amour! Je demande tous tes feux'. Aber erst über dem Grabe seiner geliebten Gattin spendete er noch einmal der Liebe die Weihe der Verse. Wie Gaudenz von Salis über Grabhügeln seine Gedichte den Imortellen gleich aufblühen läßt, gleitet des jungen Gottfried Kellers erstes Liebesstammeln in Mollakkorden dahin. Von den ‚siebenundzwanzig Liebesliedern' seiner 1846er Sammlung gönnte er nur dreizehn ein Weiterleben in den endgültig ‚Gesammelten Gedichten'. ‚Es seien Phantasieliebeslieder, denen es an jedem erlebten Gefühl gebrach, so daß er sozusagen aus einem Nichts Hunderte von Strophen gebaut hätte.' Theodor Storm war es, der je und je dem Freunde in der Schweiz ein Plus an ‚Liebe' in seine Werke wünschte. Ihn verdroß, daß in der ‚Hadlaubnovelle' der große Moment ‚mit einer nur wie beiläufig referierenden Zeile abgetan war'. Aber zu ‚resoluten Umarmungen' lassen weder Keller noch Meyer ihre Helden kommen. Wie Keller verächtlich von seinen ‚Phantasieliebesliedern' sprach, suchte auch C. F. Meyer seine Liebeslyrik des herzhaft gebeichteten Erlebnisses zu entlasten:

In diesen Liedern suche du
Nach keinem ernsten Ziel;
Ein wenig Schmerz, ein wenig Lust
Und alles war ein Spiel.



Albrecht Altdorfer/„Der Hoffart sitzt der Bettel auf der Schleppe"

Beide Dichter huldigen darum der verschwiegenen Liebe; C. F. Meyer, da er von dem Mägdlein erzählt, das in eine Fensterscheibe zarte Dinge schreibt, vom Menschenschwarm überrascht, errötend die Scheibe zerschlägt, so daß nur ein Blutstropfen das Geheimnis erzählen könnte. — In einem anderen Gedicht löscht ein Feldherr, von seinem Neffen über eine Jugendliebe gefragt, die Kerzen aus. — Das ist alles, was er erzählt. Auch Gottfried Keller verschluckt das Wörtchen ‚Liebe'.

‚Wie sehr es auch sterbend im Busen gezuckt —'
Mir lispelts im Ohre: ‚O träger Mann,
Der so mit Worten geizen kann!'

Solches bekennt er über dem Sarge einer jungen Liebe. Eros und Thanatos schließen bei ihm wie bei C. F. Meyer einen Bund. Auch er beugt sich über einen Sarg wie der Uhlandsche Bursche. Aber dieser küßt ‚das Mündlein so bleich' und stammelt seine alle Ewigkeit währende Liebe, dieweil der Schweizer fast sachlich und kalt die edle Rose beschreibt:

Die einst so purpurn gelacht.
Es hat ein fremder Künstler
Eine weiße aus ihr gemacht.

Es erstaunt uns nicht, daß C. F. Meyer den Gegensatz von Eros und Thanatos ergriff, dort wo im Weinberge der Capuletti ein Marmorknabe zwiefache Deutung durch die Jugend in der Person der jungen Julia Capuletti, durch das Alter in Simon, dem Lehrer, erfährt.

Welches ist dein süßer Name, Knabe?
Steig ans Tageslicht aus deinem Grabe!
Eine Fackel trägst du? Bist beschwingt?
Amor bist du, der die Herzen zwingt?

Meister Simon streng das Bild betrachtend,
Eines Kindes Worte nicht beachtend
Spricht: ‚Er löscht die Fackel. Sie verloht.
Dieser schöne Jüngling ist der Tod.'

Der Liebe gedenkt die Jugend, des Todes das Alter, der Mann beider; denn G. Kellers und C. F. Meyers Lyrik ist männlich und herb. C. F. Meyer hat selbst in einer seiner Novellen Dante eine andere Seele substituiert, jenem Dante, meine ich, der den Francesca und Paolo geweihten fünften Höllengesang in Versen voll Erbarmen schrieb. Dante mochte es nimmer sein, der, als die reizende Lucrezia Nani seine Toga streifte, unverwandt eine vorübereilende Welle betrachtend murmelte: ‚Ich ließ das Meer grüßen. Die Woge war schöner als das Mädchen.' Aber C. F. Meyer bewertete etwa das Glück des unverwandten Anblickes herrlichen Alpenglühens höher als die Purpurlippe einer vorüberwandelnden Schönheit. Wie dem sei, dadurch, daß die Huldigung an den Eros im lyrischen Gesamtkunstwerk G. Kellers und C. F. Meyers so gedämpft erscheint, büßt diese Lyrik an inneren Werten nichts ein. Dafür ist beider Werk eine klassische Lösung jenes Heimatproblems, vor dem der Schweizerdichter steht.

IV.

Die Heimat des Schweizers ist klein. Besonders für den Künstler. Ein ‚literarischer Holzboden‘ spöttelte ohne Groll Gottfried Keller selber. Die künstlerische Bussole des Deutschschweizers wird also nach Deutschland weisen; fest verankert in der heimatlichen Kultur wird er dennoch Lust und Streben in sich fühlen, künstlerische Fernwirkungen auf die allgemeine deutsche literarische Kultur zu erringen, der er sich selber auch tief verpflichtet fühlt. Schon vor hundert Jahren leitete der Herausgeber der sehr schweizerischen und lokalpatriotischen Almanache ‚Die Alpenrosen‘ ein: ‚Wir Schweizer sind dem größten Teile nach in Sitten und Gebräuchen, in Sinnesart und Sprache, das, was man ehrliche Deutsche nennt.‘ Die schweizerische Literatur sei von jeher eine deutsche Provinz, meint er*. Daß sie eine große und wichtige geworden, konnte erst die Literaturgeschichte der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts und die Gegenwart lehren. Deutschlands Mitarbeit an diesem Aufschwung ist dabei nicht leicht zu unterschätzen seit den Tagen, da Fr. Matthisson die Patenschaft für die ersten bedeutenden lyrischen Erstlinge des Graubündners Gaudenz von Salis übernahm, bis zu Leuthold und G. Kellers Zeit, um deren erste Erfolge sich Deutsche eifrig bemühten. Allein damit trat auch ein gleißnerisches Kulturideal — das modernisierte Rudenzproblem aus dem Wilhelm Tell — vor den Schweizer Künstler, für den das Untergehen in einer ihm fremden Kultur literarisches Verhängnis werden kann. Soll er sein Schweizertum preisgeben? Oder es in eine allgemeine künstlerische Formel zwingen? Dem letzteren Ziele strebten die Meister nach. Der Zug des Wanderns steckt im Schweizerblut. Aber der helvetische Reisläufer adelte seinen Solddienst durch eine seltene Schildtreue. Jetzt in der Gegenwart ist es der Dichter, der heimatflüchtig wird. Man fühlt die Bannkraft Berlins im ‚Landstörtzer‘ Ilgs und in Möschlins ‚Konrad Hitz‘, in Schaffners ‚Hans Himmelhoch‘, und wenn sie auch nur ein tadelndes Staunen auslöste. Man denkt an einen Schweizer, den armen Mann von Toggenburg, der als ein Unberührter hundertfünfzig Jahre früher Berlin geschildert, sachlich nüchtern. Oder warum hundertfünfzig Jahre zurückdenken, da noch vor sechzig Jahren Gottfried Keller von dem ‚Sibirien‘ an der Spree sprach? Er verlor sich in der Fremde nicht. Trotzdem, die Sehnsucht in die Weite ist schweizerisch. Sie muß für den Dichter zu einem Doppelleben führen, das ihm erlaubt: Deutscher und Schweizer zu sein. Fern der Heimat aber erblüht ihm darum das Heimwehlied. Kein Zufall, daß das schönste, ja das klassische Heimwehlied von einem Schweizer kündet, der auf des Alphorns Klang den Rhein durchschwamm. Die Schweizer überhaupt sind die Klassiker des Heimwehliedes geworden. Auf dem Tegelsee tröstet sich Gottfried Keller:

> Fühlst nach der Heimat du das Weh,
> O Fremdling, dich durchschauern,
> Fahr' auf dem nordschen Geistersee —
> Hier ist es schön zu trauern.

* Eingehendes über diese Fragen in dem Aufsatz: Schweizerische Nationalliteratur? von Ed. Korrodi: Grenzboten 1910. Heft 52.

Und wie ein geistiges Echo antworten Verse jenes anderen Meisters: ‚Nie prahlt ich mit der Heimat noch, und liebe sie von Herzen doch.‘ Dort, wo der Rheinstrom die Schweiz und Deutschland scheidet, bekennt Gottfried Keller:

Wohl mir, daß ich dich endlich fand,
Du stiller Ort am Rhein,
Wo ungestört und ungekannt
Ich S c h w e i z e r darf und D e u t s c h e r sein.

Die Gedichte beider Meister liegen zwischen den beiden Polen: der Heimat und der Ferne. Sie ergänzen sich. Keller preist die Heimat, Meyer die Welt. Während jener herrliche Beweise erbringt, daß im engern Kreise sich die Gedanken nicht verengern, sofern man ein begnadeter Dichter ist, fühlt C. F. Meyer Bedürfnis, zeitliche Schranken zu durchbrechen und neben den illustren Eindrücken seiner Alpenwelt die von Menschenhand geformten cinquecentistischen Kunstgebilde zu feiern. So weiten sie die Horizonte. Wie schöne Sternkonstellationen unser Auge bannen, schenkt uns die literaturgeschichtliche Konstellation das Schauspiel, daß innerhalb fünf bedeutungsvoller Jahre — der Jahre 1879—1884 — die Lyrik der Schweiz ihre herrlichen Huldigungen an die Natur und das Menschenleben, die Heimat durch Gottfried Keller, an das Genie, die Kunst und die bedeutsamste Historie durch C. F. Meyer, an die Liebe, das Weib in Leuthold darbringt.

(Schluß folgt.)



Der Sillon / Von Hermann Platz

II. Die Geschichte seines Lebens und Schaffens.

Die Geburtsstätte des Sillon ist das katholische Gymnasium Stanislas in Paris, über dem der fortschrittliche Geist Gratrys schwebte. Hier wurden und werden noch immer zuversichtlich Beziehungen zur Staatsuniversität und überhaupt zu dem außerkirchlichen Kulturleben gepflegt. Hier stand man allen Bemühungen, die eine Durchdringung der verweltlichten Kultur mit christlichem Geist zum Ziele hatten, sympathisch gegenüber, wenn man nicht direkt daran beteiligt war.

Edle, weitblickende Lehrer wirkten dort an der Heranbildung einer Generation, die den eigenen Idealen entsprechen und die Wirklichkeit neuschaffen sollte. Die Zeit war reich an aufregenden Ereignissen, an optimistischen Stimmungen, an dunkler Sehnsucht. Mußten da nicht ernste, begeisterungsfähige Jünglinge in der Schule schon das Bedürfnis fühlen, sich in besonderer Weise vorzubereiten auf den großen Kampf, der ihnen im Leben bevorstand? War dann noch gar ein Mark Sangnier unter ihnen, dann waren alle Vorbedingungen zu fruchtbarer Tätigkeit erfüllt. Zwischen stillen Schulmauern wuchs, dem Auge der Welt verborgen, ein Samenkorn heran, das, zu Pflanze und Baum geworden, die Blicke der Welt auf sich lenken sollte.

a) Die Konferenzen der Krypta. 1894—1899.

Zuerst waren es ihrer nur vier, die sich in den letzten Monaten des Jahres 1893 zu engerer Freundschaft zusammenschlossen. Dasselbe Feuer brannte in ihren Seelen, dieselben Ideale beschwingten die Flüge ihrer Sehnsucht, ihrer Gedanken. Arm in Arm gingen sie in den Pausen auf und ab. Die freie Zeit, die die Schularbeiten ihnen ließen, widmeten sie der Verwirklichung ihrer im Dämmerlicht der Ahnung geschauten Ziele. Was ihre reinen Seelen in der Stille an Hohem erträumt, das verdichtete sich in fortgesetzten Besprechungen, bei denen der Rat des Alters geziemend gehört wurde, zu ausführbaren Plänen.

Mark Sangnier.

In der werdenden Persönlichkeit des jungen Mark Sangnier lag das Geheimnis alles dessen beschlossen, was aus diesem Freundschaftsbund hervorgehen sollte. Vergegenwärtigen wir uns darum kurz die Hauptzüge seines Wesens. Im Elternhaus Sangniers herrschte ein religiöser Geist, und die Erziehung, die der junge Mark erhielt, trug dementsprechend einen durchaus religiösen Charakter. So tief ist die Religion in seinem Innern verankert worden, daß sie, soweit wir urteilen können, zu keiner Zeit von ernsterem, länger dauerndem Zweifel erschüttert werden konnte. So sehr hat sie in ihm von Jugend auf alles Sein und Denken durchdrungen und erfüllt, daß es des Jünglings und Mannes Lebensaufgabe werden sollte, auch die ganze Wirklichkeit mit religiösem Geist zu erneuern.

Die Liebe zum Volke, die schon früh in seinem Herzen glühte, scheint vor allem durch das Wirken seines Großvaters Charles Lachaud in ihm geweckt worden zu sein*. Bei der Enthüllung einer Statue, die dem beliebten Advokaten

* Mark nannte sich in der ersten Zeit gerne Sangnier-Lachaud, wohl ein Beweis, wie sehr er ihn verehrte und wie sehr er sich ihm gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte.

von seinen dankbaren Landsleuten errichtet worden war, hielt Mark eine Ansprache, die das bemerkenswerte Geständnis enthielt, daß ,sein (des Großvaters) Mitleid mit den Niedrigen und Verworfenen dieser Welt in ihm das Bewußtsein einer geheimnisvollen Verwandtschaft mit eben diesen erzeugt habe und daß er vor aller Welt stolz darauf sein wolle'*.

Wie so manchem Katholiken soll auch ihm die erste hl. Kommunion das große Erlebnis der Jugendzeit gebracht haben. Wie eine Blume beim Kuß der Sonne erschloß sich da seine Seele der Gnade von oben und strömte den Duft heiligen Opferdranges aus. Der Sache Christi und der Sache des Volkes galt, wie berichtet wird, das Gelöbnis, das er, von der Gegenwart des Unendlichen durchschauert, vor den Stufen des Altares gestammelt hat. Das war schon der ganze Sangnier der Zukunft: Eintauchen in die Geheimnisse des eucharistischen Liebesmahles und Kraftschöpfen aus diesem vorzüglichsten Gnadenborne der Kirche.

Das erste, was als Quelle für die Jugendgeschichte in Betracht kommt, ist eine Rede, die der sechzehnjährige Gymnasiast am 20. Dezember 1891 gehalten hat**. Daraus erfahren wir, daß der einer sehr reichen Familie entstammende Jüngling damals schon die Sehenswürdigkeiten der halben Welt von Lappland bis Tunis, von Spanien bis zur Türkei besucht hatte. So wurde sein Blick früh geweitet; noch mehr aber seine Seele erfüllt von den Schönheiten und Harmonien, die die Natur hervorzuzaubern vermag. Die Wunder der griechischen Tempeltrümmer, die Stimmung einer Polarnacht, den überwältigenden Eindruck, den Leo XIII. auf ihn machte, schildert er in solch hinreißender Sprache, daß man ahnt, wie tief das begeisterungsfähige Herz gepackt und im Idealen befestigt worden ist. Wer seinen Sohn liebt, lasse ihn früh reisen, wenn die Seele noch eindrucksfähig und rein ist! Er wird es so wenig zu bereuen haben, wie der Vater des jungen Mark es getan hat.

Was das Gymnasium aus dieser verkörperten Empfänglichkeit gemacht hat, können wir aus der eben erwähnten Rede schließen. Freilich dürfen wir nicht mit zersetzender Kritik an diese Ergüsse eines jugendlichen Herzens gehen. So sehr manches angelernt und konventionell sein mag, die Inspiration und Wärme, die das herkömmliche Aufsatzgerüste belebt und stellenweise durchbricht, ist durchaus echt. Das Ganze ist der stammelnde Ausdruck einer seelischen Wirklichkeit, auf der alles spätere Leben und Wirken Mark Sangniers aufgebaut ist: Eine Unzufriedenheit mit sich und der vorgefundenen Wirklichkeit und ein Suchen nach dem Höheren, das dem Geiste die Erklärung seines Wesens und zugleich die Kraft gibt, an der Erhöhung von Ich und Welt zu arbeiten. Es waren Urtatsachen seines innern Lebens, die hier durchbrachen: die Sehnsucht des Geistes nach ,intellektueller Wahrheit' und besonders die überströmende Fülle seines reinen, heißen Empfindens, seines unbestimmten, unstillbaren Sehnens. Dieser Gefühlsüberschwang durchglühte alle Gedanken und Worte mit heimlicher Inbrunst. Er verhinderte das Ausreifen der Ideen, bewirkte aber, daß diese als Ideale emporloderten in einer

* Discours 1891—1906 (I)* Bloud, Paris. 1909. S. 17.
** Gedruckt in Discours I. S. 7—14.

Glut, die noch durch die toten Buchstaben verhalten nachzittert und gleichgestimmte Seelen ergreift. Es gibt ein Ideal, und wir brauchen es, um leben und wirken zu können. In der Wahrheit, die der Geist erkenne und die besonders das Herz fühle, in der Poesie, die den geheimen Sinn der Dinge erfasse und neuschaffe, in den unveränderlichen Gesetzen der Wissenschaft, in den Harmonien der Mathematik, in den Schönheiten der Natur zeige sich die Wirklichkeit des Ideals, das Gott über die Welt ausgebreitet habe, als ob er unsere Herzen an sich ziehen wolle, indem er ihnen etwas von seiner Göttlichkeit offenbarte. Dieser Idealismus bringe den Völkern Bestand und fruchtbares Wirken, den Individuen Ernst, Mitleid, Liebe, Harmonie, Trost und Kraft zu allem Hohen.

Der unzerstörbare Glaube an das Ideale ist die tiefste Wirklichkeit und darum der echteste Zug seines Wesens. Da ist wenig von Nachahmung, nüchterner Erwägung und kalter Berechnung drinnen. Weil aber alles wirkliche Stimmung, Selbstverständlichkeit und Kraft ist, darum muß er auch diese Daten seiner innern Erfahrung bejahen, wenn er sich nicht selbst aufgeben und an seinem Wirken in der Welt verzweifeln will. Die Härten und Enttäuschungen vermochten nichts über diesen eingeborenen und mit ganzer Seele bejahten Idealismus, der in dem Maße, als er alle widerstrebenden Elemente zur Einheit verschmolz, immer größere Durchschlagskraft bekam.

Es ist unmöglich, sich Mark Sangnier als wortkargen Einsiedler zu denken. Er mußte die Gluten, die in ihm brannten, in Wort und Geste überströmen lassen auf andere, um möglichst viele für seine Ideale zu begeistern. Dazu gab ihm die Natur die Gabe der Rede, die er zur höchsten Meisterschaft ausbildete. Die schon erwähnte erste Rede zeigt uns gleich die charakteristischen Eigenschaften, die alle anderen aufweisen: Eine idealistische Grundüberzeugung, wird mit außerordentlicher Wärme und Eindringlichkeit vorgetragen und möchte das Innere des Zuhörers um jeden Preis erobern. Eine so reiche Poesie durchwaltete damals sein Wort, daß er sich später freiwillig in Zucht nahm. (Isabelle.) Man könnte sie Ausströmungen einer idealerfüllten Seele nennen, diese bald energisch-kraftvoll, bald leise einschmeichelnd dahinschreitenden Reden, in denen die kühnsten Flüge, die höchsten Verzückungen abgelöst werden von familiärstem Plauderton.

Wir können uns denken, daß Mark von Anfang an die treibende Kraft der sillonistischen Gemeinschaftsbildung war. Der Apostelgeist, der in jedem Franzosen schlummert, war in ihm zu jeder Zeit außerordentlich lebendig. Was in der ersten Nummer des ‚Sillon‘ gesagt wird, gilt wohl in erster Linie von ihm: Gluten, uns kennen und lieben zu lernen, eine Seelengemeinschaft zwischen uns herzustellen, brennen in unsern Herzen. Wir müssen endlich das große Bedürfnis, untereinander davon zu sprechen, befriedigen.

Er spricht nicht nur zu seinen vertrauten Freunden, es drängt ihn, alle zu gewinnen. Einer seiner ersten Getreuen hat uns dies anschaulich skizziert: ‚Plötzlich bleibt Mark stehen: Bist du Katholik? — Sonderbare Frage, wenn man in einem geistlichen Gymnasium unterrichtet wird, wo alle ihre religiösen Übungen erfüllen . . . Bist du Katholik? — Ja freilich . . . Diese erste

Antwort ist ein Staunen. Dann denkt man: Besitze ich den Glauben, den ich in mir trage, wirklich? Bin ich sein Herr? Wird er nicht morgen fort sein? Oder ist er mit meinem Leben verknüpft? Und Mark beharrt: Bist du Katholik? — Er hat uns soeben eine ganze Rede gehalten und schon will er, daß der Zuhörer die Schlußfolgerungen ziehe. Die Beredsamkeit Marks besteht darin, den Mut zu logischen Entschlüssen einzuflößen: Bist du Katholik? — Ja. Und diese zweite Antwort ist ein Gelöbnis, dem das Leben sich beugen muß*.'

Der nie rastende Apostelgeist, die Erfolge seiner hinreißenden Beredsamkeit, der Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, die Macht, die seine Freunde ihm über ihre Seelen einräumten, alles das weckte, mußte in ihm fast notwendig den Willen zur Macht wecken. Andere Vorzüge ideeller und materieller Natur mögen diese Tendenz noch verstärkt haben. Jedenfalls steht soviel fest, daß er mit den Jahren einen immer absoluteren Einfluß auf alle Sillonisten erhielt, so daß man mit Recht sagen konnte: der Sillon ist Mark Sangnier und Mark Sangnier ist der Sillon. Und das darf auch nicht wundernehmen, denn seine Person und sein Wort hat die Bewegung zu dem gemacht, was sie geworden ist. Nicht als ob außer ihm kein Sillonist Wertvolles in ideeller und materieller Hinsicht geleistet hätte. ‚Aber was nicht in Mark Sangnier geboren und nicht von ihm gekommen, ist nur in dem Maße eigentlich sillonistisch geworden, als er es sich zu eigen gemacht hat**.'

Es hieße aber Mark Sangnier Unrecht tun, versuchte man es, diesen Willen zur Macht, der zweifellos ihn beseelte, als zu bewußt hinzustellen. Die kleinlichen, verächtlichen Beziehungen des Werkes auf die eigene Person, wie sie Strebern, Demagogen und Ehrgeizigen eigen ist, konnten bei ihm deshalb nie ausgeprägt in die Erscheinung treten, weil der christliche Gedanke der Arbeit für das Reich Gottes zu lebendig war. Und als sich später der Glaube in ihm und in seinen Anhängern festsetzte, Werkzeuge der Vorsehung zur Wiederbekehrung des demokratischen Frankreichs zu sein, konnte auch der gesteigerte Wille zur Macht nie abstoßende Form annehmen.

Inhaltlich orientierte sich dieser Idealismus zunächst an der Religion. Aber daneben trat mehr und mehr ein anderes Element in den Vordergrund und verlangte Eingliederung in den idealistischen Bau, den der Jüngling aufzurichten im Begriffe war: Die Demokratie. Gewiß, die Liebe zum Volke widerstrebt diesem Idealismus durchaus nicht. Im Gegenteil, sie verlangt ihn und setzt ihn voraus, da sie sonst dem Volke nicht wirksam helfen kann. ‚Die Seele des Volkes liegt im Sterben, da sie das alte Ideal verlassen hat, da sie sich von einer lügnerischen Wissenschaft, die viel verspricht und nichts gibt . . ., hat blenden lassen. Das Ideal allein besänftigt den Haß, vereinigt die Klassen, tröstet die Armen in ihrem Elend

* Et. Jsabelle. Le Sillon. X. 2. (1903) S. 45.

** Fonsegrive: Les Discours d'un Idéaliste. Bulletin de la Semaine VII. (1910) S. 122. Wir gebrauchen daher im folgenden vielfach Mark Sangnier und Sillon unterschiedslos.

und treibt die Reichen an, mit dem Brot auch Liebe zu geben*.' Die auffallende Ausführlichkeit, mit der Mark Sangnier in dieser ersten Rede schon den sozialen Einfluß des Ideals behandelt, beweist, wie tief die Liebe zum Volk im Herzen des Gymnasiasten Wurzel geschlagen hat.

Aus dieser Liebe zum Volk erwuchs ihm aber immer unbezwinglicher die Demokratie. Trotzdem Leo XIII. in seiner Enzyklika Rerum Novarum einer gemäßigten Form das Wort geredet hatte, herrschte in der ersten Nummer der Zeitschrift Le Sillon (Januar 1894) noch Unsicherheit darüber, ob das kommende Jahrhundert der Demokratie gehöre. Und das galt damals wohl auch noch von Mark Sangnier. Erst tieferer Einblick und weiterer Umblick konnte ihm den Sinn und die Tragweite der demokratischen Bewegung in sozialer, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht erschließen. War er aber soweit, dann mußte sein unkritischer Idealismus einen schweren Stand haben gegenüber dem bestechenden Glanz der Forderungen einer konsequenten Demokratie. Es mag manche innere Kämpfe gekostet haben, bis er diese mit seinem Katholizismus so innig verschmelzen konnte, wie er es etwa von der Jahrhundertwende ab tut. Waren aber einmal die widerstrebenden Elemente zur Einheit zusammengeschlossen, dann waren alle psychologischen Vorbedingungen geschaffen, die intensivstes Wirken ermöglichten, in einer Zeit, der gerade diese innere Einheit von Religion und Demokratie fehlte. So wurde sein Schaffen zur Darstellung dessen, was er in seiner Seele vorfand, ein Überströmen des geschauten Ideals in die Wirklichkeit. So erklärt sich seine unerschütterliche Sicherheit, sein sittliches Pathos, seine bezwingende Kraft.

Um ihn scharen sich die andern wie von selbst. Wer Großes, Hohes denkt und erstrebt, findet in der unverdorbenen Jugend stets bereite Gefolgschaft. Das neue Schuljahr (1894) schuf Lücken, brachte aber auch neuen Zuzug. Und nun wagte man den ersten Schritt in die Öffentlichkeit der Schule. Die Bitte, in einem niederen Saale regelmäßige Vorträge halten zu dürfen, wird von Direktor und Religionslehrer gewährt. Mark Sangnier und sein Freund Isabelle stehen an der Spitze. Schon hier zeigt Mark, daß er sich nicht bloß auf Idealismus, sondern auch auf Reklame versteht. Das stimmungsvolle Wort ‚Krypta' — so nennt er das Versammlungslokal — gab bald der jungen Bewegung ihren Namen. ‚Ein Gefühl der Andacht ergreift mich,' schrieb später Isabelle, ‚wenn ich an die Krypta denke, jene niedrige Katakombe, wo unser Glaube im Verborgenen wuchs . . . In dem engen, länglichen Saale, wo die Bänke stufenweise aufstiegen, wogte im gelben Licht der elektrischen Ampeln das Leben, das echte Leben der Seelen, durch unsere jungen Herzen . . . An der Seite sahen wir das energische Antlitz des Priesters (Abbé Leber), der diese freie Art gegenseitiger Belehrung wollte und den Gott die Erdrosselung der Freiheit in Frankreich nicht mehr erleben ließ. Gänge wie Saal waren vollgepfropft, die dicht aneinander gedrängten Köpfe reckten sich, um etwas sehen zu können, die Arme fuchtelten über die Köpfe hinweg . . .'

* Discours I. S. 12.

Zunächst beschränkte sich die Tätigkeit der Freunde auf Vorträge, in denen die soziale Note aber schon mehr oder weniger stark durchklang (‚Les conférences de la Crypte'). Die Veranstaltungen trugen durchaus demokratischen Charakter. Der Religionslehrer war wohl anwesend. Er vergaß aber seine Magisterwürde und Autoritätsstellung ganz und gar. Er verstand und liebte die Jugend, und er glaubte, daß ihnen diese demokratische Art gegenseitiger Fortbildung für ihr ganzes Leben wertvoll sein werde.

Daneben gaben die Jünglinge vom 10. Januar 1894 an eine Monatsschrift (‚Le Sillon', Die Furche) heraus, die zunächst mehr literarischen Zwecken diente. Redakteur war Paul Renaudin, jetzt Schriftsteller*. Auf der ersten Seite prangte das Platonsche Wort: ‚Suchet die Wahrheit mit ganzer Seele', das der Wahlspruch des sillonistischen Freundeskreises blieb und die Abhängigkeit von Ollé-Laprune, der es ihnen übermittelte, auch äußerlich offenbarte.

Nach Ablegung der Reifeprüfung (Baccalaureat) studierten im folgenden Jahre die einen an der Sorbonne, andere an der Normalschule** und am Polytechnikum***. Mark Sangnier und Isabelle waren Polytechniker geworden und nicht müßig geblieben. Wieder sammelten sie mit Erlaubnis des Gouverneurs eine Elite um sich und ‚flüsterten untereinander die süßen Namen Christi und seiner Mutter'†. Schon früh hatte Sangnier, der sich hier zum Genieoffizier ausbildete, ‚die soziale Aufgabe des Offiziers' und die Notwendigkeit der religiösen Fundamentierung des Charakters als Voraussetzung zur wirksamen Erfüllung dieser Aufgabe geahnt. In improvisierten Vortragssälen las und erklärte er seinen Kameraden die Evangelien, ‚die Nachfolge Christi', die ‚Quellen' Gratrys. Werfen wir einen Blick auf die Situation: ‚Ein coffin (Kommode, wo der Polytechniker seine Sachen verwahrt) dient als Rednerbühne. Die Zuhörer liegen teils auf den Betten, teils sitzen sie auf Fußbänken oder auf dem Boden, teils stehen sie den Mauern entlang oder vor den Fenstern; man spricht von der Tugend und den Grenzen der Wissenschaft, von der Geschichte der Schule, von der Philosophie Guyaus††, von der Rolle, die unsere Väter Anno 48 spielten usw. Plötzlich ertönen die heiseren Klänge der Trompete . . . Eiligst geht's die Treppen hinunter zu den Heften und Zeichenblöcken und dann in den Hörsaal, wo man etwas frischer ankommt, als wenn man sich intensiv mit Mathematik beschäftigt hätte. Die Hoffnungen, die man für den Tag der Freiheit gehegt hat, schwellen die Brust, und man ist wahrhaftig nicht unzufrieden mit der republikanischen Disziplin, die unter General André (Gouverneur der Schule) uns regiert, und

---

* Vgl. Mémoires d'un petit homme (‚Arme und Reiche', übersetzt von W. Eggert-Windegg. Beck 1910).

** Ecole Normale Supérieure zur Heranbildung der Gymnasial- und Universitätsprofessoren.

*** Zur Heranbildung der Ingenieure, der Artillerie- und Genieoffiziere.

† Discours I. 384.

†† Esquisse d'une morale sans obligation ni sanction (1885), L'irréligion de l'avenir (1887).

die es Katholiken erlaubt, heute gemeinschaftliche Betrachtungen anzustellen, morgen zu einem fröhlichen Austausch ehrlicher Meinungen zusammenzukommen*.'

Trotz Sangniers Weggang blühten die ‚Kryptakonferenzen' weiter. Sein Geist war dort lebendig geblieben. An den Sonntagen kamen die freien Studenten und andere, die sich losmachen konnten, zurück nach Stanislas und brachten — was von größter Bedeutung war — etwas von der nüchternen Wirklichkeit in die träumende Verstiegenheit der Krypta. Manche halfen in ihren freien Nachmittagen dem Pfarrer von Plaisance, Soulange-Bodin**, bei der Organisation der Patronagen für die Kinder der Laienschulen. Diese Berührung mit dem Volke brachte neue Erlebnisse und Erfahrungen und orientierte die Bewegung schärfer nach der sozialen Seite. Die einschlägigen Fragen wurden studiert, und die Früchte dieser Studien kristallisierten sich zu Vorträgen in der Krypta, die unterdessen aus Stanislas neuen Zuzug bekommen hatte. Die einen entdeckten den Redner, die anderen den Apostel, wieder andere den Volksbeglücker in sich; und eigentümlich: ‚Die Schlimmsten unter uns fanden das meiste Gehör; denn in ihrer Rede glaubte man den Anfang eines Wunders zu erleben.' (Isabelle.) Um die Freunde noch enger zusammenzuschließen, und um auch die zu erreichen, die aus irgend einem Grunde die Krypta nicht besuchen konnten, wurde das Bulletin de la Crypte begründet.

Nach einiger Zeit war die ‚Krypta' zu klein. Man suchte Unterkunft im Cercle du Luxembourg***. Die Bewegung griff weiter aus. Die sozialen Interessen vertieften sich. Das Volk der Vorstädte zog die Idealisten magnetisch an. Man wollte es kennen lernen und die, die sich nach Licht sehnten, unterrichten. Fremde Redner wurden herangezogen (Desjardins, Bazire, Fonsegrive, Keufer). Man trat in Beziehung zu Gewerkschaften, gewann sogar Arbeiter zu Vorträgen, so daß aristokratische Familien Bedenken äußerten, ihre Söhne in solchem Milieu zu lassen. Neben Mark Sangnier verdienen unter den Sillonisten der Frühzeit noch Erwähnung: Etienne Isabelle, Paul Renaudin, Jean Lionnet, Augustin Leger, Albert Lamy, Louis Gillet. Wenn die Bestrebungen der Krypta bis jetzt auch noch fast ausschließlich von Intellektuellen ausgingen und im Kreise von Intellektuellen blieben, so war in der sozialen Orientierung der Vorträge und namentlich in den häufig ausgeführten Vorstadtbesuchen schon die Verschmelzung der intellektuellen und proletarischen Jugend, wie sie die Zukunft als Eigentümlichkeit des Sillon bringen sollte, angebahnt.

Zwischen Polytechnikum und eigentlicher Sillonarbeit diente Mark Sangnier ein Jahr (1898) als Unterleutnant im Geniebataillon zu Toul. Diese Zeit wurde für seine spätere Wirksamkeit besonders bedeutungsvoll, da ihn sein Major mit der moralischen Erziehung des ganzen Bataillons

* Le Sillon X, 2 S. 50.

** Die Pfarrei gilt vielfach als ‚paroisse de réclame'.

*** Älteste katholische Studentenverbindung (gegr. 1847) mit eigenem Haus, 18 rue de Luxembourg.

betraute und ihn so mitten in sein bisher mehr platonisch geliebtes Volk zwang. Nun hieß es wenigstens zeitweise aus den Wolken herabsteigen. Galt es doch, in größerem Maßstabe praktische Arbeit zu leisten, wenn auch im Dienste hoher Ideale. Er redete viel von der Demokratie, ihren Idealen und besonders von den Anforderungen, die sie an den Soldaten und späteren Bürger stellt. Er redete aber nicht bloß davon, er handelte auch darnach. ‚Wir lebten als Kameraden, die sich durch eine gemeinsame Aufgabe geeint fühlten; daher suchten sie denn auch selten besser oder schlechter zu erscheinen als sie waren, und ihr Freimut und ihr Zutrauen zu mir waren meine höchste Freude*.‘ ‚Diese Menschen waren im Grunde wirklich gut, sie waren unbewußt Christen. Man brauchte ihnen nur in gemütlicher Unterhaltung von den verschiedenen Wahrheiten unserer Religion zu erzählen, so wurde man alsbald von jedem von ihnen verstanden. Sie lieben den Katholizismus nicht, weil sie nicht wissen, was die Religion ist, und weil sie sich immer einbilden, daß die Christen eine kleine abgeschlossene Partei zu bilden suchen, von der sie ausgeschlossen sein sollten; sie wissen nicht, daß wir für sie arbeiten und daß wir nicht unsere eigene Vollendung suchen, sondern das Wohlbefinden aller, Wohlstand sowohl als Liebe und Gerechtigkeit für alle**.‘ Das waren Offenbarungen, die ihm und seinen Freunden sogar bis weit in die Reihen der Association catholique de la jeunesse française hinein*** lichtvolle Pfade weisen und die hoffnungsfrohe Überzeugung wecken mußten, daß ihre Versuche, an der Wiederbekehrung des Volkes zu arbeiten, schließlich von Erfolg gekrönt sein würden.

Aber der Kasernenhof hat noch einen andern Keim in ihm entwickelt: ‚Er bringt von da eine ganz militärische Kürze heim, die Verachtung banaler Formeln, einen Geist der Ordnung und Disziplin, der ihm sehr nützlich sein wird. Sein Wille ist noch fester geworden; er ist jetzt unüberwindlich (Röderer).‘ In den dumpfen Mannschaftsstuben der Kaserne ist Mark Sangnier um ein gut Stück reifer geworden. Immer deutlicher offenbarten ihm ja die ehrlich suchenden Augen der Untergebenen seine Lebensaufgabe: das von Demagogen verführte Volk zur wahren, d. h. christlichen Demokratie zu erziehen und so Frankreich vor dem drohenden Rückfall ins Heidentum zu retten. Und als sein Heiland ihm sagte: Du mußt, da trug er kein Bedenken, der glänzenden Offizierslaufbahn, die ihm winkte, zu entsagen und ins Privatleben zurückzutreten. So führten ihn also die Erfahrungen seines Militärjahres von der Verstiegenheit der ersten Zeit zu der praktischen Arbeit, die nun einsetzte. Was die Methode dieser Arbeit anlangt, so hatte er hier erkannt, daß die modernen Erzieher und selbst die Sozialisten ihre Erfolge beim Volke den Anleihen verdanken, die sie beim Christentum machen, daß also das Christentum den tiefsten Bedürfnissen der Volksseele

* Discours I. S. 28.

** Discours I. 52. Vgl. die Erfahrungen, die Norbert, ein Schüler M. Sangniers, in dem sozialen Roman Yves le Querdecs (G. Fonsegrive): Le fils de l'esprit, Paris, Lecoffre, 9. Auflage, macht.

*** Congrès de Besançon S. 485.

entsprechen müsse. Er schloß daraus weiter, daß die Mißerfolge der Katholiken in erster Linie einer einseitigen Methode der Darbietung entspringen müßten. Das Volk ist ungläubig oder wenigstens unkirchlich, dabei aber ganz und gar demokratisch gesinnt. Diesem Volk darf also, soll es wieder bewußt christlich und katholisch werden — die Voraussetzung auch der sozialen Wiedergeburt — nichts ausschließlich autoritativ dargeboten werden. Man muß möglichst sich auf gleiche Stufe mit ihm stellen, an seine Bedürfnisse anknüpfen und es so langsam zu der Wahrheit hinleiten.

b) Die Studienzirkel und Volksuniversitäten. 1899—1905.

Nun galt es, Hand ans Werk zu legen und auf möglichst breiter Grundlage die Erziehung des Volkes in Angriff zu nehmen. Das Jahr 1899 brachte zunächst Konzentration der Kräfte. Die Monatsschrift Le Sillon und das Bulletin de la Crypte werden zur Halbmonatsschrift Le Sillon verschmolzen. Sie wird das halboffizielle Organ der Freundesgruppe. Mark Sangnier wurde Vorsitzender des Initiativausschusses. Dieser zählte unter seinen 40 Mitgliedern fähige Köpfe, die heute zum Teil zu angesehenen Stellungen gelangt sind. Am 20. Januar 1899 schrieb Mark Sangnier am Kopfe des neuen ‚Sillon', daß eine dringliche soziale und religiöse Aufgabe ihnen obliege; sie müßten arbeiten an der Verwirklichung der Demokratie, die sie liebten und als eine Notwendigkeit der Zukunft ansähen. Neben der direkten disziplinierten Tätigkeit der großen Vereinigungen, die wie richtige Heere kämpften, müsse bei dem gegenwärtigen Zustand der von Vorurteilen und Mißverständnissen durchsetzten Gesellschaft von andern in geschmeidigeren, unabhängigeren Organisationen gearbeitet werden, die keine offizielle Patronage vertrügen. Hier müßte eine Vorarbeit geleistet, überall Keime der Einigung gestreut und so in Zukunft große Gesamtbewegungen möglich gemacht werden. Trotzdem im gleichen Jahre die Verurteilung des Amerikanismus durch Leo XIII.* Verwirrung in die Reihen der Sillonisten gebracht hatte — einige hatten sich in der Beurteilung der Dinge zu weit vorgewagt —, gelang es Mark Sangnier, der mehr im Hintergrund geblieben war, das schwankende Fahrzeug durch einen geschickten Ruderstoß aus dem Wirbel des Tagesstreites in das ruhige Fahrwasser praktischer Kleinarbeit zu lenken.

Das Ziel der Vorarbeit, die von 1899 ab mit bewundernswerter Energie in Angriff genommen wurde, war die Heranbildung einer demokratischen Elite, die den Sauerteig einer neuen Gesellschaftsordnung bilden sollte. Zu diesem Zwecke wurden zuerst in Paris, dann in kurzer Zeit in allen wichtigeren Städten Frankreichs Studienzirkel und Volksuniversitäten gegründet, Publikationsorgane aus dem Boden gestampft, Bücher herausgegeben und viele ähnlich wirkende Veranstaltungen ins Leben gerufen, die alle durchaus demokratisch organisiert und von demokratischem Geiste beseelt waren. Die Organisationen schlossen sich nach Provinzen zusammen, und diese Provinzialverbände selbst wurden immer straffer zentralisiert. Alle drei Monate versammelten sich die Führer in Paris,

* Testem benevolentiae. 22. Jan. 1899.

um die Organisation einheitlich zu gestalten und schwebende Fragen zu erörtern. Den Höhepunkt der sillonistischen Jahresarbeit stellten die Nationalkongresse dar. Trotzdem schon 1902 die Zeitschrift Le Sillon das offizielle Organ wurde und so die Bewegung eine leicht merkbare Bezeichnung erhielt, hießen diese Kongresse bis 1905 ‚Nationalkongreß der Studienzirkel und Volksinstitute Frankreichs'. Sie trugen zunächst mehr theoretisches Gepräge. Die Diskussionen waren nur zu oft ein resultatloses Wortgeplänkel. Seit 1906 verloren sie allmählich diesen Anstrich. Sie nahmen Fühlung mit der Wirklichkeit und erzielten greifbarere Resultate. Damit wuchs auch der Zudrang. Beim letzten Nationalkongreß (1910) sollen mehr als 10 000 Menschen den Schlußworten Sangniers gelauscht haben.

Nach außen hin trat der Sillon seit 1902 in ‚öffentlichen kontradiktorischen Versammlungen' auf, und zwar mit einem Erfolg, der die pessimistischen Prophezeiungen der vorsichtigen Leute zuschanden machte. Die Katholiken hatten ja bis jetzt fast nur geschlossene Versammlungen abzuhalten gewagt. Als Mark Sangnier Herrn Piou den Plan unterbreitete, schalt ihn dieser einen Narren. Aber man wagte es doch und brachte so das christlich-demokratische Ideal mitten in das von antiklerikalen Leidenschaften aufgepeitschte Volk, das vielfach erst zu parlamentarischem Verhalten erzogen werden mußte. Und das war keine kleine Aufgabe. Es bedurfte all des Mutes, der Ausdauer und der Zähigkeit, wie sie den Sillonisten aus ihrer mystischen Begeisterung für ‚die Sache' erflossen, um diese Erziehung durchzuführen. Die heftigen Gegenmanifestationen der Antiklerikalen bei Gelegenheit der ersten öffentlichen Versammlung (23. Juli 1902) dämmte ein starkes Polizeiaufgebot zurück. Schlimmer ging es ein Jahr später, am 23. Mai 1903, zu. Die eigentliche Versammlung verlief zwar ruhig, dagegen wurden die Sillonisten beim Verlassen des Saales von einer Bande mit Eisenstangen angegriffen und zum Teil schwer verletzt. ‚Das war die Bluttaufe des Sillon und der Ausgangspunkt seiner äußeren Tätigkeit.' (Mark Sangnier.)

Und man beschränkte sich nicht etwa auf Paris. In ganz Frankreich wurde die Saat ‚der frohen sillonistischen Botschaft' ausgestreut. Namentlich in bezug auf diese kontradiktorischen Versammlungen konnte Mark Sangnier sagen: ‚Es gibt vielleicht keine große Stadt, wo das sillonistische Wort nicht von Zuhörern applaudiert worden ist, die oft großenteils antiklerikal und sozialistisch gesinnt waren*.'

c) Die Wachstumskrise (1905—1907).

Diese äußeren Erfolge blieben aber nicht ohne Wirkung auf die innere Entwicklung des Sillon. Das Gefühl der Stärke erzeugt den Drang nach Selbständigkeit. Der allgemeine Charakter der Bewegung war in den ersten Jahren noch unbestimmt. Es herrschten gewisse Tendenzen vor, die aber noch nicht zu Lehrsätzen geworden waren. Die Anhänger hatten eine Geistesverfassung, aber kein fest umrissenes Programm. Sie schlossen sich vielfach

* Discours 1906—1909 (II) S. 258. Über die Erfolge des Sillon vgl. Hochland Okt. 1905, S. 88 ff.

aufs engste an die bestehenden katholischen Verbände an. Die katholische Jugend war bis dahin fast ausschließlich in der festgefügten Association catholique de la jeunesse française (A. C. J. F.) organisiert. Sie trug ursprünglich keinen bestimmten sozialen oder politischen Charakter. 1898 schrieb Goyau von ihr: „Im Namen des Evangeliums war die Jugend, die durch die Politik getrennt worden wäre, einig darin, nicht ein Konkordat zwischen Christentum und Demokratie zu suchen, sondern zuzusehen, wie man der Demokratie der Jetztzeit am wirksamsten das Christentum aller Zeiten darbieten könne*.' Sie bestrebte sich, alle jungen Leute ohne Ausnahme zu organisieren und zu überzeugten Vertretern ihrer Weltanschauung zu machen. Freilich überwogen dabei die Studenten, somit die Bourgeoisie, während Arbeiter nur vereinzelt eintraten. Gerade in der Zeit, als der Sillon sich anschickte, seine öffentliche Wirksamkeit zu beginnen, tauchten in der A. C. J. F. an allen Ecken und Enden Reformer auf, die eine Umgestaltung der Arbeitsmethoden verlangten. Man braucht nur z. B. die Verhandlungen des Kongresses zu Besançon durchzulesen, um einen Begriff von der damals herrschenden Gärung zu bekommen. Kein Wunder, daß Sillonisten wie Renaudin und Mark Sangnier in Besançon ihre Stimmen in die Wagschale warfen zur Reorganisation in ihrem Sinne. Aber das gelang nur in bescheidenem Maße. Die sozialen Aufgaben wurden zwar in der Folgezeit von der A. C. J. F. immer mehr betont, aber die Inspiration kam ihr aus dem sozialkatholischen Zentrum. Sie suchte den goldenen Mittelweg, und um ja nicht irre zu gehen, hielt sie sich eher noch zu weit rechts, wobei nicht ausgeschlossen war, daß manche Einrichtungen, die beim Sillon sich bewährt hatten, herübergenommen wurden**.

Nicht zuletzt infolge der Auseinandersetzungen mit der A. C. J. F, in der häufig auch reaktionäre, royalistische Elemente Einfluß erlangten, obwohl sie sich wie die Action Libérale Populaire Pious auf konstitutionellen Boden stellte, bildete nun der Sillon seine Eigenart immer schärfer aus. Daß er dabei nicht immer der gleiche blieb, daß er wuchs und sich veränderte wie das Leben, dessen innersten Regungen und Entwicklungstendenzen er zu folgen vorgab, ist nicht erstaunlich.

In den ersten Jahren trug er einen konfessionell-katholischen Charakter an sich. Er betrachtete es als seine eigentliche Aufgabe, die Furche Gottes zu ziehen (creuser le Sillon de Dieu), den Katholizismus zu erleben. Er glaubte eine lebendige Apologie der Religion zu sein und Frankreich für die katholische Religion wieder erobern zu können. ‚Der Sillon ist das Kleid, in dem Christus der modernen Gesellschaft erscheint***.' Jahrelang gebrauchte er die Formel: ‚Die Demokratie für Christus gewinnen.' Das waren aber keine leeren Phrasen. Es wird allgemein zugegeben, daß die Sillonisten musterhafte Katholiken waren, daß sie in bezug auf Eifer der Betätigung und Unerschrockenheit des Bekenntnisses kaum zu übertreffen waren.

* Compte-rendu du Congrès de l'Association catholique de la jeunesse française, Besançon. 1899, S. X.

** cf. Congrès National de Bordeaux (1907) Compte-rendu. S. 42 ff.

*** Ariès l. c. S. 4 u. 140. Vgl. Die Eidesformel „der jungen Garde".

Von höchster Stelle wurde das anerkannt. Am 17. Dezember 1902 schrieb Kardinal Rampolla an Mark Sangnier: ‚Das Ziel und die Tendenzen des Sillon haben Sr. Heiligkeit sehr gefallen. Deshalb segnet er die Bemühungen der Sillonisten, den echten katholischen Geist im Schoße der Gesellschaft zu fördern.‘ Und 1904 noch schrieb Kardinal Merry del Val an den Bischof Delamaire von Périgueux, wo gerade ein sillonistischer Kongreß abgehalten werden sollte, daß der Hl. Vater den Sillon ermuntere, die weise Initiative fortzusetzen, und daß er für sein im Dienste der Religion unternommenes Werk immer gute Erfolge für die Wiedererweckung des katholischen Glaubens erhoffe. Um dieselbe Zeit lobte der Bischof Delamaire das Programm, das er wie folgt definiert: Euer Ziel ist, edle junge Seelen, denen ihr durch die kindliche Unterwerfung unter den Papst einen reinen Glauben und durch die Verehrung der hl. Eucharistie die Gnade sichert, in den Dienst Frankreichs zu stellen!

Durch die oben angeführten Äußerungen, die noch vermehrt werden könnten, durch den engen Anschluß an die Hierarchie, durch die offen gezeigte exemplarische Frömmigkeit, durch die Vorliebe, mit der Mark Sangnier und seine Freunde ihre Werbetätigkeit in den Seminarien ausübten, durch berühmte Reden Mark Sangniers, wie z. B. die auf dem eucharistischen Kongreß von Angoulême (22. Juli 1904) ‚Eucharistie und soziale Arbeit‘, und die auf dem Marianischen Kongreß in Rom (Dez. 1904), wo er vor Kardinälen und Bischöfen als einziger Laie sprach, und nicht zuletzt durch die Geringschätzung der Politik hatte der Sillon den Anschein erweckt, als ob sein Werk ein spezifisch katholisches wäre. Deshalb wurde er von Bischöfen und Priestern unterstützt; deshalb hatte er überall in den Seminarien Zutritt. Und zweifellos verdankte er dieser Haltung einen guten Teil seines Erfolges besonders in den Kreisen des jüngeren Klerus, wo er begeisterte Anhänger und Propagandisten gefunden hatte.

Weil der Sillon in den ersten Jahren noch nicht zum vollen Bewußtsein seiner Eigenart gekommen war, war dieser enge Anschluß an die Kirche möglich und verständlich. Aber in dem Maße, als Mark Sangnier seine demokratischen Grundsätze durchdachte und sich ihrer Tragweite bewußt wurde, in dem Maße, als ihn die schon errungenen Erfolge auf dem Gebiete der Volkserziehung weiter trieben, lenkte sich sein Blick in die Zukunft. Vor seinem entzückten Auge erstand das Traumbild eines Zukunftsstaates, in dem alle Menschen in Liebe, Freiheit und Gleichheit leben können. Die Schranken und Grenzen, die er sich bis jetzt auferlegt hatte, drückten seinen beweglichen Feuergeist. Von der Nächstenliebe kam er, um mit Nietzsche zu sprechen, zur Fernstenliebe. Das unerreichbare, in ihm so wirkliche Ideal riß ihn fort. In dem Individualisten rang sich aber gleichzeitig, wenn auch schwer, die Erkenntnis empor, daß auch die objektive Ordnung der Dinge für die Menschen von Wert sein müsse; dem Idealisten dämmerte wohl die Einsicht, daß nicht alles auf freischwebende sittliche Kraft des Individuums gegründet sein dürfe. So führte sein Weg ins Land der Politik. Er wurde streitbarer Republikaner. Und auch das mit ganzer Seele, so daß eine Abkehr von den andern katholischen Organisationen, die aus

taktischen Rücksichten gerade die politische Frage in den Hintergrund treten ließen, auf die Dauer unvermeidlich war. Er mußte überhaupt in Zukunft das Schwergewicht vom Konfessionalismus in der Politik, an dessen Engherzigkeiten und Übertreibungen sein idealistischer Geist ohnedies schon immer Anstoß genommen hatte, auf das interkonfessionelle Gebiet verlegen, da die Kirche als solche sich ja für keine politische Ordnung festlegen konnte.

Dieser Umschwung trat schon bald äußerlich in die Erscheinung. 1902 nahm die Zeitschrift Le Sillon, deren Leitung gerade von E. Isabelle in die Hände Mark Sangniers übergegangen war, den Untertitel Revue d'action sociale catholique an. 1903 heißt es eine Nuance freier: Revue catholique d'action sociale. 1905 heißt es: Revue d'action démocratique. Die Entwicklung ist fertig.

Ursprünglich gehörten viele Sillonisten auch der A. C. J. F. an. Diese wurden schon bald gedrängt, sich für die eine oder andere Organisation zu entscheiden. 1904 wurde es öffentlich ausgesprochen, daß der Sillon nicht eine ‚katholische Gruppe', sondern ‚eine Gruppe von Katholiken' sei, daß er sich mit rein weltlichen Dingen beschäftige (Organisation der Demokratie), daß er aber, um dies wirksamer tun zu können, an den Kraftquellen der Kirche zu schöpfen gedenke.

Neben den Feinden zur Linken sieht er nun immer mehr auch die Feinde zur Rechten, die sozial reaktionär sind und oft die Religion zu ihren Zwecken benutzen möchten; er sieht auch den Klerikalismus, der die geistliche und weltliche Gewalt vermengen will. Gegen beide wird er häufiger und schärfer ausfällig, und um sich von ihnen zu unterscheiden, erstrebt er eine rein laïisch-demokratische Position.

Diese Verselbständigung der sillonistischen Aktion bedeutet letzten Endes, daß das Wort Demokratie eine speziellere Anwendung erfährt. Wie alle Katholiken, die sich mit dem Volke beschäftigen, sind die Sillonisten christliche Demokraten*. Aber als junge französische Demokraten des 20. Jahrhunderts haben sie eine sehr klare Auffassung der republikanischen Demokratie, und sie wollen an der Verwirklichung des Ideals, das sie in ihrer Unabhängigkeit als Bürger gefaßt haben, arbeiten. . . . Die christliche Demokratie könne ja gerade wegen ihrer Universalität nur sehr allgemeine und alle verpflichtende Regeln geben, sie müsse also doch wohl jedem einzeln gestatten, mit seinen Methoden, seinen Tendenzen und seinem besonderen Temperament zu arbeiten auf dem Gebiete, das Gott selber der heiligen Freiheit seiner Kinder vorbehalten wollte**.

Nicht zuletzt ging wohl diese Schwenkung aus der praktischen Einsicht hervor, daß die Wiederbekehrung des französischen Volkes zum Katholizismus, ohne den ja der Sillon sich keine Erziehung und Gesundung von Bestand vorzustellen vermochte, durch konsequente Anwendung der demokratischen Grund-

* Nach der Encyklika Graves de communi von 1901 bedeutet christliche Demokratie nichts anders als ‚ein christliches Wohltun im Volke'.

** Discours I, 349.

Albrecht Altdorfer/Bergige Landschaft



sätze nicht nur auf das soziale, sondern auch auf das wirtschaftliche und politische Gebiet bewerkstelligt werden müsse. ‚Wenn man in der Einbildungskraft des Volkes gewisse glänzende Träume erregt hat, dann kann man nicht mehr zurück; jedes andere Ideal verliert an Glanz und Kraft. Da heißt es, die Augen auf die Zukunft gerichtet, vorwärts gehen'*.

Dieser neuen Orientierung müssen aber schon bald Gegner im Schoße des Sillon selber entstanden sein. Wenigstens vollzog sich um jene Zeit (1905) eine bemerkenswerte Sezession. Männer wie Desgranges, Laurentie u. a. sagten sich los. Der Sillonist Abbé Beaupin gab als Grund an, daß diese die Methoden Mark Sangniers und derer, die seine Mitarbeiter geblieben seien, nicht mehr als die besten und wirksamsten betrachtet und die innere Regierung des Sillon nicht in der nämlichen Weise verstanden hätten**. Laurentie bezeichnete diese Gründe als ‚ungenügend' oder ‚ungenau'. Es scheint sicher zu sein, daß dies Übergreifen des Sillon aus dem sozialen ins wirtschaftliche und namentlich ins politische Gebiet und die Energie, mit der Mark Sangnier seine Anschauungen durchsetzte, diese ‚Elimination' veranlaßt haben.

d) Der größere Sillon. 1907—1910.

Die Ziele sind also höher gesteckt. Die Sillonisten wollen fortan nicht bloß in sich die Demokratie organisieren, sie wollen auch um sich herum Urzellen des erträumten Zukunftsstaates konstituieren***. Vom sozialen Gebiet lenkten sich die Blicke zuerst auf das wirtschaftliche. Die Gründung von Produktionsgenossenschaften, Konsumgenossenschaften und Gegenseitigkeitsgenossenschaften wurde ins Auge gefaßt und durchgeführt, nicht um damit dem Volke zu schmeicheln, sondern um Instrumente des sozialen Fortschritts zu besitzen†. Als man dann auf dem sillonistischen Gewerkschaftskongreß von 1906 konstatieren konnte, daß ‚der Sillon in allen Gewerkschaftskreisen ernst genommen wird'††, als man aus dem Munde maßvoller Revisionisten, wie es Keufer war, hörte, daß er nicht an die erlösende Kraft einer gewalttätigen Revolution glaube, daß man in den Massen mit dem demokratischen Geiste die Liebe zum Opfer entwickeln müsse, da beschloß man, mit gleich und ähnlich denkenden Gewerkschaftlern gemeinsam auf diesem Gebiete vorzugehen, und ‚von denen, die nicht ihren Glauben teilen, nur Achtung vor den moralischen Kräften zu verlangen, die sie aus ihrem Glauben ziehen können'†††.

α. Die Umschichtung der Parteien.

Einige Wochen später wurde auf dem Nationalkongreß in Orleans (1. bis 3. Februar 1907) dieselbe Fragestellung auf das politische Gebiet angewandt und damit der Sinn der vorausgehenden Wachstumskrise auch denen enthüllt, die nicht schon vorher aus dem Verhalten gegenüber der Action Libérale

* Discours I, 305.
** Demain (1907) S. 378.
*** Discours I, 319.
† Discours I, 315.
†† Abbé Beaupin, Demain (1907) S. 166.
††† Beaupin ebd. S. 300.

Populaire und der A. C. J. F. oder z. B. aus der Weigerung, an den (nach Mark Sangnier im Interesse der Reaktion unternommenen) Widerstandsversuchen gegen die Inventuraufnahmen teilzunehmen, die neue Orientierung erschließen konnten. Mit Stolz und Genugtuung verkündigte hier Mark Sangnier, daß der Sillon jetzt allmählich in die öffentliche Meinung eindringe*. Freidenker, Protestanten folgten mit wachsendem Interesse der Bewegung, konstatierten, daß er ähnliche Ideen und Bestrebungen wie die ihrigen darstelle und fragten sich, ob sie nicht mit dem Sillon zusammenarbeiten könnten**. Aus einer kleinen Gruppe ergebener Freunde sei er so eine wirkende Kraft im Lande und innerhalb der Parteien geworden.

Der Sillon glaubte also, daß es ihm nach achtjähriger Vorarbeit gelungen sei, sein Ideal, wenn nicht allgemein anerkannt zu sehen, so doch als Prüfstein, an dem die Geister und Parteien sich fortan scheiden, in der Öffentlichkeit zur Geltung gebracht zu haben. Von hier bis zu dem Willen, diesen Einfluß auszunutzen, also seinen Ideen auch politisches Relief zu geben, war nur ein Schritt. Der idealistische Grundzug seines Wesens und Wirkens kam natürlich auch hier zum Durchbruch. Er betrachtete die gegenwärtige politische Lage als durchaus verfahren. Die Parteikonstellation entspreche nicht der wirklichen Sachlage. Wenn keine Änderung eintrete, ‚treiben wir den schlimmsten Katastrophen zu'. Denn die Kluft zwischen den Ideen und dem Temperament der besitzenden Bourgeoisie und dem Proletariat werde mit jedem Tage größer. Warum? Weil das Prinzip der Parteibildung rein äußerlich, mechanisch sei und die Resultate daher jedem tiefer Blickenden als unecht und zweideutig erscheinen müßten. Eine Rechte erstrebe in erster Linie die Erhaltung bezw. die Wiederherstellung des Bestehenden in politischer, wirtschaftlicher und religiöser Hinsicht, eine Linke vor allem die Zerstörung des Bestehenden und die Verwirklichung des Zukunftsstaates. Die Katholiken kämpften fast ausnahmslos auf der Rechten an der Seite von Skeptikern und Atheisten und behaupteten nur zu oft in politischem und sozialem Interesse die Unvereinbarkeit von Katholizismus und Demokratie. Auf der Linken hinwiederum säßen begeisterte, ehrliche Sozialisten, echt christliche Protestanten neben den schlimmsten Kulturkämpfern. In welchem Lichte müsse die Kirche diesen Männern erscheinen, wenn sie sähen, daß machiavellistische Politiker wie die Nationalisten der Action française so eifrige Verteidiger des Katholizismus seien?

Fasse man aber die geistige Art, den Charakter, den ethischen Wert der Parlamentarier ins Auge, dann komme man zu der Einsicht, daß der Kampf sich abspiele zwischen dem sich ewig verjüngenden christlichen und dem heidnischen Geist. Seinem Prinzip gemäß, nur Schritt für Schritt und im engsten Anschluß an die Wirklichkeit vorzugehen und sich durch herkömmliche Namen und

* Discours II, 114. Der Pariser Nuntius Montagnini vermerkte diese Tatsache in einer seiner veröffentlichten Zettel: Es gibt einige, die behaupten, daß der Sillon oft humanitäre Formeln anwende, die einen gewissen Eindruck auf die Massen machen. Demain (1907) S. 409.

** Beaupin, Demain (1907) S. 378.

Gruppierungen nicht irreführen zu lassen, mußte Mark Sangnier statt des mechanischen Prinzips der Konservierung das dynamische der individuellen Geistesverfassung zum Ausgangspunkt der Parteibildung machen. Wie oft kam es vor, meint Sangnier, daß in der Kammer ein Gesetzentwurf, der dem christlichen Ideal entflossen ist (z. B. soziale Gesetze), von der Linken angenommen, von der Rechten aber abgelehnt wurde, trotzdem hüben wie drüben manche ihm innerlich antipathisch bezw. sympathisch gegenüberstanden. ‚Nicht alle die, welche den christlichen Geist haben, sind in den Reihen der Katholiken, und nicht alle Katholiken haben den echt christlichen Geist*.' Mit dieser Sachlage, die den Idealisten aller Länder Kopfzerbrechen verursacht, konnte ein Mark Sangnier sich um so weniger abfinden, als nicht lange vorher die ewig besiegten Konservativen die Bildung eines katholischen Blocks anstrebten, ein Projekt, das der unabhängige Abgeordnete Abbé Lemire, ein Mann nach dem Herzen Sangniers, mit Berufung auf Gregors XVI. Verhalten Lamennais, Lacordaire und Montalembert gegenüber bekämpft hatte. So erschien es also dem Sillon als nächste politische Aufgabe, durch Sammlung all der Kräfte, die bewußt oder unbewußt vom christlichem Geiste beseelt sind, einen neuen Mittelpunkt der moralischen Einheit zu schaffen. Dies konnte natürlich niemand anders als der Sillon sein. Um ihn als Kristallisationskern (Le plus étroit, intime Sillon) müsse nunmehr die Sympathiezone, die sich seit der Gründung der Volksuniversitäten entwickelt habe (Le plus grand Sillon), wenn nicht organisiert, so doch durch gemeinschaftliche Arbeit auf neutralen Gebieten dem Sillon immer nähergebracht und so dessen soziale, wirtschaftliche und politische Stoßkraft immer mehr erhöht werden. Man müsse, so meint man, den lebendigen Beweis von dem sozialen Wert des Katholizismus liefern und den verführten Franzosen zeigen, daß die besten Demokraten in den Reihen der Katholiken sind. Dann werden viele Männer, die einem andern religiösen Bekenntnis angehören, oder die einfach von dem Wunsche beseelt sind, mehr Gerechtigkeit zu schaffen, mit den Sillonisten zusammenarbeiten können. Im christlichen Ideal werden sie ihr Ideal, das sie in anderer Richtung verfolgten, wiedererkennen. Wenn sie Sozialisten sind, werden sie erkennen, daß die gewissenlosen Führer der revolutionären Gewerkschaftsbewegung die schlimmsten Feinde der Demokratie sind**; wenn sie bürgerliche Freidenker sind, werden sie immer mehr abgestoßen werden durch den verrohenden Kulturkampf, über dem die sozialen Aufgaben vernachlässigt werden. Von der Rechten erhofft der Sillon hinwiederum den Zuzug all der Elemente, die in etwa die Furcht vor der heidnisch-blutigen Gesellschaftsrevolution, die seit Anfang des 19. Jahrhunderts verkündet wird, abgeworfen haben und allmählich zum Bewußtsein gekommen sind, welch große persönliche Verantwortung sie zu tragen haben, wenn sie einen Zustand aufrecht erhalten, der nur Gesellschaftsord-

* Discours II, 95.

** Confédération générale du Travail. Mit ihr war der Sillon vorher schon öfters in Berührung gekommen (so in Lorient, Brest, Paris) und hatte ihre kulturkämpferischen und revolutionären Tendenzen gebrandmarkt.

nung heiße, weil physische Gewalt verbannt sei, nicht aber weil darin die Gerechtigkeit herrsche*. In diesem Sinne hoffte der Sillon also, daß auf dem politischen und sozialen Gebiete eine Umschichtung der Parteien (déclassement des partis) herbeigeführt werden könne.

β. Opposition.

Nun war der Sillon bis jetzt gerade deshalb vielfach so geschätzt und geschützt worden, weil er sich von jeder Politik ferngehalten und nur in der Volkserziehung seine Aufgabe gesehen hatte. Noch im Jahre 1905 hatten einige der Gründer des Sillon in einem Zirkulare behauptet, daß die Idee des ‚engeren Sillon' ihre ursprüngliche Auffassung sei**, während Mark Sangnier behauptet, seit der Gründung der Volksuniversitäten ‚den größeren Sillon' geahnt zu haben***.

Sofort erhob sich von seiten ehemaliger Sillonisten und älterer Freunde gegen den geplanten Ritt ins politische Land ein heftiger Widerspruch, der sich in den Reihen der Sillongegner, freilich aus ganz andern Gründen, zur völligen Absage und Verurteilung der ganzen Bewegung steigerte.

Um die Beunruhigung, die auch in sillonfreundlichen Kreisen gerade darob entstand, zu verstehen, muß man bedenken, wie weit die französischen Katholiken im 19. Jahrhundert in die Politik sich eingelassen, wie sehr diese tatsächliche oder vermeintliche Vermengung des Geistlichen und Weltlichen den Antiklerikalismus gezeitigt und manche der Kirche entfremdet hatte. Niemand anders als Brunetière hatte es einen der schwersten Fehler des 19. Jahrhunderts genannt, daß man aus dem Katholizismus eine Partei zu machen versucht habe. Sobald der Katholizismus als Politik besiegt war, sei er als Religion verfolgt worden. Besonders die liberalen Nationalökonomen der Le Play-schule verteidigen die These, daß man kein Interesse an der Regierungsgewalt haben könne, solange nicht eine vorhergehende Erziehungsart den Boden bereitet habe†. Und bis jetzt schien der Sillon im allgemeinen in diesem individualistischen Fahrwasser sich halten zu wollen. Noch am 2. November 1906 hatte Professor Bureau, ein Freund des Sillon, die Vermengung der sozialen und politischen Tätigkeit entschieden verurteilt, weil in Frankreich die Politik alles überflutet habe und die normale Regelung vieler Interessen, die sorgfältig vor ihrem auflösenden Einfluß hätten bewahrt werden müssen, störe††. Der Sillon hatte sich dadurch nicht abhalten lassen. Darum ergriff ‚ein Sillonist der ersten Stunde', Georges Bertier, der rührige Direktor der Ecole des Roches, die den nämlichen Erziehungsgrundsätzen wie der Sillon huldigt, im Namen zahlreicher französischer Katholiken das Wort: ‚Der Sillon als politische Partei wird von neuem die Religion in die kleinlichsten Streitigkeiten hereinziehen, ihren Ruf gefährden und sie besudeln. . . . Die lebendigste und

* Deslandres, ‚Demain' (1907) S. 507.
** Laurentie ‚Demain' (1907) S. 473.
*** Le plus grand Sillon (1907) S. VII.
† Vgl. Demolins: A-t-on intérêt à s'emparer du pouvoir? Firmin-Didot. Paris.
†† Demain (1906) S. 18.

fruchtbarste Arbeit einer Generation junger Katholiken wird umsonst gewesen sein. Alles wäre von vorn anzufangen, mit um so mehr Schwierigkeiten, als alle sozialkatholische Tätigkeit fortan mit Mißtrauen angesehen wird. Sollte der Sillon diese Warnung nicht begreifen, wäre es unsere Pflicht, aus dem Sillon auszutreten und laut zu sagen, warum*.' Diese Identifizierung des Sillon mit der Religion nennt der Sillonist Henri du Roure eine Verirrung, die gerade in dem Augenblick nicht hätte vorkommen dürfen, ‚wo der Sillon deutlicher denn je als eine Laienbewegung erscheint, deren Ziel ein weltliches ist, in dem Nichtkatholiken mitarbeiten können und tatsächlich mitarbeiten'**. Bilde sich Vertier ein, daß sie ihre politischen Meinungen als notwendige Folgerungen aus ihrem katholischen Glauben betrachten? Ohne Unterlaß riefen sie das Gegenteil hinaus in die Welt. Wenn die Katholiken, die ihre Ideen teilten, politisch untätig blieben, so wäre das gefährlich; denn dann wäre eine katholische Partei möglich, die natürlich reaktionär wäre. Die politische Sprengung der religiös geeinten Katholiken sei für die Einheit der Geister bedauerlich, aber der beste Beweis, daß die Religion keiner Partei verschrieben sei.

γ. Der definitive Feldzugsplan.

In der Zeitschrift ‚Demain', in der im Frühjahr 1907 diese Polemik geführt wurde, waren noch von verschiedenen Seiten Fragen über Fragen an den Sillon gestellt worden. Sillonisten hatten geantwortet, aber nur ihre persönlichen Ansichten vorgetragen und, wie ausdrücklich betont wurde, die Lösung der Probleme und definitive Richtunggebung einer gemeinsamen sillonistischen Tagung überlassen. Diese fand in den Septembertagen 1907 in Soisy-sur-Ecole statt. Man sammelte sich und betete. Dann wurde nach mehrtägiger Arbeit mit rührender Einmütigkeit ein Feldzugsplan entworfen, nach dem drei Jahre lang bis zu den Wahlen von Batignolles (25. Mai 1910) gehandelt wurde.

‚Die Umschichtung der Parteien' blieb nach wie vor das Ziel; sie besagte aber nicht, daß man sofort die Gründung einer neuen Partei und die Eroberung der Regierungsgewalt ins Auge fassen wolle. Die ‚Vorarbeit', von der oben die Rede war, sei ja noch nicht annähernd geleistet. Nach wie vor müsse es daher das erste Ziel sillonistischer Wirksamkeit sein, eine ‚demokratische Elite' heranzubilden. Das geschehe in dem ‚engeren' oder ‚intimeren' Sillon, wo junge Männer mit gleichen Idealen sich gegenseitig helfen in ‚der Ausbildung des religiösen Gewissens, im Studium der sozialen Fragen, im sillonistischen Propagandaeifer, in der Mitarbeit an der Zeitung und der Revue, im Verkauf des „Eveil démocratique"***, in der Vorbereitung zu Konferenzen und anderer Arbeiten, die dem sillonistischen Ideal entsprechen. Hingegen besage die Erweiterung des Sillon Ausnutzung der Sympathiezone, die sich allmählich

* Demain (1907) S. 521.

** Können Männer, die außerhalb des Sillon stehen, bei ihren Urteilen die ausgesprochen katholische Vergangenheit des Sillon völlig außer acht lassen?

*** Zuletzt wurden 50000 Exemplare dieses Wochenblattes durch junge Sillonisten (Camelots du Bon Dieu) einzeln verkauft.

um den eigentlichen Sillon gebildet hat. Männer, die den Wunsch hegen, gewisse Reformen in Sitte und Recht, die in dem allgemeinen sillonistischen Programm enthalten sind, durchzuführen, sollen gelegentlich oder für immer zur Mitarbeit herangezogen werden, auch wenn sie nicht vollkommene Sillonisten sind, sei es, daß sie nicht den gleichen Glauben oder nicht das gleiche demokratische Ideal haben. Kampf gegen die Verletzung der Sonntagsruhe*, gegen das Duell, gegen den Alkoholismus, gegen die wachsende Schamlosigkeit der Maueranschläge und Buchhändlerauslagen, die Befreiung der Gewerkschaften aus der Umschlingung, in der Politiker und Arbeitgeber sie halten: das sind solche Ziele, die von Sillonisten und ähnlich denkenden, gleichviel welcher religiösen oder philosophischen Anschauung sie huldigen, gemeinsam gefördert werden können**. ‚Bleiben wir nicht isoliert, indem wir uns zu der Vortrefflichkeit unserer Lehren und Gesichtspunkte gratulieren, ohne aber imstande zu sein, ihnen zum Siege zu verhelfen. Seien wir wie der Sauerteig, der zu nichts nütze ist, solange er nicht mit dem Teige selber vermischt wird***. Diese Erweiterung ist nach Marc Sangnier keine gefährliche Neuerung, sondern nur die Verwirklichung dessen, was immer angekündigt und sogar versucht wurde†. Ob die neuen Mitarbeiter schließlich Sillonisten würden, könne nicht von vornherein gesagt werden, da der Sillon ja keine feste Organisation sei, der bestimmte Bedingungen für neueintretende Mitglieder stelle. Letzten Endes werde die öffentliche Meinung darüber entscheiden, die ja auch einst der jungen Bewegung ihren Namen gegeben habe. ‚Wir beunruhigen uns nicht über eine mögliche Erweiterung dieser Bezeichnung. Denn wir haben niemals die jämmerliche Idee gehabt zu behaupten, daß wir einen Teil unserer Anschauungen verschweigen und den Forderungen irgend einer elenden Neutralität Rechnung tragen müßten‘, ebensowenig wie ‚wir irgendwie zu verlangen gedenken, daß die Nichtkatholiken anders handeln††‘. Es handelt sich also nirgends um ein mechanisches Aufdrängen, Aufsaugen, sondern um ‚konvergierende‘ Bestrebungen, die nur dadurch zu spezifisch sillonistischen gestempelt werden können, daß der Sillon ‚dort seine Ideen, seine Methoden und Gesichtspunkte geltend macht†††. In diesem ‚größeren Sillon‘ wird der ‚Eveil démocratique‘ immer mehr nicht nur das Organ der Sillonisten, sondern der ganzen jungen demokratischen Generation werden; unsere Gewerkschaftsbestrebungen werden dann die Idee der sozialen Umbildung mit Hilfe der beruflichen Tüchtigkeit, der moralischen Tugend und der Achtung vor dem christlichen Ideal der Menschenwürde und Brüderlichkeit immer tiefer in die proletarischen Massen hineintragen. ‚Dem größeren Sillon‘ wird es dann vielleicht auch bald möglich, den Ritt ins Land einer erneuerten Politik zu machen, die dann auch ihrerseits den Forderungen der Gerechtigkeit

* Eine Kalamität, die sich in dem modernen Frankreich zu grauenhaften Dimensionen ausgewachsen hat.

** Deslandres ‚Demain‘ (1907) S. 507.

*** Marc Sangnier: Le plus grand Sillon (1907) S. 85.

† Beweis ebd. S. 85 ff.

†† Ebd. S. 90.

††† Ebd. S. 91.

und Wahrheit sich beugen muß*.' Die in Soisy-sur-Ecole festgelegte Marschroute verfolgte letzten Endes das Ziel, Mark Sangnier ins Parlament zu bringen.

d. Zwei Niederlagen.

Unterdessen drang die Bewegung immer tiefer in die Kreise des Volkes ein. 1908 sagte Mark Sangnier stolz: ‚Wir haben uns das Recht erobert, erhobenen Hauptes in alle gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Kreise einzutreten, ohne etwas von unserer spiritualistischen Philosophie und unserem christlichen Glauben aufzugeben**.' Um jene Zeit wurde festgestellt, daß ‚85 Prozent der Sillonisten dem Proletariat angehörten'***. Diese wachsende Volkstümlichkeit des Sillon rief natürlich viele Neider auf den Plan. So ließ man 1907 auf dem Freidenkerkongreß die Mahnung ergehen, ‚man müsse besonders den Sillon bekämpfen, weil er großen Einfluß auf das Volk haben könne'†. ‚Große Freude' bereitete es den Sillonisten, daß auf ihrem 7. Nationalkongreß (April 1908) neben dem Revisionisten Keufer auch der bekannte Nationalökonom Gide erschienen war und der Sympathie für die dem eigenen sozialen Reformprogramm ähnlichen Ideen des Sillon wieder lebhaften Ausdruck verlieh††. Und Mark Sangnier konnte es in seiner Schlußrede wagen, diesen Kongreß ‚mit den schönen Siegen des ersten Kaiserreiches' zu vergleichen. Man ruhte aber nicht aus auf den errungenen Erfolgen. ‚Wollt ihr in Frankreich nicht etwas gelten?' ruft Mark seinen Kameraden zu. Und er suggerierte ihnen ein ‚Ja'. ‚Ihr müßt vertrauen auf das Ideal, das in eurem Herzen schlägt; ihr müßt vertrauen auf Frankreich.' ‚Ich brauche nur jedem ins Auge zu schauen, um zu fühlen, daß er sich frei mit seiner ganzen Person der Sache gegeben hat.' An euch fehlt es nicht. Frankreich aber, das in seinem Herzen eine unendliche Leere spürt, kennt euch nicht, ahnt nicht die Hilfe, die ihr ihm bringen wollt. ‚Es hat aber wenigstens unbewußtes Heimweh nach dem Sillon.' Denn es will hoffen, und ‚was hoffen will, muß sich notwendig diesen unbesiegbaren Starrköpfen der Hoffnung nähern'†††.

Diese Erkenntnis, daß zwischen dem echten Frankreich und dem Sillon eine Wahlverwandtschaft bestehe, muß aber noch energischer verbreitet werden. Aber wie? ‚Die Zeitungen wollen unsere Existenz verschweigen. Im Parlament kann unsere Stimme niemals unsere Hoffnung zum Ausdruck bringen, unseren Willen bekräftigen.'

Angesichts dieser Lage gibt es für den Mann der Tat kein Zögern. ‚In einigen Monaten', verkündet darum Mark Sangnier am 5. April 1908, ‚werden wir eine Tageszeitung haben, . . . und über kurz oder lang werden unsere Freunde auch auf dem Gebiete der Politik ihr Ideal zu behaupten die Pflicht haben, dergestalt, daß wir nicht immer gezwungen sind,

* Ebd. S. 92.
** Discours II, 221.
*** Discours II, 259.
† Discours II, 207.
†† Über ihn vgl. de Waha: Die Nationalökonomie in Frankreich. 1910. S. 466 ff.
††† Discours II. 250. Man beachte die zutrauliche Eindringlichkeit der Rede!

... die schlimmsten Gegner der Republik wählen zu helfen*.' Während nun das Erscheinen der Tageszeitung infolge der ungeheuren Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, immer länger hinausgeschoben werden mußte, bot sich kaum nach Jahresfrist die Gelegenheit, auf dem Boden der Politik die Probe aufs Exempel zu machen. Mark Sangnier kündigte am 28. Februar 1909 im Eveil démocratique an, daß er sich am 21. März im vierten Wahlbezirk von Sceaux um das freigewordene Abgeordnetenmandat bewerben werde. Wie alles, was der Sillon bis jetzt anfaßte, sollte auch die Wahlarbeit ideal gestaltet werden. Die Sillonisten hatten im Wahlkreis kaum persönliche Beziehungen, noch weniger zuverlässige Kerntruppen. Kaum ein Monat blieb zur Vorbereitung. So lief alles darauf hinaus, daß Mark Sangnier und seine Pariser Freunde von Ort zu Ort zogen und getreu den bisher geübten Methoden und dem immer vertretenen Ideal aufklärend und charakterbildend die Wähler zu gewinnen suchten. Er erhielt im ersten Wahlgang 4778 Stimmen, wurde aber in der Stichwahl trotz eines beträchtlichen Stimmenzuwachses von dem Sozialisten Rectoux geschlagen. ‚Eine sehr ehrende und verheißungsvolle Niederlage', wie das Bulletin de la Semaine schrieb**.

Anstatt in den Hauptwahlen des folgenden Jahres die so erfolgreich begonnene Arbeit in Sceaux fortzusetzen, was wahrscheinlich zum Sieg geführt hätte, beging Mark Sangnier den taktischen Fehler, in Paris, und zwar in dem Wahlbezirk Batignolles zu kandidieren, obwohl die gerade für diesen Fall so notwendige Tageszeitung immer noch nicht zur Verfügung stand. Das mußte mißlingen, wenn auch hier die opferfreudige Werbearbeit der Sillonisten recht bemerkenswerte Erfolge erzielte. Der Feldzugsplan von 1907 hatte nicht zum Ziele geführt. ‚Sceaux und Batignolles waren nicht verlorene Schlachten; es war ein unglücklicher Feldzug.'

e) Die Reorganisation.

Die Sillonisten sind aber nicht Soldaten, die die Flinte ins Korn werfen. Der Monat, der die Niederlage brachte, sah auch schon einen Kongreß des Pariser Sillon (14., 15. und 16. Mai), auf dem die Lehren aus der unmittelbaren Vergangenheit gezogen wurden. Man kam zu dem Resultate, daß entschlossener als bis jetzt Eroberungspolitik getrieben und die Schlachtformationen den Bedürfnissen der Stunde angepaßt werden müßten: Das erste Erfordernis sei, die Volkserziehungsarbeit von der ökonomischen und besonders der politischen zu trennen. Wie oft trügen Bürger, die für das politische Programm einer demokratischen Republik gewonnen seien, Bedenken, sich dem Sillon anzuschließen, weil sie in ihm bald einen Orden, bald eine Loge sähen. Sogar das Wort ‚Der größere Sillon' habe oft Mißverständnisse geweckt, als ob hier die Partei der Zukunft schon gegeben sei. Besonders sei diese Trennung notwendig im Interesse der Studienzirkel, die fern von der Politik zur geistigen

* Discours II, 259. Der Sillon als solcher hatte immer Wahlenthaltung verkündet, den einzelnen aber freigestellt, den, der ihnen religiöse Garantien gebe, zu wählen.

** 7. April 1909. S. 157.

Selbständigkeit und charaktervollen Mannhaftigkeit erziehen müssen, deren Wirksamkeit manchem durch die Verquickung mit politischen Zielen gefährdet zu sein schien. Sie dürften außerdem, wollten sie nicht zu unfruchtbarem Dilettantismus verurteilt sein, den konfessionell-religiösen Charakter, den sie von Anfang an gehabt hätten, nicht abstreifen, während hingegen der politischen Organisation alle ohne Unterschied der religiösen Glaubensbekenntnisse angehören könnten*.

Aus diesen Erwägungen heraus wurden die Volkserziehungsarbeit der Studienzirkel als ‚Vereinigung für staatsbürgerliche Erziehung' (Union pour l'éducation civique) und die wirtschaftlichen Reformbestrebungen als ‚Demokratischer Ausschuß für soziale Tätigkeit' (Comité démocratique d'action sociale) selbständig gemacht und einem von den volljährigen Mitgliedern dieser Vereinigungen gewählten Nationalrat (Conseil national) unterstellt. Diese Organisationen fallen nicht mit dem Sillon zusammen, dessen Geist über allem schweben, alles beleben und alles einen solle. Es sind keine straff organisierten Verbände, sondern nur Gruppierungen von Individuen, die Auskunft, Anregung und Direktiven geben sollen. Das ‚Demokratische Komitee' verfolgt ‚ein Werk wirtschaftlicher und sozialer Umbildung im demokratischen Sinne und vereinigt alle die, die von der Achtung vor den moralischen und religiösen Kräften und der Überzeugung durchdrungen sind, daß ohne den Gärungsstoff eines hochsinnigen Idealismus eine wirkliche soziale Emanzipation unmöglich ist'. (Art. II der Statuten.) Wenn auch nicht eine völlige Gleichheit der Anschauungen auf dem nicht wirtschaftlichen Gebiete erreicht werde, so würden doch nach und nach, so hoffte der Sillon, alle die, denen seine wirtschaftlichen Ideen und Arbeitsmethoden zusagen, auf immer mehr Gebieten mit ihm zusammenarbeiten.

Was die Politik anlangt, empfahl der Kongreß Zurückhaltung. Gewiß brauchten sich die Sillonisten nicht ganz untätig zu verhalten. Aber sie müßten zuerst neue Elemente werben, bei denen die Achtung vor der katholischen Überzeugung und ein bestimmtes Maß demokratischer Reformen selbstverständliche Voraussetzungen seien. Dabei wird der Wunsch ausgesprochen, daß schon gleich unter den ersten Mitarbeitern Männer verschiedener philosophischer und religiöser Meinungen sich fänden, damit von vornherein jedem Mißverständnis der Boden entzogen wäre**.

f. Ein letzter, das Ende überdauernder Sieg.

Am 17. August 1910 konnte endlich auch die Tageszeitung ‚La Démocratie' ihre erste Nummer ausgeben. Welche Unsumme selbstloser Arbeit und wertvollster Opfergesinnung hatte es gekostet, bis man so weit war! Das Unternehmen sollte ja eine wirtschaftliche Verkörperung sillonistischen Geistes sein. Von vornherein war also auf die üblichen Geschäftspraktiken, namentlich auf die Mitwirkung von Kapitalisten, verzichtet,

* Man sieht aus dieser Gewissenserforschung, wie begründet die Bedenken Bertiers u. a. seinerzeit waren.

** Vgl. dazu Eveil démocratique (22. Mai), Le Sillon (25. Mai) zit. Bulletin de la Semaine (25. Mai und 1. Juni).

und das Gelingen allein auf die Mitarbeit der Sillonisten gestellt, was schon vorher beim ‚Eveil démocratique‘ mit so viel Glück erprobt worden war. Mark Sangnier stellte das Lokal und die Maschinen zur Verfügung. Vom 31. Mai 1908 bis zum 13. Juni 1909 hatte der ‚Eveil‘ in 18 Sammellisten den Empfang von 260 000 Fr. quittiert, d. h. 10 000 Fr. mehr, als für die Lanzierung nötig waren. Ein halbes Jahr später waren auch die 6000 Jahresabonnenten gewonnen, die den Bestand der Zeitung sicherten. Aber nicht nur das! Auch Herstellung und Vertrieb der Zeitung entspricht dem sillonistischen Ideal. Alle, vom Chefredakteur bis zum Stubenkehrer und Auslaufburschen sind überzeugte Sillonisten, geben also ihre beste, innerste Seele bei der Arbeit. Mit einem Schlag ist hier im kleinen das soziale Problem gelöst, der Unterschied zwischen Unternehmer und Lohnarbeiter aus der Welt geschafft worden. Die reichen Mitarbeiter erhalten nichts. Es wird ihnen sogar der Rat erteilt, alles, was sie nicht zum Leben nötig haben, zu Propagandazwecken herzugeben. Die Armen erhalten keinen Lohn, sondern eine Entschädigung, die nicht nach dem Ertrag der Arbeit, sondern nach den Bedürfnissen berechnet wird. Der Gewinn gehört weder einzelnen noch der Arbeitsgemeinschaft, sondern a l l e n, nicht bloß denen, die das gleiche Ideal haben, sondern auch denen, die vielleicht jetzt den Sillon noch lästern und verfluchen, die aber doch Sillonisten werden sollen. Mit Kapitalien also, die mehr wert sind als alle irdischen Schätze, mit gutem Willen und restloser Selbsthingabe, ist so auf einem Gebiet, das bis jetzt der Tummelplatz mehr oder weniger ungesunder Spekulation gewesen ist, mit den ureigensten Ideen und Methoden des Sillon unter Ausschaltung aller niedrigen Gewinnsucht, im Dienste der Verbreitung hoher, wertvoller Ideale der Zukunftsstaat im Keime verwirklicht.

Am 25. August 1910 unterzeichnet Pius X. den ‚Brief an die Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs‘, in dem der Sillon verurteilt wurde. Mark Sangnier unterwarf sich alsbald in einem Schreiben, das seine echte katholische Gesinnung beweist und ihm vielleicht mehr Ehre macht als seine schönsten Schöpfungen. Die ‚Vereinigung zur staatsbürgerlichen Erziehung‘ und ‚der demokratische Ausschuß für soziale Tätigkeit‘ lösten sich auf. Auf Anfrage gestattete Pius X. ausdrücklich das Weitererscheinen der ‚Démocratie‘. Damit war diesem kühnen Versuch, die französische Demokratie, die sich in der Sandwüste eines öden Laizismus zu verlieren droht, in das Strombett christlichen Kulturlebens zurückzuleiten, in seinen spontansten Erscheinungsformen ein Ziel gesetzt. Ehe wir nun unsererseits eine Kritik des Sillon geben und so dem Leser die Möglichkeit bieten können, sich ein Urteil über das vielerörterte Vorgehen der Kurie zu bilden, ist es nötig, näher auf die Eigenart des sillonistischen Wesens und Wirkens einzugehen und die wichtigsten Ideen, die in ihm wirksam waren, zusammenhängend darzustellen.

Das Osterfest und die Kalenderreform

Von A. Rüdiger-Miltenberg

♦♦

Nachdem im Juni 1910 der zu London tagende Internationale Kongreß der Handelskammern beschlossen hatte, bei den Regierungen der Großmächte die Festlegung des Osterfestes und eine allgemeine Reform des bürgerlichen Kalenders in Anregung zu bringen, faßte etwa neun Monate später der Schweizerische Bundesrat den Beschluß, bei den Großmächten Informationen einzuziehen, ob sie bereit wären, sich an einer diplomatischen Konferenz zur Festlegung des Osterfestes und zur Vereinfachung des Gregorianischen Kalenders zu beteiligen.

Es wäre ein Irrtum, wenn man annehmen wollte, daß die nunmehr so aktuell gewordene Frage auf einer fingierten Grundlage beruhe und in Wirklichkeit darauf zurückzuführen sei, daß man den Gregorianischen Kalender nicht mehr gelten lassen wolle, und zwar deshalb nicht, weil er eben eine päpstliche Institution, eine von der katholischen Kirche ausgegangene Einrichtung ist. Mag auch eine solche Stimmung bei einzelnen Persönlichkeiten mit unterlaufen, so ist doch im allgemeinen nicht zu verkennen, daß der wahre und hauptsächlichste Grund in dem Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens gelegen ist. Mit Recht kann darauf hingewiesen werden, daß seit dem Ursprung der Welt die Menschen es als ein Bedürfnis erkannten, die Zeiteinteilung in möglichst vollkommener Weise zu regeln und den verschiedenen Teilen der Zeit bestimmte Namen zu geben. Ein möglichst vollkommenes Zeitmaß, ein möglichst vollkommener Kalender, ist also nicht etwa bloß ein Werk der Wissenschaft, nicht ein Luxus oder eine nur nützliche und bequeme Erfindung, sondern ein wahres und wirkliches Bedürfnis des Menschen und ein unentbehrliches Hilfsmittel in seinen Arbeiten und Geschäften, in seinen gesellschaftlichen Beziehungen, in der Festhaltung von eigenen Erlebnissen und geschichtlichen Tatsachen, wie in der Feier seiner religiösen und nationalen Feste. Der Kalender ist die Uhr, nach der wir uns richten müssen in den verschiedensten Verhältnissen des Lebens, und es muß von vornherein mit Nachdruck betont werden: seine Vollkommenheit besteht wie bei der Uhr in der Regelmäßigkeit und Einförmigkeit seiner Einrichtung, in einer konstanten Einteilung, in seiner Übersichtlichkeit und Leichtverständlichkeit.

Diesen Anforderungen entspricht auch der heute gebräuchliche Kalender noch nicht; seine Einteilung, namentlich hinsichtlich der Dauer seiner Monate, ist zweckwidrig. Jedes Jahr bringt eine Verschiebung des Kalenders um einen oder zwei Tage, jeder Monat eine Verschiebung des Wochenlaufes, und nichts ist an ihm beständig, als seine Unbeständigkeit.

Ein solcher Kalender mußte in unserer Zeit mit ihrem hochentwickelten, die ganze Erde und alle Völker der Erde umspannenden Verkehr mehr und mehr an Haltbarkeit verlieren, und wie es unter den fortgeschrittenen Völkerbeziehungen unserer Zeit ein natürlicher Vorgang ist, daß man Maß und Gewicht überhaupt zu vereinfachen und für den Weltverkehr brauchbar zu machen bestrebt ist, so ist es auch ein ganz natürlicher Vorgang, daß man ebenso das Zeitmaß, den Kalender, zu vereinfachen und für den Weltverkehr brauchbar zu machen bemüht ist.

Was insbesondere die Festlegung des Osterfestes betrifft, so haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern die religiösen Feste einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf das wirtschaftliche und soziale Leben der Völker ausgeübt; bei dem Osterfeste aber ist dies um so mehr der Fall, da es, wenigstens für die hier in Betracht kommende Kulturwelt, in die Zeit des Frühlingsanfanges fällt. Nun hat das Konzil zu Nizäa im Jahre 325 bestimmt, daß als Ostertag der Sonntag nach dem ersten Vollmond im Frühling gelten soll; dies hat zur Folge, daß das Osterfest zwischen den 22. März und den 25. April fallen kann. Der Unterschied beträgt also bis zu 5 Wochen, und ein solches Schwanken gerade in der Zeit des Übergangs vom Winter zum Sommer wirkt unvermeidbar störend auf das wirtschaftliche und soziale Leben.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß schon zur Zeit des hl. Cyrillus von Alexandrien († 444) der allerdings von Cyrillus selbst mit Eifer bekämpfte Vorschlag gemacht wurde, daß das Osterfest auf ein bestimmtes Datum, und zwar auf den 25. März festgelegt werden solle, wie ja auch das Weihnachtsfest auf den 25. Dezember festgelegt ist.

Als dann die Gregorianische Kalenderreform vom Jahre 1582 zur Beratung stand, war auch die Osterfestfrage Gegenstand eingehender Erwägungen, und P. Christoph Clavius S. J., aus Bamberg, der selbst an jener Reform tätigen Anteil genommen hatte, macht in seinem im amtlichen Auftrag über fragliche Beratungen verfaßten Berichte die Bemerkung: ‚Die Osterregel ist eine Zeremonialvorschrift, die auch schon außer Kraft gewesen ist.'

Als nun aber nach Erfindung der Dampfkraft der Weltverkehr sich zu entwickeln begann, wollte man sich nicht mehr mit der Festlegung des Osterfestes begnügen, sondern steckte sich ein weiter hinaus greifendes Ziel. Schon 1835 beschäftigte sich Abbé Mastrosini mit der Frage einer allgemeinen Kalenderreform, durch die eine bessere Einteilung des Jahres und eine möglichst gleichmäßige Dauer der einzelnen Monate herbeigeführt werden sollte. Von größerer Bedeutung aber ward erst das Eingreifen des Abbé Croze, der 1883 von Rom nach Paris kam und dem wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste vielgerühmten Astronomen Flammarion zur Förderung der Kalenderreform die Summe von 5000 Francs überbrachte. Zunächst entwarf nun Flammarion mit Abbé Croze und mit Jules Bonjean, avocat à la cour d'appel, ein Programm, nach dem der neue Kalender folgende Eigenschaften haben sollte: 1. immerwährende Übereinstimmung der Tage des Jahres mit den Tagen der Woche, so daß in jedem Jahre die nämlichen Daten auf die nämlichen Wochentage fallen würden; 2. größtmögliche Gleichheit und Regelmäßigkeit der Monate; 3. Vermeidung jeder Eigentümlichkeit, durch welche die Annahme des neuen Kalenders bei den verschiedenen Völkern vereitelt oder erschwert werden könnte (Universalität des Kalenders).

Ein auf dieser Grundlage von Flammarion erlassenes Preisausschreiben hatte den Erfolg, daß mehr als 50 Arbeiten einliefen, in denen wohl die Grundzüge aller Systeme, die für eine Reform in Betracht kommen, bereits enthalten sind. Merkwürdig aber ist, daß in allen bei diesem Wettbewerb aufgetretenen Vorschlägen die Osterfestfrage vollständig in den Hintergrund gedrängt ist.

Im Gegensatz hierzu ist in neuerer Zeit Professor Dr. W. Förster, früher Direktor des Observatoriums in Berlin, in mehreren Abhandlungen, so insbesondere in der Zeitschrift ‚Der Lotse', Jahrg. I Heft 23, und in der Broschüre ‚Kalender und Uhren' dafür eingetreten, daß man sich nur mit der Festlegung des Osterfestes befassen solle, weil dies die nächstliegende und vordringliche Frage, dagegen die allgemeine Kalenderreform eine so schwierige Aufgabe sei, daß eine Verbindung beider der ersteren zum Nachteil gereichen müsse.

Die Regel, welche Förster für die Festlegung des Osterfestes aufgestellt hat, lautet: ‚Der Ostersonntag ist der 3. Sonntag nach dem Frühlings-Äquinoktium.' Der Festtag würde hiernach frühestens auf den 5. April und spätestens auf den 11. April fallen können.

Über die Aussichten dieses Vorschlages schreibt Förster selbst: ‚Ich bin in der Lage, jetzt öffentlich mitteilen zu können, daß auch bei der Römischen Kurie eine volle Würdigung der Zweckmäßigkeit einer solchen Reform, falls ihr von der ganzen Kulturwelt zugestimmt wird, vorhanden ist; ebenso wie dies in der protestantischen Welt durch zweifellos autorisierte Äußerungen erwiesen ist.'

Unter den Schriftstellern, die dem Försterschen Vorschlag zustimmen, sei namentlich Plaßmann (s. Hochland, Mai 1910) erwähnt, der sich dahin äußert: ‚Die Reform, welche Förster vorschlägt, ist berechtigt und genügt allen Bedingungen, die gestellt werden müssen.' Indessen scheint Försters Auffassung doch allzu optimistisch zu sein, wenn anders es richtig ist, was kürzlich über eine amtliche Erklärung im preußischen Abgeordnetenhause berichtet wurde, die dahin lautete, daß die Kirche zurzeit gegen die Festlegung des Osterfestes sich ablehnend verhalte.

Wie dem nun sein möge, man sollte nie außer acht lassen, daß bei dieser Frage ein kirchliches Interesse nicht in Betracht kommt, und daß auch sonst kein Grund erkennbar ist, der die Kirche veranlassen könnte, in dieser Frage auf weltliches Drängen hin die Initiative zu ergreifen. Man darf es vielleicht sogar als unklug bezeichnen, in gegenwärtiger Zeit aus rein bürgerlichen Gründen eine Neuerung zu fordern, mit der notwendigerweise die Aufhebung einer kirchlichen Einrichtung verbunden wäre, die durch das Ansehen eines Konzilsbeschlusses gestützt und durch einen beinahe sechzehnhundertjährigen Bestand geheiligt ist.

Diese aus dem historischen Zusammenhang sich ergebende Schwierigkeit würde vermieden, wenn zunächst mit der Verbesserung des bürgerlichen Kalenders von weltlicher Seite vorangegangen würde. Denn einem solchen Versuche würde die Kirche voraussichtlich völlig neutral gegenüberstehen, wenn anders durch die gegenwärtigen und künftigen Reformbestrebungen an der großen wissenschaftlichen Errungenschaft, die den Namen des Papstes Gregor XIII. trägt, nicht gerüttelt wird. Darum halten wir es für überaus wichtig, daß wir uns vor allem klar machen, worin das eigentliche Wesen des Gregorianischen Kalenders besteht, und sodann den Nachweis führen, daß an dem, was das Wesen der Gregorianischen Reform ausmacht, durch die neueren Reformbestrebungen gar nichts geändert werden soll.

Die Erde dreht sich, indem sie sich um die Sonne bewegt, um ihre eigene Achse, d. h. sie vollzieht den Umlauf um die Sonne in rotierender Bewegung. Und wie bei einer Kugel, die über den Boden rollt, die beleuchtete und die beschattete Seite fortwährend wechselt, so daß bald die eine, bald die andere Seite im Lichte, bald die eine, bald die andere Seite sich im Schatten befindet, so wird auch bei der um die Sonne gleichsam rollenden Erde bald die eine, bald die andere Hälfte von der Sonne beschienen, während die jedesmalige Kehrseite im Schatten liegt. Zu einer einmaligen Umdrehung um sich selbst braucht die Erde 24 Stunden, und diesen Zeitraum nennen wir einen Tag. Hieran reiht sich die Frage: *wie viele Zeit* braucht die Erde, bis sie in dieser rotierenden Bewegung einmal um die Sonne herumkommt? Sehr richtig sagen wir: sie braucht dazu ein Jahr; denn unter einem Jahr verstehen wir eben den Zeitraum, den die Erde zurücklegen muß, um an den Punkt wieder zurückzukommen, den wir als ihren Ausgangspunkt oder als ihren Jahresanfang angenommen haben. Eine andere Frage aber ist: *wie viele Tage* braucht die Erde, bis sie ihren Umlauf um die Sonne beendet hat? Die richtige Antwort auf diese Frage ist: sie braucht 365,242217 Tage, also etwas mehr als 365 Tage. Der Zeitraum eines Jahres wird also durch den Zeitraum von 365 Tagen nicht vollständig ausgefüllt; es fehlen nämlich daran fast 6 Stunden, d. h. die Erde ist nach 365 Tagen in ihrer Stellung zur Sonne an einem Punkt angelangt, von dem aus sie noch fast 6 Stunden braucht, bis sie an den Punkt des Weges wieder gekommen ist, an dem sie genau vor einem Jahre sich befunden hat. Nach 2×365 Tagen ist sie sonach vom nämlichen Punkte oder vom Jahresanfang noch fast 12 Stunden, nach 3×365 Tagen noch fast 18 Stunden und nach 4×365 Tagen schon rund 24 Stunden oder eine ganze Tageslänge entfernt; sie braucht also, um innerhalb 4 Jahren viermal ihren Umlauf um die Sonne zu vollenden, einen Tag mehr als 4×365 Tage. Um nun diese Differenz auszugleichen, verordnete *Julius Cäsar*, daß in jedem vierten Jahre ein Tag eingeschaltet werde, so daß der Zeitraum von 4 Jahren aus 3 Jahren zu je 365 Tagen und aus 1 Jahr (Schaltjahr) zu 366 Tagen besteht.

Dieser verbesserte römische Kalender wird nach seinem Urheber *der Julianische Kalender* genannt. Aber die demselben zugrunde liegende Annahme, daß das gewöhnliche oder gemeine Jahr von 365 Tagen *genau* um 6 Stunden hinter dem natürlichen Jahr (Sonnenjahr genannt) zurückbleibe, ist nicht ganz richtig; denn das natürliche Jahr umfaßt in Wirklichkeit nicht 365 Tage und 6 Stunden, sondern nur 365 Tage 5 Stunden 48 Minuten 49 Sekunden, — oder noch genauer gesprochen, es umfaßt, wie schon erwähnt, 365,242217 Tage. Nach dem Julianischen Kalender mußte demzufolge jedesmal das 128. Jahr um einen Tag zu lang sein. Papst *Gregor* XIII. berief deshalb eine Anzahl berühmter Astronomen und verordnete sodann, daß in jedem 100. Jahre ein Schalttag *nicht* einzuschalten sei, mit Ausnahme derjenigen Jahre, deren Ordnungszahl durch 400 teilbar ist.

So entstand der sog. Gregorianische Zyklus von 400 Jahren und der sog. Gregorianische Kalender, durch den in Wahrheit das bürgerliche Kalender-

jahr in die erreichbar größte Übereinstimmung mit der astronomischen Zeitrechnung gebracht ist.

Das Wesen der Gregorianischen Reform besteht also darin, daß sie bestimmt hat, wie die gemeinen Jahre und die Schaltjahre einander zu folgen haben. Die Frage aber, wie die 365 Tage des gemeinen Jahres und die 366 Tage des Schaltjahres in kleinere Zeitabschnitte am besten eingeteilt werden, damit die Zeitmessung innerhalb des Jahres möglichst vereinfacht sei, ist von dem Gregorianischen Kalender unberührt gelassen. Und gerade diese Frage in Verbindung mit dem Umstand, daß die bisherige Zeiteinteilung des Jahres den Anforderungen, die man an einen einfachen, brauchbaren Kalender stellen muß, nicht entspricht, hat — abgesehen von der Festlegung des Osterfestes — zu den gegenwärtigen Reformbestrebungen Anlaß gegeben.

Der jetzt geltende, aus der vorchristlichen Zeit stammende Kalender teilt nämlich das Jahr in 12 Monate und daneben herlaufend in 52 Wochen. Betrachten wir zunächst die Einteilung nach Wochen. Die Woche ist ein Zeitraum von 7 Tagen; 52 Wochen ergeben also $52 \times 7 = 364$ Tage, und es bleibt von den 365 Tagen des gemeinen Jahres ein Überschuß von 1 Tag, in Schaltjahren ein Überschuß von 2 Tagen. Die Folge davon ist, daß in jedem Jahre eine Verschiebung der Wochentage stattfindet. Wenn beispielsweise der 1. Januar im Jahre 1911 auf einen Sonntag fällt, so fällt er im Jahre 1912 auf einen Montag, im Jahre 1913 auf einen Mittwoch, und in der gleichen Weise verschieben sich alle Tage des Jahres. Wir müssen deshalb für jedes Jahr uns einen besonderen Kalender zusammenstellen, und ohne den Kalender zur Hand zu nehmen, können wir fast niemals wissen, auf welchen Wochentag irgend ein Datum in der Vergangenheit gefallen ist oder in späterer Zeit fallen wird.

Hiermit verbinden sich dann noch die Nachteile der 12-Monats-Einteilung. Wollte man die Tage des Jahres gleichmäßig auf 12 Monate verteilen, so würde jeder Monat im gemeinen Jahr $30^5/_{12}$. und in einem Schaltjahr $30^1/_2$ Tage zugeteilt erhalten. Da man aber, ohne das Übel zu vergrößern, einen Tag nicht zerreißen kann, so hat man schon zu den Zeiten des Julius Cäsar bis herauf in unsere Tage die 365 (eventuell 366) Tage des Jahres willkürlich so verteilt, daß in buntem Durcheinander 7 Monate zu 31 Tagen, 4 Monate zu 30 Tagen und 1 Monat zu 28 (eventuell 29) Tagen gebildet wurden. Daß diese Ungleichheit der Monate an sich schon ein Übel ist, bedarf keines Nachweises; dazu kommt aber noch der Umstand, daß wir im öffentlichen und ganz besonders im Wirtschaftsleben in der Regel nach Wochen zu rechnen gewöhnt sind, und daß mit dieser Zeitberechnung die Ungleichheit der Monate sich durchaus nicht verträgt. Der Monat zu 29 Tagen hat $4^1/_7$ Wochen, der zu 30 Tagen $4^2/_7$ und der zu 31 Tagen hat $4^3/_7$ Wochen; jedesmal am Schluß eines solchen Monats findet eine Zerreißung der Woche statt, und eine einfache und zugleich zuverlässige Bemessung und Berechnung einer Zeit, die über einen Monatsschluß oder gar über mehrere Monate sich erstreckt, ist in einer Weise erschwert, die mit den Bedürfnissen des geschäftlichen Lebens nicht in Einklang gebracht werden kann.

Wie soll nun da Abhilfe geschaffen werden?

Für die Beantwortung dieser Frage kommt vor allem die Bedeutung der Woche in Betracht. ‚Wie der Tag, so ist die Woche seit vielen Jahrtausenden, seit der Urzeit der Menschengeschichte unverändert geblieben. Sie hat bestanden allen praktischen und unpraktischen Kalendern zum Trotz.‘ (Plaßmann im Jahrbuch der Naturwissenschaften, Jahrg. 1908—1909). ‚Die siebentägige Woche‘ — sagt Förster (Kalender und Uhren S. 29) — ‚ist mit den Arbeitsgewohnheiten und Arbeitsbedingungen der Menschen höchst innig verwachsen und als das älteste chronologische Gebilde der Menschengeschichte von dauernder Bedeutung.‘ — Ganz natürlich. Der Mensch arbeitet und muß arbeiten, um zu leben. Unser Leben ist Arbeit; von dem Augenblicke an, wo das Kind in die Schule geht, beginnt der Mensch nach Wochen zu rechnen, und zwar deshalb nach Wochen, weil die Woche seine Arbeitsperiode geworden ist. Darum ist die Woche als Zeitmaß dem Menschen unentbehrlich, und wir können recht wohl an die Möglichkeit denken, daß die Einteilung der Zeit nach Monaten einmal verschwindet, die Woche aber wird man als Zeitmaß niemals ausschalten können, und aus dem gleichen Grunde wird auch nur der Kalender brauchbar und den Bedürfnissen des sozialen und wirtschaftlichen Lebens zu genügen imstande sein, der auf der Einteilung nach Arbeitsperioden, d. i. auf der Einteilung nach Wochen aufgebaut ist.

Einen solchen Kalender zu schaffen, wäre nun ein leichtes Beginnen, wenn das Jahr nur 364 Tage hätte, denn 364 Tage geben genau 52 Wochen. Folglich würden alle Jahre mit dem nämlichen Wochentage anfangen und mit dem nämlichen Wochentage schließen, und alle Daten des Jahres würden in jedem Jahre wiederkehrend immer wieder auf den nämlichen Wochentag fallen. Mit andern Worten: der erste Tag der ersten Woche oder der erste Sonntag würde das neue Jahr einleiten, der letzte Tag der 52. Woche oder der letzte Samstag würde das Jahr schließen, und jeder dazwischen liegende Tag hätte ein für allemal seinen bestimmten Wochentag.

Da ist es nun denn von großer Wichtigkeit, daß alle Reformvorschläge, die als solche ernstlich in Betracht kommen, ihren Ausgangspunkt davon nehmen, daß sie verlangen, es solle, damit man nur mit 364 Tagen zu rechnen habe, der Neujahrstag und in Schaltjahren auch der Schalttag als ein besonderer Teil des Jahres behandelt und weder in einen Monat noch in eine Woche mit eingerechnet werden. (Eine nebensächliche Variation — nebensächlich, weil sie schließlich doch auf das nämliche Ergebnis hinausläuft — zeigt der Vorschlag, man solle der ersten Woche des Jahres und in Schaltjahren auch der letzten Woche des Jahres 8 statt 7 Tage geben.)

Während also in diesem Punkt — man darf sagen — vollständige Übereinstimmung herrscht, gehen die Ansichten darüber, wie die verbleibenden 364 Tage in kürzeren Zeitabschnitten untergebracht werden sollen, noch ziemlich weit auseinander.

Bei dem erwähnten französischen Wettbewerb von 1885/87 siegte jene Richtung, als deren Vertreter Gaston Armélin, der auch mit dem ersten Preise ausgezeichnet wurde, angesprochen werden darf. Hiernach wird das Jahr

Albrecht Altdorfer/Der hl. Georg



in 4 Vierteljahre eingeteilt, jedes Vierteljahr hat 3 Monate, von denen einer 31 Tage und zwei je 30 Tage haben. Der Neujahrstag und der eventuelle Schalttag, gleichviel welche Stellung dem letzteren im Rahmen des Jahres gegeben ist, werden dabei nicht mitgezählt. Von den drei Monaten eines Vierteljahres beginnt selbstverständlich jeder mit einem anderen Wochentag; dagegen beginnt und schließt das Vierteljahr selbst immer mit dem gleichen Wochentag, und jedes Vierteljahr ist hinsichtlich des Zusammentreffens von Daten und Wochentagen dem andern vollständig gleich. Selbstverständlich ist dann auch jedes Jahr dem andern gleich, und ein so eingerichteter Kalender wäre ein immerwährender Kalender.

Es ist nicht zu leugnen, daß eine solche Reform im Vergleich zu dem bisherigen Kalender einen wesentlichen Fortschritt darstellen würde, aber als eine Lösung des Problems kann sie nicht betrachtet werden. Denn die Ungleichheit der Monate und namentlich die Zerstückelung der Woche mit allen Nachteilen, die wir oben angeführt haben, sind geblieben. Und wenn dennoch das Preisgericht zu Paris von 1887 zugunsten dieses mangelhaften Systems entschied, so ist es nicht bloß dem von Flammarion, von Croze und von Bonjean aufgestellten Programm, sondern sich selbst untreu geworden. Denn in dem zu den eingelaufenen Konkurrenzarbeiten erstatteten und von dem Preisgericht genehmigten Bericht ist übereinstimmend mit jenem Programm ausdrücklich festgestellt, daß gerade die Beseitigung der Mängel, von denen wir hier sprechen, die Hauptaufgabe der geplanten Reform sein müsse. (‚C'est précisément en cela que doit consister la partie capitale de la reforme projetée'). Und zu wiederholten Malen ist in dem Berichte als das Ziel der Reform ein Kalender bezeichnet, in welchem alle Monatsdaten stets auf die nämlichen Wochentage fallen. Dies aber wäre nur möglich, wenn jeder Monat nur aus ganzen Wochen bestehen und keine Bruchteile von Wochen enthalten würde.

Indem wir uns nun die Frage vorlegen, ob dieses Ziel überhaupt erreichbar sei, gelangen wir zu einer zweiten Art von Lösungsversuchen, die ebenfalls von dem Grundgedanken ausgehen, daß, wenn überhaupt eine Reform möglich sein soll, der Neujahrstag und der Schalttag bei der Einteilung des Jahres außer Ansatz gelassen werden müssen, dann aber von den bisher erörterten Vorschlägen sich dadurch unterscheiden, daß sie sich nicht damit begnügen, die übrig bleibenden 364 Tage in 52 Wochen zu verteilen, sondern auch dafür Sorge tragen, daß die Einteilung nach Wochen streng gewahrt und ein Zerschneiden einzelner Wochen durchaus vermieden wird.

Der weitestgehende Vorschlag dieser Art will die Monatseinteilung gänzlich unterdrücken und verlangt, daß man, um die Zeitabschnitte des Jahres zu messen, die 52 Wochen des Jahres einfach mit den Zahlen 1—52 numeriere. Während wir beispielsweise im Jahre 1911 datieren: Mittwoch, den 1. März, würde man nach diesem Vorschlage datieren: Mittwoch 9 (= Mittwoch der 9. Woche); statt Sonntag, den 25. Juni, würde man datieren: Sonntag 26; statt Dienstag, den 15. August, würde man datieren: Dienstag 33; und statt Samstag, den 31. Dezember, würde man datieren: Samstag 52.

Es ist kaum zu bezweifeln, daß man sich an diese Kalenderreform gewöhnen

könnte. Übersichtlicher wäre freilich, wenn man wenigstens die Vierteljahrseinteilung mit beibehalten würde, was umso leichter zu machen ist, da die Zahl 52 durch die Zahl 4 ohne Rest sich teilen läßt. Man hätte dann 4 Vierteljahre zu je 13 Wochen, und würde man die Vierteljahre mit a, b, c, d bezeichnen, so würde man in den vorstehenden Beispielen datieren: Mittwoch 9a; Sonntag 12b; Dienstag 7c; Samstag 13d. Vielleicht liegt gerade in dieser letzteren, vordem noch nicht aufgetauchten Anregung der Schlüssel zur Lösung des Problems.

Die Monatsnamen würden in den beiden Fällen gänzlich verschwinden.

Andere Vorschläge dieser Art bringen das Wochensystem in Verbindung mit dem Monatssystem, suchen aber eine Verbesserung dadurch zu erzielen, daß sie zwar das Jahr in 12 Monate einteilen und die 12 Monate wieder in 4 Vierteljahre zu je 3 Monaten verteilen, ein Zerschneiden von Wochen aber dadurch verhüten, daß sie in jedem Vierteljahre 2 Monate mit 4 Wochen = 28 Tagen und 1 Monat mit 5 Wochen = 35 Tagen bilden. Man tadelt an diesem Lösungsversuche, daß die Ungleichheit der Monate und die damit verbundenen Nachteile nicht beseitigt, sondern noch vergrößert würden. Diese Ungleichheit wäre übrigens leicht zu vermeiden, wenn man, wie ich in den Preußischen Jahrbüchern vorschlug, jedem Monat 4 Wochen = 28 Tage geben und jedesmal die dabei übrig bleibende 13. Woche eines Vierteljahres als Ergänzungswoche zu einem selbständigen Zeitabschnitt machen würde. Hiemit wäre nach meinem Dafürhalten allen Ansprüchen, die man gerechterweise an einen brauchbaren Kalender stellen kann, genügt. Der auf den Neujahrstag folgende 1. Januar ist alsdann der 1. Tag der ersten Woche des Jahres, jeder Monat ist ein Zeitraum von 4 Wochen, jeder Monat beginnt mit einem Sonntag und endigt mit einem Samstag, und da der Neujahrstag und der ev. Schalttag bei der Einteilung nicht mitgezählt werden, so fängt immer das folgende Jahr wieder mit einem Sonntag an, es fallen immer die gleichen Daten auf die gleichen Wochentage und für alle Zeiten hin sind alle Monate und alle Kalenderjahre einander gleich, ohne daß der Charakter des Gregorianischen Kalenders alteriert wird.

Jeder	1. 8. 15. 22.	eines	Monats	u.	jeder	1.	einer	Ergänzungswoche	ist	Sonntag
„	2. 9. 16. 23.	„	„	„	„	2.	„	„	„	Montag
„	3. 10. 17. 24.	„	„	„	„	3.	„	„	„	Dienstag
„	4. 11. 18. 25.	„	„	„	„	4.	„	„	„	Mittwoch
„	5. 12. 19. 26.	„	„	„	„	5.	„	„	„	Donnerst.
„	6. 13. 20. 27.	„	„	„	„	6.	„	„	„	Freitag
„	7. 14. 21. 28.	„	„	„	„	7.	„	„	„	Samstag

Dieser Kalender ist äußerst übersichtlich, die Zeitmessung nach demselben überaus einfach, so einfach, daß, wenn man sich einmal ein Bild von diesem Kalender gemacht hat, man in allen Lagen des Lebens jede Zeitbemessung mit einer dem Bedürfnisse entsprechenden Schnelligkeit im Kopfe wird vornehmen können, ohne daß man dazu einen gedruckten Kalender benötigt. Durch die nach jedem Vierteljahr eingeschobene Ergänzungswoche wird das Gesamtbild nicht gestört, sondern, indem jedes Vierteljahr durch die Ergänzungswoche

scharf von dem andern getrennt wird, ist die Übersicht über die Gesamteinteilung des Jahres wesentlich erhöht.

Von anderer Seite (vgl. Plaßmann in dieser Zeitschrift, Maiheft 1910) wird gegen alle Vorschläge, die auf der Voraussetzung beruhen, daß der Neujahrstag und der ev. Schalttag bei der Jahreseinteilung nicht mitgezählt werden, der Einwand erhoben, daß hiedurch ein oder ev. sogar ein zweiter Doppelsonntag eingeführt und durch diesen Eingriff der Lauf der Woche, die seit den Zeiten, von denen die Bücher Mosis erzählen, ihre große und einfache Schwingung fortgesetzt hat, gestört werde. Der Sonntag, den man dann Sonntag nenne, wäre eben nicht mehr der wirkliche Sonntag oder er wäre es doch nur im siebenten Teile der Fälle.

Der Einwand ist wichtig und verdient eine eingehende Würdigung. Dabei werden wir uns vor allem daran zu erinnern haben, daß das natürliche Jahr in Wirklichkeit 365 Tage und 6 Stunden hat. Wir müßten also, um den ‚wirklichen' Tag festhalten zu können, beim Übertritt in ein neues Jahr den Tagesanfang jedesmal um 6 Stunden hinausschieben, wir müßten den Tag in dem einen Jahre um die Mitternachtsstunde, im folgenden um die Morgenstunde, im dritten Jahr um die Mittagszeit und im vierten Jahr am Abend beginnen lassen. Und was die Folge davon wäre, das soll ein Beispiel uns sagen: der Karfreitag des Jahres 1908 begann, weil kurz vorher der Schalttag eingeschoben war, wirklich um die Mitternachtsstunde, im Jahre 1909 hätte der Tagesanfang aller Tage für die Zeit vom 25. Februar ab auf 6 Uhr morgens, im Jahre 1910 auf 12 Uhr mittags und im Jahre 1911 auf 6 Uhr abends gelegt werden müssen. Der wirkliche Karfreitag 1911 würde also am Kalender-Freitag erst abends 6 Uhr beginnen, und die Wiederkehr der Todesstunde Christi würde überhaupt nicht mehr auf den wirklichen Karfreitag, sondern auf den im Kalender so genannten Karsamstag vormittags 9 Uhr fallen. Nur die künstliche Einschiebung eines Schalttages verhütet solche natürliche Verschiebung, aber diese Korrektur bewirkt auch, daß eine große Anzahl von Erinnerungstagen hinsichtlich ihrer Bezeichnung und ihrer Stellung im Kalender mehr oder weniger auf einer verschleierten Fiktion beruhen, wobei es keinen Unterschied macht, ob sie auf einen bestimmten Monatstag oder einen bestimmten Wochentag festgelegt sind.

Hiezu sei noch eines bemerkt: Hätte Julius Cäsar die Kalenderreform, wie wir sie heute anstreben, einführen können, und wäre nach diesem verbesserten Kalender der Freitag, der in der christlichen Kirche als Todestag Christi gefeiert wird, schon damals der 6. April gewesen, so würde man ganz sicherlich noch heute und für alle Zeiten das Gedächtnis dieses Tages am Freitag, den 6. April feiern; die Frage, an welchem Tage man das Osterfest feiern soll, hätte niemals entstehen können, und niemand hätte sich einen Gedanken darüber gemacht, daß diese immerwährende Gleichheit des Kalenders ihren Grund in dem Umstand hätte, daß der Neujahrstag und der Schalttag bei der Einteilung des Kalenderjahres nicht als Wochentage behandelt und nicht mitgezählt werden.

Freilich fehlt es auch nicht an solchen Gegnern, welche sagen, die Abwechslung, die der alte Kalender mit sich bringe, sei wohltuender und erfreulicher

als die ewige Einförmigkeit, die durch die vorgeschlagene Kalenderreform erzielt würde. Dieses ‚Variatio delectat' ist ebenso töricht, wie für vernünftige Menschen das Verlangen undenkbar ist, an Stelle einer guten Uhr eine schlechte zu besitzen. Denn was die Uhr für die Einteilung der Zeit eines Tages, das ist der Kalender für die Einteilung der Zeit eines Jahres. Und wie man die Uhr von Zeit zu Zeit durch einen Eingriff wieder in Übereinstimmung bringt mit der astronomischen Zeit, so muß man auch mit dem Kalender verfahren.

Man verweist uns endlich auch noch auf das ehrwürdige Alter der Woche, deren Lauf bisher niemals unterbrochen worden sei. Dabei sollte man aber nicht außer acht lassen, daß die Bedeutung der Woche klar in dem Satze ausgesprochen ist: sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten sollst du ruhen. Aus diesem Wortlaut ergibt sich nämlich, daß wir es hier mit einer Regel zu tun haben, die in erster Linie eine wirtschaftliche und hygienische Bedeutung hat. Hieran wird auch dadurch, daß der Ruhetag zugleich eine religiöse Bedeutung bekam, nichts geändert. Warum sollte nun, wenn sich das Bedürfnis dazu einstellt, es nicht geschehen, daß man aus wirtschaftlichen und sozialen Notwendigkeiten einem Tage des Jahres eine Sonderstellung einräumt, zumal wenn dieser Tag, wie es bisher schon der Fall war, bei den christlichen Völkern als Festtag gefeiert wird? Oder sollte man, weil ein Bedürfnis zu einer solchen Maßregel früher weniger als jetzt empfunden wurde, für alle Zeiten auf eine Verbesserung des Kalenders, die man als notwendig erkannt hat, verzichten? Wohin kämen wir, wenn wir alles, was durch uralte Gewohnheit geheiligt ist, konservieren und jeden wissenschaftlichen oder technischen Fortschritt einfach deshalb bekämpfen wollten, weil man ihn von altersher nicht gekannt hat? Hat denn nicht auch die christliche Kirche dadurch, daß sie an Stelle des Sabbats den Sonntag als Feiertag einsetzte, aus Zweckmäßigkeitsgründen den Charakter einzelner Wochentage völlig verändert und hiermit eine Verschiebung der alten Wochenreihe und eine Maßregel vollzogen, die beim rechten Lichte betrachtet der Einschiebung eines Tages in die alte Wochenreihe gleichkommt? Auch auf die Türken darf hingewiesen werden, die weder den alten Sabbat noch den christlichen Sonntag, sondern den Freitag als Wochenfesttag begehen.

Übrigens sei zum Schlusse noch bemerkt, daß bereits auch ein Vorschlag vorliegt, der einerseits die 13 Wochen des Vierteljahres derart verteilt, daß zwei Monate je 4 Wochen und ein Monat 5 Wochen zählt, der aber andererseits den 365. Tag des Jahres, um die Reihenfolge der Wochen niemals zu unterbrechen, nicht als Sondertag behandelt, sondern dem Jahr ohne Rücksicht auf die durch den Gregorianischen Kalender eingeführte Schaltjahrordnung solange nur 364 Tage gibt, bis die Zahl der überschüssigen Tage auf 7 angewachsen ist, worauf sodann aus diesen 7 Tagen eine Schaltwoche gebildet wird, so daß jedesmal nach 5 oder 6 Jahren ein Schaltjahr sich ergibt, das 53 statt 52 Wochen enthält. Zur feineren Ausgleichung soll dann alle 90 Jahre eine zweite Schaltwoche eingesetzt werden. Diese Reform würde ein gänzliches Verlassen des Gregorianischen Kalenders bedeuten und auch sonst mit Unzukömmlichkeiten behaftet sein, die sie nicht als durchführbar erscheinen lassen. Aber man sieht, daß bereits alle irgendwie denkbaren Möglichkeiten erörtert sind,

und so können wir denn sagen: Das Material zu einer Kalenderreform ist zur Stelle gebracht, und es ist kein Grund mehr vorhanden, der eine weitere Verschiebung rechtfertigen würde. Die Frage der Kalenderreform ist mindestens so spruchreif wie die der Festlegung des Osterfestes. Man wird aber auch aus diesen Darlegungen erkannt haben, daß in keinem der in Betracht kommenden Verbesserungsvorschläge irgend etwas enthalten ist, was der nachträglichen Neuregelung des Osterfestzyklus im Wege stehen würde. Man kann also recht wohl die beiden Angelegenheiten auch getrennt voneinander behandeln, und man wird, wenn man dies tut, wahrscheinlich in beiden schneller vorwärts kommen, als wenn man sie beide miteinander vermengt.



Das Münster

Sein Ragen wölbte sich über vergossen Blut,
Über langer Geschlechter Glauben und tote Schuld,
Seine Tore standen in vieler Heiligen Hut,
Seine Pfeiler stiegen aus vieler Schwachen Geduld.

Rosen träufelten Licht wie Tau herein,
Alte Legenden sangen in farbiger Luft,
Alte Wunder gaben blutenden Schein,
Steinerne Bäume verwölkten im opfernden Duft.

Türme waren darüber im hohen Tag,
Einer zögerte früh demütig und schwieg,
Seine Säulen witterten stumpf und brach —
Einer aber stand und strebte und stieg.

Einer war all sein Wille, Sinn und Gebot,
War der Väter gründend gläubiger Drang,
War der Heiligen triumphierender Tod,
Trug seiner Glocken schütternden Überschwang.

Einem dienten die tausend Säulen am Bau,
Einer war, den tausend Jahr erfleht,
Einem ward für Tausend die ewige Schau,
Einer blühte erdenlos ins Blau,
Einer trug für Tausende das Gebet.

Ernst A. Bertram.

Kleine Bausteine

Monika, die Mutter St. Augustins

Von Heinrich Weinand

‚Meine Worte sind nicht imstande, auszudrücken, wie ihr Herz schlug für mich, den sie mit weit größeren Kümmernissen im Geiste gebar, als sie ihn im Fleisch geboren hatte' (Conf. V, 16). Das hat der größte Denker des christlichen Altertums, der hl. Augustinus, von seiner Mutter Monika geschrieben. Und so lange christliche Herzen mit ehrfürchtigem Staunen zum Bischof von Hippo aufblicken, werden sie stets in dankbarster Erinnerung auch seiner Mutter gedenken. Denn Augustinus hat seiner Mutter in der Geschichte seiner Bekehrung ein Denkmal gesetzt, das unvergänglich ist wie die Konfessionen selber. Immer wird hinter dem Bild des großen Bischofs das Bild einer großen Mutter stehen, und wo immer der Name Augustinus genannt wird, da ist er unzertrennlich verbunden mit derjenigen, ‚die, auch fern von ihm, für ihn betete' (Conf. V, 16), ‚die überall, wo sie betete, mit ihren Tränen den Boden netzte' (Conf. III, 19), die über den geistigen Tod ihres Sohnes ‚mehr weinte, als Mütter über leiblich Tote zu weinen pflegen' (Conf. III, 11).

Als Augustinus dieses Lebensbild seiner Mutter zeichnete, da war er ein Mann von 46 Jahren. Hinter ihm lag seine philosophische Sturm- und Drangperiode, und er stand in der Vollkraft seines theologischen Schaffens. Zurückblickend auf sein Leben erkannte er, was seine vor 13 Jahren verstorbene Mutter ihm gewesen. Wie sie im einzelnen seine Erziehung geleitet, mit welchen Mitteln sie in ihm das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit gepflegt, wodurch sie den christlichen Glauben in sein Herz gepflanzt, das alles trat zurück vor dem einen Gedanken, daß sie das brauchbare Werkzeug gewesen, dessen sich die unendliche Erbarmung Gottes zum Heile seiner unsterblichen Seele bedient. Er sah nur mehr, daß sie einem übernatürlichen Zwecke gedient; die natürlichen Mittel, deren sich die Gnade Gottes zu ihrem übernatürlichen Zwecke bedient, traten unter diesem Gesichtspunkte zurück. Und so zeichnete er denn in den Konfessionen vor allem das Bild der frommen Mutter, die mit Tränen des Schmerzes die Verirrungen ihres Sohnes beweint, die mit Tränen und Gebeten den Himmel bestürmt, die sich, als habe sich die ganze Energie ihres Lebens nunmehr erschöpft, zum Sterben hinlegt, sobald ihr Sohn Augustinus sich bekehrt. ‚Was mich betrifft, mein Sohn, so macht mir nichts mehr Freude auf dieser Welt. Was ich hier noch tun soll, und weshalb ich noch hier bin, weiß ich nicht, da ich hienieden nichts mehr zu erhoffen habe. Eins nur war es, weshalb ich früher gewünscht, noch ein wenig hier zu weilen: ich wollte dich vor meinem Tode noch als katholischen Christen sehen. Gott hat mir diesen Wunsch erfüllt, reichlicher als ich dies erhofft. Denn ich sehe dich als seinen Diener, der sogar alle irdische Glückseligkeit verachtet. Was soll ich nun noch hienieden?' (Conf. IX, 26).

In der Einleitung zu seiner Übersetzung der Konfessionen schildert von Hertling Monikas Charakterbild mit folgenden Worten: ‚Wir folgen ihr von einer früheren Stufe, wo sie zwar Christin und eine durch Treue ausgezeichnete Gattin und Mutter ist, aber noch keinen höheren Flug genommen hat, durch die Periode des Herzensleids und der heißen Tränen, die sie um den in Irrtum befangenen geliebten Sohn vergießt, und begleiten sie endlich bis zu jener höchsten Läuterung und Weltabgekehrtheit, von welcher das letzte Gespräch mit dem Sohne, in Ostia, wenige Tage vor ihrem Tode, Zeugnis ablegt.‘ (v. Hertling, Die Bekenntnisse des hl. Augustinus. Freiburg 1905, S. 4.)

Das ist Monikas Bild nach den Konfessionen, aber auch nur nach den Konfessionen, und dieses Bild, das Bild der heiligen frommen Mutter, ist ins Volksbewußtsein übergegangen, und doch gibt dieses Bild nicht die ganze Monika, die Monika, die am 4. Mai des Jahres 387 gestorben ist. Denn aus diesem Bild erhellt nicht, daß jener von Stufe zu Stufe bis zur reinen Höhe vollendeter Heiligkeit geklärte Geist, jenes Meisterwerk der Gnade, auch ein Meisterwerk der Natur war.

Liest man die philosophischen Schriften, die Augustinus gleich nach seiner Bekehrung in Cassiciacum verfaßt — und als historische Quellen besitzen diese Schriften den Vorzug vor den Konfessionen —, so tritt uns eine auf den ersten Blick wesentlich anders geartete Monika als die Monika der Konfessionen entgegen. (Daß diese Dialoge historischen Wert besitzen und nicht als fingiert anzusehen sind, wie Hirzel [Der Dialog, 2. Bd., Leipzig 1895, S. 376] meinte, ist heute in der Augustinusforschung allgemein anerkannt. E. Ohlmann: de s. Augustini dialogis in Cassiciaco scriptis, Straßburg 1897; Thimme: Augustins geistige Entwicklung, Berlin 1908; Becker: Augustin, Leipzig 1908.)

Ein heiteres Landidyll eröffnet sich uns. Landwirtschaftliche Arbeiten, gemeinsame Lektüre, philosophische Disputationen im Schatten hoher Bäume, bei Regenwetter in der Badeanlage, Interesse für Hahnenkämpfe, Reimspiel und Scherzworte, und an all dem teilnehmend — Monika. Vor allem an den philosophischen Disputationen teilnehmend. Schon allein diese Tatsache, daß Monika den tiefsinnigen philosophischen Erörterungen Augustins und seiner Freunde beiwohnt, und sich persönlich mit regem Interesse daran beteiligt, zeigt uns eine Frau von mehr als gewöhnlicher Bildung und geistiger Regsamkeit. Und erst die Art, wie sie sich an jenen echt antiken, geistigen Wettstreiten beteiligt! Sie findet bisweilen das erlösende Wort, wenn die anderen Teilnehmer an der philosophischen Erörterung keinen Ausweg mehr wissen. Durch einen Trugschluß kommt Augustinus zu dem Ergebnis, glücklich sei, wer besitze, was er verlange. Die Freunde Augustins schweigen; sofort antwortet Monika: ‚Wenn ein Mensch Gutes will und erlangt, wohl, so ist er glücklich. Verlangt er aber Schlechtes, so ist er unglücklich, wenn er es erlangt‘ (de beata vita, 10). Man spricht davon, ob der Besitz irdischer Güter glücklich machen könne. Man verneint. Nun macht Augustinus den Einwand, ob denn nicht ein Reicher, der das Irdische verachtet, seinen Wünschen eine Grenze setze, und die Kunst erlangt habe, mit Würde und Maß zu

genießen, glücklich sei. Schlagfertig antwortet Monika: ‚Nein, denn alsdann ist er nicht durch jene Güter, sondern durch die Mäßigung seiner Seele glücklich' (ibd. 11). Die Diskussion ergibt: Glücklich sei, wer Gott besitze. Monika weist nun darauf hin, daß dann ja alle Menschen glücklich sein müßten: ‚Denn mir scheint, es gebe keinen Menschen, der nicht Gott hätte; aber wer ein frommes Leben führt, hat einen gnädigen Gott; wer aber ein schlechtes Leben führt, einen zürnenden Gott' (ibd. 19). Als Trygetius, einer der Anwesenden, meinte, man könne einen reichen Sünder wohl elend, aber nicht arm nennen, antwortet Monika sofort: ‚Wir sollten also den arm nennen, der des Goldes und des Silbers entbehrt, und den, der der Weisheit entbehrt, sollten wir nicht so nennen?' (ibd. 27). Alle stimmen ihr mit dem Ausdrucke der Bewunderung bei, besonders Augustinus, weil sie, wie er etwas wehmütig bemerkt, ihm vorweggenommen hat, was er ‚aus den Büchern der Philosophen als letzten Trumpf habe ausspielen wollen' (ibd. 27).

Daneben erfahren wir in diesen Gesprächen eine Reihe von Einzelheiten, die uns das Bild von Monikas Geistesveranlagung vervollständigen. Voller Interesse erkundigt sie sich nach den Ergebnissen einer Disputation, der sie nicht beiwohnen konnte (de ord. I, 31), sie kennt den Inhalt der Bücher, die Augustinus mit seinen Freunden liest, und weiß, daß in diesen Dialogen keine Frau auftritt (ibd 31), sie läßt sich die griechische Etymologie des Wortes Philosophie erklären und liebt die Lektüre der Hl. Schrift (ibd. 32), sie erkundigt sich nach der Lehre der Akademiker (ibd. II, 16). Sie besitzt Witz und Sarkasmus, so, wenn sie für die Akademiker das Schlagwort Caducarii, Fallsüchtige, prägt (ibd. 16), oder, wenn sie nicht ohne feine Ironie dem Trygetius zusetzt, der ihren Ausspruch bezweifelt, Erkenntnis und Wissenschaft sei die Nahrung der Seele (ibd. 8).

Zwar fehlt es auch in diesen philosophischen Traktaten Augustins nicht an Hinweisen auf den religiösen Sinn der Monika. Wenn Augustinus hier sagt, er danke seiner Mutter all sein Leben (de beata vita 6), so ist dies Wort zu allgemein, als daß es zum Beweis ihrer Frömmigkeit benutzt werden könnte, wenn auch Augustinus mit diesen Worten wohl in erster Linie sagen wollte, er danke seiner Mutter sein religiöses Leben. Schon mehr für Monikas frommen Sinn spricht ihre Liebe zum Studium der Hl. Schrift (de ord. I, 32). Zweifellos aber wird ihre Frömmigkeit bezeugt, wenn Augustinus ‚ihr für das Göttliche entflammtes Herz' (de ord. II, 1) rühmt, und sich ihrem Gebete, dem er schon so große Güter verdanke, anempfiehlt (ibd. 52), wenn er die Vereinigung ihres Geistes mit Gott als den Grund für ihre tiefen Kenntnisse erklärt (de beata vita 27) und sagt, sie könne deshalb so leicht in die tiefsten Probleme eindringen, weil ihr Geist ‚durch eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung über die schwere Last des Körpers sich erhoben habe' (de ord. II, 46). Fügen wir noch hinzu, daß Monika bei Beendigung des Dialogs über das glückselige Leben den ambrosianischen Hymnus: Fove precantes Trinitas anstimmt und endlich schließt mit dem tiefreligiösen Wort: ‚Ja, das ist unzweifelhaft jenes glückselige Leben, nach dem wir in unerschütterlichem Glauben, in feuriger Hoffnung und in glühender Liebe streben müssen'

(de beata vita 35), so ist bis zum Detail erschöpft, was sich in den philosophischen Schriften Augustins über das religiöse Leben Monikas findet.

Nicht ein einziges Mal erwähnt er, der Neubekehrte, hier die Tränen, die sie für ihn ‚so viele Jahre geweint' (Conf. IX, 33), nicht ein einziges Mal findet sich hier über ihre Frömmigkeit eine längere Lobeserhebung, wie sie sich so zahlreich und ausführlich in den viel später geschriebenen Konfessionen finden. Aber ihrer geistigen Größe hat er uneingeschränkten Beifall gezollt, und während er das Lob, das er anderen in jenen Tagen wegen ihrer Geisteseigenschaften gespendet, bei der großen literarischen Rechenschaftsablegung am Abend seines Lebens stark modifiziert (Retract. I, 2, 2), hat er nichts zurückgenommen von all den Lobeserhebungen, mit denen er damals die Geisteshoheit seiner Mutter gepriesen. ‚Wahrlich, Mutter,' ruft er nach einem ihrer schlagfertigen Worte aus, ‚du hast die Burg der Philosophie erobert. Dir fehlen nur noch die Worte, um dich wie Tellius auszudrücken!' Dann fügt er eine Stelle aus Ciceros Werken an, die sich inhaltlich mit Monikas Antwort deckt, und bemerkt: ‚So überraschend hatte sie die Worte vorgetragen, daß wir ihr Geschlecht vergaßen und meinten, irgend ein großer Mann habe unter uns Platz genommen' (de beata vita 10). Zu Beginn des zweiten Buches über die Weltordnung schreibt er: ‚Bei uns war unsere Mutter; ihr Geist und ihr für das Göttliche entflammtes Herz kannten wir schon lange infolge aufmerksamer Beobachtung beim ständigen Umgang. Aber in der Disputation, die ich an meinem Geburtstage mit meinen Gefährten über einen sehr wichtigen Gegenstand hielt, kam mir ihr Geist so groß vor, daß, wenn einer, dann der ihrige zum Studium der Philosophie geeignet schien' (de ord. II, 1). Noch an zwei anderen Stellen desselben Werkes rühmt er ihre hervorragenden Geistesfähigkeiten sehr ausführlich (de ord. I, 31; II, 45), und als zusammenfassendes Urteil kann wohl das Wort gelten: ‚Ihr Geist zeigt sich mir von Tag zu Tag in neuem Lichte' (de ord. II, 45).

So das Bild, das Augustinus von seiner Mutter gezeichnet zu einer Zeit, wo sie noch bei ihm weilte, wo er noch täglich mit ihr lange Gespräche pflog, ein Porträt, zu dessen Vollendung die lebende Monika sich im ständigen Umgang darbot, ein Bild, das auf Ähnlichkeit kontrolliert werden konnte durch die anwesenden Freunde, die Augustins Aufzeichnungen lasen, und durch die abwesenden Freunde in Tagaste, die seit vielen Jahren Monika kannten, und denen er diese Schriften zugesandt. Wie sticht nicht dieses Bild der Monika auf den ersten Blick von jenem ab, das er sehr viel später, erst 13 Jahre nach Monikas Tod, in den Konfessionen aus der Erinnerung entworfen!

Und doch, wenn man näher zusieht, ist auch die Monika der Konfessionen dieselbe geistig hochstehende, für Studium und Bildung interessierte Frau; nur treten diese Züge zurück vor dem Bilde der Christin, der Heiligen. Wir finden hier dieselbe Schlagfertigkeit wie in den philosophischen Gesprächen. Monika hatte einen Traum. Im Traume stand sie auf einem hölzernen Richtscheit und weinte. Da trat ein Engel zu ihr und fragte sie nach dem Grunde ihrer Tränen, und Monika sagte, sie weine um ihren Sohn Augustinus. Da tröstete sie der Engel und sprach: ‚Da, wo du bist, da wird auch er sein.'

Anderen Tages erzählte Monika den Traum dem Augustinus, worauf dieser erwiderte: ‚Also wirst auch du einmal wie ich den Manichäern angehören.‘ Ohne zu zögern aber entgegnete ihm Monika: ‚O nein, denn nicht das wurde mir gesagt: wo jener, da auch du, sondern wo du, da auch jener‘ (Conf. III, 19, 20).

Ebenso berichten die Konfessionen auch von Monikas Interesse für Geistesbildung. Wir lesen hier, daß Monika nach dem Tode ihres Mannes mit großer Mühe sich Geld beschafft, damit Augustinus die begonnenen Studien nicht abbrechen müsse (Conf. III, 7), und obwohl es für das Seelenheil Augustins besser gewesen wäre, wenn er früh geheiratet, so wünschte Monika dies nicht und zwar, wie Augustinus ausdrücklich bemerkt, nur deshalb wünschte sie dies nicht, damit er nicht in seinen Studien behindert werde. ‚Sie unterließ es — zur Ehe zu drängen —, weil sie fürchtete, es könnte die Fessel der Ehe meine Hoffnungen zu Schanden machen, nicht die Hoffnungen des zukünftigen Lebens, die sie auf dich setzte, sondern die Hoffnung auf Wissenschaft, deren Erforschung ich mich nach dem heißen Verlangen beider Eltern hingeben sollte‘ (Conf. II, 7, 8).

Wenn aber eines, dann spricht das in den Konfessionen aufgezeichnete wundervolle Gespräch von Ostia für Monikas Geistesgröße (Conf. IX, 23—25). Mag auch der Bischof Augustinus bei der Niederschrift der Konfessionen diesem Gespräche manche Nuancierung gegeben haben, die im Jahre 387 nicht ausgesprochen wurde, so beweist schon der Gegenstand des Gespräches, den er sicher genau angegeben hat, daß hier zwei Geister von nicht gewöhnlicher Bildung sich gefunden. Übrigens trägt die in jenem Gespräche beobachtete Methode des Aufsteigens von den Geschöpfen zum Schöpfer neuplatonischen Charakter, trägt also den Charakter, den seine ganze damalige Schreibweise noch besonders stark hatte; es ist auch sehr wahrscheinlich, daß Augustinus sich schon damals in Ostia sogleich dieses Gespräch notiert hat; war es doch seine Gewohnheit, solche Betrachtungen sofort aufzuzeichnen (Sol. I, 1).

Das Gespräch handelt von der Art und Weise der Vereinigung der Seele mit Gott im Jenseits und der aus dieser Vereinigung quillenden Seligkeit. Hier in diesem Gespräche finden wir den Geist von Cassiciacum wieder; wir fühlen uns zurückversetzt unter die schattigen Bäume des Gartens, unter denen an Augustins Geburtstag im Jahre 386 nach platonischer Art über das glückselige Leben Gedanken ausgetauscht wurden; wir erkennen Monika wieder, deren Geist in immer neuem Licht erscheint (de ord. II, 45).

So bestätigen denn die Konfessionen das Monikabild der philosophischen Schriften, wie anderseits diese Schriften erst uns lehren, die Monika der Konfessionen ganz zu verstehen. Monika war eine heilige, aber auch eine feingebildete Dame. Höchste Geistes- und Herzensbildung finden wir in ihr in schönstem Bunde vereinigt. Durch ihre Geistesbildung besaß sie jene Weitherzigkeit, jenes große Verstehen Andersdenkender, das die philosophische Grundlage der Nächstenliebe bildet; ihr verdankt sie jene Eigenart des religiösen Lebens, die der Apostel Paulus als rationale obsequium, als vernunftmäßiges Sichbeugen bezeichnet, eine Eigenschaft, die ihrer Heiligkeit einen so ernsten,

männlichen Charakter gegeben und die zweifellos dem feingebildeten Augustinus eine so hohe Achtung vor dem christlichen Glauben abgezwungen, daß er, obwohl dem Glauben noch fern, in den heidnischen Schriften den Namen Jesus schmerzlich vermißt.

Das war Augustins Mutter. Wollten wir nur sagen, daß sie eine heiligmäßige Christin gewesen, so hätten wir nur eine Seite dieser schönen Seele gezeichnet. Sie war eine Frau von sprühendem Geiste, mit einem unverwüstlichen Hang nach Wissen und Erkenntnis, bestrebt, auch in ihrem Kinde diesen natürlichen Gottesfunken zu pflegen und zu hellem Brand zu entfachen, und dieser hohe Geist wurde von einer Gottes- und Menschenliebe durchglüht und verklärt, die sie für alle Zeiten als ein Muster rührendster Frömmigkeit erscheinen läßt.

Albrecht Altdorfer / Von Fritz Hoeber

Der Regensburger Maler Albrecht Altdorfer ist das Haupt der sogenannten Donauschule, die am Anfange des 16. Jahrhunderts in Regensburg und Passau blühte und deren zweiter wichtigster Vertreter der etwas derbere Wolf Huber ist. Der Hauptruhm der Donauschule besteht in dem einzigartigen Vorzug, den sie der Landschaftsmalerei, der farbig interessierten Wiedergabe der Pflanzenwelt, der Berge, Seen, von Licht und Luft angedeihen läßt gegenüber einer mehr plastisch zeichnerischen Darstellung großer Figuren, wie sie sonst die damalige Tafelmalerei unter dem Einflusse des lehrhaft kirchlichen Retabels besonders liebte.

So kann denn die Bilderkunst Albrecht Altdorfers keinen direkten Vorläufer im eigentlichen Sinne aufweisen, und man muß schon über die Tafelmalerei in ein anderes Kunstgebiet hinausgreifen, wenn man ihr entwicklungsgeschichtliches Entstehen begreifen will. Die Miniaturmalerei der illuminierten Gebets- und Andachtsbücher, der livres d'heures, wie sie gerade in Regensburg von altersher geblüht hatte, und der hier in Berthold Furtmeyr ein letzter feinsinniger Vertreter erstanden war, steht ihrem ganzen Wesen nach der feinen, für den einzelnen geschmackvollen Liebhaber und persönlichen Genießer berechneten Kunst Altdorfers viel näher als die für eine große Gemeinde berechnete Heiligentafel. In der stets mehr genrehaft gehaltenen Miniaturmalerei hatte auch frühzeitig das ‚Milieu', die Landschaft und das szenische Beiwerk, einen hervorragenden Platz neben den Figuren, den Trägern der Handlung, gewonnen. Die berühmten ‚heures de Turin' geben in ihren Monatsbildern eine ganze malerische Schilderung des Landbaues in den verschiedenen Jahreszeiten, und die germanische-nordische Büchermalerei überhaupt unterscheidet sich durch ihre entschiedene Neigung für landschaftliche Schönheiten von der statuarischen Monumentalmalerei des Südens, die als alleiniges Problem nur die Ausbildung der menschlichen Gestalt nach der Seite ihrer Daseinserscheinung und ihres dramatischen Ausdrucks kennt. — Und dann läßt sich noch eine weitere Verbin-

bung zwischen den Gemälden Altdorfers und der Miniaturmalerei in einer Einzelheit auffinden, in der Verwendung von reinem Pinselgold zum Aufsetzen der Lichter, wie sie beispielsweise in der kleinen vorderen Figurengruppe der Münchener ‚Susanna im Bade' wiederkehrt: diese spezifische Art, leuchtende Reflexlichter anzubringen, die mit ihrem metallischen Sonderwert ganz aus der übrigen Farbenharmonie der natürlichen Umgebung herausfällt, ist ein alt erprobtes Hilfsmittel des Buchilluminators gewesen.

Von großen Künstlerpersönlichkeiten hat man vor allem Dürer mit Altdorfer, den man als seinen Schüler bezeichnete, in Verbindung zu bringen gesucht: Historisch liegt dazu gar kein Anlaß vor, und die Kunst beider bewegt sich in solch absolut anderer Richtung, zwischen ihnen besteht solch ein prinzipieller Unterschied im Kunstwollen wie in der ästhetischen Auffassung des Objektes, daß man von einem wesentlichen Einfluß des so ernsten und problematischen Nürnberger Meisters auf den liebenswürdig gefälligen Altdorfer kaum reden darf, obwohl gewisse Anklänge, z. B. in der Berliner ‚Geburt Christi' an das ‚Marienleben' Dürers, nicht von der Hand zu weisen sind. Auch mit dem andern großen malerischen Genie der deutschen Renaissance, Matthias Grünewald, verbinden Altdorfer nur gewisse zeitgenössische, in der Stimmung ähnliche Probleme, gewisse Wirkungen des farbigen Lichts auf dunklem Grunde, aparte Motive in der Gewandbehandlung. Endlich mit Lukas Cranach hat unser Maler die genrehafte Behandlung der biblischen oder mythologischen Stoffe gemein, zeichnerische Einzelheiten des Baumschlags, so dessen zerrissenen Kontur, und die eigentümlich naive Freude an prächtigen Lokalfarben, die allerdings erst seinen Altersstil beherrscht. Tatsächlich genähert aber hat sich Altdorfer in seiner klassizistischen Spätzeit den sogenannten Kleinmeistern, den beiden Beham vor allem, jenen geschmacksicheren Malern und Kupferstechern, welche die künstlerischen Errungenschaften der Dürerschen Arbeit in eine aller Welt zugängliche Scheidemünze umprägten. —

Albrecht Altdorfer wurde kurz vor 1480 in Regensburg geboren. Wahrscheinlich war sein Vater jener ‚Ulrich Altdorfer der Maler', der 1499 nach Amberg zieht. Im Jahre 1505 erwirbt Albrecht Altdorfer das Bürgerrecht zu Regensburg laut einer Eintragung, die ihn als ‚Maler von Amberg' bezeichnet. Sein frühestes Gemälde, das Berliner Doppelbild, rechts Hieronymus, links Franziskus, ist 1507 datiert. Im Verlauf seines Lebens gewinnt er bürgerliche Ehren, er wird Stadtbaumeister und zuletzt Mitglied des inneren und äußeren Rates. 1538, angeblich am 14. Februar, ist Altdorfer gestorben. Außer Albrecht existieren von der Familie noch zwei Schwestern und ein Bruder Erhard, der wie er selber sich auch als graphischer Künstler betätigte und vor allem in Mecklenburg in fürstlichen Diensten wirkte.

Max J. Friedländer, der die grundlegende Arbeit über Altdorfer geschrieben hat*, teilt sein ganzes Werk in drei Hauptperioden ein, die sich stilistisch

* Albrecht Altdorfer, der Maler von Regensburg, von M. J. Friedländer; mit 8 Abbildungen Leipzig 1891. — Albrecht Altdorfers Landschaftsradierungen, herausgegeben von M. J. Friedländer. Dritte Veröffentlichung der graphischen Gesellschaft. Berlin 1906. — Der Ursprung des Donaustiles von Hermann Voß. Leipzig 1907. — Albrecht Altdorfer und Wolf Huber, Meister der Graphik. Bd. III, von Hermann Voß. Mit 160 Abbildungen auf 63 Tafeln. Leipzig 1910.

wie inhaltlich deutlich voneinander scheiden: Von dem ersten Gemälde 1506 bis 1511, dem Jahre der Wendung vom Kupferstich zum Holzschnitt und allgemein zu einer größeren Auffassung, die Hermann Voß durch eine Reise des Künstlers nach Tirol, dem Lande Michael Pachers, nach Oberösterreich und vielleicht nach Italien, Verona, Venedig, erklären will, reicht die Frühzeit, die sich durch eine kleinpinselige oberflächliche Modellierung* und eine koloristisch zurückhaltende, nur in diskretem Helldunkel sich bewegende Färbung auszeichnet. Die mittlere Periode, 1511 bis 1521, vertreten vor allem durch den Bilderzyklus aus dem Leben des hl. Quirinus, jetzt in Nürnberg und Siena, gibt größere Flächen, körperliche Gestalten und ungebrochene, prächtige Farben. Endlich die letzte Schaffenszeit des Meisters bis zum Todesjahr 1538 hat die wunderfeinen Landschaftsradierungen, das Duftigste von Wald- und Bergstimmung, was die deutsche Renaissance außer Cranach noch kennt, hervorgebracht und eine Reihe größerer Tafelbilder, in denen sich ein stark klassisch-italienischer Einfluß geltend macht, sei es in prächtigen Renaissancearchitekturen, die etwa den Hintergrund schmücken, sei es in kühnen Verkürzungen, wie sie vor allem auch im gleichzeitigen graphischen Werk, den Holzschnitten und Kupferstichen, wiederkehren und an eine künstlerische Erziehung durch Mantegna denken lassen. Gerade Altdorfers Graphik hat für den Import der Renaissance im östlichen Süddeutschland nachhaltig gewirkt, und in dieser Wirkung wie auch in ihrem ganzen Stil nähert sich, wie gesagt, die Spätkunst Altdorfers sehr den ‚Kleinmeistern'.

Sucht man sich über das individuelle Wesen der Kunst Albrecht Altdorfers klar zu werden, so fällt einem gleich eine Äußerlichkeit seiner Bilder auf, ihr fast durchgängig kleines Format. Nur unter dem Zwang des Auftrags, wie z. B. bei der für den Herzog Wilhelm IV. von Bayern 1524 ausgeführten Münchener ‚Alexanderschlacht' oder bei der ebenfalls bestellten ‚Mariengeburt' in Augsburg, entschließt er sich zu einer beträchtlicheren Bildgröße. Und etwas von Kleinkunst oder besser kleiner Kunst haben alle seine Gemälde. Auch wo der Bildvorwurf dramatische Spannung und episches Pathos verlangt, bleibt Altdorfer im gemütlichen Genrehaften: ‚Er sieht seiner Aufgabe nicht fest ins Auge; er bricht die Pointe ab, er sucht die Wirkung außerhalb des Themas.... Dem Geraden, Strengen, Großen abhold, verzettelt er die einheitliche Handlung in eine Anzahl kleiner spielerischer Motive.' Bei der Berliner ‚Ruhe auf der Flucht' von 1510 liegt der künstlerische Akzent auf dem phantastischen, aus spätgotischen und Renaissancemotiven zusammengesetzten Säulenbrunnen und auf der malerischen Fachwerk- und Ruinenarchitektur vor der zerklüfteten, bergigen Seelandschaft des Hintergrundes; die heilige Familie des Vordergrundes erscheint fast nur als Staffage, zumal da von ihr die Aufmerksamkeit noch abgelenkt wird durch das putzige Engelgezappel auf dem Brunnenrand. Das 1526 entstandene Bild ‚Susanna im Bade' in München zeigt die handelnden Personen

---

Klinkhardt & Biermann. 16 M. — Endlich in dem Illustrationswerk ‚Die altdeutsche Malerei'. 200 Nachbildungen mit geschichtlicher Einführung und Erläuterungen von Ernst Heidrich. Jena 1909, Diederichs. Die Abbildungen 144—156 und im Text die Seiten 41—44.

* Man vergleiche besonders auch die kleinen figürlichen Kupferstiche aus dieser Frühzeit, die Hermann Voß a. a. O. auf Tafel 1—4 nachbildet.

als zum Bildformat unverhältnismäßig kleine Figürchen vorne links auf einer grünen Wiese, indessen den Hauptraum ein prunkender Renaissancepalast mit großen Bogenhallen, Galerien, Türmen, Terrassen, alles voller wimmelnder Zuschauer, einnimmt, ohne daß es dem Maler zum Bewußtsein kommt, eine derartige Form müsse den eigentlichen Nerv der Biblischen Geschichte durchschneiden.

Dieses naiv Gemütliche herrscht selbstverständlich auch in den Physiognomien der Altdorferschen Gestalten vor, die stets denselben etwas oberflächlich gleichgültigen Ausdruck bewahren, sei es, daß es sich um ein Martyrium handelt oder um eine Totenklage (Quirinsbilder in Siena und in Nürnberg). Sogar dem künstlerischen Faktor, der die Hauptstärke der Kunst Altdorfers bildet, der *Landschaft*, mangelt zum mindesten in den Gemälden der eigentlich große Ausdruck eines zwingenden Raumgefühls: ‚Keines dieser Bilder, deren Anordnung vom Raum auszugehen scheint, gibt die unendliche Weite, jenes Aufatmen der Brust in der Freiheit der Landschaft, keines auch das Gefühl eines Umschlossenseins im begrenzten Raum*... Die Frische des malerischen Natursehens im Donaustil gehört einer naiven, wundergläubigen Seele, nicht der modernen Kultur des Bewußtseins.‘ Wie Altdorfers Kunst in ihrer Figurenzeichnung unzureichend erscheint, so bringt sie auch in der Raumdarstellung trotz aller Anschaulichkeit im einzelnen, etwa ausgefaserter Tannenwipfel und sorgfältig eingezeichneter Wiesenblumen, aus diesem Elementaren zum einheitlich erfaßten Großenganzen nicht durch. Der sich vordrängenden Selbständigkeit des Details muß dann natürlich auch eine *spezifische Technik* entsprechen. Es ist eine Technik der *Zeichnung*. Auf einen die Hauptfarbe angebenden, durch die Ausdehnung des Gegenstandes begrenzten Fleck werden die Strichelchen oder Pünktchen mit spitzem Pinsel sorgfältig der Form und der Beleuchtung des Objekts entsprechend aufgetragen. Und es mag für diese eigentümliche malerische Auffassung nicht wenig charakteristisch erscheinen, daß Altdorfer in seinen eigentlichen Zeichnungen auf dunkel getöntem Papier regelmäßig eine ähnliche Clair-obscur-Manier anwendet, die die Gestalten nur in ihrem äußeren Umriß in Tuschfederlinien knapp hinzeichnet, um dann alles Detail der Modellierung und der interessanten Lichtführung in prickelnden Deckweißstrichen und -flächen mit einem spitzen Pinsel aufzusetzen.

Das pikant in einzelne Teile zersetzte Licht mit seinen auf den Erhöhungen der Gegenstände spielenden Reflexen in Metallgold aufzusetzen, ist, wie bereits angedeutet, für Altdorfer eigentümlich. Aber überhaupt liebt er die Darstellung des verschiedenen Lichts und der atmosphärischen Farbenspiele, ob nun der Himmel in klar durchsichtiger Bläue sich von einer ebenso duftig empfundenen zackigen Bergkette seiner Bildhintergründe emporwölbt, oder ob die Sonne zwischen nächtlich geballten Wolken auf- oder untergeht. Der Leichnam des heiligen Quirinus wird aus dem Wasser gezogen, indessen der Himmel in abendlich roten Streifen erglüht. Und hinter dem griechischen Kriegslager der ‚Alexanderschlacht‘ steigt über einer reichen Landschaft die prachtvoll aufgehende

* Man betrachte etwa den kleinteiligen, aus mehreren engen Kompartimenten zusammengebauten Raum der Ruinen auf der ‚Geburt Christi‘ des Berliner Kaiser Friedrich-Museums.

Sonne empor, wozu auf der Seite der Perser in symbolischer Beziehung die verblassende Mondsichel hinzutritt. — Es ist merkwürdig, mit welchem künstlerischen Sinn Albrecht Altdorfer es verstanden hat, diese Lichtprobleme auch in das Schwarzweiß seiner Graphik, besonders seiner herrlichen Landschaftsradierungen, hinüberzuretten. Man betrachte etwa daraufhin das köstliche Blatt B 70 mit der flechtenbewachsenen, dunkelwirkenden Tanne im Vordergrund, die gegen einen helleuchtenden Himmel steht, der sich gegen den Bildrand zu in Schäfchenwolken auflöst, die ihrerseits wieder auf dunkel schraffierter Folie gebettet erscheinen; und dieser düstere Horizont findet dann auch noch einen Kontrast in schneeig erglänzenden Bergzacken. Friedländer meint zu diesen Landschaftsradierungen, die übrigens technisch betrachtet zu den frühesten Kupferätzungen gehören*: ‚Es ist erquicklich zu sehen und ein Schulbeispiel für den Ästhetiker, wie hier bildende Phantasie und Technik sich gegenseitig treiben und fördern. Der gleißende, schneidige, schwellende Zug des Grabstichels war nicht geeignet, die landschaftlichen Formen auszudrücken. Die neuen technischen Möglichkeiten reizten zur Beobachtung der zittrigen malerischen Zufallslinien, vervielfältigten die Skizze und erlaubten, duftige Fernen und lichte Weiten wenn auch nicht wiederzugeben, so doch zart und leicht anzudeuten.‘ — Aus dem übrigen graphischen Werk ist noch die Mitarbeit Altdorfers an den großen Illustrationsaufgaben Kaiser Maximilians zu erwähnen, an dem Gebetbuch, dessen von Altdorfer herrührende Blätter in Besançon sind, und an der Ehrenpforte; dann eine Folge kleiner Holzschnitte über den Sündenfall und die Erlösung des Menschengeschlechts und mehrere Blätter, die wegen ihres ausgesprochenen meist venezianischen Renaissancecharakters interessant und für die nordische Stilentwicklung wichtig erscheinen, Entwürfe zu einem großen dreiteiligen Altar für die Kirche der schönen Maria in Regensburg und zu einer intarsierten Prachttüre mit seitlichen Pilastern und krönender Lünette. Gemahnen diese Vorlagen ebenso wie auch noch zwei radierte Kapitellentwürfe, komposit und jonisch, an die berufliche Stellung unseres alten Meisters als städtischer Architekt, so gibt eine Folge großer radierter Becher und Pokale die Beziehungen Altdorfers zum Goldschmiedehandwerk an. Wie sehr gerade diese und eine Anzahl zierlicher Ornamentblättchen, Rankenwerk, Putti u. a. sich der Gunst der Zukunft erfreuten, beweisen die Nachstiche der Becherentwürfe durch die bekannte Stecherfamilie der Hopfer.

Das künstlerisch Wertvollste freilich dieser Graphik bleiben die radierten Landschaften. Hier erblühte ihm eine produktive Nachfolge in den duftigen Nadelschilderungen der Hirschvogel und Lautensack, während seine gemalten Landschaften einen Fortsetzer in dem feinen Frankfurter Künstler Adam Elsheimer (1578—1620), ‚dem römischen Maler deutscher Nation‘, fanden. —

Es gibt in der Münchener Pinakothek ein kleines Landschaftsbild Altdorfers, das gar keine Staffage besitzt und so als erstes reines Landschaftsbild, nur aus

* Sie stammen zumeist alle aus den 20er Jahren des 16. Jahrhunderts. Die ersten Radierungen überhaupt sind die bekannten Eisenätzungen Dürers, welche etwa zehn Jahre älter sind als die genannten Blätter Altdorfers.

dem reinen Naturinteresse gemalt, gelten darf: Links eine hohe Tanne, rechts eine Buche rahmen den in die Tiefe führenden Prospekt ein, der ein niedriges Gehölz zeigt, an dem ein Weg vorbeiführt zu einer wehrhaften Ansiedelung mit blauen Bergen dahinter, einem hellen See daneben und dem weiten, strahlenden Himmel darüber. Für die Künstlerpersönlichkeit Altdorfers muß dieses romantische Bildchen besonders charakteristisch erscheinen: Das deutsche Waldgebirge mit seinen stimmungsvollen Geheimnissen in merkwürdigen Baumformen und zerrissenen Felssilhouetten, das Eigentümliche seiner stets wechselnden Beleuchtungen ist das Beste der Kunst des Donaustils. ‚Die Maler um Altdorfer verkörpern einen Teil unseres deutschen Empfindens für die Landschaft. Dichter der Landschaft, wie Eichendorff, Stifter, Uhland, stehen auf derselben Linie des Naturempfindens wie etwa der Passauer Wolf Huber, der dem Linzer Adalbert Stifter die Hände reicht. Aber so rein wie damals, so ganz und gar mit künstlerischen Mitteln ist der Ton doch nie wieder getroffen worden.‘

Die Münchener Neue Pinakothek

Eine Anregung von Konrad Weiß

Gleich stolz und tempelhaft allein steht die neue Pinakothek in München trotz ihres steifen, weniger imposanten Baues neben der alten. Natürlich kann diese Galerie, die, nach den Worten ihres Gründers, des kunstsinnigen Königs Ludwig I., ‚für Gemälde aus diesem und aus künftigen Jahrhunderten bestimmt‘ ist, in ihrem Inhalte und Werte nicht mit der alten Pinakothek wetteifern, die zu den hervorragendsten Kunstschatzkammern gehört und die durch die Neuordnung Hugo von Tschudis im letzten Jahre wieder die Blicke aller Welt auf sich gezogen — die Neuerung hat sich auch pekuniär angenehm fühlbar gemacht — und ihre Liebhaber von neuem entzückt hat. Aber die neue Pinakothek kann sich neben der alten leider auch nicht als eine relativ würdige Nachfolgerin und Erfüllerin ihrer Bestimmung sehen lassen. Während die alte Pinakothek ein europäisches Museum ist, in dem die große alte Kunst in ihren verschiedenen zeitlichen und nationalen Blüten ohne allzu große Lücken genossen und studiert werden kann, ist die neue ein bayerisches Provinz- oder selbst ein Münchener Stadtmuseum, in dem von außerbayerischen Künstlern, die nicht irgendwie mit München zusammenhängen, verhältnismäßig recht wenige, von außerdeutschen Künstlern noch unverhältnismäßig viel weniger zu finden sind. Zumal von solchen, die, wichtiger als eine Reihe Holländer und Schotten, Marksteine in der Malereigeschichte bedeuten. Nicht nur, daß man die Entwicklung der Malerei im 19. Jahrhundert hier nicht übersehen und studieren kann, weil die wesentlichen künstlerischen Dokumente ganz unzureichend sind und prinzipielle Gruppierungen fehlen, so daß selbst in München erlebte Entwicklungsetappen wie der bayerische Paysage intime mit Meistern wie Schleich oder die Pilotyschule nicht gehörig zur Geltung kommen. Gerade die Künstler und Kunstgenießenden, die den Geist der Moderne, und wie er ge-

worden ist, in den echtesten und bedeutsamsten Werken erfahren sollen, um darin weiter zu gestalten und zu verstehen, was not tut, wohin der Weg geht und welches Ziel man ihm setzen soll, ermangeln in den meisten Räumen jeglicher Anregung. Die große Mehrzahl der Bilder kann als kunsthistorische Katalogstücke und Belege mittlerer und deshalb für die lebendige Kunst gleichgültiger Qualität dienen. Dazwischen hängen etliche große, hauptsächlich den inhaltlich genießenden Betrachter anziehende Ausstellungsobjekte. Dagegen fehlt es gerade an solchen Bildern, die zu ihrer Zeit und auch heute noch wirklich triebkräftige Keime darstellen.

Die neuen Kunstrichtungen sind in München, soweit sie überhaupt hier entstanden sind oder Mitläufer gefunden haben, immer mehr in die Breite als in die Tiefe und zur künstlerischen Absolutheit hingegangen. Der eigentliche Impressionismus, der das genaue Gegenteil des stofflichen Naturalismus ist und gegenüber der Freilichtmalerei den Rang eines ganz bestimmten Stils einnimmt, hat in München nicht geblüht. Die Münchener Kunst bleibt mit ganz wenig Ausnahmen immer in einem gewissen mittleren Milieu; sie wird im allgemeinen nicht pedantisch und spießig, aber sie bleibt in ihren besten Äußerungen in der Regel immer einige Grade unter den jeweiligen höchsten künstlerischen Temperaturen stehen. Sie rührt selten an die letzten und feinsten Möglichkeiten der Kunst. Sie hat eine gewisse Ähnlichkeit mit der modernen belgischen Kunst, nur daß diese infolge ihrer Tradition, der Eigentümlichkeit des Landes und der Einflüsse aus dem benachbarten Frankreich doch eine viel reichere Stoffwelt und eine viel größere Stilskala umspannt. Während Belgien durch diese verschiedenen Wirkungsmittel zugleich gefördert und gehemmt wird, ist München zu sehr lokal für sich abgeschlossen, um aus dem vollen modernen Leben oder aus der anderwärts flutenden Kunstbewegung genügend Hemmungen oder Förderungen zu erfahren, um dadurch von selbst am höheren Zeitstil mitzubilden. Um so größer müßte der Stilwille sein und um so dringlicher die Orientierung nach außen. Dieser energische Stilwille, an dem die neue Pinakothek durch prinzipielle Bildbeschaffung mitzüchten müßte, war von jeher nicht stark, wobei man allerdings, um nicht ungerecht zu werden, beifügen muß, daß monumentale deutsche Stilbestrebungen während des 19. Jahrhunderts überhaupt meist außerhalb der deutschen Grenzen, in Italien vor allem sich nährten. So sind z. B., abgesehen von der nicht fruchtbar gewordenen Kartonkunst eines Cornelius, als dessen milderer und mehr nazarenisch gesinnter, nichtmünchnerischer Parteigänger Overbeck vertreten ist, die Anläufe zu monumentaler Kunst, eines Feuerbach etwa oder Marées, trotz der, unzulänglichen, Ägide des Grafen Schack nicht im Münchener Geist gemacht worden und ihm nicht verwandt. Von der tieferen Fundamentalität eines Delacroix nicht zu reden, der mit den französischen Impressionisten zeigt, daß die moderne Monumentalkunst einstweilen wenigstens im reinen farbigen Bildwesen, nicht in einer äußerlichen Flächenhaftigkeit steckt, wie man heute in der Münchener Scholle glaubt. Allerdings fehlen nun Feuerbach (dieser ist auch in der Pinakothek zu finden) und Marées in anderen Münchener Sammlungen nicht, was den Umständen, nicht der Kunstpolitik zu danken ist. Aber solche

Künstler müßten, soweit irgend möglich, zentralisiert, zusammengruppiert werden. Während indes hier wenigstens die Bildwerke vorhanden sind, fehlen aber andere nicht weniger notwendige fast ganz und gar. Otto Grautoff macht in seinem kunstgeschichtlichen Führer durch ‚die Gemäldesammlungen Münchens' gegen ein Dutzend von ‚bahnbrechenden deutschen Malern' namhaft, die vollständig fehlen, ungerechnet die nur unzureichend vertretenen. Die großen französischen Maler des 19. Jahrhunderts fehlen fast alle. Und doch haben diese nun einmal unleugbar den größten Einfluß auf ihre ganze Zeit ausgeübt — ein bedeutender Deutscher nach dem andern war nach Paris gepilgert — und sind wesentliche Fundamente der zukünftigen Kunst. Sie können in einer Galerie, die etwas auf sich hält, einfach nicht fehlen*.

In einem Aufsatz in der ‚Frankfurter Zeitung' sind unlängst die letzten Neuerwerbungen des Städelschen Instituts mitgeteilt worden; es finden sich da folgende Namen französischer Künstler: Delacroix an erster Stelle, dann van Gogh, Puvis de Chavannes, dessen edles Bild der ‚hl. Magdalena' erworben wurde, Maurice Denis, Daubigny, Corot, Chintreuil, Rousseau, Courbet, Monet, Sisley und Renoir, die meisten im vorigen Jahre angeschafft. Es sind Künstler der verschiedensten Schaffensart, intime Landschafter, auflösende und gärende Impressionisten, Stürmer wie Delacroix, dessen Bild noch in die französische Orientmalerei zurückführt, ideale Gestalter wie Puvis, und ein malereigeschichtlich interessanter Neuklassizist oder Akademiker wie Denis. ‚Daumier fehlt uns noch,' schreibt der Berichterstatter. Und in der Münchener neuen Pinakothek fehlen außer einem kleinen Bild von Courbet diese und andere wichtigste Künstler wie Manet, sowie auch bedeutende englische Künstler fast gänzlich, geradeso wie wichtige deutsche Künstler fehlen oder nur mager und nicht charakteristisch genug vertreten sind. Selbst Eingebürgerte, wie Uhde, sind nicht mit ihren besten Werken vertreten, dieser unter anderem mit seiner zu stofflichen und sentimentalen ‚Himmelfahrt'. Malerisch gediegene Werkchen, wie die von Leibl, hängen in Winkeln, und stofflich interessante oder farbig wichtig tuende Bilder großen Formates zieren die breiten Wände. Mag sein, daß Leute mit dem Gartenlaubegeschmack sich in der neuen Pinakothek gut unterhalten. Aber für Künstler und kunstverständige Fremde, auf die die Kunst- und Fremdenstadt München doch angewiesen ist, bildet sie kein großes Lockmittel. Die Ausbeute an künstlerischem Genuß steht in keinem Verhältnis

* Unsere Anregung kann durch den soeben veröffentlichten ‚Protest deutscher Künstler' (Jena, Diederichs. 80 Pf.), der sich gegen die seit einigen Jahren eingetretene ‚große Invasion französischer Kunst in den sogenannten fortgeschrittenen deutschen Kunstkreisen' wendet, nicht getroffen und paralysiert werden. Denn hier handelt es sich nicht um ein kleines Provinzmuseum, das sich erst einen lokalen Grundstock schaffen müßte, sondern um eine große Galerie, die die Aufgabe hat, ein Bild des zeitgenössischen, notwendigerweise also auch internationalen Kunstschaffens zu vermitteln. Es handelt sich auch nicht um die letzten französischen Epigonen des Impressionismus und ihre ungeklärten deutschen Nachahmer, sondern um einige große und anerkannte, ältere und neuere Künstler. Man könnte zwar auf den auch recht gemischten Inhalt des Pariser ‚Luxembourg' verweisen und betonen, daß die Franzosen sich am allerwenigsten beeilen, deutsche Bilder in ihr Land zu holen. Aber die Einflüsse sind nun einmal von Frankreich nach Deutschland wirksam gewesen, nicht umgekehrt. Und ferner muß sich eine deutsche Weitherzigkeit, falls sie mit Bewußtheit für das Echte und Fundamentale geübt wird, für die zukünftige Kunst doch nur in guten Folgen äußern. Ein eigener Punkt sind freilich die durch den sich dazwischen schiebenden Kunsthandel forcierten Preise. Im übrigen soll der betreffende ‚Protest' noch eigens glossiert werden.

zur Mühe des Suchens in dem gleichgültigen Material. — Der Kreis des in München an guter Moderne Erreichbarem ist glücklicherweise durch Sammlungen, wie die Schackgalerie, die Galerie in Schleißheim und neuerdings die Sezessionsgalerie, ziemlich erweitert. — Weniger Lokalpatriotismus und mehr Internationalität bei der Bildbeschaffung würde auch den in der neuen Pinakothek befindlichen Werken tüchtiger Münchener Künstler gewiß nicht schaden; durch die wenig unterschiedliche Anhäufung können sie nur verlieren; gewinnen aber würden sie, wenn sie tüchtige auswärtige Bilder als Nachbarn bekämen.

In dem betreffenden Artikel der ‚Frankfurter Zeitung' ist ein Einwand vorweggenommen: ‚Man kann die Frage aufwerfen — und die Frage ist gerade in diesen Tagen wiederholt aufgeworfen worden —, ob es berechtigt sei, daß unsere Museen einen großen Teil der ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zum Ankauf französischer Bilder benutzen, ob nicht jedes dieser teuer bezahlten Werke zehn deutschen Bildern den Platz wegnehme, ob nicht damit unserer deutschen Kunst Schaden und Unrecht geschehe. Man wird diese Frage bei gerechter Würdigung der Aufgabe unserer Kunstsammlungen ohne Einschränkung verneinend beantworten. Unsere Kunstsammlungen haben nicht die Aufgabe, über den jeweiligen Stand des Kunstschaffens zu orientieren — das tun die großen periodischen Kunstausstellungen —, vielmehr wollen sie ewig gültige Kunstwerte in den Meisterwerken der Kunstschöpfer dem Volke vor Augen stellen. Indem sie solche Werke sammeln, in denen die Gesetze der Kunst als in ihren Gesetzbüchern geschaffen wurden, nützen sie der lebendigen Kunstentwicklung mehr, als wenn sie aus der Produktion des Tages eine umfangreiche und gleichgültige Kollektion zusammenkauften. Daß wir gerade von den Franzosen Werke nehmen, um an ihnen zu lernen, ist nichts weniger als eine Selbstdemütigung des deutschen Geistes, wie man es immer wieder nennt. Das deutsche Volk hat in der neueren Zeit so viel in der Aktivbilanz seiner Kultur, die Philosophie Kants und die Dichtung Goethes und die Musik Beethovens, daß es ruhig gestehen darf, daß es von der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts noch etwas zu lernen hat. Daß es die große Zeit unserer Malerei, die stille Blütezeit der 70er Jahre, darum doch zu würdigen weiß, beweist jeder Gang durch unsere Kunstsammlungen.'

Der Direktor der staatlichen Galerien, Hugo von Tschudi, der von Berlin nach München gerade wegen seiner guten modernen Richtung gekommen ist, hat also hier Arbeit in Hülle und Fülle. Es ist nur zu fürchten, daß er gerade in München nur so lange im Gegensatz zu den ‚Preußen' hochgeehrt wird, als er ein platonischer Moderner bleibt und an den bestehenden Zuständen, soweit sie mit allerlei Interessen zusammenhängen, praktisch möglichst wenig rührt. Tschudi ist jedoch ein tatkräftiger Mann und möchte mit des Amtes Würde auch die Bürde tragen. Doch deshalb hat man ihn anscheinend nicht von Berlin kommen lassen. Im ersten Aprilheft der ‚Allgemeinen Zeitung' wird auf heftige Treibereien gegen ihn hingewiesen. In einem Artikel ‚Herr von Tschudi und die Münchener Museen' war da zu lesen: ‚Seemanns Kunstchronik brachte kürzlich die Notiz, daß Herrn von Tschudis Stellung schwer erschüttert sei, weil schlimme Treibereien gegen ihn agiert werden. Der erste Teil der Meldung ist nicht

richtig, beruht auf unfrommen Wünschen des Gewährsmannes der Kunstchronik und seiner Freunde. Der zweite Teil ist aber nur zu richtig. . . . Es gibt zwei Interessentenkreise, die gegen Herrn von Tschudi bewußt oder unbewußt aus unerfreulichen Motiven arbeiten. Die einen sind im Lager der Münchener Künstler zu suchen und wollen nicht, daß im Direktionszimmer der Pinakothek ein anderer Gott angebetet werde als jener, der seinen Tempel in dem langen Korridorbau an der Akademiestraße hat. Auch gibt es manchen klugen Rechner unter den Münchner Künstlern, der sagt, daß kgl. bayerische Kunstfonds und dergleichen am besten fungieren, wenn ihre Gelder in bayrischen Kunstwerken angelegt werden. Es sind pietätvolle Seelen, denen es wehe tut, wenn Münzen mit dem Bildnisse von bayrischen Fürsten nach Paris gehen... Eine andere Interessentengruppe besteht aus „Kunstfreunden" und Museumsbeamten. Unter ihnen gibt es recht unzufriedene Leute, die sich schwer beleidigt fühlen, weil Herr von Tschudi sie nicht genügend zu Rate zieht; andere kränken sich, daß Herr von Tschudi nicht wieder nach Berlin zurückgekehrt ist, wohin sie ihn wünschen, wenn sie ihn nicht gerade ins Pfefferland versetzen möchten.' Es wird gesagt, daß gerade über letztere Gruppe das Ministerium nicht genügend unterrichtet sei. Es wäre doch zu schön, wenn der Mann, den man als Helfer begrüßt, wieder gehen müßte, eben weil er wirklich helfen wollte.

Wir wissen nicht, ob Tschudi in der neuen Pinakothek Änderungen plant, ob es überhaupt rätlich ist, hier viel zu ändern, oder ob man es nicht besser einer späteren Generation überläßt, auszuräumen. Aber ein anderer Gedanke legt sich nahe und wäre vielleicht ausführbar. Adolf Hildebrand hat sich vor einigen Jahren in einem Aufsatz ‚Zur Museumsfrage'*, der an Erörterungen über das bayerische Nationalmuseum in München anknüpfte, gegen das alleinige historische Interesse bei der Organisation eines Museums ausgesprochen und dabei folgenden Vorschlag gemacht: ‚Wäre es nicht sehr wünschenswert, wenn jede Galerie einen Raum sich reservieren würde, um abwechselnd Bilder zusammenzustellen, die ein gemeinschaftliches Interesse in Anspruch nehmen und deren Vergleich höchst lehrreich und künstlerisch interessant wäre. Man hätte dann die Annehmlichkeit, in einem Saale beisammen eine kleine Galerie zu finden, die in ihrer Auswahl sowohl künstlerisch als auch kunsthistorisch etwas Besonderes zu sagen hätte und wo man der Massenvertilgung ganz enthoben wäre. Bei dem Wechsel der Gesichtspunkte, die dabei möglich wären, ließen sich solche Ausstellungen mit geistigen Exkursionen vergleichen, welche interessante Fragen aller Art beleuchten. Welche anregende Aufgabe wäre damit gestellt?'

Wäre hier nicht eine Lösung? Der Wechsel der Ausstellungen und die verschiedenerlei Gesichtspunkte, die Hildebrand für die ganze Kunst vorschlägt, fielen weg; denn hier wäre nur e i n Gesichtspunkt, die charakteristischen Werke der Malerei seit Anfang des 19. Jahrhunderts zu zeigen. Ein oder einige Räume innerhalb oder außerhalb der neuen Pinakothek müßten bereitgestellt werden. Die Bilder, soweit sie nicht da sind, müßten langsam erworben werden.

---

* Abgedruckt in Adolf Hildebrand „Gesammelte Aufsätze". Straßburg. J. H. Ed. Heitz.

Bis sie im festen Besitz wären, könnte man sie kennen lernen und der Öffentlichkeit zeigen, indem man hervorragende wandernde Kunstausstellungen, die bei den Kunsthändlern gezeigt werden, zeitweise in den betreffenden Räumen beherbergen und die Werke dadurch auf ihre Galeriefähigkeit prüfen würde. Es müßte doch noch gelingen, der neuen Pinakothek einen gediegenen Kern zu erwerben in einigen Sälen, die wirklich einen Überblick über die künstlerischen Strömungen im 19. Jahrhundert geben würden. Es müßte darin, nur eben auf einen bestimmten Zeitraum eingeschränkt, wahr werden, was Hildebrand sagt, ‚daß zwischen den großen Geistern der verschiedensten Zeiten und Länder immer noch ein größerer, lebendigerer Zusammenhang besteht als zwischen jedem einzelnen von ihnen und den Mittelmäßigen seiner Zeit, wenn man vom künstlerischen und nicht vom kunsthistorischen Standpunkt ihre Werke ansieht, . . . daß es künstlerisch wichtiger ist, gerade diesen Zusammenhang vor Augen zu führen, als die Gegensätze des zeitlichen und nationalen Gewandes in den Vordergrund zu stellen‘.

Eine unbekannte Sinfonie Anton Bruckners
Von Eugen Schmitz

Die Literatur über Bruckner ist bis heute noch ziemlich kärglich; namentlich fehlt es an gründlicher Verarbeitung und Sichtung des Quellenmaterials. Da ist nun als neuer Beitrag auf diesem Gebiete ein kürzlich erschienenes Werk ‚Anton Bruckner‘ von Franz Gräflinger (Verlag Piper & Co., München) begrüßenswert, das nicht eine erschöpfende Lebensbeschreibung des Meisters zu bieten unternimmt, sondern sich als mosaikartig zusammengesetzte Materialiensammlung darstellt und eben darin seine Bedeutung hat. Mit zahlreichen seither unbekannten Briefen, Dokumenten, Noten- und Bildbeilagen werden hier bedeutsame neue Bausteine zur Kenntnis von Bruckners menschlichem und künstlerischem Werden beigebracht; überwiegt dabei das Biographische, so fällt doch auch auf praktisch-musikalischem Gebiet manches sehr Bemerkenswertes ab. Das meiste Interesse davon können wohl die Nachrichten über eine bisher unbekannte Jugendsinfonie Bruckners beanspruchen; ist doch Bruckner, wie man sich persönlich auch zu seiner Kunst stellen mag, zweifellos eines der originellsten und kräftigsten Talente der nachbeethovenschen Sinfonie, und so muß jeder Beitrag zur Erkenntnis seiner Entwicklung auf diesem ihm ureigensten Gebiete besonders willkommen geheißen werden.

Einen gut orientierenden chronologischen Überblick über Bruckners sinfonisches Schaffen hat Rudolf Louis in seiner Brucknerbiographie gegeben. Demzufolge machte der Meister seinen ersten sinfonischen Versuch 1862/63 während seines Wirkens als Organist am Dom zu Linz. Er trieb damals noch Kompositionsstudien bei dem dortigen Theaterkapellmeister Kitzler, und als eine Art Schularbeit entstand dabei eine Sinfonie in F-moll, die indessen, wenn wir Kitzlers Zeugnis trauen dürfen, mehr den Charakter eines Übungs-

als eines inspirierten Kunstwerkes getragen haben mag. Zwei Jahre später, 1865/66, folgte die erste an die Öffentlichkeit gelangte Sinfonie Nr. 1 in C-moll, die der Meister später, 1890/91, von Grund aus umarbeitete und der Wiener Universität als Dank für die Ernennung zum Ehrendoktor widmete. Die nächst bekannt gewordene Arbeit war wieder eine C-moll-Sinfonie (Nr. 2), die 1871/72 geschrieben ward; zwischen diesen beiden C-moll-Sinfonien liegt nun eine in die erste Wiener Zeit Bruckners (1869) fallende D-moll-Sinfonie, die nur handschriftlich vorhanden ist und deren Original im Linzer Museum aufbewahrt wird. Über sie erhalten wir in Gräflingers Buch an Hand zahlreicher Notenbeispiele zum ersten Male einige Auskunft.

Bruckner hat diese Jugendsinfonie annuliert, d. h. bei Numerierung seiner Werke nicht mitgezählt, auch nie etwas für ihre Veröffentlichung getan, mithin also ihr künstlerische Bedeutung nicht zuerkannt. Wie weit dieses selbstkritische Urteil objektive Geltung beanspruchen kann, bleibe dahingestellt: als entwicklungsgeschichtliches Dokument hat die Partitur unter allen Umständen Wert. Ihre Stellung und Bedeutung in dieser Hinsicht zu fixieren, fällt auch an Hand der von Gräflinger vermittelten Bruchstücke nicht allzu schwer. Zwar erfahren wir leider gar nichts Näheres über den Aufbau des Werkes im ganzen, über die Dimensionierung seiner thematischen Entwicklung u. dgl., was doch von großer Wichtigkeit wäre. Allein auch ohne das können wir schon aus der Art des zitierten thematischen Materials erkennen, daß es sich bei der Sinfonie um ein Dokument jener reaktionären Strömung handelt, die in Bruckners Schaffen nach der Veröffentlichung seiner ersten Sinfonie einsetzt. Diese erste C-moll-Sinfonie war, um Louis' Worte zu gebrauchen, ‚ein Monstrum, kolossal, gigantisch, durchflutet von einer schier beispiellosen Lebens- und Schaffenskraft und voll der genialsten Einfälle — aber auch von einer bizarren Zügellosigkeit, ohne Ordnung, Maß und Ökonomie, recht eigentlich ein unmögliches Werk'. Im Gegensatz dazu bemühte sich nun Bruckner in der zweiten veröffentlichten C-moll-Sinfonie möglichste Einfachheit, Klarheit und Leichtverständlichkeit in der Konzeption einzuhalten. Diese Partitur ist ‚viel zahmer und maßvoller, die auf das Erhabene, Grandiose und Pathetische gerichtete Seite der Brucknerschen Natur tritt bis zum gelegentlichen Verschwinden zurück hinter einer harmlos heiteren, sinnig gemütvollen Lebens- und Daseinsfreude; . . . das Gefühl, daß er in seiner ersten Sinfonie das Ziel sich zu hoch gesteckt habe, läßt ihn für die zweite eine kleinere und bescheidenere Aufgabe wählen'. (Louis.) Von ähnlichen Gesichtspunkten ließ sich der Meister nun zweifellos auch bereits bei unserer zwei Jahre älteren, unveröffentlichten D-moll-Sinfonie leiten, und die künstlerische Unfreiheit, die eine solche bewußte Beschränkung der frei schaffenden Individualität notwendigerweise im Gefolge haben mußte, war vielleicht der Hauptgrund, warum Bruckner das Werk später nur als ‚einen Versuch' gelten lassen wollte, und es vor der Öffentlichkeit zurückhielt. Liegt es doch sogar über der zweiten C-moll-Sinfonie noch wie ein Hauch ‚gefesselter Phantasie', und erst mit der dritten Sinfonie in D-moll (Richard Wagner gewidmet) hatte Bruckner sich selbst wieder gefunden, seitdem als fertig abgeschlossene

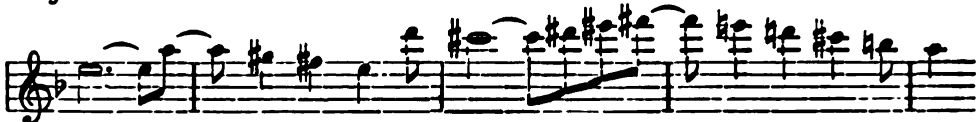
Erscheinung dastehend. Die ‚reaktionäre‘ Stellung aber der unveröffentlichten D-moll-Sinfonie in diesem Sinne zu kennzeichnen, genügen einige Themenzitate. Z. B. der Anfang des ersten Satzes:



weist noch nichts von jener später für Bruckner so charakteristischen prägnanten Markierung eines plastischen Hauptthemas auf: es ist vorerst ziemlich farblose Figuration, die erst im weiteren Verlauf ein selbständiges Gesicht annimmt. Ähnlich verhält es sich mit dem Beginn des an zweiter Stelle stehenden Andantes:



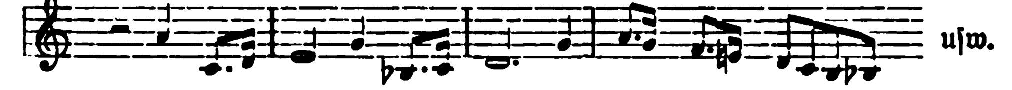
Auch hier ist wenig von dem feierlichen Pathos zu empfinden, das sonst für Bruckners langsame Sätze charakteristisch ist: ein klassizistischer Dämpfer legt sich wie Mehltau über den Tongedanken. Im übrigen sind die lyrisch empfindsamen Momente in der Sinfonie, was die Erfindung anlangt, das vielleicht Glücklichste. Man sehe Melodien wie das zweite Thema des ersten Satzes:



oder das über hohem Streichertremolo eintretende Violinthema aus dem Andante:



die freilich eigentlich auch wenig Brucknersche Eigenart zeigen, vielmehr wie ein bewußtes Anlehnen an die empfindungszarten Sphären der älteren Romantik, speziell an Weber und Schubert anmuten, welch' letzterem wohl auch das sangliche Cellothema im Andante



usw.

verpflichtet ist. Hier an einen Einfluß des berühmten Cellothemas aus Schuberts H-moll-Sinfonie zu denken, liegt um so näher, als der Entdecker dieses erst 1865 aus dem Archivschlummer erweckten klassischen Werkes, der Wiener Konservatoriumsprofessor Johann Herbeck, ein freundschaftlicher, künstlerischer Berater Bruckners war. —

Der in der Erfindung am farblosesten, in der technischen Arbeit dagegen am gediegensten sich gebende Satz unserer Sinfonie scheint, nach Gräflingers Stichproben zu urteilen, das Finale zu sein. Um so eigenartiger wirkt dafür das Scherzo und Trio, in dem wir auf einmal, in den Grundzügen wenigstens, den echten, ureigenen Bruckner, wie wir ihn heute kennen, vor uns haben. Zum Beleg genügt es, das unisono anhebende, kräftige Hauptthema anzuführen:



das, wie Gräflinger zu Recht bemerkt, als Vorahnung des romantischen Scherzosatzes der neunten Sinfonie des Meisters gelten kann, wenn auch natürlich in jenem letzten Werk die harmonische Untermalung noch reicher und interessanter, die ganze Art der Weiterführung noch gereifter und geistvoller erscheint. Das Trio schlägt teilweise ebenfalls bereits jenen idealisierten behaglichen Ländlerton an, den Bruckner als Erbe der österreichischen Volksmusik aus Schuberts Händen überkommen hat. Dieser dritte Satz der Sinfonie dürfte, von allem entwicklungsgeschichtlichen Interesse abgesehen, auch rein künstlerisch auf einem Bruckners durchaus würdigem Niveau stehen; der Versuch mit einer praktischen Aufführung würde sich wohl lohnen, zumal in unserer der Ausgrabung von Jugendwerken führender Meister so günstig gesinnten Zeit.



Kritik

Institutsdramen* / Von Joseph Sprengler

Nanny Lambrecht nennt ihr Stück ‚Die Mädchen' eine Schultragödie. Die Fabel, kurz gestrafft, ist etwa folgende. Noch fünfviertel Jahre, dann wäre die Fanny Halm frei vom Institutszwang, dann hätte sie ihr Lehrerinexamen hinter sich. Zu Hause warten sie zwischen Sorgen und Bangen darauf: Der Vater, unheilbar krank im Rückenmark, und eine Tante, die ihn pflegt, ihn betraut, ihn darbend mit ihrem einschrumpfenden Sparsümmchen stützt, so ein recht gütiges, selbstloses Altjungfräulein. Unterdessen erleidet die Fanny im Seminar ein Martyrium, Auffässigkeit und Verfolgungen von allen Seiten. Der Direktor hat sie auf einer Lüge ertappt. Eigentlich ist es ja eine heroische Lüge gewesen, durch die sie die Verfehlung einer Freundin auf sich nahm. Immerhin genügt es, daß sie in der Meinung der Vorgesetzten befleckt erscheint. Einen weiteren Anstoß erregt ihre enggeschmiegte Freundschaft mit einer Schülerin des Oberkursus. Da jedoch das Freundinnenwesen innerhalb dieser Mauern überhaupt etwas üppig gedeiht und selbst Damen und Mädchen ineinander verspinnt, so ist es bei der Seminarlehrerin mehr Eifersucht und gekränkter Ehrgeiz, daß sie gerade auf Fanny drückt. Die Halm hat etwas Geschmeidiges in ihren Bewegungen, hat Anmut in ihren Linien, ist in ihrem Wesen feiner getönt als alle die anderen, hat Reize, die ins Aparte spielen. Kein Wunder, daß ihr Tristan, der Sohn des Direktors, ein schlendernder Forststudent, ein Schürzenjäger, nachstellt. In einer Regiebemerkung sagt die Verfasserin von ihm, er sei nicht verdorben. Nun, dann ist er aber, der die lüsternen Regungen vom Herrn Papa geerbt zu haben scheint, nahe daran, sich und andere zu verderben. Und nun wird in diesen stickigen, schwülen Dunstkreis ein Mann geschneit, der höheren Ortes berufen wurde und sich berufen fühlt, mit eisernen Besen zu kehren, Professor Hansen, der Religionslehrer. Er ist ein Fanatiker, ein Eiferer zunächst für das Prinzip. Wen er trifft, den schlägt er um der Sache willen. Daß sein argwöhnischer Blick gerade an den minder Schuldigen, ja eigentlich Schuldlosen haften bleibt, das liegt in der Art solcher befangener, nervös gereizter, hastig zutastender Naturen. Und das führt denn auch die Katastrophe herbei. Die Fanny Halm wird von ihm, dem Ausspäher, bei einem Seminarfest spät nachts an der Gartenlaube Tristan gegenüber getroffen. Dem hat sie eben schroff, beinahe tätlich seine Zudringlichkeiten zurückgewiesen. Sie kann ihre Unschuld beschwören. Hansen glaubt ihr nicht. Er sieht nur Sinnenlust. Untersuchung wird eingeleitet. Der Direktor, froh darüber, daß die eigentlichen Sünder entschlüpft sind, und daß sich die verfänglichsten Situationen vertuschen lassen, tut nicht nur nichts für ihre Rechtfertigung, sondern verfährt sogar, um seine wackelige Position wieder zu befestigen, mit aller Strenge, zumal er ja für seine Anstalt keine peinlichen Enthüllungen zu gewärtigen braucht. Und so erhält Fanny unmittelbar vor dem Weihnachtsabend ihre Entlassung. Tristan, der lockere, ist die Tage her besinnlich geworden. Er will nun alles offenbaren, er will die Schuldigen nennen. Er kennt keine Rücksicht auf seinen Vater. Nur sie soll dastehen in ihrer Reinheit. Er liebt sie wahrhaft. Er liebt zum erstenmal wahrhaft. Und wie ihr das so aus warmem Herzen entgegensprudelt, lodert es plötzlich auch in Fanny auf und sie schlingen sich ineinander und küssen sich. Im Versteck hinter einer Tapetentüre stößt man auf die beiden.

---

* Nanny Lambrecht, ‚Die Mädchen'. Eine Schultragödie in vier Aufzügen. (Literatur-Verlag, Essen.) E. v. Handel-Mazzetti, ‚Sophie Barat'. Ein Gedenkblatt. (Friedrich Alber, Ravensburg.)

Ist sie jetzt schuldig geworden? Wie ein Krampf zerrt es an ihren Gliedern, an ihrer Seele. Das Gedenken an Vater und Tante, Angst, Zweifel, Verzweiflung, Reue, Schande, Sünde, alles, alles das peitscht auf sie ein. Im Klassenzimmer haben sie die Baumkerzen angezündet und das Lied von der gnadenbringenden Weihnachtszeit tönt aus jungen Kehlen an. Da kracht im Nebenraum ein Schuß. Fanny ist nicht mehr.

Eine Tragödie? Nein, nicht im feingeschliffenen dichterischen Sinne. So, wie die Lambrecht den Schluß gestaltet, ist es nur Tragik in der vergröberten Deutung der Werkeltags- und Zeitungsmenschen. ‚Mit abgewandtem Gesicht reckt Fanny den Arm, greift nach der Flinte, zögert noch. Durch einen unvorsichtigen Griff aber kommt die Flinte unversehens zu Fall, ein Schuß geht los . . .' Das konnte so enden. Das mußte nicht so enden. Tragödie aber heißt im Reiche der Willenskunst Müssen. Es ist die Hauptschwäche des Dramas, daß ihm diese Notwendigkeit mangelt, daß sie nicht bloß hier, daß sie schon in der Schürzung fehlt. Da die Dichterin selbst derlei empfunden hat, so suchte sie im dritten Akt einen doppelten Knoten zu schlingen. Der Professor wie der Direktor sollten aus verschiedenen seelischen Beweggründen zwar, aber aus dem gleichen Zwang der Situation heraus der Entscheidung zubohren. Trotzdem spürt man überall die Unwahrscheinlichkeiten des erzwungenen Verlaufs. Zweifelsohne ist es die Tendenz, die hier die Wenn und die Aber einschlüpfen läßt, eine etwas gallige Tendenz, ein erzieherischer Endzweck, der eben nicht restlos von der Gestaltung und Verdichtung aufgesogen wurde. Allerdings gegen die Zeichnung des Kaplans ist an sich kaum etwas einzuwenden. Es gibt solche Menschen. Es gibt solche Priester. Er ist kein böser, nur ein kalter Mensch, ganz kalt, ganz ohne Fühlen. Nichts springt bei ihm aus dem Herzen, alles aus der Pflicht, aus der Verantwortlichkeit, aus der Strenge, aus der Idee. Er glaubt andere bis in die Falten der Seele, bis in die Wurzeln ihrer Taten zu erkennen und sieht doch nur das offenkundig Verdorbene, das primitiv Schlechte. Jene, die in sich versperrt, ihr Eigenleben führen, und jene, die behutsam gelenkt sein wollen, vermag er nicht zu begreifen. Sein Auge sieht falsch, sieht dann aber unbeirrbar folgerichtig. Daß er in dem raschen Wechsel der Lagen so ehern durchgehalten wurde, das macht ihn neben der tragischen Heldin zur psychologisch interessantesten Figur des Dramas.

So erscheint er bei isolierter Betrachtung. Anders, wenn man ihn dem Rahmen der gesamten Komposition einpassen will. Da färbt das Dunkel der Tendenz durch, und zwar deshalb, weil sein Fiebern, sein Denken, sein Wollen, sein Tun ganz auf diesen einen Ton des Pflichtbewußtseins gestimmt, ganz auf diese eine Linie des blinden Eiferns gestreckt und dramatisch gekürzt ist, indessen sich die Schilderung des wirbelnden Seminarlebens, der Beziehungen zwischen den Mädchen und dem Lehrpersonal in gemächlicher episodischer Breite abrollt, hier grotesk durchspiegelt, dort im Freilicht nuanciert.

Damit ist bereits ausgesprochen, daß die Szenenreihe weder ideell noch im Stil einheitlich durchgearbeitet ist. Und das macht die andere Schwäche des Dramas aus. Damit sind übrigens auch die verschiedenen Stufen der Konzeption freigelegt: Erlebnis, Literatur und Tendenz. Aus Eigenerfahrung ist gewiß diese stechende Bestrahlung des Kaplans, ebenso das problematische Durchleuchten der tragischen Dulderin herzuleiten. Anderes geht auf Einflüsse der Lektüre zurück: im Gesichtswinkel, in den Motiven, in der Technik. Der Direktor ist ein Lüstling und übt eine Gewaltherrschaft aus wie Flachsmann der Erzieher. Eine Lehrerkonferenz entfaltet Fratzen von Engsinn, Schulfuchserei und Aufgeblasenheit, daß sich unwillkürlich Reminiszenzen an Wedekind und seine wohl bornierten Professoren Affenschmalz, Zungenschlag und Knüppeldick einstellen, nur daß diese noch grotesker gereckt und so nach der Bildwirkung hin bedeutsamer sind. Überhaupt wird man zuweilen die Erinnerung an ‚Frühlings Erwachen' nicht los, sonderlich in den erotisch umwehten Szenen, die aus dem gleichen aufquirlenden Pubertätsdrang, aus den gleichen Reizsamkeiten erster Liebesempfindung steigen. Da wäre die Aufklärungs-

episode, da wären die vom Wein und Kuß befeuerten Zärtlichkeiten. Die Technik endlich ist an den Katastrophenstücken der naturalistischen Schule studiert. Ich meine hier nicht nur die zerdehnte, gestrichelte, undramatische Milieuzeichnung, ich meine auch jene Art der Menschendarstellung, die einen innersten Kampf statt in Worten in unbestimmten Lauten, in zuckenden lebendigen Gebärden, in einer anschaulich gegliederten und gesteigerten Mimik zu enthüllen weiß, und vergleiche mit Fanny Halm die Helene Krause in ‚Vor Sonnenaufgang' und wie sie sich beide taumelnd ins schaurige Ende reißen lassen. Den Stimmungskontrast hat übrigens Hauptmanns ‚Friedensfest' vorgebildet.

Wir wissen heute alle, daß der konsequente Naturalismus zwar belebtere und getreuere Dialoge, aber keine dramatischen Dialoge zu schreiben verstand. Mehr als Gespräche gibt auch die Lambrecht nicht, und am wenigsten weiß sie eine Zwiesprache zu runden, eine Rede sanft ausschwingen zu lassen. Ihre Dialektik wird gewaltsam abgehackt, auch wenn es nicht durch die Psychologie der Personen oder durch den Stoß und Rhythmus der Szene bedingt ist. So scheinen ‚Die Mädchen' neuerdings ein Beleg dafür, wie wenig eine dichterische Kraft, der das sondernde Schauen und typisierende Erfassen bunter Mannigfaltigkeit beschieden ist, an sich schon zur dramatischen Prägeform befähigt, und wie sehr sich einer Erzählerbegabung immer wieder epischer Rohstoff in den kausal eilenden Ablauf mengt.

Oder wäre die Lambrecht doch eine Szenikerin? Und hätte nur die Tendenz ihr Schaffen gestört und wäre am Ende das, was hier zumeist fehlt, die Liebe, die Lyrik, die helle, die klärende, die wärmende? Nur einmal stiehlt sich mit Tante Merl ein Sonnenscheinchen durch. Sonst ist es kalt, frostig, grau in diesen Räumen und in diesen Herzen. Auch die Fanny Halm wird uns dadurch ferner gerückt. Je sonderbarer sich ihr seelisches Leben verästelt, desto minder rein kommt die liebhafte Lyrik einer vereinsamten, versehnten, hold dummen Jugend auf, eine Lyrik, die ihr zur Tragik werden sollte, zu jener Tragik, die sich als Schatten wohl einmal in unser aller Morgenweg eingeschnitten hat.

Das Spiel der Handel-Mazzetti schlägt aus einer ähnlichen Keimzelle wie Lambrechts Drama, aus Internatserinnerungen. Das wäre den Stücken, die sonst Stil und Auffassung völlig trennt, das einzig Gemeinsame.

‚Sophie Barats Beruf' entfließt so ganz dem Quell der Liebe. Es ist ein Gelegenheits-, ein Festgedicht, das an sich den, der es niederschrieb, gewiß nicht zu einer literarischen Größe emporhöbe. Ein Spiel eben, ein Einakter, zu anspruchslos, als daß er dramaturgisch bemessen werden dürfte; denn dazu fehlt ihm, während die Linien des Seelenbaus und der Handlung in schöner Einfachheit hinziehen, die ernstere Schürzung, die Spannung, die Steigerung. Was erstrebt wird, ist geschwellte melodramatische Stimmung, die sich natürlich szenischer Lichteffekte durchaus nicht zu entschlagen braucht. Um die mystische Braut Christi, um Madeleine Sophie Barat, die Stifterin des Sacré Coeur, soll ja der Schimmer überirdischer Glorie gewoben werden. Es heißt, daß sie eine geistsprühende Erzieherin gewesen sei, hier zeigt sie nur die kindliche Einfalt eines opferbereiten Herzens. Wie sich dann in dieses schlichte Leben die leuchtenden Zeitfarben von sterbendem Rokoko und aufblühendem Empire hineindrängen, diese würdig steifen Damen mit dem hochfrisierten Puderhaar und dem Fischbeinleib, die trippelnden Kleinen mit den Rollöckchen überm Ohr, den seidenen Gürtelbändern um die kurze Taille und den zierlich ausgeschnittenen Schuhen, das streut wohl koloristisch den feinsten Reiz darüber. Zwischendurch gleiten Verse, von rhythmischer Kunst getragen.

Und einmal erklingt ein Rosenlied, altertümlich, jesusfromm, anheimelnd traut, wie aus des Knaben Wunderhorn gebrochen. Ethisch bedeutsam scheint mir ein anderes, der leise Anklagelaut gegen das französische Trennungsgesetz und ästhetisch bemerkenswert, daß diese Tendenz zu einer ungetrübten, kristallreinen Dichtung ausgeformt wurde.

Hochland-Echo

Das Pathologische u. die zeitgenössische Kunst

Unsere zeitgenössische Kunst, die Dichtung in vorderster Reihe, wird von keiner Anklage so häufig getroffen, als der, daß sie pathologisch sei. Wo auch immer eine Zornrede gegen unsere ‚moderne Kunst‘ laut wird, stellt sich die Behauptung mit fast automatischer Gedankenlosigkeit ein. Und eben so gedankenlos wird sie hingenommen. Wie alle Schlagwörter ist auch das vom Pathologischen in der modernen Kunst grob und ohne Schattierungen. Das liegt so im Wesen dieser Wortkeulen, die dem Bedürfnis schneller und wenig bedachter Hantierung dienen müssen und daher der Wucht und Masse nicht entraten können. Wo es nicht auf äußere Wirkung, sondern auf innere Richtigkeit der Behauptungen ankommt, vermag man mit dem Wort in dieser Allgemeinheit nichts anzufangen. Man muß ihm zunächst an Umfang nehmen, damit es an begrifflicher Schärfe und Brauchbarkeit gewinne.

Die Tragweite dieses Verfahrens leuchtet sofort ein, wenn wir uns vor Augen führen, daß mit dem Wort pathologisch meistens nicht sowohl die Darstellung des körperlich und seelisch Kranken in unserer Dichtung getroffen werden soll, als vielmehr die Entartung des moralischen Sinnes, die suggestive Schilderung erotischer Gefühle, die raffinierte Kunst der Analyse perverser Empfindungen und Zustände. Das Wort pathologisch wird also nicht in seinem eigentlichen Sinn, sondern in einer nur übertragenen Bedeutung auf Erscheinungen angewendet, die sowohl im Hinblick auf ihre Urheber als auch in ihrem objektiven Befund durchaus nichts mit Krankheit gemein haben, sondern lediglich ein Ausfluß liederlicher oder lasterhafter Gesinnung sind. ‚Pathologisch‘ ist geradezu für viele ein literarischer Euphemismus geworden! Man trägt mit ihm nur zur Verwirrung der Begriffe des Kranken und des Lasterhaften bei und bestärkt die in unserer Zeit ohnehin vorhandene Neigung, die Verirrungen des moralischen Sinnes fast ausschließlich durch pathologische Ursachen zu erklären und zu entschuldigen.

Daß unsere zeitgenössische Dichtung sittlich nicht hoch steht, daß sich in ihr widerspiegelt, was unsere Kultur an Tiefenstimmungen hervorbringt, daß sich ein auf die niederen Instinkte spekulierender Erwerbssinn darin breit macht, und darin Triebe, denen die Wirklichkeit aus was immer für Ursachen die Befriedigung versagt, intellektuell ausleben, dies und vieles ähnliche ist noch lange nicht Krankheit — ‚das Kind hat einen viel anderen Namen‘.

Wenn wir daher nach dem Pathologischen in der modernen Kunst und Dichtung fragen, so kann sich diese Frage nur darauf beziehen, inwieweit unsere Künstler und Dichter sich das Kranke, und zwar hauptsächlich das seelisch Kranke, das Psychotische zum G e g e n s t a n d ihrer Kunst gewählt haben. Die Frage nach dem Zusammenhang von genial-künstlerischer Anlage und

physischer Entartung scheidet hier aus. Denn wir wissen, durch Hunderte von Beispielen belehrt, daß große geistige Produktion häufig physische Kränklichkeit im Gefolge hat, ohne unter ihr zu leiden, wie auch umgekehrt oft höchst bizarre, krankhaft anmutende Werke körperlich sehr gesunden Urhebern entstammen. Unter dem Druck des gedachten Schlagworts hat sich bei vielen die Meinung festgesetzt, daß die Bevorzugung des Kranken als eines Objektes der Kunst ein auszeichnendes Merkmal des modernen Kunstschaffens sei. Das ist aber ein grobes Vorurteil, und es zu nähren sollte sich vor allem die Literaturgeschichtschreibung hüten. Zu diesem Zweck darf sie vor allem nicht den Begriff Dekadenz mit den Begriffen des ‚Krankhaften und Absonderlichen' gleichsetzen. Denn abgesehen davon, daß sich schon in der Zusammenstellung der Worte krankhaft und absonderlich ein Mangel an Begriffsschärfe verrät, so wird man es bei einigem historischen Weitblick überhaupt ganz ablehnen müssen, daß ein der Tagespolemik anstammendes Schlagwort wie Dekadenz als literaturgeschichtliches Gliederungsprinzip einseitig nur auf unsere Zeit angewendet wird. Erscheinungen moralischer Dekadenz sind durch die Jahrhunderte hindurch mehrfach wahrnehmbar, und wenn daher ein Einteilungswort in der Literaturgeschichte schon einmal gebraucht wird, so verlangt die Gerechtigkeit, es im Verlauf der gesamten Geschichte überall da zur Geltung zu bringen, wo im regelmäßigen Wechsel des geschichtlichen Lebens, auf hochgestimmte, geistig spannungskräftige Epochen solche der vorherrschend äußeren Kultur und infolgedessen der seelischen Entspannung und blasierten Überreizung zu folgen pflegen. Durch solche allgemeinere Anwendung gewinnt der Begriff eine relative Färbung und zwingt er, zu vergleichen, was niemals ohne Bedeutung ist, wenn es gilt, über die eigene Zeit ins Klare zu kommen. Eine solche vergleichende Aufgabe hat sich der Psychiater Willy Hellpach in einer kleinen Schrift: ‚Das Pathologische in der modernen Kunst' (Heidelberg 1911 bei Winter) gestellt, indem er die Fragestellung also zuspitzt:

> ‚Im Ausmalen physischer Krankheit wird die Antike, wird ein Dante, wird das Epos des Mittelalters von den Modernen wohl nur bei Zola und den großen Russen erreicht. Aber auch eine Fülle geisteskranker Gestalten tritt uns aus den größten Schöpfungen aller Zeiten entgegen und ihre Analyse füllt bereits eine kleine psychopathologische Literatur für sich. Warum auch nicht, wo aller vormodernen Menschheit die Geisteskrankheit doch als überirdische Begnadung, oder als Folge schuldhafter Verstrickung, oder als höchster Grad der Leidenschaft galt? Die Fragestellung kann also in Ansehung der modernen Poesie nur dahin gehen, ob sie mit der Einführung des seelisch Kranken in ihre Schöpfungen besonders verschwenderisch, besonders kraß oder wenigstens besonders ungewohnt verfahren sei, und das noch dazu, obwohl jene frühere Auffassung von geistiger Erkrankung mittlerweile viel nüchterneren Einsichten hat weichen müssen.'

Hier ist vor allem eines übersehen: Gesetzt den Fall, Dante (oder auch einer der großen antiken Dichter) sei in der Vorführung physischer Leiden wirklich weder quantitativ noch qualitativ hinter den Modernen zurückgeblieben, so ist er ihnen auf alle Fälle doch darin überlegen, daß er dergleichen niemals isoliert darstellt, sondern stets im Rahmen eines großen Gemäldes und vor

allem von einer großen und erhebenden Idee überschattet. Indem bei den Modernen vielfach diese Unterordnung unter einen ideellen Gesichtspunkt fehlt, drängt sich das Pathologische, auch wenn es weder häufiger noch mit stärkeren Farben gemalt ist, doch mehr in das Bewußtsein. Was dort nur Mittel zu größeren Zwecken war, gewinnt hier die Bedeutung eines selbständigen Falles und erhält dadurch für das Gemüt des Beschauers etwas Quälerisches. Es ist die Optik des großen Dichters, daß er nie den einzelnen Fall aus dem Ganzen herausreißt. Das kennzeichnet vielmehr die Betrachtungsweise des Gelehrten, der nicht zugleich Weiser ist, und insofern sich die neuzeitliche Dichtung stärker von den exakten Wissenschaften als von dem philosophischen Denken hat befruchten lassen, mußte sie sich notwendig auch dieser wissenschaftlichen Optik annähern.

Daß sie dadurch bedeutender wurde, wird man nicht behaupten können. Auch Hellpach fühlt das, doch macht er dafür andere Umstände verantwortlich:

> ‚Zu keiner früheren Zeit hat die Ausbreitung des Theaters und noch mehr die der Presse eine so ungeheuere qualitativ mittelmäßige poetische Produktion gezüchtet wie heute. In dieser Produktion kehren die wesentlichen Züge der Zeitdichtung natürlich wieder; durch die Masse, die auf den Leser eindringt, vergrößert, durch die Mittelmäßigkeit des künstlerischen Könnens vergröbert. Man möchte sagen, der Feuilletonleser und der Theaterabonnent erblickt in seinen poetischen Alltagsgenüssen den dichterischen Geist der Zeit wie in einem Hohlspiegel.‘

Günstiger wird das Urteil für die Moderne, wenn wir, von den großen Gestalten der Vergangenheit absehend, ihre durchschnittliche Produktion mit der durchschnittlichen früherer Zeiten in Vergleich stellen. Da dürfte es richtig sein, was Hellpach bezüglich der subjektivsten Poesieform, der Lyrik, sagt.

> ‚Vor einem, vor anderthalb Jahrhunderten ist im Verhältnis zur Volkszahl sicher mehr lyrisch gedichtet worden als heute, und kaum weniger Abnormes und Perverses; der Vater der modernen Dekadentenlyrik, Baudelaire, steht zeitlich noch im Ausklang der Romantik, und die pathologische Linie geht über ihn rückwärts in die Romantik, in die Empfindsamkeit, in den Sturm und Drang hinein. . . . Vollends in Sachen der erotischen Gelüstsperversitäten kann die Moderne mit der „galanten Zeit", mit dem späteren Mittelalter, mit der hellenischen und römischen Liebeslyrik sicherlich keine Konkurrenz leisten; neben dem, was von daher auf uns gekommen ist (und das ist ja nur ein Teil des Produzierten), wirken die „Fleurs du Mal" fast reserviert, sind Verseschmiedinnen wie Marie Madeleine und Dolorosa, recht harm- und ahnungslose Geschöpfe.‘

Solange die Gerechtigkeit noch ebenso guten Anspruch darauf hat, zu den christlichen Tugenden gezählt zu werden wie die Reinheit von niederen Leidenschaften, wird man solche Einsichten verbreiten dürfen, ohne deshalb in den Verdacht zu geraten, die eigene Zeit durch die Vergangenheit entschuldigen zu wollen. Denn wem wäre damit gedient, wenn wir sie schlechter machten? Es ist schlimm genug, wenn sie bei aller Vermehrung ihrer sonstigen Einsichten, Kräfte und Ziele nicht besser ist! Und so muß denn eine ehrliche geschichtliche Betrachtung auch hier sagen: Alles schon dagewesen! Jedoch mit einer Ausnahme — und die wiegt nicht wenig —: die größere Öffentlichkeit. Unser soziales Verantwortlichkeitsgefühl hat leider nicht im selben Maße zugenommen wie die Verbreitungsmöglichkeit unseres Denkens, Fühlens und Handelns. Sonst

würden wir vielleicht auch in der Verwendung des Pathologischen, besonders soweit es mit dem Lasterhaften in Beziehung steht, was oft mit ausgleichender Folgerichtigkeit der Fall ist, zurückhaltender, sparsamer als die Vergangenheit geworden sein. Denn daß unsere Produktion gleichzeitig, da sie an Zahl zunahm, auch mittelmäßig, ja schundhaft wurde, ist hier am Ende doch ein schlechter Trost. Außer Zweifel steht nur soviel: Von der geistlosen Unmoral unserer Tage kann keine zweite und folgende Generation zehren wie wir von dem ästhetisch hochstehenden Immoralismus der Renaissance und der Frühromantik. Und das ist schließlich doch ein Trost. Um diesen Vorrang jener Vergangenheiten einzusehen, genügt aber, wie Hellpach hervorhebt, nicht, daß man die Produktion jener Zeiten nur aus Auslesen für Schule und Haus kennt; man muß sie schon in ihrer ganzen Breite ins Auge fassen.

Mehr als wie in der Lyrik ist in dem Roman das Interesse der Zeit an Pathologischem sichtbar. Wer in dem psychopathischen Zergliederungsroman des achtzehnten Jahrhunderts entweder unmittelbar oder auch dank einer Einführung, wie sie neuerdings Fritz Brüggemann geboten hat*, Bescheid weiß, wird nicht schnell behaupten, daß die neuere Produktion hierin mehr geleistet habe — ein Gabriele d'Annunzio eingeschlossen. Wenn es doch so scheint, so trägt ein Umstand, der allerdings sehr zuungunsten unserer Tage spricht, viel dazu bei: der fast gänzliche Mangel an Humor in unserer künstlerischen Produktion. Die moderne Psychiatrie hat in weitläufigen Untersuchungen festgestellt, daß der Don Quijote des Cervantes bis in die kleinsten Einzelheiten hinein dem klinischen Bild des vollkommen Wahnsinnigen entspricht, und doch, wer hätte diesen Roman je mit psychopathischen Eindrücken aus der Hand gelegt? So groß ist die verklärende Kraft eines den Irrungen und Jämmerlichkeiten des Lebens wirklich überlegenen Humors. Hellpach spricht sich über diese Wirkung des Humors in Verbindung mit Pathologischem kurz aber treffend aus. Wenn er dabei Ibsens ‚Wildente' und den seltsamen Wechsel der Empfindung anführt, den ein naiver Zuschauer erlebt, wenn er plötzlich die vermeintliche Komödie in Ernst übergehen sieht, so ist das ein treffliches Beispiel dafür, wenn wir das Pathologische in der modernen Dichtung so drückend und düster empfinden. Dieser Umstand verdient eine viel stärkere Betonung, als er sie bei Hellpach hat. Wir haben die naive und schlicht menschliche, aus dem Herzen kommende Betrachtung der Welt und Menschen durch die wissenschaftliche, einseitig intellektuelle ersetzt und die Dissonanzen, anstatt sie in Harmonie überzuführen, in ihrer ganzen Härte und Grausamkeit herausgetrieben. Mögen wir daher dem Pathologischen, dem Seelisch-Abnormen auch keinen breiteren Raum in unserer Produktion angewiesen haben, so haben wir es doch fühlbarer, schmerzlicher gemacht.

Das gilt vor allem da, wo es in Verbindung mit dem Tragischen auftritt. Das seelisch Kranke kann natürlich niemals selber Anspruch auf tragische Wirkung erheben. In der Tat markiert es in der modernen Dichtung,

---

* ‚Die Ironie als entwicklungsgeschichtliches Moment'. (Jena 1911 bei Diederichs.) Das Buch gibt mehr als der Titel verspricht. Die Analysen von Tiecks William Lowell, Jacobis Woldemar und Morizens Anton Reiser sind kaum jemals so unternommen worden.

wie Hellpach dartut, auch immer nur dessen äußeren Abschluß. Gerade die moderne Dichtung ist sich darüber so klar wie nur je eine, daß ,die Geschlossenheit der seelischen Motivation' nicht von einer Kausalität durchbrochen werden darf, die sich nicht vernünftig und psychologisch einfügt. Darüber allerdings, ,was noch seelisch motivationsmöglich ist und was nicht mehr', werden ,Volksbewußtsein und Fachmannwissen' weit auseinandergehen. Demgegenüber wird mit Recht betont, daß psychiatrische Wirklichkeitstreue vom Dichter, der seelisch Krankes in seine Schöpfung einführt, unmöglich gefordert werden kann. Diesen Standpunkt nimmt auch Robert Gaupp* ein:

> ,Überall wird mit dem Rüstzeug der Wissenschaft an die Frage herangegangen, ob der Dichter denn auch wirklich bei diesen Gestalten (Hamlet, Ophelia, Lear, Tasso, Orest u. a. m.) seine Sachkenntnis bewiesen, seine künstlerische Pflicht erfüllt habe, ob er die Krankheit medizinisch korrekt wiedergegeben habe. Ja es hat nicht an Stimmen gefehlt, die uns belehren wollten, der große Brite sei selbst auf dem Gebiete der Psychiatrie seiner Zeit um Jahrhunderte vorausgeeilt und habe zu einer Zeit, da die psychiatrische Wissenschaft noch in den Windeln lag, Geisteskrankheit schon in hoher Vollendung geschildert.
>
> Alle diese Auffassungen und Behauptungen sind unrichtig, ja es ist das Gegenteil wahr: jeder große Künstler hat die Geisteskrankheit, sofern sie in der Dichtung selbst ein Problem bildet, falsch gezeichnet, und er mußte sie falsch zeichnen, wenn er seine Aufgabe wahrhaft künstlerisch lösen wollte.'

Anders verhält es sich da, wo ein Dichter bloß Entartung im Sinne moderner Pathologie darstellt. Die Entartung ist nicht wie die Geisteskrankheit eine Gehirnkrankheit, sondern beruht auf disharmonischer Verteilung der Kräfte und Fähigkeiten:

> ,Das Glänzende aus einer Wurzel mit dem Schwächlichen stammend, das Überwertige unauflöslich verkettet mit dem Unterwertigen, und darum der Aufstieg notwendig nur ein Vorspiel des Absturzes.'

Da hier das Tun des Menschen seelisch vermittelt ist, verlangt unser heutiges, durch die Wissenschaft aufgeklärtes Denken, daß der Dichter die Kausalität so respektiere, wie wir sie durch die Pathologie kennen. Nur ist die Grenze zwischen Kunstmittel und künstlerischer Absicht scharf zu ziehen. Denn mag die Berücksichtigung der pathologischen Ursächlichkeit hier auch unentbehrlich sein, der künstlerische Zweck kann nie in ihrer bloßen Aufdeckung, in ihrem zergliedernden Nachweis gipfeln. Ein Dichter, der sich dieser Aufgabe widmet, pfuscht mit dichterischen Mitteln der Wissenschaft ins Handwerk.

Mehr als je verführt heutzutage eine zum Teil sehr zweifelhafte, von Medizinern und Halbmedizinern stammende Literatur über dichterische Gestalten dazu, auch dort Pathologisches zu sehen, wo eine spätere, in höherem Sinne aufgeklärte Zeit vielleicht einmal ganz anders urteilen wird. Das gilt besonders von den als Hysterie bezeichneten Erscheinungen, zu denen man ja auch bereits große Heiligengestalten wie eine hl. Katharina von Siena, eine hl. Theresia und andere rechnet. So hat man mehr als einer Gestalt der zeitgenössischen Dichtung Hysterie nachgesagt.

> ,Die Laien in dem vulgären, mehr moralischen als medizinischen Sinne; leider

* ,Das Pathologische in Kunst und Literatur'. ,Deutsche Revue'. April 1911.

aber auch die Psychopathologen, und sie in echtem Sinne und auf Grund solcher Charakterzüge, daß mit gleichem Recht ungefähr jede in seelische Krisen verwickelte Frau als Hysterika angesprochen werden kann. Ich fürchte, wir nehmen es mit der Diagnose im Theater doch manchmal beträchtlich leichter als in der Klinik. Als „pathognomisch", d. h. als krankhaftigkeitbeweisend, mußte dann hier und überall immer wieder das Unalltägliche der Ibsenschen Helden, ihr „Problematisches", herhalten: ihre Neigung, sich in Seelenkämpfe zu verstricken und darin zu verzehren, die der Durchschnitt der heutigen Menschheit nicht als notwendige sittliche Konflikte empfindet. In solcher Neigung hat die Masse der Leute ja zu allen Zeiten etwas Närrisches gesehen. Es fragt sich nur, ob unsere wissenschaftliche Erfahrung dieser volkstümlicher Auffassung Vorschub leisten muß? Gewiß sind zahlreiche Psychopathen uns durch ähnliche Neigungen bekannt. Aber muß ein Mensch, der in solche seelischen Konflikte gerät, umgekehrt ein Psychopath sein? Ich finde, unser heutiges Wissen von der Verkettung des Ungewöhnlichen mit dem Pathologischen erlaubt uns keineswegs, diese Frage schlechthin zu bejahen.'

Ist es immerhin erfreulich, solchen Gedanken bei unseren Psychopathologen zu begegnen, so wird man noch eine weitere Anschauung Hellpachs über den sittlichen Wert des Pathologischen als ein wertvolles Zugeständnis an die Würde und den Primat des Seelischen im Menschen registrieren:

‚Heute können wir unsere fachmännische Einsicht nur an einem Punkte dieser ästhetischen Diskussionen einsetzen. Wir würden damit zugleich einen Fehlgriff korrigieren, zu dem der Eifer der ersten Entdeckungsfreude uns gelegentlich fortgerissen hat. Als die von Lombroso ermunterte Forschung in zahlreichen Menschen die Verkettung von Krankhaftem und Bedeutendem erwies, da haben hie und da Psychopathologen dem Irrtum der Öffentlichkeit, als werde damit das Bedeutende entwertet, Vorschub geleistet. Heute hat die ernsthafte Wissenschaft diesen Standpunkt wohl durchgängig überwunden. Wir alle sind uns bewußt, der eigenen Sache und der der Menschheit besser zu dienen, wenn wir umgekehrt auf Grund gerade unserer Erfahrung darauf hinweisen, wie oft Pathologisches durch seine wertvolle Leistung ‚geadelt' wurde. Wenn es der Psychopathologie überhaupt vergönnt ist, einen Baustein zur Weltanschauung zu liefern, so würde es wohl diese Erkenntnis in erster Reihe sein: wie gern die Entwicklung in Natur und Geschichte sich der Krankheit bedient, um ihre Ziele zu erreichen. Und wenn Goethe einst im ärgerlichen Unmut über den kunstkritischen Mißbrauch des Schlagwortes krankhaft ausrief: „Das ist Überspannung, krankhaftes Wesen, heißt es da; als wenn Überspannung, Krankheit nicht auch ein Zustand der Natur wäre!" — so dürfen wir Psychopathologen von heute ihn ergänzen: nicht bloß ein Zustand der Natur ist Krankheit, körperliche und seelische, sondern oft genug ein Weg der Natur, um große und neue Werte zu offenbaren und durchzusetzen, Werte der Erkenntnis und des Glaubens, der Sitte und der Schönheit. Sie kann das also vielleicht auch dort sein, wo wir ihr in Gestalten der modernen Kunst begegnen.'

Diese Einsicht ist durchaus die christliche von der Mission des Leids. Bleibt nur die Frage, ob eine noch aufgeklärtere Zeit als die unsere es nicht verschmähen wird, solchen Zuständen einer erhöhten Leistungsfähigkeit gegenüber überhaupt noch das Pathologische in Kontribution zu setzen, anstatt es vielmehr als eine Folge hochgeistiger Spannungen anzusehen in Analogie des bekannten Wortes: C'est l'épée qui use le fourreau. M.

Rundschau

Literatur

Aus Gesprächen mit Martin Greif.

Als im Jahre 1862 die Nachricht von Uhlands Tod eintraf, befand sich Greif — so erzählte er gerne — gerade auf der Redaktion der ‚Isarzeitung‘, die damals sein Freund und Landsmann August Becker, der pfälzische Dichter, herausgab. Der Tod des verehrten Mannes, den er sich zum dichterischen und menschlichen Vorbild erkoren hatte, machte auf Greif einen so tiefen Eindruck wie später nur noch der Hingang von Moltkes Heldengestalt. Aus den Versen, die damals Greif als Fürsprech des Münchener Dichterkreises zu Uhlands Nachruhm gesungen hat, leuchtet nunmehr, da er selbst von allen Schmerzen erlöst ist, unvergänglich auch sein eigenes Bildnis hervor. Auch ihm ist in den letzten Abschiedsjahren, zumal an seinem 70. Geburtstag*, dessen allgemeine Feier ihn überraschte, noch ein Teil jenes Dankes fühlbar geworden, den er so sehr ersehnte und dem er sich doch so gerne entzog**:

‚Nun trieb es ihn im Abendlichte
Mit den Gefährten still zurück,
Auf seinem ernsten Angesichte
Lag noch ein Strahl von hohem Glück.
Die Töne, die sich hehr erschwungen,
Bewegten ihm geheim die Brust,
Daß er vergebens nicht gesungen,
Er war sich's ohne Stolz bewußt.‘

Die Bitterkeit, die sich seiner in früheren Jahren wegen der geringen Anerkennung namentlich seiner dramatischen Werke bemächtigt hatte, war schon in den letzten Jahren einer ruhigeren, zuversichtlicheren Stimmung gewichen. Sah er doch, daß seine Dramen da, wo sie ihr rechtes Publikum fanden, auch die gewollte Wirkung übten, vor allem sein ‚Ludwig der Bayer‘ auf der Volksbühne zu Kraiburg. Für die frische, gern im Schauen verweilende Empfänglichkeit der Volksseele, die nicht der Spannungsreize und Sensationen des jetzigen Theaterpublikums bedarf, wußte Greif seine Dramen allein bestimmt. Über ihre derzeitige Vernachlässigung tröstete er sich damit, daß von dem gleichen Schicksal auch die Dramen der Klassiker getroffen werden, namentlich Schillers, dessen dramatische Kraft er nächst der Shakespeares am meisten bewunderte. Kaum einer habe so viel an sich selbst gearbeitet als Schiller und so Großes den widerwärtigsten Umständen abgerungen.

Der modernen Bühnendichtung, als deren Hauptrepräsentant ihm Ibsen galt, stand Greif völlig ablehnend gegenüber. Ibsen sei ja selbst noch in seinen Jugenddramen ein Nacheiferer der Klassiker gewesen, die er aber mit seinen norwegischen Mythologien doch niemals hätte erreichen können. Dann aber habe Ibsen, den Dichter in sich vergewaltigend, zu seinen Prosadramen Stoffe gewählt, die internationales Aufsehen erregen mußten, deren enges Milieu und kleinliche Voraussetzungen uns aber im Grunde fremd bleiben und abstoßen. (Eine eigentümliche Entsprechung dazu bildet das zornige Urteil, welches Ibsen nach einem Zusammentreffen mit Greif über dessen zeitentfremdete Stoffwahl gefällt hat.)

Nicht minder verurteilte Greif jene Pseudoklassizität, deren innere Kälte sich nur zu falschem Pathos erhitzt und mit ‚schöner Sprache‘ prunkt. ‚Groß ist nur die Kunst, die aus dem Gemüte fließt. Daran kann auch die vollkommenste technische Geschicklichkeit nichts ändern.‘ Wil-

* Eine ausführliche Würdigung Greifs als Lyriker hat damals Christoph Flaskamp im Juniheft 1909 des ‚Hochland‘ gegeben. Im gleichen Heft erschien eine reiche Auslese Greifscher Gedichte.

** Das Gedicht auf Uhland, dem die folgende Strophe entnommen wird, ist späteren Ursprungs. Den ursprünglichen ‚Nachruf an Ludwig Uhland‘ (Isarztg. Nr. 320 vom 19. Nov. 1862) hat Greif zur Aufnahme in seine gesammelten Werke nicht reif befunden.

denbruch, der theatralisch Wortreiche, galt ihm hier als sein vollkommenstes Widerspiel. Denn ihm selbst war es im Drama wie in seiner Lyrik darum zu tun, mit wenig Worten viel zu sagen und tief zu bewegen.

In der Jugendlyrik, die Greif noch unter seinem Familiennamen Hermann Frey veröffentlicht hatte, war er selbst noch in nachempfundener Formalistik befangen. Gerade deshalb wählte er später, als er ein Echter und Eigener geworden war, den neuen Dichternamen, der schließlich auch sein bürgerlicher wurde. Greif wollte mit jenen unreifen Jugendgedichten auch äußerlich nichts mehr gemein haben, seit er gelernt, erst zu erleben und dann zu dichten. Daß ihm Uhland auf die Zusendung jener Jugendprodukte gar nicht antwortete, fand er nur gerecht und verehrungswürdig.

Wenn man Greif vorhielt, daß in den Gedichten seiner Reifezeit, so wie sie jetzt gesammelt vorliegen, die Ausdruckskraft doch ungleich sei, und zu einer Auswahl riet, konnte er sehr ungehalten werden. Ihm selbst galten die gewählten Worte überall als die notwendige Form seiner Empfindungen und er riet dem Kritiker, ein jedes Wort im besten und kräftigsten Sinn zu nehmen und seiner Abgebrauchtheit in der Alltagssprache erst einmal zu vergessen.

Greif wußte sehr wohl, wie viel die Jüngeren gerade in der Lyrik von ihm gelernt haben, wenn es ihm auch meist schlecht gedankt worden ist. Auch er habe, wie einst Uhland, manche Erstlingssendung erhalten, zu der er nichts zu sagen wußte, und die doch im Sinne des Senders ein Entweder — Oder bedeutete. So habe er in einer Zeit, wo Bescheidenheit gar manchem als Laster gilt, sich viele Gunst verscherzt. Um so mehr freute ihn jedes Wort des Verständnisses und der Förderung, wenn er es um der Sache willen gesprochen fand, und er vergalt es mit einer Dankbarkeit, die den Empfänger beschämen mußte. Er sah in jeder solchen Anerkennung nur eine Vorahnung jener, die er von der Zukunft für sich vorbehalten wußte.

Dr. Max Ettlinger.

Antonie Jüngst*. ‚Die Tagebuchblätter eines alten Fräuleins‘, die Antonie Jüngst vor Jahren unter dem Titel ‚Gesucht und Gefunden‘ herausgegeben hat, bringen den Charakter der Dichterin und ihre künstlerischen Fähigkeiten am reinsten zur Geltung. Ein starker lyrischer Unterstrom, ohne den ja jede Dichtung ein lebloses Gebilde bleibt, beherrscht auch ihre übrigen epischen Dichtungen: z. B. ‚Konradin der Staufe‘, ‚Reginald von Reinhardsbrunn‘, vor allem ihre neueste, in Vielem künstlerisch bedeutendere Schöpfung ‚Maria von Magdala‘; aber gerade in jenen Tagebuchblättern scheint mir die dichterische Schauung (Intuition), dieses lyrische Vermögen, Seelenvorgänge in ihrer Ursächlichkeit und Auswirkung zu fassen und zu formen, am ergiebigsten. Ich erinnere mich kaum an Werke deutscher katholischer Schriftstellerinnen der letzten Jahrzehnte, die die Geschichte einer Seele so menschlich schlicht und echt erzählen. Einige herkömmliche Wendungen und ein gelegentlicher Mangel an Bindung und energischer Abwehr von außen her hinzudrängender Reflexionen vermochten mir die innige Leuchtkraft und Wärme dieser in dem Feingehalt, den das Wort bergen kann, altjüngferlichen Geschichte nicht abzuschwächen. Doch sähe man sie gerade in diesem Buche lieber ausgeschieden, was mir sehr gut möglich scheint, da sie die zarte Zeichnung, die mit natürlich weiblichem psychologischem Spür-, nein Gradsinn durchgeführt ist und in manchem an die intime Seelenkunst der Nordländer erinnert, an keiner Stelle überwuchern. Dieses Feinstück schlicht eindringlicher Erzählkunst, das sich außer manchen ihrer Gedichte unter ihren Werken vielleicht am ehesten, als eine stets neu genießbare typische Ausprägung eines individuellen Schicksals, zeitüberdauernd erweisen wird, führt am besten zur richtigen

* ‚Sommerfäden‘. Münster, Alphonsusbuchhandlung. ‚Roma aeterna‘. Verlag von Heinrich Schöningh, ebendort. ‚Maria von Magdala‘ ebendort. ‚Leben und Weben‘, ‚Aus meiner Werkstatt‘. Paderborn. Ferdinand Schöningh. ‚Gesucht und Gefunden.‘ 2. Aufl. Ebendort.

Schätzung Antonie Jüngsts auch in ihren Gedichten.

Sie ist, in der strengen Bedeutung des Wortes, nicht eigentlich Lyrikerin. Das sind Frauen überhaupt sehr selten. Auch Annette von Droste erschloß sich das Geheimnis der reinen lyrischen Form nicht; gerade aber in ihrer weiblichen Schaffensart ist sie die stärkste und reichste deutsche Dichterin. Sie erleben ‚das‘ Lyrische, das ‚reine Element‘, wie Hebbel sagt, nicht als solches an und für sich, sie erleben es, ich darf nicht sagen, sinnlicher, aber sinnenhafter, detailmäßiger, mehr als Unterstrom der begleitenden Umstände und Geschehnisse in epischer oder reflexionärer Vergegenwärtigung. Gerade ein so weiblicher Dichtercharakter wie die Droste konnte uns diese lyrisch unterströmte Epik und Naturakribie und andererseits dieses ‚Geistliche Jahr‘ geben. Die Lyrik im epischen Geschehnis und im Naturvorgang oder -zustand und die mehr reflexionär gemütvolle als produktiv und intuitiv erkenntnisschöpferische Einsicht in die geistigen Lebensgesetze, in die Ideen, scheint dem weiblichen Talente zu entsprechen, während dem männlichen Talente die reine lyrische Form und das viel genauer als das Epos durch das lyrische Erlebnis in Charakter und Handlung beschränkte Drama näherzuliegen scheint. Doch wird man sich wohl nicht getrauen, diese Unterscheidung als einen gesetzmäßigen Unterschied anzusprechen, obwohl sie in der bisherigen Dichtung im allgemeinen zutrifft. Vielleicht liegt hier weniger ein absoluter Wesensunterschied vor als vielmehr ein Unterschied in der Entwicklung, und die unterschiedene Charakterlage und Schaffensart gründet vielleicht in der bisherigen Gebundenheit der weiblichen Psyche im Naturzuständlichen, also in einer unterschiedlichen Lebenslage. Denn neuerdings bei veränderter Lebenslage entwickelt sich auch in weiblichen Talenten jener oben vielleicht mit Unrecht als spezifisch männlich angesprochene, vom Zuständlichen mehr entbundene, lyrisch reinere Sinn. Zum Beispiel kommt L. Rafael, die Landsmännin Antonie Jüngsts, der reinen lyrischen Form durchweg sehr nahe; und andererseits zeigen sich ganze Epochen mit männlichen und weiblichen Talenten, die jenen scheinbar weiblichen Zug aufweisen, z. B. allgemein die Nachromantik, speziell auch die katholische Nachromantik bis zu Fr. W. Weber und darüber hinaus.

Nächst den namhafteren katholischen Dichtern nach Weber, wie Kreiten, Leo Tepe, Brackel u. a., ist, wie die Eicherts, der Herbert, Anton Müllers, auch die literarhistorische Stellung Antonie Jüngsts. Wie Weber ist auch sie mehr zur epischen Darstellung veranlagt. Ihre Phantasie reagiert auf Gestalten und Begebenheiten der Sage und Geschichte, auch der Zeitgeschichte und des Alltags äußerst lebhaft; hier, wo die Darstellung bereits vorgebildet ist und nur der phantasievollen Wiedergeburt bedarf, vermag sie sich leichter aus der mehr betrachtenden als darstellenden Anschauung zu lösen, während ihre eigenen seelischen Erlebnisse zumeist in Reflexion zerfließen. Auch hierin ist sie Weber verwandt, dem sie überhaupt mehr als die meisten übrigen Nachfolger nicht nur in der Art, sondern auch im Grade der Begabung nahekommt und dem gegenüber sie nie ihre Selbständigkeit aufgibt. Mit ihm hat sie auch vor den vielen spielerischen Talenten den tiefen Lebens- und Kunsternst voraus. Von der modernen Dichtung ist sie weniger berührt, sie wurzelt in dem damaligen Zeitstil, der seine Schwächen, aber gegenüber dem modernen Zeitstil, der in Hunderten von Farben schillert, auch seine Vorzüge hat, vor allem den einer schlichten Natürlichkeit und Ehrlichkeit, während der moderne leicht zur Spielerei und Spiegelei verführt. Im Grunde kommt es auf diesen jeweiligen Zeitstil weniger an, als darauf, was ein Charakter an Eigenem in ihm auszuprägen hat. Was heute im modischen Stil prangt, wird nach einer Weile schon völlig wertlos sein, wenn es nicht Werte in sich gegeben hat, und was frühere Zeiten in ihrer Ausdrucksmöglichkeit gaben, wird immer Wert behalten, wenn es Wert in sich hat. Immerhin hat Antonie Jüngst vom modernen Stil noch profitieren können. Das beweist vor allem ihr neuestes Gedichtbuch ‚Som-

merfäden'. Die vorhin als weiblich angesprochene Schaffensart bestimmt auch ihre Dichtungen. Wo sie eine Gestalt oder ein Geschehnis zugrunde legt, vermag sie den Springpunkt des lyrischen Quells sicher zu treffen. Ich verweise auf die holzschnittartige Zeichnung des frommen Bruders Meinrad (Sommerfäden 182):

der's im Lernen
nicht allzu weit gebracht,
der aber um so freud'ger
in Jesu Schule ging
und Gott, wie Menschen alle
mit warmer Glut umfing.

ein Stück, das ich gern ganz hersetzen möchte. Sie weiß aber auch, wo sich's gehört, realistisch zu zeichnen, z. B. ‚Großstadtelend', ‚Im Straßenbahnwagen':

Zur Abfahrt steht die Straßenbahn bereit,
die Pfeife schrillt, und stoßend, schreiend drängt
die Menge sich hinein, bis Kopf an Kopf
im engen Kasten glücklich eingezwängt.
In einer Großstadt wunderlichem Buch
scheint dieses Bild das wunderlichste Blatt.

— — — — — —

Da sitzen reich und arm auf gleicher Bank,
getrieben alle von der gleichen Hast,
die einen tändelnd mit des Lebens Lust,
die andern schleppend mit des Lebens Last.
usw.

Die letzten Zeilen lassen ihr tiefes soziales Mitgefühl bereits erkennen. Es hat aber nichts von der sonst so häufigen unnatürlichen Sentimentalität, die im Grunde verkappte Selbstsucht ist. Sie faßt die Dinge nicht mit Handschuhen, sondern tatbereit, helfend, tröstend, ermutigend zum Lebenskampfe. Ihr Mitgefühl ist immer positiv, selbst da, wo andere verurteilen, über alles das Gebot verstehender Liebe setzend. Ihr Monodrama ‚Zuchthäuslers Heimkehr' (‚Sommerfäden') ist eine echte starke Schöpfung solch verstehender Liebe, die immer die beste und allzeit modernste Psychologie ist und bleibt. Jüngst scheut die sachliche, ja nüchterne Nähe der Konflikte nicht, sie überpudert sie nicht, auch nicht die der eigenen Seele. Und diese Frau hat Seelenkämpfe bestanden. Der Widerschein davon zieht sich durch ihre sämtlichen Gedichtbücher.

Wie schrie voll Schmerz
nach einem reinern, schönern Ideal
mein sehnend Herz.
Was ich versucht,
zersplittert unter Händen mir,
als wär mein Wollen, Wirken schier
von Gott verflucht.

Auch sie hat mit dem Schicksal gerungen; mit Recht kann sie sich zu den Lebensstreitern stellen: ‚Anch' io'. Auch ihr ist der reine Ton des Glücks zersprungen und verklungen, und nächtens schwebt's

‚— klagend um mein Bette,
gleich abgeschiedenem Geist,
der ruhlos um die Stätte
verlornen Glückes kreist.'

Sie rang aus ‚ihrer Ketten Haft' sich zu neuem, geistig geklärtem, gefestigtem Leben, zu einer echt christlichen Weltanschauung durch, zu einer echt christlichen Frömmigkeit, nicht weltflüchtig, sondern in sich die Welt überwindend. Ihre religiöse Lyrik gehört zum Besten, was die letzten dreißig Jahre reifen ließen. Wenn man sich für Paul Verlaines ‚Sagesse' begeistert, warum will man nicht auch Gedichte von einer so religiösen Glut wie das folgende anerkennen?

Mensch, du bist mein! Ich habe dich gezeichnet,
ich schrieb in meine Hand dich liebend ein,
setzt auf die Stirn dir meines Bildes Gleichnis
und haucht dich an. O Mensch, bist du nicht mein?

Bist du nicht mein? Mit meinem Lebensblute
erkauft ich dich in bittrer Todespein,
schlug an mein Kreuz den Schuldbrief deiner Sünden
und löst dich sterbend ein. Bist du nicht mein?

Bist du nicht mein? Ich speist mit meinem Fleische
und tränkt dich mit der Jungfraun reinem Wein.
So eins mit mir, so innig mir verbunden,
bist du nicht ewig, unverlierbar mein?

Antonie Jüngst gab bisher außer den vorliegenden ‚Sommerfäden' noch die drei Gedichtbücher: ‚Leben und Weben', ‚Roma aeterna', ‚Aus meiner Werkstatt'. ‚Sommerfäden' zeigt die Dichterin im Alter keineswegs ermattet, eher noch vollendeter. Besonders die epischen Stücke verraten in vielem gesteigerte Gestaltungskraft. Auch im Lyrischen herrscht eine vollere, straffere Fassung. Ich verweise auch auf so kräftige Stücke wie ‚Michelangelo', ‚Geisteinsamkeit', die an ähnliche der Herbert erinnern und jeden Vergleich aushalten. Mit Rafael, Eichert, Herbert, Ant. Müller gehört Jüngst zu den bedeutenderen katholischen Dichtercharakteren, das letztere sei betont, weil es das Entscheidende ist, die aus der Nachromantik in die Moderne hinüberleiten.

Christoph Flaskamp.

Theater

Berliner Theater. Es wäre über zwei nicht alltägliche Premieren zu berichten, deren eine vor dem engeren Publikum der Pan-Theater-Abonnenten unter nicht geringem Beifall des literarischen Teiles der Zuhörerschaft in Szene ging, wie die andere in Reinhardts Kammerspielen von einer verständnislosen Menge niedergepfiffen wurde.

Bei der ersten handelt es sich um die ‚Glückskuh' von Hermann Essig, bei der andern um Vollmöllers ‚Wieland'. Ich muß gestehen, daß ich mir unter dem Titel ‚Glückskuh' absolut nichts vorstellen konnte und daß er auch nicht im geringsten ahnen läßt, was sich hinter ihm verbirgt, wie ferner der Name des Dichters nicht gerade allzu poetisch anmutet. Seine bisherigen Werke, wenn ich nicht irre, drei an der Zahl, sind im Verlage von Paul Cassirer erschienen, und in kleinerem Kreise gilt der Autor als einer der kommenden Männer. Es kann im voraus gesagt werden, daß die Pan-Gesellschaft sich mit der Aufführung dieses Dichters immerhin eher ein Verdienst erworben hat, als mit der letzthin hier erwähnten Wiedergabe der Drei-Einakter-Kleinigkeiten von Heinrich Mann. Essigs ‚Glückskuh' nennt sich ein Lustspiel in fünf Akten; mehr aber erfährt man nicht vom Theaterzettel, nicht einmal, daß es sich um eine Bauernkomödie handelt. Und so sieht man denn voll Interesse der sich entwickelnden Handlung zu, folgt mit Spannung den sich aus der Zeichnung der Charaktere ergebenden Vorgängen, und ist vom ersten Bühnenbilde an überrascht und angenehm berührt durch eine Originalität des Sehens und der Schärfe der, ich möchte sagen linearen Schöpfung der Typen, wie viel sich hernach auch wider das Ganze und des Dichters Lebensauffassung einwenden ließe; man sagt sich: hier ist mit der Konvention der Bauernschilderung gebrochen, so sehr, daß selbst Hauptmanns und Schlafs Bauern- und Proletarierdarstellungen, die sich in Dialogtüfteleien ergehen, daneben sich als konventionell erweisen, und man ist von der Eigenheit der Anschauung frappiert, wie sonst nur vom Originellsten aus dem Reiche der impressionistischen Malerei, die, da es in ihr nicht auf Charakter-, will sagen Typenzeichnung ankommt, allerdings nicht gut zum Vergleich herangezogen werden kann. Und doch war ich vom ersten Augenblick an das Werk eines Mannes erinnert, der aus dem Impressionismus hervorging und dessen Auffassung der Dinge man als eine Art Synthese des Impressionismus bezeichnete (die freilich im vollen Sinne erst van Gogh gab), an die Blätter Vallotons. Mit ihm teilt der Dichter die Neigung zur silhouettenartigen Konzentration der Zeichnung der Figuren und szenischen Bilder. Daraus ergibt sich, vielmehr diese Fähigkeit bedingt, schließt in sich, daß er auf alle Kleinmalerei verzichtet und somit auch auf das Dialektgestammel in der Dialogführung, daß er Typen in ihrem Innersten faßt, die so modern wie alt scheinen und uns deshalb unsern Beifall abringen, weil sie wenigstens in der Anlage an das Beste erinnern, was in der Volksschilderung vom Wesen des Bauern lebt, oder, um einen Lebenden zu nennen, etwa im Werke Oberländers. Wie aber nun des Dichters Linienführung Valloton doch näher steht als Oberländer, also bei aller Unmittelbarkeit sich als voller Ab-

sicht erweist, so unterscheidet sich der Künstler von Oberländers Lebensauffassung recht als ein Kind seiner Zeit durch den Mangel an ethisch verbindender Tiefe in der Charakterisierung der Gestalten. Man erkennt bald, daß die auf das Einheitliche der Anschauung und das Wesentliche in der Zeichnung der Gestalten über die Kleinmalerei des Naturalismus und Impressionismus hinauszielende Auffassung und Wiedergabe des Dichters sich doch nur, wie bei Valloton, an der Oberfläche vollzieht und so, was bei dem Dramatiker natürlich empfindlichere Folgen hat als bei dem Zeichner und Holzschneider, ein schiefes Bild des Lebens, der Seelenkonflikte vermittelt; die Lust, einen im Grunde doch nur im Äußern scharf erfaßten Typus grausam zu entblößen, führt zu einer Täuschung über die menschliche Psyche und ihre notwendige Reaktion im Zusammenspiel verwandter Kräfte. Hermann Essig schildert uns in seiner Komödie ‚Die Glückskuh' eine Szene ländlichen Brautschachers, häuft aber schließlich bei einer Anzahl scharf beobachteter und überraschender Einzelzüge, die man ihm unbedingt als eigen und neu zuerkennen muß, eine solche Fülle von Brutalitäten, die jenen Schein von versöhnendem Licht, der jeder echten Komik innewohnen muß, trotz dem alle einenden Schlusse jäh ersticken, ja diesen als übertrieben und vollends unwirklich erscheinen lassen und den Dichter als einen im tieferen Seelischen mit groben Mitteln arbeitenden und schließlich versagenden Autor. Man glaubt sich statt bei einem ländlichen Brautschacher doch eher unter den polnisch-jüdischer Althändler versetzt. Bezeichnend ist, daß dieser Mangel an sittlicher Auffassung der Charaktere — und ein Schein davon müßte zum mindesten bei der Tendenz des Stückes durchblitzen — einem technischen Mangel entspricht, ja einem Kardinalfehler im Aufbau, als dieser ganze Entwurf und die dramatische Durchführung menschlicher Begebenheiten aus einer sachlichen Unmöglichkeit gefolgert wird: dem Diebstahl der als Mitgift dienen sollenden Kuh. Der Umstand macht nicht zum wenigsten klar, wie der Künstler im Grunde, wenigstens in diesem Stück, nur ein origineller Silhouettist ist, dem es gelingt, den Schein von Personen zu fassen, sie aber nicht dem Leben entsprechend der Tiefe nach als handelnde Glieder gegeneinander auszuspielen.

Vollmöllers ‚Wieland', der auf dem Theaterzettel als ‚Märchen' angezeigt wird, spürt dem entgegen den innersten Regungen der Zeitpsyche nach, und was an seinem Stücke unbefriedigt läßt, sind eher nur technische Mängel oder eben diese Zeitpsyche selbst, die in ihren bizarren Komplikationen mehr nur interessiert als befriedigt, während Essig sich mit ihren Mitteln an unzusammengesetzte Urtypen wagte und darin nicht genügte. Vollmöller müssen wir das Zeugnis ausstellen, daß er mit mehr als einer Wendung beweist, wie sehr er manchen Wesenzug seiner Zeit begreift, — nur erfahren wir nicht eigentlich, ob er diese Zeit bewundert oder nur skeptisch analysiert. Er hat in seinem Stück die alte Wielandsage modernisiert und an Stelle des mystischen Schmiedes den Erfinder der Flugmaschine gesetzt. Wir sind daher nicht wenig erstaunt beim Hochgehen des Vorhanges, in das Innere einer eleganten englischen Wohnung zu schauen mit dem Blick über grüne Wiesen vom Fenster aus zum Meer hin; wir sehen Menschen in moderner Gesellschaftstoilette vor uns, während uns noch das Wort ‚Märchen' im Sinne schwirrt. Und wir lesen dann noch einmal auf dem Theaterzettel, daß das Stück an der Südküste Englands spielt; Zeit: die ferne, sagenhafte Epoche um 1903, als die Automobile noch Lederkupplungen hatten, England ein großes Inselreich hieß und noch keiner flog. Dann humpelt ein Mann an zwei Stöcken ins Zimmer, über den wir im Laufe der Handlung erfahren, daß er Wieland heißt, ursprünglich sächsischer Klavierlehrer war und wegen eines Metalldiebstahls, den er im Dienste des englischen Großkaufmannes ausübte — um sich das nötige Material zur Konstruktion seiner Flugmaschine zu verschaffen — zwei Jahre im Zuchthaus zubrachte, wo er sich einen schweren Rheumatismus holte: er nennt

ihn seine zerschnittenen Kniekehlen, und meint nun, daß ihm, da er nicht mehr tauglich zum Gehen, nichts anderes übrig bleibe, als zu fliegen. Und nun entwickelt sich nach allen Regeln, mit vielem Verständnis für das Milieu der beschränkten oberen Zehn und die aus Genialität und von außen aufgezwungener Alltagsbanalität gemischte Psyche des Erfinders gezeichnet, die Tragödie oder vielmehr Tragikomödie des modernen Erfinders; des wenigstens in einem Punkte genialen Menschen, und seines flügellahmen Flatterns im engen Käfig des modernen Daseins. Wie Vollmöller diesen Typus in Kontrast zur bornierten Gesellschaftskonvention setzt, läßt durch seine geistreiche Gewandtheit in manchen Punkten an Shaw denken, aber die Art und Weise, wie er den Wieland-Typus selbst darstellt, in allen Nuancen moderner Degeneration — falls dies Wort nicht zu stark ist — seine Seele schuldig-schuldlos bluten läßt, beweist ihn als einen durchaus eigenen Psychologen und läßt sein Werk als eine Art Selbstbekenntnis erscheinen. Die verständnislose Menge, bar des Organs für diese Töne der Musik, gröhlte förmlich vor Behagen, wo die Situation zum tiefsten Ernst stimmte aus ihren wahrhaft tragi-komischen Elementen. Der Dichter hat hier begriffen, — den tragi-komischen Zug unserer Zeit — so sehr, wie Hauptmann sich in seinem letzten Stück im Stoff daran vergriffen hat. Als ein offensichtlicher Fehler des Bühnenwerkes muß nur bezeichnet werden, daß der Dichter viel zu viel, romanhaft, hineingepackt hat. Die ganze Geschäfts- und Familientragödie des englischen Großkaufmanns, die nebenher läuft, empfinden wir auf der Bühne als verwirrend und überflüssig. Hier kommen kleine Anklänge an Ibsens ‚Stützen der Gesellschaft' durch — was dort der Untergang der ‚Gazelle', ist hier der Bankerott der Firma und die Brandstiftung, — während das Schicksal Wielands selbst im Solneßton ausklingt. Unter dem Hohn des Gesellschaftspöbels hat er die Erfindung vollendet. Erst war man gegen ihn, nun will man ihn geschäftlich ausnützen. Aber er, der den Apparat erfand, vermag nicht zu fliegen; im Augenblick, da er ihn unter dem Jubel der drohenden Menge endlich besteigen soll, befällt ihn die alte Angst, er kann nicht. Er schleicht sich abseits und schießt sich eine Kugel in den Kopf, zugleich aus dem Gefühl einer gewissen Rache an seinen Blutsaugern. Statt seiner aber schwingt sich der bornierte homme médiocre in den Sattel und steigt in die Lüfte — denn alle Tribünenplätze sind zu enormen Preisen verkauft, die Nachricht ist durch alle Erdteile gekabelt: es muß geflogen werden.

Rudolf Klein.

Münchener Theater. Auf der Hofbühne fand am 17. März Ernst Rosmers* ‚Achill' seine Uraufführung. Man braucht kein Berufener zu sein, um schon aus der Lektüre der Tragödie, die sich ganz im breiten Geschehensstrom der Ilias hält, herauszuspüren, daß hier nicht ein Kampf d r a m a t i s c h gegen einander schlagender Kräfte braust. Aber es hieße an der Oberfläche bleiben, wenn man der Dichtung glattweg die szenischen Eigenschaften absprechen wollte. Mit welch rechnerischem Bedacht um motivische Steigerung und Verwebung ist dieser zweite Akt aufgebaut. Er schwillt an zum Massentrieb und Tausendschritt und spült wieder zurück in die leere Einsamkeit der Seele. Ein Sonnenstrahl flammt auf und wirft Glanz in ein heldisches Leben, als Achill, sein Ich verleugnend, dem Freund, dem Einzigen, die eigne Schimmerwehr zu Ruhm und Rettung leiht. Und dann ebbt die Welle des Glückes, und in fühlsamen Ahnungen schattet an den Peliden das Unsagbare, das Schreckliche heran, des Patroklos Tod.

Indem so in gemessenem Wechselgang die harten und die weichen, die hellen und die dunklen, gezogenen Töne sich ablösen, entsteht ein durchvibrierender, szenischer Rhythmus. Freilich wird der Kranz der Ereignisse nur in Berichten, Erzählungen und Gesprächen abgespiegelt, und die Wortvisionen entladen sich nur in einer schönen oder in einer groß

---

* Ernst Rosmer ‚Achill', Tragödie in drei Akten. (S. Fischer, Berlin.)

leidenschaftlichen Gebärde, aber nie in einer Tat; freilich fehlt somit dem Drama die anschauliche, überzeugende Allgegenwart. Das ist seine Schwäche. Doch ist sie zum Teil wenigstens im Stoff oder besser gesagt im künstlerischen Plan und Stil begründet. Hat nicht auch die Medea des Euripides ihre Blutgreuel lediglich in Worte gebannt? Und hat nicht überhaupt die attische Tragödie um der Vereinfachung willen sich mit Vorliebe der episch ausfüllenden und nachholenden Botenberichte bedient? Es entspringt auch bei der Rosmer dem Prinzip der straffen Linienführung, daß sie den Worthaber und das Zerren um Briseis ausschaltet, daß sie den Agamemnon und die andern achäischen Großen bloß als stumme Personen auftreten läßt, daß sie selbst den mächtigen Gegenspieler im Leibesringen, den Hektor, nicht ins Gesichtsfeld rückt, denn dadurch bleibt Achill die ragende Gestalt im Mittelgrund und dadurch wird dem Motiv der Freundschaft und seiner tragischen Tönung die notwendige technische Isolierung zuteil.

Die Kunst der Rosmer ist eine durchdachte, scharf geistige, ist eine gestählte. Sie wächst aus dem Willen heraus, aus jenem Aktivitätsdrang, der unsere moderne Kultur wieder durchflutet und Religion und musische Dinge zu durchformen sucht. Diese Kunst ist unsentimental, männlich, synthetisch, tritt dem Klassischen nahe und bedeutet, literarhistorisch eingestellt, die Überwindung der Neuromantik, die sich im Naturganzen bis zur Ohnmacht schwach, feminin empfand. Wenn die Gestalten der Hofmannsthal, Vollmoeller, Eulenberg rasen, weil sie von Gewalten in ihrem Blut und von fremden, kalten außerhalb gepeitscht werden, so schießt im Achill die Leidenschaft aus einem Kraftgefühl, aus einem selbstbewußten Ich empor, aus einer Seele, die sich in stolzem Eigengefühl und trotzigem Eigensinn von allen nebenmenschlichen und übermenschlichen Mächten sondert. Rückwärts ziehen da die Fäden zu Guiskard und Michael Kohlhaas, auch zu Schillers adeligen Gestaltungen. Die Tragödie der Rosmer ist wie Lublinskis ‚Kaiser und Kanzler‘ schon dem Thema nach männlich, zuweilen sogar aufdringlich, unterstrichen männlich. ‚Ich will kein Weib! Ich will den einen Mann!‘

Was aber dieser Dichtung das Mal der Bedeutsamkeit aufprägt, das ist die Sprache. Sie leitet ihre Säfte von dem jüngstdeutschen Realismus her, neigt sich in Wendungen und Wortschöpfungen zu Shakespeare, Kleist und Gerhart Hauptmann, hat die Plastik von Homer, die feineren Schwingungen des Nervenlebens von der Neuromantik, bisweilen eine knappe Antithese von der Neuklassik, und das alles geschmolzen zu einem Persönlichen. Vielleicht besteht dieses zuvörderst in der scharf umgrenzenden, *zeichnerischen* Linie. (Die Neuromantik malt. Eduard Stucken schlingt tönende und leuchtende Randgewinde.) Vielleicht auch in dem natürlichen Fluß der Rede, die, aus innerlichen Geboten entbunden, vor einem gelegentlichen Bruch nicht zurückscheut, jede Erscheinung zerlegend, Eindruck neben Eindruck setzt und doch im Gegensatz zum nervösen Impressionismus ein ruhig entwickeltes, geschlossenes Abbild gibt. Schlicht durchziehende Stabreime fügen dabei die schweren Rhythmen und Gefühlsnuancen ineinander. Also auch hier männliche Kraft und Konzentration.

Die Vorbedingungen zur Stiltragödie waren geschaffen: der starke Strom der Sprache, ein Rhythmus der Szene, ein freier, ins Riesenmaß gestreckter Held, ein grimmig ausbrechender Widerstand gegen allgemeine Bindungen. Wenn das Trauerspiel trotzdem über Paradoxien hinaus nicht zu den letzten tragischen Erschütterungen gelangte, so war daran die epische Grundlage schuld. Nicht bloß jene schon berührte epische Form, die das Rundkörperliche ins Flächenhafte trieb und den dramatischen Lauf verlangsamte, sondern wesentlicher die epischen Mythologeme. Die Olympier sind im Menschlichen stecken geblieben wie die des Homer. Wir erfühlen zu wenig die thronende Gottheit. Wir erfühlen kein zwingend ordnendes Schicksal. Endlicher Wille und unendlicher Ratschluß greifen zu locker ineinander. Wie die Meeresgöttin erst

opernhaft, dann willkürlich auftaucht, ohne bühnlich suggestiv zu wirken, so wird auch das metaphysisch-tragische Gesetz mehr äußerlich verdeutlicht als verlebendigt.

Möchten dafür die schönen gedanklichen Lichter entschädigen! Die Antithesen, die tragischen Paradoxa, die stets zwischendurch blitzen: Wie der Rechtliche sich zur Ungerechtigkeit versteint, weil er nichts als seine Gerechtigkeit heischt. Wie der schäumendste Tatendrang in lähmender Untätigkeit verdampft. Wie Achill gerade jenen, an dem sein Lieben und sein Lebensatem hängt, in den Tod schickt, und wie ihm eben jene, um derentwillen er Freund und Ziel vergaß, den Tod des Besten künden muß. Und zuletzt wie der Held, erst als er sich das Ende gerüstet weiß, noch einmal den perlenden Becher faßt.

Mich dünkt sogar, als ob die Rosmer bisweilen motivisch überladen hätte. Hier hat die Regie, geistig ökonomischer, mit Recht den Rotstift geführt (z. B. beim goldenen Apfel der Eris). Schließlich wuchtet doch alles auf der Endidee, auf der Synthese von Schopenhauer, Nietzsche und Wagner. Achill empfängt die höchste Weihe des Glückes, nicht da er schenkend Freude und Kraft mit dem Nächsten teilt, sondern als ihm ein Gramgeknickter, mit dem er weinen kann, die Einsamkeit des Schmerzes nimmt. Gleich dem Parsival wird er im Mitleid wissend, und nun erscheint dem rückwärts Schauenden die Reihe der genossenen und der grauen Tage wie ein trunkenes Jauchzen, das Lust und Weh im Sein bejaht. So auch die Überwindung Schopenhauers durch Nietzsche. Aber über Nietzsche fort strebt jene Abkehr aus der seelischen Vereinzelung, jener Drang in die umspannende Gemeinschaft.

‚Seltsam entsinken fühl' ich mich aus mir —
In eine blinde Weite — öd und leer.
Ich möchte, daß mich wer beim Namen ruft,
Und wär' es scheltend, möchte, daß ich mir
In eines andern Blick begegne.' . . .
‚So sei das Leben einmal noch geliebt!'

Dr. Joseph Sprengler.

Kunst

Die Münchener Sezession gebärdet sich in ihrer Frühjahrsausstellung in einigen Bildern impulsiver, als sie ist. Gerade in einigen knallenden Naturschilderungen und Aktpinselungen, die recht ungebändigt erscheinen wollen, ist trotz schwunghafter Farbenverschwendungen nichts von wirklichem Temperament zu spüren und von jenem tieferen Kunstinstinkt, der nicht auf bloßen Effekt, sondern auf Ausdruck hindrängt. Von solchen Bildern ist nicht weiter zu reden.

Während man kurz vor unserer Zeit im Bilde an inhaltlicher Darstellung nicht genug tun konnte, der Maler mit dem spitzen Pinsel Anekdoten schrieb, glaubt man vielfach heute mit einer breit hingestrichenen, seelisch oft gar nichts sagenden Studie alles Notwendige getan zu haben. Zur wahren Bildmäßigkeit genügt es aber nicht, daß irgend ein Inhalt recht deutlich erzählt sei und ebensowenig, daß ein paar Farbentöne gut zueinander stehen. Die Bildmäßigkeit ist ein in Farbe übersetzter seelischer Zustand, wobei der Bildgegenstand keinen anderen Zweck hat, denn als äußeres erst durch das farbige Erlebnis zu füllendes Schema zu dienen, ähnlich wie der erläuternde Text in der Musik. Zur Bildmäßigkeit gehört deshalb vor allem ein elementares, in die Natur hineingetragenes Gefühl, das die stofflich sichtbare Außenwelt im Schaffensfeuer verglühen und verwandeln darf, nur muß das Gefühl echt und die neue Bildform stark genug sein, es zu fassen. Letzteres besonders ist aber bei dem in der künstlerischen Absicht interessanten Bilde ‚Andechs' von Rohlfs nicht genügend gelungen, so daß das Bild mehr äußerlich aufgeregt und klein wirkt. Bedeutend organischer erregt und dabei malerischer geschlossen wirkt ein anderes, französisch beeinflußtes Bild ‚Bazar in Tunis' von Kahler.

Es ist die besondere Stärke der letzten französischen Kunst, dem Gefühl die Zügel schießen zu lassen, den stofflichen Bildgegenstand förmlich zu vernichten, und doch immer wieder auf eine überzeugende malerische

Bildform kommen zu können. Der Deutsche denkt und gestaltet viel mehr in und mit dem Stoffe. Das Resultat ist, solange er sich nicht in Abhängigkeit davon begibt, eine sachlichere, solidere, breitere und wenn auch nicht fortreißende, so doch unumstößliche Wirkung. Diese eignet immer sicherer den Gemälden von Richard Pietzsch. Früher schwankten seine oft auch etwas leeren Bilder nicht selten, da in ihnen der Zwiespalt von stofflicher und malerischer Absicht nicht zur Einheit gebracht war. Jetzt zeigt er aber Werke, in denen die Bildelemente in einer ruhigen, vollen Synthese vereinigt sind, die sich oft nur auf einen satten farbigen Klang beschränken, der aber vor so vielen anderen Münchener Bildern den Vorzug hat, daß er nicht süßlich ist, sondern metallisch kühl. Ähnlich deutsch, noch nicht so geklärt und einheitlich vom Gegenstand abgezogen, aber jugendfrischer, kühner zupakkend und echt poetisch sind die schwäbischen Landschaften von Maria Caspar-Filser empfunden. Das Poetische quillt ihr mehr aus dem naturhaften und malerischen Bildgefüge, als etwa Kaiser in seinen bayerischen Landschaften. Noch stark ans Naturhafte gebunden und deshalb über die bloße Stimmung noch nicht recht hinwegkommend, aber tüchtig in ihrer Art sind die Meer- und Fischerbilder von Julius Seyler.

Es ist ein eigenes Verhältnis zwischen Gefühl und Stil. Adolf Thomann scheint in seinen Bauern-, Haustier- und Weidebildern nichts mit Gefühl belasten zu wollen. Er — wie ähnlich auch der nur wenigen deutlich auf die Blickführung als auf den Eindruck hin gestaltende Tooby — beschreibt kurz und fast unbeholfen bäuerliche Arbeiten und tierisches Dasein. Aber das kommt mit einer eigenartigen Klarheit, anspruchslosen Sicherheit und Gültigkeit heraus, die man als persönlichen und sachlichen Stil bezeichnen muß, als eine in ihren Grenzen echte Vollwertigkeit.

Von solchem instinktivem Stilgefühl zu bewußtem, aufs Monumentale gerichteten Stilwillen ist noch ein weiter Weg. An Beispielen, die für höhere künstlerische Bewußtheit zeugen, ist die Ausstellung nur zu arm. So lange man immer noch nur die Naturdarstellung als Kunstobjekt betrachtet, kann die Malerei nicht in sich selber und im Menschlichen Gehalt werden, sondern nur immer in Abhängigkeit von jener. Andererseits ist der Stilwille zu absichtlich von der Natur abgetrennt, wie in den Wandgemälden für eine Wohnhalle von Hegenbart, in denen die linearen Komponenten nur einander angeglichen, nicht zugleich farbig in eins gesehen sind. Eine natürliche, formale und farbige Herbigkeit steckt in dem Akte von Landenberger, der wie eine Vorarbeit zu einem religiösen Bild aussieht. Eine ähnliche, aber farbig eindringlichere und kompositionell monumentalere Herbigkeit hebt die ‚Pietà' von Karl Caspar, die auch von sämtlichen Bildern den bewußtesten, möglichst organisch in Farbe und Form zugleich schaffenden Stilwillen zeigt, über die Sphäre von Ausstellungswerken hinaus. Solche Bilder sind geschaffen, allein zu wirken, da sie keinen Naturteil bedeuten, sondern ein Seelenganzes.

Die Frühjahrsausstellung erhält einen wesentlichen Teil ihres Wertes durch die ausgestellten zahlreichen Blätter der zeichnenden Künste. Welche großen Unterschiede sind zwischen der positiven Tierschilderung Zügels und der meist etwas launisch abgebogenen, aber als eine Wesenheit umrissenen tierischen Natur bei Oberländer. Oberländer, trotz der ‚Fliegenden Blätter' ein wahrer Künstler, ist Stilist, und Hodler ist Stilist. Aber welcher Unterschied ist wieder zwischen den vom echtesten bis zum gesuchtesten Ausdruck erfüllten Gestalten des Schweizer Formsuchers und der so leichten und trefflichen Geste des Münchener ‚Humoristen'; wenn nur dieses Wort nicht so unphilosophisch und inhaltlos geworden wäre. Dann der Unterschied zwischen dem stilisierenden Oberländer und dem charakterisierenden Reinicke, zwischen diesem und dem mehr impressionistisch, aber nicht mit der Leichtigkeit, Kürze und Sicherheit eines Toulouse-Lautrec umreißenden Schlittgen. Der Unterschied zwischen dem gewandten, mit der Erscheinung abschließenden Liebermann und dem die Sache getreulich aus der

Erscheinung in die Dauer setzenden Kalckreuth, wiederum zwischen dessen Bauernbildern und den Arbeiterfrauen der vor lauter Natur- und Armutsübertreibung manieriert gewordenen Kollwitz. Der Unterschied schließlich zwischen dem japanisierenden, in die Fläche zerrinnenden Orlik und dem aus der Bildtiefe dunkel herausgestaltenden Samberger, zwischen diesem und dem bald erstaunlich guten, bald ganz geschmacklosen Corinth.

Die Ausstellung zeigt keine Richtung, bietet aber doch Anregung zur Genüge, enthält auch des weiteren eine Reihe solider, noch nicht individuell gewordener Arbeiten. Schade, daß einige Geschmacklosigkeiten gerade an den besten Stellen hängen.

Konrad Weiß.

Musik

Richard Wagner an Theodor Apel.

Unter diesem Titel ist unlängst bei Breitkopf & Härtel ein kleines Bändchen neue Wagnerbriefe erschienen, das trotz seines geringen Umfangs zu den wichtigsten und interessantesten Dokumenten aus des Künstlers Leben zählt, die die letzten Jahre ans Licht gebracht haben. Leuchtet es doch in eine Epoche von Wagners Leben hinein, die von den gesinnungstüchtigen Wagnerliteraten sonst gerne möglichst schamhaft verhüllt wird: das sind die Jahre, wo sich der junge Brausekopf aus den idealen Gefilden der vaterländischen Romantik, in denen sich seine erste Oper, die ‚Feen', gehalten hatte, hinwandte zum sinnlichen Realismus des ‚jungen Deutschland' mit seinen schroff antinationalen Tendenzen, wo er der tiefen Geisteswelt Beethovens und Webers enttauchte, um den Sirenenklängen der leichtgeschürzten romanischen Oper zu folgen. Der Adressat der Briefe, Theodor Apel, ist der Dichter jenes Dramas ‚Columbus', zu dem Wagner die bekannte, neuerdings wieder ans Licht gezogene Ouvertüre schrieb; Apel war einer der intimsten Freunde Wagners während seiner Studentenzeit. Später trennten sich die Wege der beiden; der Schwerpunkt der Korrespondenz fällt in die Jahre 1832—36, wo sich eben jene vorhin charakterisierte Wendung in Geschmack und Anschauungen des jungen Tonsetzers vollzog.

Blättern wir diese Briefe nun durch, so treffen wir auf Schritt und Tritt höchst merkwürdige Äußerungen der damaligen Gesinnung Wagners an. Charakteristisch ist zunächst, wie sich Wagners vorher und nachher so streng national-deutsche Gesinnung damals gerade ins Gegenteil verkehrt hatte. So erhofft er sich z. B. als letztes Ziel seines künstlerischen Wirkens glückliche Erfolge im Ausland. ‚Meine „Feen"', schreibt er einmal, ‚müssen durch die Aufführung an drei bis vier guten Theatern dazu dienen, mir einen ehrenvollen Vorruf für mein „Liebesverbot" (bekanntlich die zweite Oper Wagners, an der er eben arbeitete) zu machen, das ich während dieser Zeit fertig bringe; mit dieser Oper muß ich dann durchschlagen und Ruf und Geld gewinnen; ist es mir geglückt, beides zu erlangen, so ziehe ich mit beidem und mit dir nach Italien, und dies zwar im Frühjahr 1836. In Italien komponiere ich dann eine italienische Oper, und wie es sich macht, auch mehr; und sind wir dann braun und kräftig, so wenden wir uns nach Frankreich; in Paris komponiere ich dann eine französische Oper, und Gott weiß, wo ich dann bin! Wer ich dann bin, das weiß ich: — kein deutscher Philister mehr!' — Nun, der ‚deutsche Philister', das war ja eben das schlimmste Schreckgespenst aller gläubigen Anhänger des ‚Jungen Deutschland'; kein Wunder darum, wenn ein so gelehriger Schüler der Richtung wie der Wagner von damals sich bei Zeiten vor diesem Ende mit Schrecken zu salvieren suchte. Greifbarere Formen haben die Auslandspläne Wagners dann bereits in einem späteren Brief (Leipzig, Juni 1835) angenommen, wo es heißt: ‚Ich habe mir zwar vorgenommen, mich mit meiner Oper erst hier auspfeifen zu lassen; — ich lasse sie aber in das Französische übersetzen, von Scribe bearbeiten und auf der Opera comique (in Paris) aufführen; dahin gehört sie, und hinweg aus Deutschland gehöre ich.' Wir sehen also hier bereits bei Wagner die Idee auf-

tauchen, die er dann vier Jahre später mit seinem ‚Rienzi‘ wirklich zur Ausführung brachte, die Idee nämlich, in Paris, dem damaligen Mittelpunkt des europäischen Opernlebens, sein Glück zu versuchen. Die bitteren Erfahrungen, die er dabei bekanntlich machen mußte, waren eine heilsame Schule zur Läuterung seiner künstlerischen Anschauungen.

Letztere erscheinen nun freilich in unserer Epoche nicht nur bezüglich der praktischen Pläne, sondern auch bezüglich der ästhetischen Wertung ganz aufs Ausland eingestimmt. Die charakteristischste Äußerung in diesem Sinne enthielt ein Brief aus Magdeburg vom 27. Oktober 1835, wo es u. a. heißt: ‚Nun und nimmermehr werde ich wieder unserem Deutschtum huldigen, und eure ganze Leipziger klassische gloire ist nicht imstande, mich darauf zurückzuführen. Wir haben zuviel ungesundes Zeug in unseren Magen gepfropft. Es schien mir recht passend zu sein, mich jetzt wieder einmal mit einem deutschen Werke zu beschäftigen; — ich studiere jetzt die „Jessonda“ ein, und wie stiebe ich wieder vor jedem Restaurationsgedanken ab! Die Oper erfüllt mich wieder mit einem vollkommenen Ekel; der weiche Bellini ist ein wahrer Herkules gegen diesen großen, langen, gelehrt sentimentalen Spohr.‘ Und der gleiche Brief enthält ein nicht minder bedeutsames, für Wagners ganze Zukunft wichtiges Selbstgeständnis: ‚Ich nehme für jetzt gänzlich Abschied von dem Konzertsaal. Das könnte mir auch noch fehlen, deinem Rate zu folgen und eine schöngearbeitete Ouvertüre nach Leipzig schicken; ich mag kein Anhang sein; und dein Rühmen von Mendelssohn bringt mich vollends ganz davon ab. Adieu du gediegene Herrlichkeit, ich gebe mich den Flittern der Bühne hin, und nur auf meine Oper, an der ich jetzt wieder fleißig arbeite, werfe ich mich mit Leib, Seele und Hoffnung.‘ Bekanntlich hat ja Wagner noch als Meister des ‚Parsifal‘ erklärt, er getraue sich mit Musik nur soweit einzulassen, als er hoffen dürfe, darin poetische, dramatische Ideen auszudrücken! Der feierliche ‚Abschied vom Konzertsaal‘, den unser Brief sanktioniert, erscheint mithin als ein frühes Erkennen der speziellen Richtung seiner Begabung durch Wagner, das dadurch nichts an Interesse verliert, daß es aus den Anschauungen des späteren gereiften Künstlers durchaus entgegengesetzten Beweggründen hervorging. Wenn der spätere Wagner das Theater als alleinigen Bezirk seines künstlerischen Wirkens preist, so denkt er dabei natürlich nicht an den lockenden ‚Flitter‘ der Opernbühne, den ja gerade seine eigenen Werke definitiv zurückdrängen sollten, sondern an die ernsten, dem Höchsten zugewandten ethischen und ästhetischen Momente des Musikdramas. Den jungen Verfasser der Apelbriefe dagegen sprach die Welt der Bühne zunächst nur mit dem bunten Allerlei ihrer Abwechslung an, das mit seiner aufgeregten, am Genuß des Augenblicks haftenden Gesamtstimmung so wohl harmonierte. ‚Das lustige Komödiantenvolk‘, schreibt er gelegentlich, ‚trägt so eine eigene Poesie und Phantasie um sich, die mir oft eine wohltuende Frische erhält, und wenn ich etwas zu beklagen hätte, so wäre es nur das, daß mir eben die Poesie zur Handlangerarbeit wird.‘ Dabei nahm es der junge Wagner mit dieser ‚Handlangerarbeit‘ aber doch sehr genau, und ihre Erfolge waren ihm dann auch wieder eine Quelle der Anregung und Freude. Er war damals als Kapellmeister am Stadttheater in Magdeburg engagiert und allen Berichten aus dieser Zeit zufolge hat er durch unausgesetzte künstlerische Arbeit die dortige Bühne auf eine sehr achtbare künstlerische Höhe gebracht. Der junge Künstler selbst äußert sich über Art und Erfolg seiner Tätigkeit in unseren Briefen gelegentlich ziemlich ausführlich. ‚Ich habe jetzt meine ganze Lust an der Praxis‘, schreibt er z. B. einmal; ‚— sie hat mir in der kurzen Zeit, da ich wieder hier bin, schon manchen schönen Lohn gebracht. Die hiesige Oper ist jetzt ganz mein Werk, und ich habe jetzt durch einen glücklichen Blick ein paar junge Talente an das Licht gezogen, die noch einmal in der Theaterwelt etwas erzählen sollen. Wer hatte an Minnas Schwester

gedacht, die in Braunschweig ganz unbedeutend dastand? Ich engagiere das Mädchen mit ihrer schönen Altstimme und habe ihr jetzt den „Romeo" einstudiert; — eine solche Sensation, wie sie, hat wohl noch selten eine Anfängerin gemacht; — die Leute waren wie rasend; die Oper mußte gleich bei einem brechend vollen Haus wiederholt werden, und das Lärmen war ähnlich wie bei der Devrient; — einen kleinen Tenoristen, Schreiber, habe ich ebenfalls so herausgesucht und bilde ihn zum größten Dank des Publikums aus. Das macht Freude! Und das alles ist mein Werk! Höre du, ich werde jetzt als Dirigent auch stolz. Meine Opern gehen prompt und exakt; wir studieren neue Opern — Jessonda (für hier ganz neu!) — Norma, Lestoq, alles soll jetzt frisch hintereinander weggehen. Dazu kommt jetzt unsere beispiellose Ordnung im Geschäft; — die Gagen werden auf den Punkt richtig bezahlt: alles ist gut, — gut! Und ich bin unumschränkter Herrscher über die Oper, das macht mir auch Freude! Vielleicht liefere ich etwas ähnliches wie Mendelssohn, — aber ich bin nur in Magdeburg, er in Leipzig, — das ist der Unterschied. Nun, es soll schon weitergehen! Ich fühle frische Spannkraft in mir.' Der frische, arbeitsfrohe Ton, der aus solchen und ähnlichen Äußerungen spricht, bezeugt zur Genüge, daß der kleine Abfall ins sinnenfreudige Lager des ‚jungen Deutschland' doch nichts weniger als entnervend auf unseren Künstler wirkt, daß er vielmehr so manche in ihm schlummernde Kräfte und Fähigkeiten wohl erst geweckt haben mag. —

Die Magdeburger Jahre, deren lebendiges Spiegelbild die neuen Apelbriefe bieten, brachten im übrigen bekanntlich auch für Wagners Leben eine bedeutsame Wendung. Denn dort lernte er in der Schauspielerin Minna Planer seine erste Gattin kennen. Unsere Korrespondenz gibt, worauf zum Schluß noch hingewiesen sei, nicht unwichtige Fingerzeige zum Verfolg der ersten Spuren dieses Verhältnisses. Zum ersten Male taucht Minnas Name auf in einem Brief vom 13. Dezember 1834, wo er die Künstlerin dem Freund als Vertreter in einer Rolle in dessen Drama Kolumbus empfiehlt. Von da an verschwindet der Name nicht mehr aus der Korrespondenz, die alsbald auch glühende Liebesschilderungen bringt, freilich wenig sentimentaler Natur, viel mehr ganz gestimmt auf den genußfreudigen Ton eines ächten Schülers, des die ‚Emanzipation des Fleisches' predigenden ‚Jungen Deutschland'. ‚Mache dir über Minna keine zu großen Grillen', heißt es da beispielsweise einmal; ‚ich überlasse alles dem Geschick. Sie liebt mich, und ihre Liebe ist mir jetzt viel wert; sie ist jetzt mein Zentralpunkt, gibt mir Konsistenz und Wärme; — ich kann ihr nicht entsagen. Ich weiß nur soviel, lieber Theodor, daß du das Süße eines solchen Verhältnisses noch gar nicht kennst; es ist nichts Gemeines, Unwürdiges oder Erschlaffendes dabei; unser Epikuräismus ist rein und kräftig; — nicht die erbärmlichen Nebenverhältnisse; — wir lieben uns und glauben **uns**, das übrige überlassen wir dem Geschick; das kennst du nun nicht, und so kann man auch nur mit einer Schauspielerin leben; — diese Hinwegsetzung über die Bürgerlichkeit kann man nirgends finden als da, wo der ganze Boden phantastische Willkür und poetische Lizenz ist.' Das klingt nun vorläufig recht schön; leider sollte sich ja aber dann die Sache später, als Wagner die Geliebte zu seiner Gattin gemacht hatte, in ungeahnt trüber Weise entfalten. —

Dr. Eugen Schmitz.

Das alte Madrigal im modernen Konzertsaal. Schon verschiedentlich ist im ‚Hochland' von der künstlerischen und kulturellen Bedeutung unserer modernen Musikrenaissance die Rede gewesen, die die eigenartigen Kunstwerke des Tonschaffens vergangener Jahrhunderte der Gegenwart als befruchtende Bereicherung zu vermitteln sucht. Die ständigen in dieser Richtung tätigen Institutionen unseres Musikbetriebs haben durch die Gründung und den weiteren Ausbau einer Münchener Madrigalvereinigung einen begrüßenswerten Zuwachs erfahren. Unter Jan Ingenhovens Direktion hat sich da ein Ensemble

von stimmlich reich begabten und trefflich geschulten Sängern und Sängerinnen zusammengefunden, das bei seinem Konzertieren in der letzten Saison sowohl nach technisch musikalischer Hinsicht wie auch in Stil und Auffassung im a cappella-Sang bereits künstlerisch sehr hochstehenden Anforderungen gerecht zu werden vermochte. Die Programme der Vereinigung bewegen sich zwar nicht durchweg auf dem Gebiete alter Musik, sondern berücksichtigen gebührendermaßen auch wertvolle neuere Vokalkunst; allein der Schwerpunkt ihrer Bedeutung dürfte, wie schon ihr Name andeutet, doch in der Pflege des mehrstimmigen Kunstliedes des 16. und beginnenden 17. Jahrhunderts liegen. Es ist schon verschiedentlich darauf hingewiesen worden, wie nahe gerade diese Gattung älterer Musik unserem Empfinden steht. Besonders das Madrigal, die vornehmste Erscheinungsform des italienischen a cappella-Liedes, hat durch seinen stark subjektiven Geist, sein modulations- und dissonanzenreiches Ausdrucksmaterial sehr intime Berührungspunkte mit der modernen Musik. Durch seine Einführung in den Konzertsaal wird ein in gewissem Sinne stilverwandtes vokales Seitenstück zum instrumentalen Streichquartett, der vornehmsten Form der neueren Kammermusik, gewonnen. Im Interesse des weiteren Ausbaus unseres Musikbetriebs wäre es daher sehr zu wünschen, daß sich in allen Musikzentren ähnliche Vereinigungen wie das neue Münchener Ensemble bildeten. Berlin besitzt mit der Barthschen Madrigalvereinigung ja bereits eine vorzügliche Institution gleicher Art. Dr. Eugen Schmitz.

Verschiedenes

Die Ausstattung unserer Gesang- und Gebetbücher. Der Herdersche Verlag in Freiburg i. Br. hat jüngst für die gebildete katholische Welt unter dem Titel ‚Seelengärtlein' ein Gebetbuch erscheinen lassen, das in der Tat die Lobsprüche verdient, mit denen es bei seinem Erscheinen begrüßt worden ist. Ist doch seine innere und äußere Gestaltung Händen von Meistern anvertraut worden: Stephan Beißel S. J., Heinrich Wallau, Otto Hupp. Die Herausgabe dieses typographischen Meisterwerkes erinnert aber zugleich daran, wie sehr es mit der Ausstattung unserer ‚Gesang- und Gebetbücher' im allgemeinen im Argen liegt. Sie sind in ihrem Äußern vielfach so kümmerliche, nach abgenutzter Schablone handwerksmäßig hergestellte Erzeugnisse, daß man nur bedauern kann, daß eine so hervorragende Gelegenheit, das Gute durch das Schöne zu wirken, immer wieder versäumt wird. Vielleicht ist es da am Platze, auf zwei vorzügliche Leistungen hinzuweisen, die man auf diesem Gebiete evangelischerseits aufzuweisen hat: das ‚Evangelische Gesangbuch für Elsaß-Lothringen' und das ‚Frankfurter Evangelische Gesangbuch'. Die beiden Bücher, die dem Schreiber dieser Zeilen auf der Sonder-Ausstellung für Christliche Kunst auf der Wiesbadener Ausstellung 1909 auffielen, sind neueren Datums. Das Gesangbuch für Elsaß-Lothringen hat (nach Mitteilungen von Herrn Pfarrer Wederling in Erbach am Rhein, der die Bücher in Wiesbaden ausgestellt hatte) im Jahre 1902 der Kunsthistoriker und Theologe Prof. Dr. Ficker in Straßburg besorgt (Verlag von J. H. Ed. Heitz in Straßburg i. E.); der wundervolle Buchschmuck ist von Professor Otto Hupp in Schleißheim bei München, demselben, der das vorgenannte ‚Seelengärtlein' ausgeschmückt hat und an dessen Zeichnungen wir uns schon über 25 Jahre beim ‚Münchener Kalender' erfreuen. Eine Frucht der Anregung Prof. Fickers ist das 1907 (im Verlage von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M.) erschienene Frankfurter Gesangbuch, wozu kein Geringerer als der Frankfurter Maler Prof. Wilhelm Steinhausen den Buchschmuck und eine Anzahl Bilder geliefert hat. Die Preise beider Bücher sind die normalen; sie sind nur teurer bei kostbaren Einbänden, die in reicher Auswahl zur Verfügung stehen.

In unseren Tagen ist der ästhetische Sinn im Volke so angeregt und der Geschmack weiterer Kreise so gehoben, daß auf die Ausstattung des Buches, das schon dem

jungen Menschenkinde in die Hand gegeben wird und das ihn durchs Leben begleiten soll, ein ganz besonderer Wert gelegt werden müßte. Und das erst recht in einer Zeit, die in der raffiniertesten Weise die künstlerischen Kräfte in den Dienst der schlechten Sache zu stellen weiß, wo auf tausend Wegen in der Form verführerischer Schönheit das Gift der Unsittlichkeit in die jugendlichen Herzen geleitet wird, in einer Zeit, wo oft genug die gemeine Gesinnung als entschuldigt gilt, wenn sie nur in schönem Gewande erscheint.

So manches Gotteshaus wird überreich ausgestattet, die ersten Künstler werden herangezogen, Hunderttausende werden gerne geopfert, daß es nur stilgerecht und kostbar wird, daß unsere Pfarrkirche ‚die schönste sei im ganzen Land'. Aber das Buch, das mit seinem ehrwürdigen Inhalt Generation um Generation begleitet, das wohl Vielen nach dem Katechismus das einzige religiöse Handbuch ist, dies Buch wird behandelt wie ein Massenartikel, ist ein Aschenbrödel der Kunst, und sollte doch wie wenig anderes eine sich Jahr um Jahr erneuernde Lebenskraft sein, die auch durch ihre geschmackvolle künstlerische Erscheinung mithilft, ‚unserem Volke die Religion zu erhalten'.

Noch einen Vorzug haben die beiden angeführten evangelischen Gesangbücher: sie geben bei jedem Lied mit den nötigen Daten die Namen dessen an, der die Worte, und dessen, der die Weise ersann, oder teilen wenigstens die Zeit der Entstehung mit. Handelt es sich doch um einen Schatz, dessen älteste Stücke tausende von Jahren zählen und zu dem alle Zeiten beigetragen haben. So ließe sich auch bei uns durch entsprechende Hinweise auf Ursprung und Entstehung viel Anregung und Belehrung spenden. Und auch dies würde dem Volke sein Gesang- und Gebetbuch in erhöhtem Maße lieb und wert machen.

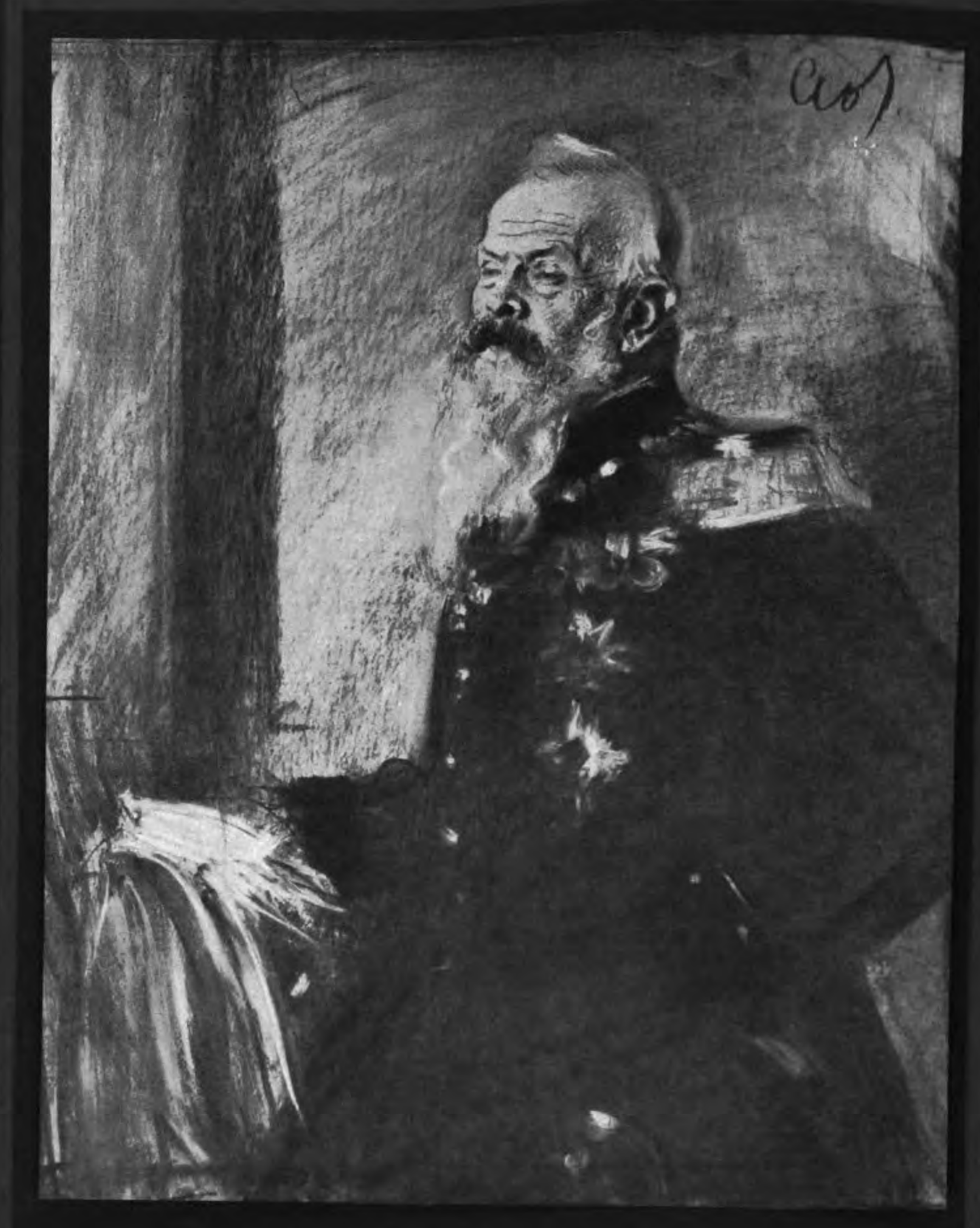
Dr. A. Kneer.

Unsere Kunstbeilagen

geben einige der hervorragendsten Bilder Albrecht Altdorfers wieder, dessen künstlerische Tätigkeit und historische Bedeutung Dr. Fritz Hoeber in dem betreffenden Artikel kritisch erörtert. — Besonders hingewiesen sei auf die große und schöne Photographie des Bildes ‚Maria in der Glorie' aus dem Kunstverlage von Franz Hanfstaengl-München, die unserer Reproduktion als Vorlage gedient hat.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.





Leo Samberger/Prinz-Regent Luitpold von Bayern



Achter Jahrgang Juni 1911

Die Anfänge der Regentschaft in Bayern

Von Hermann Grauert

Ueber dem Haupte des Prinzregenten von Bayern, Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Luitpold, leuchtet seit Jahren die Ehrenkrone des gottbegnadeten Alters. In besonderem Glanze aber erstrahlte diese Krone, als es dem verehrungswürdigen Regenten vergönnt war, unter freudiger Teilnahme des ganzen Volkes die Vollendung des neunzigsten Geburtstages am 12. März 1911 in festlich gehobener Stimmung zu begehen. Nicht nur in Bayern, sondern auch im übrigen Deutschland wie in der ganzen zivilisierten Welt sind dem greisen Wittelsbacher von Dankbarkeit und Verehrung getragene Huldigungen dargebracht worden. Allerorten wünschte man ihm Heil und Segen für den ferneren Lebensweg, für das ganze königliche Haus und für die Regierung des Landes.

Das Jahr, welches diese außergewöhnliche Geburtstagsfeier uns gebracht hat, stellt uns wenige Monate später vor die Vollendung der fünfundzwanzig Jahre, welche die Regentschaft in Bayern nunmehr bereits dauert.

Dieses Silberjubiläum regt naturgemäß zum Rückblick an und löst dabei mancherlei tiefernste Gedanken aus, die nicht abgewehrt zu werden brauchen, weil sie schließlich auch ihrerseits dazu beitragen, den Aufschwung der Herzen zu freudig bewegter Stimmung und dankbarer Gesinnung im Hinblick auf die glückliche Regentschaftsführung zu befördern.

I.

Das Jahr 1886 hätte in Bayern als das Zentenarjahr der 100 Jahre zuvor erfolgten Geburt König Ludwigs I. durch glänzende Festlichkeiten besonders ausgezeichnet werden sollen. In München vornehmlich war noch in der

letzten Maiwoche die Vertretung der Stadt, der Künstlerschaft und anderer weiterer Kreise geschäftig tätig, um für die Tage vom 8. bis zum 10. Juli 1886 prunkvolle Veranstaltungen zu Ehren Ludwigs I. vorzubereiten. Über der Stimmung in den beiden Kammern des bayerischen Landtags lag freilich bereits am 26. Mai ein schwerer Druck, als sie an diesem Tage ihre letzte Sitzung abhielten und danach durch Königliche Botschaft aus Schloß Linderhof vom 24. Mai ‚bis auf weiteres' vertagt wurden. Ein Wiener Blatt wußte aus München telegraphisch zu melden, daß schon am 25. Mai abends in München der Plan einer Regentschaft des Prinzen Luitpold für den schwer erkrankten König Ludwig II. als reif zur Ausführung erklärt worden sei. Neue, schwer zu überwindende Schwierigkeiten der Kgl. Kabinettskasse sollten dazu den Anlaß gegeben haben. Die Allgemeine Zeitung brachte freilich die Mitteilung, sie sei aus bester Quelle ermächtigt, diese Nachricht für unwahr zu erklären.

Die Schwierigkeiten bestanden aber tatsächlich und waren sehr ernster Natur, obwohl erst zwei Jahre zuvor die Verhältnisse der Kabinettskasse unter Mithilfe des Finanzministers Herrn von Riedel saniert worden waren. Freiherr von Lutz, welcher seit dem März des Jahres 1880 den Vorsitz im Ministerrat führte, hatte Ende April 1886 vertraulich mit leitenden Männern beider Kammern Fühlung genommen, um sich zu vergewissern, ob eine Mitwirkung des Landtages zu erlangen sei zur Regelung der neuangewachsenen Schuldenlast der Kgl. Kabinettskasse. Er stieß dabei auf Zurückhaltung und Ablehnung. In eingeweihten Kreisen erzählte man sich, Freiherr Georg von Franckenstein, damals der erste Präsident der bayerischen Reichsratskammer, habe Freiherrn von Lutz bei einer Unterredung, welche in diesem Zusammenhang stattfand, mit einem gewissen Anflug von Humor und Sarkasmus zugleich erwidert: ‚Exzellenz, wenn ich in Ihre Haut schlüpfen könnte, so würde ich einen Extrazug heizen lassen, nach Hohenschwangau fahren, den König um eine Audienz bitten und Seiner Majestät mit allem Ernst und Freimut die Notwendigkeit darlegen, in der Finanzgebarung der Kgl. Kabinettskasse die äußerste Sparsamkeit walten zu lassen und selbst in eine lebensvolle persönliche Verbindung zu treten mit den Räten der Krone wie mit dem treuen Volke.'

Am 7. Juni fand eine mehrstündige Konferenz sämtlicher Staatsminister beim Prinzen Luitpold statt. Die Tagespresse begann, sich mit den kommenden Ereignissen zu beschäftigen. Abenteuerliche Gerüchte wollten von einer bevorstehenden Einmischung der Berliner Regierungskreise wissen. Beschwichtigend wurde gemeldet, der Reichskanzler Fürst Bismarck habe noch in letzter Zeit die seit Jahren mit dem Könige Ludwig II. direkt geführte Korrespondenz auch darauf ausgedehnt, seinen guten Rat in dessen Interesse in loyalster Weise zu erteilen. Am Mittwoch den 9. Juni fand abermals mehrstündiger Ministerrat bei Sr. Kgl. Hoheit dem Prinzen Luitpold statt. Am gleichen Tage nachmittags 4½ Uhr begab sich eine besondere Staatskommission, welcher Staatsminister Freiherr von Crailsheim, Oberststallmeister Graf von Holnstein, Reichsrat Graf Törring u. a. angehörten, mit Extrazug nach Füssen, um von da weiter nach Schloß Hohenschwangau zu fahren und dem Könige die Einsetzung der Regentschaft amtlich kundzugeben. Am Donnerstag den 10. Juni erfolgte öffentlich

die feierliche Proklamation der Regentschaftsübernahme durch den Prinzen Luitpold unter Hinweis auf die schwere Erkrankung des Königs Ludwig II. und das andauernde Leiden des Prinzen Otto.

Die unmittelbar nachfolgenden, erschütternden Ereignisse sind allbekannt. König Ludwig II., der anfänglich entschlossen schien, der Regentschaft Widerstand entgegenzusetzen, hatte sich scheinbar in das Unvermeidliche gefügt und war am Samstag den 12. Juni, dem Vorabend vor Pfingsten, von Schloß Neuschwanstein nach Schloß Berg übergesiedelt. Am Abend des Pfingstsonntages, am 13. Juni, als er in Begleitung des die Pflege leitenden Obermedizinalrates Dr. von Gudden im einsamen Park des Schlosses Berg einen Spaziergang unternahm, bei welchem Gudden unvorsichtigerweise die nachfolgenden Wärter fortgeschickt hatte, suchte und fand der König den Tod in den Wassern des Starnberger Sees. Beim Versuche, ihn zu retten, erlitt der gewissenhafte Arzt das gleiche Schicksal. Ungeheuer war die Erregung der Bevölkerung, nicht zuletzt auch in München, als am Pfingstmontag den 14. Juni, einem trüb umwölkten Tage, die Kunde von diesen Schreckensereignissen sich verbreitete.

Mit einer Tragik, wie sie nicht oft über das Leben der Sterblichen hereinbricht, hatte sich des herbsten Geschickes bleierne Schwere auf das Haus Wittelsbach und über das bayerische Land niedergelassen. Der seit Jahren in geistiger Umnachtung lebende Prinz Otto mußte als König Otto ausgerufen werden. Nunmehr hatte für ihn Prinz Luitpold die Regierung zu führen. Der auf den 15. Juni nach München einberufene Landtag sah sich in die Notwendigkeit versetzt, das von der Staatsregierung in erdrückender Fülle vorgelegte Beweismaterial hinsichtlich der geistigen Erkrankung des Königs Ludwig II. in seiner zwingenden, durchschlagenden Kraft anzuerkennen. Einstimmig wurden in beiden Kammern die Beschlüsse gefaßt, welche die volle Rechtmäßigkeit der Einsetzung der Regentschaft für den erkrankten König Ludwig und demnach auch für den seit Jahren unheilbar erkrankten König Otto aussprachen.

Aber trotz dieser Einstimmigkeit der politischen Vertretung des Landes durchzitterte hochgradige Erregung weite Kreise des Volkes nicht nur in der Nähe der Königsschlösser im bayerischen Hochland und an Altbayerns herrlichen Seegestaden. Wetterfeste Männer sah man nach glaubhaften Berichten weinen wie Kinder. Vorwürfe wurden laut, welche sich gegen die Staatsregierung richteten. Allzulange habe sie zugewartet, zu spät die Regentschaft vorbereitet, und als es dann schließlich zu der unvermeidlichen, tiefschmerzlichen Aktion gekommen sei, da habe man bedauerliche Mißgriffe begangen bei der Auswahl der Personen, die als Kuratoren des erkrankten Königs bestellt waren, und bei der Entsendung der Staatskommission nach Neuschwanstein.

Die tragikomische Situation, in welcher die Staatskommission in der Nacht vom 9. zum 10. Juni bange Stunden verlebte, hat nach der Katastrophe vom 13. Juni zu dem unbegründeten Gerüchte Anlaß gegeben, die Minister Freiherr von Crailsheim und Freiherr von Feilitzsch würden genötigt sein, ihre Entlassung zu nehmen. Weder das in Neuschwanstein und Hohenschwangau stationierte Gendarmeriekommando noch der zuständige Bezirksamtmann von Füssen waren am 9. Juni von der bevorstehenden Regentschaftseinsetzung verständigt

worden. Ebensowenig war der Flügeladjutant des Königs, Hauptmann Graf Dürckheim, ins Vertrauen gezogen worden. Auch der Präsident der Reichsratskammer, Freiherr von Franckenstein, der sich freilich des besonderen Vertrauens des kranken Königs erfreute, war gänzlich außerhalb der sich aufdrängenden neuen Kombinationen gelassen worden. So ereignete sich denn das Unerhörte, daß die Staatskommission den König am 9. und 10. Juni überhaupt nicht zu Gesicht bekam. Als sie sich in der Nacht vom 9. auf 10. Juni im alten Schloß Hohenschwangau die Staatsgewänder angelegt hatte und um halb 3 Uhr frühmorgens sich in voller Uniform auf den Weg nach Neuschwanstein machte, um dem Könige, der zu dieser für andere Sterbliche ungewöhnlichen Stunde voraussichtlich zu treffen war, die amtliche Notifikation der Regenschaftseinsetzung feierlich zu überreichen, da sperrten ihr die wachthaltenden Gendarmen nebst den anwesenden wenigen Chevaulegers mit scharfer Waffe den Weg. Auch die rasch zusammengeblasenen Feuerwehren der umliegenden Ortschaften fanden sich zum Schutze des Königs in Neuschwanstein ein. Unverrichteter Dinge mußte die Staatskommission nach Hohenschwangau zurückkehren, wo sie die Uniformen ablegte. Gegen 5 Uhr morgens aber erschien hier ein Gendarm mit dem Befehl des Königs, die Mitglieder der Staatskommission zu verhaften. In der Frühe des Morgens des 10. Juni mußten der Staatsminister Freiherr von Crailsheim und die Grafen von Holnstein und von Törring sich wie Schwerverbrecher von acht Gendarmen und einem starken Trupp Feuerwehrleute nach Schloß Neuschwanstein hinaufeskortieren lassen. Dort wurden sie in ein keineswegs geräumiges Lokal eingesperrt und erhielten nach anderthalb Stunden unbehaglichen Wartens auch den zum Hofkavalier des Königs bestimmten Oberstleutnant a. D. Freiherrn von Washington, Obermedizinalrat Dr. von Gudden und Assistenzarzt Dr. Müller als Genossen ihrer Haft.

Der König hatte den Befehl erteilt, den erstgenannten drei Herren, von denen Graf Holnstein in früheren Jahren sein besonderes Vertrauen genossen hatte, die Augen auszustechen. Der Historiker weiß, daß diese etwas ungemütliche Behandlungsweise einstens in der byzantinischen Kaiserzeit am Hofe in Konstantinopel ein beliebtes Strafmittel gewesen, das namentlich auch gegen politisch verdächtige Personen in Anwendung gebracht wurde. Als die Erzählung von dieser immerhin schweren und peinlichen Bedrohung der Mitglieder der Staatskommission sich in München verbreitete, konnten kundige Kreise alsbald feststellen, daß der König nicht nur in der Sagenwelt Lohengrins und Parzivals, nicht nur in den Memoiren zur Geschichte Ludwigs XIV., Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. gut bewandert sei. Durch einen geschulten Philologen hatte er sich auch das Zeremonienbuch des byzantinischen Kaisers Konstantinos Porphyrogennetos aus dem X. Jahrhundert ins Deutsche übersetzen lassen, und zweifellos hatte er es eifrig studiert als Quelle byzantinischen Hofzeremoniells, wobei ihm auch das Augenausstechen als ein pädagogisches Hilfsmittel des byzantinischen Strafrechtes und der byzantinischen Politik bekannt geworden sein mag.

Der Gedankenflug des jungen Königs war einstens hoch hinaufgestiegen in den Äther einer dichterisch verklärten Traumwelt. Mehr und mehr schwand

ihm der feste Boden der Wirklichkeitswelt unter den Füßen. Eigenartig mutet es uns heute an, wenn wir in den Landtagsverhandlungen, welche in München nach den verhängnisvollen Junitagen des Jahres 1886 gepflogen wurden, die Symptome aufzählen sehen, welche damals auf die schwere psychische Erkrankung des Königs sichere Rückschlüsse gestatteten. In der Kammer der Abgeordneten war das Mitglied der Rechten, Abgeordneter Franz Bonn, bekannt auch als Dichter, der Berichterstatter über die Regentschaftsvorlage. Rückhaltlos trat er für die Unabweislichkeit und Legalität der Regentschaft ein. Unter den Symptomen für die geistige Erkrankung des Königs führt er nicht nur den Befehl auf, am Schloß Neuschwanstein ein Burgverließ oder eine Art von Bastille einzurichten. Auch den anderen Befehl des Königs glaubte er namhaft machen zu dürfen, eine Flugmaschine zu konstruieren und mit dieser den Versuch zum Überfliegen des Alpsees zu machen. Am 11. März 1911 vormittags hat bekanntlich der erprobte Aviatiker Wincziers in München vom militärischen Flugfeld Oberwiesenfeld auf seinem Blériot-Eindecker einen eleganten Flug über den englischen Garten, den Hofgarten, das Armeemuseum und die Kgl. Residenz mit großer Sicherheit ausgeführt und dabei dem Regenten seine Huldigung dargebracht, indem er über der Residenz und dem Armeemuseum Rosen aus den Lüften herabfallen ließ. Man mag sich auch der merkwürdigen Prophezeiung erinnern, welche Joseph Görres bereits in Straßburg in den Jahren 1822/1823 gewagt hat, in welcher er den Königen jener Tage vorausverkündigte, daß sie nicht bloß Seekönige, sondern danach in nicht zu ferner Zeit auch Luftkönige werden würden. Bei Ludwig II. gehört trotz alledem das gebieterische Verlangen, in einer Flugmaschine den Alpsee zu überfliegen, zu den krankhaften Erscheinungen.

In jenen Junitagen des Jahres 1886 war es die allerhöchste Zeit, mit der Einsetzung der Regentschaft voranzugehen. In der Kammer der Abgeordneten aber machte sich die auf der rechten Seite des Hauses gegen das Ministerium herrschende schwere Mißstimmung Luft in der Nachmittagssitzung des 26. Mai durch die Reden der Abgeordneten Dr. Stamminger und Walter. Stamminger schloß seine von warmer Herzensempfindung durchwehte Rede mit der bedeutsamen Versicherung des vollsten Vertrauens in die Weisheit, die Gerechtigkeit und die Vaterlandsliebe des Prinzregenten Luitpold von Bayern. Der Abgeordnete Walter dagegen gab seinen Worten eine schärfere persönliche Zuspitzung gegen das am Ruder befindliche Ministerium. Er meinte dasselbe nicht freisprechen zu können von jeder Mitverantwortung für die schwere über Bayern hereingebrochene Katastrophe. Ruhe und Friede und einträchtiges Zusammenwirken zwischen Regierung und Volk werde nicht möglich sein, solange nicht ein Wechsel in den Personen der Minister eingetreten sei. Nicht einmal einen Wechsel des Systems erklärte er fordern zu wollen, sondern lediglich einen Wechsel der Personen.

Dieser Ausspruch des Abgeordneten Walter hat nicht verfehlt, im Lager der eigenen Partei Befremden hervorzurufen. Edmund Jörg, der zur Zeit, als Bayerns ‚schwarzer Tag' über das Land hereinbrach, dem Landtage nicht mehr angehörte und als Einsiedler auf der Trausnitz dem Lärm der politischen

Tageskämpfe fern stand, die Vorgänge in der großen Welt aber doch scharf beobachtete, schrieb in der sorgenvollen Betrachtung, welche er in den Historisch-politischen Blättern vom 1. August 1886, Bd. 98 p. 234 f. dem bayerischen Verhängnis noch einmal widmete: ‚Endlich begreife ich nicht, wie irgend jemand sich einbilden konnte, daß Seine Kgl. Hoheit der Prinzregent, auf dem neuen Sorgenstuhle kaum niedergelassen, nun auch gleich die Minister, und namentlich deren Vorsitzenden, auf dessen Rat und Dienstleistung er in der entsetzlichen Krisis täglich und stündlich angewiesen war, ohne weiteres entlassen werde. Bedenkt man denn gar nicht, welch' schiefes Licht dadurch gerade auch auf die Nachfolger in einem neuen Kabinett gefallen wäre? Man kann der Meinung sein, daß insbesondere die Mehrheit der Kammer alles hätte aufbieten sollen, um auch den bloßen Schein einer solchen Anforderung nicht auf sich fallen zu lassen. Man würde es doch auch in den Wählerkreisen nicht mißverstanden haben, wenn nach der Rede des Dr. Stamminger namens der Fraktion erklärt worden wäre, zu irgendwelchen Demonstrationen sei die traurige Lage jetzt nicht angetan, wenn die Herren sodann ohne Widerrede auch der Vorlage wegen Abänderung einiger Verfassungsbestimmungen, die früher oder später doch unvermeidlich ist, zugestimmt hätten, wie der Prinzregent zuversichtlich erwartet hatte, und wenn sie so in der Stille der Landestrauer nach Hause gegangen wären. — Strenge genommen waren die Herren gegenwärtig nicht einmal provociert, und es mag sich jetzt vielleicht mancher selber sagen, daß es so besser gewesen wäre. Aber die kühle Erwägung behielt nicht die Oberhand. Die Mehrheit verweigerte im Ausschuß die Zustimmung zu der Verfassungsvorlage, und in der Fraktion wurde beschlossen, daß in der Plenarsitzung der Sturm gegen das Ministerium losbrechen solle. Was Wunder nun, wenn dem Prinzregenten die Tatsache mit der Hinweisung vermeldet wurde: „Da sehen Kgl. Hoheit diese Leute".‘

So weit Edmund Jörg in den ‚Zeitläufen‘ der Historisch-politischen Blätter. Was er vorausgesehen hatte, trat ein: die Verschärfung der Spannung zwischen dem Ministerium Lutz und dem Gros der Partei der Rechten in der Kammer der Abgeordneten. Auch die Mißstimmung des Regenten gegen die Wortführer der politischen Opposition in der Zweiten Kammer blieb nicht aus. Nicht als ob er sich gegen die ganze Partei von Abneigung hätte erfüllen lassen. Männer, wie Graf Konrad von Preysing und nicht wenige andere katholische Führer erfreuten sich in vollstem Maße des Vertrauens des Regenten. Aber daß gleich im Beginne der Regentschaft die Regentschaftsführung erschwert wurde durch die in der Zweiten Kammer aufsteigende Opposition gegen jene Verfassungsvorlage, welche dazu bestimmt war, in bezug auf die Beamtenernennung, die Veräußerung von Krongütern und die Einführung neuer Ämter die Regentschaftsführung vielmehr zu erleichtern, das mußte der Regent schmerzlich empfinden. Das Ministerium beugte dem Ausbruch eines Sturmes vor, indem es in der Sitzung der Zweiten Kammer vom 30. Juni diesen Gesetzentwurf zu § 18 Titel II der Verfassungsurkunde formell zurückzog.

Nach der feierlichen Beeidigung des Regenten aber und nach Schluß des Landtages glaubte das Staatsministerium seine Pflicht zu erfüllen, indem es

in seiner Gesamtheit dem neuen Regenten die Ministerportefeuilles zur Verfügung stellte. In der bedeutsamen Begründung dieses vom 5. Juli 1886 datierten Entlassungsgesuches war auf die Schreckensereignisse hingewiesen, welche mit der Einsetzung der Regentschaft verbunden waren und ebenso auf die dabei hervorgetretene höchste Aufregung des Volkes. Wenn auch die Minister erklärten, sich rein zu fühlen in ihrem Gewissen, so wiesen sie den Regenten doch auf die schweren Beschuldigungen hin, welche von ‚einer gewissen Partei und ihrer Presse' gegen das Ministerium erhoben wurden, das von ihr für alles Unheil in Bayern verantwortlich gemacht werde. Wenn die Minister dann fernerhin glaubten, daß ihre Verwaltung des Landes keine Kritik zu scheuen habe, so meinten sie doch dem Regenten nicht verhehlen zu dürfen, daß Se. Kgl. Hoheit durch Beibehaltung des Ministeriums die Regentschaft von allem Anfange an ‚zum mindesten in den Augen der genannten Partei' schwer belasten werde. Bereits am 6. Juli erfolgte die Antwort des Regenten, deren Veröffentlichung am 7. Juli abermals einem sensationellen Ereignis gleichkam. Se. Kgl. Hoheit erklärte, die gegen das Ministerium erhobenen Angriffe vermöchten nicht die in ihm feststehende Überzeugung zu erschüttern, daß das Gesamtstaatsministerium unter den schwierigsten Verhältnissen seine aufopfernde Hingebung an Krone und Land bewährt habe. ‚Das Bestreben des Gesamtstaatsministeriums ist, wie Ich in eigener reger Anteilnahme an den Staatsangelegenheiten seit Jahren wahrzunehmen Gelegenheit hatte, fortdauernd darauf gerichtet, in pflichtmäßiger, objektiver Würdigung der Sachlage die geistigen und materiellen Güter des Volkes zu erhalten und zu mehren. Von dem hierbei Erzielten steht Mir der Schutz der Religion und die Wahrung des Friedens unter den Konfessionen obenan; und ich empfinde es mit ganz besonderer Freude, daß zu öfteren Malen von der höchsten katholischen kirchlichen Autorität die vollkommene Befriedigung über die Lage der katholischen Kirche in Bayern ausgesprochen worden ist. Von großer Bedeutung sind auch die zahlreichen Bestrebungen des Ministeriums, welche die Stärkung des Wohlstandes und der Steuerkraft des Landes bezweckt und nach beiden Beziehungen, soweit die Regierung hiezu beizutragen vermag, relativ günstige Zustände angebahnt und gefestigt haben.' Deshalb spricht der Regent sämtlichen Ministern Seine volle Anerkennung aus für ihr bisheriges Wirken, insbesondere für ihr treues, gewissenhaftes Ausharren in den letzten schweren Zeiten, sowie Sein volles Vertrauen mit dem Beifügen, daß Er des Rates so diensterfahrener, erprobter Männer nicht entbehren möchte, vielmehr deren Verbleiben im Amte ausdrücklich wünsche. In dem Schlußsatze des hochbedeutsamen Schreibens wird der Hoffnung und der Erwartung Ausdruck gegeben, daß immer mehr und mehr alle jene, welchen das Wohl des teuren Vaterlandes am Herzen liege, dazu mitwirken werden, dem Lande vor allem die Segnungen des inneren Friedens zu sichern.

Durch diese einem Fanale gleich aufleuchtende Kundgebung des Regenten ist die innere politische Lage Bayerns für die zunächst folgenden vier Jahre in ihrer Eigenart gekennzeichnet worden. Aus der Spannung, wie sie seit Jahren zwischen dem Ministerium und der Krone auf der einen Seite und der Majorität der Rechten in der Zweiten Kammer des Landtages auf der anderen Seite

bestand, war eine Spannung zwischen der Majorität in der Zweiten Kammer und der neu eingesetzten Regentschaft hervorgewachsen.

Der objektive Historiker darf heute nach 25 Jahren auch bei Lebzeiten des Prinzregenten Luitpold in voller Unbefangenheit über die Schwierigkeiten der damaligen Lage urteilen. Wie unmittelbar unter dem Eindruck der aufregenden Ereignisse ein Veteran der bayerischen und deutschen Zentrumspartei, Edmund Jörg in Landshut, sich zu den Anfängen der Regentschaft gestellt hat, haben wir zum Teil bereits gehört. Nicht nur das Pronunziamento, welches der Abgeordnete Walter in der Kammer der Abgeordneten in ihrer Sitzung vom 26. Mai erließ, erschien dem ehemaligen Wortführer der alten Patriotenpartei als ein politischer Fehler. Auch die Opposition gegen die mehrfach erwähnte Verfassungsvorlage der Regierung vermochte er nicht zu billigen. Die schwere Krisis, welche der bayerische Staat bei Gelegenheit der Regentschaftseinsetzung des Juni 1886 zu durchlaufen hatte, schien dem katholischen Politiker nicht der geeignete Moment zu sein, um politische Forderungen einschneidender Natur, und insbesondere die Beseitigung des Ministeriums Lutz durchzusetzen.

Mit dieser Stellungnahme hat Jörg unzweideutig zu erkennen gegeben, was die Stunde gebieterisch heischte. Die Psychologie des Herrschers erfordert allerorten im politischen Leben besonders umsichtige und tiefgreifende Würdigung. Die rein gefühlsmäßige Beurteilung schwieriger politischer Lagen kann nicht Sache eines Herrschers sein, welcher konstitutionell gebunden ist und sich doch auch persönlich verantwortlich fühlt für die Wahrung der Rechte seines Hauses und das Wohl des von ihm beherrschten Landes. Die Einsetzung einer Regentschaft aber, die ohne den Willen, ohne die Mitwirkung des legitimen Herrschers, ja selbst im Gegensatze zu ihm eingerichtet werden muß, gehört in einer historisch gewordenen erblichen Monarchie stets zu den allerschwierigsten Problemen. Die Schwierigkeiten können wachsen, wenn es sich um einen monarchischen Staat handelt, der nicht für sich allein dasteht, sondern dem größeren Verbande eines zusammengesetzten Staates angehört, mag es sich nun um einen Staatenbund handeln oder um einen Bundesstaat. In dieser Lage befand sich Bayern im Jahre 1886.

König Ludwig II. hatte dem Grafen und späteren Fürsten von Bismarck sein ganz besonderes Vertrauen zugewandt, seitdem Bayern bei den Friedensverhandlungen mit Preußen nach dem Kriege von 1866 verhältnismäßig günstige Bedingungen, namentlich durch Bismarcks Bemühungen erlangt hatte. Zwischen dem bayerischen Könige und dem deutschen Reichskanzler wurde vornehmlich seit den Versailler Verhandlungen des November 1870 eine ziemlich rege Korrespondenz geführt, von welcher Proben im ersten Bande von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen zum Abdruck gelangt sind. Bismarck erklärt selbst in diesem Bande, er sei mit dem König seit der Thronbesteigung des letzteren bis an sein Lebensende in günstigen Beziehungen und verhältnismäßig regem brieflichen Verkehr geblieben. Dabei, sagt Bismarck, habe er vom Könige jederzeit den Eindruck eines geschäftlich klaren Regenten von national deutscher Gesinnung gehabt, wenn auch mit vorwiegender Sorge für die Erhaltung des föderativen Prinzips der Reichsverfassung und der verfassungs-

mäßigen Privilegien seines Landes. Bismarck hatte danach ein eigenes Urteil über die Regentenfähigkeit des Königs. Wiederholt hat der Reichskanzler den unauslöschlichen Dank für die bayerischen Fürsten und ihr Regentenhaus betont, der nicht nur bei ihm, sondern bei seiner Familie fest eingewurzelt sei, da die Bismarcks in der brandenburgischen Altmark schon im 14. Jahrhunderte durch vielfache Gnadenerweise Kaiser Ludwigs des Bayern ausgezeichnet worden. Und König Ludwig II. erklärte seinerseits unter dem 1. September 1880 in einem huldvollen Antwortschreiben: ‚Bei den innigen Beziehungen, in welchen Sie als der ruhmreiche große Kanzler zu mir stehen, war es für mich von besonderem Interesse, zu vernehmen, daß schon meine Vorfahren Anlaß hatten, Ihre Familie hochzuschätzen und auszuzeichnen*'. Man möchte daher glauben, daß auch die finanziellen Schwierigkeiten der Kgl. Kabinettskasse, wie sie in den ersten Monaten des Jahres 1886 neuerdings hervortraten, in der Korrespondenz zwischen König und Kanzler nicht unberührt geblieben sein können. Dann hätte Bismarck eventuell unmittelbare Veranlassung haben können, in die schwere bayerische Krisis noch vor dem Juni 1886 einzugreifen.

Die Einsetzung der Regentschaft selbst war freilich ein staats- und verfassungsrechtliches Internum Bayerns. Aber mit der neuen Beglaubigung des bayerischen Vertreters im Bundesrate, wie sie durch die Proklamierung der Regentschaft bedingt wurde, war dem Bundesrat und damit auch Preußen die Gelegenheit geboten, die Legitimation des bayerischen Bevollmächtigten zum Bundesrate eingehender zu prüfen. Daher war aller Anlaß gegeben gewesen, von München aus kurz vor der kritischen Aktion des 9. und 10. Juni mit den maßgebenden politischen Kreisen in Berlin Fühlung zu nehmen, damit man sicher sein konnte, von dieser Seite keine Einsprache erwarten zu müssen.

Zu dieser Sorge trat das Zartgefühl des Prinzen Luitpold gegenüber seinem königlichen Neffen hinzu. Nur zögernd und mit Widerstreben hat der Prinz die schwere Verantwortlichkeit, welche die Regentschaftseinsetzung ihm aufbürdete, auf sich genommen. Da unter den Agnaten des Kgl. Hauses nach gut verbürgten Meldungen nicht von allem Anfang an volle Übereinstimmung über die ins Werk zu setzende Aktion herrschte, so bedurfte es jedenfalls wiederholter Darlegungen des Staatsministeriums, um den Prinzen Luitpold für die Regentschaft zu gewinnen. Erst als die dira necessitas immer unabweisbarer hervortrat, hat er sich trotz vorgerückten Alters von 65 Jahren dazu verstanden, die Last der Regentschaft zu tragen.

Nach Lage der Dinge konnte er sich darauf aber nur einlassen, wenn ihm ein geschäftserfahrenes, tatkräftiges Ministerium zur Seite stand, das sich auch in Berlin vollen Vertrauens erfreute. Das war bei dem Ministerium des Freiherrn von Lutz tatsächlich der Fall, den Bismarck schon bei den Versailler Verhandlungen als die eigentliche tête forte der bayerischen Regierung schätzen gelernt hatte. So wäre es geradezu unnatürlich, unbegreiflich gewesen, wenn der Regent in der schwersten Stunde der neueren bayerischen Geschichte das Mini-

* Fürst Bismarck, Gedanken und Erinnerungen I, p. 372. Augsburger Abendzeitung vom 16. August 1890.

sterium Lutz entlassen haben würde. Die gemeinsame Arbeit, die gleiche Sorge und die schwere Verantwortung, welche die Regentschaftseinsetzung mit sich führte, sie brachten den Regenten naturgemäß in die innigste Verbindung mit seinem Ministerium. Der Regent hatte die volle Überzeugung von der hingebungsvollen treuen Pflichterfüllung der Minister in sich aufgenommen. Er würdigte den guten Zustand des Landes und schätzte die geachtete Stellung, welche Bayern im Deutschen Reiche einnahm. Der Friede unter den Konfessionen und nicht zuletzt das Wohl der katholischen Kirche in Bayern lagen ihm ganz besonders am Herzen. Das Ministerium war wiederholt in der Lage gewesen, dem Prinzen Luitpold Berichte des bayerischen Gesandten am Vatikan, des Freiherrn von Cetto, vorzulegen, in welchen von der vollkommenen Befriedigung die Rede war, die Papst Leo XIII. im Hinblick auf die Verhältnisse der katholischen Kirche in Bayern empfand. So durfte der Regent glauben, auch vom rein kirchlichen Standpunkt aus, die Weiterführung der Geschäfte vertrauensvoll dem Ministerium Lutz überlassen zu müssen.

Aus der schwerwiegenden Allerhöchsten Entschließung vom 6. Juli 1886 ist es vornehmlich der Satz von der vollkommenen Befriedigung des Papstes gewesen, welcher in der öffentlichen Meinung eine Flut von Erörterungen hervorrief. Allerorten empfand man ihn als einen Schlag, welcher gegen die allzu stürmisch vordrängenden Wortführer der Opposition von der Rechten geführt worden.

Wenn heute der Historiker rückwärtsschauend in vollkommener Objektivität den Gang erwägt, welchen die Dinge in Bayern in den nächstfolgenden Jahren genommen haben, dann wird er bei aller Ehrfurcht gegenüber dem Regenten, welche den Freimut nicht ausschließt, sagen müssen, die Entwickelung wäre ruhiger, wäre minder stürmisch verlaufen, wenn man die Vorsicht gehabt hätte, den Satz von der vollkommenen päpstlichen Befriedigung nicht zu veröffentlichen. Nicht als ob etwa der Satz keine völlig sichere diplomatische Unterlage gehabt hätte. Er war im Gegenteil in unanfechtbaren Berichten quellenmäßig bezeugt. Man wird auf ihn auch nicht wohl die bekannte Wahrheit anwenden dürfen, daß es im Staatsleben nicht gut sei, Aussprüche eines fremden Souveräns in das Internum des eigenen Staates übergreifen zu lassen. Diese letztere Wahrheit hat im Jahre 1902 durch die berühmte Depesche von Swinemünde eine erneute deutliche Illustration erfahren. Der Papst aber ist, wie schon Bismarck anerkannt hat, für Deutschland nicht lediglich ein Ausländer. Das Papsttum ist vielmehr für Deutschland wie für Bayern in bedeutsamen Beziehungen auch eine interne Institution. Aber die Befriedigung des Papstes und selbst die vollkommene Befriedigung Leos XIII. mit den Verhältnissen der katholischen Kirche in Bayern, so oft sie auch ausgesprochen sein mag, war immer eine diplomatische. Ein völlig erschöpfendes Urteil über die kirchlichen und staatskirchlichen Verhältnisse Bayerns sollte und konnte damit nicht abgegeben werden. Auch hier mußte man sich des granum salis erinnern, welches den Worten erst die rechte Würze gab. Der Papst wollte den Widerstreit, welcher in mancher Beziehung zwischen dem im Jahre 1817 abgeschlossenen Konkordat und dem mit der Verfassung im Jahre 1818 als zweite Beilage verkündigten Edikt über

die äußeren Rechtsverhältnisse der Religionsgesellschaften in Bayern besteht, nicht wegleugnen. Noch viel weniger wollte er diesen Widerstreit als vollkommen befriedigend erklären. So könnte man es wohl begreiflich finden, wenn die Verteidiger des im Jahre 1817 zwischen Bayern und dem Heiligen Stuhle abgeschlossenen Konkordates sich nicht zuletzt auch in Rom bemühten in der Absicht, eine neue Kundgebung des Papstes über das Konkordat und allenfalls entgegenstehende Bestimmungen des bayerischen Religionsediktes zu erwirken.

In der Tat erging zu Ende des Jahres 1887 ein überaus vorsichtig abgefaßtes Schreiben Leos XIII. an die Erzbischöfe und Bischöfe Bayerns, anhebend mit den Worten Officio sanctissimo und datiert vom 22. Dezember 1887. Die liberale Presse vermochte zunächst nicht die richtige Stellung zu diesem päpstlichen Aktenstück zu finden. In verlegenen Ausdrücken wand sie sich um den Block der päpstlichen Kundgebung herum.

Der Heilige Vater, welcher damals sich lebhaft bemüht zeigte, die Überreste des Kulturkampfes in Preußen zu beseitigen, erklärte gleich in der Einleitung seines Schreibens, daß es nicht seine Absicht sei, die kirchlichen Verhältnisse in Bayern mit denen in Preußen auf dieselbe Stufe zu stellen. Sein Wunsch geht aber dahin, auch in Bayern die Schäden (incommoda), welche sich zum Nachteil der kirchlichen Freiheit geltend machen, zu beseitigen. Nach einem Rückblick auf die ältere Kirchengeschichte Bayerns wendet sich der Papst alsdann der Frage der Erziehung und Ausbildung des Klerus zu, betont die Notwendigkeit einer gesunden Philosophie, empfiehlt Ehrfurcht gegen die weltliche Gewalt, welcher aber auch mannhaft Widerstand zu leisten sei, wenn sie in die Rechte Gottes und der Kirche übergreife. Nachdrücklich wird die Wichtigkeit des Schulwesens hervorgehoben. Die Staatsklugheit rate selber dazu, bei Unterweisung und Erziehung der Jugend den Bischöfen und dem Klerus gebührenden Einfluß zu gewähren, kirchenfeindliche aber oder kirchlich laue Elemente von der Lehrtätigkeit fernzuhalten. Besonders seien die Gefahren abzuwehren, welche von der Freimaurerei drohen. Die Sache der Religion und der Kirche müsse jeder Gutgesinnte zu der seinigen machen. Die Wahrheit müsse sich durchsetzen. Das werde auch für Bayern gelten. Da hier die Majorität der Bevölkerung dem katholischen Glauben angehöre, so zweifelt der Papst nicht, daß sie, auch diejenigen, welche an der Gesetzgebung und an der Leitung des Staates teilhaben, ihrer Mutter, der ringenden Kirche, mit aller Kraft zuhilfe kommen werden. Alle Katholiken Bayerns aber ermahnt der Papst zur Eintracht. Mit gesetzlichen Mitteln könnten die Katholiken die Verbesserung der öffentlichen Zustände verlangen, auch soweit die Kirche daran beteiligt sei. Ohne Grund hegten die Staaten Mißtrauen gegen die Freiheit der Kirche. In Bayern seien unter den Königen Max I. und Max II. Schwierigkeiten hervorgetreten, welche durch das Entgegenkommen der Herrscher beglichen seien. In der jüngsten Zeit seien diese Zugeständnisse freilich wieder abgeschafft. Der Papst aber schöpft aus dem religiösen Sinn und aus der Klugheit des Regenten das Vertrauen, daß der Regent selber für die Unversehrtheit der katholischen Sache eintreten und ihren Aufschwung unter Beseitigung der Hindernisse fördern werde.

Diese Enzyklika Leos XIII. gab für Bayern den Anstoß zu der lebhaften

Bewegung, welche in den Jahren 1888 auf kirchlichem und staatskirchlichem Gebiete einsetzte und unter gelegentlich heftigen Kämpfen bis in das Frühjahr 1890 fortdauerte.

Zunächst trat der bayerische Episkopat unter Führung der Erzbischöfe Antonius von Steichele von München-Freising und Friedrich von Schreiber von Bamberg in Aktion. Auf der Bischofsversammlung zu Freising wurde im Juni 1888 eine Denkschrift beraten, die unter Berufung auf die päpstliche Enzyklika vom 22. Dezember 1887 die Wünsche und Bitten zusammenfaßte, welche die Bischöfe hinsichtlich der Lage der Kirche auf dem Herzen trugen. In dem Bewußtsein ihrer heiligen Amtspflicht glaubten sie, diese vom 14. Juni 1888 datierte Denkschrift mit aller Freimütigkeit, aber auch in tiefster Ehrerbietung dem Regenten unmittelbar unterbreiten zu sollen. Erst im November des gleichen Jahres gelangte sie in den Einlauf der Kgl. Geheimkanzlei, und der Regent überwies sie nach eingehender Würdigung, erfüllt von aufrichtigem Wohlwollen für die katholische Kirche und eingedenk Seiner Regentenpflichten in Hinsicht auf Erhaltung der Staatsverfassung und der Rechte der Krone, dem Staatsministerium des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten, also dem Freiherrn von Lutz, zur Beantwortung. Die ‚im Namen Seiner Majestät des Königs' erteilte Antwort des Staatsministers ist vom 28. März 1889 datiert und hatte schon im Entwurf die volle Anerkennung des Regenten gefunden.

Die beiden Aktenstücke, die Denkschrift der Bischöfe und die Antwort der Staatsregierung, betonen mit allem Nachdruck den Wunsch, zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen, lassen aber ebensosehr die Schärfe der in der Praxis des öffentlichen Lebens hervorgetretenen Gegensätze erkennen.

Die Bischöfe erblicken in der zweiten Verfassungsbeilage und ihrem Widerstreite zum Konkordate von 1817 und dem daraus abgeleiteten staatlichen Anspruche, auch die Lehrentscheidungen des Vatikanischen Konzils dem Placetum regium zu unterstellen, eine empfindliche Verletzung der Rechte der katholischen Kirche. Auf dem großen Gebiete des Unterrichtes und der Erziehung der Jugend, von den Volksschulen angefangen bis hinauf zu den Universitäten, erstreben sie bei aller Anerkennung des noch bestehenden kirchlichen Einflusses eine Verstärkung desselben.

Die Antwort des Ministers hebt gleich im Eingange das tiefbegründete Interesse hervor, welches auch der Staat an der Erhaltung und Förderung des religiösen Sinnes im Volke nehme. An mehr als einer Stelle konnte der Minister auf das Entgegenkommen hinweisen, welches die Staatsregierung seit Jahren im Sinne der Wünsche der Bischöfe geübt habe. Die in dem bischöflichen Memorandum enthaltene Schilderung des auf den Landesuniversitäten herrschenden Geistes will der Minister nicht gelten lassen. Auch unter den Lehrern der bayerischen Hochschulen fände sich, wie in allen Kreisen der Bevölkerung, neben mancher Ungebundenheit tiefe religiöse Gesinnung und Lebensweise. Wenn aber auch, so fährt der Minister hier fort, die bayerischen Hochschulen auf dem Grundsatze der Freiheit des Forschens und der Lehre aufgebaut seien, und wenn die Staatsregierung auch im Vereine mit den akademischen Behörden bei Besetzung der erledigten Lehrstühle bemüht gewesen sei, für jeden derselben den möglichst

tüchtigen, wissenschaftlich hervorragendsten Mann zu gewinnen, so sei darum doch die religiöse Gebahrung der Kandidaten nicht schlechterdings außer Beachtung geblieben. Die Staatsregierung würde Anstoß genommen haben und Anstoß nehmen, auf einen Lehrstuhl einen Mann zu berufen, von dem bekannt oder nur mit Wahrscheinlichkeit anzunehmen wäre, daß er auf dem Katheder der Irreligiosität das Wort rede oder den Glauben seiner Hörer untergrabe.

In der großen Frage aber nach der Geltung der zweiten Verfassungsbeilage und des Konkordates hielt der Minister an dem von ihm seit nahezu 20 Jahren vertretenen Standpunkte fest. Das Placetum regium erstrecke sich nach der Verfassung auch auf Glaubenslehren der Kirche. Den Lehrentscheidungen des Vatikanums sei das Plazet nicht zuteil geworden. Daraus ergebe sich die bisherige staatliche Behandlung der Altkatholikenfrage als eine unabweisbare Konsequenz. Ohne Änderung der Verfassung könne nichts darin geändert werden. Vielmehr müsse an der unveränderten Geltung der Staatsverfassung und den darin begründeten staatlichen Gerechtsamen auch für die Folgezeit festgehalten werden.

II.

Als die beiden schwerwiegenden Aktenstücke noch im Frühjahr 1889 durch die Presse veröffentlicht wurden, zeigte sich sehr bald, daß das politische Wetterglas in Bayern auf Sturm deute. Zunächst erging unter dem 21. Mai 1889 ein päpstliches Schreiben an den Erzbischof von München. In der Antwort des Staatsministeriums, so erklärte hier der Papst, stünden einige Sätze, welche mit der katholischen Lehre nicht in Einklang gebracht werden könnten, welche vielmehr gegen die heiligsten Prinzipien verstießen, die von der Kirche stets in bezug auf ihr Verhältnis zum Staate vertreten worden seien. Gegenüber den entgegenstehenden Bestimmungen der zweiten Verfassungsbeilage will der Papst unverbrüchlich festhalten an dem Konkordat von 1817.

Im Sommer des Jahres 1889 wurde der erste bayerische Katholikentag vorbereitet, der die Geister in den Massen wecken und aufrufen sollte zum Kampfe gegen die der Kirche abträgliche Haltung der Staatsregierung. Nachdem schon in der Pfalz, in Neustadt a. d. Hardt, eine große Protestversammlung der pfälzischen Katholiken vorangegangen war, fand am 23. September 1889 die große Tagung der rechtsrheinischen bayerischen Katholiken in dem großen Saale der Münchener Kindl-Brauerei statt. Die Zahl der Teilnehmer wurde auf 15 000 geschätzt und mußte auf zwei Massenversammlungen verteilt werden. Den Vorsitz übernahm Fürst Karl zu Löwenstein. Die liberale Presse höhnte wegen des starken Überwiegens des bäuerlichen Elementes unter den Besuchern über den ‚Lederhosentag'. Auch im katholischen Lager war man nicht überall, das darf heute unumwunden ausgesprochen werden, mit der gleichen Begeisterung an die große Aktion herangetreten. Wenn unter den Münchener Wortführern der Bewegung immer lauter Herr Konrad Fischer hervortrat, der als Erbe des seligen Dr. Max Huttler Eigentümer des Bayerischen Kurier und durch Kauf auch Inhaber des Münchener Fremdenblattes geworden war, der also die beiden führenden Zentrumsblätter in München in gewissem Sinne beherrschte, so mußten besonnenere Männer bedenklich das Haupt schütteln. Niemals ist in Bayern

öfter als in diesem Zusammenhange vom Geschäftskatholizismus die Rede gewesen. Gegen ihn richtete sich nicht zuletzt auch das Mißtrauen des Hofes, das durch die spätere Entwickelung des Mannes eine gewisse Rechtfertigung erhalten hat. Wenn nun aber liberalerseits in den folgenden Wochen und Monaten die Verdächtigung und Hetze auch gegen ruhig denkende Männer losgelassen wurde, welche im Sinne der auf dem Katholikentage gefaßten Resolutionen öffentlich tätig waren, wenn die Partei des Zentrums als eine Clique von Klerikaldemagogen gebrandmarkt wurde, die, sobald sie zur Macht im Staate gelange, das ganze Porzellangeschirr des Staatshaushaltes in wilder Wut in tausend Stücke zertrümmern werde, so mußte der objektive Beobachter auch darüber bedenklich das Haupt schütteln.

Wenige Tage nach dem bayerischen Katholikentage trat der Landtag in München zusammen, der insbesondere das Staatsbudget festzustellen hatte. Die beiden großen Parteien in der Kammer der Abgeordneten hielten sich nahezu die Wage. Die Linke zählte 74, die Rechte 79 Mitglieder. Den letzteren gesellten sich aber in kirchenpolitischen Fragen die beiden Abgeordneten Dr. Rittler und Bucher zu. Den Liberalen schlossen sich in der entscheidenden Abstimmung auch drei bezw. vier konservative Mitglieder des Hauses an. So standen 81 gegen 78. Trotz dieses nur schwachen Übergewichtes unternahm es die Rechte, im Sinne der Hauptresolution des Katholikentages in die staatskirchliche Mauer der Regierungsposition Bresche zu legen.

Die Anträge, welche die Beseitigung des Placetum regium vom Gebiete der Glaubenslehren der Kirche und sodann die Ausscheidung der Altkatholiken aus der katholischen Kirche und ihre Anerkennung als Privatkirchengesellschaft zum Gegenstande hatten, kamen in der Kammer der Abgeordneten am 6., 7. und 8. November 1889 zur Verhandlung. Es waren große Tage in der Geschichte des parlamentarischen Lebens, Tage, an denen wieder einmal nicht bloß Deutschland, sondern Europa in den Sitzungssaal in der Prannerstraße hineinschaute. Als Wortführer der Regierung stand zum letzten Male Freiherr von Lutz auf der Mauer. Obwohl kurz darauf die Krankheit ausbrach, welche ihn Ende Mai 1890 nötigte, um seine Entlassung zu bitten, die ihm in allen Gnaden gewährt wurde, hat er in den stürmischen Sitzungen vom 6. und 8. November mit der ganzen Kraft und Zähigkeit seiner energischen Persönlichkeit gekämpft. Mit allem Nachdruck trat er ein für die verfassungsmäßige Geltung des Plazets im Hinblick auch auf Glaubenslehren der Kirche.

Es war dieselbe Auffassung, die er bereits im Mai des Jahres 1871 in einem höchst interessanten Memorandum entwickelt hatte, mit welchem er schon damals vor dem Gesamtstaatsministerium seine Haltung gegenüber dem Vatikanischen Konzil, sowie gegenüber den Altkatholiken darzulegen und zu rechtfertigen unternommen hatte. Dieses Memorandum, das selbstverständlich zu den Geheimdokumenten gehörte, die nur für das Ministerium bestimmt waren, ist auf bisher nicht völlig aufgeklärte Weise im Jahre 1878 im 39. Bande von Verings Archiv für Katholisches Kirchenrecht veröffentlicht worden. Eindringendes Studium läßt es als eine der wichtigsten Quellen zur Geschichte der staatskirchlichen Entwicklung Bayerns, ja ganz Deutschlands seit dem Jahre 1870

erkennen. Man sieht daraus, wie schwer Herr von Lutz im Mai 1871 mit den Problemen gerungen hat, die sich für das Ministerium aus den Entscheidungen des Vatikanums und der Opposition der Altkatholiken ergaben. Döllingers große persönliche Autorität glaubte Herr von Lutz über die Autorität des Konzils stellen zu müssen. Insofern ist der in dem Memorandum eingenommene Standpunkt ein der römisch-katholischen Anschauung feindlicher. Die antivatikanische Bewegung erscheint ihm nicht nur als sehr erklärlich, sondern auch als wohlberechtigt. Die Lehrentscheidungen des Vatikanums gelten ihm als staatsgefährliche Neuerungen. Der bayerischen Staatsregierung mutete er im Mai 1871 noch die Aufgabe zu, die weitere Verbreitung der Lehre von der ‚persönlichen Unfehlbarkeit' des Papstes und die Entfaltung ihrer Wirksamkeit mit allen in ihrer Macht stehenden Mitteln zu verhindern. Zu dem Ende holt er das Placetum regium aus der Rüstkammer des Staates hervor. Aber er ist freimütig genug, es als eine stumpfe Waffe zu bezeichnen und offen auszusprechen, daß der Staat heute niemandem mehr seinen Glauben vorschreiben könne. Das Placetum regium schwächt er schon im Jahre 1871, wie noch entschiedener in der Kammerverhandlung vom 6. November 1889, dahin ab, daß die Nichtgewährung desselben einem kirchlichen Dogma gegenüber nicht etwa die kirchliche Verbindlichkeit des Dogmas beeinträchtigen, sondern lediglich seine Wirksamkeit für die bürgerliche Rechtssphäre abwehren will. Um die offenkundigen Lücken zu schließen, welche im bayerischen Staatskirchenrecht klaffen, hält er schon im Jahre 1871 eine umfassende Revision und Ergänzung desselben für unerläßlich.

Bekanntlich haben die Majoritätsverhältnisse in der bayerischen Kammer der Abgeordneten eine solche Revision und Ergänzung, wie auch Herr von Lutz alsbald erkannte, unmöglich gemacht. Aber er hat auch das Reich zum Zwecke dieser Ergänzung in Bewegung gesetzt und bereits im Herbst 1871 den Kanzelparagraphen, die nach ihm benannte lex Lutziana, durchgesetzt. Bei ihrer Begründung in der 28. Sitzung des Deutschen Reichstages hat er als bayerischer Bevollmächtigter zum Bundesrate am 23. November 1871 öffentlich erklärt, daß ihm der vorgeschlagene Kanzelparagraph nicht als ein Universalmittel erscheine; er sei nur ein Bollwerk, welchem bei Revision des Kirchenstaatsrechtes, wie er sich die Sache dachte, andere nachfolgen müßten.

So wird man nicht zu weit fehlgreifen mit der Annahme, daß Herr von Lutz, als er im Frühjahr 1871 und dann wieder im Herbste dieses Jahres aus Anlaß der Reichstagsverhandlungen und Bundesratsgeschäfte in Berlin anwesend war und Gelegenheit hatte, mit den maßgebenden Persönlichkeiten der preußischen Regierung zu verkehren, diese Gelegenheit benützt haben wird, auch die preußischen Herren in ihrer Neigung zu einer Revision des preußischen Staatskirchenrechtes zu bestärken. Der große Bischof von Mainz, Wilhelm Emanuel Freiherr von Ketteler, welcher ja dem ersten Deutschen Reichstage als Mitglied angehörte, hegte selber die sehr bestimmte Ansicht, daß der preußische Kulturkampf unter anderem auch auf Einwirkungen der bayerischen Janus-Partei zurückzuführen sei*.

Selbstverständlich aber soll hier Herr von Lutz keineswegs als der eigentliche

* Otto Pfülf S. J., Bischof von Ketteler. Bd. III. Mainz 1899. S. 165.

Vater des preußischen Kulturkampfes verantwortlich gemacht werden. Rechtzeitig genug haben er und sein protestantischer Kollege im bayerischen Finanzministerium, Herr von Riedel, die schweren Fehler erkannt, welche die preußische Regierung unter dem neuen Kampfminister Adalbert Falk mit ihrem Kulturkampfsystem begangen hat. Und Herr von Lutz hat sich später redlich Mühe gegeben, diesen preußischen Kulturkampf von den blau-weißen Grenzpfählen abzuwehren. Nach Schließung der bischöflichen Fakultäten und Seminarien in Preußen haben Hunderte von jungen preußischen Theologen auf bayerischen Lyzeen, in bayerischen Fakultäten und Seminarien eine Unterkunft gefunden. Nicht wenige von ihnen sind auch für kürzere oder längere Zeit im bayerischen Seelsorgsdienst verwendet worden. Herr von Lutz hat da nie hindernd einzugreifen unternommen.

In der großen parlamentarischen Debatte am 8. November 1889 war Freiherr von Lutz offen genug, noch einmal auszusprechen, er halte die Lehrentscheidungen des Vatikanischen Konzils für staatsgefährlich. Freiherr von Crailsheim hat sich später bemüht, dieses Wort in seiner Tragweite abzuschwächen. Das Memorandum vom Mai 1871 beweist die Unstichhaltigkeit dieser Entschuldigung. Am 8. November 1889 fand Freiherr von Lutz die Staatsgefährlichkeit insbesondere auch in der Vatikanischen Entscheidung über den Universalepiskopat des Papstes begründet. Diese Ansicht des bayerischen Staatsministers darf ein gewisses Befremden auslösen. Den Universalepiskopat des Papstes hatte ja die bayerische Staatsregierung seit langem und wiederholt durch sehr konkludente Handlungen anerkannt. Das Konkordat vom 5. Juni (Oktober) 1817 hatte König Maximilian I. doch mit niemand anderem abgeschlossen als mit dem Papste Pius VII. Sehr wesentliche Kronrechte, wie das Recht der königlichen Nomination zu den bayerischen Bistümern, sind durch dieses Konkordat begründet worden. Der Papst schloß es ab als kirchlicher Souverän der katholischen Kirche Bayerns. Bayerns König und Bayerns Regierung haben ihn vorher wie nachher als solchen unentwegt anerkannt. Sollte nun etwa im November 1889 die bayerische Staatsregierung irgend ein Interesse daran gehabt haben, dem Papste seine Qualität als geistlicher Souverän der katholischen Kirche in irgendeinem anderen außerbayerischen Lande des Erdkreises abzuerkennen? Oder wollte Herr von Lutz im Spätjahr 1889 den Papst nur insoweit als epicopus universalis der Gesamtkirche anerkennen, als er sich bereitwillig gezeigt hatte, dem Könige von Bayern bezw. seiner Staatsregierung Konzessionen zu machen auf bayerisch-kirchlichem Gebiete?

Die Schärfe der Gegensätze trieb die Wogen der politischen Erregung hoch empor. Ihren Abschluß fand die Verhandlung in der Kammer der Abgeordneten in jener dramatisch bewegten Szene, als der Abgeordnete Dr. Daller im Namen sämtlicher Mitglieder der Zentrumsfraktion die Erklärung abgab, daß er und seine politischen Freunde den von ihnen geleisteten Verfassungseid nicht in jener Ausdehnung geschworen hätten, welche Minister Freiherr von Lutz in der von ihm vorgetragenen Interpretation der Verfassungsurkunde dem Verfassungseide zu geben versucht habe. Des weiteren erklärte der Abgeordnete Daller in aller Förmlichkeit, daß er und seine politischen Freunde gegenüber der in den Plenar-

sitzungen vom 6. und 8. November neuerdings bekundeten Stellungnahme des Kultusministers eine dementsprechende Haltung bei der Beratung des Kultusbudgets einnehmen würden.

Diese Erklärung erregte großes Aufsehen sowohl hinsichtlich ihres auf den Verfassungseid bezüglichen Inhaltes als auch durch die Ankündigung einer Behandlung des Kultusbudgets nach politischen Gesichtspunkten. Die Regierung tat klug daran, die Eideserklärung auf sich beruhen zu lassen. Die Beschneidung des Kultusbudgets aber schien sich verwirklichen zu sollen, als man am Ende des Jahres 1889 Einblick in das vom Abgeordneten Dr. Daller gefertigte Referat zum Kultusetat erhielt. Alle nicht unumgänglichen Neuforderungen des Budgets, darunter insbesondere Positionen für Universitäts-Institute und Universitäts-Professuren, dann aber auch 100 000 M. Mehrforderungen für die Ergänzung der Kunstsammlungen des Staates waren zum Abstrich empfohlen. Insgesamt beliefen sich die unter politischem Gesichtspunkte beanstandeten Posten auf mehr als $2^1/_2$ Millionen Mark.

Freiherr von Lutz mußte als kranker Mann das Bett hüten und die Vertretung seines Etats seinem dazu vom Regenten besonders bevollmächtigten Kollegen Freiherrn von Crailsheim überlassen. Aber auch vom Krankenlager aus verfolgte Herr von Lutz den Gang der Dinge, zunächst im Finanzausschuß, dann in den Plenarsitzungen beider Kammern des Landtages mit gespanntester Aufmerksamkeit. Die Erregung der Gemüter in beiden großen politischen Lagern dauerte an. Die drohenden Abstriche am Kunstetat brachten die kunstbeflissene Jugend der Kunstakademie in Bewegung. Die Münchener Neuesten Nachrichten sekundierten ihr mit ihrem gröbsten Geschütz. Am 7. März 1890 war der Abgeordnete Dr. Orterer die Zielscheibe lärmender feindlicher Demonstrationen, die sich vor seiner Wohnung in der Salzstraße Nr. 20 (heute Arnulfstraße) abspielten. In der Kammer war die Rede von einer Vertagung der Verhandlungen, um dem unerträglichen Druck von außen auszuweichen.

Hinter den Kulissen aber hatte sich die Entspannung der nahezu unerträglich gewordenen Lage vorbereitet. In der Kammer der Reichsräte hatte in der Sitzung vom 10. Februar 1890 selbst ein so maßvoll und so national empfindender Mann wie der Freiherr von Würtzburg dem Wunsche nach Beruhigung der Gemüter lebhaften Ausdruck gegeben. Die Anwendung des Plazets auf Glaubenslehren erklärte er für unvereinbar mit dem Wesen der katholischen Kirche. Die vom Minister vorgetragene, milde abschwächende Auslegung des Plazets schien ihm nicht zu genügen. Auch müsse, wenn vom Ministertische die Tegernseer Erklärung König Max' I. vom 15. September 1821 für bedeutungslos erklärt werde, der Erklärung eines Ministers noch viel weniger Bedeutung zugesprochen werden. Wenn ihm auch die Lösung der über das Plazet angeregten Kontroverse unter der Regentschaft unmöglich erschien, so wünschte Freiherr von Würtzburg doch, zum Zwecke der Beruhigung des katholischen Volksteiles in dem Votum der Kammer der Reichsräte ein gewisses Wohlwollen zum Ausdruck gebracht zu sehen.

Das Ergebnis der Reichsratsverhandlungen ging schließlich dahin, daß in einem gewissen leichten Gegensatz zur Ansicht der Staatsregierung die Frage,

ob das Plazet sich auch auf Glaubenslehren der Kirche erstrecke, in dem Referat des Reichsrates Dr. von Neumayr als kontrovers hingestellt wurde. Das war immerhin ein gewisses Entgegenkommen gegenüber der von der Majorität der Zweiten Kammer vertretenen Anschauung, wenn auch der einschlägige Beschluß der Zweiten Kammer aus formalen Gründen abgelehnt werden mußte.

Wenn man übrigens unbefangen die Darlegungen des Memorandums liest, welches Minister von Lutz im Mai 1871 dem Ministerrate erstattet hat, so muß man aus seinen eigenen staats- und kirchenrechtlichen Auseinandersetzungen Schlußfolgerungen ziehen, die von denen des Verfassers abweichen. Der Herr Minister sagte damals bereits sehr zutreffend, daß nach der Idee der katholischen Kirche ihr Glaube nur ein einheitlicher sein könne. Durch das Plazet ihn durchbrechen zu wollen, gehe nicht an und sei auch nicht die Absicht der katholischen Staaten in früheren Jahrhunderten gewesen, die das Plazet nicht auf so wichtige Fragen wie Glaubensentscheidungen hätten anwenden wollen. Wenn das zutreffend ist, dann kann auch durch die bayerische Verfassungsurkunde vom 26. Mai 1818 nicht eine Erweiterung der alten Institution des Plazets über ihren früheren Inhalt hinaus erfolgt sein, zumal sich die zweite Verfassungsbeilage ausdrücklich auf die alten einschlägigen kurfürstlichen Generalmandate beruft.

Trotz alledem war Herr von Lutz im Mai 1871 zu dem Konklusum gelangt, daß das Plazet auch für Glaubenslehren gelte, und er war auch im Frühjahr 1890 nicht gewillt, diesen Standpunkt formell aufzugeben, obwohl er längst durchbrochen war und die bayerische Staatsregierung selbst die Verkündigung des Dogmas von der Infallibilität des päpstlichen Lehramts wesentlich gefördert hatte durch Approbation der in den bayerischen Volks- und Mittelschulen amtlich eingeführten Katechismen und Religionshandbücher. Die Fiktion, daß den Entscheidungen des Vatikanums für die bürgerliche Rechtssphäre keine Wirksamkeit zukomme, sollte auch für die Zukunft aufrechterhalten werden. Zur Beruhigung der aufgeregten Gemüter aber sollten trotz allebem die Altkatholiken geopfert, als nicht mehr zur katholischen Kirche gehörig staatlicherseits qualifiziert werden.

Bei allem Ernste der Sachlage kann sich der ruhige Beobachter des Lächelns nicht erwehren, wenn er den Weg verfolgt, den der kranke Freiherr von Lutz einschlug, um zu diesem Ziele zu gelangen. Er bedurfte zu dem Ende des amtlichen Ausspruches einer katholischen Bistumsverwaltung, daß die Altkatholiken nicht nur in der Frage des Vatikanums, sondern auch noch in einem anderen Punkte von der Lehre der katholischen Kirche abgewichen seien. Das Kapitelsvikariat der verwaisten Erzdiözese München-Freising, vertreten durch den erwählten Bischof von Passau, früheren Generalvikar von München, Dr. Michael von Rampf, lieferte unter dem 10. März 1890 das vom Ministerium gewünschte amtliche Gutachten über die Glaubensdefekte der Altkatholiken. Man erzählte sich, ein erstes Gutachten des Kapitelvikariates habe nicht die Billigung des Herrn Ministers gefunden. Das zweite aber sei akzeptiert worden. In diesem wird sehr nachdrücklich die Abweichung der Altkatholiken vom Vatikanum geltend gemacht. Dann aber heißt es, sie leugneten außerdem den

Ehren- und Jurisdiktionsprimat des Römischen Papstes. Endlich verneinten sie auch öffentlich das katholische Dogma der unbefleckten Empfängnis Mariä. Zum Belege wurde kurzerhand auf die Nummer 8 des Deutschen Merkur vom 22. Februar 1890 hingewiesen.

Darauf erließ Freiherr von Lutz unter dem 15. März 1890 die berühmte Ministerialentschließung, welche neuerdings die Ausschließung der Altkatholiken auf Grund der Nichtanerkennung des Vatikanums staatlicherseits ablehnt. Die beiden anderen Ausschließungsgründe aber ließ der Herr Minister sofort gelten, ohne vorgängige Einvernahme der altkatholischen Religionsgesellschaft. Die Leugnung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis wurde dabei besonders gewürdigt. Freilich war auch dieses Dogma niemals plazetiert worden. Der Minister aber berief sich auf den Fall des vormaligen Kooperators Thomas Braun zu Holzkirchen, der vom bischöfl. Ordinariat Passau seinerzeit wegen Nichtanerkennung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis exkommuniziert war. Das Staatsministerium habe daraufhin ausgesprochen, daß der Priester Thomas Braun der besonderen priesterlichen Standesrechte verlustig gegangen sei und insbesondere den eventuellen Anspruch auf den Tischtitelgenuß verloren habe. Wenn daher auch diesem Dogma eine wörtliche Plazetierung niemals zuteil geworden sei, so sei dasselbe doch durch Handlungen und Entschließungen der K. Staatsregierung, welche eine andere Deutung nicht zuließen, tatsächlich plazetiert worden. Deshalb wurde staatlicherseits die Ausscheidung der Altkatholiken aus der katholischen Kirche anerkannt; etwas später wurden ihnen auf Antrag der kirchlichen Vertretung der Altkatholiken für das Königreich Bayern die Rechte einer privaten Religionsgesellschaft gewährt.

Der ministerielle Erlaß vom 15. März 1890 rief allerseits die größte Sensation hervor. In der Zentrumspartei der Kammer der Abgeordneten waren die Ansichten geteilt. Eine Gruppe von Abgeordneten, die sich entschieden kirchlicher Gesinnungen befleißigte, war mit der Ministerialentschließung höchlichst unzufrieden, da darin noch immer die Nichterteilung des Plazet gegen die vatikanischen Lehrentscheidungen aufrechterhalten wurde. Andere, ebenfalls gut kirchliche Kreise, meinten, die Tatsache der staatlichen Ausscheidung der Altkatholiken aus der katholischen Kirche als einen immerhin beachtenswerten Erfolg der letzteren dankbar begrüßen zu sollen. Auch der päpstliche Nuntius, Msgr. Agliardi, noch gegenwärtig als Kardinalbischof von Albano eine Zierde des Kardinalkollegiums, war der Anschauung, man müsse den Erfolg der staatlichen Ausscheidung der Altkatholiken utiliter akzeptieren bei aller Verurteilung der dafür geltend gemachten Motive der Ministerialentschließung vom 15. März 1890. — Aus dem Kreise der erstgenannten Gruppe suchte man auch die maßgebenden Kreise im Vatikan gegen die Entschließung des Ministers und gegen den Nuntius einzunehmen. Msgr. Agliardi hat bald danach in engerem Kreise erklärt, er wäre bei diesem Feldzug zu Fall gekommen, wenn er sich nicht des besonderen Vertrauens des Papstes Leos XIII. zu erfreuen gehabt haben würde. So gab das auch in der Presse verbreitete Gerücht von der Abberufung des Nuntius nur eine Phase vereitelter Bestrebungen wieder. In Wahrheit bedeutete die staatliche Absägung der Altkatholiken einen be-

deutsamen Erfolg der mit dem päpstlichen Rundschreiben vom 22. Dezember 1887 eingeleiteten, von dem Memorandum der Bischöfe im Jahre 1888, dem bayerischen Katholikentage und der Kammerfraktion der Rechten im Jahre 1889 fortgesetzten kirchenpolitischen Aktion.

Der starken Erregung, welche die altkatholischen Kreise durchzitterte, gab der pfälzische Abgeordnete Dr. Deinhard-Deidesheim in der Zweiten Kammer lebhaften Ausdruck. Nach der Stellung, welche der Minister v. Lutz in den Jahren 1870—73 eingenommen hatte, war das abrupte Verfahren im Jahre 1890 in der Tat schwer zu begreifen. Das Placetum regium kann seiner ganzen geschichtlichen Entwickelung entsprechend nur verbis explicitis und zwar von seiten des Landesherrn erteilt werden, nicht aber durch konkludente Handlungen und noch viel weniger durch konkludente Handlungen der Staatsregierung. Wenn aber das letztere zulässig wäre, dann müßte in Bayern nicht nur das Dogma von der unbefleckten Empfängnis Mariä, sondern auch das Dogma von dem unfehlbaren Lehramt des Papstes längst als tatsächlich plazetiert erscheinen, da die Kgl. Staatsregierung seit Jahren die Katechismen und Religionshandbücher für die Volks- und Mittelschulen ausdrücklich approbiert hat, in welchen die Lehre von dem unfehlbaren Lehramt des Papstes vorgetragen wird. Von einer Verhinderung der weiteren Ausbreitung dieser Lehre, wie sie die Lutzsche Denkschrift vom Mai 1871 als geboten erklärt hatte, ist absolut nicht mehr die Rede. Mit Recht durfte sich der altkatholische Abgeordnete Dr. Deinhard in der Kammersitzung vom 21. März 1890 auch darüber beklagen, daß dem Ministerium der einfache Hinweis auf einen nichtamtlichen Artikel des altkatholischen deutschen Merkurs Nr. 8 vom 22. Februar 1890, dessen Verfasser allerdings Professor Dr. Johann Friedrich war, genügt hatte, um die Altkatholiken der Leugnung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä überführt zu halten.

Wenn nun einmal das Plazet in seiner Geltung für Glaubenslehren in Bayern aufrechterhalten werden sollte, so wäre es im Frühjahr 1890 jedenfalls einfacher gewesen, den vatikanischen Lehrentscheidungen das Plazet kurzerhand zu erteilen. Als es sich im Jahre 1907 um die große Enzyklika Pascendi des gegenwärtig regierenden Papstes Pius' X. handelte, die den Modernismus in Philosophie und Theologie verurteilte, da hat der Herr Staatsminister Dr. von Wehner klugerweise diesen Ausweg der Plazetierung der päpstlichen Kundgebung erfolgreich beschritten. Der Sturm, der damals einen Augenblick lang loszubrechen drohte, hat sich sehr bald gelegt. Auch Dr. Franz Joseph von Stein, Erzbischof von München, hat das Breve Valde miramur, von dem man fabelte, niemals erhalten.

Im Frühjahr 1890 hat man gleichfalls in Rom den Wert der letzten von Herrn von Lutz gemachten Konzessionen alsbald richtig einzuschätzen verstanden.

Herr von Lutz hat sich noch in seiner letzten Lebenszeit in Berlin redlich bemüht, durch den Bundesrat vom Haupte der Redemptoristen den Bann hinwegnehmen zu lassen, der seit 1872 auf ihnen ruhte. Auch hier offenbart sich wieder einmal eine der vielen Ironien der Weltgeschichte: Das wissenschaft-

liche Gutachten, welches Herr von Lutz ausarbeiten ließ, um dem Bundesrat zu beweisen, daß die Redemptoristen mit den Jesuiten nicht verwandt seien, wurde ihm durch niemand anderen als durch den hochbetagten Reichsrat Ignaz von Döllinger geliefert. (Am 21. September 1889, vgl. Joh. Friedrich, Döllinger III, 677 ff.)

Die mit dem 21. März 1890 in der Kammer der Abgeordneten beginnenden Verhandlungen über das Kultusbudget verliefen nach der von Freiherrn von Lutz in der Altkatholikenfrage gemachten Konzession im allgemeinen friedlich, wenn auch die Kunstpostulate nicht in vollem Umfange bewilligt wurden.

Eine neue Sensation trat noch in den letzten Wochen der Amtsführung des Freiherrn von Lutz hervor: die Vereitelung des für München geplanten Deutschen Katholikentages. Das Jahr zuvor hatte die Katholikenversammlung unter dem Vorsitze des Freiherrn von Hertling im westfälischen Industriegebiet zu Bochum getagt. Hier war beschlossen worden, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im Jahre 1890 in München abzuhalten. In München trat auch im Frühjahr 1890 ein Lokalkomité zusammen, das die Vorbereitung der Versammlung in die Hand nahm. Da aber hier wiederum der Einfluß des Zeitungsverlegers Konrad Fischer allzustark hervortrat, so waren auch gut katholische Persönlichkeiten gegenüber dem Vorhaben, die Generalversammlung gerade in München zu veranstalten, einigermaßen zurückhaltend. In den Kreisen des Hofes und der Regierung befürchtete man von einer neuen großen katholischen Tagung in München, so kurz nach dem bayerischen Katholikentage von 1889, eine Neubelebung der kirchenpolitischen Erregungen. Insbesondere meinte man, die geplante Münchener Generalversammlung werde eine neue Aktion auf dem Gebiete der Schulpolitik einleiten. Im Geiste sahen einige Leute sorgenvoll so etwas wie eine staats- und friedensgefährliche Verschwörung zwischen dem Fürsten Karl Löwenstein, Exzellenz Windthorst und dem Bischof Senestrey von Regensburg bei unheilvoller Arbeit beschäftigt. Tatsächlich war Ende April Freiherr von Hertling durch Freiherrn von Crailsheim von den Befürchtungen verständigt worden, welche auch an der allerhöchsten Stelle nicht ganz abgewehrt werden konnten. Eine vom Fürsten Löwenstein an den Regenten gerichtete Vorstellung wurde vom Generaladjutanten Freiherrn von Freyschlag in ziemlich scharfem Tone am 3. Mai beantwortet. Auch der neue Erzbischof von München, Antonius von Thoma, glaubte die Tagung in München für dieses Jahr inopportun halten zu sollen. Da trotz alledem die Vorbereitung des Katholikentages in München weiter betrieben wurde, so erging unter dem 15. Mai ein Allerhöchstes Handschreiben an den Erzbischof, worin der Regent erklärte, nicht gegen die Abhaltung der diesjährigen Generalversammlung überhaupt richteten sich seine Bedenken, sondern gegen die Abhaltung derselben in München. Diesem Allerhöchsten Schreiben gegenüber mußten alle besonnenen Elemente dafür eintreten, die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in eine andere Stadt zu verlegen. In Koblenz a. Rh. fand die Tagung statt, an welcher Windthorst zum letzten Male teilnehmen durfte. Im folgenden Jahre, am 14. März 1891 raffte der Tod den edlen Streiter mitten aus der parlamentarischen Arbeit und aus großen poli-

tischen Erfolgen hinweg. Der Deutsche Kaiser hat ihn noch im Tode hochgeehrt, und der Prinzregent Luitpold spendete für den Bau der neuen katholischen Kirche in Hannover, welche nicht zuletzt auch das Andenken Windthorsts verewigen sollte, einen Beitrag von 10 000 Mark. So wollte auch Bayerns Regent an der Ehrung des großen führenden Parlamentariers der Zentrumspartei seinen Teil haben.

Glaubwürdig wird versichert, daß Minister Freiherr von Lutz die Veröffentlichung des unter dem 15. Mai 1890 in Sachen des Katholikentages an den Herrn Erzbischof von München gerichteten Allerhöchsten Handschreibens entschieden mißbilligt habe; ebenso die im Jahre 1889 erfolgte Veröffentlichung der Allerhöchsten Zustimmung zur ministeriellen Beantwortung der Denkschrift der bayerischen Bischöfe vom 14. Juni 1888. In seinem körperlichen Befinden war abermals eine Verschlimmerung eingetreten, die ihn veranlaßte, am 31. Mai den Regenten um Enthebung von seinem Amte zu ersuchen. Ohne Verzug wurde dieser Bitte mit einem überaus gnädigen Allerhöchsten Handschreiben entsprochen. Der Regent betonte dabei noch einmal die treueste Hingabe an Krone und Land, mit welcher der scheidende Minister seine volle Kraft eingesetzt und geopfert habe. Einzig und allein der Umstand, daß der Minister sich selbst den Anstrengungen des verantwortungsvollen Dienstes körperlich nicht mehr gewachsen fühlte und von einem längeren Verbleiben in der Aktivität die ernstlichste Gefährdung seiner Gesundheit zu besorgen habe, vermochte den Regenten zu bestimmen, seiner Bitte zu entsprechen. Im Verlaufe des Sommers, welchen Freiherr von Lutz in seiner Villa zu Oberpöcking am Starnbergersee zubrachte, verschlimmerte sich sein Leiden in zunehmendem Maße. Am 3. September 1890 hatte er ausgerungen. Die unaufhörlichen Kämpfe und Aufregungen, welche seine amtliche Tätigkeit ihm bereiteten, haben seine sonst gesunde Konstitution aufgerieben. Schon am 3. April 1871 hat er in einem bedeutsamen längeren Privatschreiben, das er von Berlin nach München richtete, erklärt: ‚Ich komme aus der Aufregung nicht heraus, solange ich Minister bin‘.

Zwanzig Jahre hindurch hat er der Regierung in Bayern das Gepräge seiner kraftvollen Persönlichkeit aufgedrückt. Im Herbst 1867 als Justizminister in das Ministerium Hohenlohe eingetreten, hat er sich seit dem Jahre 1870 als den leitenden Kopf im Ministerium erwiesen. Graf Otto Bray-Steinburg, der mit ihm zusammen die Versailler Verträge verhandelt hatte, ist Anfang Juni 1871 aus dem Ministerium ausgeschieden, weil er mit der damals mehr aggressiven Kirchenpolitik, wie sie das Lutzsche Memorandum vom Mai 1871 vor dem Ministerrate befürwortete, nicht einverstanden war.

Im übrigen hat Freiherr von Lutz im langen Verlaufe seiner staatsmännischen Entwickelung mancherlei Wandlungen durchgemacht. Im Ministerium Hohenlohe (1867—1870) galt er zeitweilig als halb ultramontan. Edmund Jörg erzählt in den Historisch-politischen Blättern (Bd. 104), der Minister habe nach den Neuwahlen des Herbstes 1869 gern vertraulich versichern lassen, daß er sich der Majoritätspartei der Patrioten am nächsten verwandt fühle; Jörg bemerkt weiter, der damalige Führer der Patriotenpartei, Ministerialrat v. Weis, würde gern als Justizminister einen Platz im Ministerium neben Herrn

v. Lutz als Kultusminister eingenommen haben. Die Liebe zu den ‚Patrioten' scheint aber doch damals bei Herrn von Lutz nicht entsprechend groß gewesen zu sein. Als nach den bayerischen Landtagswahlen vom 16. resp. 25. November 1869, welche eine verhältnismäßig starke ‚patriotische' Majorität ergaben, die Krisis des Ministeriums Hohenlohe in voller Entwicklung war, da sprach sich Herr von Lutz nach Fürst Chlodwig Hohenlohes Denkwürdigkeiten I, S. 406 dahin aus, er halte es für bedenklich, wenn das System des Parlamentarismus und der Majoritätsregierung eingeführt werden solle. Auf jeden Fall erklärte er sich gegen ein Koalitionsministerium, in welches etwa Weis oder ein anderer Patriot eintrete. In einem solchen werde er nicht bleiben*. In der Majorität der Zweiten Kammer hatte man offenbar von diesem ablehnenden Verhalten noch im Januar 1870 keine Kenntnis. Denn während das von der Reichsratskammer angenommene Mißtrauensvotum, für welches auch die kgl. Prinzen Luitpold und Otto gestimmt haben, sich gegen das ganze Ministerium Hohenlohe richtete mit Einschluß von Lutz, war das Mißtrauensvotum der Zweiten Kammer ganz ausschließlich gegen den Fürsten Hohenlohe zugespitzt. Lutz sollte von der Patriotenpartei absichtlich geschont werden**. Fürst Hohenlohe reichte seine Entlassung ein, Herr von Lutz blieb im Amte und führte längere Zeit die beiden Ministerien der Justiz und des Kultus, bis endlich im Jahre 1871 Herr von Fäustle ihn im Justizressort ablöste. Seine Kirchenpolitik in den Jahren 1870/71 haben wir kennen gelernt. Die Döllingersche Autorität war damals in den hohen Sphären in München noch übermächtig. Der König Ludwig II. pries in überschwenglichen Worten seinen ‚Bossuet'. Herr v. Lutz setzte die im Jahre 1870/71 gegen das Vatikanum eröffnete Aggressive fort, indem er am 20. November 1873 durch Ministerialentschließung die kirchenpolitischen Zugeständnisse ausdrücklich zurücknahm, welche unter König Max II. in den Jahren 1852 (8. April) und 1854 (9. Oktober) zugunsten einer erweiterten Geltung des Konkordates an den Standpunkt der bayerischen Bischöfe gemacht worden waren. (Freisinger Denkschrift von 1850.)

Aber wenn man die Schärfe der feindlichen Spitzen erkennt, welche die Kirchenpolitik des Herrn von Lutz in den Jahren 1870—1875 gegen das Vatikanum richtete, so muß der objektive Historiker unumwunden aussprechen, daß die altkatholischen Kreise in diesen Jahren von Herrn von Lutz viel mehr erwarteten, daß gerade sie höchlichst unzufrieden mit ihm waren, weil er der Verweigerung des Placetum regium nicht weitere schneidige Maßnahmen im Sinne der Repression der vatikanischen Lehrentscheidungen folgen ließ. Herr von Lutz sah auch im Mai 1871 bereits verständnisvoll ein, daß die altkatholische Bewegung keine Massenbewegung sein und vielmehr zur Sektenbildung führen werde. Dem Phantom einer deutschen Nationalkirche glaubte er schon damals ein günstiges Prognostikon nicht stellen zu können.

Herr von Lutz war durch und durch Realpolitiker. Seit 1880/81 schritt er immer weiter voran auf der Bahn der Zugeständnisse an die Partei der

* Hohenlohe, Denkwürdigkeiten I z. 26. November 1869.
** Hohenlohe a. a. O. I, 417 ff.

Rechten. Der altkatholische Theologe Dr. Johann Friedrich, der noch im Jahre 1872 zum Ordinarius in der theologischen Fakultät der Universität München befördert worden, obwohl er am 18. April 1871 nominatim exkommuniziert war, wurde mit Beginn des Sommersemesters 1882 ohne sein Zutun in die philosophische Fakultät versetzt; gleichzeitig wurde in dieselbe Fakultät Freiherr von Hertling von Bonn als Ordinarius für Philosophie berufen. Von einer Mitbeteiligung der Universität an dieser Verschiebung bezw. Berufung hatte Herr von Lutz völlig abgesehen. Auf eine nachträglich gegen Herrn von Hertlings Berufung gerichtete Vorstellung der Universität ließ er eine sehr energische Ministerialentschließung ergehen, in welcher er unter anderem ausführte: Wenn die Universitäten, wie in der Vorstellung gesagt war, von dem Wandel der Zeitverhältnisse völlig unabhängig sein sollten, so müßte er die Universität München auf die Zeit ihrer Stiftung durch Herzog Ludwig den Reichen (1472) zurückverweisen, d. h. er müßte sie in ausschließlich katholischem Sinne ausbauen und ergänzen. Auch in bezug auf den Religionsunterricht an den Volksschulen und den überwiegend herrschenden konfessionellen Charakter der Volksschule hat Herr von Lutz seit 1882 nicht unerhebliche Konzessionen an den kirchlichen Standpunkt gemacht. In den Kreisen der Liberalen und nicht zuletzt auch innerhalb des Bayerischen Lehrervereins ist deshalb oftmals scharfe Kritik an seinem ‚System' geübt worden. Auch nach seinem Tode hat sie sich vernehmen lassen.

So kann man heute als rückschauender objektiver Historiker offen bekennen, daß Herr von Lutz in den späteren Jahren seiner Verwaltung in kirchenpolitischer Beziehung der katholischen Auffassung soweit entgegengekommen ist, wie seine juristische Überzeugung von der verpflichtenden Kraft des Religionsediktes es zuließ. Aber an seiner Persönlichkeit haftete nun einmal das Odium, daß er an den Anfängen des Kulturkampfes im Reich und in Bayern, soweit man hier das Wort überhaupt anwenden darf, nicht unerheblichen Anteil genommen hatte. Die von ihm schon im Mai 1871 für Bayern und dann im Herbst 1871 auch für das Reich empfohlene Revision des Staatskirchenrechtes hatte in Preußen nur allzu unheilvolle Folgen. Seine Auslegung des Placetum regium führte zu dem unerträglichen, nach den eigenen Darlegungen des Ministers (vom Mai 1871) dem Wesen und der Idee der katholischen Kirche widersprechenden Zustande, daß vor dem staatlichen Forum in Bayern von 1870 bis 1890 zweierlei von einander verschiedene Glaubenssysteme als gleichmäßig berechtigt, gleichmäßig katholisch innerhalb der Kirche anerkannt wurden. Diese Tatsache belebte naturgemäß die immer neu einsetzende und schließlich stürmisch verlaufende Opposition der Partei der Rechten gegen das Ministerium Lutz. Auch auf rein politischem Gebiete gab es tiefgehende Gegensätze, welche namentlich seit dem Ausbruch des Krieges von 1870/71 zwischen Herrn von Lutz und der patriotischen Partei sich auftaten. Daß die letztere in den entscheidungsvollen Julitagen des Jahres 1870 in ihrer großen Majorität den in dem Bündnis mit Preußen vorgesehenen Casus foederis leugnete und demgemäß statt Eintritt in den Krieg gegen Frankreich die bewaffnete Neutralität für Bayern befürwortet hatte, darf heute unum-

wunden als ein schwerer politischer Fehler bezeichnet werden. Ebenso die Abstimmung der Partei im Januar 1871 über die Anerkennung der Versailler Verträge. Die Partei der Rechten hat durch diese Abstimmungen auf lange Jahre ihre Regierungsfähigkeit gleichsam selber ausgeschaltet. Der kleinen Gruppe der patriotischen Partei um Sepp und Schleich darf man heute noch es Dank wissen, daß sie damals für das Bündnis mit Preußen, für die Anerkennung der Verfassung des Deutschen Reiches mannhaft eingetreten ist.

An dem Abschluß der Versailler Verträge vom November 1870 hatte Herr von Lutz persönlich hervorragenden Anteil genommen. Die Wahrung der bayerischen Reservatrechte lag ihm damals wie später ernstlich am Herzen. In der Tat hat er hier sich große Verdienste erworben um das Reich wie um Bayern.

Das hat auch Prinz Luitpold von Bayern, der einst im Januar 1870 in der Reichsratskammer sein politisches Mißtrauen auch auf Herrn von Lutz ausgedehnt hatte, bald scharf erkannt. Daher das unerschütterliche Vertrauen, das er als Regent ihm bis zum letzten Tage seiner Ministertätigkeit ohne Wanken gewahrt hat.

Zum Nachfolger des Herrn von Lutz wurde noch am 31. Mai 1890 der Polizeipräsident Ludwig August von Müller ernannt, welcher in den Jahren 1879/80 kurze Zeit Kabinettssekretär des Königs Ludwig II. gewesen war. Den Vorsitz im Ministerrat übernahm der Minister des Äußern, Freiherr von Crailsheim, neben welchem als feste Säulen des Ministeriums der Minister des Innern, Freiherr von Feilitzsch, und der Finanzminister, Herr von Riedel, erschienen. Auch ihnen brachte der Regent rückhaltloses Vertrauen entgegen. Bald aber trat die frische Kraft des Herrn von Müller in ihrer Eigenart und Bedeutung scharf hervor. Hatte Freiherr von Lutz im bureaukratischen Verkehr sich gelegentlich als eine herbere Natur erwiesen und hatten die aufregenden, aufreibenden politischen und kirchenpolitischen Kämpfe dazu beigetragen, ihn in dieser Eigenart zu befestigen, so entfaltete der neue Kultusminister von allem Anfang eine große Rührigkeit in seinem Ressort, und kam er persönlich jedermann, selbstverständlich auch den Politikern von der Rechten wie von der Linken mit der größten Verbindlichkeit und vollendeter Liebenswürdigkeit entgegen. Nach der hochgradigen Spannung, welche in den verflossenen vier Jahren die innere Politik Bayerns beherrscht hatte, erstrebte er den Ausgleich, die Versöhnung der Gemüter. So schien er vorzüglich zu Freiherrn von Crailsheim zu passen. Die Übereinstimmung der politischen Grundanschauungen und der verbindlichen Lebensformen soll freilich nicht gehindert haben, daß später gelegentlich auch Gegensätze zwischen den beiden Staatsmännern hervorgetreten sind.

Freiherr von Crailsheim hatte während der Erkrankung des Freiherrn von Lutz zur Zeit der hochgradigen politischen Spannung auch den Kultusetat vor den Kammern des Landtages zu vertreten. Dabei entfaltete er ein ungewöhnliches Geschick, das um so mehr Bewunderung verdiente, da er selbstverständlich die gleichen politischen Grundanschauungen zu vertreten hatte, wie der erkrankte Ressortminister. Auch das Plazet hat er selbst für Glau-

benslehren aufrechterhalten, natürlich in der abgeschwächten Deutung, welche Herr von Lutz ihm schon 1871 und dann wieder im November 1889 gegeben hatte. Aber Freiherr von Crailsheim hütete sich, das Wort von der Staatsgefährlichkeit der Lehrentscheidungen des Vatikanischen Konzils sich zu eigen zu machen. Das führende Zentrumsblatt in München, damals das Münchener ‚Fremdenblatt', rühmte am 13. Februar 1890 die ‚vornehme, ruhige, maßvolle und entgegenkommende Art' des Ministers Freiherrn von Crailsheim. Auch in anderen Kundgebungen ist ihm wiederholt das gleiche Lob gespendet worden, gerade auch im Hinblick auf seine kirchenpolitische Haltung. Freiherrn von Crailsheim hätte man zu jener Zeit ohne Übertreibung als den Angelus Pacis, den Boten des Friedens, preisen dürfen.

Diese Einschätzung trat in besonderer Deutlichkeit bei jener patriotischen Feier hervor, welche sich am 25. August 1890 in den herrlichen Tempelhallen der Walhalla und in der Stadt Regensburg abspielte. Der weihevollen Ruhmeshalle, welche einstens König Ludwig I. am hochragenden Ufer der Donau deutscher Größe errichtet hatte, galt es gewissermaßen ihre Vollendung zu geben durch Aufstellung und Enthüllung des Standbildes ihres großen Stifters. Niemand anderer als der Abgeordnete Dr. Daller hatte dazu im Landtage die Anregung gegeben. Die Zentenarfeier zu Ehren König Ludwigs I., welche im Jahre 1886 durch die erschütternde Königskatastrophe verhindert war, die dann Ende Juli 1888 in dem großartigen Festzuge in München zur Entfaltung gelangt war, sie sollte ihren Abschluß erhalten in der Walhalla am 25. August 1890. König Ludwig I. hielt im ehernen Bilde seinen Einzug in Walhallas Heiligtum und gesellte sich selbst zu den ‚Walhallagenossen'. Der Regent mit den Prinzen des Kgl. Hauses, die Mitglieder des Landtages und eine auserlesene Festversammlung, darunter die Minister Freiherr von Crailsheim und von Müller, nahmen teil an der erhebenden Feier. Im Namen des Landtages erneuerte der erste Präsident der Kammer der Abgeordneten, Freiherr von Ow, das Gelöbnis unentwegter alter bayerischer Treue gegenüber dem Regenten und dem Kgl. Hause. Nach Beendigung der Hoftafel in Regensburg erschien der Regent persönlich im Hotel zum ‚Goldenen Kreuz', wo sich die Mitglieder des Landtags zu einem Bankett versammelt hatten. Nahezu eine Stunde verblieb er in ihrer Mitte. Viele Mitglieder der Kammer, darunter besonders den Abgeordneten Dr. Daller, zeichnete er durch längere Ansprachen aus. Persönlich erhob der Regent dann das Glas und brachte ein Hoch aus auf beide Kammern.

Bei dem gleichen Landtagsbankett hielt dann auch der Ministerpräsident Freiherr von Crailsheim einen bemerkenswerten Trinkspruch. Er pries die volle Entfaltung Bayerns zu einem modernen konstitutionellen Staate und die verstärkten Befugnisse des Landtages. Manch heißer Kampf sei in der Prannerstraße zu München ausgefochten worden, sowohl zwischen der Regierung und dem Landtag als unter den Parteien des Landtages selber. Aber immer hätten sich die Wogen der Aufregung verhältnismäßig leicht geglättet. Niemals hätten staatsfeindliche, fast niemals antimonarchische Elemente ihren Einzug in den Landtag gehalten. Immer auch habe es ein Gebiet

gegeben, auf welchem die Regierung den Parteien und diese einander die Hände hatten reichen können: die Treue zum Regenten, die Anhänglichkeit an das Königshaus und die Liebe zum Vaterlande. Unter diesem Zeichen, so vertraute der Minister, werde auch ferner ein gedeihliches Zusammenwirken zwischen Regierung und Landtag möglich sein. In dieser Zuversicht trank er auf das Wohl des Landtages und der Mitglieder beider Kammern.

An der Tafel und draußen im Lande horchte man auf mit gespanntem Sinn. Auf liberaler Seite fragte man sich argwöhnisch, ob die Rede eine Art Programmrede sei. In journalistischen Kreisen verbreiteten sich merkwürdigerweise Gerüchte über eine partielle Ministerkrisis, welche sich insbesondere auf die Minister Freiherrn von Crailsheim und von Müller beziehen sollte. Das Gefühl, daß die bayerische innere Politik seit Monaten eine bedeutsame Wendung vollzogen habe, entsprach den Tatsachen.

Der oftmals gut unterrichtete Münchener Korrespondent der ‚Frankfurter Zeitung' hat ihm in einem längeren Artikel zu Anfang September 1890 bemerkenswerten Ausdruck gegeben. Tatsächlich, so erklärte er, sei das Ministerium in politischen Fragen einig. Es sei auch ganz und gar unrichtig, wenn behauptet werde, der Kultusminister von Müller suche dem Gesamtministerium die Färbung zu geben. Die Wandlung in der Kirchen- und Parteipolitik sei im Ministerium bereits vor Monaten eingetreten zur Zeit der Erkrankung des Ministers von Lutz. Eingeleitet und vertreten habe sie Minister v. Crailsheim. Daß Dr. von Müller das Kultusportefeuille mit dem Abgange des Ministers von Lutz erhalten werde, sei Monatelang vor diesem Abgange öffentliches Geheimnis gewesen. Minister von Müller sei entsprechend der seit Monaten bereits eingeleiteten, von ihm als Polizeipräsident geförderten Ausgleichspolitik in das Ministerium eingetreten. Wenn die Liberalen nun nervös darüber würden, daß es den Anschein gewänne, als vollziehe sich eine Versöhnungspolitik, so sei dies begreiflich. Die Behinderung des Katholikentages beweise nichts gegen diese Politik, denn sie habe ganz bestimmten tumultuarisch und oppositionell auftretenden Elementen innerhalb der klerikalen Partei gegolten. Diese habe man beiseite drücken wollen. Im übrigen strecke sich den Klerikalen eine wohlwollende Hand entgegen. Man rechne sehr darauf, die gemäßigteren Elemente zu gewinnen und hoffe dazu auch liberale Kreise zu erhalten. In München und im Lande gebe es zahlreiche Männer und Familien, in denen man freiere Lebens- und Weltanschauungen habe, als sie bei den klerikalen Parteigängern zur Schau getragen würden, die aber doch innerlich an katholischer Gesinnung festhalten wollten und deshalb mit den Klerikalen sympathisierten. Auf diese Elemente und die ihnen verwandten gemäßigt klerikalen Kreise hoffe die Regierung. Durch kirchenpolitische Zugeständnisse und Zukunftsbilder strebe sie die einflußreichen maßgebenden Elemente der klerikalen Partei zu gewinnen und die Unversöhnlichen lahmzulegen. Dabei suche sie sich aber auch mit den Liberalen auf einem guten Fuß zu halten. Dies gerade eine Schaukelpolitik zu nennen, sei vielleicht nicht richtig, obwohl es ihr sehr ähnlich sehe. Der Grundton der Regierungspolitik habe etwas Konservatives an sich. Die Klerikalen spitzten bereits die Ohren und — hielten den Finger auf den Mund.

Den Liberalen sei der Boden unter den Füßen zwar heiß, aber sie wüßten noch nicht, ob sie beiseite springen sollten. Praktische Erwägungen hielten sie an der Seite der Regierung fest; diejenigen Liberalen, welchen an sich mehr oppositionelle Schneidigkeit gefallen würde, wagten es bisher mit Rücksicht auf den Zusammenhalt der Kammerfraktion nicht, eigene Wege zu gehen. Die Regierung habe im letzten Budgetlandtag gesehen, daß mit der Kammer gut leben sei, wenn man sich mit ihr nur in kirchenpolitischer Beziehung zurechtfinden könne. Sie habe gesehen, daß ihr hauptsächliches Budgethindernis Minister von Lutz gewesen sei. Dieses Hindernis sei nun fort, nachdem es schon zu Amtszeiten des Herrn von Lutz teilweise paralisiert gewesen sei. Des Herrn von Müller Eintritt in das Ministerium sollte vervollständigen, was während der Krankheit des Herrn von Lutz nur flickweise geschehen konnte. Unzweifelhaft stehe das Ministerium in dieser Beziehung homogen da.

Der ganze Artikel könnte die Vermutung nahe legen, als habe schon damals, Anfang September 1890, nicht völlige Übereinstimmung bestanden, entweder zwischen Freiherrn von Crailsheim und Herrn von Müller, oder aber zwischen diesen beiden Ministern, welche als die Träger einer besonderen Versöhnungsaktion erscheinen konnten, und den älteren Ministern Freiherrn von Riedel und Freiherrn von Feilitzsch.

* * *

Inmitten aller Stürme, welche während der vier ersten Jahre der Regentschaftsführung das politische Leben in Bayern beherrschten, fühlte sich der Regent sicher und wohlgeborgen unter dem treu zu ihm haltenden Volke, und zugleich stand er hoch über dem Getriebe der wogenden Parteiungen. Es ist ein Bild von ergreifendem Zauber, ihn am 25. August 1890 in der Walhalla vor dem eben enthüllten Standbild des Vaters Cercle halten und dabei dem Schöpfer des Denkmals, dem Bildhauer Ferdinand von Miller, beide Hände drücken, ihn zum Danke umarmen und küssen zu sehen. Und wenige Stunden danach steht der Regent unter den Mitgliedern beider Kammern des Landtages, unterhält er sich in leutseliger Weise mit einzelnen Abgeordneten und Reichsräten, gibt er dem tiefempfundenen Danke Ausdruck für die Errichtung des Denkmals seines erlauchten Vaters.

König Ludwig II. hat in seinem phantastisch zum Äther emporstrebenden, weltentrückten Idealismus Großes geschaffen zunächst zur Befriedigung der verfeinerten künstlerischen Bedürfnisse seiner sensiblen Natur. Richard Wagner verdankte ihm die freie Entfaltung der Kraft seines schöpferischen Genius. Der große Sinn des Königs verlangte nach Verkörperung seiner Ideale in großzügigen, prunkvollen Bauwerken. Künstler und Kunsthandwerker fanden lohnende Beschäftigung bei Werken, welche heute noch und alljährlich Hunderttausende anziehen und mit Staunen und Bewunderung erfüllen. Das Land zieht Vorteile aus diesen Schöpfungen, welche ideell, wie materiell, wenn auch nicht überall gleichmäßig, hoch gewertet werden müssen. Aber über diesen weltentrückten Idealismus legte sich schließlich das dämonische Verhängnis mit bleierner, erdrückender Schwere.

Die Welt durfte aufatmen, als endlich wieder ein Herz für Bayern schlug, das bei Leitung der Geschicke des Landes warmen Anteil nahm am frisch pulsierenden Leben der Gegenwart. In dem Regenten trat der Mensch von treuester, edelster Gesinnung nicht nur an die Spitze, sondern in die Mitte seines Volkes. Die einzelnen Provinzen lernten ihn auf den im Staatsinteresse ausgeführten offiziellen Reisen als den Vater des Vaterlandes verehren und lieben. In München pflog er traulichen Verkehr nicht nur mit seinen geliebten Künstlern. Vertreter der allerverschiedensten Stände durften an seiner gastlichen Tafel Platz nehmen.

Mit seinen Ministern erörterte er in eingehender persönlicher Aussprache die großen Interessen des Landes.

Rührend ist die Liebe, welche er den Mitgliedern seines Hauses, den jungen und jüngsten, wie vor allem der gleichfalls hochbetagten einzig überlebenden Schwester, der Frau Erzherzogin Adelgunde von Modena, entgegenbringt. Rührend auch die Fürsorge, mit welcher er jede Not, die ihm zu Gehör gebracht wird, zu lindern bestrebt ist. In ergreifender Teilnahme hat er sich einst um den schwer erkrankten Minister von Lutz persönlich erkundigt; ebenso hat er in allerjüngster Zeit dem unter den parlamentarischen Arbeiten in Berlin zusammengebrochenen Führer des Zentrums, Freiherrn von Hertling, während seiner Krankheit und nach derselben wiederholt seine warme Sympathie bekundet.

Zu dem preußischen Herrscherhause und zum eisernen Kanzler wurden die Jahre hindurch unterbrochenen unmittelbar persönlichen Berührungen aufgenommen. Den greisen Kaiser Wilhelm I. begrüßte der Regent am 19. Juli 1886 mit den Prinzen und Prinzessinnen des Kgl. Hauses auf dem Bahnhof in München, wo eine Hoftafel und eine Marschallstafel gerichtet waren, als der Kaiser Bayerns Hauptstadt auf der Durchreise nach Gastein passierte. Thränen in den Augen der beiden Herrscher ließen ihre bewegte Seelenstimmung erkennen. Den Fürsten Bismarck mit Gemahlin empfing der Regent am 1. August 1886 an seiner gastlichen Tafel in der Kgl. Residenz. Als der Sommer 1887 den Kaiser Wilhelm zum letzten Male nach Gastein führte und der aus Baden kommende Monarch dieses Mal den Weg über den Bodensee und die Arlbergbahn wählte, da fuhr der Regent nach Lindau und von da auf dem Dampfer Wittelsbach nach Bregenz. Der Kaiser, begleitet von den großherzoglich badischen Herrschaften traf nach dem Regenten auf dem badischen Salondampfer ‚Kaiser Wilhelm' ein. Hier und dann auf dem Wege zum Bahnhof Bregenz hat die letzte, überaus herzliche Begrüßung und Aussprache zwischen Kaiser und Regent stattgefunden für dieses Leben.

Das folgende Jahr 1888 brachte nach dem Tode des verehrungswürdigen Kaisers (9. März) die überaus schmerzliche Katastrophe im Hause Hohenzollern: das schwere Siechtum und das erlösende Ableben Kaiser Friedrichs III. (15. Juni). Im Alter von noch nicht 30 Jahren bestieg Prinz Wilhelm als Kaiser Wilhelm II. den Thron seiner Väter in Preußen, durfte er sich als den Erben der Kaiserkrone ausrufen lassen. Ein ergreifender und erhebender Moment zugleich war es, als der junge Kaiser am 25. Juni 1888 zum ersten

Male im Weißen Saale des Königsschlosses in Berlin den Reichstag um sich versammelte. Zu seiner Rechten standen Bayerns Regent und neben diesem der König von Sachsen. Erinnerungen an die glanzvolle Eröffnung des ersten deutschen Reichstags vom 21. März 1871 wurden unwillkürlich lebendig. Die Feier vom 25. Juni 1888 erhielt durch die Anwesenheit des Beherrschers des zweitgrößten deutschen Bundesstaates ihre ganz besondere Bedeutung. Vor dem deutschen Volke und vor dem Auslande wurde so das neue Zusammenhalten seiner Fürsten mit dem jungen Kaiser unzweideutig zur Anschauung gebracht. Fest verbunden mit dem Kaiser fühlte sich der Prinzregent auch in den folgenden Jahren, vornehmlich in der Zeit, da die Kanzlerkrisis sich vorbereitete und am 20. März 1890 die Enthebung des Fürsten Bismarck zur Wirklichkeit wurde. Der Regent hat den Fürsten bis an sein Lebensende hochgeehrt. Ohne selbst bei der Entlassung des ersten Reichskanzlers irgendwie mitgewirkt zu haben, mußte der Regent die Tatsache ohne weiteres gelten lassen, daß auf ein gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen dem jungen Kaiser und dem alten Kanzler weiterhin nicht zu rechnen sei. Großherzog Friedrich von Baden hatte begreiflicherweise Gelegenheit, bei der Kanzlerkrisis des Jahres 1890 als Oheim in noch nähere Beziehung zu treten zu seinem kaiserlichen Neffen.

Badens verehrungswürdiger Großherzog Friedrich war nach der erschütternden Katastrophe im bayrischen Königshause zur feierlichen Beisetzung König Ludwigs II. (19. Juni) persönlich nach München geeilt. Dort traf er mit seinem Schwager, dem deutschen Kronprinzen, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III., und mit dem österreichisch-ungarischen Kronprinzen Erzherzog Rudolf zusammen. Bei einer Audienz, welche der Großherzog von Baden dem Freiherrn Georg von Franckenstein, dem 1. Präsidenten der bayerischen Kammer der Reichsräte gewährte, sagte der Großherzog zum bayerischen Freiherrn: ‚Suchen Sie bald mit Ihrer Regentschaft zu Ende zu kommen.' Unter Hinweis auf das badische Beispiel der Ersetzung der Regentschaft für den geistig erkrankten Großherzog Ludwig durch die Ausrufung des Regenten zum Großherzog Friedrich (am 5. September 1856) suchte er auch in Bayern Stimmung zu machen für baldige Proklamierung des Regenten zum König Luitpold I. von Bayern. Das Zartgefühl des Regenten hat damals wie später einer solchen Änderung sich widersetzt, nachdem er einmal den durch die Verfassung vorgeschriebenen Regenteneid geleistet und gelobt hatte, die Kronrechte gewissenhaft zu hüten und in die Hände des nachfolgenden Königs getreu zu überliefern. An der Stellung und Autorität eines Regenten ließ er es sich in treuer Pflichterfüllung genügen.

Zarte Aufmerksamkeiten hat Prinz Luitpold, der Regent, wiederholt dem Papst erwiesen. Gemalte Glasfenster der Sixtinischen Kapelle legen Zeugnis ab von solch feinsinniger Courtoisie. Als die Katholiken Münchens am 1. März 1903 zu Ehren Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. aus Anlaß seines ungewöhnlichen 25jährigen Regierungsjubiläums als Papst eine glänzende Jubiläumsfestfeier in dem klassischen Odeonssaale veranstalteten, da ließ der Regent es sich nicht nehmen, an dieser Feier persönlich teilzunehmen. Man

darf sagen, daß die glänzendste Jubiläumsfeier unter all denen, welche damals in großer Zahl auf dem Erdenrund begangen worden sind, in den ersten Märztagen 1903 in München gehalten wurde. Der Papst war tief gerührt von dem, was ihm aus München gemeldet worden. Der bayerische Gesandte beim Vatikan, Freiherr von Cetto, aber erklärte Ende März 1903 dem Schreiber dieser Zeilen bei einem Besuche in Rom unumwunden: ‚Die Katholiken Münchens haben Bayern durch diese Papstfeier einen großen Dienst erwiesen.'

Der Regent stand über den Parteien. Von wahrem Wohlwollen war er erfüllt auch gegen die Bekenner der übrigen großen Religionsgesellschaften. Persönlich aber erwies er sich als einen werktätig gläubigen Katholiken. Sein in kirchlicher Beziehung erhebendes Beispiel hat Hunderttausenden zur Erbauung, zur Tröstung und zur Stärkung gereicht.

Als konstitutioneller Fürst wollte er in der Staatsverwaltung nicht nach Willkür und Laune eingreifen, sondern überall sich des besonnenen Rates berufener und erprobter Organe bedienen. In wahrhaft rührenden Worten hat er bei Gelegenheit seiner 90. Geburtstagsfeier seinem wärmsten Dankesempfinden Ausdruck gegeben gegenüber allen Staatsministern und ihren Mitarbeitern in den einzelnen Ressorts. Wenn ihm am 12. März aus allen Teilen des Landes herzliche Liebe und innige Verehrung entgegengeklungen haben, so verdanke Er dies nicht zuletzt den Männern, die ihm nach der Verfassung als erste Ratgeber zur Seite stünden und denen gleich ihm das Wohl des Landes oberstes Gesetz sei. In der Tat ist in Bayern während der Regentschaft in den Ministerien wie im gesamten Beamtenkörper viel, gewissenhaft und erfolgreich gearbeitet worden. Auf allen Gebieten ist man stetig vorangeschritten, ohne daß die treue, hingebungsvolle Arbeit nun alsbald das Bedürfnis empfunden hätte, die Ruhmesglocke zu läuten. Der Zustand des Landes spricht für sich selbst. Am sichtbarsten tritt der Aufschwung zutage in dem gewaltigen Ausbau der Verkehrsmittel, in der Herstellung zweckmäßiger, hie und da glänzender öffentlicher Bauwerke. München, schon immer eine der schönsten Städte Deutschlands, hat während der Regentschaft wie an Bevölkerungszahl so auch an Anziehungskraft erheblich gewonnen. Man denke nur an das neue Nationalmuseum an der Prinzregentenstraße, an die Prinzregentenbrücke mit der Friedenssäule, das Prinzregententheater mit seinen Elitevorstellungen und an das deutsche Museum. Mit dem Staate hat die Stadt und haben Private erfolgreich gewetteifert. Der Neubau des Münchener Rathauses von Meister Hauberrisser läßt uns so recht die Steigerung der ästhetischen Anforderungen erkennen, welche in München von den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts bis zum ersten Dezennium des 20. Jahrhunderts sich durchgesetzt hat. Auch die Volksschulhäuser, welche in München während der letzten Jahrzehnte in großer Zahl neu erbaut wurden, lösen dieselbe Erkenntnis aus. Zweckmäßig, mit hellen, lichten Räumen den Anforderungen der Hygiene entsprechend, sind sie hergestellt und das Auge des Beschauers findet Wohlgefallen an dem sich darbietenden Gesamtbilde. Die Universität in München aber ist durch ihren Neubau und die überaus kunst-

volle Verbindung desselben mit dem Altbau, sodann durch die Umgestaltung des Altbaues in den Besitz des schönsten und zweckmäßigsten Gebäudes gekommen, das in Deutschland einer Hochschule je errichtet worden ist. Großzügig, kunstvoll und zweckmäßig ist das Werk auch hier gelungen.

Der Wohlstand des Landes hat sich in dem letzten Vierteljahrhundert mächtig gehoben. Freilich hat sein wirtschaftlicher Aufschwung auch mit Hemmnissen zu kämpfen. Die durchaus binnenländische Lage und die Unzulänglichkeit der Flußschiffahrt und des Kanalwesens bedingen eine Verteuerung der Transportkosten, welche ihrerseits wieder zur wesentlichen Verteuerung der Herstellungskosten mancher Industrien und zu höherer Kostspieligkeit der Lebenshaltung der Bevölkerung beiträgt. München ist heutzutage für die mittleren und oberen Schichten der Bevölkerung nicht mehr eine billige Stadt. Berlin steht ihm in der Großartigkeit und Billigkeit seiner Wasserverbindungen über Spree, Havel, Elbe und Oder weit voraus.

Der Verkehrspolitik und der Technik winkt daher in ganz Bayern die große und lohnende Aufgabe, München, Augsburg, Nürnberg und überhaupt alle Gebiete im rechtsrheinischen Lande in eine zweckmäßige Wasserverbindung zu bringen mit dem mittleren Rhein. An der Donau ist im Jahre 1910 Regensburg durch seinen neuen Hafen wesentlich gehoben worden.

In der Wasserkraft der Alpengebiete liegen Schätze geborgen, die erst zum kleinen Teil für Industrie und Landwirtschaft erschlossen sind. Auch hier ist der Zukunft eine große Entwicklung vorbehalten.

Die Staatsverwaltung arbeitet in Bayern wie anderswo unter der Kontrolle der Öffentlichkeit, und das ist gut so. Parlament und Presse sind die berufenen Organe dieser Kontrolle. Die bayerische Regierung hat sie als solche jederzeit und vornehmlich unter dem Ministerium des Grafen von Podewils (seit 1902/03) klug und umsichtig gewürdigt. Man klagt wohl oftmals über die Auswüchse des politischen Parteigeistes und stellt mit Recht das Wohl des Landes über das Interesse der Partei. Aber der objektive Beobachter des öffentlichen Lebens muß die Notwendigkeit, ja die Unentbehrlichkeit der politischen Parteibildungen für unsere moderne Zeit rückhaltlos anerkennen. Die Parteien sind die Organisationen der Gesellschaft, des Volkes, durch welche Volk und Gesellschaft ihre legitime Einwirkung auf die Staatsverwaltung ausüben. Nach Lage der Dinge ist eine geschlossene Einheitlichkeit der politischen Bestrebungen wie der Weltanschauungen nirgendwo zu erwarten, weder von einer nahen noch von einer fernen Zukunft. Die Welt steht nun einmal unter dem Zeichen großer politischer und geistiger Gegensätze. Den einzelnen großen, leitenden Ideen aber wohnt eine werbende Triebkraft inne. Die Menschen gruppieren sich um sie und gesellen sich so näher zueinander. Die gleichen Ideale führen notwendig zur Vereinigung ihrer Verfechter, die im politischen Leben sich zu Parteien gestalten. Jede große politische Partei aber hat naturgemäß das Streben, den Gehalt ihrer leitenden Gedanken fruchtbar werden zu lassen für das öffentliche Leben. Wenn der Reichstagsabgeordnete Bassermann vor kurzem einmal in einer Rede gesagt hat, der frühere Reichskanzler Fürst Bülow habe während der

Augustin Pacher/Verkündigung



Blockära nicht die Absicht gehabt, das Zentrum im Reichstage auszuschalten, er habe ihm vielmehr gern gestatten wollen, sich den Blockparteien anzuschließen, so lag in einer solchen Zumutung, welche die erfolgreiche politische Initiative des Zentrums ein für allemal ausschließen wollte, im Grunde genommen eine Beleidigung für das Zentrum. Auch in Bayern darf die Zentrumspartei von der Regierung eine Berücksichtigung ihrer leitenden politischen Ideen erwarten und zu erwirken suchen. Das hat auch Herr von Lutz bereits, wenigstens teilweise, als berechtigt anerkannt und demgemäß auch als Staatsmann in mehr als einer Beziehung gehandelt. Weshalb das Zentrum mit ihm trotzdem so lange auf Kriegsfuß stand, haben wir früher gesehen. Aber freilich kann in Bayern wie anderswo keine Regierung soweit gehen, das Vorhandensein großer Minoritätsparteien völlig zu übersehen. Jedes Ministerium ist an die Gesetze und an die Verfassung gebunden und muß die Verwaltung im wohlabgewogenen Interesse der Gesamtheit führen. Der Gegensatz der Parteien bewahrt das öffentliche Leben vor Versumpfung, aber er kann auch ausarten zu friedloser Unrast, zum Unheil des Landes. Jeder Patriot muß daher den lebendigen Wunsch hegen, daß die Parteikämpfe, wenn auch erregt, so doch in den Formen geführt werden, welche auch in dem ehrlichen politischen Gegner den vorwärtsstrebenden Volksgenossen achten.

In den monarchischen Staaten dürfen wir es als ein Glück preisen, in dem Staatsoberhaupte eine über den Parteien stehende und mit dem Volke dennoch innig verbundene höchste Persönlichkeit zu besitzen, welcher das Wohl des Landes und der Friede des Volkes nicht nur ein Anliegen der Staatsleitung, sondern zugleich auch ein Bedürfnis des Herzens ist. Vertrauensvoll schaut man allerorten auf Bayerns Regenten, den Prinzen Luitpold. Mit dem Deutschen Kaiser und mit den übrigen Bundesfürsten eng verbunden tritt er ein für des Reiches Macht und Größe, wahrt er das Glück und den Frieden seines treuen bayerischen Volkes. Nach dem schweren Gewölk der Pfingsttage des Jahres 1886 leuchtete bald wieder die Sonne mit ihrer erwärmenden Kraft über die bayerischen, über die deutschen Lande. Dankbaren Herzens preist die Mitwelt und werden auch die nachfolgenden Generationen rühmen die Segnungen, welche ausgegangen sind von der Regentschaft in Bayern.

Wenn der Regent in Seinem Dankerlaß vom 13. März 1911 bewegten Herzens auf die eben vergangenen Festtage zurückblickte, die wie heller Sonnenschein leuchteten auf das Leben, das ihm noch beschieden sein werde, und wenn er die ergreifende Versicherung hinzufügte: ‚Dieses Leben wird auch künftig in liebevoller Sorge und Arbeit dem Wohl und dem Frieden Meines teuren Vaterlandes geweiht bleiben', dann darf und muß aus dem ganzen Volke ihm millionenfach der jubelnde, dankerfüllte Huldigungsruf entgegentönen: Treue um Treue!

Willensübungen und Gesundheit / Persönliche Erfahrungen und Beobachtungen von W. Lutosławski*

Man liest oft, besonders in der englischen und amerikanischen Literatur, wunderbare Verkündigungen über den angeblich grenzenlosen Einfluß des menschlichen Willens auf die Gesundheit. Es ist von Emerson, Dr. Quimby und Walt Whitman eine kräftige Bewegung ausgegangen, die unter dem allgemeinen Namen New Thought über Hunderte von Fachzeitschriften verfügt und in Millionen von Exemplaren glühend optimistische Schriften verbreitet. Zahlreiche Menschen haben es zu ihrem Erwerbsfach gemacht, für ein ansehnliches Honorar Leichtgläubige zu belehren, wie man Glück und Erfolg im Leben ohne die Kirche erlangt und wie man alle Krankheiten ohne Ärzte los wird. Solche Unternehmungen beginnen auch in Deutschland sich zu verbreiten, und einige Schriftsteller dieser Richtung, wie Helen Wilmans, Henry Gaze, Osborne Eaves gehen sogar so weit, dreist ihren Lesern zu erklären, daß nicht nur jede Krankheit zu überwinden, sondern auch der Tod keine Notwendigkeit sei.

Dies ist freilich nicht so ganz neu und erst in Amerika entdeckt, da ich mich noch lebhaft erinnere, wie vor mehr als dreißig Jahren der berühmte Physiolog Alexander Schmid, dessen Untersuchungen über das menschliche Blut weltbekannt sind, seine Vorlesungen über allgemeine Physiologie an der Universität Dorpat mit der von ihm jedesmal mit großem Nachdruck wiederholten Betrachtung einzuleiten pflegte: ‚Meine Herren! Wir können aus den Bedingungen des Lebens die Notwendigkeit des Todes nicht ableiten.'

Und dennoch sterben nacheinander die eifrigen Verfechter der Unsterblichkeit des Leibes, und neue Krankheiten betrüben die Menschheit, bevor man noch sichere Mittel gegen die alten Übel gefunden hat. Die optimistischen Lehren solcher Fanatiker, wie Mrs. Eddy, welche jetzt schon selbst die Existenz der Krankheit überhaupt zu leugnen wagen und jede Krankheit für eine Selbsttäuschung erklären, haben keinen Wert, da sie auf falschen Verallgemeinerungen beruhen, und da solche Schwärmer zwar eine große Begabung für die Führung ihrer eigenen Geschäfte verraten, aber nie fähig sind, Tatsachen objektiv zu beobachten.

Aber es gibt dennoch einige merkwürdige Lebenserfahrungen, die uns neue Gesichtskreise eröffnen und die als außerordentliche Wirkungen des mensch-

---

* Der Umstand, daß es sich in diesem Beitrag fast ausschließlich um persönliche Erfahrungen und Beobachtungen des Verfassers handelt, die nicht ohne weiteres und von jedem in die Praxis umgesetzt werden können, durfte uns nicht abhalten, sie hier zur Kenntnis unserer Leser zu bringen. Sowohl der Autor, der als Mensch und Denker hervorragt, als auch der sachliche Wert seiner Selbstbeobachtungen geben diesem Beitrag die Bedeutung eines sehr schätzbaren Dokuments, für das uns nicht nur der Psychologe oder der Arzt, sondern ein jeder dankbar sein wird, dem die Erkenntnis der menschlichen Fähigkeiten und Kräfte, auch da, wo sie sich auf ungewöhnliche Weise kundgeben, am Herzen liegt.

Ein nicht minder wertvoller Beitrag des Verfassers, der uns religions-psychologisch bedeutsame Erfahrungen aus seinem Leben nahebringt, soll bald folgen. D. Red.

lichen Willens und der vom Willen beeinflußten Einbildungskraft anerkannt werden müssen. Eine solche tatsächliche Beobachtung, selbst wenn sie sich auch nur auf einen Einzelfall bezieht, aber objektiv und glaubwürdig mitgeteilt wird, gewinnt viel mehr Bedeutung für unsere Kenntnis der geheimnisvollen Beziehungen zwischen Leib und Seele, als eitle und nicht hinlänglich begründete allgemeine Vorstellungen, die von leichtgläubigen Menschen gern angenommen, bald unter ihnen für unfehlbare Wahrheiten ausgegeben werden. Da gilt Goethes Wort, wonach die bloße Theorie grau erscheint im Vergleich mit dem ewig grünen Baum des Lebens. Wir haben viel einander widersprechende Ansichten über das Leben, aber es fehlen uns genau beobachtete und glaubwürdig beschriebene Tatsachen, abgesehen von solchen, die sehr oft vorkommen. Das, was gewöhnlich ist, braucht deswegen noch immer nicht wesentlich zu sein, und um tief in die wahren Geheimnisse des Lebens einzudringen, muß man die Aufmerksamkeit auch ganz besonders auf solche Tatsachen richten, die etwas durchaus Wesentliches bieten, auch wenn sie sehr selten vorkommen und daher für ungewöhnlich und unerhört gelten.

Eine solche Tatsache habe ich vor sechs Jahren (1905) beobachtet und sie hat meine ganze Stellung zum Leben noch mehr verändert als die fünf Jahre früher (1900) stattgefundene Bekehrung zur katholischen Kirche, der ich vor dreißig Jahren (1880) entfrembet wurde. Die Bekehrung hat die Aussichten für ein künftiges Leben verändert, aber die Willenskur hat mich erst zum Herrn und Meister meiner Geschicke schon in diesem Leben gemacht.

Ich hatte zehn Jahre lang (1887—1897) alle meine Gedanken und meinen ganzen Willen auf ein Hauptziel gerichtet, nämlich auf die Durchführung meiner Untersuchungen über Plato und auf die Vollendung des Hauptwerkes*, das die Resultate dieser Untersuchungen zusammenfaßt. Im Lauf dieser zehn Jahre war dies Hauptziel die treibende Kraft meines Lebens, die mich inmitten von veränderlichen Umständen aufrecht erhielt. Es ist sehr schwer, eine solche Triebfeder zu ersetzen, wenn sie plötzlich verschwindet, nachdem man sich an sie gewohnt hat. So wachsen manche Menschen mit ihrem Amt zusammen und verwelken, wenn sie nach langer Dienstzeit den täglichen Gang zu ihren Amtsgeschäften aufzugeben haben. Ich empfand etwas Ähnliches; die im Laufe eines Jahrzehntes auf ein Ziel gerichtete Kraft konnte nach der Erreichung des Zieles keine volle anderweitige Verwendung finden und wirkte zerstörend. Oder vielleicht kann man es auch so erklären, daß im Laufe dieser zehn Jahre gewisse schädliche Einflüsse, wie Mangel an Bewegung, Überfluß an Nahrung, Einseitigkeit der Gefühle und Gedanken noch durch das vorgesteckte Ziel in ihrer Wirkung geschwächt waren, nun aber unbehindert sich kundgaben. Ich hatte außerdem nach der Veröffentlichung meines Werkes verschiedene sehr erschütternde persönliche Erlebnisse und Konflikte, die meine physischen und geistigen Kräfte zu sehr in Anspruch nahmen und bisher ungewohnte Leiden verursachten. Ich verfiel bald in einen un-

* The Origin and Growth of Plato's Logic, London, New York and Bombay 1897, reissue 1905 (Longmans, Green & Co.)

erträglichen Zustand von fortwährender Müdigkeit, die ich nur mit der größten Willensanstrengung überwinden konnte. Und viele solche Anstrengungen wurden mir damals zugemutet, da ich eben nach einem dreijährigen ruhigen Aufenthalt in vollkommener Muße in Spanien damals nach meinem Vaterland zurückkehrte und gleich unter die streitenden Parteien geriet, wobei von mir als Philosophen eine wohlbegründete Stellungnahme gegenüber dem sich breitmachenden Servilismus verschiedener sogenannten Conciliatoren allgemein von den edler gesinnten unter meinen Landsleuten erwartet und verlangt wurde.

Als ich mich entschieden hatte, mich mit meiner Familie in Krakau niederzulassen, hatte ich auch viel zu schaffen, um meine vielbändige, aus allen Ländern gesammelte Bibliothek an dem neuen Ort und in den eingeengten Wohnungsverhältnissen einer teuren Stadt einzurichten und die angekündigten und von der Jugend mit übertriebenen Hoffnungen erwarteten Vorlesungen an der Krakauer Universität sorgfältig vorzubereiten. Dabei war mir jede Bewegung schier unerträglich, und ich sehnte mich nach behaglicher Ruhe in unbedrängter Muße.

In dieser Lage benutzte ich die letzten freien Wochen der Sommerferien von 1898, da ich von den schwedischen Schlafkuren gehört hatte, über die auch Professor Dubois in Bern ein so interessantes und weitverbreitetes Buch veröffentlichte, und ich beschloß, mich ins Bett zu legen und gar nicht aufzustehen, bis ich ausgeruht hätte. Es war das erstemal seit meiner Kindheit, daß ich ans Bett gebunden wurde, da ich sonst nie eine Krankheit gehabt habe und nie zuvor einen Tag zu Bett verbrachte. Ich war 35 Jahre alt, stark gebaut, mit ungewöhnlicher Muskelkraft ausgestattet und großer Anstrengungen fähig, da ich bis zu 60 Kilometer an einem Tage auf Alpenstraßen habe wandern können. Ich fand selten meinesgleichen an Ausdauer und Kraft, trotzdem ich diese Kraft meistenteils unbenützt ließ, indem ich meine ganze Zeit, selbst während der Mahlzeiten, auf Lesen und Schreiben zu verwenden seit der Kindheit gewohnt war.

Nun zum erstenmal in meinem Leben lag ich tatlos und verschlief viele Stunden am Tage und die ganzen Nächte. Ich fühlte kein Bedürfnis, mich zu bewegen und war froh, daß ich mich jeglicher Pflicht, zu arbeiten entbunden hatte. Ich genoß diese vollkommene Ruhe in einem Landhaus in Polen als eine ganz neue und wunderbare Erfahrung, die mich gleichsam in die Ewigkeit versenkte, wo alle Zeiteinteilung aufhört und wo keine Sorge uns vorwärtstreibt. Nach einigen Wochen erwachte ich plötzlich aus diesem Zustand der Trägheit: ich fühlte mich ganz frisch und rege, wie lange nicht zuvor. Ich spürte sofort ein Bedürfnis, aufzustehen, mich zu bewegen und zu arbeiten. Unterbrochene Arbeitspläne wurden wieder mit Begeisterung und Lust ins Werk gesetzt, und ich glaubte, daß ich ganz gesund geworden war.

Seitdem habe ich ein zwiefaches Leben geführt, in abwechselnden Phasen von lethargischer Trägheit und lebhafter Arbeit mit voller Kraft. Alle Monate und manchmal etwas seltener, kam über mich die Phase der Trägheit, die mich auf 5—15 Tage zu Bette brachte. Ich pflegte im Bette zu lesen, aber hatte die größte Abneigung gegen jede Bewegung. Dieser Widerwille

war so stark, daß es mich eine große Überwindung kostete, Briefe, die für mich ankamen, zu öffnen, weil ich fürchtete, daß ich sie zu beantworten hätte. Ich genoß nur die Nahrung, die mir von meiner Umgebung aufgedrängt wurde. Dabei empfing ich aber gern Freunde, und wurde gar nicht müde, mich mit ihnen zu unterhalten, selbst über schwierige metaphysische Probleme. Im Notfall konnte ich auch aufstehen und mich ankleiden, wenn ich es für meine dringende Pflicht hielt. Wenn die Stunde der Vorlesung kam, stand ich auf, kleidete mich an, ging zur Universität und sprach drei Viertelstunden, ohne den Zuhörern zu verraten, wie unsäglich schwer mir dies wurde. Ich fühlte mich wie ein Toter, der unter lebendigen Menschen als Phantom wandelte. Sobald ich meine Pflicht erledigt hatte, eilte ich nach Hause, um mich wieder auszukleiden und ins Bett zu legen.

Diese Phasen der Trägheit traten ganz plötzlich ein und dauerten etwa 5—15 Tage. Sie hörten ebenso plötzlich auf, und dann hatte ich vor mir 10—15 Tage, manchmal bis zu 40 Tagen voller Lebenskraft und Tätigkeit. In der Gesundheitsphase schien das Übel ganz überwunden zu sein, und jedesmal kam die Täuschung, daß es nicht wiederkehren würde; in der Trägheitsphase hatte ich den Eindruck, daß meine Lebenskraft hoffnungslos erschöpft sei und daß ich als halbgelähmter Krüppel nur den Tod abzuwarten habe. Die Plötzlichkeit des Überganges von einer Phase zur anderen war so erstaunlich, daß sich oft die ganze Umwandlung im Laufe von fünf Minuten vollzog, um dann gewöhnlich mindestens eine Woche zu dauern. Ich pflegte zu sagen, daß ich jedesmal starb und auferstand. Nach jeder Auferstehung hatte ich mindestens acht Tage freie Tätigkeit vor mir, meistenteils sogar zwei Wochen. Nach jedem Absterben hatte ich mindestens fünf Tage Lethargie vor mir, meistens zehn Tage und manchmal über zwei Wochen. Die Länge dieser Phasen hing von verschiedenen Umständen ab. Nach einer Sonnenkur in Kosów bei dem berühmten polnischen Arzt Dr. Tarnawski im Jahre 1900 hatte ich einmal sechs Wochen Tätigkeit und dann auch eine demgemäß verlängerte Todesphase. Auch eine Massagekur bei Professor Dr. Binswanger in Jena hatte die abwechselnden Phasen bedeutend verlängert. Sonst aber kamen sie gewöhnlich jeden Monat, so daß die Tätigkeitsphase gewöhnlich einige Tage länger dauerte als die Todesphase. Eine genaue Periodizität oder eine Beziehung zu Mondesphasen war aber gar nicht zu beobachten, und ich konnte daher nicht voraussehen, wann ich zusammenbrechen würde, noch konnte ich danach meine Unternehmungen einrichten. Alle eigentliche Arbeit wurde in den Trägheitsphasen unterbrochen, mit der Ausnahme der Vorlesungen an der Universität, die ich aber nur einmal wöchentlich hielt im Laufe des Jahres 1900, und die später auf nahezu ein Jahr aufhörten, bis ich mich an den Universitäten von Genf und Lausanne habilitierte.

So habe ich den Tod bei Lebzeiten kennen gelernt und auch die Freude der Auferstehungen. Ich wanderte zu den berühmtesten Ärzten mit meiner Krankheit. Außer Binswanger konsultierte ich Ziehen, der damals in Jena war, und Mendel in Berlin, Forel in der Schweiz, Lombroso in Turin, Wernicke in Breslau, abgesehen von vielen Ärzten in Polen. Einem Bruder

von mir, der Arzt war, schlug ich oft vor, Experimente an mir zu machen, um verschiedene Mittel in ihrer Wirkung auf meine Krankheit zu erproben, aber da er selbst keine Hoffnung auf meine Genesung hatte, unternahm er auch nichts, um mich zu heilen. Niemand wußte mir zu helfen; nur Ziehen hatte den richtigen Weg von systematischen Übungen empfohlen, aber wußte mich nicht dafür zu begeistern und verlangte Übungen, die mir zu schwer waren. Die meisten Autoritäten unter den Ärzten rieten mir, die Zeit des Wohlbefindens gut auszunützen und im übrigen mich um meine Krankheit nicht zu kümmern.

Ein solcher Rat war das Geständnis der Hoffnungslosigkeit und konnte nicht leicht befolgt werden. Ein Leben, das in unbestimmten und unvoraussehbaren Perioden zum Stillstand gebracht wird, ist doch sehr schwer zu ordnen: solche periodischen, plötzlichen und unerwarteten Unterbrechungen machen alle Pläne und regelmäßige Verpflichtungen unmöglich. Die Sachlage war um so schwerer, als die abwechselnde Illusion der vollkommenen Erschöpfung aller Lebenskräfte und der vollständigen Genesung jedesmal mit voller Macht wiederkam, so daß ich mich im Laufe von sieben langen Jahren, nach über 70 kurzen Reinkarnationen meines Geistes in denselben todesmatten Leib, noch gar nicht habe gewöhnen können, meine Schwäche als periodisch zu behandeln, trotzdem die Ärzte mich immer warnten, daß solche Störungen sehr hartnäckig seien und daß ich nicht zu viel unternehmen sollte. Jedesmal, wo ich eine Auferstehung feierte, stürzte ich mich in meine Arbeiten mit der größten Wucht, als ob ich nie wieder mich auf ganze Wochen niederzulegen hätte. Ich unternahm Verpflichtungen, als ob ich mich der besten Gesundheit erfreute, und hatte an den Folgen dieses periodischen Unternehmungsgeistes sehr zu leiden, wenn es später zu sehr ungelegener Zeit galt, diese Verpflichtungen zu halten. Wenn aber die Trägheitsphase kam, hielt ich mein Leben für abgeschlossen und wollte von nichts mehr hören und tat nur, was ich für ganz unentbehrlich hielt.

Diese Verhältnisse dauerten seit dem Sommer 1898 volle sieben Jahre, im Laufe von welchen ich über siebzigmal den Eindruck hatte, gestorben zu sein, und jedesmal dann wieder auferstand. Im Laufe von diesen sieben Jahren wurde ich durch verschiedene persönliche Verhältnisse von Ort zu Ort getrieben, und als meine Vorlesungen an der Krakauer Universität im Jahre 1901 aus politischen Gründen von dem österreichischen Unterrichtsminister unter dem Vorwand meiner mangelnden Gesundheit unterbrochen wurden, habilitierte ich mich zu gleicher Zeit an den zwei Universitäten von Genf und Lausanne, um den Beweis zu liefern, daß meine Gesundheit mich nicht am Lehramt hindert, und daß fremde Universitäten meine Lehrtätigkeit besser anerkennen als die nationale Hochschule. Ich wohnte zwischen den beiden Städten in Morges, unter der ärztlichen Pflege von Forel, und hielt in jeder der beiden Universitätsstädte wöchentlich einen Vortrag ab, obgleich dies jedesmal eine Eisenbahnreise verlangte, um zur Universität zu kommen. Ich ließ keine einzige Lehrstunde aus im Laufe des Winters von 1901—1902, und Forel, der einige dieser Vorlesungen behufs ärztlicher Beobachtung besuchte, gab mir das objektive Zeugnis, daß die verschiedenen Gesundheitsphasen weder den Inhalt noch die Form der Darstellung beeinflußten.

Später, im Jahre 1904, begann ich wöchentliche Vorlesungen an dem University College in London und setzte sie fort bis zum Jahre 1906, ohne je eine einzige Stunde auszulassen, was zu beweisen scheint, daß ich auf kurze Zeit meine Trägheit durch eine große Willensanstrengung überwinden konnte. Aber ich hatte von Forel ein künstliches Mittel gelernt, auf kurze Zeit jene Lethargie vermittelst einer kleinen Dosis von Opium zu unterbrechen. Jede solche Vergiftung hatte eine kurze Unterbrechung der Lähmung zur Folge, aber mußte nachher durch eine längere Lähmungsphase gesühnt werden. Man kann sich leicht denken, daß ein solches Leben voll von Schwierigkeiten sein mußte und zuweilen ganz unerträglich schien. Alle meine Freunde und Verwandten hielten mich für verloren und niemand hatte Hoffnung auf meine Genesung, mit der Ausnahme des Dr. Tarnawski in Kosów, der mich immer wieder auf das herzlichste in seine Heilanstalt einlud und meinen Zustand durch Diät, Sonnenbäder und Wasserkur insofern zu lindern wußte, als nach jeder Kur bei ihm die Länge der Phasen vergrößert wurde. Aber dabei wuchs auch die Länge der Trägheitsphasen, was manche Schwierigkeiten nach sich zog. Auch konnte ich aus Westeuropa nicht leicht nach dem entlegenen Kosów in den Ostkarpathen reisen, und ich war dort mehr als anderswo allzu zahlreichen ermüdenden Beziehungen zu Menschen ausgesetzt, da Kosów allmählig unter der weisen Leitung von Dr. Tarnawski zu einem Sammelpunkt der polnischen Gebildeten geworden war. Ich hatte auch andere Gründe, Dr. Tarnawskis Güte und Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, so daß ich nur dreimal, in den Jahren 1900, 1902 und 1905, die Kur zu Kosów benutzte.

Da übrigens selbst diese Kur keinen dauernden Erfolg hatte und sonst die berühmtesten Ärzte von Europa mir nicht zu helfen wußten, beschloß ich, meinen Aufenthalt in London zu benutzen, um in der großen Bibliothek des British Museum alles durchzulesen, was sich auf die Bewahrung der Lebenskraft und der Gesundheit bezog, besonders alles, was die Beziehung zwischen Seele und Leib betraf. Ich benutzte dazu jeden Tag, wo ich arbeitsfähig war und erforschte die ganze Literatur der allgemeinen Hygiene, wie auch Hunderte von exzentrischen Vorschlägen verschiedener sogenannten Kurpfuscher, die für alle Krankheiten irgend ein sehr einfaches Mittel vorschlagen, womit sie viele glänzende Kuren durchgeführt zu haben vorgeben. Ich studierte auch Psychiatrie und die verschiedenen neuesten Zweige der psychischen Beobachtung, wobei ich auch mit der Strömung näher vertraut wurde, die unter dem Namen ‚New Thought' in Amerika entstanden ist und auch jetzt in Deutschland mit ungeheurer Reklame und zu teuren Preisen ihre Erzeugnisse verbreitet. Die meisten Schriftsteller dieser Richtung behaupten eine schier unbegrenzte Macht des Willens und des Glaubens über den Körper und die Gesundheit. Sie zitieren zahlreiche Fälle von plötzlichen Genesungen unter dem Einfluß von einer Änderung der Gesinnung, mit der die Patienten sich zu ihrem Leben stellen. Bekannt sind die Schriften von Prentice Mulford, W. W. Atkinson und ähnlichen Schriftstellern, die alle eigentlich von Emerson ausgehen und ganz begeistert die unbegrenzten Möglichkeiten der Geistesentwicklung predigen, dabei aber auch zweifellos oft sehr schädlich wirken,

indem sie ihre Leser um das geistige Gleichgewicht bringen durch dies unberechtigte und leicht zu Enttäuschungen führende Vertrauen auf die eigene Kraft allein.

Davon ist verschieden die in letzter Zeit auch rasch wachsende Literatur über die Wirkung des Gebets auf die materiellen Bedingungen des Lebens überhaupt und auf die Gesundheit insbesondere, die von William James zum Teil in seinem glänzenden Werke Varieties of religious experience psychologisch verwertet wurde.

Ich konnte aber mit allen diesen Erfahrungen nichts anfangen. Ich hatte ja im Laufe meiner Krankheit die denkbar größte religiöse Krisis durchgemacht, als ich im Jahre 1900 zur Kirche und zur häufigen Praxis der Sakramente zurückkehrte, die ich seit dem Jahre 1880 aufgegeben hatte — und diese so tiefe Gesinnungsänderung half mir doch nichts in Betreff der unausbleiblichen Aufeinanderfolge von Ersterben und Auferstehen, die mich seit 1898 plagte. Was das Gebet anbelangt, so hatte ich die Wirksamkeit des Gebets auf die Gesinnung anderer bei vielen von mir veranlaßten Bekehrungen beobachtet, aber ich konnte selbst durch stundenlanges Beten keine meiner eigenen Trägheitsphasen unterbrechen. Unmittelbar nach meiner eigenen Bekehrung glaubte ich ganz sicher, daß auch meine Krankheit ganz überwunden sei, und doch kam sie im Laufe von wenigen Tagen wieder nach dieser durchgreifenden Änderung meines ganzen Wesens, die am 12. November 1900 mich zur Beichte und zur häufigen Benutzung der Sakramente führte. Der erste Vortrag nachher, vom 14. November, der nahezu drei Stunden dauerte, war noch im vollsten Bewußtsein der sprudelnden neuen Lebenskraft, und eine Woche später, am 21. November, hatte ich mich aus meinem Bette mit der größten Anstrengung aufzuraffen, um in die Universität zu gehen und mit Mühe die gewohnheitsmäßigen drei Viertelstunden matt zu reden.

Also weder Glaube noch Gebet hatte mir geholfen. Manchmal hielt ich meine Trägheit für eine Einbildung und raffte mich auf mit dem entschiedenen Entschluß, ein so unmännliches Leben nicht weiterzuführen und die vielen wichtigen Aufgaben, die vor mir lagen, endlich einmal ganz ernstlich anzugreifen, aber jedesmal mußte ich mich schon nach wenigen Minuten wieder hoffnungslos und enttäuscht niederlegen.

Manchmal wollte ich mir einreden, daß diese Trägheit eine sittliche Schwäche sei, was mir auch oft von meiner unmittelbaren Umgebung vorgeworfen wurde, um mich zu Anstrengungen anzuregen — und ich machte den Entschluß, sie mit einem kräftigen Willensakt auf immer zu überwinden, — doch mußte ich mich immer wieder überzeugen, daß hier eine physische Hemmung vorlag, die nur physischen Mitteln, wie Kaffee oder Opium wich, sich aber sonst nur auf eine kurze Zeit mit der äußersten Anstrengung aller Willenskräfte unter der Wirkung der stärksten sittlichen Motive überwinden ließ, wie wenn jemand, um seinen Liebsten das Leben zu retten, eine sehr große Last auf eine kurze Entfernung tragen mag und dann sehr schnell müde wird und unter der Last zusammenbricht. Ich war ja auch in meinen Todesphasen nicht ganz gelähmt und konnte mich immer auf kurze Zeit mit der größten Anstrengung

aufraffen, wenn hinreichende Motive wirkten, aber ich wurde dann jedesmal mit unwiderstehlicher Gewalt dazu getrieben, mich wieder hinzulegen, so lange der innere Zustand dauerte, der diese Trägheit verursachte. Es war offenbar ein leiblicher und nicht ein psychischer Zustand — wie ich jetzt glaube, eine Störung in dem Kreislauf des Blutes, die periodisch eine gewisse Anämie des Gehirns verursachte. Alle psychischen und religiösen Kräfte wurden umsonst ins Werk gesetzt, um diese Trägheit zu bekämpfen. Sie wich aber momentan, wenn der Prozeß, der sie verursachte, seinen natürlichen Abschluß fand und die Hemmung der Bewegungen aufhörte. Ich konnte keine Regelmäßigkeit irgend welcher Art darin beobachten, noch die Gründe finden, warum in gewissen Fällen die Todesphase kürzer dauerte. Manchmal schienen wohl gewisse psychische Wirkungen hier einen Einfluß auszuüben — nämlich es kam vor, daß der Besuch eines sehr lebenskräftigen Mannes mich auch nach wenigen Tagen der Todesphase aus der Lethargie erweckte, und daß in solchen Fällen die Tätigkeitsphase sofort in voller Kraft eintrat. Aber in solchen Fällen, die übrigens selten waren, konnte man doch auch eine physische Wirkung voraussetzen wie bei den magnetischen Kuren. Andererseits hatte ich auch oft den Eindruck, daß eine unangenehme Nachricht die Lethargie verursachte. Aber auch dies war keineswegs evident, denn unangenehme Nachrichten pflegen ja gewisse Anstrengungen zu verursachen, um mit der drohenden Gefahr oder Unannehmlichkeit zu kämpfen, wodurch die Energievorräte vorzeitig erschöpft werden und sich auf diese Weise der Eintritt der Depression durch rein physische Ursachen erklärt. Jedenfalls war hier alle Suggestion ganz erfolglos. Ein so vielgeübter und auffallend erfolgreicher Magnetiseur wie Forel hatte monatelang versucht, mich durch Suggestion zu heilen, ohne den geringsten Erfolg zu erzielen, während einige Pillen Opium nach wenigen Stunden die Hemmung, an der ich litt, aufhoben, und auch einige Tassen von starkem Kaffee oder Tee in ähnlicher Weise wirkten. Freilich hatte ich dann nach jeder solchen künstlichen Erweckung dafür mit einer längeren Lähmung zu bezahlen, so daß ich nur in äußersten Fällen zu Opium, Tee oder Kaffee meine Zuflucht nahm, und immer alsdann einige Wochen brauchte, um das Gift zu eliminieren. Eine Neigung zu diesen Mitteln entwickelte sich dabei gar nicht, sondern geradezu das Gegenteil, besonders in bezug auf Opium, vor dem ich eine wahre Scheu hatte, da ich Quinceys Bekenntnisse eines Opiumessers kannte. Das Schlimmste an den hier beschriebenen Zuständen war die regelmäßig wiederkehrende Illusion bei jedem Zustandswechsel, daß er entscheidend und dauernd sein müsse. Also jede Lähmung erschien als ein endgültiges Zusammenbrechen aller Lebenskräfte, und jede Auferstehung als eine gleichfalls endgültige Überwindung der langwierigen Krankheit.

Da traf ich im British Museum auf eine Reihe von Werken, die über die von Patandschali in Indien aufgebrachte Jogapraxis handelten. Der Jogi, welcher die Joga betreibt, erlangt eine volle Beherrschung seines Körpers durch den Willen, ist von jeder Krankheit frei und soll angeblich sogar die Feuerprobe aushalten, indem er über glühende Kohlen barfuß schreitet oder einen brennenden Scheiterhaufen zu betreten fähig ist, ohne Schaden zu

nehmen. Er kann auch ohne Atmen monatelang aushalten, mit Zement luft- und wasserdicht in einem Grabe vermauert, während alle Körperöffnungen mit Wachs verklebt sind. Zahlreiche Zeugnisse von glaubwürdigen englischen Offizieren liegen über solche Proben vor. Der mahometanische Jogi, gewöhnlich Fakir genannt, zeigt auch öffentlich verschiedene Kunststücke, worunter am häufigsten die Beschleunigung des Wachstums von Pflanzen vorkommt — daneben auch freies Schweben in der Luft oder Levitation.

Die Brahminen, welche die Joga erfunden haben, scheuen sich vor öffentlichen Demonstrationen, aber zeigen gelegentlich ihren Bekannten und Freunden wunderbare Wirkungen des Willens auf den menschlichen Leib und auf die Materie im allgemeinen. Ich traf zum Beispiel in London durchaus glaubwürdige Menschen, welche mich versicherten, daß sie in Indien die Erzeugung von Licht durch einen Jogi beobachtet haben unter solchen Umständen, daß keine sichtbare Lichtquelle zu finden war, sondern ein eigentümliches Licht das Zimmer gleichmäßig auf den Wunsch des Jogis erhellte und nach seinem Willen erlosch. Ein solches Licht war zum Lesen ausreichend. In einem seiner Werke sagt auch Edward Carpenter, der geistreiche Verfasser des interessanten Werkes über die Kunst der Schöpfung, daß er in Indien einem solchen Asketen begegnete, der ihm ganz unerklärliche Dinge zeigte und dann spurlos verschwand. Ich las Hunderte von Büchern über dergleichen Beobachtungen, die zum Teil auch in Europa und Amerika von verschiedenen Geistersehern, wie Thomas Lake Harris, Andrew Jackson Davis und Anna Kingsford bestätigt worden sind. Ich beschloß also, Jogaübungen zu versuchen, um zu sehen, ob ich nicht dadurch meinen widerspenstigen Leib bezwingen könnte. Nun gilt es in der Joga für eine allgemeine Regel, daß man notwendig einen in ihr erfahrenen Lehrer und Führer (Guru) haben muß, wenn man die ernstesten Gefahren auf diesem Wege vermeiden will. Einen solchen konnte ich nicht finden, da ich jedesmal, wo ich auf der Spur eines Jogi zu sein wähnte, mich überzeugen mußte, daß er entweder unwissend oder nicht aufrichtig war.

Im Jahre 1893 hatte ich die Reise nach der Chicagoer Weltausstellung mit vielen Hindus auf demselben Schiff gemacht, und wurde darunter mit einigen bekannt, die sich später einen Namen erwarben, wie Gandhi und Nagarkar. Diese versicherten mich, daß es jetzt noch kaum echte Jogis in Indien gibt. Die mit dem gleichen Schiffe reisende Mrs. Annie Besant flößte mir, abgesehen von ihrer außerordentlichen Beredsamkeit, kein Vertrauen zu ihrer Urteilskraft ein und wollte auf viele direkte und wesentliche Fragen gar nicht antworten, wenn es sich darum handelte, ihre wirklichen persönlichen Erfahrungen objektiv zu erforschen. Sie zog es vor, sich in den Mantel einer unfehlbaren Pythia zu hüllen und dunkle allgemeine Offenbarungen auszusprechen, ohne Rechenschaft abzustatten, wie sie dazu kam, diese Offenbarungen zu empfangen.

In der ganzen Literatur über die Bezwingung des Leibes durch geistige Kräfte und Willensübungen machte ein Werk auf mich den größten Eindruck — die Raja Yoga von Vivekananda —, das in vielen Auflagen seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts in Europa und Amerika verbreitet wird.

Ich hatte auch Vivekananda selbst in Chicago 1893 einmal gesehen, ohne damals zu ahnen, daß er für mich später eine so große Bedeutung erlangen könnte. Sein wirklicher Name war Norendra Nath Dutt; er war mit mir in dem gleichen Jahre 1863 geboren und kam nach englischen Universitätsstudien unter den Einfluß des berühmten Asketen Rama Krishna*, der ihn dazu anregte, die Weisheit der Brahminen nach Westen zu tragen, und ihm den Mönchnamen Vivekananda gab, den er bis zu seinem 1902 erfolgten Tode behielt**. Vivekananda kam auf seinem Rückwege von Chicago im Jahre 1895 nach London und hielt dort Vorträge, die später erschienen sind. Auch hinterließ er einen Kreis von Schülern, und ich traf in London im Jahre 1904 einen begeisterten Verehrer von ihm, der meine Aufmerksamkeit auf seine Werke lenkte. Unter den zahlreichen aus dem Sanskrit übersetzten Werken über Joga hatte ich nichts so Klares und Überzeugendes gefunden, wie die in englischer Sprache geschriebenen Werke von Vivekananda, der die westliche Kulturgeschichte und Religion gut kannte und die englische Sprache ausgezeichnet beherrschte. Freilich zeigt er ein doppeltes Gesicht: wenn er zu Europäern und Amerikanern spricht, da sucht er grenzenlose Bewunderung für die Weisheit der alten indischen Offenbarungen, die in den Vedas und Upanishads enthalten sind, zu erwecken; wenn er aber seine eigenen Landsleute anredet, wie in den Madras Lectures, dann empfiehlt er ihnen, von den Engländern foot-ball zu lernen, statt immer bloß über die Tradition der Vorfahren zu grübeln und zu meditieren. Er sah es als seine Aufgabe an, zwischen der uralten orientalischen Tradition und der westlichen Zivilisation zu vermitteln und er hielt es für eine Schickung der Vorsehung, daß durch die englische Besetzung von Indien zwei verschiedene Geistesreiche, die er als die von den Engländern fortgesetzte hellenische Kultur und als die in Indien treu bewahrte Vedankatradition bezeichnet — zum erstenmal in der Geschichte der Menschheit sich so begegneten und durchdrangen, wie es zur Zeit des Kriegszugs von Alexander dem Großen noch nicht möglich war.

Im Frühjahr von 1905 begann ich in London die Übungen in Joga nach Vivekanandas Angaben, die in seinem Werk über Raja Yoga enthalten sind. Diese Übungen sind zunächst Atmungsübungen und bestehen darin, allmählich ein tieferes und langsameres Atmen zu lernen, das dann später die Beherrschung der Gedanken und Vorstellungen erleichtert.

Hier ist es durchaus wesentlich, vielen häufig vorkommenden Mißverständnissen vorzubeugen. Manche oberflächliche Leser der Werke über Joga bilden sich ein, daß man durch Respirationsübungen allein die wunderbarsten Ergebnisse und eine grenzenlose Beherrschung des eigenen Leibes und der Materie überhaupt erlangen könne. Solche Meinungen rufen dann Proteste von seiten tieferer Denker hervor, die in das entgegengesetzte Extrem verfallen und alle Respirationsübungen für ganz unwesentlich oder sogar über-

---

* Vgl. The sayings of Rama Krishna, by Max Müller.

** Über sein Leben handelt das sehr interessante neue Werk: The Master as I saw him, by his disciple Nivedita, London, Longmans 1910.

flüssig und selbst schädlich halten, wobei sie sich auch auf gewisse autoritative Zeugnisse der Sanskritliteratur berufen. Beide Ansichten sind falsch. Durch einen leiblichen Prozeß, wie das Atmen ist, kann man gewiß nicht die höchsten Seelenkräfte und Vermögen entwickeln. Aber man denke auch nicht, daß man, ohne den Respirationsprozeß völlig zu beherrschen, leicht fortschreiten kann in der Beherrschung des eigenen Leibes und der Naturkräfte. Unter allen physiologischen Vorgängen, die von unserem Willen abhängen, ist das Atmen allein diejenige Bewegung, die man am leichtesten durch den Willen beeinflussen kann, und die auch unwillkürlich von dem psychischen Leben beeinflußt wird, während sie bei den meisten Menschen unausgesetzt das ganze Leben hindurch, von der Geburt bis zum Tode, vor sich geht. Deswegen eignet sie sich ganz besonders für die Willensübungen — etwa wie der Gips sich besonders für die Abgüsse der Bildhauerwerke, oder der Lehm sich für die plastische Verkörperung der Kunstvorstellungen eignen und daher in der Bildhauerkunst eine so hervorragende Rolle spielen. Man kann sich ja theoretisch auch andere Materialien als Gips und Lehm denken, die dem Bildhauer dienen könnten, die Ausführung seiner Ideen zu verwirklichen, aber tatsächlich benutzen die Bildhauer meistenteils Lehm und Gips, und die Bildhauerkunst würde ganz erheblich darunter leiden, wenn diese zwei Stoffe, die ihr doch nicht prinzipiell wesentlich sind, auf einmal fehlten.

Ähnlich kann man auch an anderen physiologischen Vorgängen die den menschlichen Leib umarbeitende Willenskraft üben, z. B. an der Qualität und der Quantität der eingenommenen Nahrung, deren Veränderung, Verminderung oder gänzliche Entbehrung unseren katholischen Heiligen ein so häufiges und treffliches Mittel gab, die Überlegenheit des Willens und der Seele über die leiblichen Bedürfnisse und Begehrungen zu erproben; aber der von Patandschali angezeigte Weg der allmählichen Beherrschung des Atmens durch den Willen ist viel leichter und führt tatsächlich unter günstigen Verhältnissen zu einer solchen Beherrschung des Leibes und der Gesundheit, wie wir sie in unserer gesamten westlichen Erfahrung nicht kennen, da unsere Heiligen meistenteils an vielen Krankheiten litten. Vivekananda warnt uns, daß Respirationsübungen allein nicht hinreichen, um weit auf dem Wege der Befreiung der Seele von den leiblichen Einschränkungen zu gelangen. Dennoch empfiehlt er diese Übungen als eine sehr zweckmäßige Methode, die allergewöhnlichste Bewegung des Leibes durch bewußte Willenswirkungen gänzlich umzugestalten, wodurch wir Kraft gewinnen, auch andere Leibesverrichtungen zu beeinflussen.

Meine ersten Versuche in London im Frühjahr 1905 hatten keinen Erfolg und brachten mich sogar zu Schaden, da sie mich ganz ungewöhnlich aufregten und Schlaflosigkeit verursachten. Ich suchte hierauf einen ruhigen Ort, wo ich mich diesen Übungen unter günstigeren Verhältnissen widmen konnte. Aber ich bereiste umsonst die westliche Küste von Wales und Cornwall — selbst auf den Scillyinseln, die, im Golfstrom gebadet, sich durch ihr mildes Klima besonders auszeichnen, konnte ich die nötige Einsamkeit nicht finden. Da beschloß ich, nach Kosów zu fahren, und dort alle meine Auf-

merksamkeit ganz ausschließlich der stufenweisen Beherrschung meines Leibes nach den Vorschriften von Vivekananda zu widmen. Da er aber oft die Warnung wiederholt, man dürfe Joga nicht ohne einen kompetenten Führer treiben, und ich keinen solchen finden konnte, beschloß ich, als einen solchen Führer auch in dieser Angelegenheit wie schon seit 1900 in allen anderen Dingen mir den in der Eucharistie gegenwärtigen Christus zu nehmen, und bei der täglichen Kommunion die Pläne der beabsichtigten Übungen in Übereinstimmung mit den von Christus kommenden Eingebungen zu bestimmen.

In jener Zeit kam mir auch eine unerwartete Hilfe in der Person eines jungen Mannes, der sowohl seinen Glauben als auch seine Gesundheit in der verdorbenen Atmosphäre von St. Petersburg verloren hatte, und zunächst das Bedürfnis empfand, seinen sehr unbefriedigenden Leib umzubauen, wobei er sich meinen Rat und meine Leitung erbat. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß man mit Erfolg andere leiten kann auch auf Wegen, die man selbst noch gar nicht genügend kennt. Das Vertrauen meines Schülers gab mir den Mut, an ihm Forderungen zu erproben, die ich vielleicht mir selbst nicht gestellt hätte. Und seine großen Erfolge waren auch mir ein Sporn, auszuharren.

Wir begannen damit, unsere Nahrung ganz besonders einzuschränken, erstens in Betreff der Zahl der Mahlzeiten, dann auch in bezug auf die Diät. Wir beschränkten uns anfangs auf zwei Mahlzeiten täglich, und nach einigen Monaten begannen wir nur einmal in 24 Stunden zu essen. Anfangs nährten wir uns mit Gemüse und Eiern, Milch und Brot, später beinahe ausschließlich mit Obst und Nüssen, überhaupt mit ungekochter Kost.

Außerdem wurden regelmäßig mehreremal an jedem Tage Respirationsübungen vorgenommen, genau nach Vivekanandas Vorschriften, mit dem Unterschiede, daß wir das, was er als einleitende Übung auf einige Wochen empfiehlt, auf Monate ausdehnten, bevor wir zum eigentlichen Pranayama fortschritten, wobei das Ausatmen zweimal länger als das Einatmen dauert, und zwischen den beiden Bewegungen ein Anhalten des Atems stattfindet, das noch zweimal länger als das Ausatmen dauert. Dabei wurde jedesmal die Vorstellung lebhaft erweckt, daß man beim Einatmen eine gewisse Kraft an sich zieht, die den Körper von oben nach unten durchströmt und die dann beim Ausatmen wieder in umgekehrter Richtung sich nach oben zum Kopf richtet und ihn belebt. Ich brachte es nach einigen Monaten soweit, daß ich nur sechsmal in je sieben Minuten ein- und ausatmete, ohne irgendwie mich dadurch zu ermüden.

Sonst war die ganze Zeit streng in Arbeitsstunden eingeteilt, die nur von Übungen unterbrochen sein durften, mit dem Ausschluß aller zufälligen Lektüre. Ich wollte diese Gelegenheit benutzen, um mein Werk über Erkenntnistheorie und Logik, an dem ich schon seit einigen Jahren mit Unterbrechungen arbeitete, zum Abschluß zu bringen.

Diese strenge Regel begann im Juli 1905 in Kosów. Sie wurde noch durch zwei Lethargiephasen unterbrochen; aber als ich nach der zweiten Trägheitsperiode am 20. August 1905 aufstand, war meine siebenjährige Krank-

heit überwunden und ich habe seitdem nie mehr nötig gehabt, Wochen oder Tage zu Bett zu verbringen. Natürlich wußte ich damals noch nicht, wie groß mein Erfolg war, und ich freute mich nur über den günstigen Fortgang meiner Arbeit an der Logik von Woche zu Woche, ohne die strenge Lebensregel, die ich mir und meinem Schüler gesetzt hatte, zu lindern. Selbst nachdem zwei Monate ohne Trägheitsphase vergangen waren, Ende Oktober 1905, getraute ich mir nicht, die Übungen aufzugeben. Aber da es in Kosów bereits zu kühl wurde, beschloß ich, mit meinem Schüler ein südlicheres Klima zu suchen und wir begaben uns Ende Oktober nach Castelnuovo in Dalmatien, wo wir ein ganz leeres Haus mieteten und unsere Regel noch strenger gestalteten, indem wir auch unseren Schlaf einschränkten und nur von 8 Uhr abends bis Mitternacht schliefen, auch nur einmal täglich ungekochte Kost speisten und die ganze übrige Zeit auf Übungen oder geistige Arbeit verwendeten.

Das war eine herrliche Zeit, und es wurde uns klar, wie in einem Kloster strengster Observanz Menschen das vollkommenste Glück erleben können. Wunderbare Kräfte und Erkenntnisse kamen uns und wir fühlten unsere Leiber von großer irdischer Last entledigt, dem Willen und den Zielen des Geistes immer mehr ergeben, wozu auch die tägliche Kommunion in einem benachbarten Franziskanerkloster viel beitrug. Mein Gefährte wurde zur Kirche bekehrt, und da er kein Italienisch sprach, diente ich ihm als Dolmetscher bei seiner Generalbeichte. Ich schrieb damals einen langen Brief über die in mir vollzogene Wandlung an meinen Freund William James, und er benutzte diese Erfahrungen in seinem Vortrag über ‚Energies of men‘, den er zu Weihnachten 1906 vor dem Kongreß der amerikanischen Psychologen hielt und seitdem in der Zeitschrift ‚Science‘ und in anderen Zeitschriften veröffentlichte, auch in französischer Übersetzung in der Pariser ‚Revue de philosophie‘ (Mai 1907).

Endlich, drei Monate nach der letzten Trägheitsphase, getraute ich mir, die Übungen aufzugeben und mit der neugewonnenen Lebenskraft mich an die mannigfachen Aufgaben zu wenden, die meiner harrten. Ich kehrte nach Krakau zurück, wo das von mir im Jahre 1901 gestiftete Seminar der Nationalerziehung gar sehr meiner Gegenwart bedurfte, und ich verwendete die neugewonnenen Erfahrungen, um die Intensität der geistigen Anstrengungen meiner aus Arbeiterklassen stammenden Schüler auf eine vorher nie geahnte Höhe durch entsprechende psychophysische Übungen zu bringen.

Seitdem habe ich an vielen ähnliche Übungen mit Erfolg erprobt und diese verschiedenen Erfahrungen haben mich und andere überzeugt, daß man seine geistige Leistungsfähigkeit durch eine strenge Lebensregel und durch eine sehr weitgehende Beschränkung der leiblichen Bedürfnisse an Nahrung und Schlaf ganz bedeutend und über alle Erwartung steigern kann. Als ich später in Newyork mit Hereward Carrington und in Boston mit Horace Fletscher persönlich bekannt wurde, habe ich auch das Fasten in meinen Erfahrungskreis gezogen und es gelernt, ganz ohne irgend welche Schwierigkeiten auf drei bis acht Tage jegliche Nahrung ganz zu entbehren; nach jeder solchen Unter-

brechung der von den meisten Menschen für unentbehrlich gehaltenen Funktion der Verdauung fühlte ich mich gesünder und stärker. Während des Fastens trank ich nur destilliertes Wasser, um gar keine Nahrung zu meinen Verdauungsorganen zuzulassen und ihnen volle Ruhe zu gönnen.

In zwei Fällen habe ich bis zu 16—17 Tagen gefastet, mit Einhaltung der von Carrington* in seinem vorzüglichen Werke angegebenen Vorsichtsmaßregeln, und wurde jedesmal nur durch äußere Verhältnisse verhindert, das Fasten fortzusetzen. Mein Gefährte hat es bis zu 28 Tagen gebracht und fühlte sich nachher wie neugeboren.

Das Fasten wurde auch als regelmäßiges Kurmittel von Dr. Tarnawski in Kosów eingeführt und alle seine Patienten loben es so sehr, daß es häufig mit bestem Erfolg verschrieben wird. Unter Fasten verstehe ich hier nur die volle Enthaltsamkeit von jeglicher Nahrung in fester oder flüssiger Form, außer reinem Wasser, das nicht für Nahrung gilt, mit gelegentlicher Zugabe von einigen Tropfen reinem Zitronensaft, der so wenig Nährstoffe enthält, daß er keine Arbeit den Verdauungsorganen aufgibt.

Allmählich habe ich nach vielen Richtungen die Vorschriften von Vivekananda ergänzt und umgearbeitet, so daß die von mir empfohlenen psychophysischen Übungen besser unseren westeuropäischen Zwecken dienen können, da wir doch keineswegs die Nirvana, sondern eine intensive intellektuelle und soziale Wirkungsfähigkeit suchen und brauchen.

Eine einzige wesentliche persönliche Erfahrung kann zum Ausgangspunkte einer ganzen großen Bewegung werden, wenn sie nur voll und tief begriffen wird. Es gibt in den Einzelerfahrungen Erleuchtungen, die uns allgemeingültige Wahrheiten eröffnen. Die wichtige Wahrheit, die sich aus der hier nur flüchtig angedeuteten Erfahrung ergibt, ist, daß, wenn die hindernden körperlichen Einflüsse beseitigt sind, der Wille sowohl die physische wie die intellektuelle Leistungsfähigkeit durch langsame aber stetige Fortschritte über alle gewöhnlichen Erwartungen hinaus steigern kann.

Nur muß man stets bedenken, daß jeder Erfolg den Willen kräftigt und jeder Mißerfolg ihn schwächt. Also handelt es sich darum, die Aufgaben in einer solchen stufenweisen Reihenfolge aufzustellen, daß man auf jeder einzelnen Stufe auf einen sicheren Erfolg rechnen kann, der die Kräfte mehrt, mit denen man sich zur nächsten Stufe mit erneutem Erfolg erhebt.

Man sollte sich dabei auch immer klar vergegenwärtigen, was das scheinbar grausame Wort von Christus bedeutet: ‚Wer da hat, dem wird gegeben, wer aber nicht hat, von dem wird genommen.‘ (Matth. 13, 12; 25, 29, Mark. 4, 25; Luk. 8, 18; 19, 26.)

Darin liegt ein Versprechen, daß, wenn wir für die natürlichen Erfolge, die von unserem Willen abhängen, eifrig Sorge tragen, dann auch übernatürliche Kräfte uns in Fülle zuströmen, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß wir bereit sind, sie mit Demut und Dankbarkeit zu empfangen.

---

* Hereward Carrington, Vitality Fasting and Nutrition, London, Rebman 1908.

Der Roman eines Bildes / Von Paul Bourget

Warum ich Paris verlassen habe, ohne Ihnen Lebewohl zu sagen, gnädige Frau? . . . Werden Sie in Ihrem kleinen Salon sein, wenn Sie diesen Brief erhalten, und in dem Lehnstuhl sitzen, neben dem Tisch mit seinen vielen Nippsachen, auf den ich Sie so oft das Buch legen sah, in dem Sie eben lasen, wenn ich Sie mit meiner Gegenwart belästigen kam? . . . Wenn ja, nehmen Sie den kleinen Spiegel mit dem Rahmen aus ziseliertem Silber zur Hand, den ich Ihnen zum letzten Neujahr widmen durfte. Besehen Sie darin Ihre sechsundzwanzig Jahre und Ihr Lächeln. Und dann schließen Sie für einen Moment Ihre schönen, blauen Augen, und sehen Sie in Gedanken, wenn es Ihnen möglich ist, das eingefallene Gesicht, den ergrauenden Bart, die verheerte Stirne des alten Malers, der sich, zwar nach der Heiligen Schrift, aber ganz unchristlich, Ihren unnützen Knecht genannt hat. . . . Erinnern Sie sich auch eines gewissen musikalischen Abends, nicht sehr weit von Ihrer Constantinstraße, im Hotel Nerestaing. Ich will Ihrer Erinnerung nachhelfen. Eine hübsche Frau kann alles vergessen, nur eine Toilette nicht, die sie noch hübscher machte. Sie trugen das entzückende Kleidchen aus Changeantseide über einer Spitzenschleppe.

Man sang die göttlichen Verse von Hugo:

> . . . Puisqu' ici-bas toute âme
> Donne à quelqu'un . . .

Und Sie haben den ganzen Abend an der Seite des jungen Bonnivet verbracht! . . . Ihre Brauen ziehen sich zusammen. Ihre Augensterne verdüstern sich. Sie nehmen Ihre Kratzbürstenmiene an, wie Ihre Cousine Madeleine sagt. Ich höre Sie, mich zur Rede stellen: ‚Wissen Sie auch, zu wem Sie sprechen, mein armer Monfrey?' Wie klug ich doch war, mir diese Redensart von ferne, von sehr ferne sagen zu lassen! — Um so mehr, als ich aus der Ferne den Mut habe, über Ihren Unwillen wegzugehen und zu wiederholen: ‚Ja, Sie haben den ganzen Abend an der Seite des jungen Edouard Bonnivet verbracht. . . .'

Das war Ihr gutes Recht. Und ich wünsche hier sogleich zu erklären, daß ich nichts daraus geschlossen habe, nichts, höchstens, daß Ihr ‚unnützer Knecht' im Begriff stand, Ihr lächerlicher Knecht zu werden, und es regte sich in mir eine höchst unberechtigte, das gestehe ich, aber eine höchst schmerzliche — die ungesetzlichste, auch das zugestanden, aber die unwiderstehlichste Eifersucht. Als Sie im letzten Herbst anfingen, so nett mit mir zu sein, — in Malenoue, in dem friedlichen Schloß, in dem wir zusammen sommerfrischten, — da sagte ich Ihnen, es war im Rauchzimmer, nach dem Essen: ‚Geben Sie acht. Ich kenne mich. Ich werde in Sie verliebt werden!' Sie zuckten die feinen Achseln, — wollen Sie,

Augustin Pacher/Parzival



daß ich Ihnen auch jene andere Toilette aus pfauenblauem Sammt beschreibe? — und antworteten: ‚In mich wird man nicht verliebt!‘ Ich kenne auch diese Redensart. Erlauben Sie mir — auf tausend Kilometer — laut weiter zu denken. Das ist einer jener nichtssagenden und abscheulichen Gewissenskompromisse, die den ehrbaren Koketten geläufig sind. Es gibt deren. Sie sind eine solche. Sie wollten mir damit sagen: ‚Mein armer Monfrey, ich habe Sie hiemit gewarnt, habe Sie aufmerksam gemacht, daß Sie sich umsonst bemühen. Was immer geschehen mag, mir werden Sie keinen Vorwurf machen? Wenn es Ihnen daraufhin paßt, mir den Hof zu machen, — nach Belieben. Sie gefallen mir in der Rolle nicht übel. Ich hätte Ihnen sonst nach dieser halben Erklärung die Türe gewiesen. Aber Sie werden nicht s o viel erreichen, verstehen Sie, nicht s o viel . . .‘ Gestehen Sie, daß ungefähr so die Übersetzung jenes mit dem zärtlichst bezaubernden Lächeln gesprochenen „In mich wird man nicht verliebt“ lautet. Ach! Verliebt, schüchtern verliebt, lächerlich verliebt, hellsehend verliebt auch, was das schlimmste ist, das bin ich geworden! Bin es so sehr, daß jener musikalische Abend bei den Nerestaing für mich ein Martyrium war. Ich konnte Ihren ‚Flirt‘ mit dem kleinen Bonnivet nicht ertragen, nicht mehr und nicht weniger, als ob ich auf Ihre kokette Persönlichkeit all die Rechte gehabt hätte, die ich nicht hatte. Ich verließ das Haus des Unglücks wie ein Wahnsinniger, worauf ich wie ein Blödsinniger eine Nacht mit Weinen verbrachte und Ihnen wie ein Primaner einige zwanzig Briefe schrieb. Beruhigen Sie sich, sie sind zerrissen, Sie werden sie nie erhalten. Achtundvierzig Stunden später stieg ich in den Eilzug, nach dem Mont Cenis, ohne Sie wieder gesehen zu haben. Selbst wenn man „mein armer Monfrey“ geworden ist, und auf seinem kahlen Haupt zweimal Ihre sechsundzwanzig Jahre trägt, bleibt man sich dessen bewußt, daß man zu seiner Zeit ein Rassepferd gewesen ist, und hat noch Tatkraft, wenn es not tut. Die zweimal sechsundzwanzig Jahre haben das für sich, daß ein etwas bekannter Maler in dem Alter genug Bilder gemalt hat, um Unabhängigkeit gewonnen zu haben. Er kann seine Werkstatt zuschließen und in die weite Welt ziehen, wenn ihm zu große Dummheiten zu nahe liegen. . . . Das ist der Grund, gnädige Frau, warum ich Paris verlassen habe. Sie haben — nach sechs Wochen — meine Abwesenheit bemerkt, und haben mir zuerst geschrieben, mit einem ‚bitte nachzusenden, wenn abgereist‘, dessen Ironie mir nicht entgangen ist. Sehen Sie, Ihr Knecht weiß sich so unnütz, daß er es schon als einen Erfolg betrachtet, wenn Sie sich herablassen, ihn auf einem Briefumschlag zu necken. Es wäre ein weiterer Erfolg, wenn es ihm in seiner Verbannung gelänge, Sie ein paar Stunden zu unterhalten. Er hat mit dieser Absicht die Feder ergriffen, wie sich die Rekruten

in ihren Briefen an ihre Heimat ausdrücken. Zerknüllen Sie also diese Blätter nicht schon jetzt. Die galanten Reden und die Klagen dieser ersten Seiten sind nur, um nicht aus der Übung zu sein, wenn ich zurückkomme. Man kommt von diesen Vergessensreisen immer zurück. Warum dann fortgehen? Lassen wir das. Der Zufall hat gewollt, daß diese Reise mich zum Zeugen und ein wenig auch zum Mitspielenden in einer Komödie machte, deren Episoden gewiß unterhaltend gewesen sein müssen, weil ich Sie darüber manchmal ein wenig vergessen konnte. — Oh! gar nicht viel! Das können Sie daraus sehen, daß ich mir, während die Lösungen sich entwickelten, immerfort sagte: ‚Wie sie lachen wird, wenn ich ihr das erzähle!‘ Und ‚sie‘, das waren Sie, gnädige Frau, der ich nicht schrieb, die Sie mir nicht schrieben. Ich hatte mich auf die Eisenbahn gesetzt, um die erwähnten tausend Kilometer zwischen uns zu legen, und doch sah ich uns immer zu zweien, wie an gewissen Abenden, wenn ich Ihnen Anekdoten aus meinem Künstler- und Zigeunerleben erzählte, und Sie lachten, wirklich herzlich lachten, als ob Sie statt einer Dame mit eigenem Haus und Automobil in Paris eine einfache, in möbliertem Zimmer wohnende, zu Fuß gehende, aber natürliche und warmherzige kleine Grisette wären. Die Gattung existierte vor sechsundzwanzig Jahren, zur Zeit, als Sie noch nicht geboren waren, ich aber schon in Italien reiste, und zwar, da ich mir den Römerpreis hatte entschlüpfen lassen, ganz allein, auf eigene Kosten. Diese erste Reise spielt noch mit herein in die Komödie. Aber weil Sie mir doch zuhören wollen, denn Sie hören mir zu, gnädige Frau, ich weiß es, ich fühle es, fangen wir mit dem Anfang an.

II.

Der Anfang war meine Ankunft in Mailand, an einem sonnigen Nachmittag, Ende April, an einem Donnerstag. Rechnen Sie. Der musikalische Abend fand an einem Montag statt. Gerade Zeit zu weinen, die zwanzig nicht abgeschickten Briefe zu schreiben, die wichtigsten Geschäfte zu ordnen und mein Bündel zu schnüren. Gestehen Sie, daß ich nicht getrödelt habe. Ich höre Ihre Frage: ‚Warum Mailand?‘ Warum? Vor allem, weil ich diese Stadt und Landschaft leidenschaftlich liebe, die unermeßliche, von Kanälen durchkreuzte Ebene der Reisfelder, die bläuliche Linie der Alpen am Horizont, die breiten Straßen, wo sich die volle Üppigkeit der modernen Stadt ausbreitet, und daneben die engen, halb spanischen Gassen, in denen alte Paläste liegen. Ich liebe auch diese etwas rauhe Aussprache mit ihrem gutturalen u. Ich liebe die großen Züge dieser lombardischen Gesichter, die der Verfall des Alters so streng und vornehm zeichnet, die Anmut der Jugend so schmachtend und sanft. Und dann welche Kunstschätze! Sie haben noch mehr den Reiz der Neuheit als die von Rom, von Florenz und von Venedig. Die Touristen gehen an Mailand vorüber.

Sie halten sich selten dort auf. Wie viele Stunden habe ich auf jener ersten Reise, von der ich Ihnen sprach, damit zugebracht, im Museum der Brera die bleichen Fresken des anmutigen Luini zu betrachten, in der Ambrosiana die Krönung der Jungfrau von Borgognone, im Poldi Pezzoli den Erlöser des Solario und die Beltraffio des Hauses Borromeï, und die Gaudenzio Ferrari der Kirche von Saronno, und überall verstreut die Bernardino de' Conti, die Cesare da Sesto, die Marco d'Oggionno, die Giampietrino! Diese Namen sagen Ihnen, gnädige Frau, nicht viel. Mir erwecken sie so viele und so lebendige Vorstellungen! Welch ein Symbol! So tragen wir eine Menge von Eindrücken in uns, die nicht mitteilbar sind von Geist zu Geist, von Herz zu Herz. Mir vergegenwärtigen die Meister der lombardischen Schule so intime Kunstempfindungen, und wenn ich Ihnen davon erzähle, so scheine ich einen Museumskatalog herzusagen. Gnädige Frau, nehmen Sie den kleinen Spiegel auf dem Tischchen wieder zur Hand. Sehen Sie sich noch einmal an! Sie sollen den anderen Grund, warum ich das freundliche Mailand und seine Maler so sehr liebte — so sehr liebe, auch erfahren: Sie haben einen Gesichtstypus nachgebildet, der Ihnen gleicht. Ihre Frauen haben alle, wie Sie, die leicht gewölbte Stirne unter kastanienbraunem Haar mit rotem Reflex, die schmalen Augen mit den etwas schweren Lidern, die gerade Nase, die eine ziemlich breite Linie mit der Stirne verbindet, Ihren geschwungenen Mund, Ihr eckiges Kinn mit dem Grübchen und Ihr Lächeln in den Wangen. Wie oft habe ich Ihnen gesagt, Sie seien ein Vinci? Sie glaubten, das sei ein altes Farbenreiberkompliment. Ich wollte es wäre so, und Ihre Schönheit wäre nicht die, von der ich so viel geträumt habe, seit sie mir auf den Bildern und den Fresken der Schüler des göttlichen Leonardo begegnet war. Alle haben immer nur denselben Kopf gezeichnet. Dieser anbetungswürdige Kopf und der Ihrige haben eine Familienähnlichkeit, das gewisse Geheimnisvolle, das man bei so vielen Mailänderinnen unter dem volkstümlichen schwarzen Spitzentuch, der ‚mezzara', wie unter dem Hute findet. Warum haben die Schüler des Leonardo so häufig, wenn sie das Geheimnisvolle eines gewissen Blickes, eines gewissen Lächelns wiederzugeben versuchten, die Herodiastochter, die grausame, kalte Tänzerin, die auf einer Platte das Haupt des Täufers trägt, zum Vorwurf gewählt? Wollten sie damit dem Beschauer andeuten, daß er diesem Schmachten zu mißtrauen habe, das um so lügenhafter, als es unbewußt und mehr dem pflanzenhaften Reiz der Blumen verwandt scheint? Wollten sie verkünden, daß das Rätselwort, das um diese Lider und auf diesen Wangen schlummert, Verrat und Tod sei? War das ihre Absicht? Eitle und kindische Frage! Weiß ein Maler je, was er alles in ein Bild legt? Wußte der Meister, der um 1505 ein gewisses Frauenbildnis malte, das sich in Mailand be-

findet, und von dem ich Ihnen erzählen werde, ahnte er, daß gerade 400 Jahre später einer seiner barbarischen Genossen von jenseits der Alpen, der in jemanden verliebt ist, der ihn nicht liebt — der ihn nie lieben wird —, zu diesem Profil kommen würde, um aus ihm Kraft zu schöpfen, nicht zu verzweifeln? Ich gebe mich selbst als Rätsel auf, gnädige Frau, und das Geheimnisvolle hat doch nur in den Herodiastöchtern der lombardischen Museen Reiz. All dieses Geplauder soll ihnen nur sagen, daß der gewichtigste meiner Gründe, mich in Mailand aufzuhalten, in meinem inneren Aufruhr der war, nicht ein Bild, sondern eine Tafel wiederzusehen, um die sich eine Legende gesponnen hat, die ich Ihnen erzählen werde. Der Held ist der Meister selbst, der erhabene, unerfaßbare Leonardo. Gegen das Jahr 1505 also war der große Mann dreiundfünfzig Jahre alt. Er war nicht sehr glücklich. Der Beschützer seiner Jugend und seines reifen Alters, Ludwig Sforza, der Mohr genannt, von Giftes Gnaden Herzog der Lombardei, aber feiner Kenner von Bildern und Statuen, hatte aus Mailand fliehen müssen. Leonardo war, um seinen Lebensunterhalt zu erwerben, als Baumeister in den Dienst eines anderen, des Herzogs der Romagna, getreten, der sich auf Kunstwerke so gut verstand wie der erste und auf Gifte noch besser. Dieser zweite Gebieter Vincis hieß Caesar Borgia.

‚Messer Lionardo befand sich in Florenz,' sagt ein Chronist, den ich Ihnen wörtlich übersetze, ‚wo er soeben im Wettbewerb mit Michelangelo den berühmten Karton über die Schlacht von Anghiari vollendet hatte, als er das Bildnis des hochedlen Fräuleins Kassandra dei Rangoni, Schwester der hochedlen Frau Domitilla, der Frau von Tito Vespasiano di Messer Nanni Strozzi unternahm, und das ist eines der außerordentlichsten Werke, die sein Pinsel geschaffen hat. Das Fräulein Kassandra ist von der Seite dargestellt, mit einem Perlennetz über den Haaren, und so ähnlich, daß man glaubt, sie wolle sprechen. Sie war von ihrem Bildnis so entzückt, daß sie darüber eine so einzige Liebe zu dem unvergleichlichen Meister faßte, daß sie ihn geheiratet hätte, trotzdem er zweimal so alt war wie sie, wenn er nicht nach Frankreich abgereist wäre, wo er starb. Sie hat sich nie vermählt, aus Liebe zu ihm, weshalb ihre Eltern sehr erzürnt waren. Sie haben sogar behauptet, daß Messer Lionardo Madonna Kassandra durch einen Zauber beeinflußt habe. Denn er beschäftigte sich gerne mit solchen Praktiken, und viele haben erzählt, daß er mit dem Teufel einen Pakt geschlossen hätte, als er in Ägypten war. Das würde gewisse wunderbare Unternehmungen, die er am Hofe des Mohren gemacht hatte, erklären. Indessen halte ich diese Anklagen der Zauberei nicht für wahr, denn ich habe von glaubwürdigen Personen gehört, daß er bei dem allerchristlichsten König Franz von Frankreich eines sehr heiligen Todes gestorben sei.'

Sie werden entschuldigen, gnädige Frau, wenn ich fortfahre, Ihnen meine Geschichte in Form eines Kataloges zu erzählen. Dieser kleine Auszug gehört zu der Art von Fußnoten, die man in kleinem Druck unter dem Namen eines Bildes anbringt, wenn man die ‚Snobs' in Erstaunen setzen will. Ich habe kein besseres Mittel gefunden, um Ihnen zu sagen, warum dieses Porträt für mich, bei dieser Reise ein so besonderes Interesse hatte. Ich bin nicht Leonardo, und Sie sind viel hübscher als Madonna Kassandra. Ich besitze den magischen Pinsel nicht, der der wahre Zauberstab des ‚unvergleichlichen Meisters' war. Dem ungeachtet ist dieses Bildnis der sprechende Beweis dafür, daß das ganze Geheimnis der Liebe nicht in der Jugend liegt, daß sich ein Frauenherz auch durch Vorzüge idealer Art gewinnen läßt. ‚Auch ich habe mein Lorbeerzweiglein,' dachte ich, als ich am Morgen nach meiner Ankunft auf den Palazzo Varegnana zusteuerte, wo ich das Gnadenbild der Madonna Kassandra wußte: ‚Mein Name ist bekannt. Die vier Gemälde, die ich im Luxembourg habe, nehmen sich dort nicht schlecht aus. Warum sollte ich nicht eines Tages ein Bild von ihr malen, auf das sie so stolz wäre, daß . . .' Ich habe Ihnen ja gesagt, gnädige Frau, daß ich diese Seiten mit der Absicht kritzle, Sie zu belustigen.

Ach, wie sehr wünsche ich, daß diese alberne Rede, deren törichte Eitelkeit ich Ihnen in Demut berichte, Sie ein wenig an der heimlich zärtlichen Stelle Ihres Herzens, an der das blaue Blümlein des Mitleids sproßt, rühren möchte. Der italienische Himmel wölbte sich in leuchtendem Blau über dem grauen Kopf, in dem diese Rede gehalten wurde. Die Sonne schmückte die herrliche Stadt Mailand, die hohen, heiteren Bauten mit ihrem Glanz. Sie flocht einen Strahlenkranz in die Haare der jungen Mädchen, die mit leichtem Tritt über das klingende Pflaster schritten und lächelten — das Vincilächeln — Ihr Lächeln. Eine Brise, die etwas von der herben Frische der Alpengletscher hatte, belebte die laue Luft. Und doch schwöre ich Ihnen, daß der alternde Künstler — fast so alt wie der Leonardo des Porträts —, der sich diese hirngespinstigen Reden hielt, weder klaren Himmel noch brennende Sonne noch angenehmes Lüftchen in seinem unvernünftigen und traurigen Sinn verspürte!

III.

Der gegenwärtige Eigentümer der zärtlichen Kassandra bei Rangoni trägt einen Namen, den Sie vielleicht kennen, gnädige Frau, weil Sie in St. Moritz irgend einem seiner Neffen oder Vettern begegnet sind. Er heißt Graf Andrea da Varegnana und stammt in ganz gerader Linie von einem Andrea Varegnana ab, der auf dem Stadtplatz von Ferrara am 12. des Monats August im Jahre des Heils 1662 zugleich mit Giovanni Ludovico Pio di Carpi enthauptet wurde. Sie hatten sich verschworen, den Her-

zog Borso d'Este zu ermorden. Der Erbe dieser tragischen Persönlichkeit ist heute ein Mann von einundsiebzig Jahren, dessen stolze Miene nicht übel an den Hof des Tyrannen gepaßt hätte, den sein Ahne töten wollte. Wie ich ihn vor einem Vierteljahrhundert verlassen hatte, so fand ich ihn wieder, als ich ihm meine Karte hatte überreichen lassen. So, oder fast so. Er ist jetzt ganz weiß, aber er hält sich noch ebenso gerade und ist noch ebenso schlank. Die zu starke Röte seiner Hautfarbe ist etwas kongestiv; zahllose Falten durchfurchen sein Gesicht, aber die Vornehmheit der Züge hat sich erhalten, die diesen italienischen Köpfen, wenn sie wirklich von echter Rasse sind, eine unzerstörbare Schönheit verleiht. Wenn ich die Feder zu führen wüßte wie den Stift, würde ich Ihnen eine prächtige Skizze von diesem Aristokraten im Rahmen seines alten Palastes voll ererbter Schätze entwerfen. Von ihm würden Sie nicht sagen: ‚Er ist nicht der Eigentümer seines Museums, sondern nur dessen Portier', wie von meinem armen Freund Michael Mainzer und seiner Sammlung, als wir sie besuchten, und er freudetrunken war, Ihnen seine alten Meister zeigen zu dürfen. Ich muß berichtigen: Eigentlich ist der Palast Varegnana nicht sehr alt — für Italien. Er datiert aus dem Jahre 1625 und ist von einem der berühmtesten mailändischen Baumeister, Francesco Maria Richini, in kühnem und mächtigem Barockstil erbaut worden. Die großartig angelegte Treppe windet sich unter einer Decke, an der mehrere Kardinalshüte aufgehängt sind. Die Varegnana haben fünf oder sechs Kardinäle in ihrer Familie. Antike Reliefs sind überall in die Mauer eingelassen, und die Rampe überragen auf den Absätzen Marmorvasen. Es wimmelt von Dienern, ein Zeichen, daß der Graf in Reichtum lebt, den er ganz auf diesen Palast, seine Villa in Varese und seine weiten Besitzungen verwendet. Er kam mir selbst entgegen und erwartete mich auf dem Treppenabsatz des ersten Stockes mit der etwas förmlichen Höflichkeit der alten Herren seines Landes. Hinter seiner schlanken Silhouette gewährten die weiten, offenen Türen der Saalreihe einen Ausblick auf eine Fülle von Bildern, von Statuen, seltenen Möbeln und Wandteppichen, die diese Wohnung schmücken, in der er bei all den wunderbaren Schätzen einsam lebt, denn er war nie verheiratet. Aber ich stelle mir vor, er wird in diesem leichtlebigen Mailand auf italienische Weise irgend ein treues, leidenschaftliches Liebesverhältnis gehabt haben. Wenn der Graf Andrea keine Romanfigur ist, wer ist er dann? Wenn er kein heimliches, tiefes Glück gekannt hätte, woher käme dann der träumerische Ausdruck, der über diese so männlichen Züge ausgebreitet liegt, denen die Adlernase leicht einen hochmütigen Charakter gäbe. Woher die zärtliche Sanftmut in diesen braunen Augen, die so leicht herrische Blitze schleudern? Und dann, wenn ihn nicht eine zu teure Intimität im Bann gehalten hätte, würde er dann

nicht irgend eine andere Verwendung für seine bedeutende Begabung gesucht haben? Seine ganze Lebensarbeit wird darin bestanden haben, die in seinem Hause durch mehrere Generationen von reichen Patriziern und Kunstliebhabern angehäuften Schätze zu ordnen, zweifelhafte auszuschalten, die Gesamtheit zu ergänzen und darüber ein Buch zu schreiben oder schreiben zu lassen, das nicht im Handel ist. Ich habe ihm die oben erwähnte kleine Notiz entnommen. Sie war als Randbemerkung in einer Handschrift der Biblioteca Estense in Modena aufgelesen worden. Diese kleine Einzelheit hat ihre Wichtigkeit, wie Sie selbst sehen werden. Und jetzt, gnädige Frau, da ich Ihnen den würdigen Besitzer des Leonardo vorgestellt habe, — Sie hatten Recht, gewisse Sammler kränken die Bilder, die sie mit ihrem Geld gekauft haben, durch ihre bloße Gegenwart — komme ich zu unserer Unterhaltung des ersten Tages. Ich erlasse Ihnen die zahllosen Komplimente über die Berühmtheit meines Namens, mein Ordenshalsband, meine bevorstehende Berufung ins Institut, meine früheren oder jüngsten Werke, die der Graf Varegnana in seiner Eigenschaft als Wirt mir machen zu müssen glaubte, und die endlosen Entschuldigungen, all die Wunder nur nach Photographien zu kennen.

‚Ich bin nur ein armer Provinzler', sagte er, ‚Ich bin keine zweimal in Paris gewesen, seit Sie als ganz junger Mann hierher kamen. Es ist lange her.'

‚Wie gut ich das begreife!' . . . antwortete ich ihm. ‚Ich würde nie reisen, wenn ich Ihren Palast, Ihre Bilder, Ihren Himmel hätte.'

Der Mailänder schüttelte bescheiden den Kopf. So sind die Italiener. Fürchten diese ewigen Heiden, wenn sie sich rühmen, das böse Geschick herauszufordern, das ihre Vorfahren in der Nemesis, der Vollstreckerin göttlicher Eifersucht darstellten? Fürchten sie den gewisseren Neid der Menschen? Ich habe bemerkt, daß sie vor übermäßigem Lob immer zurückschrecken. Sie setzen dann ihren Besitz, auf den sie im Grunde doch so stolz sind, bescheiden herab.

‚Mein Palast?' sagte Varegnana, ‚der fällt ja in Trümmer! . . . Der blaue Himmel? Mailand ist im Winter Sibirien und im Sommer die Sahara! . . . Meine Bilder? Die habe ich so oft gesehen, und die sind nichts Besonderes!' . . . ‚Und Ihr Leonardo? Sie wagen zu behaupten, der sei nichts Besonderes?' . . .

Ich hatte den Satz, der meinem Besuch in den Sälen und meine Wallfahrt zu dem Bildnis der Dame, die Ihnen gleicht, beschleunigen sollte, kaum ausgesprochen, als ich auf den Zügen und in den Augen des Grafen das Vorübergleiten einer flüchtigen Verstimmung zu gewahren glaubte. Seine Hand — er hat sehr schöne Hände und zeigt sie gerne — umschloß eine der Nippsachen, die in seiner Nähe lagen,

einen großen Dolch, einen Gnadenstößer mit ziseliertem Griff aus Stahl und Gold. Zweifellos war ihm meine Frage über den Leonardo peinlich gewesen, denn als mein Blick seiner Handbewegung folgte, sagte er:

‚Ach, dieser Dolch interessiert Sie?‘ Damit reichte er ihn mir: ‚Ja, der wenigstens ist etwas Besonderes. Es ist eine sogenannte Ochsenzunge, die der Kaiser Karl V. nach Pavia einem Varegnana geschenkt hat, der sich in der Schlacht ausgezeichnet hatte. . . .‘ Dann, nach kurzem Schweigen, plötzlich, als ob es ihm kindisch schiene, nicht gerade auf die Tatsache loszugehen, wie peinlich sie auch sei: ‚Mein Leonardo? Man hat Ihnen also nicht erzählt, daß er kein Leonardo mehr ist?‘ . . .

‚Er ist kein Leonardo mehr?‘ . . fragte ich. Meine Überraschung, die gar nicht geheuchelt war, schien auf den liebenswürdigen Mann einen erleichternden Eindruck zu machen.

‚Dann hat man Ihnen noch nicht davon gesprochen?‘ sagte er. ‚Es wird kommen . . . Übrigens . . .‘ und sein Gesicht verriet die schmerzliche Ergebung des Sammlers, der zu verliebt ist in seine Schätze, um nicht zu wünschen, daß sie alle echt wären, ‚—übrigens, es ist besser so!

Von dem Augenblick an, wo ich selbst weiß, daß es kein Leonardo ist, was kann es mir da helfen, wenn alle Welt sagt: es ist ein Leonardo? . . Und es ist keiner, leider! Kommen Sie, urteilen Sie, jetzt, nachdem Sie davon wissen, selbst!‘ Er war aufgestanden und führte mich mit seinem noch immer lebhaften Schritt durch seine Wohnung. Wir Maler haben mehr oder minder Gedächtnis in den Augen. Ich erinnerte mich noch nach so vielen Jahren an die Einteilung der Räume genau genug, um zu bemerken, daß Varegnana das Bildnis an einen anderen Platz gebracht hatte. Es war von der Staffelei verbannt, auf der es in dem Raum, den er seine Tribuna nannte, gethront hatte. Sie sind in Florenz gewesen, gnädige Frau. Sie erinnern sich des achteckigen Saales in den Uffizien, der diesen Namen trägt, wo die ruhende Venus des Titian in der goldenen Pracht ihrer Nacktheit strahlt. Dort hatten die Herzöge von Toscana die Juwelen ihrer Galerie versammelt. Auch der Graf hat wahre Wunder in seiner Tribuna: einen Francesco Francia unter anderen, den es immerhin schwer sein wird, umzutaufen. Er ist gezeichnet: ‚Vincentii Desiderii Votum—Francie Expressum Manu . . .‘ Aber es handelt sich weder um den Francia noch um die Tribuna des Palastes Varegnana. Es handelt sich um Leonardo — oder Ex-Leonardo. Seine Staffelei — ein Prachtstück von einem Chorpult, das dem weltlichen Gebrauch pietätvoll angepaßt ist — hatte Trauer angelegt in der Gestalt eines antiken, in schwarzes Leder gebundenen, mit Silber beschlagenen Folianten. Das Bild selbst war in das letzte Zimmer verwiesen, einen unbedeutenderen Raum, in dem allerlei — für diese Sammlung — mindere Kleinig-

keiten bunt durcheinander angehäuft waren. Die Tafel, die ich augenblicklich wieder erkannte, war gegen das Licht an die Wand gehängt. O, es war ganz das entzückende Profil, an das ich mich erinnerte, und es erschien mir noch entzückender wegen der Familienähnlichkeit mit einer anderen Dame, in deren Gesellschaft ich vor nicht vielen Tagen hatte singen hören:

... Puisqu' ici-bas toute âme
Donne à quelqu'un
Sa musique, sa flamme
Ou son parfum ...

Die feine Linie der geistvollen Stirne, der so zierlichen Nase, des so geschmeidigen, so zarten Mundes löste sich von einem sehr dunklen Hintergrund, einer mit einem schwärzlich-grünen Teppich behangenen Wand, in der eine enge Spalte den Ausblick auf eine unermeßliche Miniaturlandschaft gewährte. Sie zeigte einen zwischen Schlössern sich hinwindenden Fluß und ganz in der Tiefe bläuliche Gletscher. Die Perlen des Netzes glänzten in den dunklen Haaren, geschlungen wie die der Arethusa auf den syrakusanischen Münzen. Mit Perlen und Rubinen war auch der Rand des Leibchens gestickt. Das Fleisch des Gesichtes und der Hände zeigte die warme, bleiche Bernsteinfarbe, die seither Henner angestrebt hat. Ich hatte wieder den vollen Eindruck des Meisterwerkes, und nach einigen Minuten schweigender Betrachtung rief ich aus:

‚Ich versichere Sie, daß man Sie getäuscht hat. Von wem soll denn dieses Wunder der Kunst sein, wenn nicht von Leonardo da Vinci?‘ ... — ‚Magari‘* antwortete der Graf Varegnana mit einem Seufzer. ‚Aber mein Freund, der Senator Morelli hatte mir schon Zweifel erregt ... Sie haben Morelli nicht gekannt? Nein? Aber Sie haben von seinen Büchern reden hören? Auch nicht? Oh! Sie sind glücklich!‘

‚Warum?‘ fragte ich.

‚Weil Sie ruhig die Werke, die Ihnen gefallen, bewundern können, ohne daß der Dämon der Kritik Ihnen ins Ohr flüstert: Bist du auch gewiß, daß das Bild echt ist? ... Dieser Morelli war übrigens ein Mann von außerordentlich viel Geist und Geschmack. Was für auserlesene Nachmittage habe ich mit ihm verbracht! Hier. Ich sehe ihn noch mit seinem beißenden Lächeln zwischen dem Schnurrbart und einem Spitzbärtchen, das ihm das Aussehen eines Offiziers gab. Seine Lieblingsbehauptung war, daß während der drei oder vier Jahrhunderte, die uns vom Quattrocento und der Renaissance trennen, die Taufscheine der Bilder in enormem Maße gefälscht worden sein müßten. Hatte eine Familie ein Gemälde aus der Schule des Luini, so mußten sie, um ihm einen höheren Wert zu

* Wollte Gott!

verleihen, alsbald sagen, das Bild sei von Luini. Auch die Händler, die die Bilder an Liebhaber verkauften, mußten ihre Ware, so gut sie konnten, adeln, und die Liebhaber mußten, nachdem sie das Bild einmal gekauft hatten, diesen Adel aufrechthalten. Ich bedurfte all meiner Ehrenhaftigkeit als Edelmann, um auf diesem Rahmen den Namensumtausch vorzunehmen . . .'

In der Tat bemerkte ich, daß am unteren Rand ein kleines graviertes Schildchen aus Kupfer angebracht war, auf dem statt des blendenden: ‚Leonardo da Vinci', die Worte: ‚Amico di Solario 1515' zu lesen waren, die mir der Graf in der Folge erklärte.

‚Soweit alles sehr weise', fuhr er fort, ‚und sehr weise auch diese weitere Idee des Morelli, daß die Zeichnungen der Meister dagegen sehr wenig verfälscht worden seien. Sie waren stets nur von Kennern gesucht, die vor allem die Echtheit zu schätzen wußten. Hier war also ein Mittel zur Nachprüfung der Gemälde gegeben: sie mit den Zeichnungen der Meister, denen sie zugeschrieben werden, vergleichen. In diesen Zeichnungen ist das jedem Künstler eigene Verfahren, das seine wahre Handschrift ist, und das kein Fälscher nachmachen kann, klar zu erkennen. Vor allem die Sonderbarkeiten. Man mußte Morelli die Hände der Figuren des Botticelli beschreiben hören; ganz knochig, mit eckig geschnittenen Nägeln! . . . Dann die Ohren, die Haare, der Faltenwurf der Stoffe . . . Wenn diese in den Zeichnungen genau beobachteten Eigentümlichkeiten auf der Leinwand fehlen, so ist die Leinwand nicht von dem gleichen Meister wie die Zeichnung, vorausgesetzt, daß wir der Echtheit der Zeichnung gewiß sind. Sie erfassen die Stärke der Schlußfolgerung. . . .'

‚Ich erfasse ihre ganze Feinheit', antwortete ich. ‚Aber ein Meister kann sein Verfahren ändern . . .'

‚Ohne Zweifel, ohne Zweifel . . .' antwortete der Graf. ‚Aber nur bis zu einem gewissen Grad, darüber hinaus nicht. Übrigens Tatsachen sind Tatsachen. Mit diesem Grundsatz hat Morelli die Geschichte der italienischen Kunst wiedergeboren. Ich werde Ihnen seine Werke leihen. Sie werden sehen, welche Kraft der Logik, welcher Scharfblick! Er hat auch sehr bedeutende Schüler gehabt, den Venturi, den Frizzoni, den Berenson. . . . Und dann ist wie immer die Zunft der Nachahmer gekommen. Jetzt ist es eine Raserei, eine Krankheit. Sobald ein Bild nicht durch zeitgenössische Zeugnisse beglaubigt ist, steht ein Kritiker auf, der dessen Urheber bestreitet. Kaum daß diese Herren dem Leonardo, um wieder auf ihn zu kommen, die Joconda und zwei oder drei kleinere Werke lassen. Auch ein Giorgione ist nicht sicher. Alle Tizian verwandeln sich in Bonifazio. Man hat eine Dynastie erfunden: Bonifazio I, Bonifazio II, Bonifazio III. Ich, für mein Teil, nenne diese Wiedertäufer Bilderstürmer.

Aber', schloß er mit einem Seufzer, ‚manchmal haben die Bilderstürmer Statuen von falschen Göttern zertrümmert. . . .'

‚. . . . Und dieses Bild also?' fragte ich, auf die Tafel weisend, die die Veranlassung zu der ganzen Rede war, deren Pedanterie ich zu verzeihen bitte, gnädige Frau. Sie war notwendig, um der Folge meiner Geschichte Sinn zu geben. Wenn Sie übrigens die paar Namen von Kritikern und die paar Ideen anführen wollen, so können Sie damit die Intellektuellen unter Ihren Freundinnen necken, die immer im Blitzzug sitzen wollen; der D-Zug wäre für sie zu bescheiden.

‚Dieses Bild ist einer der falschen Götter,' erwiderte der alte Sammler. ‚Der Senator Morelli hatte es vermutet, wie ich Ihnen schon sagte. Sie werden Ungenauigkeiten der Zeichnung bemerken. Sehen Sie, in der Linie des Halses, in der Form des Kopfes, die man unter den Haaren sieht . . . Und wie hat Leonardo die Anatomie studiert. . . . Der Stoff ist hart, nebensächlich behandelt. Sie wissen, wie er sich die Geschmeidigkeit der Gewänder angelegen sein ließ. . . . Schließen Sie die Augen, hier, auf diese Entfernung. Das ist nicht seine Formengebung. Machen Sie die Augen wieder auf, nehmen Sie den Gesamteindruck. Es ist vlämischer Einfluß in dieser Malerei. Ja, das sagte mir Morelli, und dann erinnerte ich ihn an das Bildnis der Isabella von Aragonien. Eben daraufhin hat er es untersucht und kam zu dem Schluß, die Frau der Ambrosiana sei von einem gewissen Ambrogio de Predis. — Das aber, niemals, niemals! . . . Das hier dagegen . . . Sehen Sie erst die Inschrift an. . . .'

Er faßte mit seinen alten Händen, — sie zitterten vor Erregung — den umstrittenen Gegenstand, wendete die Tafel um, und zeigte mir die auf das Holz geschriebenen Worte: ‚Di Leonardo pittore fiorentino.'

‚Hier der Beweis', fuhr er fort, ‚daß Morelli richtig erraten hatte. Sie erinnern sich gewiß nicht, daß ich in meinem früheren Katalog eine Seite hatte aufnehmen lassen, die einer Handschrift des Notars Ugo Caleffino von Ferrara, die sich in der Biblioteca Estense von Modena befindet, entlehnt war? Das Duplikat, durch dieselbe Persönlichkeit, einen gewissen Giulio Mosti abgeschrieben, befindet sich im Britischen Museum. Nur trägt es im Britischen Museum, was ich nicht wußte, seine Jahreszahl 1581. Geben Sie wohl acht. Die fragliche Seite ist eine Fußnote in der Handschrift von Modena. Sie fehlt in der von London. Bei genauer Prüfung der Handschrift von Modena hat man festgestellt, daß diese Note nicht von der gleichen Hand ist, wie der Text. Dagegen zeigt sie die gleichen Züge, wie die Worte, die auf der Rückseite der Tafel stehen. Also ist die Fußnote von derselben Hand geschrieben, die Leonardo als den Urheber der Tafel bezeichnet hat, und ist ohne Zweifel jünger als

1581. Nachdem mir diese Einzelheiten berichtet worden waren, ließ ich in meinen Urkunden nachforschen und fand den Brief wieder, durch den dieses Bild im Jahre 1745 meinem Urgroßonkel, dem Kardinal Varegnana, der eigentlich dieses Museum gegründet hat, angeboten wurde. Dieser Brief verriet unter der Lupe dieselbe Hand, die das ,di Lionardo pittore fiorentino' gezeichnet und die Fußnote an der Handschrift in Modena verfertigt hatte. Warum? Das ist nur zu klar. Es ist ein gewisser Monsignor Pierotto, ein wenig gewissenhafter Abbé, der, da das Bild in seinem Besitz war, ihm auf diese Weise einen Personalakt geschaffen hat, und zwar, was die Zuschreibung betrifft, vielleicht in gutem Glauben, denn wir haben entdeckt, daß die Tafel in Modena unter dem Namen: ,Die Schwester der Joconda' bekannt war.'

,Es kann also trotz des gefälschten Standesamtsregisters von Leonardo sein', unterbrach ich, ,und zudem eine Schwester der Joconda.'

,Monna Lisa hatte keine Schwester,' versetzte der Graf, ,ebensowenig wie Domitilla dei Rangoni. Das geht aus den bestbeglaubigten Dokumenten hervor. Übrigens sind alle Zweifel ausgeschlossen, denn es existiert in der Akademie von Venedig eine Zeichnung von demselben Kopf — verstehen Sie, genau derselbe — mit den gleichen Perlen, oder doch nahezu den gleichen. Die Verschiedenheiten sind unbedeutend. Es ist unbestreitbar eine Studie zu diesem Bildnis. Die Bleistiftstriche gehen aber in dieser Zeichnung von rechts nach links, und in allen Zeichnungen des Leonardo gehen sie von links nach rechts, denn Leonardo schrieb und zeichnete mit der linken Hand. Wenn das nun keine Beweisführung ist, was wollen Sie dann noch?' ...

,Was ich noch will? Einen Urheber für dieses Meisterwerk ...' antwortete ich. ,Sie erzählen mir eine Geschichte von ganz überraschender Spitzfindigkeit, das gebe ich zu, aber ich bin Maler; ich weiß, daß die Bilder nicht von selbst entstehen, durch Selbstzeugung. Wenn dieses nicht von Leonardo ist, der La Belle Ferronnière im Louvre und die Isabella der Ambrosiana geschaffen hat, von wem ist es dann? Wer ist dieser „Amico", der nur dieses Wunder gemalt hätte, und dann nichts weiter?' ...

,Amico ist kein Name,' sagte der Graf Varegnana. ,Ein Landsmann von Ihnen, ein junger Kunstkritiker, der eine große Zukunft hat, Herr Courmansel, hat die Eingebung von der Existenz eines Künstlers gehabt, der sehr intim mit Andrea Solario verbunden gewesen sei — sein Busenfreund. Wir wissen, daß dieser Meister auf Empfehlung des Charles de Chaumont von Mailand nach Frankreich berufen wurde, um das Schloß Gaillon auszuschmücken, das dem Kardinal d'Amboise gehörte. Herr Courmansel hat hier mehrere Briefe des Andrea aufgefunden, worin

er von einem Schüler, einem gewissen Cristoforo, den er mitgenommen hatte, außerordentlich lobend spricht. Nun weist die Zeichnung, die in Venedig ist, diese Eigentümlichkeit auf, daß sie zwar im Katalog auf den Namen des Andrea Solario eingeschrieben ist, aber eine verwischte Unterschrift trägt, von der es dem Herrn Courmansel gelungen ist, ein X als ersten Buchstaben der Worte ‚Xofori opus' — Arbeit des Cristoforo — zu entziffern. Das war ein Lichtstrahl. Andrea verließ Frankreich um 1509, und wendete sich wohin? Nach Antwerpen, dessen Schule damals eine so mächtige Anziehungskraft auf die italienischen Maler ausübte. Sein Schüler ging mit ihm. So erklärt sich diese Mischung von lombardischer Feinheit und flandrischer Präzision, die in diesem Bildnis ebenso zu erkennen ist, wie in den Gemälden des Andrea aus ungefähr dem gleichen Zeitabschnitt, zum Beispiel in dem Ecce Homo bei Poldi. . . . Einmal auf diese Fährte geraten, fragte sich Herr Courmansel, ob dieser Cristoforo, der ein Bildnis von solcher Kraft hat ausführen können, nicht eine ganze Reihe von Werken geschaffen hat, die dem Solario zugeschrieben werden. Ich gestehe, daß ich ihm auf diesen Gedankengang nicht gefolgt bin, denn schließlich war das X auf der Zeichnung doch recht zweifelhaft. Es wunderte mich, daß sich nirgends eine weitere Spur fand. Aber diese Spur existiert. Wir haben ein Bild, ein sehr merkwürdiges Bild, das sehr an meine falsche Cassandra erinnert, das mit allen Buchstaben ‚Xoforus Mediolensis' gezeichnet ist, und die Jahreszahl 1517 trägt. Es ist im Besitz meiner weitläufigen Cousine, der Marchesa Ariosti, der es von einem alten Hausgenossen, einer Art von Schmarotzer, der allen als Zielscheibe für ihren Witz diente, einem Grafen Francesco Pappalardo hinterlassen bekam. Er war ein alter Narr, der seine wenigen Pfennige für Bilder ausgab. Er hatte nur ein Dutzend von erster Güte. Sie kamen alle in das Museum seiner Vaterstadt, ausgenommen dieses eine, auch ein Bildnis. Meine Verwandten hatten ihn so schlecht behandelt, daß er das Recht gehabt hätte, sie zu verabscheuen. Statt dessen hinterläßt er ihnen dieses Gemälde, das von unschätzbarem Wert sein wird! . . . Ich wundere mich, daß Sie nicht von dieser Entdeckung des Herrn Courmansel haben reden hören. Alle Kunstzeitschriften, nicht nur von Frankreich und Italien, auch von Deutschland und Amerika sind schon in leidenschaftlichen Streit geraten, nicht so sehr über die Existenz des ‚Amico di Solario' — sie wird nicht mehr bezweifelt — als über die Ausdehnung seines Schaffens. Man ist daran, ihm vor allem einen großen Teil der Werke des Andrea zuzuweisen: die ‚Vierge au coussin vert' und das Porträt des Charles d'Amboise im Louvre, die ‚tondi' des Cesare da Sesto, des Marco d'Oggionno, des Beltraffio. Herr Courmansel behauptet, daß das Bildnis der Ambrosiana von ihm sei. Mir genügt, daß er diese Tafel

gemalt hat,' fügte er bei, und während er das Bild der falschen Kassandra wieder an seinen Nagel hängte, stieß er einen tiefen Seufzer aus. Dann, mit der natürlichen und so menschlichen Anmut, die die Italiener in so unvergleichlicher Weise zum Ausdruck bringen, wenn sie jemand ‚simpatico' nennen: ‚Bah! Jedes Ding hat seine zwei Seiten, à quelque chose malheur est bon', wie man bei Ihnen sagt. Meine arme Dame hat ihren Maler verloren, aber der junge Courmansel, der hat eine reizende Frau gefunden. Er ist verlobt mit einem jungen Mädchen, einem Fräulein Boudron, die ihm der Vater gewiß nicht gegeben hätte, wenn er seine Entdeckung nicht gemacht hätte. Dieser Boudron ist ein ehemaliger Geschäftsmann, der, nachdem er zu Geld gekommen war, auf einmal Kunstliebhaber wurde und jetzt in alten Meistern arbeitet. Ein merkwürdiger Mensch. Aber Sie werden mit ihnen zusammentreffen, wenn Sie einige Zeit in Mailand bleiben. Sie sind hier. Der junge Courmansel legt hier die letzte Hand an sein Buch über Cristoforo Saronno. Das ist der Name, den er jetzt suggeriert. Seine Schlußfolgerungen haben ihn zu der Annahme geführt, daß sein Künstler aus jener kleinen Stadt stamme, und daß er deren Namen angenommen haben müsse, wie Andrea sich den Namen seiner Heimat Solario, eines kleinen Dorfes in der Provinz Como, zugelegt hatte. Viele Hypothesen, aber sara!..."

IV.

Schon lange, gnädige Frau, nenne ich uns Pariser die Provinzler Europas. Wir wechseln, was die Ereignisse in der Kunstwelt betrifft, die sich fern von unserem Boulevard abspielen, beständig zwischen Unwissenheit und äußerster Begeisterung. Es war so mit den deutschen Musikern und den englischen Präraffaeliten, mit den russischen Romandichtern und den norwegischen Dramatikern. Ich sehe die Stunde kommen, wo in dem kleinen Kreis von leichtgläubigen Ästhetikern und durchtriebenen Maulaffen, die bei uns die Mode machen, die Leidenschaft für die Umtäufer der Meisterwerke erwacht. Dann wird l'Amico di Solario der Schöpfer der ‚Joconda' sein und der Hochwohlgeborene Herr Courmansel der gesuchte Gast aller Salons, in denen man sich geistreich unterhält. Dazu hätte auch der Ihrige gezählt, gnädige Frau, wenn ... Und ich wäre vielleicht für Sie und Ihre Freundinnen, diese dummen Schönen — pardon — der Kornak dieses jungen Mannes und seines ‚Amico' geworden, wenn ... Diese ganze Geschichte ist nur die Auslegung für diese ‚wenn' und diese ‚...' Aber ich schwöre Ihnen, mir lagen weder ‚wenn' noch ‚...' im Sinn, als ich aus dem Palazzo Varegnana in die enge, kühle Via Bagutta trat, an der der stolze Bau liegt. Ich war ein wenig beschämt über meinen gänzlichen Mangel an kritischer Gelehrsamkeit und sehr verdutzt, daß ich mich seit meiner Jugend ganz naiv durch die Betrüge-

reien des Monsignore Pierotto von Modena hatte hypnotisieren lassen. Trotzdem fand ich die Geschichte von der hübschen Wühlerei, fast hätte ich gesagt Polizeischnüffelei, der sich unser Landsmann hingegeben hatte, sehr unterhaltend, war aber im Grunde froh, den Courmansel, den Grafen Varegnana, die ‚Dame, die ihren Maler verloren hat', den ‚Amico di Solario' und noch manches andere über einer Photographie zu vergessen, die ich Ihnen nicht zu beschreiben brauche. Es schneite an dem Nachmittag, an dem Sie mir sie gaben. Erinnern Sie sich? Jener Tag war für mich sonniger und blauer als der, an dem ich nach dem Besuch bei Varegnana in Mailand spazieren ging. Ich fand die Photographie bei meiner Rückkehr auf meinem Tisch, und nachdem ich mich in die Betrachtung des Gesichtes, dem ich entflohen, vertieft hatte, fühlte ich mich in Mailand so verlassen, so einsam, so sehr ‚der Maler, der seine Dame verloren hat'! Auf einmal schien mir das Verbleiben in der Stadt, in der ich mich erst seit gestern befand, unerträglich. ‚Wenn ich nach Florenz ginge,' dachte ich. ‚Dort sind Fresken von Benozzo Gozzoli, von Angelico und von Ghirlandajo, die noch kein Morelli einem „Amico" zugeschrieben hat . . .' Mit diesem neuen Plan — ich habe Ihnen ja gesagt, daß Sie mich ein wenig verrückt gemacht haben, und ich gebe Ihnen den Beweis dafür! — ging ich hinunter in das Bureau, mich über die Abfahrten der Züge zu erkundigen. Zufällig war niemand im Bureau. Während ich auf die Rückkehr des Sekretärs warte, unterhalte ich mich damit, die Tafel mit den Namen der im Hotel anwesenden Gäste anzusehen, und lese: Herr Boudron und Familie, Paris. Herr George Courmansel, Paris.

Gestehen Sie selbst, ob das nicht wie eine Fügung aussah. Eben erfahre ich die Geschichte von der Entdeckung eines wunderbaren, unbekannten Malers durch diesen jungen Mann, und im selben Moment entdecke ich, daß der junge Mann da in meinem Hotel ist! Ja, das Schicksal wollte, daß ich in die posthumen Abenteuer der entcassandraten Cassandra und des entvinciten Vinci verwickelt wurde! Der Sekretär kommt. Anstatt ihn um die Züge nach Florenz zu befragen, frage ich ihn, — was ich doch genau wußte, — ob der im Hotel abgestiegene Herr Courmansel derselbe sei, der sich mit Kunst beschäftige.

‚Derselbe,' antwortet mir der Sekretär, wirft einen Blick in die ‚hall' des Hotels und fügt bei: ‚Sehen Sie, eben kommt er.'

Ein großer, junger Mensch mit freundlichem Gesicht überschritt eben die Schwelle. Er ist hochblond, fast rot, hat weiße und rosige Gesichtsfarbe, gute, große, rundliche, blaue Augen, die ganz naiv durch eine in Gold gefaßte Brille schauen. Er vergegenwärtigte mir sogleich den vollendeten Typus eines germanisierten Franzosen. Ich habe seit dem 70er-Krieg viele solche kennen gelernt, besonders im medizinischen Fach und an der

Universität. Dieser hatte eine drollig aufgestülpte Nase, der Mund neigt zum Lächeln, was ihm ein albernes und läppisches Aussehen gab, das durch seinen Gang noch verstärkt wurde.

Er hielt den Oberkörper nach vorn geneigt und ging mit dem munteren Schritt, der tiefe Selbstbefriedigung verrät. Aber ich zeichne Ihnen einen Hampelmann, und das ist ungerecht, denn es ging von der Erscheinung eine Reinheit aus, die ihn vor vollendeter Lächerlichkeit schützte. Seine ganze Persönlichkeit strahlte von Ehrlichkeit. Er hatte etwas vom Einfaltspinsel und etwas vom Apostel, etwas Läppisches und etwas Leuchtendes. Immerhin war der Gegensatz zwischen dieser Erscheinung eines albernen Schwärmers und dem Wunder von Scharfblick, das die Entdeckung vermuten ließ, deren scharfsinnige Einzelheiten mir der Graf Varegnana erzählt hatte, doch zu groß, um nicht meine Neugier zu reizen, und da ziehe ich auch schon meine Brieftasche heraus, entnehme ihr eine Visitenkarte und bitte den Sekretär, sie meinem jungen Landsmann zu überreichen. Ich zählte auf die bescheidene Berühmtheit meines Namens und hatte mich nicht verrechnet; kaum hatte George Courmansel meine Karte gelesen, so schritt er auf mich zu und hatte auch schon das ‚lieber Meister' auf den Lippen, über das Sie sich so oft lustig machten, wenn man es mir in Ihrem Kreise um die Wette ins Gesicht warf. Im Munde dieses jungen Mannes hatten die zwei Worte einen Klang der Aufrichtigkeit, der Ihren Spott entwaffnet hätte. Er war sichtlich glücklich, ja gerührt, mit einem Künstler zu sprechen, dessen Werke ihm bekannt waren. Klagen Sie mich nicht der Eitelkeit an, gnädige Frau. Sie wissen, ich bin keiner von den ‚Siehst du, wer ich bin' des Pinsels. Ich bezeichne damit einfach einen Zug dieses Charakters. In der Anrede lag etwas so Einfaches, so Frisches, so vom Leben Unberührtes! Daß dieser Naive, Schüchterne zugleich einer der von dem Besitzer des falschen Leonardo so bitter verklagten Bilderstürmer sei, einer der unerbittlichen Intellektuellen, die Pietätlosigkeit als Grundsatz aufstellen, die keine Autorität, keine Tradition scheuen, war unwahrscheinlich, und doch glaubte ich zu erkennen warum — sehr natürlich. Die Bilderstürmer von der Sorte, vielleicht alle Bilderstürmer, sind Fanatiker. Ihnen gilt die Zerstörung eines Götzen als ein Glaubensakt. Dieser, davon überzeugte mich unser erstes Gespräch, war Götzendiener, Fanatiker DER KRITIK — mit lauter großen Buchstaben zu schreiben. Bevor ich diesem so äußerst bedeutsamen Exemplar begegnet war, wäre mir nie eingefallen, daß ein so unfruchtbares Geschäft, wie das eines Kunstgelehrten, Überspanntheit von solcher Heftigkeit erregen könnte. Lassen Sie mich jetzt das Wort Kritik mit kleinen Buchstaben schreiben und es Ihnen erklären: Eine Leinwand kritisieren, anstatt wie Sie, wie ich, mit den Sinnen, mit der Phantasie, der Träumerei, kurz mit seinem ganzen Wesen sich daran

Augustin Pacher / Glasfenster



zu freuen, heißt: sie anatomisch untersuchen, heißt sie zerlegen, Linie für Linie, Körnchen um Körnchen. Dann beginnt, um ihren Ursprung und ihre Geschichte festzustellen, eine geduldige Bureaukratenarbeit, das Leben einer Bücherratte, wochenlanges Wühlen in Papieren, Anfertigung von umfangreichen Akten, Sachverständigenbeurteilung von Schriften, Buchstabe für Buchstabe, Punkt für Punkt, endlose Vergleichungen mit Hilfe von Photographien. Und wer weiß, was noch? Alles, um eine ungewisse Jahreszahl und einen zweifelhaften Namen zu finden! Das ist Kritik. Habe ich doch den verstorbenen Professor Brouardel gehört, — ich war in die Morgue gegangen, um an einem Leichnam eine Farbenschattierung zu studieren; ich malte eben meine Ophelia, die Sie kennen, — ja, den habe ich in triumphierendem Tone sagen hören: ‚Heute habe ich meine viertausendste Autopsie gemacht!' Und dabei stopfte er mit fröhlichem Daumen seine Pfeife, und sein feines Gesicht mit dem schon ergrauenden roten Bart drückte den gleichen Jubel aus wie das des Don Juan, wenn er die Reihe seiner Liebschaften aufzählt. Mit ganz der gleichen Begeisterung pries mir der junge Courmansel zehn Minuten nach unserer gegenseitigen Vorstellung das Entzücken DER KRITIK, die Herrlichkeit DER METHODE — wieder lauter große Buchstaben, groß wie amerikanische Häuser! —, während wir im ‚hall' des Hotels auf und ab gingen. Ein Engländer lag in einem Strohlehnstuhl versunken, rauchte seine kurze Pfeife — ganz wie der Professor Brouardel —, berauschte sich an Soda und Whisky und las dabei die Times. Zwei amerikanische, nach der Mode von übermorgen gekleidete Damen plapperten laut und näselnd. Ein deutsches Ehepaar schickte sich an, ein rotes Automobil zu besteigen, das vor der Türe hielt; der Mann beglich noch eine Rechnung bei dem betreßten Portier. Sie sehen die Ausstattung der Szene. Der Bilderstürmer, der hielt Vortrag! Während ich ihm zuhörte, stellte ich mir vor, daß ein Zittern des Schreckens alle Bilder und alle Fresken aller Kirchen, aller Museen Mailands erschütterte. Wer von den Madonnen, den Damen, den Aposteln und den Heiligen drei Königen ist wohl an der Reihe, seinen Maler zu verlieren?

‚Alles ist noch zu tun, verstehen Sie, lieber Meister, alles! ... Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß keine zehn aus hundert Bildern von dem Künstler herrühren, dem sie zugeschrieben werden, nicht zehn. ... Die zweifelhaftesten sind die gezeichneten. Ich weiß, man hat den Vasari. Aber Vasari, der muß erst revidiert werden, der ist voll Märchen. Man hat die Archive; aber die sind voll falscher Dokumente. .. Sehen Sie nur die Fußnote, die der Abbé Pierotto auf den Rand der Handschrift des Caleffino eingeschaltet hat. Aber DIE KRITIK kommt, DIE KRITIK, die Beherrscherin der Welt, wie man viel richtiger sie

nennen sollte, statt des Glückes, sie mit dem unfehlbaren Verfahren! Es ist das Verfahren der Wissenschaft. Wie das aufregend ist, dieses leidenschaftliche Forschen nach Wahrheit, und so unterhaltend! . . . Wenn man die Methode besitzt (man müßte entschieden auch dieses Wort mit lauter großen Buchstaben schreiben und die Anfangsbuchstaben bemalen wie in den Handschriften), so kann man nicht mehr irren. Welche Freude dann, das Geschrei der Unwissenden zu erregen! . . . Sie stellen sich nicht vor, was für ein Zetergeschrei das war an dem Tag, an dem ich mir erlaubte, in einer Zeitschrift von Paris einen Aufsatz zu veröffentlichen, in dem ich behauptete, das Bildnis der Frau im Palazzo Varegnana sei nicht von Leonardo, könne nicht von ihm sein. Ich hatte noch nicht alle Beweise, aber eine richtig angefaßte Untersuchung eines Werkes täuscht nie, nie! Die Beweise haben sich eingestellt — erdrückend: die Zeichnung von Venedig, die Fälschung des Monsignore, die Briefe des Andrea Solario, und endlich und vor allem das Bildnis, das der Graf Pappalardo der Frau Marchesa Ariosti hinterlassen hat! . . . Hab ich damit Glück gehabt! Ich hatte gar kein Recht, gleich zu Anfang meiner Karriere auf eine Entdeckung von der Bedeutung zu hoffen. . . . Denken Sie, vor fünf Jahren war ich nichts als ein Zögling der Schule in Rom, der nicht wußte, ob er Archäologie oder Numismatik studieren sollte. . . . Sie wissen ja nicht, lieber Meister, wie ich dazu kam, mich auf Kunstkritik zu verlegen; das ist ein ganzer Roman . . .'

Er hielt ein paar Sekunden inne. Was ich eben gehört hatte, war der Schlachtgesang des siegestrunkenen Pedanten, umgeben von Ruinen; jetzt sollte ich die Bekenntnisse des guten Jungen hören, der so toll verliebt ist, daß er sein Glück den Leuten auf der Straße zurufen möchte.

‚Ja, ein Roman,' nahm er seine Rede wieder auf, ‚aber da der Herr Graf Varegnana Ihnen von mir gesprochen hat, wird er das wohl auch berührt haben. Er wird Ihnen gesagt haben, daß ich mich verheirate. . . Er war sehr freundlich, hat meine Braut so liebenswürdig empfangen! Das ist ihm hoch anzurechnen, denn schließlich habe ich ihm doch seinen Leonardo zertrümmert. Bah! Der Tag wird kommen, an dem er ganz ebenso stolz sein wird, einen Cristoforo Saronno zu haben. Wenn ich auch den Maler nicht entdeckt hätte, würde ich das ebenso energisch behaupten, denn es ist gewiß. Cristoforo wird unter die Größten gerechnet werden, wird schon gerechnet. . . . Aber ich sprach Ihnen von meiner Braut. Sie ist auch mein Cousinchen. Sie heißt Fräulein Christiane Boudron. Ihr Vater ist der Herr Jules Boudron, den Sie gewiß dem Namen nach kennen. Erinnern Sie sich — der Damenschneider der Place Vendôme. . . Übrigens ist seine Sammlung von alten Meistern schon klassifiziert. Sie haben sie nie besucht? Nein? In Paris werde ich Sie hin-

führen, wenn Sie erlauben; dann sollen Sie selbst urteilen. Nichts als Sachen aus dem Vierzehnten und Fünfzehnten, die die Kritiker durchseien dürfen, ich stehe Ihnen gut dafür. Komisch, nicht? Ein großer Pariser Damenschneider, der in Sienesen und Florentinern aus der guten Zeit arbeitet! Aber als Herr Boudron ganz jung nach Paris kam, besuchte er zuerst die Akademie Jullian; er wollte Künstler werden. Auch er hat seinen Roman gehabt. Er lernte die Mutter Christianens kennen, die die Schönheit und die Güte selbst war. Sie arbeitete als Näherin bei einem Damenschneider, der damals Mode war. Herr Boudron verliebte sich in sie und heiratete sie. Um die mageren Einkünfte der Familie ein wenig zu vermehren, kam er auf die Idee, Toilettenskizzen zu entwerfen, denen er die Schnittmuster seiner Frau zugrunde legte. Es stellte sich heraus, daß er dafür Genie hatte. Seine Entwürfe hatten so viel Erfolg, daß Frau Boudron und er auf die Idee kamen, ein eigenes Geschäft zu eröffnen. Sie haben ein Haus gegründet und hatten Erfolg — und zwar wunderbaren. Ach, Herr Boudron mußte sein Glück teuer bezahlen. Seine Frau starb plötzlich, als sie reich geworden waren und sich zur Ruhe setzen wollten. Um sich zu zerstreuen, reiste er nach Italien. Der Künstler, der in dem Damenschneider schlummerte, erwachte wieder. Er wagte Einkäufe, und meiner Treu, mit viel Glück. . . . Ich sage nicht, daß „man" ihm nicht geholfen hätte, aber er hat es verstanden, auf guten Rat zu hören. Diese Gelehrigkeit ist ebenso selten wie eigenes Verständnis.'

Der Pedant war wieder aufgetaucht in einem Lächeln von erhabener Selbstgefälligkeit. ‚Man' war natürlich er. Der Verliebte aber entschädigte sich durch ein zweites Lächeln, das ganz Rührung, ganz Dankbarkeit war, und das mich ihm das erste bittere und hochmütige Schulfuchserlachen verzeihen ließ. Er fuhr fort:

‚So weit ich mich zurückerinnere, hatte ich mit den Boudrons verwandtschaftlich verkehrt. Herr Boudron und meine Mutter hatten einen gemeinsamen Urgroßvater. Wir stammen alle aus Saint-Claude im Jura. Aber ich, der als dritter Sohn eines kleinen Provinzbeamten in Paris die bescheidene Existenz eines Stipendiaten führte, fühlte mich, das werden Sie begreifen, unbehaglich in dem prächtigen Palast eines kaufmännischen Millionärs! . . . Ich wagte meine Cousine gar nicht anzusehen. Erst in Rom, als Herr Boudron vor fünf Jahren, nach dem Tod seiner Frau hinkam, habe ich Christianen entdeckt, und sie mich. Von da an haben wir uns geliebt, ohne es uns zu sagen. Ich habe mich aus dem Grund der Kunstkritik zugewendet. Bei seiner Geschmacksrichtung habe ich darin das sicherste Mittel gesehen, ihm näherzukommen. Wie habe ich gearbeitet! Es ist ihm auch klar geworden, als ich ihm anbot, über seine Sammlung ein ähnliches Buch, wie das von Adolphe Venturi über die

Galerie des Herrn Crespi zu schreiben. Das Buch ist vollendet. Es wird eben gedruckt. Dann habe ich für diese Sammlung zwei oder drei seltene Stücke aufgespürt. Endlich mein Ei des Kolumbus — so nenne ich meinen Fund —, es war so einfach! Diese Auferweckung des „Amico di Solario“ dieses Cristoforo Saronno, dessen Meisterwerk Sie noch nicht kennen. Sie werden sehen! Sie werden sehen! . . . Christiane hat diese Gelegenheit benützt, um ihrem Vater zu erklären, daß sie mich liebt, und daß sie keinen anderen heiraten werde als mich. Wir haben uns hier verlobt, als Herr Boudron hierher kam, um — unter uns gesagt — zu versuchen, das Meisterwerk gerade dieses „Amico“, das Frauenbildnis der Marchesa Ariosti, zu kaufen. Unglücklicherweise hat sich in den Zeitschriften schon der Streit erhoben. Die Marchesa kennt den Wert des Bildes. Sie verlangt fünfzigtausend Franken dafür. Sie wird hundert wollen, wenn mein Buch über Cristoforo Saronno erschienen sein wird. Ich hoffe, das erste Exemplar Frau George Courmansel, geborene Christiane Boudron an unserem Hochzeitsmorgen schenken zu können. Aber Sie müssen das Bild sehen, gerade Sie müssen es sehen. Frau Ariosti ist ein wenig eifersüchtig darauf. Wenn sie ihre Türe öffnen wollte, würde ganz Europa bei ihr defilieren, aber mir kann sie nichts verweigern; gleich morgen werde ich Ihren Besuch verabreden.‘

(Fortsetzung folgt.)



Der Sillon / Von Hermann Platz

III. Die Volkserziehungsarbeit des Sillon.

A. Die Aufgabe.

Der nächste Zweck, den alles sillonistische Leben und Schaffen hatte, war die Heranbildung einer demokratischen Elite, die imstande sein sollte, die gegenwärtige Gesellschaftsordnung den innersten Lebensgesetzen der Demokratie gemäß umzugestalten. Was der Sillon auf diesem Gebiet geleistet hat, ist vielleicht der großartigste, nicht staatliche, streng genommen auch nicht korporative Versuch, den schwankenden Turm der Demokratie durch individuelle Charakterbildung zu unterbauen und ihm so Dauer zu verschaffen. Eine Geschichte des Sillon hat daher die Aufgabe, diese Volkserziehungsarbeit nach Methode, Ziel und Erfolg gesondert zu untersuchen.

Die demokratische Republik stattete jeden Staatsbürger mit Rechten aus, die er früher nicht besessen hatte und deren Ausübung einen hohen Grad geistiger Reife erforderte. Zugestandenermaßen besaßen die niederen Volksklassen in Frankreich diese Reife nicht, als die Republik zum dritten Male ausgerufen wurde. In ihrem ureigensten Interesse räumte diese bei der Volksschulreform von 1882—86 der staatsbürgerlichen Erziehung einen hervorragenden Platz ein. Aber der Erfolg blieb aus, und zwar aus dem allgemeinen Grund, weil die Reformen, speziell der neueingeführte Schulzwang, nicht durchdrangen, und aus dem besonderen, weil der staatsbürgerlichen ebenso wie der moralischen Erziehung in der Laienschule keine religiöse Fundamentierung und daher keine praktische Wirksamkeit gegeben werden konnte*. Später stellte man sich in den sog. Volksuniversitäten die Aufgabe der Erziehung der Demokratie. In diesen ‚Kathedralen der Demokratie' verkündeten Universitätsprofessoren und andere Intellektuelle das Neueste, was die Wissenschaft zu sagen hatte. Aber schon gar bald mußte man eine Krise der Volksuniversitäten eingestehen. Das Proletariat blieb meist fern. Die einen gingen ein, andere wurden zu Bildungsstätten der Bourgeosie. Deherme, der soviel dafür getan hatte, bekannte: ‚Die wissenschaftliche Wahrheit, die philosophischen Lehren sind sozial unfähig. Sie schaffen kein Band zwischen den Menschen.'

So glich Frankreich einem Kranken; denn seine edlen, heiligen Bemühungen um die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit galten Worten ohne Sinn, da sie die Mitwirkung dessen, der sie auf die Welt gebracht hat, ausschlossen**. Darum schloß Mark Sangnier: ‚Die Demokratie ohne Christus

---

* Vgl. neuestens die Zeugnisse der Laizisten Delvollé: Rationalisme et tradition. Alcan. 1910 und Paul Hyacinthe Loyson in seinem Drama: L'Apôtre: ‚Die offizielle Moral ist ohne soziale Wirksamkeit. Das moralische Gewissen der Jugend geht mit erschreckender Geschwindigkeit der Auflösung entgegen. Wir haben alles für das Gehirn und nichts für das Gewissen getan.' ‚La Démocratie.' 27. April. 1911.

** Die gewerkschaftliche Organisation, namentlich die christliche, ist in Frankreich aus Gründen, die in der späten Ausgestaltung des Vereins- und Versammlungsrechtes und anderswo liegen, so unbedeutend, daß auch von einer korporativen Selbsterziehung kaum die Rede sein kann.

ist eine Chimäre und eine Lüge*.' Echte Volkserziehungsarbeit kann nur darin bestehen, das Christentum mitten ins Herz der Bedürfnisse, Notwendigkeiten und Ziele unserer Zeit zu stellen**. Während die Laizisten sie auf dem Flugsand der Tagesphilosophie (Kantianismus, Evolutionismus, Solidarismus) aufbauten, während die antidemokratischen Konservativen sie meist vernachlässigten, verankerte sie also der Sillon von vornherein in der Religion. Er wollte mit dieser Erziehungsarbeit den ganzen Menschen erfassen und zum Elitemenschen emporbilden, ohne zunächst die Gefahren zu ahnen, denen er sich als Laienorganisation auf diesem schwierigen Gebiete aussetzte.

Aber noch in einer anderen Beziehung unterschied sich das Bemühen des Sillon von dem des offiziellen Laizismus. Zwar glaubte auch er, daß in der Demokratie eine Elite notwendig sei, daß also nicht alles auf öde Gleichmacherei hinauslaufen dürfe. Methodisch faßte er aber seine Aufgabe nicht als Herabsteigen einer Elite zur Masse auf, da er nicht, wie der Laizist, die wissenschaftliche Kompetenz, sondern die Fähigkeit, die soziale Führung zu übernehmen, als die wichtigste Eigenschaft des Volldemokraten ansah. Voraussetzungen dazu sind ungebrochene Kraft, Energie, Enthusiasmus. Diese aber sind im Volke ungleich häufiger vorhanden, daher müsse ‚vom ganzen Volke die Wiedergenesung des Landes kommen'***. Die führenden Männer werden sich zweifellos aus den noch gesund gebliebenen Elementen des alten Adels und der Bourgeoisie, aber vielleicht noch in höherem Maße aus den sicher noch jugendlichen Volkskreisen zusammensetzen, die zwar gewissen geistigen Feinheiten unzugänglich sind, die aber nichtsdestoweniger die nationale Zukunft in sich tragen†. Diese verschiedene Auffassung kam auch daher, daß der Sillon, wie alle Praktiker, gern eine gewisse Geringschätzung des Wissens an den Tag legte und zu verstehen gab, daß die Arbeit, die er verfolgte, wesentlich darauf hinausliefe, Dinge, die im Menschen schon vorhanden sind, bewußt zu machen.

So stellte also der Sillon seiner Erziehungsarbeit die Aufgabe, in den Massen die Verbindung zwischen eingewurzelter Demokratie und entwurzeltem Katholizismus wieder herzustellen, die bis jetzt sich feindlich gegenüberstehenden Klassen in gemeinsamen Studien zu versöhnen und so in gegenseitigem Geben und Nehmen allen zu dem demokratischen Ideal zu verhelfen, zu dem sie die Anlagen in sich tragen.

B. Die Studienzirkel.

Diese Auffassungen brachte der Sillon zuerst in den katholischen Patronagen zur Geltung, die einst von Mitgliedern der Vinzenzkonferenzen ins Leben gerufen worden waren, um Kinder und junge Leute vor den Gefahren, die ihnen namentlich in der Stadt drohen, zu bewahren und einen religiösen Lebensstrom in ihnen zu entwickeln oder wenigstens zu erhalten. Freilich hatten die meisten Katholiken†† entsprechend ihrer monarchisch-hierarchischen

* Discours I, 50. — ** Discours I, 105. — *** Discours I, 49.— † Discours I, 129.

†† Was ein rechter Mann aus der Patronage machen kann, ersehe man aus Edward Montier: Les Esaims nouveaux. Paris. Plon. 1911.

Anschauungen die Arbeit in den Patronagen mehr als eine Almosenpflicht aufgefaßt, die ihnen auf Grund ihrer sozialen und moralischen Überlegenheit zufiel (droit-d'aînesse). Aber Harmel hatte nicht umsonst in seinen Studienzirkeln das Recht des Volkes auf Autonomie verkündet. Nicht umsonst hatte Fonsegrive 1897 in einer Kryptakonferenz empfohlen, dem Arbeiter der Städte die Ideen nicht als Dogmen zur Annahme vorzulegen, sondern sokratisch vorzugehen, derart, daß sein Geist dem Wort vorauseile und er die Schlußfolgerungen entdecke, ehe sie ausgesprochen seien. Der Geist des Arbeiters sei vielleicht nicht sehr umfassend, aber merkwürdig klar, scharfsinnig, eindringend, logisch. Wenn er einmal im Besitze solcher Ideen sei, die er selber entdeckt habe, dann werde er sich daran klammern, und man werde sich keinen eifrigeren Apostel denken können*. Der Kongreß der A. C. J. F. in Besançon (1898), insbesondere das glänzende Referat Goyaus** hatten nicht wenig dazu beigetragen, den Studienzirkel als Instrument sozialer Reorganisationsarbeit bekannt zu machen und in den Sillonisten, deren Initiative in der ‚Krypta' vielfach als vorbildlich hingestellt wurde, den Mut zu ausgreifender Tätigkeit zu wecken.

Gegen Ende des Jahres 1899 begannen die Sillonisten nun innerhalb der katholischen Patronagen Studienzirkel zu organisieren und zwar so, daß sie sich direkt an die Mitglieder wandten und sie von der Notwendigkeit der Einrichtung überzeugten. Ein Studienzirkel nach sillonistischer Auffassung war also ein aus eigener Initiative hervorgegangener Zusammenschluß jüngerer Arbeiter, Handwerker und Studenten (15—20), die selbständig denken und arbeiten und sich im Reden üben wollten: die Arbeiter der Hand ausgestattet mit praktischen Erfahrungen, die Arbeiter des Geistes mit den Früchten ihrer theoretischen Studien. Die jungen Leute wählten ihren Vorsitzenden, meldeten sich nach Neigung und Anlage zu Referaten oder Vorträgen, diskutierten, fragten, antworteten und entsandten zu den Kongressen ihre Vertreter (1900 in Paris 20 Studienzirkel, zuletzt ca. 500 in ganz Frankreich). Meistens baten sie einen älteren, erfahreneren Mann, an ihren Versammlungen teilzunehmen und sie durch Rat und Tat zu unterstützen (membre-conseil). Er durfte aber nicht die Anmaßung haben, die jungen Seelen kneten zu wollen, wie ein Bildhauer den Ton formt. Er sollte ihnen behilflich sein, daß sie sich freimachen könnten von allem Dunkeln, von allen schädlichen Einflüssen und Vorurteilen. Wenn das der Fall sei, dann würden sie, der Wahrheit gegenübergestellt, sie frei annehmen und anerkennen als die Königin in ihrem Herzen und ihr Wille und Leben unterstellen. So würde nicht nur der Verstand um Kenntnisse in Nationalökonomie und Soziologie, in Moral und Religion bereichert, sondern, was viel wichtiger sei, die Initiative geweckt, der Wille gestärkt, das Volk mit einem Worte befähigt, sich selber zu leiten, anstatt ewig am Gängelband ahnenstolzer Aristokraten oder gewissenloser Demagogen zu bleiben. Das höchste Ziel ist also die Erziehung zur inneren

* Catholicisme et Démocratie. S. 97. 98.

** La jeunesse catholique et les études sociales. Compte-rendu. S. 539—553.

Freiheit, zur Selbständigkeit und Verantwortlichkeit. Wie notwendig dies gerade in Frankreich ist, ersieht man z. B. aus dem, was Abbé Vignot in ähnlichem Zusammenhang schrieb: ‚Ich möchte in euch vernichten, was man den französischen Geist nennen muß, die Neigung, euer Innenleben ebenso wie eure seltensten Schätze einem Sachwalter anheimzugeben. Ihr kommt zu dieser Auffassung der häuslichen Hierarchie: unverantwortliche Kinder unter unfehlbaren Eltern, jene gerechtfertigt durch die Notwendigkeit zu gehorchen, diese durch das Recht zu befehlen, so daß schließlich niemand eine Schuld trifft, weil niemand eine Persönlichkeit ist*.' Diese Selbständigkeit wurde aber nicht individualistisch gedeutet. Denn die jungen Leute sollten vor allem auch bedacht sein, dem sillonistischen Gemeinschaftsleben sich einzugliedern und alle Ereignisse aus christlich-demokratischer Grundstimmung heraus beurteilen zu lernen**. Die Studienzirkel waren dazu berufen, diesem Gemeinschaftsleben immer jugendfrische Kräfte und demokratische Erfahrungen zuzuführen, so daß sie gewissermaßen ‚als Werkzeuge zu sozialen Experimenten'*** bezeichnet werden konnten. Sie waren die Urzellen des Sillon. Sollte der Sillon an irgend einem Orte neu eingeführt werden, so wurden zuerst ein oder mehrere Studienzirkel gegründet und so der Boden zu weiterer Wirksamkeit bereitet.

In welchem Gegensatz die hier geleistete Arbeit zu der bisher üblichen öffentlichen Tätigkeit der Konservativen stand, ist unschwer zu erkennen. Während diese sich in erster Linie auf Staat und Gesetz verließen und verlassen, also die Politik, speziell die Wahlarbeit, den Sturz der Tyrannen und Sektierer und die Einsetzung einer gutgesinnten Regierung als erste und notwendigste Aufgabe ansahen, betonte der Sillon vor allem die Einzelerziehung zu Initiative, Verantwortlichkeitsgefühl und Hingabe an das Gemeinwesen. Er war dabei gewiß abhängig von der Le Playschule der Science sociale, deren Führer de Tourville und Demolins sich nicht genugtun konnten, die ‚partikularistische' Erziehung und Auffassungsweise zu fördern und die ‚kommunitäre', wie sie namentlich den südlichen Völkern eigne, als die Quelle des Verfalls hinzustellen†.

‚Man müßte zweifellos verschiedene Wege einschlagen, um in den Arbeitervierteln die Zahl der Heime zu vermehren, wo der Handarbeiter die Mittel fände, sich nach allen Richtungen hin zu erziehen und soweit als möglich teilzunehmen an dem, was an der Lage der Reichen wirklich begehrenswert ist††.' Die A r b e i t s s ä l e, die die Sillonisten schon bald einrichteten, bedeuteten einen Versuch, diesen hochherzigen Wunsch zu erfüllen. Sie sagten sich, daß es den Mitgliedern eines Studienzirkels schwerfallen müsse, die Werkzeuge der geistigen Arbeit zu benutzen und so selbständige Vorträge zustande zu bringen.

---

* La Vie Meilleure. S. 200, 201. Zit. Congrès de l'A. C. J. F. à Besançon (1898) S. 578.

** Vgl. Desgranges ‚Le Sillon' X. 2. (1902). S. 307.

*** ‚Le Sillon' (1906) S. 307.

† Vgl. de Tourville: Histoire de la formation particulariste. Les Origines des grands peuples modernes.

†† De Rotours: Formes nouvelles de charité. La Quinzaine 1. März 1907. S. 105.

Deshalb gründeten sie von 1900 ab sogenannte Arbeitssäle mit Bibliotheken, in denen zu bestimmten Stunden erfahrene Ratgeber, die Anleitung zur geistigen Arbeit geben konnten, anwesend waren. In Saint-Etienne hatten die Jesuiten zuerst etwas Ähnliches, eine Art Volkshaus, gegründet und versucht, durch Bibliothek, Abendkurse und familiäre Besprechungen Elitearbeiter heranzubilden. Die Urform, der wohl auch bis zu einem gewissen Grade die Volksuniversität nachgebildet ist, ist das englische Settlement (Toynbeehall in London E. 1885), das den französischen Katholiken 1896 durch einen Artikel Costa de Beauregards bekannt gemacht wurde*.

Um die Teilnehmer an den Studienzirkeln in Berührung mit der Wirklichkeit zu bringen, wurden von Anfang an ‚Spaziergänge zu wissenschaftlicher und künstlerischer Fortbildung' veranstaltet. Das Nächstliegende war da, unter sachkundiger Führung Fabriken, Laboratorien, soziale Einrichtungen jeder Art, Museen, Kunstdenkmäler usw. an Ort und Stelle zu besuchen. Aber nicht nur das! In ganzen Pilgerzügen fuhren die Sillonisten nach Rom, um Einblick in die religiöse Geschichte und Wirklichkeit zu bekommen und so ihr religiöses Innenleben anzuregen. Charakteristisch ist eine Pilgerfahrt von 300 Sillonisten nach Port-Royal, wo Mark Sangnier ‚in bewegter Rede' sie in den Geist des Klosters und seines größten Gelehrten, Blaise Paskals, einführte, so daß sie ‚in Gesellschaft dessen, der mit so viel Recht als ein Vorfahre des Sillon bezeichnet werden kann', die rauhe Wirklichkeit vergessen und sich für die bevorstehenden Kämpfe stärken konnten.

Aber die Studienzirkel durften nicht ohne lebendige Wechselbeziehungen bleiben. Sie mußten sich gegenseitig befruchten und stützen. So sah die Organisation von vorneherein vor, daß Besuche von Gruppe zu Gruppe zustande kamen. Arbeitssäle und Spaziergänge erleichterten den Verkehr. Alle Monate vereinigte eine Generalversammlung alle Mitglieder der Pariser Studienzirkel am Zentralsitz des Sillon; alle Vierteljahre fand ein Kongreß statt, an dem zwei Delegierte jedes Zirkels teilnahmen, so daß die Entwicklung in der Tat einer Art Seelengemeinschaft zustrebte (‚âme commune').

C. Die Volksinstitute.

Der Eroberungsgeist steckte dem Sillon im Blute. Nichts widerstrebte seinem Temperamente mehr als die Haltung jener Katholiken, die sich resigniert aus dem pulsierenden nationalen Leben ausschalten und in gewissen Teilen des Landes isolieren ließen. Er gab denen, die sich ihm in den Studienzirkeln anvertrauten, eine so große Überzeugung von der Wahrheit seiner Lehren, eine so unerschütterliche Hoffnung auf den endgültigen Sieg, daß sie wie von selbst zu Aposteln und Pionieren wurden, daß sie den Tag herbeisehnten, wo sie zum ersten Male Gegnern gegenüber die Ideen des Sillon siegreich verteidigen konnten. Es genügte also nicht, eine demokratische Elite heranzubilden. Diese mußte ihrerseits nun in Familie und Fabrik, in Werkstatt und Kaserne die Wahrheit weiter verbreiten und neue Jünger werben.

* La charité sociale en Angleterre. Correspondant.

Nichts ist ja wirksamer — das hatte mit Berufung auf Harmel Fonsegrive sie gelehrt — als der Einfluß des Arbeiters auf den Arbeiter. Bisher hatte man sich zufrieden gegeben, wenn man den in der Patronage behüteten jungen Mann anderen Schutzverbänden übergeben und ihn so auch weiterhin vor den Pestkeimen der Welt bewahren konnte. Der Sillon aber sah die Größe der Gefahr, die das moderne Heidentum über Frankreich gebracht hatte, und er verlangte daher Apostel, die ‚zu Licht und Wärme ausstrahlenden, alles an sich ziehenden Herden' werden sollten. Wer heute nur an sich und seine eigene Heiligung denken und der Paganisierung der Welt gleichgültig gegenüberstehen wollte, würde nicht recht handeln. Gewiß sei aber, und das betonte der Sillon immer wieder, daß man nur in intensivem religiösem Innenleben die Kraft finden könne, sich der Rettung der Welt hinzugeben. Derjenige, der die Liebe zu Christus nicht in sich habe, sei außerstande, sie andern mitzuteilen.

Die Propaganda der herangebildeten demokratischen Elite sollte in erster Linie in den ‚Volksinstituten' (Institut populaire = I. P.) geübt werden. Diejenigen, welche in den Studienzirkeln selbständig denken gelernt haben, ließen sich nicht mehr vom ersten besten Redner Sand in die Augen streuen. Sie durchschauten die Gedankengänge des Gegners, wurden zum Widerspruch gereizt und entpuppten sich eines Tages als Redner. Der erste Stein zum I. P. war gelegt. Der Unterschied zwischen Gelehrten und Ungelehrten, zwischen Herrenmenschen und Herdentieren, all das Peinliche, Hemmende, Revoltierende, was der Demokrat empfindet, wenn er die intellektuellen und ästhetischen Genüsse des ‚auf der Menschheit Höhen' schreitenden Redners empfindet und ahnt, soll durch diese Art des Volkserziehung ausgeschaltet werden. Das Volk hört ja seinesgleichen, fühlt sich durch keinen sozialen, kaum durch einen intellektuellen Gegensatz getrennt. Während Anatole France bei der Eröffnung einer laizistischen Volksuniversität ‚die Erlernung der kritischen Methode' als das Ziel hinstellte, wollten die Sillonisten prinzipiell nicht die Pädagogen des Volkes sein, sondern sich nur unter Kameraden verständlich machen, weil sie wußten, daß die einen sowohl als die anderen diesen brüderlichen Gedankenaustausch brauchten*.

Freilich war auch hier in der Praxis dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Wenn wir uns nämlich die Veranstaltungen der (ca. 25) I. P. näher ansehen, so finden wir in den meisten Fällen Intellektuelle als Redner. Doch beweist das schnelle Anwachsen der Bewegung, namentlich in den Kreisen des Proletariats (zuletzt 85 Proz. Proletarier), daß die individuelle Propaganda der sillonistischen Arbeiter eine recht intensive und fruchtbare gewesen sein mußte, wenn sie sich auch nicht statistisch erfassen läßt. Im Hinblick darauf hat wohl auch Mark Sangnier gesagt, daß der Keim eines I. P. da schon gelegt sei, wo ein Arbeiter in einer Winkelkneipe entschlossen für die Ideen des Sillon eintrete.

Das Volksinstitut ist weder konfessionell noch neutral. Jeder, der eine

* Discours I, 124.

selbständige Meinung hat und gewillt ist, sie zu Gehör zu bringen und zu verteidigen, ist hier willkommen. Der beiderseitige gute Wille und die gemeinsame Liebe zum Vaterland und zur Menschheit soll einen ehrlichen, ja herzlichen Kampf möglich machen. Das Prinzip und gewisse Methoden der Volkserziehung sind ja außerdem Gemeingut und verbürgen bis zu einem gewissen Grade die Möglichkeit des Zusammenarbeitens. So gelte unter gebildeten Menschen als anerkannt: Die Achtung vor jeder aufrichtigen Überzeugung, wo immer man sie findet, die Verwerfung unzulässiger Kampfesweise, die Idee, daß die moralische Wahrheit nicht aufgezwungen werden kann, sondern frei zugestanden werden muß*. So soll jedem Sillonisten die Möglichkeit geboten werden, die sachlich vorgetragenen Ideen Andersdenkender zu hören. Lebendig treten sie ihm entgegen, ganz anders als in Büchern. Er muß den Wahrheitsgehalt, den sie in mehr oder minder großem Maße enthalten, herausschälen und anerkennen, um seinerseits ehrlich und sachlich den Irrtum überwinden zu können.

Noch weniger soll das sillonistische Volksinstitut neutral sein. ‚Neutralität ist Geistes- und Charakterschwäche**.‘ Wer neutral sein will, müßte überall Hindernisse und Schranken aufrichten, zurückdämmen alle aufrichtigen Ergüsse, alle edlen Aufrufe, alles, was diese zerbrechliche, aber kostbare Neutralität dadurch gefährdete, daß es eine Zustimmung des Herzens oder des Geistes nach sich ziehen könnte***. Demgemäß war auf dem Maueranschlag zur Eröffnung des ersten Volksinstituts (3. Febr. 1901) folgendes zu lesen: ‚Wir werden loyal und ohne Hintergedanken sprechen. Wir halten uns nicht für verpflichtet, nur eine unvollständige, geschmälerte Wahrheit darzubieten . . . Wir würden fürchten, die Achtung, die wir unsern Zuhörern schulden, zu verletzen, wenn wir ihnen nicht die Ergebnisse unserer geistigen Arbeit offenbarten.‘ Die Liebe zu demselben Christus im Herzen können wir gerade darauf losmarschieren in der Gewißheit, daß unsere Freiheit niemals in Zügellosigkeit ausarten wird, durch die unfehlbare Lehre vor dem Irrtum geschützt, in gemeinsamer Hingebung geeint, entschlossen, uns ganz der Sache zu geben, die wir verteidigen und für die wir leben und sterben wollen†.‘

IV. Die Geistesverfassung des Sillonisten.

‚Wie das Samenkorn endlich hervorsprießt, wenn der Gewittersturm das ausgetrocknete Erdreich befruchtet hat, so seid ihr in düsterer, gewitterschwerer Stunde plötzlich aufgetaucht auf dem alten französischen Boden, den der Skeptizismus ausgetrocknet und die Unduldsamkeit verhärtet zu haben schien. Trotzdem die einen spöttisch lächelten, bekanntet ihr: wir haben Glauben; inmitten des entfesselten Hasses habt ihr zu sagen gewagt: wir haben die Liebe††.‘ In der Tat, der Sillon hat in dem modernen Frankreich trotz widriger Zeiten ein Temperament zur Geltung gebracht und organisatorisch zusammengefaßt, wie es vorher nur vereinzelt gediehen war und das bestimmt schien, ein neues Frankreich zu schaffen. Der Sillonist im allgemeinen und

* Discours I, S. 91, 93. — ** Discours I, 140. — *** Ebd. S. 99. — † Discours I, 99.
†† Abbé Felix Klein: Quelques motifs d'espérer (1903). Widmung.

Mark Sangnier im besonderen ist Sanguiniker und Mann der Tat und des Fortschritts. Der Sillon ist freiheitsdurstige, optimistische Jugend, auch wenn er von Älteren vertreten wird; er ist ‚glückliche Unbesonnenheit, die vor allem leben will, die keinen Sinn hat für die warnende Bedenklichkeit des Alters, das vor allem nicht irren möchte‘. (Egmont.)

Mark Sangnier und seine Getreuen der ersten Stunde entstammten der Bourgeoisie, die ja im allgemeinen nicht als idealistisch-fortschrittlich bezeichnet werden kann. Aber ihre edlen, reinen Seelen, die von Eifer für das Reich Gottes durchglüht waren, durchbrachen den eisernen Ring der sozialen Schichtung und stellten sich kühn hinein in das aufstrebende, Leben und Zukunft suchende Proletariat. Diese Verschmelzung gab dem sillonistischen Temperament seine bezaubernde Originalität und seine geheimnisvolle Kraft. Während alle anderen Organisationen sich wesentlich aus der gleichen Schicht rekrutierten, umfaßte der Sillon alle Schichten, ausgenommen den hohen Adel. Die Bourgeoisie verjüngte sich in ihm und das blind vorwärtsstürmende Proletariat fand sich gereift und veredelt wieder. Die Bourgeoisie gab in ihm ihre behäbige Selbstzufriedenheit auf, das Proletariat wandte sich zu ruhiger Selbstbesinnung zurück. Der Grundsatz und Wille des Sillon, nur seelisch gleichgeartete Elemente als vollwertig anzuerkennen, verbürgte die Einheit des sillonistischen Geistes.

Der Sillonist hat den G l a u b e n. Er glaubt an das, was die Kirche lehrt, er glaubt an die Demokratie, an die Einheit von Demokratie und Katholizismus, an den schließlichen Sieg dieser beiden zunächst in Frankreich und dadurch dann auch in der ganzen Welt (Zukunftsstaat — cité future). Er glaubt als überzeugter, grundsätzlicher Demokrat an das Volk, an die Möglichkeit seines sozialen Aufstieges, an unerschöpfliche Energiequellen, die seine zukünftige Vormachtstellung sichern. Alles das wird zusammengefaßt unter dem Namen ‚die Sache‘ (la cause), das Ideal, die frohe sillonistische Botschaft. Der Glaube an die ‚Sache‘ muß so groß werden, daß der Sillonist fortan nicht nur seine freie Zeit und alle verfügbare Kraft in ihren Dienst stellen, sondern auch Gut und Blut, Neigung und Zukunft opfern kann, daß er sich allen Aufgaben gleich gern unterziehen, daß er den Spott der Welt und die Hindernisse, die sich der Ausbreitung des Ideals entgegenstellen, überwinden kann*.

Gewiß ergaben sich die selbständigen Sillonisten, in denen die Verstandestätigkeit vorwaltete, deshalb der ‚Sache‘, weil sie wie z. B. Desgranges nach reiflicher Überlegung in ihr die beste Lösung des Problems der sozialen Erneuerung gefunden zu haben glauben**.

Aber wenn wir bedenken, welche Rolle die ‚Berufung‘, die ‚Erweckung‘, die ‚Inspiration‘, überhaupt das Gefühl spielte, dann wird es uns klar, daß die Anhänger meist nicht so sehr durch den gedanklichen Gehalt der ‚Sache‘, als vielmehr durch die eigentümliche Stimmung, durch die Kraft und Be-

* Vgl. Georges Renard: Découragement. Le Sillon (1906) S. 418 ff.
** Le courage de penser: Le Sillon 1906. I. S. 123.

geisterung, mit der sie zur Geltung gebracht wurde, angezogen und gefesselt wurden. Sie sollten ja alle lernen, mit dem Herzen zu glauben, ihren Glauben zu lieben. Ein abstrakt-logischer Glaube war undenkbar und unwirksam.

Der Sillon kannte ja keine Statuten und keine Sanktionen. Frei trat ein, wer sich ‚berufen' fühlte, ohne jede Formalität schied aus, wer den geistigen Zusammenhang verloren hat. Alles war auf freischwebende Kraft, auf Liebe gegründet. Diese Geistes- und Seelenverfassung wurde so geschickt unterhalten, so oft und vielseitig in Anspruch genommen, daß sie mit dem Wesen verwuchs, wenn nicht zum Wesen wurde.

Erst wer die ‚Sache' liebt, wird Sillonist in des Wortes voller Bedeutung. Die Liebe wirft über alles, was Sillon heißt, den Schimmer traumhafter Verklärung. ‚Wir sind die ewigen Starrköpfe der Liebe!' rief Mark Sangnier so oft mitten hinein in die von Leidenschaften durchwühlten Volksversammlungen.

Mit dem Evangelisten sagte man: ‚Und wir, wir haben an die Liebe geglaubt!' (Joh. 1, 4.) Gewiß, auch die demokratische Tradition hat neben der Freiheit und Gleichheit auch die 1789 aus sentimentalen Zeitbedürfnissen geborene ‚Brüderlichkeit' als etwas Seinsollendes hingestellt. Gewiß belebt jeder Versuch, konsequent demokratisch zu denken und zu handeln, das Mitgefühl in uns, was die Vorläufer des Sillon, die ‚neuchristlichen' Studenten, in ihrem ganzen Auftreten bewiesen. Aber gerade an diesem Punkt sind die Sillonisten hinweggeschritten über die unbestimmte Sehnsucht, die oberflächliche Sentimentalität, die damals die Geister ergriffen hatten. Die Liebe ist hier nicht das abstrakte Gefühl, das die Philosophie zu definieren, die Soziologie als Solidarität zu lehren sucht. Es ist die lebendige Liebe, die sich jedem Katholiken mitteilt, die sich seines Herzens bemächtigt, die sich mit unserem Fleisch und Blut vereinigt, es ist die Liebe, die Christus, die Gott ist*. In der Tat, Christus ist der Mittelpunkt des sillonistischen Gemeinschaftslebens. ‚Wir haben ihn getroffen, unsern Christus, wir haben ihn geliebt, und diese Liebe ist das unauflösliche Band all unserer Freundschaft**.' Da man überzeugt war, daß eine Bewegung nur lebendig und fruchtbar sein kann, wenn sie imstande ist, die Kraft der Liebe in der Seele ihrer Anhänger zu entfalten***, sah man es als die erste Aufgabe des innersillonistischen Lebens an, die Freundschaft zu pflegen, zwischen den Seelen Kontakt herzustellen, in allen das Einigende, die Liebe zu Christus und zur Sache zur Geltung zu bringen. Ihren äußeren Eindruck fand dies in dem traulichen ‚Du', das Intellektuelle und Proletarier verschmelzen sollte. Inmitten der verbündeten Interessen, der entfesselten Leidenschaften wollten sie so ‚eine Insel demokratischer Zärtlichkeit'† bilden, den ganzen Menschen umschaffen, das Leben auf eine neue Grundlage stellen, damit ein Blick, ein Händedruck genüge, sich als Bruder

* Marc Sangnier: La Lutte pour la Démocratie S. 287 ff.
** Marc Sangnier: L'Esprit démocratique. S. 178.
*** Discours II, 114. — † Discours II, 90.

auszuweisen, damit sie sich erkennen können an der gleichen Art der Hingabe, an der Art, wie sie das gemeinsame Ideal lieben*. ‚Wenn wir als Brüder leben, so kommt das daher, weil wir es tatsächlich sind**.'

Höhepunkte in dem Freundschaftsleben und gleichzeitig Ruhepunkte in der rastlosen Tätigkeit waren die ‚brüderlichen Mahlzeiten', bei denen ein Toast nach dem andern Stimmung und Begeisterung weckte. Lassen wir einen Bericht reden: Colas betonte in eindringlichen Worten, daß wir alle ein intensives Innenleben führen müßten; erinnerte an den tiefen Sinn des Schmerzes, und daß er gut sei . . . Man spendete keinen Beifall, aber alle erhoben sich, um zu beten. Das war ein Augenblick, wo die Seelengemeinschaft sich offenbarte. Unsere Kameraden fühlten sich ganz ergriffen von der starken Einheit des Sillon und gaben sich ihr in Liebe hin***. Der Romane neigt zu solchem Überschwang, der uns an die gefühlvollen Zeiten des Göttinger Hainbundes erinnert.

Um zu zeigen, welche große Rolle die Religion im Leben des Sillonisten spielte, wie sie liebeweckend und liebenährend wirkte, möge es genügen, kurz zu schildern, wie man Mitglied der ‚Jungen Garde' wurde, jener Jugendabteilung, der katholische Propaganda, Verkauf der sillonistischen Veröffentlichungen an den Kirchentüren und die Aufrechterhaltung der Ordnung bei den Versammlungen oblag und deren Teilnehmer alle direkt vom Präsidenten des Sillon (Mark Sangnier) ernannt wurden: In einer Kapelle verbringen sie nach Ablegung der Beichte eine ganze Nacht mit Gebet, Betrachtung, Gesang, Lektüre und Anhören der Ansprachen ihres Aumoniers oder ihres Kommandanten. Vor dem Allerheiligsten kniend, versenken sie sich in die Betrachtung des Sillon, seiner providentiellen Aufgabe, seiner Seelengemeinschaft, durchdringen sich insbesondere immer tiefer mit dem Gedanken, daß die Liebe das Höchste ist, daß sie alles überwindet. In der Madeleinekirche, an deren Mauern das Pariser Nachtleben vorbeiflutet, ertönt eine Stimme durch den geheimnisvollen Raum, in dem die jungen Sillonisten verteilt sind: ‚Kameraden! Draußen suchen viele die lärmenden Freuden, aber wir wissen Schweigen zu halten in unseren Seelen . . . In dieser Nacht macht die eindringliche Stimme Christi euer Sein erzittern, wir hören deutlich seinen Ruf†!'

‚Seien wir guten Willens und geben wir uns so, wie wir sind!' ‚Einer von uns', so fährt der Erzähler fort, ‚hat diese Dinge gesagt und alle begreifen . . .'

Mitternacht. ‚Wir haben soeben lange vor dem Allerheiligsten gebetet. Wir sind wieder in unserem Saale. Wir sprechen von den Verpflichtungen, die wir eingehen wollen. Christus ruft uns zur Gewinnung der Seelen; er dürstet nach Liebe . . . Da überkommt uns Müdigkeit. Die Lesung der Leidensgeschichte, die wir stehend anhören, gibt uns die nötige Kraft, um sie zu überwinden; denn wir denken an die Erschöpfung unseres Christus und wir begreifen die Notwendigkeit, ein wenig zu leiden.' Ein Abteilungs-

* Discours II, 421. — ** Discours II, 279. — *** Le Sillon. 1906. 1. S. 199.
† Dominus adest et vocat te!

führer (sergent) verliest das Reglement und erklärt die Eidesformel. Dann entwickelt wieder der Aumonier einen Gegenstand der Betrachtung. Es sind immer dieselben geheimnisvollen, ernsten Worte: Hingabe, Liebe, Opfer, die in der Stille des Gotteshauses auf jugendliche Seelen einen unauslöschbar tiefen Eindruck hervorbringen müssen. Sie halten aus. ‚Weil Jesus während seiner Todesnot allein war, werden wir uns das Opfer auferlegen, diesen Abend mit ihm zu wachen . . . Die Liebe allein macht die Kraft der Religion Jesu aus.'

Der Morgen naht; ehe die hl. Messe beginnt, ein letztes Wort des Aumoniers zur Vorbereitung auf die hl. Kommunion. Nach der Messe ist der feierliche Moment der Aufnahme. Die Jünglinge scharen sich im Halbkreise um den Altar. Einer kniet nieder auf der untersten Stufe und liest das große Gebet, das alle betrachtet haben:

‚O Jesus, wir wollen deine Ritter sein. Wir erkennen an, daß wir ohne dich nichts vermögen. Wir geben dir unsere Herzen. Du allein kannst uns den Sieg geben. Alle brüderlich vereint, alle gleich vor deinem Tabernakel, reihen wir uns ein in eine Miliz, wo man nicht um Geld und Ruhm arbeitet, sondern für dich allein.

Gib uns Zucht und Geduld, Klugheit und Reinheit, die Tugenden starker Männer.

Mach, daß wir uns immer erinnern, wessen Geistes wir sind . . .

Dann spricht jeder am Altare noch einzeln diese Weiheformel, und die Ritter für die zukünftigen Kreuzzüge sind geschlagen. Die Waffenwache ist beendet. Sie gehen wieder hinaus in die Welt. ‚Aber die Welt versteht uns nicht mehr. Doch was ficht das uns an! Wir sind bereit zu allen Opfern*.'

Eine originelle Schöpfung in der Tat! Der ganze Sangnier lebt hier!

Aber nicht bloß der Eintritt in die sillonistische Seelengemeinschaft, auch das Verweilen in ihr ist beständiges Eintauchen in die geheimnisvollen Kraftquellen der Religion. So verstehen wir die grenzenlose Begeisterung, mit der alle vom ältesten bis zum jüngsten Mitglied, vom Universitätsprofessor bis zum Arbeiter am Sillon hängen, der ‚die Fülle des Lebens in ihre Herzen gebracht hat'**. Von hier aus verstehen wir es, daß nicht allein die Beredsamkeit und der Wille *eines* Menschen das Ganze zusammenhält, wie Maurras behauptet***, sondern daß die Einheit und Durchschlagskraft letzten Endes darauf zurückzuführen ist, daß die Sillonisten nicht äußerlich durch Aufrufe und Reklame zu mehr oder weniger oberflächlichen Mitläufern gemacht worden sind, sondern daß ihre Mitgliedschaft ursprünglich von einem entscheidenden Willensentschluß, und ihre Tätigkeit immer wieder vom tiefsten Born des Lebens her befruchtet wird.

Deshalb braucht noch nicht verkannt zu werden, daß die *Persönlichkeit Mark Sangniers im allgemeinen und seine Beredsam-*

* Vgl. Ariès: Le Sillon et le Mouvement démocratique. S. 225 ff.
** Discours II, 90.
*** Le Dilemme de Marc Sangnier. S. 184.

keit im besonderen wenigstens in den Kreisen, die unmittelbar mit ihm in Verbindung standen, eine Inspirationsquelle von unvergleichlicher Bedeutung war. Wir Deutsche können uns schwer die persönliche, alles verklärende Art der Freundschaft vorstellen, wie sie der überschwengliche Mark wenigstens in der ersten Zeit einführte und wie sie später immer wieder bei intimen Festlichkeiten zutage trat. Wir sind zu nüchtern geworden. Die Hainbund- und Wertherstimmung ist uns im Strudel des Machtverlangens geschwunden. In unsern besten Freundschaften ist weniger die Seele als der Verstand beteiligt, sprechen wir mehr von Problemen, die wir lösen, als von seelischen Wirklichkeiten, die uns durchschauern. Wir sind eben Utilitaristen geworden, der Idealismus, auch der schüchternste, ist fast der Lächerlichkeit verfallen. Die Worte, die einst unsere Väter zu höchster Begeisterung entflammten, sind uns Rauch und Schall. Anders ist es in dem demokratischen Frankreich. Da sind die großen Worte von geheimnisvollem Zauber umwoben. Die französische Sensibilität ist besonders leicht entflammbar. Ohne das wäre der Versuch, die Volksschuljugend mit Hilfe einer zerflatternden Laienmoral zu erziehen, gar nicht denkbar gewesen. In dem sillonistischen Freundschaftsbund, wo die Sensibilität einen Nährboden sondergleichen fand, mußte Worten wie Demokratie, Kultur, Vaterland, Menschheit, Liebe usw. vor allem im Munde eines Mark Sangnier im höchsten Grade beschwingende, befeuernde Kraft innewohnen.

Die Liebe ist aber nicht nur das Formprinzip des innersillonistischen Lebens, sie charakterisiert auch das äußere Wirken der Freunde. ‚Wir sehen in jedem Gegner nicht einen Feind, den wir niederschlagen, sondern einen Menschen, den wir gewinnen müssen.‘ Das galt von den zahlreichen Gegnern, die den Sillon aus theologischen, sozialen, politischen Motiven bekämpften; die Sillonisten suchten sie zu überzeugen und ließen zu diesem Zwecke nichts unversucht. Erst wenn sie einsahen, daß der Gegner unzugänglich, daß seine geistige Art von Grund aus anders war oder einer anderen Zeit angehörte, dann unterließen sie das. Aber auch den Feinden des Vaterlandes gegenüber waren die Sillonisten nicht unversöhnlich. Imperialismus und Nationalismus entsprachen nicht ihrem Wesen. Indem sie für Frankreich arbeiteten, glaubten sie der Menschheit zu dienen. Sie glaubten an die Möglichkeit eines Weltfriedens, einer Menschheitsverbrüderung. Ihre Geistesverfassung ist wesentlich pazifistisch. Gratry und Perraud, die mehr als einmal den verhängnisvollen Einfluß aufzeigen, den Joseph de Maistre, der Verherrlicher des Krieges, auf die Geister ausgeübt hat, sind hier ihre Vorläufer. Die Sillonisten Vanderpol und Gemahling haben insbesondere die Verbreitung pazifistischer Gedanken in die Hand genommen.

Aus dem Dämmergrund dieser Religion und Demokratie, Vaterland und Menschheit in gleicher Liebe umschlingenden Glaubensseligkeit entquollen die Taten der Sillonisten. Der Überschwang, der das Idealbild, ‚die Sache‘, umwallt, entlädt sich in Arbeit ohne Maß und Ende. Das Gefühl, Träger eines hohen Ideals zu sein, die langgesuchte Synthese von unvergänglicher Wahrheit und moderner Lebensnotwendigkeit darzustellen, die Gewißheit, daß

das Tiefste in ihm von Gott gewirkt ist, daß Er sie erweckt und zur Arbeit geführt hat, gibt dem Sillonisten jauchzende Siegeskraft. ‚Christus, der den Blinden von Jericho heilte, indem er ihm sagte: dein Glaube hat dir geholfen, wird es wollen, daß auch unser Glaube an die Sache das sicherste Unterpfand baldigen Sieges ist*.‘ Die verfolgbaren Äußerungen des Innenlebens wie die vom vollen Licht der Öffentlichkeit bestrahlten Handlungen offenbaren diesen einheitlichen christlich-demokratischen Grundzug; alles Sein und Handeln trägt den Stempel kraftvoller Sicherheit, stilvoller Geschlossenheit. Das politisch-soziale Ideal, dem der Sillonist auf diesem Wege zustrebt, ist das des ‚echten Demokraten‘, des ‚demokratischen Elitemenschen‘, der, sei er Arbeiter der Hand oder des Geistes, dank seiner religiösen Überzeugung und moralischen Kraft soviel Gewissenhaftigkeit und staatsbürgerliche Aufopferungsfähigkeit besitzt, daß ein Regime bestehen kann, in dem die eiserne Hand des Souveräns nicht immer zwingen muß, das Allgemeininteresse der Gesellschaft nicht zu verraten**.

Indem wir so den Versuch wagten, die Geistesverfassung des Sillonisten zu analysieren, dürfen wir hoffen, dem *Wesen des Sillon* näher zu kommen; denn dieses besteht ja gerade darin, daß er eine ‚Seelengemeinschaft‘ ist, eine allesumfassende, allesbelebende, alleseinende Solidarität, die *nicht* getrennt von jedem einzelnen, sondern *in ihm erst wirklich und wirksam* ist***. Oder war es vermessen, einzudringen in diese geheimnisvolle Wirklichkeit, in der nicht so sehr Ideen sich zu unlösbarer Einheit verbinden als vielmehr *Gefühle*, die *zu tief* sind, *als daß die Analyse sie durchdringen könnte*†?

* G. Hoog: ‚Le Sillon‘ X, 2 (1903) S. 270.
** G. Hoog: La vraie méthode, Le Sillon (1906) S. 43.
*** Le Sillon (1906) S. 166.
† M. Sangnier: Le Sillon (1906) I. S. 390.



Gottfried Kellers und Conrad Ferdinand Meyers Gedichte / Von Eduard Korrodi

V.

Wer von der bescheidenen Höhe, auf der das alte Bodmerhaus steht, dessen Gastlichkeit Wieland, Klopstock und Goethe kannten, in die Altstadt hinabwandern will, biegt vom stattlichen, vornehmen Rechberge in die mehr als einfache Gasse ein, die den Namen ‚Rindermarkt' führt. Eines der ersten überschmalen Häuser ist Gottfried Kellers Elternhaus. Der Garten war — die Straße oder die Dachzinne, auf der der Grüne Heinrich über die Dächer seine Phantasie zum Großmünster hinüber spazieren führte. Gleichwohl, die Charaktere, die hier der reifende Dichter von Kindsbeinen an studieren konnte in diesem winkeligen Haus, erfüllten nach Jahrzehnten die Welt seiner Kunst. Da wohnte ein Weinschenk, ein Schuster, ein Büchsenmacher. Hoch oben in einer Gesellenkammer drei Lehrjungen. Die Modelle zu ‚den drei gerechten Kammachern' drängten sich ihm also in aller Form auf. Nächtlicherweile lugte Frau Margret aus den Fenstern nach Gespenstern aus, wie im ‚Grünen Heinrich'. Frau Anna Marti, die Küfersfrau, ist die Ursula im ‚Verlorenen Lachen'. Ohne Stundengeld stand ihm der schnurrige Schreiner Bürgi zum ‚Fähnlein der sieben Aufrechten' unwissentlich Porträt. Wie die Erzählungen Kellers in diese Kleinwelt schlichtesten Bürgertums führen, instrumentiert auch das Gedicht Kellers die Wünsche und das geistige Streben der wackeren Bürger, freilich etwas klangreicher und gewichtiger. ‚Das Fähnlein der sieben Aufrechten' rollt sich auf in den Gedichten, und die helvetische Bannerseide knistert unter den Sängen der Männerchöre. Sein eigenes Leben ist fest verankert, viel stärker als das C. F. Meyers, in der Stadt, die nicht bloß für den ältlichen Heidelberger Studenten G. Keller finanzielle Sorge trug, sondern später den werdenden Meister in die geruhigen Bahnen eines Staatsschreiberamtes geleitete, zwar nicht etwa, um ihm eine Sinekure zu spenden. In Tagen, da die Not schwer an Kellers Türe pochte, sicherte ihm das Gemeinwesen die ökonomische Existenz; darum faßt auch der Dichter die Menschenschicksale im Rahmen ihres Gemeinwesens; so bleibt in seinem letzten Werk der Meister mit erhobener, lehrender und abwehrender Gebärde. — Er schreibt ein dichterisches, kulturpolitisches Testament: den Martin Salander. Schmollend taucht er hier die Feder ein, erglühend zieht er sie hervor in seiner vorletzten Gabe, den Gedichten. Storm schrieb Keller: an seinen Gedichten wandele man durch sein Leben. Ich würde den Gedanken verengern: durch das Leben, das Keller als Dichter und Schweizer lebte. — Von seinem Innersten zu reden, kargen die Reime. Ungewollt stellen sich die lyrischen Wonnen bei dem jungen Maler ein. In Augenblicken, da der Pinsel widerspenstig wird, täuscht ihn über die Ohnmacht seiner Hand eine mit der Feder ausgeführte Schilderung eines Sonnenunterganges hinweg. Das sind in Prosa gedichtete Präludien der Frühlyrik, die dann im fünften Jahrzehnt des letzten Jahrhunderts fast urplötzlich mühelos seiner Feder entströmt. Nicht ein Erlebnis seines Herzens, sondern eines, das vom Geist allerdings auch zum Herzen ging, gab den Erstlingen die geistige Schwere.

Er erlebte den Zeit- und Kulturwillen, den die Fanfarenstöße Herweghs, Freiligraths und Anastasius Grüns verkündeten. Die politische Lyrik, die die reife Kunst Droste-Hülshoffs und Mörikes überschrie, und alles war: ätzende Satire, giftiges Pamphlet, gleißnerische Zukunftsmusik und feuriger Marquis Posa zugleich; diese Lyrik verlangte von Keller die poetische Jungfernrede. Aber wenn er echt und wahr bleiben wollte, besaß er als Schweizer wirklich große Stoffe für eine politische Lyrik mit großzügiger Gebärde? Sollte er in Versen Dolche spitzen? Mit Versen Potentaten entthronen? In einem wahren Taumel Freiligrath übertrumpfen, der das Wort ‚Republik' in einem einzigen Gedicht ein halbes Hundertmal von seinem Klange berauscht wiederholte? Die kleineren Schicksale der Sonderbundskämpfe in der Schweiz schlossen die große rhetorische Geste aus. In einem leidenschaftlichen Jesuitenliede, das allerdings die vielen hundert stumpfen Verse gegen die Jesuiten von Alexander Baumgartners Großvater, dem Züricher Dichter Reithart an ätzendem, maßlosem Zorn übertrifft, hat sich seine politische Leidenschaft kristallisiert. Er glaubte dieses Denkmal seiner anschwellenden Zornesader nicht aus seinem Gesamtwerke ausmerzen zu dürfen, obwohl er sich nicht verhehlte, daß gerade seinen Jugendgedichten — nach seinem eigenen Wort — die Gunst der Kritik sicher war, weniger um der künstlerischen Werte als um ‚der Grobheiten' willen, die er in ihnen niederlegte. — Mitten in der Zeit, da seine ersten Reime aufblühen, vertraut er seinem Tagebuch: ‚Es tobt und gärt in mir wie in einem Vulkane.' Und unweit von dieser Stelle: ‚Besonders aber muß sich nun der Dichter mit den großen Welt-Fort- und Rückschritten beschäftigen.'

Das Erlebnis der Zeit und ihrer geistigen Gärung speist seine ersten Gedichte. Das andere Erlebnis währte langeher, aber er hatte sich im Mittel seines Ausdruckes vergriffen. Er wollte den Pinsel in die Herrlichkeit eines Sonnenunterganges tauchen, und sah, wie jämmerlich die Hand versagte. Innerlich aber sprach er zu der schwachen Malerleistung bereits einen herrlichen Kommentar: Verse. Siderische Poesie füllt seine Gedichte von 1846. Goethe vertraute Eckermann: ‚Zu den Versen

„Wie traurig scheint die unvollkommne Scheibe
Des roten Monds mit später Glut herein",

bedurfte er einiger Beobachtung der Natur.' Diese Beobachtung kommt nun auch Keller zugute, dem jungen Keller, dem Adoranten der Sonne und der Sterne, der nicht müde wird, Lichteffekte, Tag und Nacht, Morgengrauen und Abenddämmerung zu feiern. Freilich, dieses erste Buch Gedichte besiegeln wie den ‚Grünen Heinrich' ‚zypressendunkle Schlüsse'. Kaum ein Jahrzehnt älter, ist auch das geistige Antlitz seiner Poesie ein anderes geworden: trotziger, herber; eine Gramfalte zeichnet sie. Zwischen die Gedichte von 1846 und 1851 und 1854 fällt seine Heidelbergerzeit und jenes Ereignis, das im ‚Grünen Heinrich' so eindringlich und bekenntnisartig geschildert wird. L. Feuerbach, der Philosoph, war der Zaubervogel, der ihm wie Tausenden den lieben Gott und die Unsterblichkeit aus der Brust hinwegsang. Wie eine trotzige Schar Krieger stehen die Gedichte im Zyklus ‚Sonnwende und Entsagen' da und künden von Gottfried Kellers Gedankenschlacht. C. F. Meyer

gefiel dieser Zyklus durchaus nicht. 1846 klang das Gedicht ‚Rosenwacht' in den Preis der Unsterblichkeit aus:

Die Rosen sind geblieben frisch und rot,
Jedoch das Menschenkind ist bleich und tot.
Doch ehe noch die Rosen ausgeglüht,
Ist jene Blume schöner aufgeblüht.
Nimmst, Teufel du, mir dieses Glaubens Lust,
Nimm mir zuvor das Herz aus meiner Brust.

Begreiflich, daß G. Keller in der endgültigen Sammlung von 1883 ändern mußte. Er endete das Gedicht gewiß nicht zum Nachteile:

Die Rosen sind geblieben frisch und rot,
Jedoch das Menschenkind ist bleich und tot.
So halten die Vergänglichen die Wacht
Beim stillen Manne bis zur dritten Nacht;
Dann legen sie bescheiden ihr Gewand
Dem Herrn des Lebens in die Vaterhand.

In der Heidelbergerzeit hätte der Dichter einen Umweg um ‚den Herrn des Lebens' für notwendig gefunden; so mußte die Weisheit des gereiften Künstlers den grellen Kontrast der früheren Gedichte versöhnlich zu dämpfen.

In seiner herbsten Zeit schrieb er die trotzigen Verse:

Ich hab in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffnungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen,
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Damals rafft er sein eigenes Ich fester zusammen und ist gewillt, nur ‚diese Welt' zu preisen. ‚Edler durch Leiden, strenger durch erlebte Qual' schreitet er seinen Lebensweg. Auf dieser Wegfahrt verweilt er, wie einer seiner Zyklen lehrt, auch in der ‚Trinklaube'. Um das Glück des Becherlupfes zu feiern? Nein. Gottfried Keller liebte einen zornigen, starken Wein, über dem sich seine Faust ballte. Daher hat er wohl, wie Adolf Frey mit Recht behauptet, die stachlichen Epigramme gerade in diesen Zyklus gesetzt. Nur selten lächelt hier ein Gedicht in anmutigem Allegro. Allein dieser Meister hat gelernt, reifste Spruchweisheit zu kredenzen. Er ist den Parteien entwachsen:

Trau' keinem, der nie Partei genommen
Und immer im Trüben ist geschwommen!
Doch wird dir jener auch nicht frommen,
Der nie darüber hinaus will kommen.

Durch die Jugendgedichte schreitet die Freiheit als Märtyrin mit Ketten. Später ehrt er sie auf andere Weise. Ihm ist darum Schiller ein Stichwort für seine Weltanschauung, wie auch für C. F. Meyer, der allerdings seine Huldigung an Schiller in der wortkargen Schilderung von Schillers Bestattung darbrachte. Dreifach hat er diesen Gedenktag im Jahre 1859 geehrt, im Aufsatze über den Mythenstein, in jenem seltsamen Gedicht, in dem

zwei Mütter bei dem Chor der Glocken ohne Ahnung des Toten Tag festlich begehen, derweil die Hüter eines künftigen Geschickes an ihrem Herd die Wacht halten: das Gewissen und die Kraft. In dem Prologgedicht zur Schillerfeier in Bern hat sein eigenes republikanisches Freiheitskredo sich zum Schillerschen Glauben der Schönheit in der Freiheit geadelt.

Zur höchsten Freiheit führt allein die Schönheit,
Die echte Schönheit nur erhält die Freiheit.

Mitten in diesem Prologgedicht bekennt er auch, daß der Mann das, was er ist, der Quelle seines Volkes dankt. Um dessentwillen begreift es sich, wie Keller, uralter, volkstümlicher, epischer Tradition folgend, so gerne Festgepränge in seinen Erzählungen wie in den Gedichten schildert. Des Volkes Feste sollen nach seiner Auffassung schönste Arbeit werden:

Drei Ellen gute Bannerseide,
Ein Häuflein Volkes, ehrenwert,
Mit klarem Aug', im Sonntagskleide,
Ist alles, was mein Herz begehrt. —

Der Takt von seines Herzens Schlägen folgt dem Rauschen der weißroten Bannerseide. In den Gedichten ‚Festliches' und ‚Pandora' steigt er gleichsam auf eine guirlandenumkränzte Rednertribüne. Schmollt, grollt, feiert, jubelt, zieht sein Volk geistig empor, als sein ‚wahrer Schutzgeist', wie ihn C. F. Meyer nannte. Er wäre ein illustrer Festredner, aber ihm gelingt, Gott sei Dank, keine einzige Phrase. C. F. Meyer hätte solchen Festen des Volkes nur von ferne zugeschaut. Nicht bloß, weil ihm der Tropfen demokratischen Öles mangelte, sondern weil er die Geselligkeit nur zu Hause liebte. Keller aber wird von den Feiernden mitgezogen. Er wallt schlicht und recht im allgemeinen Zuge, nur daß er mit einer im künstlerischen Gleichnis verklärten Didaktik unsichtbar, im Geiste auf die rauschenden Fahnen seine den Festjubel begleitenden Verse schreibt.

Der Staatsschreiber gab auch hier seine Protokolle ab — aber hier in den Gedichten sind es die Protokolle über jene Feierstunden eines glücklichen Volkes, das seine Gedenktage festlich begeht. So schreibt er ein Stück Geschichte der Schweiz. Dieselbe Feder, die einst grollend die Eidgenossen in der Urschweiz befehdete, erglüht nun im Worte gesunden Friedens. — Kellers geschichtlicher Sinn schöpfte die Geschichte seines Elternhauses aus; und wie ein Genie, das kein Respekt vor der Vergangenheit irre macht, datiert er seine geschichtlichen Erkenntnisse mit seinen Lebensstufen. Er schrieb die Gegenwart intensiv erlebend, deren feurige Historie. Mehr als das! Er hat Zukunftswerg an seiner Kunkel. So ist sein poetischer Sendbrief an Justinus Kerner das Programm seiner Dichtung geworden. Kerner sah mit dem Siegeslauf der Technik die Poesie verarmen. Der Gedanke an Aeroplane, deren so früh schon Carl Spitteler dichterisch gedachte, schien ihm ein unseliger Traum. Gottfried Keller verteidigt Altes und Neues, und ist mit jedem Satz an Kerner zum Horizonterweiterer geworden. Seine These setzt er gleich in künstlerische Tat um, indem er zeigt, wie auch ein Luftschiff, dessen Glorie er vorahnend empfand, poetischer Darstellung nicht widerstehe:

Und wenn vielleicht in hundert Jahren
Ein Luftschiff hoch mit Griechenwein
Durchs Morgenrot käm hergefahren —
Wer möchte da nicht Fährmann sein?
Dann bög' ich mich, ein sel'ger Zecher,
Wohl über Bord von Kränzen schwer,
Und göße langsam meinen Becher
Hinab in das verlassne Meer. —

‚Ich halte es für die Pflicht eines Poeten, nicht nur das Vergangene zu verklären, sondern das Gegenwärtige, die Keime der Zukunft soweit zu verstärken und zu verschönern, daß die Leute noch glauben können: ja, so seien sie, und so gehe es zu' — schrieb Keller schon in sein Tagebuch der Vierzigerjahre.

VI.

Nicht aus so schwächlichen Gründen, wie Justinus Kerner, scheidet sich die Sinnesweise C. F. Meyers durchaus von dem künstlerischen Weltbilde Kellers. So stark war seine Ehrfurcht vor der Vergangenheit, daß er über ihr die Politik des Tages fast vergaß oder sie nur miterlebte, wo es sich um etwas so Großes, wie die Einigung Deutschlands, handelte. Das Jahr 1870 hat ihn, den zwischen französischer und deutscher Sprache Schwankenden für immer der deutschen Literatur geschenkt. Seine Morgengabe an dieses Deutschland war ‚Huttens letzte Tage'. Er selber fühlte das merkwürdige Zusammentreffen des Leidensweges Kaiser Friedrichs mit manchen Situationen seines soeben entstehenden ‚Pescara'. Aber ein politisches Zeitgedicht hätte er nie und nimmer gedichtet. Er brauchte die historische Ferne und erkleckliche Zeitdistanz, um ein Ereignis künstlerisch zu verdichten. Gottfried Kellers Vater, ein schlichter Drechslermeister, warb für die Wetterbeschädigten seines Heimatortes Glattfelden in einer treuherzigen Reimerei. Ein unmittelbares, gegenwärtiges Ereignis lockte seine wie des Sohnes künftige geniale Feder. Der Vater C. F. Meyers dagegen setzte den protestantischen Flüchtlingen, die von Locarno nach Zürich um ihres Glaubens willen fliehen mußten, ein schriftstellerisches Denkmal. So waren auch die Interessen des Dichters in die Vergangenheit gerichtet, wie denn Sprößlinge alter Geschlechter mit starkem Traditionsbewußtsein unwillkürlich gewillt sind, die Vergangenheit intensiver geistig nachzuleben. In dem väterlichen Hause C. F. Meyers, das ein schöner Garten zu einer kleinen Welt abschloß, mußten Bücher das sein, was Keller die vielen Menschenoriginale waren. Allein wäre er um dessentwillen kein Talent, weil ihm aus den scheinbar dürren Geschichtsfolianten Charaktere von Fleisch und Bein aufstiegen? ‚Die Betastungen der Menge' liebte er nicht. So blieb ihm die Vergangenheit. Die historischen Quellen! Mehr! Die aristokratische Kunst des Cinquecento, von der er immer und immer wieder den Silberfaden zu seiner Dichtung herüberspann. Was je sein Auge an beseligendem Farbenschmelz der Italiener innerlich für immer sich einprägte, offenbart sich wieder in Gedichten, wie dem von ‚Der kleinen Blanche' oder ‚Der Jungfrau', deren Züge — ein unentweihter Gottgedanke — ihm auf Buonarrotis Bild begegneten. Trotzdem

Keller ja vertraut sein mußte mit den Herrlichkeiten der Leinwand, verflicht er selten Bildeindrücke in seine Gedichte, und wo er es tat, geschah es, um zu bekunden, daß man an dem deutschen Werke, der Parallele zum Faust, der Melencolia Dürers nicht als Dichter vorbeigehen darf, ohne sie zu verehren. C. F. Meyer dagegen huldigt sozusagen ausschließlich dem italienischen Genie. H. Trog belehrt uns, und nach ihm eindringlich Erwin Kalischer, wie der Tizianische Engelhimmel klingend und singend in die ‚Engelbergdichtung' eingezogen, wie die Summe Michelangelesker Kunst das eigentliche Dauererlebnis Meyers geworden ist, fast so wie einer durch und durch deutschen, fast altdeutschen Dichterin E. von Handel-Mazzetti die Schmerzgestalten der altdeutschen Passionen gewissermaßen die grandiosen Schlußszenen aus ‚Jesse und Maria' und ‚Der armen Margaret' so ergreifend diktierten. Was in der Dürerschen und der Zeit Matthias Grünewalds kein Dichter vermochte, gelang erst fast vier Jahrhunderte später E. von Handel-Mazzetti. Unbewußt eroberten die primitiven ‚Bildstöckelphantasien' die Feder der Dichterin. Naturgewollt. C. F. Meyer dagegen empfängt willentlich aus der Hand der Kunst Leben, das er in Versen formt. Ich weiß dieses Übergewicht der Kunst- über die Natureindrücke nicht stärker zu belegen als durch das Gedicht ‚Auf Goldgrund'. Er wandelt im Museum, wo ‚die Heiligen, wo die Beter auf den goldenen Gründen prangen'. Jenes Gold der Bildhintergründe sieht er draußen um den Schnitter und die Gärten als das Gold der Abendglut fließen. — Bei Gottfried Keller, dem Naturdichter, wäre wohl das Umgekehrte als künstlerischer Apperzeptionsvorgang zu sehen. An das Gold der Abendsonne hätte er sich drinnen bei dem schwachen Abglanz der Pinselkraft erinnert. Allein es hieße C. F. Meyers Können verkleinern, wenn man ihm die Gabe abspräche, auch reinste Naturstimmungen ohne jedes Medium auszusprechen wie in dem herrlichen ‚Requiem'. Höher glüht sein Herz, wenn er in die Berge steigt. Hat Gottfried Keller, als echter Sprößling der Romantik, den Rhein jauchzend besungen, in seine Strudel eine Alpenrose geworfen, damit sie die deutschen Brüder grüße, also nordwärts den Geist gewandt, so jubelt in C. F. Meyer die romanische Seele. Venedigs Farbenmusik entlockt ihm blühende Reime. Von jenem Tizianbilde, wo über ‚einem Sturm von Armen sich die Jungfrau feurig in den Himmel hebt', spinnt er den Faden zu einem wirklichen Menschenbilde. Auf Sacchis' süßem Bilde begegnet er den Kartäusern, auf einem andern jener ihr Nardenöl verschwendenden Büßerin. In der Villa Borghese ergreift ihn das schöne Werk des marmornen römischen Brunnens. Hier am Marmor lernt er das Gesetz der Gebärdenkunst und die unheimlich sichere Plastik seiner Gestalten. In der Geisternacht Carl Stauffers, des großen Schweizer Malers, erschien im florentinischen Kerker die Pallas Athene. Er dichtete von ihr und pries ihre Herrlichkeit, denn die Plastik selber war an seinem Auge vorübergeschritten. C. F. Meyer hatte jene dem Auge Stauffers Entfliehende errafft. Darum gestaltet er so gern, selbst in den Gedichten, Charaktere. Was bergen die Zyklen ‚Gottes', ‚Genie' und ‚Männer' anderes? Von Hellas rückt Bacchus mit einem Schwarm heran, der benarbte Mazedone dem Weingott den Becher kredenzend, die düstern Parzen und Geister vom Jordanstrand verlangen die Beseelung von

diesem Schöpfer. Sucht die Ballade Kellers Menschenoriginale auf, wie den Narren des Grafen von Zimmern und den Has von Überlingen, so spendet ohne knickerische Rechnung mit dem Rechte dichterischer Parteinahme C. F. Meyer reiche Glorie den Ghibellinen, den Gekrönten alter deutscher Geschichte. Mit Kaiser Friedrich II., König Enzio und Kaiser Sigmund führt er Zwiesprache. Um die Hilflosen, ‚den alten Bettler' oder um den ‚neunzigjährigen Landmann', wirft Keller seinen Purpur, C. F. Meyer naht sich den Thronesstufen, und königliche Verse gelten königlichem Leid. Hat Gottfried Keller seine Sonette Lebenden geweiht, Freiligrath, Herwegh, Follen, Disteli und Böcklin, so adoriert er die Männer, das Genie der Vergangenheit, einen Julius II., vor allem aber den einen — Michelangelo. Im Grunde ist sein Michelangelo der innerste Bekenner seiner eigenen Kunstideale. Wie an den Wänden der Sixtina eigentlich Terzinen Dantes aufblitzen, so entsenden sie samt allen Gebilden Michelangelos ein großes Wort in Meyers Gedichte. Vor Grimm, Carl Justi, Martin Spahn und Wölfflin hat C. F. Meyer langeher solenne Deutungen ausgesprochen. Die Marmorwerdung des ‚Pensieroso' ist tiefer nie erzählt worden. Sein ‚Cesare Borgia' gleicht einer der gefesselten Gestalten, die Michelangelo so gerne schuf, um zu zeigen, daß er wenigstens in der Kunst Herrscher und Tyrann sei. Männer liebte er aus wahlverwandter Gesinnung, wie sie Michelangelo forderte: cor saggio e virile.

So sehr er aber das Genie der Renaissance preist, die Heroen des Willens sucht der überzeugte Protestant in der Reformation; ihnen huldigen Gedichte, die sein Weltanschauungskredo unverwischt zum Ausdruck bringen. Auch hier scheidet sich G. Keller von ihm. Das einzige Mal, da Keller von der Reformation dichtet, schalt er die g e g e n w ä r t i g e protestantische Kirche verknöchert. Weltanschauung und Kunstüberzeugung haben sich bei C. F. Meyer in dem Gedichte ‚In der Sistina' verschwistert. Dieser Michelangelo, ‚das Bibelbuch in seiner nervigen Hand', muß er selber sein. Buonarroti spricht:

‚Umfaßt, umgrenzt hab' ich dich, ewig Sein,
Mit meinen großen Linien fünfmal dort!
Ich hüllte dich in lichte Mäntel ein
Und gab dir Leib, wie dieses Bibelwort.

Mit weh'nden Haaren stürmst du feurigwild
Von Sonnen immer neuen Sonnen zu,
Für deinen Menschen bist in meinem Bild
Entgegenschwebend und barmherzig du!

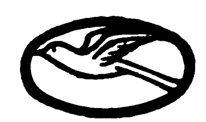
So schuf ich dich mit meiner nicht'gen Kraft:
Damit ich nicht der größre Künstler sei,
Schaff mich — ich bin ein Knecht der Leidenschaft —
Nach deinem Bilde schaff' mich rein und frei!

Den ersten Menschen formtest du aus Ton,
Ich werde schon von härterm Stoffe sein,
Da, Meister, brauchst du deinen Hammer schon,
Bildhauer Gott, schlag zu! Ich bin der Stein.'

‚Es sei ein Glück und eine Gnade, in Michelangelos Zeit zu leben' bekannte sogar der Spötter Aretin. C. F. Meyer mochte ihn um dieses Glück beneiden. Seit Goethes Tagen ist aber auch kein nach Italien pilgernder Dichter mit solchen Reichtümern heimgezogen. Nur einer konnte mit ‚dem Tasso' zurückkehren. Aber auch nur einer mit den Ideen zur ‚Angela Borgia' und den Gedichten: C. F. Meyer.

Nicht um den einen zu feiern, den andern zu schmälern, habe ich die verschieden gearteten Dichter C. F. Meyer und Gottfried Keller vergleichend gewertet. Mich lockte diese seltsame literaturgeschichtliche Antithese zweier grundverschiedener Kunsttemperamente auf dem selben Fleck Erde. Gegensätze zwar, erscheinen sie tieferem Blick sich in eine Einheit zu verschmelzen. Ein goldner Reifen faßt Volks- und Kunstdichtung zusammen. In die Vergangenheit öffnet der eine, in die Gegenwart und Zukunft der andere Perspektiven. Schließlich hat aber beider Dichtung denselben Mittelpunkt: die Heimat. Keller bat den Herrn des Himmels: ‚Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland', denn bewundernd lernte er die Herrlichkeiten der Heimat nie aus, wie Meyer in dichterischer Bescheidenheit sich Keller verwandt fühlte und gegenüber der alpenglühenden Schönheit sein Gedicht verblassen sah.

> Was kann ich für die Heimat tun,
> Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
> Was geb' ich, das dem Tod entflieht?
>   Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
>   Ein kleines stilles Leuchten!



Kleine Bausteine

Glossen zum Protest deutscher Künstler
Von Konrad Weiß

Im Künstlertum der Gegenwart bemerkt man allenthalben neue Gärungen und lebhafte Beunruhigung. Es ist ein Tatendrang da, der sich, wie immer am Anfang neuer Bewegungen, zunächst revolutionär äußert, das heißt, seine Mittel und Kräfte schranken- und auch sinnlos walten lassen will, ein klares Ziel aber noch nicht hat. Ein relativ unwichtiger Anlaß, wie die Sonderbundsausstellung in Düsseldorf, oder die Ausstellungen der Münchener Neuen Künstlervereinigung, beide durchsetzt von Pariser Einflüssen, wirkt plötzlich wie ein provozierendes oder befreiendes Wort, ruft auf der einen Seite enthusiastische Hoffnungen auf eine neue Kunst hervor, auf der anderen weckt er Besorgnisse um den alten Besitzstand. Die alten Sezessionen, die Revolutionäre von gestern, sehen neue Sezessionen in Gärung, die Revolutionäre von heute. Man rebelliert und protestiert. Auf beiden Seiten weiß man nicht recht, wofür oder wogegen; dort exponiert man sich für ungeklärte Ideale des Künstler**tums**, hier stellt man greifbarere Dinge in den Vordergrund, teilweise alte Übel, die den Künstler**stand** bedrücken.

Der ‚Protest deutscher Künstler', den der Landschafter Karl Vinnen formuliert und zu dem er ziemlich zahlreiche Unterschriften und Äußerungen bekannter Künstler gesammelt hat, richtet sich allerdings gegen einige ganz bestimmte Punkte, vor allem gegen die ‚große Invasion französischer Kunst, die sich seit einigen Jahren in den sogenannten fortgeschrittenen deutschen Kunstkreisen vollzieht', gegen das Kunstliteraten- und Ästhetentum, den vielgeschmähten Snobismus, als dessen Brutstätte Berlin angeklagt wird, gegen einen Ring deutscher und französischer Kunsthändler, die mit Künstlernamen Konjunkturen machen und mit vorbereitenden Kritiken à la hausse spekulieren, gegen die Verderbnis der nationalen Kunst und die Vernichtung junger Talente durch die Nachahmung der modernen Franzosen, für eine eigenartige große deutsche Kunst. Das alles erscheint so klar wie richtig, — und wird, wenn man hinter das Nächstliegende blickt, doch nicht recht überzeugen und wenig Wirkung haben. Es sieht nun allerdings besser aus, bei solchen Gelegenheiten seine nationale Gesinnung zu betätigen und mitzuprotestieren, als sich mit Zweifeln abseits zu halten und die Klarheit der Protestpunkte durch Bedenklichkeiten zu verwirren. Aber gerade solche, die dem lauten Kunstmarkte ferner stehen, werden in dem Protest ein Zeichen von Unsicherheit und Nervosität sehen, und wenn sie einzelne inhaltlich deutlichere Äußerungen miteinander vergleichen, einen starken Mangel an klaren Wertungen und übereinstimmenden Gesichtspunkten finden. Ob sich die protestierenden Künstler, falls es nicht gegen den gemeinsamen französischen Feind ginge, einträchtig zusammengetan hätten? Ob sie nicht in ihren Anschauungen

über echte große Kunst und wahre deutsche Kunst selbst aufs äußerste geteilt wären?

Ob nicht auch heute noch einem deutschen Künstler vom deutschen Volke das Schicksal Anselm Feuerbachs bereitet werden könnte, der sich in einem elegischen Briefe für ein einsames Inselgrab die Grabschrift aufsetzte:

,Hier liegt Anselm Feuerbach,
Der im Leben manches malte,
Fern vom Vaterlande — ach —
Das ihn immer schlecht bezahlte.'

Man glaubt es nicht; man schmeichelt sich gerne: ,Wir haben gerade jene Periode hinter uns, in der Feuerbach, Böcklin, Leibl unter so jämmerlichen Verhältnissen das Beste schufen, das deutsche Kunst und die Kunst der Welt überhaupt (!) besitzt. Die Nation ist endlich willig, solche Zeiten sich nicht wiederholen zu lassen und gibt heute außerordentliche Summen für Kunst aus,' wie der Landschafter Albert Lamm schreibt, dessen Äußerung übrigens zu den wenigen gehaltvolleren gehört. Es ist möglich, daß in dieser Hinsicht das Verständnis weiter und tiefer geworden ist; um wieviel, das werden uns spätere Generationen nachrechnen. Trotzdem ist und bleibt immer wahr, daß die Kunst ganz selten annähernd nach ihrer Würdigkeit bezahlt wird. Wenn Vinnen seinen Protest gegen die Invasion französischer Kunst mit obigen bitteren Worten Feuerbachs schließt, so könnte man ebenso gut einen Protest gegen unverhältnismäßig hohe Bezahlungen deutscher Mode- und Salonmaler mit den gleichen Zeilen schließen. Feuerbach ist nicht durch französische Bilder geschädigt worden, sondern durch kollegiale Kunst und deutsche Moden wie den ,Makartismus' und die ,Kahlomanie' in Wien. Wer den breiteren und flacheren Geschmack trifft, hat ein für allemal in unserer bürgerlichen Zeitungszivilisation den Ruhm und den materiellen Gewinn für sich. Wie wenige Zeitungskritiker haben den Mut, den populären Erfolg nicht anzubeten, wie wenige verschmähen es auch, die obligaten billigen Lorbeeren bei jeder Ausstellung an die Maler zu verteilen, sobald einer einige Jahre beim künstlerischen Handwerk ist und die Ausstellungen regelmäßig beschickt hat, sobald er nur die ortsübliche Malweise trifft! Welche Künstlerjury rettet sich schließlich nicht auf den letzten Standpunkt, alles in der Ausstellung aufzuhängen, was Platz hat und nicht geradezu handwerkliche Dilettanterei ist. Steckt in jenen Kritiken oder in diesen Ausstellungen irgend ein Plan? Ist nicht das Publikum beiden hilflos ausgeliefert? Und wird es nicht schließlich hiedurch mehr irregeführt als durch die der Franzosenkunst freundlichen Kreise? In einer Zeitschrift wie der angefeindeten Berliner ,Kunst und Künstler' steckt aber eine gewisse Richtung oder wenigstens eine anerkennenswerte Folgerichtigkeit der Kritik. In der vergriffenen und deshalb etwas überlebten ,Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst' des bestgehaßten Meier-Graefe, dem man doch sein großes Marées-Werk nicht vergessen darf, steckt ein lebhaftes Streben nach Gesetzmäßigkeit. Wir identifizieren uns mit all diesen Publikationen nicht: aber so, wie die modernste Kunst Synthese will, so wünschen wir Klarheit des künstlerischen Schaffens und

Schauens, eine Dogmatik, nur nicht so artistisch, sondern lebensvoller und ernster als die der ‚Ästheten'. Das Wort ‚Snob' ist recht bequem geworden. Man tut damit auch gerne alle die ab, die nicht kritiklos der üblichen Sezessionsmalerei huldigen, und die meinen, es gäbe auch eine höhere Kunst als die bloße Naturdarstellung.

Der Protest richtet sich heftig gegen die ‚abstrakte Denkweise' moderner ‚ästhetischer Theoretiker', gegen ‚ein immer größeres Ästhetentum, eine immer subtilere Anschauung'. In den Jahren der beginnenden neuen Naturmalerei protestierte und höhnte man gegen die rückständige, verblödete Kunstkritik, heute gegen allzu verfeinerte Reflexionen. In der Zwischenzeit ist die Kritik allzu getreulich Seite an Seite mit den Künstlern gegangen; da tat sie ihre Schuldigkeit. Die Kritik kann die Kunst und die Künstler kaum beeinflussen, jedenfalls ihre Grundrichtung niemals ändern. Im Gegenteil ist sie ebenso wie die Kunst von tieferen Gesetzen der Gegenwart und der Tradition des Menschentums abhängig. Der Kritik obliegt die Vermittlung zwischen der Kunst und dem Publikum; und wenn sie tiefer bohrt, setzt sie sich die Ergründung innerer Gesetzmäßigkeiten, eines Stückes vom Weltplan zur Aufgabe, das gleiche, was die tiefere Aufgabe der Kunstgeschichte wäre. Zuerst diene sie den Ideen, der Kunst, dann dem Künstler! Man lasse ihr heute ihre Subtilitäten; es sind nur noch zu wenige und zu äußerliche. Welcher große Künstler, der sich über Kunst Rechenschaft gab, hätte nicht gerade Neigung zu denjenigen Subtilitäten gehabt, die in seiner Zeit lagen. Wird denn nicht alle Reflexion und Philosophie unabweislich, sobald der Naturmaler wie der Naturforscher sich eine mehr organische, weniger äußere Anschauung vornimmt?

Gewiß sind manche Ästheten wie noch mehr einige ganz moderne Künstler absolut unklare Köpfe; aber der Einfluß derselben auf das Publikum ist wirklich sehr gering. Dergleichen braucht kein Jahrfünft, um sich zu überleben. Einem so weit ausholenden Protest gegen einige Kunstausstellungen der modernen ‚Wilden' fehlt darum die richtige Distanz. Fast niemand hat, besonders auch von den Kritikern, sie so fein zu würdigen verstanden wie der Präsident der Münchener Sezession Hugo Freiherr von Habermann, der denn auch zu dem Protest nicht mit ‚ja' oder ‚nein' Stellung nimmt. Habermann findet bei den Modernsten zwei Tendenzen: ‚Erstens eine theoretisierende, die optisch-koloristische oder geometrisch-kompositionelle Regeln neu zu erforschen und deren Berechtigung in Werken zu dokumentieren versucht... zweitens eine analphabetische, da sie darnach strebt, das Bild der äußeren Natur oder Gefühle und Gedanken unter unbewußter oder absichtlicher Verleugnung aller Kontinuität in den technischen und systematischen Errungenschaften der bisherigen Malerei möglichst unmittelbar „voraussetzungslos", naiv, stark, schnell und ohne Rücksicht auf harmonisch wohltuende Bildwirkung auf die Leinwand zu bringen . . .' Seine weiteren Ausführungen sind sehr lesenswert und stechen wohltuend gegen manche Tiraden anderer ab. Einheitlichkeit und Klarheit in den Anschauungen ist überhaupt eine Eigenschaft, die dem Protest mangelt. So weit durfte dieser Mangel aber nicht gehen, daß, während Vinnen selber einen durchaus maßvollen und in vielem auch berech-

tigten Standpunkt gegenüber den modernen Franzosen einnimmt, Künstler wie Manet, Monet usw. gebührend schätzt und nur die kritiklose Nachbeterei verurteilen will, ein anderer Protestler ausruft: ‚Was ist da nicht alles schon dagewesen an falschen Schotten, Neo-Impressionisten, Jan Toorop, Rodin usw., zum Hohn auf jegliches ästhetische Gefühl!‘ Ja, wenn Künstler Künstler kritisieren! —

Wir haben eine Periode der Malerei hinter uns, die hauptsächlich der Kultur der malerischen Ausdrucksmittel gewidmet war; es ist im wesentlichen auch die Generation der Sezessionen. Eine neue Generation sucht neue Ziele. Rührt nicht davon die Nervosität, daß man spürt, wie die Fundamente der Kunstanschauung, von der diese Generation gezehrt hat, soweit man gerade hier von Kunstanschauung überhaupt sprechen kann, unterwühlt werden? Die Sezessionen* müssen fürchten, daß ihnen von einer neuen Künstlerschaft das gleiche geschieht, was sie den alten Künstlergenossenschaften angetan haben. Das ist der stete Wechsel, der neue Exzentrizitäten und neue Modeideale hervorbringt und der die vorausgegangenen veralten macht. Dem wahren Künstlertum kann dieser Wechsel aber nichts anhaben; der echte Künstler zahlt nur einen kleinen Tribut an seine Generation; eine volle Gabe schenkt er der Menschheit.

In einem muß man Vinnen und den Protestlern vollkommen recht geben, wenn sie gegen die Kunsthändler und die schwindelhaft hohen Preise, gegen den börsenhaften Kunstmarkt Front machen, von dem die Künstler keinen Nutzen haben. Ein Boykott wäre wirklich heilsam, wenn sich nur die private und öffentliche Sammelwut dazu zurückhalten könnte. Mit Recht ist bei dieser Gelegenheit auch darauf hingewiesen worden, welch über alle Maßen hohen Preise von staatlichen Museen mit öffentlichen Geldern für irgendwelche Altertümer verschwendet werden. Welcher lebendige Wert steckt in einer solchen Rarität? Wer außer dem Gelehrten hat einen Nutzen davon? Und jener vielleicht nur einen eingebildeten. Mit den Museen muß es schließlich noch so weit kommen, daß der künstlerisch wertvolle und der kunsthistorische Teil der Bestände auseinandergeschieden werden, oder wenigstens daß der Hauptteil der öffentlichen Gelder für den ersteren ausgesetzt wird. Die Raritäten mögen den Privatsammlern zufallen; der Staat hat modernere Aufgaben. Freilich, wo ist der Museumsleiter, der einen unbedingt sicheren Blick hat und beizeiten gute Werke billig kauft? Und wäre er ein Mann von feinstem Geschmack, so kann er sich störenden Einflüssen nicht entziehen und wäre von der Presse im Stiche gelassen. Die staatliche Kunstpflege kann auch mit der alten kirchlichen in keiner Weise wetteifern, da ihr vor allem wahrhaft ideale Auftragsmöglichkeiten fehlen. —

Wertlos ist der von Vinnen eingeleitete Protest nicht. Aber wenn die Künstler der Öffentlichkeit das Gewissen prüfen, so mögen sie gleichzeitig auch ihr eigenes prüfen. Die Achtung vor der Kunst wächst in der Gegenwart;

* Bemerkenswerterweise haben sich die Vorstandsmitglieder Max Klinger, Max Liebermann und Graf von Kalckreuth des Deutschen Künstlerbundes, der die Sezessionen umfaßt, gegen den Protest erklärt, der gerade aus Sezessionskreisen hervorgeht.

damit geht aber gerade der verständnislose Respekt vor der souveränen Künstler-'individualität', vor dem Kunstbegriff 'Wie ich es sehe' zurück. In der letzten Münchener Sezessionsausstellung hing ein religiöses Bild, ein dekoratives Wandbild, einige Porträts, Stilleben und Landschaften, Landschaften. Man kann doch nicht ewig Landschaften malen und Landschaften sehen. Man muß doch auch wieder einmal auf den Menschen zurückkommen, auf seinen vollen geistigen Organismus, nicht nur auf seine Stimmungen. Und das ist doch nicht das schlechteste, in Deutschland noch lange nicht genügend begriffene Verdienst der modernen Franzosen, daß sie die Landschaft entmaterialisiert, dadurch unter die Stimmung vertieft und zu einem organischen, rhythmischen Gefühl umgewandelt haben. Dadurch kommt die Landschaftsmalerei wieder in tiefere Beziehungen zu den anderen Künsten. Und dadurch findet sich vielleicht auch ein Weg zu einer menschenvolleren Kunst zurück. Diesen Weg zu finden, wäre eine der deutschen Kunst würdige Aufgabe.



Schicksal

Die Nebel kriechen auf den späten Feldern
Zerflatternd hin; in grauem Dunste schwebt
Die Sonnenscheibe über schwarzen Wäldern
Verblaßt und matt; das Jahr hat ausgelebt.

Ein feuchter Hauch greift in die alte Linde
Und dreht die beiden letzten Blätter ab —
Sie wirbeln fort, getragen von dem Winde,
Und wo sie niedersinken, ist ihr Grab —

Wir beide wollen unsere Hände halten,
Wenn auch die Sonne müde untergeht,
Und nicht erschauern vor den Spukgestalten,
Wenn Nebel braut und kalter Herbstwind weht.

Und werden wir im Wirbel mitgerissen,
Dann klammern wir uns wie das Blätterpaar,
Daß sie nach unserm Tode doch noch wissen,
Wie unser beider Leben eines war.

Joseph Faßbinder.

Kritik

Richard Wagners Selbstbiographie

Von Eugen Schmitz

Im Sommer 1835 befand sich der damals zweiundzwanzigjährige Kapellmeister des Magdeburger Stadttheaters, Richard Wagner, im Auftrage seiner Direktion auf einer Dienstreise. Durch Ausbleiben der Reisemittel sah er sich zu einem achttägigen langweiligen Warteaufenthalt in Frankfurt a. M. genötigt. Um die Zeit zu töten, fing der junge Künstler an, sich Notizen mit genauer Angabe von Namen und Daten zu seiner dereinstigen Biographie zu machen. Was damals wohl nur als Emanation jugendlicher Selbstüberschätzung gelten konnte, gewann in späteren Jahren ungeahnte Bedeutung. Auch der Meister des ‚Rienzi‘, ‚Tannhäuser‘ und ‚Lohengrin‘ setzte diese Tagebuchnotizen fort, und so sammelte sich allmählich Material zu autobiographischen Memoiren an, das zu verwerten der Meister unverhofft Gelegenheit finden sollte. 1864 hatte sich ihm wie ein Himmelsgeschenk der Schutz König Ludwig II. aufgetan; Anregungen dieses erlauchten Freundes sowie der eigenen Gattin Cosima, in der sich Wagner wenige Jahre später eine wirklich verstehende Lebensgefährtin gewann, mögen zusammengewirkt haben bei dem Entschluß zur Ausarbeitung einer zusammenhängenden Selbstbiographie. Die Abfassung fällt in die Jahre 65 bis 69, die Triebschener und Luzerner Zeit, und wurde von Cosima nach Wagners Diktaten besorgt. In den damaligen Briefen ist gelegentlich die Rede davon; so schreibt Wagner unterm 15. Januar 67 an seine Schwester Klara: ‚Du würdest . . . leicht ein richtiges Urteil über mich gewinnen können, wenn du öfter an den Abenden zugegen wärest, wo ich an meiner Biographie diktiere und mein vergangenes Leben zu meiner eigenen Überraschung lebhaft und deutlich an mir vorübergeht. Gegenwärtig bin ich bis zur Zeit meiner Dresdener Anstellung gekommen: oft greift mich der Überblick meiner Vergangenheit sehr an.‘ Um nun das fertiggestellte Manuskript vor zufälligem Verlust zu bewahren, ließ Wagner eine kleine Anzahl Exemplare zur Verteilung an seine nächsten Freunde bei G. A. Bonfantini in Basel drucken. Man verfuhr dabei zur Vermeidung eventueller Indiskretionen mit größter Vorsicht. Der nur bogenweise abgelieferte Text wurde von des Deutschen unkundigen italienischen Setzern gesetzt, in die Lektüre der Korrekturen teilte sich Wagner mit seinem damaligen Freund Friedrich Nietzsche. An die Öffentlichkeit sollte das Werk nach ausdrücklichem Wunsch Wagners erst längere Zeit nach seinem Tode gelangen; trotzdem sickerte auf geraden wie ungeraden Wegen schon vorher das eine und andere durch. Wagner selbst nahm einige kleine zusammenhängende Abschnitte, so den Bericht über die originelle Premiere des ‚Liebesverbotes‘, über die berühmte Neueinstudierung der Beethovenschen ‚Neunten‘ in Dresden und die Erinnerungen an Spontini in die Ausgabe seiner ‚Gesammelten Schriften‘ auf. Eine kleine Episode, Wagners Verhältnis zu seinem berüchtigten kritischen Gegner Eduard Hanslick betreffend, kam mit Wagners Zustimmung durch Wilh. Tappert im ‚Musikalischen Wochenblatt‘ (1877) zur Veröffentlichung. Minder korrekt fundiert waren einige andere Publikationen im ‚Neuen Wiener Tagblatt‘ (18. Febr. 1883), in den sehr zweifelhaften Memoiren Prägers: ‚Wagner wie ich ihn kannte‘, und in dem Wagners Jugendzeit quellenmäßig behandelnden biographischen Werke der Engländerin Mrs. Burrel. Es ist erfreulich, daß allen an solche Indiskretionen anknüpfenden sensationslüsternen Mißdeutungen nunmehr der Boden entzogen ist durch die vom Haus Wahnfried betätigte vollständige Veröffentlichung des Werkes*,

* Mein Leben. Von Richard Wagner. 2 Bände. F. Bruckmann. München 1911. Preis M. 25.—.

die sich zugleich als eine der wichtigsten Quellenbereicherungen der Wagnerkunde darstellt, die die letzten Jahre gebracht haben. —

Freilich große Überraschungen inhaltlicher Natur bringen die neuen Memoiren nicht; das war indessen nach Lage der Verhältnisse auch gar nicht zu erwarten. Ganz abgesehen davon, daß wir von Wagner selbst bereits zwei kleinere autobiographische Arbeiten seit längerer Zeit besitzen, nämlich die bis 1842 reichende biographische Skizze, die die ‚Gesammelten Schriften' einleitet, und einen 1879 in der North-American Rewiew erschienenen Artikel ‚The work and mission of my life' (deutsch als ‚Rich. Wagners Lebensbericht' von Hans v. Wolzogen, Leipzig 1884, herausgegeben), hat auch der Wagnerbiograph Glasenapp für sein bändereiches Werk ohne Zweifel in Wahnfried aus dem Original der Memoiren schöpfen können, ohne freilich in seinem jedes wissenschaftliche Verantwortungsgefühl hintansetzenden Pietätsfanatismus die Quelle vollständig auszunützen. Vor allem aber sind wir dank des eminent reichen, alle Epochen und Phasen menschlicher wie künstlerischer Betätigung umfassenden Briefwechsels des Meisters über die Grundlinien seiner Entwicklung bereits allseitig unterrichtet, so daß prinzipiell Neues in dieser Hinsicht wohl kaum mehr ans Licht kommen kann. Natürlich bereichert sich aber das seither Bekannte an Hand der Selbstbiographie nun durch eine Fülle neuer bedeutsamer Details; darin liegt der inhaltliche Wert unserer Publikation. Dazu kommt noch die anregende Art der Darstellung: im ‚Ich-Stil' geschrieben bietet sie den Reiz, der mit Erzählung interessanter persönlicher Erlebnisse stets verbunden zu sein pflegt, und fesselt außerdem in unmittelbarster Weise durch die stets durchlugende geniale Erscheinung des Meisters. Dabei ist die Diktion einfach und natürlich, teilweise dem Briefstile Wagners verwandt und liest sich viel leichter und bequemer als die langatmige Ausdrucksweise, deren sich der Ästhetiker und Theoretiker Wagner in den ‚Gesammelten Schriften' bedient.

Wenige Künstler, meint einer seiner Biographen, haben ein so ereignisvolles Leben gehabt, wie Richard Wagner. ‚Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land jagte er seinem Ziele zu. Heute Kapellmeister an einem deutschen Provinztheater, morgen in Paris dem Hungertode nahe; heute Hofbeamter des Königs von Sachsen, morgen ein steckbrieflich verfolgter Flüchtling in der Fremde; heute von aller Hoffnung entblößt, nur noch einen Schritt entfernt vom Tode aus letzter Verzweiflung, morgen der erklärte Freund und Schützling eines mächtigen Monarchen; heute in tiefster Einsamkeit der Alpen, ein Weltflüchtiger, der einzig seinem Schaffen lebt, morgen der Erbauer des Bayreuther Festspielhauses, der Kaiser und Könige zu Gast empfängt und begeisterte Scharen aus allen Weltteilen um sich versammelt sieht!' Die Darstellung eines solchen Werdens und Wirkens muß ein Gemälde von ebenso farbenreicher Abwechslung wie erschütternder Tragik ergeben. Wagners Memoiren, die bis zum Jahre 64, bis zur Berufung durch König Ludwig reichen, gliedern den Stoff in vier Abschnitte, deren erster die Jugend und Wanderjahre, deren zweiter die Dresdener Kapellmeisterepoche bis zum Ausbruch der Revolution und deren dritter und vierter die Verbannungszeit bis zur beglückenden Lösung erzählt. Die Überfülle wechselvollster Schicksale, die sich hier vor des Lesers Blicken entfaltet, erscheint sekundiert von einer nicht minder reichen inneren Entwicklung, die von den ersten Anfängen bis zur Meisterhöhe von ‚Tristan' und ‚Meistersinger' führt. Tiefe Einblicke erschließen sich dabei in den Zusammenhang des Künstlerischen und Menschlichen; die ‚schmucklose Wahrhaftigkeit', die überall leitend erscheint, hat Wagner selbst als Hauptmoment des Wertes dieses Lebensberichtes bezeichnet. Im übrigen bringt die Erzählung weder Technisches noch Abstraktes; vielmehr handelt es sich, wie die Herausgeber zu Recht bemerken, ausschließlich um das, was Goethe ‚des Lebens Leben' nennt. ‚Schlicht und offen, mit liebenswürdigem, zuweilen schalkhaftem Humor,

bald tief ergreifend, bald durch scharfe Beobachtung oder durch anekdotenhafte Züge fesselnd, auf jeder Seite gedankenreich und anregend, reißt das Werk unwiderstehlich hin. Bei aller Knappheit des Ausdrucks und ungeachtet der Tragik dieses Schicksals fehlt den Memoiren doch nicht der Hauch einer gewissen Behaglichkeit, die sich unbemerkt dem Leser mitteilt.' —

Was bei der Lektüre der Selbstbiographie zunächst am anziehendsten wirkt, das ist die Menge amüsanter, mit überraschender Lebhaftigkeit geschilderter Anekdoten, die die Haupterzählung umranken. Indessen darf man nicht darnach allein die inhaltliche Bedeutung des Buches bemessen, dessen Gehalt vielmehr weit über das nur anekdotenhaft ‚Unterhaltliche' hinausgeht. Die diesbezügliche volle Bedeutung der Publikation für die wissenschaftliche Wagnerforschung läßt sich natürlich jetzt, im Moment des Erscheinens, noch nicht übersehen; um sie zu würdigen, ist längeres Arbeiten mit dem neuen Werk speziell im Zusammenhang mit den Grundfesten der bisherigen Wagnerliteratur, insbesondere den diversen hochbedeutenden Briefbänden erforderlich. Einiges Einschlägige läßt indessen bereits der Eindruck der ersten Lektüre hervortreten. Das vielleicht meiste Neue vermittelt die Darstellung der Jugendzeit, die sich überhaupt durch ganz besonders frische Schilderungskunst auszeichnet. Ganz abgesehen von allen originellen Erzählungen aus den ‚Flegeljahren' des werdenden Genies erhalten wir da Kunde von einzelnen künstlerischen Jugendarbeiten, deren Existenz bisher unbekannt war, so von einer in die ersten Anfänge von Wagners Musiktreiben fallenden Ouvertüre zur ‚Braut von Messina' und einer auf der Wien-Prager-Reise im Sommer 32 entworfenen Gesangskomposition ‚Glockentöne' nach einer Dichtung des bekannten Jugendfreundes Wagners, Theodor Apel. ‚Nachdem ich zwar schon', heißt es in den Memoiren bezüglich dieser Arbeit, ‚im vergangenen Winter in Leipzig noch eine größere Arie für Sopran und Orchester fertig und zur Aufführung in einem Theaterkonzert gebracht, war diese neue Arbeit doch die erste Gesangskomposition, welche von wirklicher Empfindung eingegeben war. Ihrem allgemeinen Charakter nach war sie wohl aus den Eindrücken der Beethovenschen Gesangskompositionen, namentlich seines „Liederkreises", hervorgegangen; dennoch erinnere ich mich ihrer als einer mir eigen angehörenden Arbeit von zarter schwärmerischer Empfindung, welche besonders durch die träumerische Begleitung zu sprechendem Ausdruck kam.' Diese Komposition war wohl nicht unbeeinflußt von einem harmlosen aber doch ziemlich leidenschaftlichen Liebesverhältnis, das den jungen Musikus damals in Banden hielt und dem zweifellos auch der gleichzeitige Erstlingsentwurf einer Oper, ‚Die Hochzeit', gutzuschreiben ist. Über diesen geben die Memoiren ebenfalls einige neue Anhaltspunkte; als Quelle diente Wagner eine Erzählung in Büschings ‚Buch über das Ritterwesen', nach der er zunächst — charakteristisch für seine früh sich geltend machenden literarischen Neigungen — eine Novelle im mystisch-phantastischen Stil Hoffmanns entwerfen wollte. Aus der Novelle wurde aber dann eine Opernskizze, die mit dem ‚Verzicht auf jede ungehörige, opernhafte Ausschmückung' bereits von geläutertem künstlerischen Geschmack zeugt. Zur Ausführung des Planes ist es bekanntlich nicht gekommen. Übrigens erhalten wir durch die Memoiren noch Kunde von manchen anderen unausgeführten und bis dahin unbekannten Entwürfen, z. B. einer komischen Volksoper ‚Eulenspiegel', einer Ouvertüre ‚Napoleon' u. a.; ferner von Einlagekompositionen zu fremden Opern (Norma, Schweizerfamilie), die als Seitenstücke zu der seither einzig bekannten gleichartigen Arbeit, dem für den zweiten Akt von Marschners ‚Vampyr' bestimmten F-moll-Arioso erscheinen. Von den biographischen Momenten der Jugendzeit erfährt die schärfste Beleuchtung Wagners Verhältnis zu seiner ersten Frau Minna. Wichtige Beiträge zur Lösung dieses immer noch strittigen Problems der biographischen Wagnerforschung hat die vor einigen Jahren erfolgte Veröffentlichung der Briefe Wagners an Minna gebracht; da diese aber erst mit der

Dresdener Zeit beginnen, kommt den gerade die Anfänge des Verhältnisses klärenden Ausführungen der Memoiren besondere Bedeutung zu, wie denn die einschlägigen Abschnitte, was Neuheit des Inhalts anlangt, sicher zu den ergiebigsten unserer Publikation gehören. Wir erfahren da zunächst, daß Minna, als Wagner mit ihr bekannt wurde, schon einen kleinen Lebensroman hinter sich hatte. Schon in jungen Jahren genötigt, sich selbständig verdienend in der Welt umzutun, fiel sie einem gewissenlosen Verführer zum Opfer. ‚Der höchste Schrecken kam in die Familie: nur die Mutter und eine ältere Schwester durften erfahren, in welch schrecklicher Lage sich Minna befand; dem Vater, von dessen Zorn das Härteste zu fürchten war, blieb es stets verborgen, daß die kaum siebzehnjährige Tochter Mutter ward und unter Umständen, die ihr Leben aufs äußerste bedrohten, ein Mädchen gebar.‘ Dieses Mädchen, Natalie Planer, lebte später zeitweise in Wagners Hause, wurde aber stets für Minnas jüngere Schwester ausgegeben und hat als solche seither auch in der Wagnerliteratur figuriert. Die geschilderten Verhältnisse mußten es nun, wie Wagner weiter erzählt, Minna wünschenswert erschienen lassen, möglichst bald zur Selbständigkeit zu gelangen, und nur von diesem Interesse ausgehend kam sie halb durch Zufall zur Theaterkarriere. ‚Ohne jede Leidenschaft für das Theater, ohne Flattersinn und Neigung zur Gefallsucht, ersah sie in der theatralischen Laufbahn eben nur das Mittel zu einer schnellen, möglicherweise sogar reichlichen Versorgung.‘ Diese Charakterisierung läßt besser als weitschweifige Erörterungen erkennen, warum Wagners Ehe mit dieser Frau nicht glücklich werden konnte, denn eine größere Divergenz als die hier geschilderte mit Wagners eigener Kunstauffassung läßt sich kaum denken. Den Eindruck, den Minna, als er sie bei der Magdeburger Theatergesellschaft kennen lernte, dennoch auf ihn machte, erklärt darum Wagner auch gerade aus diesem Gegensatz: ‚Die eigentümliche Macht, welche sie über mich ausübte, rührt somit keineswegs von der ursprünglich mächtig auf mich wirkenden idealen Seite der Dinge her, sondern im vollen Gegenteile wirkte sie durch die Nüchternheit und Solidität des Wesens, welches bei meiner großen Zerfahrenheit auf den Irrwegen nach einem idealen Ziele mir nötigen Anhalt und Ergänzung bot. Sehr bald hatte ich mich daran gewöhnt, mein ideales Bedürfnis nie vor Minna in das Spiel zu bringen: in höchster Unklarheit hierüber bei mir selbst, ging ich gutmütig lächelnd und scherzend über diesen Punkt hinweg.‘ Die weitere Geschichte dieser Liebe und Ehe, wie sie Wagner erzählt, ist eine erschütternde Leidensgeschichte; die Darstellung entbehrt nicht einer gewissen bitteren Schärfe, ebensowenig aber vornehmen Taktgefühls. Ähnlich steht es um die Behandlung einer späteren verwandten und doch wieder von Grund aus verschiedenen Episode in Wagners Leben: auch seine Beziehungen zu Frau Wesendonk sind zwar scharf und prägnant, aber doch zurückhaltend und teilweise mit auffallender Kälte geschildert. Es ist klar, daß hier Wagner gewisse naheliegende Rücksichten auf seine zweite Gattin zu nehmen gezwungen war; die ursprüngliche unverfälschte Quelle für die Erkenntnis dieses mächtigen, in ‚Tristan‘ und ‚Meistersinger‘ nachhallenden Seelenerlebnisses bleiben nach wie vor des Meisters leidenschaftsdurchlohte Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonk.

Übrigens auch in manchen künstlerischen Dingen erhalten die Ausführungen der Memoiren erst durch den Zusammenhalt mit anderen einschlägigen Dokumenten Farbe und Relief: man vergleiche etwa die ziemlich knappen Bemerkungen über die Bedeutung der tragischen Katastrophe im ‚Lohengrin‘ (Mein Leben, Bd. I, Seite 388 ff.) mit dem die gleiche Materie behandelnden Brief vom 31. März 1846 an Dr. Hermann Frank (R. Wagner an Freunde und Zeitgenossen, S. 70 ff.) Es herrscht eben, wie erwähnt, in den Memoiren mehr Darstellung des persönlichen Erlebnisses als künstlerische Reflexion vor. Die vielleicht ergiebigste Seite für künstlerische Beobachtungen sind die Schilderungen und Charakterbilder der zahlreichen berühmten Zeitgenossen, mit denen Wagner

der Verkehr gegönnt war. Zwar ist nur wenigen, wie Spontini und dem originellen Politiker Bakunin, ein breiterer Raum gewidmet, allein oft erschließt auch ein ganz kurzer Hinweis eigenartig neue charakteristische Momente. So war es z. B. seither unbekannt, daß der zum ‚Gegenpapst' Wagners aufgestellte Brahms, der seinerseits freilich nie das Genie des Musikdramatikers verkannte, sich sogar persönlich an den Vorbereitungsarbeiten der in den ersten Tagen des Jahres 63 in Wien veranstalteten Wagnerkonzerte beteiligte. Es galt da diverse Kopien zu machen, die geübte Partiturleser voraussetzten. Dazu ‚meldete mir', erzählt Wagner, ‚Tausig auch Brahms an, den er mir als einen „sehr guten Burschen" empfahl, welcher, so berühmt er auch selbst schon sei, gern einen Teil ihrer Arbeit übernehmen wollte; dieser erhielt ein Bruchstück der „Meistersinger" zugeteilt. Wirklich benahm sich Brahms bescheiden und gutartig; nur zeigte er wenig Leben, so daß er in unseren Zusammenkünften oft kaum bemerkt wurde'. Daß Brahms von diesen Wiener Wagnertagen auch künstlerisch nicht unbeeinflußt geblieben ist, zeigen übrigens manche stilistische Eigentümlichkeiten (Leitmotiv, Chromatik) seiner im Jahre 63 komponierten Kantate ‚Rinaldo'. Nicht des Interesses entbehrt ferner die ebenfalls unbekannte Tatsache, daß Wagner bei einer früheren Wiener Reise (im Jahre 48) auch Grillparzer aufsuchte, um ihn für seine theaterreformatorischen Ideen zu interessieren. ‚Einen sehr sanften Eindruck machte mir', berichten die Memoiren, ‚Herr Grillparzer, dessen Name mir aus meinen frühesten Knabenjahren, von der „Ahnfrau" her, wie eine Fabel in der Erinnerung war, und welchen ich ebenfalls in Theaterreformangelegenheiten aufsuchte. Es schien ihn nicht unfreundlich zu berühren, von dem was ich ihm vorbrachte, zu hören; nur suchte er auch das Befremden nicht zu verbergen, welches ihm meine unmittelbaren Bestrebungen und sogar an ihn gerichteten Zumutungen einflößten. Er war der erste Theaterdichter, welchen ich in einer Beamtenuniform gesehen habe.' Auch Bauernfeld machte Wagner damals in ähnlicher Angelegenheit und mit gleich negativem Erfolg seinen Besuch. —

Das Gesagte mag nun vorläufig zur Charakterisierung der neuen Wagnermemoiren genügen; es wird künftighin oft genug sich Gelegenheit bieten, in Einzelheiten auf das sensationelle Werk zurückzukommen. Die äußere Ausstattung, die ihm der Verlag gegeben hat, ist bis auf das nicht ganz zuverlässige Register rühmenswert gut und vornehm.

Der neue Brehm / Von Max Ettlinger

‚Brehms Tierleben' ist von jeher das Werk gewesen, aus dem sich wie kaum einem anderen die Freude am Beobachten der lebendigen Natur in der Jugend zuerst anregte und bei Fachleuten wie Dilettanten lebenslang forterhielt und steigerte. Nur eines pflegte bei geschärfterem Blick diese Freude herabzumindern, die tendenziös einseitige Überschätzung, in der sich Alfred Brehm hinsichtlich des Seelenlebens der Tiere gefiel. In seinem Wörterbuch fehlte das Wort ‚Instinkt' gänzlich und statt dessen war in höchst unkritischer Weise von allen möglichen ‚Verstandes'leistungen der Tiere die Rede. Zwar war bei den letzten Bearbeitungen schon eine Herabminderung dieser anfechtbaren Partien bemerklich, aber es blieb doch zu wünschen, daß gerade in dieser Hinsicht einmal gründlich nach dem Rechten gesehen werde.

Daß dies nun bei der soeben beginnenden vierten Auflage* geschieht, war von dem Augenblick an nicht mehr zweifelhaft, wo der Name des Gesamtherausgebers,

* Leipzig 1911 ff., Verlag des Bibliographischen Instituts. 13 Bd. in Kalbleder je M. 13.—.

Otto Zur Strassen, bekannt wurde. Man konnte sogar angesichts dessen früherer Äußerungen über tierpsychologische Prinzipienfragen, namentlich in dem sehr anfechtbaren Vortrag ‚Die neuere Tierpsychologie‘ (Leipzig 1908, Teubner) eher befürchten, daß nun das Kind mit dem Bad ausgeschüttet und von eigentlich psychischen Vorgängen bei den Tieren überhaupt nicht mehr gesprochen werde. Erfreulicherweise lehrt aber schon ein Blick in Zur Strassens Vorwort und mehr noch eine genauere Durchsicht des bisher allein vorliegenden sechsten Bandes (der Abteilung ‚Vögel‘ 1. Teil), daß diese Befürchtung im wesentlichen unbegründet war. In Zur Strassens Vorwort heißt es bezeichnenderweise:

‚Im alten „Brehm“ war oft von den „Gefühlen“ der Tiere, besonders der Säuger und Vögel, von ihrem „Lieben, Hassen und Fürchten“ die Rede; und was sie Zweckmäßiges tun, wurde ohne viel Bedenken auf ihre „Intelligenz“, ihren „Verstand“ zurückgeführt. Das ist kein schwerer Vorwurf für Alfred Brehm, wenn man bedenkt, wie sehr verbreitet zu jener Zeit die psychologische Vermenschlichung des Tieres selbst in Gelehrtenkreisen war. Auch ist das kaum zu bedauern; denn wenn es Brehm so glänzend gelang, das herzliche Interesse seiner Leser für die Tierwelt, um welche die meisten sich noch nie gekümmert hatten, zu gewinnen, so lag das gewiß zum Teil an eben dieser Vermenschlichung. Heutzutage wissen wir, daß es mit der Intelligenz der Tiere schwach bestellt ist, daß fast alle ihre bewunderten Leistungen sich auf einfachere Art: durch assoziative Einprägung der ihre günstigen und schädlichen Erlebnisse begleitenden Umstände, zumeist sogar als angeborene Instinkte begreifen lassen. Und da man zurzeit noch kein Mittel kennt, das uns „Gefühle“ und sonstige Bewußtseinsinhalte der Tiere mit einiger Wahrscheinlichkeit zu beurteilen erlaubte, so ist es besser, davon zu schweigen. Dieser moderne Standpunkt mußte der neuen Auflage des „Brehm“ zugrunde gelegt werden. Womit aber nicht gesagt ist, daß nunmehr das „Tierleben“ etwa minder sympathisch, die Beschäftigung mit ihm für den Laien und selbst für Kinder weniger anziehend geworden wäre; im Gegenteil: die wunderbare Zweckmäßigkeit und Feinheit der tierischen Instinkte und die oft überraschende Art, wie scheinbar intelligente Handlungen sich einfach erklären lassen, werden für heutige Leser des „Brehm“ vermutlich fesselnder sein als die frühere Vermenschlichung.‘

Daß sich Zur Strassens Vorsatz, überhaupt nicht von Bewußtseinsinhalten der Tiere reden zu lassen, praktisch gar nicht durchführen läßt, ergibt sich schon aus diesen seinen eigenen Worten, wo von ‚assoziativer Einprägung‘, also von Gedächtnisleistungen die Rede ist. Vollkommen klar aber erhellt es aus den einschlägigen Partien des vorliegenden Bandes über die Lebenserscheinungen der Vogelwelt; denn gleich der einleitende sehr instruktive Gesamtüberblick von ‚Bau und Leben der Gesamtheit‘ bringt die reichsten Belege für die ‚hochentwickelte Fähigkeit der Vögel, aus guten und schlechten Erfahrungen zu lernen‘, und entsprechende Einzelnotizen finden sich oft genug in dem von Spezialornithologen wie W. Marshall (†) und F. Hempelmann bearbeiteten Band. Hie und da hätte noch ein Weiteres in Verwertung der Ergebnisse experimenteller Tierpsychologie geschehen können.

Eine andere prinzipielle Änderung in der neuen Auflage, welche eine weitere Hervorhebung deszendenztheoretischer Gesichtspunkte darstellen soll, kann man von vornherein weniger glücklich finden. Es ist nämlich die Gesamtanordnung des Stoffes umgekehrt worden, und demgemäß stehen nicht mehr die höchsten, menschenähnlichsten Formen der Tierwelt, sondern die niedrigsten, pflanzenähnlichsten am Beginn. Immerhin läßt sich über die Tragweite dieser Änderung erst endgültig urteilen, wenn gerade auch die ersten und letzten Bände des Gesamtwerks, auf das wir hier noch öfter zu sprechen kommen, vorliegen. Die Art, wie im vorliegenden Band (S. 48) der Archäopteryx nicht mehr als Zwischenglied zwischen Reptilien und Vögeln, sondern als

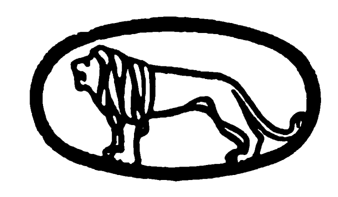
echter Vogel anerkannt wird, läßt hoffen, daß die neue Auflage auch bei diesen weittragenden Theoremen das nötige Maß kritischer Vorsicht walten läßt.

Für diesmal nur noch ein Wort über die Illustration, die von je eine besondere Glanzseite des Brehm gebildet hat. Hier war unterdes durch die Verwertung der Tierphotographie, wie sie Schillings' exotische Aufnahmen und namentlich Meerwarths Prachtwerk* brachten, wirklich eine Überflüglung eingetreten. Die wesentlich andere Anlage von Meerwarths Werk, dessen zweiter unterdes erschienener Band der Serie ‚Vögel' wieder eine ganze Fülle schärfster Einzelaufnahmen mit entsprechend impressionistischen Begleitaufsätzen bringt, schloß aus, es hierin gleichzutun. Man hat daher bei Brehms Tierleben den richtigen Mittelweg gewählt: Die alten, zum Teil ganz meisterhaften Farben- und Holzschnittafeln wurden in der Hauptsache beibehalten und neuvermehrt; jeder Band erhält allein etwa zwanzig neue bunte Tafeln. Daneben wurde aber auch eine Reihe besonders typischer Abbildungen nach photographischen Vorlagen neueingeführt, für jeden Band allein durchschnittlich zehn schwarze Vollbilder.

Mehr noch als diese weitere Verbesserung aller äußeren Mittel läßt die neue Zuziehung eines hervorragenden Mitarbeiterstabes von Spezialisten für jeden einzelnen Band bestimmt erwarten, daß der neue Brehm eine ganz erhebliche Verbesserung des alten bringt.

---

* Leipzig 1911, Verlag R. Voigtländer. Als Bd. 5 der gesamten „Lebensbilder aus der Tierwelt". Brosch. M. 12.—, geb. M. 14.—.



Hochland-Echo

Pessimismus der Intellektuellen?

In einer ‚Karwochenbetrachtung‘ der ‚Kölnischen Volkszeitung‘ werden treffliche Worte gesprochen über die ‚pessimistische Beurteilung der Zeitverhältnisse‘, die, gleich einem ‚zersetzenden Gift‘, heute in gewissen konservativ gerichteten Kreisen des deutschen Volkes, nicht zuletzt unter Katholiken Platz gegriffen habe und zur Ursache so mancher inneren Fehden und mißtrauischen Anklagen geworden sei:

> ‚Der Pessimismus gehört zu den Modekrankheiten unserer Zeit. Er kleidet ja auch so vornehm, gibt so viel Wichtigkeit. Der Optimismus hat etwas Naives, Jugendliches an sich, er ist eine Eigenschaft unmittelbarer und offener Naturen. Sich optimistisch über Zeitfragen auszusprechen, hoffnungsvoll und freudig von der Zukunft zu reden, ist wirklich nicht mehr modern. Da spricht man lieber von Dekadence, spielt sich womöglich selber als Dekadenten auf und trägt die düstere Miene des Propheten, der auf den Ruinen Jerusalems sitzt und einsam seine Klagelieder anstimmt. Die Rolle der Kassandra war immer eine schöne; es liegt so viel feierliche Pose drin. Zwar ist es in unserer Zeit nicht schwer, in irgend einer Variation den Kassandraton abzuleiern, da jede beliebige Zeitfrage Stoff dazu gibt; man sollte daher eher meinen, daß etwas froher Optimismus viel sympathischer wirken sollte und mehr Empfänglichkeit fände; aber das finstere Gesicht und der düstere Blick der Unglückspropheten machen immer noch größeren Eindruck. Bald wird es notwendig, einen wahren Bund gegen die Pessimisten zu schließen.‘

Daß eine derartige Stimmung heute weite Verbreitung besitzt, bedarf keiner Beweise mehr, dagegen ist es keineswegs überflüssig, die Ursachen festzustellen, aus denen diese Erscheinung sich herleitet; denn nur so wird es möglich, das Übel an der Wurzel zu bekämpfen oder, was richtiger ist, zu heilen. Darüber müssen wir uns nämlich klarbleiben: dieser Pessimismus ist nicht schlechthin ein Ausfluß von Dummheit, Bosheit oder ähnlichen moralischen Mängeln; er ist sehr häufig auch die Folge eines gestörten seelischen Gleichgewichts, einer nervösen Überreiztheit, unter Umständen auch einer intellektuellen Einseitigkeit. Solchen Zuständen mit Anklagen oder gar mit Strafpredigten beizukommen, ist in den meisten Fällen unmöglich. Ruhige, sachliche und persönliche Aufklärung, vergleichende Betrachtung unserer Zeit und vergangener Epochen, eine offene Klarlegung der beargwohnten Verhältnisse und Absichten wirkt hier oft bei weitem mehr.

In einem Hochland-Echo des Maiheftes haben wir an einem konkreten Fall der Mißstimmung über eine besondere Erscheinung in unserer zeitgenössischen Dichtung — das Pathologische — darauf hingewiesen, daß der Grund zu solcher pessimistischen Unzufriedenheit mit der eigenen Zeit sehr häufig nur in einem Mangel an geschichtlicher Kenntnis der Vergangenheit beruhe, verbunden mit einer allzu abstrakten Auffassung des Lebens und der mensch-

lichen Natur, wobei eine ruhig abwägende Betrachtung dessen, was unsere Zeit von der Vergangenheit im Guten wie im Schlimmen trennt und unterscheidet, selten zu ihrem Recht komme.

Wenn wir heute so mancher Unzufriedenheit mit der Gegenwart recht auf den Grund gehen könnten, ich glaube, wir würden in vielen Fällen nichts anderes finden als romantische Träumereien. Kaum verwunderlich, wenn man sich vor Augen hält, wie oft die Geschichte dazu herhalten mußte, Lehren an die Gegenwart zu erteilen, wie einseitig sie häufig in den Dienst apologetischer Zwecke gestellt wurde, wie ängstlich man es vermieden hat, die letzte Wahrheit zu sagen und die Vergangenheit so zu schildern, wie sie wirklich war. Wäre es anders, wie könnten sonst einige Romane aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation, dichterische Evokationen aus den Tagen des Mittelalters oder der Renaissance solche beunruhigende Verwunderung und feindselige Mißdeutung heraufbeschwören, wie wir es leider in jüngster Zeit erlebt haben? Wie wäre es sonst möglich, daß sozialen und politischen Selbständigkeitsregungen, die der ganz natürliche und fast notwendige Ausdruck wirtschaftlicher Verbesserungen und Befreiungen sind, so verständnislos begegnet würde? Oder hätten die unbedeutenden Spannungen auf dem Gebiet der theologischen Wissenschaft, die kaum nennenswerten Versuche der Laien, im kirchlichen Verteidigungs- und Bereicherungskampf mitzutun, die Meinungsverschiedenheiten in bezug auf Mittel und Wege, den literarischen Geschmack im katholischen Volksteil zu heben und allgemeiner zu machen, ich frage, hätten alle diese im Grunde so herzlich harmlosen Lebensregungen so viel Schrecken, Sorge, Unwillen, Verleumdung, Mißtrauen, Entmutigung und als letzte Wirkung Pessimismus im Gefolge haben können, wenn die Beteiligten nur über ein bißchen mehr historisches Gedächtnis, über ein klein wenig schärferen geschichtlichen Weitblick und infolgedessen über ein Quentchen philosophische Ruhe und Gleichmütigkeit verfügt hätten?

Als in den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts in Frankreich weitblickende Männer wie Lamennais, Montalembert, Dupanloup, Lacordaire, Falloux, Gratry, Albert de Broglie und viele andere sich ihrer Zeit gutgläubig und ehrlich gegenüberstellten und kräftig Hand anzulegen suchten, um mit den besonderen Mitteln dieser Zeit auch deren besondere Aufgaben zu lösen, da sahen sie sich bald einer Gruppe von Schwarzsehern gegenüber, die gerade das, was jene freiheitsliebende Generation zuversichtlich und arbeitsfroh machte, verneinte. Mit dem Schlagwort ‚liberale Katholiken‘ wurden diejenigen verdächtigt, die von ihrem Jahrhundert nicht gleich schlecht und niedrig dachten wie jene Pessimisten. Montalembert, der noch im Jahre 1836 in der Einleitung zu dem Leben der hl. Elisabeth von Ungarn jenes farbenreiche und enthusiastische Gemälde des mittelalterlichen Idealismus entworfen hatte, sah sich vierundzwanzig Jahre später in der Einleitung zu dem Werk ‚Die Mönche des Abendlandes‘ gezwungen, der gefährlichen, weil einseitigen Überschätzung des Mittelalters mit großem Nachdruck entgegenzutreten. Es war ihm klar geworden, wie sehr ein falsches Trugbild der Vergangenheit vielen Zeitgenossen den Blick verwirrt hatte für die eigene Zeit, wie sehr die Unzufriedenheit mit der Gegenwart von da ihre melancholische Nahrung saugte.

Wie in so vielen Dingen scheint auch hier Frankreich der Schrittmacher der Geschichte zu sein. Was unsere westlichen Nachbarn bereits um die Mitte des letzten Jahrhunderts erfahren mußten, das sehen wir jetzt unter den deutschen Katholiken in besorgniserregende Erscheinung treten. Ein Blick auf die gegenwärtige Lage der katholischen Kirche und die Zahl ihrer Bekenner in Frankreich sagt jedoch deutlich, was mit diesem negativen Wirken erreicht worden ist. Die Zeit ist über die Schmoller und Groller hinweggeschritten. Aber unter ihrem ehernen Fußtritt wurde leider auch das regelnde Wirken derjenigen Männer begraben, die zwar die Zeiten der Gegenwart und Zukunft richtig verstanden und gedeutet hatten, ihre Erkenntnis aber nicht in die Tat umsetzen konnten, weil der Unglaube der Pessimisten sich an ihrem lauteren Trachten mit lähmender Nörgelei versündigte. Was hat man gegen Ende des letzten Jahrhunderts in Frankreich nicht alles versucht, um der immer stärker um sich greifenden Entmutigung, der politischen, kirchlichen, religiösen Gleichgültigkeit zu steuern! Die Katholiken Englands, Amerikas, Deutschlands mußten abwechselnd als Muster und Vorbilder herhalten. Thureau-Dangin schrieb damals sein großes schönes Werk ‚La Renaissance catholique en Angleterre', Abbé Felix Klein wies in mehreren Büchern auf das Beispiel der amerikanischen Katholiken hin, Abbé Kannegießer suchte mit seinen überraschend wirkenden Büchern ‚Les Catholiques allemands' und ‚Le reveil d'un peuple' dem versinkenden Leben aufzuhelfen, und Georges Goyau setzte diese Arbeit schließlich in dem großen Stil eines fünfbändigen, glänzend geschriebenen Werkes ‚L'Allemagne religieuse' fort. Aber keines dieser Mittel konnte wieder gutmachen, was die Schwarzseher gesündigt hatten, und uns will bedünken, daß heute, wo das berühmte Germania docet selbst für Frankreich seinen rechten Sinn und die praktische Bedeutung verloren hat, vielleicht für uns ein warnendes Gallia docet am Platze wäre. Mehr als die französischen Katholiken je von den deutschen positiv lernen konnten, kann uns heute der absterbende Einfluß des französischen Kirchentums die Augen öffnen, wohin jenes für die Zeichen der Zeit verständnislose Scharfmachertum, das in Frankreich seinen talentvollsten Vertreter in einem Louis Veuillot hatte, schließlich führt.

Der ziemlich unbeachtet verhallte Warnungsruf der ‚Kölnischen Volkszeitung' ist, in Verbindung mit so manchem früheren ähnlichen Artikel daselbst, bezeichnend genug für die sich vorbereitenden Zustände auch bei uns. Noch vor zwölf Jahren, heißt es darin weiter, sei die Arbeitsfreudigkeit so allgemein gewesen, daß Pessimisten nirgends Anklang gefunden hätten; diese hätten sich erst im letzten Jahrzehnt eingestellt, und zwar seien diese pessimistischen Strömungen von zwei Seiten ausgegangen:

‚Zunächst war es der Pessimismus der Intellektuellen, die zwar mit vollem Recht eine stärkere Beteiligung der Katholiken an den geistigen Kulturaufgaben verlangten, sich aber dann hier und da viel zu bitter und zu mutlos über die geistigen Kräfte des Katholizismus der Gegenwart aussprachen. Ihre Absichten waren gut, aber ihre Rhetorik hatte gar dunkle Grundtöne, und in der Abschätzung der katholischen Kräfte klang das Urteil oft zu scharf. Es waren Ärzte, die sofort und allzusehr mit dem Messer operieren wollten. Das bittere Wort Inferiorität

wurde vielleicht zu viel gebraucht; man wollte zu stürmisch reformieren und suchte einseitig eine Versöhnung mit der modernen Kultur ohne das nötige Vertrauen auf die eigene Kraft.

Schlimmer wurde aber die Stimmung, als gegen diese Bewegung eine ultrakirchliche Reaktion einsetzte, die zur Begründung ihrer Existenzberechtigung die dunklen Farben so eifrig mischte, daß sie vor keinen Übertreibungen mehr zurückschreckte. Man sah in ganz Deutschland nur innere Gefahren, man vergrößerte einzelne Vorkommnisse ins Ungemessene, man gab gewissen Broschüren und Artikeln eine Bedeutung, die sie nicht hatten, und schließlich verdichtete sich in diesen Kreisen die Stimmung zur fixen Idee von der „religiösen Gefahr" in der katholischen Kirche Deutschlands. Neben dem bekannten Buche unter diesem Titel gaben eine Reihe von Artikeln, Zeitschriften, wie z. B. in der Linzer Quartalschrift, die pessimistische, entmutigende Parole immer weiter. Man verlor in diesen Kreisen den klaren Blick für die positiven Aufgaben, um dafür an Einzelheiten herumzubohren oder wirkliche und oft nur vermeintliche Schwächen erbarmungslos bloßzulegen.'

Was uns an dieser Auslassung vornehmlich interessiert, ist die Bemerkung über den ‚Pessimismus der Intellektuellen'. Es ist gar kein Zweifel, daß eine pessimistische Stimmung sich einer großen Anzahl sogenannter Intellektueller in den letzten Jahren bemächtigt hat. Es ist auch richtig, daß diese Stimmung von dieser Seite her wieder Nahrung erhält. Das ist ein ganz natürlicher Kreislauf der Dinge. Wenn es jedoch gilt, die Quellen der ‚pessimistischen Strömungen', die sich heute im Leben der deutschen Katholiken breitmachen, festzustellen, so besagt die Tatsache, daß es verbitterte Intellektuelle gab und gibt, gar nichts. Vielmehr ist die Frage die, **ob man wirklich mit gutem Gewissen diejenigen Männer, welche zu einer ‚stärkeren Beteiligung der Katholiken an den geistigen Kulturaufgaben' aufriefen, zu den Pessimisten unter den Intellektuellen rechnen darf; ob die von jenen Männern hervorgerufene Strömung wirklich geeignet war, pessimistische Anwandlungen hervorzurufen, und Entmutigung in die eigenen Reihen zu tragen.** Man braucht nur einen Blick auf die Anfänge dieser Bewegung zu werfen, um das Unrecht einer solchen Behauptung einzusehen. Als sie einsetzte, hatten die deutschen Katholiken wie noch niemals eine Vormachtstellung auf politischem Boden errungen. Stark und einig standen sie den praktischen Aufgaben des bürgerlichen Lebens gegenüber. Die Frage: wird es so bleiben oder wie werden die Dinge weitergehen? drängte sich auf. Eine Machtstellung zu erringen ist nicht leichter als sie zu bewahren. Wer das letztere will, darf auf seinen Erfolgen nicht ausruhen, sich nicht selbstgenügsam auf sie beschränken. Neben der politischen Höhe lockten andere Höhen. Durften sie unbesetzt bleiben? Mußten die erprobten Kräfte nicht kühn machen? Es ist kein Zweifel: die deutschen Katholiken brauchen diesen Gedanken nur richtig zu erfassen, die neuen Ziele nur zu sehen, sich über ihre bisherigen unzureichenden Leistungen nur klar zu werden, und der halbe Anfang ist schon gemacht. Sieghaft klang es: ‚Der Katholizismus ein Prinzip des Fortschritts!' Ihr habt Kräfte genug, im Wettbewerb mit euerer Zeit das Höchste zu leisten, habet nur auch Selbsterkenntnis und ehrlichen Willen! —

Sind dies Töne einer pessimistischen, kleingläubigen, verbitterten Stimmung? Oder spricht aus ihnen nicht viel mehr die gläubigste Bejahung der katholischen Arbeitsziele und -Kräfte, die zuversichtlichste Liebe zur Sache der Religion und der Kirche, der inbrünstigste Wunsch nach sieghafter Betätigung.

Nun wird es ja immer kluge, vorsichtige und berechnende Leute geben, die es ganz gewiß anders und besser gemacht hätten, vorausgesetzt natürlich, daß sie überhaupt etwas gemacht hätten! Denn wirken, schaffen, Leben geben kann am Ende doch nur der, der nicht satt und zufrieden in der Gegenwart ruht, sondern das Bild, den Traum eines schöneren Seins, eines vollkommeneren Zustandes in der Seele trägt. So lange sich in der Menschheit Kräfte nach oben und nach vorwärts regten, ist aber noch niemals eine Bewegung anders entstanden als durch das rückhaltlose Bekenntnis zum Ideal, vor dem es in der Theorie keine Kompromisse geben kann, mag sich das Leben auch nur mühsam und auf Umwegen ihm entgegenschleppen.

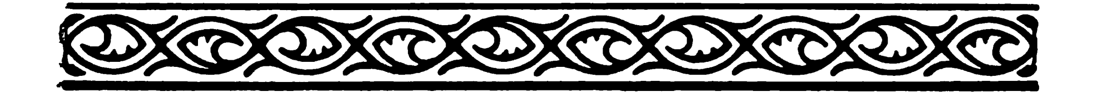
Daß mit der Zeit in den hochgeschwellten Herzen dieses oder jenes Exzelsiorrufers und seiner Gefolgschaft ein Rückschlag der Enttäuschung eingetreten ist, wer wollte es leugnen? Aber keinesfalls lag die Ursache darin, daß das Leben ihre übrigens bescheidenen Forderungen nicht schnell genug einlöste, noch sind sie an den vorhandenen Kräften verzweifelt. Was wirklich enttäuschte und was schmerzlich enttäuschte, das war allein der dumpfe Widerstand, dem in der Öffentlichkeit auch die unleugbarsten Einsichten begegneten, selbst bei solchen, die im Geheimen sich ihnen nicht verschlossen; war die unbelehrbare Hartnäckigkeit, mit der gewisse Politiker es für nötig hielten, sich gegen jedes Eingeständnis der Schwäche zu sträuben; waren vor allem die Mittel, die in Anwendung kamen, um jene Urheber der Selbstkritik und jene Exzelsiorrufer unglaubwürdig zu machen und ihres Einflusses zu berauben. Man wollte nicht die Wahrheit vor allem Volke bekannt wissen, man glaubte nicht an ihre befreiende Macht, man traute dem Volke nicht die Kraft zu, eine solche Gewissenserforschung zu ertragen, man hielt sein Urteilsvermögen für zu schwach und minderwertig, um die Absichten, Mittel und Wege der neuen Männer zu verstehen. Vor allem aber mißtraute man der intellektuellen Aufrichtigkeit jener ‚Unzufriedenen' und spürte nach heimlichen Beweggründen, obwohl das, was diese Männer bewog, doch offen am Tage lag. Denn an einen solchen Optimismus wie der, von dem jene Bewegung getragen war, konnte am Ende nur glauben, wer ihn selber besaß. Die Gegner dieser Bewegung aber waren von Hause aus — mag man sonst zu ihrer Verteidigung auch noch soviel Gutes sagen, worin wir gern einstimmen — Schwarzseher, Pessimisten, Neinsager — Ungläubige. Über die moralischen Motive urteilen wir nicht. Ob ihr Pessimismus, wie es in dem Artikel der ‚Köln. Volkszeitung' heißt, ‚eine schlechte Hülle eigener Untätigkeit' oder ‚ein Zeichen verletzter Eitelkeit' oder auch ‚ein Beweis vom Eigendünkel der Besserwisser' ist, lassen wir dahingestellt. Dies aber hat den Pessimismus gezeitigt: Mißtrauen in die Wirkungen der Wahrheit; Mißtrauen in die Menschen, und obendrein in religiös gestimmte Menschen, daß sie die Wahrheit willig ertragen; Mißtrauen endlich in diejenigen, welchen die Wahrheit zu

sagen das Los fiel — und weil es ihnen fiel. Und nun wundere man sich noch über jene Intellektuellen, die zu Pessimisten wurden! Wenn irgend etwas im geistigen Zusammenleben von Menschen und dazu in einem seelisch so feinen Zusammenleben, wie es die Religion schafft, als ‚Gift der Zersetzung' wirkt, so dieser Mangel an ehrlichem Vertrauen, an Offenheit, Güte, Glaube und an Hingebung an alles, was an Gutem mit gutem Willen opferbereit unternommen wird.

Und so sagen auch wir mit der ‚Kölnischen Volkszeitung': ‚Wieder mehr Optimismus!' Optimismus als die Kraft der Bejahung alles dessen, was Leben, Geist und Wahrheit ist.

> ‚Wieder mehr Optimismus! Nicht Optimismus im schlechten Sinne des Wortes, Optimismus der Müßiggänger, der Träumer und Schläfer. Der Optimismus, der leicht über alle Schwierigkeiten des Lebens hinweghüpft und auf den erworbenen Kapitalien der Vergangenheit ausruhen möchte. Es ist der Optimismus eines schlecht verstandenen Festhaltens am Alten, ein konservativer Sinn, der es nicht ist aus Prinzipientreue, sondern aus Furcht vor Veränderungen, die Tätigkeit verlangen. Der Optimismus der Quietisten, der ruheseligen Phlegmatiker paßt auch nicht in unsere Zeit, und er wirkt wie ein Bleigewicht auf jede Organisation. Was wir brauchen, ist der Optimismus der Arbeitsfreudigkeit. Der Optimismus, der allen Schwierigkeiten trotzt, weil er weiß, daß der Erfolg der Anstrengung entspricht, und die Sicherheit hat, daß alle Arbeit auf die Dauer in sich ihren Lohn trägt. Er vertraut darauf, daß alles positive Streben immer mehr dem Ziele zuführt, auch wenn das Ziel nicht erreicht wird. Es ist der christliche Optimismus, dem das Kreuz nicht lediglich Zeichen des Leidens und der Verfolgung, sondern ein Siegeszeichen ist, der weiß, daß auf den Karfreitag das Osterfest folgt. Dieser Optimismus ist gerade deswegen stark, weil er weniger auf menschliche Kraft vertraut als auf den schließlichen Sieg des Guten, der aber gerade aus diesem Grunde die menschliche Kraft als Einsatz anbietet, weil er auch weiß, daß Gottes Segen und Gnade nur auf aufrichtigem und opferfreudigem Bemühen ruht.'

M.



Rundschau

Zeitgeschichte

Franz Hülskamp, der vor kurzem, beinahe achtzigjährig, dahingeschiedene Präses des Heerdekollegs in Münster i. W. — zu diesem bescheidenen Titel hatte er in seinem langen, arbeitsreichen Leben den eines päpstlichen Geheimkämmerers hinzuerworben — verdient als einer der ersten und unermüdlichsten Anreger auf katholisch-literarischem Gebiete in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch im ‚Hochland' eine kurze Erwähnung. An fast all den zahlreichen Gründungen mehr oder minder literarischen Charakters, die vor allem in den sechziger und siebziger Jahren stattfanden, war er beteiligt. Immer wieder liest man unter den Unterschriften den Namen des jungen Klerikers wie später des gereiften Mannes. Fördern, helfen, wecken steckt ihm im Blute; eine eigene Unruhe des Geistes, Neues zu planen und zu schaffen, wie ich sie öfter bei meinen angeblich schwerblütigen westfälischen Landsleuten, zu denen man Hülskamp rechnen darf, angetroffen habe. Ich erinnere nur an den reich begabten, so früh verstorbenen J. Galland. Lange nicht alles war gereift, was da ausgesonnen und in der damals noch leicht zu enthusiasmierenden katholischen Presse empfohlen und gefordert wurde. Aber manches hat doch Früchte getragen, wenn auch erst Jahrzehnte später. Nicht ohne teilnehmendes Interesse liest man im ‚Handweiser' Nr. 318 (und Nr. 324) — gerade 20 Jahre vor dem Erscheinen der ersten Nummer des ‚Hochland' — den Artikel: ‚Eine „allgemeine Revue" für das katholische Deutschland?' Da wird ein Schreiben aus Österreich zustimmend wiedergegeben, in dem ‚das Bedürfnis nach einer den besten akatholischen innerlich und äußerlich ebenbürtigen, schönwissenschaftlichen Wochen- oder Monatsschrift für die Katholiken deutscher Zunge' betont wird; zugleich gibt aber der Praktiker Hülskamp das ganze Programm: Er hebt ausdrücklich hervor, daß es ein Organ für die Gebildeten, nicht fürs Volk, sein müsse, gibt die leitenden Gesichtspunkte für die Auswahl der Themata, bestimmt als maßgebenden Redakteur den Verleger, berechnet sogar die Rentabilität und behauptet frischweg, die mitwirkenden Kräfte seien vorhanden; ob auch die leitende Persönlichkeit, läßt er unentschieden. Er selbst lehnt für seine Person, und darin hatte er unzweifelhaft recht, trotz zahlreicher Aufforderungen die Leitung ab. Zwischen 1882 und 1902 liegt die große literarische Revolution, liegt eine verhältnismäßig enorme Steigerung literarischen Empfindens auf katholischer Seite und das Aufkommen einer Reihe von begabteren jungen Kräften, als sie die Kulturkampfszeit aufzuweisen vermochte. So ist denn auch das Einleitungsprogramm des ‚Hochland' auf anderer Höhe gehalten als die nüchtern-praktischen Erörterungen des ‚Handweisers'; trotzdem fehlt es nicht an übereinstimmenden Gedanken.

Hülskamps literarische Tat, die seinen Namen lange vor Vergessenheit bewahren wird, ist die Gründung und jahrzehntelange Leitung des ‚Literarischen Handweisers'. Vor einem halben Jahrhundert wurde der Plan einer neuen, für das katholische Deutschland völlig mangelnden kritischen Revue von Hülskamp entworfen: ein immerhin kühner Gedanke eines jungen Mannes, der noch nicht allzulange den Hörsaal Döllingers verlassen hatte und dessen wissenschaftliches wie literarisches Gepäck noch recht leicht war. Aber der Wurf gelang glänzend, dank der tiefer gegründeten Gelehrsamkeit seines Mitarbeiters Rump, dank aber doch vor allem dem hervorragenden literarischen Anempfinden und der geradezu erstaunlichen technischen Geschicklichkeit Hülskamps. Ein paar Nummern — und das Unternehmen zählt die Abonnenten nach Tausenden, und was noch mehr bedeutet, seine Stimme gilt auf

dem literarischen Markte, deutsche Literaturgrößen geben ihm anerkennende Worte, und ein Mann wie Montalembert empfiehlt den Handweiser wärmstens dem außerdeutschen Lesepublikum. Für das Jahrzehnt 1862 bis 1872 rechne ich das Blatt zu den Zeitgeschichtsquellen, die man nicht übersehen darf. Es ist ja auch die Zeit, wo ein überraschend reges, wenn auch starke Unstimmigkeiten andeutendes literarisches Leben in der katholischen Gelehrtenwelt herrschte. Hülskamp hat als stets urteilsbereiter Zensor alle diese Erzeugnisse mit einem Wort der Anerkennung oder des Tadels begleitet. Nach dem Kriegs- und Konzilsjahre flaut das Interesse ab: die schlimme Kulturkampfszeit förderte zunächst weder wissenschaftliches noch literarisches Leben des katholischen Volksteils. Doch hat Hülskamp sein Blatt immer auf anerkennenswerter Höhe gehalten, wenn auch ein Ermatten nicht zu verkennen war, das den Siebzigjährigen dann auch veranlaßte, seine Schöpfung jüngeren Kräften zu überlassen.

Unzweifelhaft hat der ‚Handweiser' zeitweilig auf das geistige Leben im katholischen Deutschland eine starke Einwirkung ausgeübt; mehr allerdings wohl auf das wissenschaftliche als das literarisch-künstlerische. Hülskamp hatte sich in der Literatur weit umgesehen, er hatte einen scharfen Blick für die Schwächen, besonders in der Charakteristik, Komposition und in der Sprache, wie denn auch manches Dichterwerk durch seine korrigierende Hand gegangen; aber oft haftet seinem Urteil doch etwas Schulpedantisches, wie's seine Jugendzeit so mit sich gebracht, an. Andererseits hat er die Bedeutung so manchen Talents früher erkannt und ebenso die Schwächen wie manche andere berühmte Zeitschrift. In den Zeiten der Hamerlingbegeisterung weiß er stark zu dämpfen und seine Amaranth-Empfehlung (1872) läßt doch wohl einen schalkhaften Hintergedanken zu; Raabe ist ihm um 1870 „ein bedeutender, aber allzu formloser Erzähler'. Zu den besten Erzeugnissen aus Hülskamps Feder rechne ich seine Nekrologe, die zuweilen ergreifende Wärme bekunden, z. B. auf den frühverstorbenen Diekamp, rechne ich ferner seine bibliographischen Arbeiten; durch letztere wirkte er sehr stark auch auf nichtkatholische Verleger und Autoren ein.

Da ich keine Biographie Hülskamps bieten möchte, so kann ich sein sonstiges Schaffen und seine politische Tätigkeit unberücksichtigt lassen. Vielleicht ist aber für die künftigen Historiker der deutschen Parteien die Mitteilung nicht uninteressant, daß aus Hülskamps Feder eine ganze Anzahl Zentrumsprogramme und Wahlaufrufe stammen. Als Mensch hatte der kleine, bis ins hohe Alter so bewegliche Mann gewiß seine Schwächen; manchen Gegner, zumal im Klerus, hat er sich in vergangenen Zeiten durch seine Kritik erworben; man wollte nicht vergessen, daß er, der Aburteilende, selbst so wenig produziert habe. Was ihn auszeichnete, war seine kindliche Bescheidenheit und in der Religion gegründete Selbstlosigkeit, die ihn auf alle Ehrungen freudig verzichten ließ, war besonders seine stete Hilfsbereitschaft. Was die Dichterin Marie Herbert kürzlich so ergreifend aus Eigenem berichtete, kann ich für weitere Kreise bezeugen. Mit Vorliebe suchte er jungen, angehenden Gelehrten zu helfen; auch dort, wo er nichts vermochte, wirkte ein Wort der Ermunterung. Das hat mancher deutsche Gelehrte, dessen Name jetzt mit Ehren genannt wird, an sich erfahren.

Heinrich Finke.

Philosophie

Der Kampf zwischen Theismus und Monismus rückt in ein immer ernsteres Stadium. Zwar scheint in gewissen geistigen Ober- und Mittelschichten die allzu einfache Welträtsellösung Ernst Häckels endgültig ihre Zugkraft einzubüßen. Aber die im Ton gemäßigteren und in der Sache ernsteren Vorkämpfer des Monismus, welche an Häckels Stelle rücken, sind gerade wegen ihrer äußerlich maßvolleren Form weit gefährlichere Gegner für die religiösen Grundlagen unserer bisherigen abendländischen Kultur. Mag der Chemiker Wilhelm Ostwald, der jetzt an Häckels Stelle den Vorsitz im deutschen Monistenbund über-

nommen hat, durch ein allzu vielseitiges Wanderrednertum sein Ansehen in letzter Zeit auch gemindert haben, sein ‚energetischer Monismus‘ bleibt doch immerhin eine naturphilosophisch weit diskussionsbedürftigere Lehre, als es Häckels platte ‚Barbiergesellenphilosophie‘ — um mit Schopenhauer zu reden — gewesen ist. Am bedenklichsten wird die Gesamtsituation beleuchtet durch die Tatsache, daß sich zu dem für September 1911 angekündigten Hamburger Monistenkongreß wissenschaftlich so schwerwiegende Namen wie Svante Arrhenius und Jacques Loeb als Redner konnten gewinnen lassen, von denen der eine trotz des Abhausens seiner Panspermiehypothese (vergl. P. Becquerels Widerlegung in der Pariser Akademie der Wissenschaften) und der andere trotz der immer allgemeineren Ablehnung seiner Tropismentheorie (vergl. H. S. Jennings' Referat auf dem Genfer internationalen Psychologenkongreß) vor weit kühneren allgemein-philosophischen Aufstellungen nicht zurückschrecken. Neben diesen naturwissenschaftlichen Vorkämpfern wird in Hamburg auch ein Philosoph im engeren Sinne des Wortes, nämlich der Wiener Feuerbachianer Friedrich Jodl zu neuen Ausfällen sein blendendes Rapier schwingen. Aber trotzdem müssen aller Wahrscheinlichkeit nach nicht auf psychologisch-ethischem Gebiet, sondern auf naturwissenschaftlichem oder, richtiger gesagt, naturphilosophischem die nächsten schweren und ernsten Waffengänge zwischen Theismus und Monismus ausgefochten werden.

Ehe der eigentliche Entscheidungskampf beginnt, müssen stets durch einen sorgfältigen ‚Aufklärungsdienst‘ Stellung und Mittel des Gegners, Vorteile und Nachteile des Geländes erkundet werden. Jenes ist mehr Aufgabe der philosophischen Systematiker, dieses der naturwissenschaftlichen Empiriker, deren beider Arbeit sich gegenseitig ergänzt und trägt. Diese notwendige Erkundungsarbeit sehen wir erfreulicherweise bereits im besten Gang. Einen breit ausgeführten und sorgfältig rubrizierenden Gesamtüberblick aller monistischen Geistesströmungen gibt in höchst dankenswerter Weise des Jesuitenpaters Friedrich Klimke neuerschienenes Werk ‚Der Monismus und seine philosophischen Grundlagen‘*, welches sich der Erkenntnis nicht verschließt, ‚daß zahlreiche andere monistische Richtungen viel tiefer graben als der oberflächliche, dogmatische Häckelianismus, der nicht durch philosophische Gründe, sondern nur durch Massenagitation und pseudowissenschaftliche Mystifikation zu wirken weiß‘.

Demgemäß fällt das Hauptgewicht bei Klimke auch nicht auf die Darstellung und Widerlegung des materialistischen Monismus, den das erste der fünf Bücher bereits zur Genüge abfertigt (S. 98 ff. speziell gegen Ostwald), auch nicht auf die Auseinandersetzung mit dem spiritualistischen Monismus Eduard von Hartmanns und seiner Denkverwandten (Buch II), der doch im großen ganzen auf einige Studierstuben beschränkt geblieben ist, sondern die eingehendsten Hauptabschnitte des Werkes, Buch III und IV, sind mit Recht dem ‚transzendenten Monismus‘ und dem ‚erkenntnistheoretischen Monismus‘ gewidmet, das heißt allen jenen Versuchen, welche mittels der Grundprinzipien Kantscher und positivistischer Philosophie zu einer einheitlichen Umschmelzung zunächst unserer naturwissenschaftlichen Grundbegriffe und dann unseres gesamten Weltbildes hinführen wollen.

Bereits der Name des Monismus, gleichbedeutend mit All-Einslehre, bezeichnet ja im Grunde schon den von vornherein geübten erkenntnistheoretisch-selbstgenügsamen Zwang, die ganze Mannigfaltigkeit alles menschlichen Denkstoffs unbedingt auf eine einzige Vorstellungsformel zu bringen, alle Wesensunterschiede im Erkannten wie im Erkennenden irgendwie zu relativieren, zu überbrücken und schließlich im großen Einerlei einzuschmelzen. Sehr treffend definiert deshalb Klimke den Monismus ganz allgemein als ‚diejenige Weltanschauung, nach welcher das direkt oder indirekt Erfahrbare selbst das einzige, absolute, in sich selbst begründete und sich selbst genügende Sein

* Freiburg 1911, Herderscher Verlag. Brosch. M. 12.—, gebd. M. 13.40.

ist, welches, seiner Natur nach überall wesentlich gleichartig, sich uns in der Mannigfaltigkeit der Einzeldinge sowie in der Verschiedenheit des physischen und psychischen Geschehens darstellt'. Gemäß dieser Grundauffassung schildert er dann die mannigfaltigen Unter- und Abarten des Monismus mit ruhiger, sachlicher Treue und geht einer jeden mit klar entwickelten und oft eigenartigen Gegengründen, wenn auch begreiflichermaßen nicht immer mit erschöpfender Beweisführung, zuleibe. Es ist hier nicht möglich, auf diese wertvolle Materialiensammlung, in der kein typischer Vertreter des Monismus unberücksichtigt bleibt, im einzelnen einzugehen; nur die kritische Auseinandersetzung mit der biologisch tendierten ‚Philosophie der reinen Erfahrung' eines Avenarius, Mach, Petzoldt, Cornelius (Seite 410—514) sei als besonders zeitgemäß und reich auch an positiven Anregungen eigens hervorgehoben. Hierdurch eben unterscheidet sich die von Klimke durchgeführte sachliche Kritik von aller in früheren, ähnlichen Werken stark wuchernden persönlichen Polemik am allervorteilhaftesten, daß sie in jedem noch so gröblichen Irrtum auch den eingelagerten Wahrheitskern herausschält und deshalb überall zugleich positiv anregt. Demgemäß mündet das ganze große Werk, gleichwie schon Klimkes trefflicher kleiner Überblick der ‚Hauptprobleme der Weltanschauung'*, in einem harmonisch bejahenden Schlußakkord. Das letzte, V. Buch, welches der ‚Allgemeinen Kritik des Monismus' gewidmet ist und noch einmal alles frühere zusammenfaßt, erkennt den monistischen Bestrebungen auch ihr Verdienst zu, daß sie nämlich den menschlichen Geist wieder mit Nachdruck auf die große Einheit, Harmonie und Solidarität der ganzen Weltordnung hinweisen, die mit allen ihren Problemen aber nur begriffen werden kann als das Werk einer göttlichen Allmacht, Weisheit und Liebe. — Nicht aus dem unterschiedslosen Einerlei des Monismus, sondern nur aus der großen Einheitlichkeit von Ursprung und Ziel, wie sie der Theismus lehrt, wird dem Menschengeist die Welt im ganzen wie im einzelnen begreiflich.

* Sammlung Kösel, Nr. 37, geb. M. 1.—.

Mehr auf diese Einzelprobleme gerichtet, das Kampfgelände sozusagen durchpatrouillierend, ist die große Auseinandersetzung mit der monistischen Naturphilosophie, welche der ehrwürdige Nestor katholischer Apologetik in Deutschland, Constantin Gutberlet in den Neuauflagen seiner philosophischen Hauptwerke unermüdlich weiter anstrebt. Dem schon früher an dieser Stelle gewürdigten Werk über den ‚Kosmos, seinen Ursprung und seine Entwicklung' ist nun in dritter, erheblich vermehrter Auflage gefolgt: ‚Der Mensch. Sein Ursprung und seine Entwicklung'*. Die bei Klimke nur im philosophischen Prinzip durchgeführte Behandlung und Sichtung der evolutionistischen Theorien wird hier für alle wichtigen Einzelfragen mit reicher Tatsachen- und Literaturkenntnis durchgeführt oder wenigstens angeschnitten. Zweck der Schrift ist es nicht, ‚die Evolution schlechthin auf allen Gebieten zu verwerfen, sondern nur das Hypothetische und Unbewiesene zahlreicher Entwicklungstheorien und das Unhaltbare, Widersprechende so vieler Annahmen darzutun, so daß die so zuversichtlich von mancher Seite behauptete Abstammung des Menschen als ganz und gar unbegründet bezeichnet werden muß, am allerwenigsten als Ergebnis der Wissenschaft ausgegeben werden darf'. Leider tritt diese negative Wertung deszendenztheoretischer Aufstellungen in der Gesamthaltung des Werkes mehr in den Vordergrund, als dem gegenwärtigen Stand anthropologischen und psychologischen Wissens noch entsprechend gefunden werden kann. Trotz seiner staunenswerten Belesenheit ist Gutberlet, wie gerade das neueingeführte, ganz unzulängliche Kapitel über den ‚Ursprung der Kunst' zur Evidenz zeigt, nicht mehr imstande, die neuesten einschlägigen Forschungen noch hinreichend zu überblicken und veraltete Auseinandersetzungen mit einem überwundenen Populardarwinismus auf das rechte Maß zurückzuführen. Beispielsweise kann eine Varia-

* Paderborn 1911. Verlag von Ferdinand Schöningh. Brosch. M. 11.—

tion und Vervollkommnung mancher tierischer Instinkte heute gar nicht mehr bestritten werden; und gerade für Gutberlets vermeintliche Gegeninstanzen, für die Sklavereiinstinkte der Ameisen ist sie durch Wasmann (auf den er sich hier zu Unrecht beruft), für den lähmenden Stich gewisser Raubwespen durch Adlerz bewiesen worden.

Ein Verdienst eignet aber auch diesen Kapiteln von Gutberlets Werk, zu denen bleibend bedeutsame Abschnitte über vergleichende Sprach- und Religionswissenschaft hinzutreten, heute noch im vollsten Maße: Es sind hier einmal vom theistischen Standpunkt aus eine ganze Reihe neuer, dem Fortschritt der Erfahrungswissenschaft entsprossener Einzelprobleme mit aller Klarheit erkannt und aufgestellt. Sie alle vollbefriedigend zu lösen, ist heute auch dem wissensreichsten Einzelgelehrten nicht mehr möglich. Und so scheidet man von Werken wie dem Gutberletschen mit dem Wunsche, es möchte sich einmal ein Kreis von hinreichend philosophisch geschulten und durch gemeinsame theistische Überzeugung geeinten Spezialforschern zusammenfinden, deren jeder dann die ihm nächstliegenden Einzelprobleme mit vollkommener Beherrschung des gegenwärtigen Wissenstands zu behandeln vermöchte. Welch ein überragendes Gegenstück müßten wir dann erhalten im Vergleich zu jenen monistischen Sammelwerken, in denen sich trotz ihrer All-Einsdevise über die grundlegendsten Fragen mindestens so viel Ansichten finden als Köpfe und oft noch erheblich mehr. Auf reinphilosophischem Gebiet sind wir ja so glücklich, ein solches einheitliches Sammelwerk aus der Feder eines ganzen Kreises von katholischen Gelehrten in Vorbereitung zu wissen. Für die spezielleren Fragen der Naturphilosophie und für all die anderen Wissensfelder, auf denen sich der Kampf zwischen Theismus und Monismus immer mehr zusammenzieht, muß die Not der Zeit zu gleichen Gemeinschaftsarbeiten wahrhaft einheitlichen Geistes noch führen!

Dr. Max Ettlinger.

Literatur

Karl Henckell ist als einer der jüngstdeutschen Stürmer und Dränger bekannt. Als solcher ist er in den meisten Literaturgeschichten ‚festgelegt', in anderen, z. B. der ‚Deutschen Dichtung' von Karl Heinemann, die auch sonst manche Mängel zeigt, nicht einmal genannt. Das letztere ist, wenn nicht eine Flüchtigkeit, immerhin nicht gerecht. Denn auch Henckell hat guten Anteil an jener durchaus nicht nur ‚künstlichen', sondern zeit- und entwicklungsgeschichtlich wohl begründeten ‚Literaturrevolution'.

Diesen Anteil, das keineswegs, wie man wohl behauptet hat, rein äußerliche Verwachsensein Henckells mit der Literaturströmung der achtziger Jahre hat Magda Jansen in einem besonderen Kapitel ‚Henckell und das jüngste Deutschland' sehr wirkungsvoll herausgeschält. Dieses Kapitel ist das literarhistorisch wertvollste in ihrer ziemlich umfangreichen Studie ‚Karl Henckell, ein Dichterbild'*, weil sich darin die Zeitstimmungen und -tendenzen des Kreises ‚dieser von Lauterkeit der Absicht, Überfülle der Programmatik und blühendem Willen zur Umschaffung der herrschenden literarischen Tendenzen strotzenden Intellekte und Herzen' reichlich offenbaren, zu denen sich im Winter 1884 auch Henckell gesellte, nachdem er schon zuvor mit den ersten Rufern im Streit, den Brüdern Heinrich und Julius Hart, in Verbindung getreten war. Daß besonders Heinrich Hart ‚ihm, seinem Wesen nach, nahestand', entspricht der inneren Verwandtschaft der beiden Charaktere. Der Kern der von den Gebrüdern Hart eingeleiteten Bewegung ging gegen die ‚oberflächliche Lebensbejahung der Münchner Ritter vom Wohllaut' mit der Forderung, ‚gemäß dem Merkmale aller echten Kunst, aus dem vollen Born der Gegenwart schöpfend, ursprünglich und individuell gefärbte Natur zum Ideal zu verklären', oder wie Henckell in der Vorrede zu der 1885 mit Arent herausgegebenen

* München, Verlag der Lese. Mk. 3.—.

Anthologie ‚Moderne Dichtercharaktere' ersehnte, ‚eine Poesie, also auch eine Lyrik, die, durchtränkt von dem Lebensstrom der Zeit und der Nation, ein charakteristisch verkörpertes Abbild alles Leidens, Sehnens, Strebens und Kämpfens unserer Epoche darstellt'. Daß die ‚Dichtercharaktere' diese zeitgemäße Poesie nicht schufen, ist bekannt. ‚Statt der angekündigten Wucht, Gewalt, Ursprünglichkeit und faustischen Auswirkung der menschlich-göttlichen Kräfte', sagt M. Jansen, ‚finden wir in den „Modernen Dichtercharakteren" am häufigsten ein Schwelgen und Untertauchen in Gefühlsseligkeit, ein unklares Stammeln und Jauchzen und ein pathetisches Stelzengehen, das uns in die Zeit der Klopstockianer zurückträgt'. ‚Aber wir dürfen bei dieser Kritik verschiedene Erwägungen nicht außer acht lassen. Einmal ist es sicher, daß der Prozeß einer gewaltigen Differenzierung in der Verlautbarung unserer Gefühlsschwingungen erst nach dem Erscheinen der „Modernen Dichtercharaktere" deutlich eingesetzt hat.' Die ‚Modernen Dichtercharaktere' seien das Signal gewesen, ‚das die Überfülle latenter Kräfte entfesselte', ‚der Vorbote einer Menge Programm-, Zeit- und Streitschriften', der ‚Anstoß zur Proklamation des naturalistischen Realismus', ‚einer langen Kette von Entwicklungen, die nicht nur der neuen poetischen Gegenwart mit ihrem zeitrhythmischen, kulturverfeinerten Ausdrucksleben schließlich zum siegreichen Durchbruch verhalfen, sondern auch die breiteren Schichten der Gebildeten an längst vorhandene Größen unserer Literatur erinnerten und die Blicke zurück in unsere jüngste Vergangenheit, zu ihren großen Realisten und Individualisten lenkten, die man über dem Tagesgekläff der Rezensenten, den romantischen Spielereien der Epigonen, den patriotischen Plattheiten der Deutschtümler und über der archäologischen Kostümdichtung vergessen hatte'. Allerdings waren die ‚Modernen Dichtercharaktere' ja nicht der erste Anstoß zur Erneuerung, sondern selbst schon eine Folge kräftig wirksamer literarischer Bestrebungen, vor allem der Brüder Heinrich und Julius Hart; immerhin zeigen sich hier in dieser Sammlung die mit dem literarischen Schlendrian unzufriedenen und neuerungssüchtigen Elemente in geschlossener Schar, im ‚Tasten nach neuen Gedanken und Anschauungsweiten', wobei freilich, wie M. Jansen richtig bemerkt, die ‚meisten Dichter eine unleugbare Ohnmacht, aus dem Kreis des eigenen seelischen Erlebens herauszutreten', bekundeten und sich begnügten, ‚mit historischen Ausdrucksmitteln ein programmatisch erweitertes Stoffgebiet zu behandeln'. Der Wert der Sammlung bestand nicht in erschöpfenden Leistungen, sondern in begeistertem Wollen, in dem ‚Hinweis auf die neuen Möglichkeiten'. Diese wenn auch noch unklare, so doch aus dem Drange der Zeit entsprungene Sehnsucht und, wie immer, überlaute Begeisterung gab die gemeinsame Note, ‚eine neue Bewegtheit im Rhythmus', der allerdings der äußerliche sentimentale und pathetische war, ‚eine neu entfachte Inbrunst der Sprache trotz des Wortschwalls', des ‚mangelhaft durchgebildeten Sprachgefühls'; wirksamer noch war wohl die Zersetzung des epigonischen Sprachgefühls, die ‚Durchsetzung alles Poetischen mit prosaischen Akzenten und Formlizenzen', die das eintönige metrische Schema der Bildungsdichtung auflösten. Insoweit hat Henckell recht, zu behaupten, daß sich in den ‚Modernen Dichtercharakteren' ‚das Anschwellen einer kulturellen Bewegung und seelischen Erregung' offenbarte, ‚die über morsch gewordenen Formen siegesgewiß zu neuen Gestaltungen des Lebens' vorzuschreiten sich anschickte. Literarhistorisch aber muß betont werden, daß das Verdienst dieser Jüngstdeutschen im wesentlichen nur die Auflösung des herrschenden engen Bildungsideals der Epigonen war, daß aber die neuen ‚Gestaltungen des Lebens' durch sie nur programmatisch verworren angebahnt, jedoch am wenigsten durch sie verwirklicht wurden.

Mit den beiden Harts, Bleibtreu, Conradi, Holz, Schlaf usw. gehört Henckell zu den echt Begeisterten dem neuen Stoffandrang gegenüber, der ein neues geklärteres und vertiefteres Lebensverhältnis bewirken sollte. Zu den starken Vergeistigern

des Stoffes, zu den tatsächlichen Schöpfern eines neuen Lebensverhältnisses gehört er nicht, wie auch die meisten anderen Jüngstdeutschen nicht, wenigstens dichterisch nicht, wohl aber einige wie die Harts, Bleibtreu, Schlaf, Holz usw. als theoretisch vorbereitende Problemlöser, die aber auch alle zu sehr in ihren Theoremen beengt blieben, um ein dichterisch volles und festes erlösendes Verhältnis zum modernen Leben zu gewinnen. Allerdings sollte man diese Kämpfer nicht kurzweg als ‚Jüngstdeutsche' abtun, anstatt auch ihre Weiterentwicklung mit der Zeit in Betracht zu ziehen. Gewiß, im wesentlichen verharren sie alle unterm Stern der Zeit, unter dem sie als jungbegeisterte Menschen die Literatur ‚revolutionierten'. Die meisten von ihnen, die ja noch unter uns leben und schaffen, haben sich jedoch der Weiterentwicklung mit der Zeit wenigstens nicht verschlossen, wenn auch nicht gerade sie diese Weiterentwicklung bewerkstelligt haben. So ist auch Henckell über seine literarischen Sturm- und Drangjahre immerhin im Anschluß an die Zeit, als eine überhaupt mehr empfängliche als neu form- und gesetzgebende Natur, bedeutend hinausgewachsen. Die allzu günstige Vergleichstellung zu Goethe und von den Neueren zu dem starken Überwinder Dehmel, die M. Jansen wagt, oder auch nur zu Liliencron und Falke, müssen wir als verfehlt betrachten.

Eben die Weiterbildung über den bloßen jugendlich begeisterten Sturm und Drang, die Henckell in sich zu vollziehen vermochte, hindert mich jedoch, mit anderen in Henckell nur einen rein äußerlich von der Zeit miterregten ‚Wortdichter' zu sehen. Zu dem gemäßigten, allerdings an anderen Stellen von M. Jansen unebenmäßig übertriebenen Urteil über seine jüngstdeutsche Sturm- und Drangdichtung bekenne auch ich mich gern, in Henckell den jugendfrischen, draufgängerischen deutschidealen Charakterzug verehrend: ‚Durch die Flut bildlicher Überladungen hindurch spiegelt sich tatsächlich die Welt der inneren Stöße und Gegenstöße ab, und die abgebrauchten Wendungen in diesen und anderen Produkten glühten, von siedender Hitze emporgetrieben, neu auf. Die Zügellosigkeit und Pomphaftigkeit der Rede entsprang nirgends Wirkungsabsichten, sondern einem Seelenrausche, in dem der junge Schwarmgeist dahintaumelte, und, vom Gefühl neu errungenen Besitzes am eigenen Wort entzündet, sich auf ergeisternde Mittel, auf Prunk und Pracht der Sprache als auf eine notwendige Form der Ideenäußerung besann.' Über diese Bedichtung des Stoffes, statt ihrer Verdichtung, ist Henckell nie völlig hinausgewachsen, die Difussion in zuviel Worte, die ich vor Jahren betonte (Hochland 6, II. S. 71), hat er höchst selten nur in einer in rhythmisch-dynamisch geschlossener Gedichtform geoffenbarten Lebensschöpfung überwunden.

M. Jansen verwechselt zumeist die künstlerische Rhythmik und Dynamik, die aus dem vollen Zusammenschluß von Objekt und Subjekt sich ergibt, mit der bei Henckell mehr vorherrschenden künstlichen, die subjektiv auf das Objekt übertragen wird, ohne immanent zu sein, wodurch sich die nur geringe suggestive Wirkung Henckellscher Verse erklärt.

Über das pathetisch sentimentale Jugendverhältnis zur modernen Problemkonstellation, über die rein rhetorische Begeisterung ist er immerhin vorgedrungen zu einem sachlicheren, wenn nicht durch und durch, wie bei Dehmel, innerlich selbst errungenen, so doch innerlich an- und aufgenommenen bestimmten Standpunkt Welt und Dingen in ihrer modernen Beleuchtung gegenüber, was allein schon nicht geringe menschliche und dichterische Qualitäten voraussetzt. Und von diesem Boden aus ist gerade Henckell, dem, bei aller Charakterkonsistenz, innerhalb seines Rayons Wandlungsfähigen, vielleicht noch eine äußerlich reichere, wenn auch innerlich im Kern kaum noch veränderte, dichterische Entfaltung möglich. Seine Übersetzungen meist sozialer Dichtungen, die er unter dem den Gehalt nicht gerade deckenden Titel ‚Weltlyrik'* erscheinen läßt, verraten in vielem eine bewußtere Eigengewinnung des modernen Seinsgehaltes, wenn für meinen

* Verlag der Lese, München. Geb. Mk. 6.—.

Geschmack neben guten einzelne sehr saloppe Übertragungen eher Entäußerungen als Eignungen darstellen. Christoph Flaskamp.

Vom literarischen Adel. Karl Anzengruber und Hans Ludwig Rosegger — Namen von gutem südöstlichem Klang! Und ihre Erstlinge verlegt in Berlin?

Bei Anzengruber behält der Name recht, nicht der Verlag. Die ernsten und heiteren Geschichten, welche seine Sammlung ‚Auf der Schneid'* enthält, sind unverfälscht österreichisch, und dieses echten Nachfahren der Art, wenn auch nicht dem Blute nach, brauchte sich Ludwig, der alte Ritter von der Feder, nicht zu schämen. Die Sprache mag hier und da noch der Fortbildung bedürfen und mancher Vorwurf feinere, rundere Gestaltung zulassen. So ist wohl einmal, wie bei der ‚roten Sali', die Begebenheit zu sehr Moritat geblieben, und zuweilen tritt die Rührseligkeit volkstümlichen Erzählens etwas stark hervor. Doch überall zeigen sich frisches Drauflosgehen und herzhaftes Anpacken des Stoffes, offener Blick und natürliche Unbefangenheit der Auffassung, warmes Gemüt und schelmischer Humor. Da ist denn mehr wie ein Stück schon so hübsch gelungen, daß wir, wenn Karl Anzengruber das als Anfänger schreiben konnte, wohl erst recht Besseres, wirklich Gutes von ihm noch zu hoffen haben.

Die Bücher des anderen, obwohl gewandter in der Form, stimmen weniger zu Freude und Zuversicht. Sie sind alle, soweit sie vorliegen (den ‚G. Alcibiades Pengrat' kenne ich nicht), unerquicklich, und was des Vaters Schöpfungen trotz ihrer Schwächen liebenswert oder doch liebenswürdig macht, das geht denen des Sohnes völlig ab. Da ist zunächst ein sog. Tagebuch ‚Die Verbrecherkolonie'.** Den Vorstellungen, welche der Titel erweckt, entspricht das Werk kaum, und es hat nicht nur sein Kleid in der norddeutschen Hauptstadt erhalten, sondern auch von deren Geiste einen Hauch mit abbekommen. Etwas Unfrohes, Disharmonisches, Halbes ist überall darin, in der äußeren Form wie im Gestalten der Grundidee und der Personen. ‚Halbmenschen' werden uns vorgeführt; ihr Sichfinden, Sichtrennen und -wiederfinden, ihr Mut zum Guten wie zum Bösen — alles bleibt Halbheit. Die Episode, welche dem Buch den pikanten Titel gegeben, böte wohl dankbaren Stoff für fesselnde Charakterbilder; aber der bleibt unausgeschöpft und sie selbst ziemlich nebensächlich für das Ganze. In der Darstellung neben ungeniertem, ja blasiertem Realismus Stücke von sentimentaler Romantik. Daß Übersättigung im sittlich Häßlichen ein Fluch bleibt, der sich früher oder später erfüllt, daß nur Arbeit und Mitleiden aus dem Abgrund retten können, das sind wohl tüchtige Gedanken. Aber ihre Gestaltung versagt an dem Mangel einer festen, hohen und tiefen Weltanschauung. Nur verachtender Trotz gegen das Bestehende, und gelegentlich ein Ausfall gegen Intoleranz treten als unzureichende Surrogate hervor. So gibt auch der Ausklang keinen reinen Ton — ein übertünchter Riß, kein überwindendes, versöhnendes Verschmelzen.

Die beiden ‚Novellen', welche der folgende Band* vereint, ändern das Bild des Verfassers kaum. In der Titelerzählung ‚Der Stegreifritter' wehrt sich Eva Fontagne gegen eine Vernunftehe mit dem nur äußerlich korrekten Diplomaten Duhnin und wirft sich schließlich, dem Verlobten und ihrer Familie zum Trotz, einem deklassierten Adligen, Klaus Steppenrit, an den Hals. Dessen Gestalt, die aus Erinnerungen an Helden Byrons und an Böcklins Abenteurer erwachsen sein wird, wirkt allenfalls etwas weniger unsympathisch als all die andern einschließlich der recht bewußten ‚golden Blonden', Eva, die mit Rucksack, aber ohne Hut! auf die Berge steigt, damit sie sich zur rechten Gelegenheit den Fuß verrenke. Sehr romanhaft oft und stellenweise etwas langweilig und geschmacklos. Überall die Atmosphäre einer dekadenten Überkultur, welche die Sitte an die Stelle der Sittlichkeit, die Konvention an die Stelle der Gebote gesetzt hat, sich aber gelegentlich zu ganz unmoti-

* Hermann Krüger Berlin W. Zehlendorf.

** Hermann Krüger, Berlin W. Zehlendorf.

* C. Seifert, Köstritz und Leipzig.

vierten Ausfällen gegen Katholisches ermannt, deren Oberflächlichkeit selbst bei Rosegger-Sohn verblüfft. Um die zweite Erzählung ,Der Zug um 6 Uhr 10' steht es nicht wesentlich anders. Doch sei anerkannt, daß hier die Darstellung im allgemeinen packend und das Ganze, wenigstens neuropathologisch, nicht uninteressant ist. Es wird im Grunde wahr sein, daß wir über eigene verwerfliche Unterlassungen schwerer wegkommen, als über verwerfliche Handlungen, über eine Gewalttat leichter als über eine Feigheit. Aber bezeichnend ist, daß als Unterlassungssünde hier die Versäumung eines Ehebruchs gilt und, nachdem die Enttäuschte sich vor den Zug geworfen, der zerknirschte Ästhet sich zu dem Worte aufrafft: ,Gott sei Dank, daß der Kopf unverletzt war.'

Von solch schauerlichem Ausgang einer nervösen Zwangsvorstellung zu den Gruseligkeiten, welche der dritte Band ,Die blutrote Perle und andere Absonderlichkeiten'* bringt, ist kein so weiter Schritt, als ihn der Waschzettel vom ,Talente' gleich zur ,Genialität des Dichtersohnes' tut. Es wimmelt in dem Buche nur so von geheimnisvollen Morden und Selbstmorden, von allerlei Ausgeburten überhitzter Phantasie, welche durch die herkömmliche Nachtstimmung möglicher und für die Nerven des Lesers wirksamer gemacht werden. Blasierte Kavaliere und dämonische Weiber, Liebe ohne Treue, überreizte Sinnlichkeit, müde und aufgepeitschte Nerven, grelle Sensationen, exotisches Parfüm — moderne Gespenstergeschichten, wie Edgar Allan Poes Gedächtnistag sie auch sonst noch angeregt hat. Der Mensch und die Geschichte fängt hier eigentlich erst bei der Zigarette an. Über allem, was Hans Ludwig Rosegger schreibt, liegt's so wie eine Mischung von Zigarettenrauch und Stallduft. Mit diesem Hauch — freilich nicht der besten Schichten seines Volkes — und mit etlichen nicht recht schriftgemäßen Wendungen legitimiert er sich denn auch als Österreicher. Wer die drei Bücher nicht liest, hat nichts verloren.

Hans Norbeck.

* C. Seifert, Köstritz und Leipzig.

Theater

Münchener Theater. Ein holder Zufall hat es gefügt, daß wir kurz hintereinander ausgesprochen christlich romantische und vorbildende monistisch neuklassische Tragik genießen durften. Almeida Garrett, der portugiesische Dichter, Politiker und Staatsmann, der 1854 gestorben ist, hat zwar von der Bezeichnung Tragödie Abstand genommen, rein äußerlich, weil er nicht mit Jahrhunderte alten Regeln brechen wollte, aber sein sehnlichster Wunsch, ja seine Überzeugung ging doch dahin, im Drama ,Manuel de Sousa'* eine echte Tragödie geschaffen zu haben. Die Fabel, die der ,Historia de S. Domingos' des Priors von Bemfica entnommen ist, verläuft in einfachen Linien, bietet Charaktere ohne geistige Weite, ohne seelische Verschlingungen, und empfängt ihre menschliche und dichterische Bedeutsamkeit eigentlich nur von der Katastrophe, von dem antikisierenden Schicksal, das sich hier entlädt und von der verleuchtenden Dämmerung religiösen Verzichts. (Man beachte dabei schon die ideelle und formale Synthese von sophokleischer Situation und christlicher Handlung.) Der Gang des Geschehens ist dieser: Johannes von Portugal war aus der Mohrenschlacht von Alcacer nicht wiedergekehrt. Als alle Aussendungen, alle Forschungen um ihn fruchtlos blieben, mußten endlich die Zweifel an seinem Tode verstummen, und nach sieben Jahren der Trauer reicht die Witwe Donna Magdalena de Vilhena dem ritterlichen Manuel de Sousa die Hand. Vierzehn Jahre währt schon dieser Bund, dem bald eine Tochter knospenschön entblühte. Maria ist kein Kind wie die anderen in ihren Jahren. Von altkluger Frühreife, von einer feinnervigen, durchspürenden Geistigkeit, wie sie sich zuweilen gerade in einem zart geäderten Organismus ausformt, grübelt sie allem Verworrenen nach, bis in das Wesen der Dinge denkend, und schaut in träumender Hysterie

* Almeida Garrett, ,Manuel de Sousa'. Drama in drei Akten. (Allgemeine Bücherei der Leogesellschaft. Braumüller, Wien und Leipzig.)

Gesichte. Vorahnungen eines großen Unglücks überrieseln ihr Lebensgefühl. Und nicht bloß das ihrige. Seit die Familie von politischen Schlägen gedrängt in dem Palast des Johann von Portugal Zuflucht nehmen mußte, zittert auch Donna Magdalena vor einem Etwas, das drohend herankriecht. So naht jener Freitag, an dem sie vor vielen Jahren dem ersten Gatten angetraut wurde und an dem wieder wie vor Jahren die Gedankenschuld ihre Seele umwebte. War es denn wirklich Sünde, daß schon zu Lebzeiten Johanns die Liebe zu Manuel in ihr aufschlug wie ein leise singendes Flämmchen. Sie bewahrte doch ihrem Gemahl die Treue in Wort und Tun, und über ihre Lippen floß nichts von den heimlichsten Regungen des Herzens. Und wie sie sich das eben in einer Zwiesprache zurückruft, da pocht ein Pilger an die Schwelle, einer, der vom Heiligen Lande zurückkommt mit der Muschel am Hut und dem Stab, mit weißhängendem Bart und hohler Klagestimme. Da wird es laut, daß Johann noch lebt. Der Pilger, der Grüße von ihm zuträgt, ist selbst der Totgesagte, nur daß Magdalena ihn nicht mehr erkennt. Dem Schrecken mischt sich die Schande, denn Manuels Liebesbund mit Magdalena und Marias Dasein ist nun mit Fehl und Schmutz bedeckt und bis in die Anfänge zurück zernichtet. Rasch schließt sich dem Höhepunkt Ende und Entsagung an, indem Manuel und von seinem Willen gelenkt Magdalena das Skapulier des heiligen Dominikus nehmen. Während der Chor der Mönche zu ihrer Einkleidung feierlich psalmiert, stürzt Maria irrsinnig, in flatterndem Haar, in zerknittertem Linnen herein, schreit nach Vater und Mutter, die ihr verloren gehen und — stirbt.

Mit dem Riß des Aufbaues sind schon die Schwächen bloßgelegt. Nicht als ob ich sie hätte herauszacken wollen. Sie sind dem Linienzug immanent. Zunächst bleibt uns die Grundempfindung, dieses affektierte, aufgetriebene Schmach- und Schuldbewußtsein Manuels fremd und kann nur durch dichterische Suggestionskräfte und -schauder annähernd fühlbar werden. Für Almeida Garrett besaß die moralische Schlußfolgerung sicherlich zwingende Realität. Er ist Romane, und seine sittliche Anschauung ist die des Romanen. Doch diese deckt sich nicht mit der katholischen Ethik an sich. Die zweite Ehe war ungültig. Ja. Aber weshalb sollte sie den, der sie in gutem und reinem Glauben eingegangen war, in den Kot der Sünde schleifen und ihn mit Ehrlosigkeit und Schimpf bedecken, die ‚in Ewigkeit über dem Grabhügel liegen'.

Es wäre nun ein Weg offen gestanden, freilich einer, den erst die Differenzierung moderner Seelenkunde belichtet hat, den Schuldbegriff aus der Einpfählung von Volk, Rasse und Zeitkultur ins Allmenschliche herauszuheben und zu verfeinern. Ilse von Stach hat ihn eingeschlagen, als sie in der dramatischen Dichtung vom ‚heiligen Nepomuk' den Schleichgang der Gedankensünde bis in die Zwielichtkammern des Unterbewußtseins verfolgte. Almeida Garrett brauchte nur mit der historischen Überlieferung freier zu schalten und den Willensakt statt in Don Manuel in Magdalena zu legen und flüsterndes Begehren und Schuld in **eins** zu leiten, so wäre die Donna nicht bloß der Hebel der Handlung, sondern auch eine tragische Heldin und Büßerin geworden. Aber der Dichter hatte nun einmal den Ödipus im Auge, und wie dem sich das Schicksal verstrickt. Doch dabei entging ihm über dem Umriß der Situation, den er noch dazu durch kalendarische und örtliche Festlegung in die wulstige Linie der Zacharias Werner, Houwald und Müllner verzerrte, ein Wichtigstes, das Kunstbezirke scheidet. Der Sproß des Labdakidenhauses nämlich wühlt selbst in den dunklen Fragen und Bedingungen seines Lebens, rüttelt selbst am Damm seines Geschickes, bis es ihn vom Strande des Lichtes in unvergängliche Tiefen spült. In Manuel hingegen trifft die Nemesis einen Untätigen, einen Willenlosen. Ästhetisch formuliert, besagt es: Dort ist eine dramatische, hier eine epische Abfolge. Dort wird eine tragische Notwendigkeit geschweißt, hier springt aus Zufällen ein trauriges Los.

Kein Wunder, wenn sich das Interesse

und Mitempfinden mehr und mehr um den verhärmten Greis sammelt, denn die Stellen, wo dieser bestimmend hereinlangt, sind nicht bloß dramatisch die lebhaftesten, sondern auch dichterisch die lautersten. Wie prächtig gipfelt der Schluß des zweiten Aktes! Welche Summe von Erfahrung und Leid ist da in einen einzigen Ton gepreßt! Eine erschütternde Kürze des Ausdrucks, daß dieses eine Wort erbebt unter der Schwere der tiefen Lebenssymbolik. ‚Pilger, Pilger, wer bist du?‘ fragt einer. Antwort: ‚Niemand.‘ — Oder jene andere von Wehmut umlagerte Episode des dritten Aktes, wo dasselbe Motiv des Verlassenstehens breiter ausgespielt und persönlicher durchfärbt wird, wenn sogar sein treuester Diener, der allein an der Wiederkunft des Herrn festhielt, sich jetzt von ihm neigt, weil seine heißere Liebe in den langen Jahren anderen zuwuchs, den Jüngeren, die ebenso, vielleicht mehr, ihr Daseins- und Glücksrecht haben. Nur jene Stelle, wo der Pilger klagend und mahnend wie ein Gewissen dem Eheweib gegenübersteht, wirkt mehr theatralisch als lebendig und entbehrt darin, daß die Donna ihn nicht erkennt, der Wahrscheinlichkeit. In Hardts ‚Tantris‘ ist ja die Lage ähnlich, aber sie steigt dort aus mythischem Grunde und läßt spiegelnde, schillernde Deutungen zu: die Untreue kennt den Treuen nicht. Hier aber wurde die Psychologie keinem tieferen Hintersinn geopfert, sondern ausschlaggebend waren die Komplikationen und die Verschiebung des Problems, die sich dadurch ergeben hätten: Magdalena wäre zwischen zwei Gatten gestellt.

Der Dichter legte aber alle ideelle Schwere in den Mann. Es fällt geradezu auf, wie er die weiblichen Figuren entlastet, wie er ihre seelischen Möglichkeiten nicht entrollt. Selbst das Töchterchen, das sich so nahe an moderne Gestaltungen von Kleist bis zu Ibsens Hedwig und Stuckens Myrrha heranbiegt, läßt sich schließlich skizzenhaft an, ein Rädchen bloß im tragischen Triebwerk.

So laufen, wie gesagt, alle Fasern in die christliche Tragik, in die christliche Läuterung aus. Sie bildet den Kern, um den Almeida Garrett die dramatische Schale wölbt. Auch die Calderongesellschaft machte ihre Auswahl wohl davon abhängig. Es wäre nur die Frage, ob sie in dieser Hinsicht glücklich war — ich meine gerade innerhalb der religiösen und künstlerischen Strebungen der Gegenwart — und ob sich hier echte christliche Tragik erschließt. ‚Die Katastrophe ist ein doppelter und furchtbarer Selbstmord, aber dieser wird nicht mit Dolch oder Gift ausgeführt: Es sind zwei Leichentücher, welche sich über zwei lebende Leichen breiten.‘ Das ist des Dichters Vorwort, und seine Umschreibung malt nicht zu düster. Zwei Selbstmörder! Zwei Zermürbte! Oder psychologisch gewendet: Eine Resignation ohne durchsonnende Erkenntnis, ohne den Untergrund eines festeren Willens. Sind das die tragischen Helden, nach denen die jüngste Kunst verlangt? Ruft sie nicht als Nietzsches Echo nach den großen Ungebrochenen, nach den siegreichen Besiegten, die in Stark- und Frohmut ihr Leid an sich reißen? Schauen wir nur, was die Zeitgenössischen theoretisch umgrenzen und künstlerisch zu gestalten suchen, die Heinz Schnabel, Bab, Bodman, Rosmer, Paul Ernst, Lublinski, Wilhelm von Scholz. In Läuften, wo man die geistige und sittliche Haltung des Christentums als den romantisch schwächlichen Typ bezeichnet, wäre es Aufgabe eines katholischen Dramaturgen, unter den christlichen Dichtern der innerlichen Freude und Stärke, der weisen Selbstbeherrschung und Selbstsicherheit, der Klärung und Reife Auslese zu treffen. Ich glaube, sie wären zu finden, auch in deutschen Landen. (Domanig! Eduard Eggerts ‚Simson‘!!)

Jene jüngste Richtung, die ich eben streifte, der Neuklassizismus, ist am 7. April im Residenztheater mit der Uraufführung von ‚Brunhild‘* zu Wort gekommen. Paul Ernst ist Dichter und scharfsinniger Theoretiker. Die neutragischen Formulierungen, die von ihm und Wilhelm von Scholz ausgingen, haben uns ja hier schon

* Paul Ernst, ‚Brunhild‘. Trauerspiel in drei Aufzügen. (Leipzig, Inselverlag.)

beschäftigt (in Heft 6). Im Anfang ist die unentrinnbar verklammernde Situation. Die tragischen Gedanken lagern schon apriorisch in unserer Gedanken- und Gefühlswelt. So auch in ‚Brunhild'. Von traumhaften Nebeln umbraut, müssen die zwei, die von geheimnisvollen, grauen Urweiten her einander zugehören, sich in die Seele, ins Fleisch wüten, bis die notwendige und doch selbstgewählte Vernichtung, bis der letzte Hauch auf der Bahre sie wieder zu jener mystischen Einheit zurückführt.

Während also in ‚Manuel de Sousa' die Strahlung auf die beabsichtigte Läuterungstragik, auf die Katastrophe fällt, ruhen hier die ideellen und sittlichen Hauptgewichte in der kosmischen Vorbestimmung, in der Exposition. Ja, fast scheint es, als ob diese zu wuchtig geraten wäre, als ob sie zu den übrigen Teilen nicht in rechten Maßen stünde, und das darum, weil sich von den chormäßigen Reflexionen und den zwiesprachlichen Versreihen zu wenige Taten und eindringliche Kampfgebärden loslösen, weil das Ideelle, die gedanklichen Bohrungen nach dem neuen Schuld-, nach dem erneuten Schicksalsbegriff den eigentlichen Handlungslauf zu sehr durchsprengen. Alle Figuren, alle Worte, alle Gesten empfangen ja ihren Schall und Widerhall, ihren Wert oder Unwert von einem ethischen Monismus, von einem Ineinsfühlen mit der Natur.

‚Ich weiß nichts von Verfehlung und Schuld,
Denn nach Notwendigkeit leben wir oberen Menschen,
Schuldlos,
Denn wir sind wie die grünende Erde,
Die auf den Schnee harrt,
Und wie der Schnee, der die Schmelze erwartet.
Du aber hast als Schuld die Verstrickung gefühlt
Und als Verfehlung Dein Unglück,
Und jedes Geschehen als Deinen Willen;
Denn sonst warst Du gottgleich.'

Schon Hebbel hat die Schuld im christlichen Sinne als unwesentlich vom Drama losgeschält. Paul Ernst folgt ihm und erhöht und vergeistigt, eben als idealistischer Monist, zugleich die Umwelt der naturalistischen Doktrinen. Ich lasse hier jede Weltanschauungskontroverse beiseite, um das Problem rein dramaturgisch zu fassen. Also die Großen, die Vollmenschen wüßten nichts von Verfehlung und Schuld? Bedeutet das keine Verengerung des seelischen und damit des dramatischen Kampfgebietes? Wo blieben die ragenden Gestalten, die der geniale Brite mit seinem Blute durchströmte, mit seinen Erfahrungen bereicherte, mit seinen Schmerzen durchglühte, wenn ihnen nicht Schuld und Schuldgefühl zum Anruf edler, erhebender, tragischer Leidenschaften geworden wären. Es ließe sich vielmehr das beweisen und ich glaube an Hebbel und noch mehr an Ernst empirisch belegen: Je näher die dramatischen Charaktere an den Zwang einer Notwendigkeit, in den Bann- und Lichtkreis einer Idee rücken, um so blasser erscheinen sie, um so entkleideter ihres Menschentums. Das Leben, das individuelle wie das kosmische, wird in Formeln abgezogen. In ‚Brunhild' sprechen denn auch alle in Formeln von sich und dem Weltganzen, in direkter, straff gezogener Charakteristik, in Selbsterläuterungen. Das, was Karl Lamprecht den Grundzug unserer Zeit nennt, das wird hier überdeutlich: das immer stärker in die Bewußtheit, in den Vorstellungsbereich gehobene Nervenleben. Nur daß solche intellektuelle Anspannung und Eroberung des Ichs wenig zu einem urzeitlichen, in elementaren Trieben ausschäumenden Reckentum passen will, wenn etwa Brunhild, die Walküre, einmal im dritten Akt, ehe Gunther verzweifelnd hereinstürmt, den Worten in einer Art nachhängt, die geradezu von Mauthners Sprachkritik zersetzt scheint.

Als das Drama 1909 erschien, schrieb ich in einer dramaturgischen Jahresübersicht: ‚Da rinnen Verse hin von einer verträumten Nachdenklichkeit, von einer Sterbenswonne, von einem Schattenwurf, die den Wiener Neuromantikern zur Zierde gereichten.' Ich dachte zuvörderst an Hofmannsthal, obgleich sich diese melancholisch getönte, um die Vielfältigkeit und den Rätselsinn des

Daseins gesponnene Lyrik schon auf den Dichter der ‚Jüdin von Toledo' zurückleiten läßt. Wer aber feiner hinhorcht, der wird in Brunhild bald noch eines anderen sprachbildnerischen Komponenten gewahr werden, welcher, bezeichnend genug, wieder ganz dem Denkherd entspringt und die Satzbindungen enger an Hebbel als an Grillparzer schließt. Ich meine die syllogistische Formung. Da wächst alles kausal heraus, jedes Wort angekoppelt. Ernst stellt etwa einen Zentralbegriff hin. Um den gruppiert er, den wiederholt er, als ob er ihn nicht entlassen könnte, bis er ihn nach allen Seiten hin ausgeprägt hat. Dadurch büßt sein Vortrag ebenso an Beweglichkeit wie an Melodik ein. Die Konturen werden zwar deutlich, aber auch hart, während sie bei Hofmannsthal flirrend, weitschimmerig, von suggestiven Gewalten sind. Als Beispiel diene die schon erwähnte Grübelei Brunhilds:

‚Es glaubt ein jeder in der Welt zu sprechen
Mit andern Menschen; und dieselben Namen
Gibt er den Dingen wie die andern geben,
Und glaubt, er meint dasselbe wie die andern.
Doch jeder sieht ein Andres, und gemein
Sind nur die Namen. Alles ist ein Andres.
Ich kenne nicht, was Chrimhild Liebe nennt;
Auch ist mir Tod ein Anderes wie Dir.'

Freilich sind nur wenige Stellen so ausgesprochen nach dem Kritischen hin gewendet, aber der Kern der gedanklichen Konzeption wird durchweg sichtbar. Verstand und Wille haben sich auch die konzentrierte sophokleische Form, die motivische Einstimmung und den nur sinkenden Handlungsstrom geschaffen. Kommt nun, wie Paul Ernst meint, die Stil- und Willenskunst schlankhin schon der großen Kunst gleich, die uns alle umfängt? Ich möchte das, worauf ich ziele, an einer Szene im Scheitelpunkt des Dramas darlegen. Brunhild und Chrimhild zanken vor dem Dom. Im Nibelungenlied wogt da die Ritterschar und das Ingesinde um sie. Daraus sprüht Anreiz und Scham, Haß und Kränkung, Schlag und Gegenschlag. Hier stehen sie allein im weißen Lichte der Sonne vor kalten, abschließenden Mauern, losgelöst aus dem mitschwingenden, mitfühlenden Leben. Darin liegt es.

Dr. Joseph Sprengler.

Kunst

Augustin Pacher. In der Großstadtkultur mit ihren forcierten Kunstausstellungen schärft sich der Blick für die wesentlichen Elemente der Moderne, für die Zeitaufgaben; aber leicht verliert er die Weitsichtigkeit über das ganze stetige Volkstum und Menschentum. Das ausschließliche Künstlertum und seine Pflege, das Artistentum zehrt an den Volkskräften, statt sie zu nähren. Plötzlich aufs Land versetzt, empfindet man den tiefen Zwiespalt zwischen dem ländlichen, volkserhaltenden, und dem großstädtischen, d. h. modernen, volksverzehrenden Dasein. Das Land und die vererbte Existenz ist die Wiederkehr des ewig Gleichen, des Welterhaltenden, die Großstadt ist das Zentrum der gärenden Kultur, der welterneuernden Kräfte. Ein Blick auf die künstlerische Gegenwart und Geschichte zeigt noch tiefere, ältere Gegensätze und dahinter geheimnisvollere Beziehungen, eine letzte Einheit. Bei und in den modernen Großstädten hat sich die moderne Landschaftsmalerei entwickelt, ein Gestalten in lauter gebrochenen Farben und ein Empfinden in lauter feinsten atmosphärischen Stimmungen, auf dem Lande dagegen ist immer noch wie seit Jahrhunderten die Vorliebe für klare heraldische Farben, feste Umrisse und lineare Eindrücke mächtig. Dort konzentriert sich die Idee zu einer Impression, indem sie alle weiteren Ausläufer verliert, hier braucht der Bildkern stets noch alle erzählenden Elemente, wie der Baum seine Bestandteile, um erkannt zu werden. Im geringsten Dörfchen finden sich romanische und gotische Bauten von den schönsten und klarsten Formen, auch die derb veranlagte, ausdruckskräftige Pracht des Barock fand überall Eingang. Alles stark Struktive hat hier Boden gefunden wie alles stark Dekorative. In der städtischen Kultur vollzieht sich die Verästelung des Struktiven, die stete Wellenbewegung zwischen Konstruktion und Dekoration in ihren Höhen und Tiefen. Dort erstarrt die Archi-

tektonik, hier fließt sie auseinander. Auf dem Lande, dem weiteren Kulturboden, anschauliche Klarheit und struktive Einheit, in der Stadt, dem engeren Kulturboden, neben der stärksten Konzentration auch zugleich die Verflüchtigung des Wesentlichen. Hier gilt der Augenblick stets mehr als die Dauer, die Schönheit des einzelnen stets mehr als die Einheit des Kulturganzen. Noch nie war diese Einheit, die in der Geschichte den engeren und weiteren Kulturboden umspannt hat, so zerrissen wie heute. Wo das einigende Band der Weltanschauung fehlt, scheint keine Brücke mehr von der künstlerischen Großstadtkultur, die im wesentlichen Genuß ist, zu einem allgemeinen harmonischen Volksausdruck hinüberzuführen, der auch in künstlerischen Formen Brauch und Lebensanschauung ist. Eine neue struktive und dekorative Einheit ist bis jetzt nicht vorhanden und das Künstlertum ist zum großen Teil entwurzelt.

Künstler wie Augustin Pacher finden unter solchen Verhältnissen nur schwer ein rechtes, modernes Arbeitsfeld. Einesteils sind sie nicht modisch genug, da ihnen die tieferen Zwecke ihres Schaffens über augenblickliche Formbestrebungen gehen, sie auch als künstlerische Persönlichkeiten unbekümmert ihrer Natur leben, andernteils sind sie doch zu modern, da es der Zeit an der architektonischen Größe mangelt, der sie mit ihren Werken gerne dienen möchten, und sie darum meist gebunden sind, sich erstarrten Bauformen anzupassen. Pacher ist in erster Linie Glasmaler und dient so dem am meisten struktiven und architektonischen Zweig der Malerei. Er ist dabei ebenso epischer Erzähler wie lyrischer Schilderer und weiß mit alten und neuen Natur- und Religionssymbolen immer wieder neue Wahrheiten und Andeutungen in seine Werke hineinzugeheimnissen. Er braucht die starken heraldischen Farben, deren klarer und überwältigender Anschauungswert über flauen Stimmungswerten steht, in seinen musivischen Kompositionen, und er liebt doch auch ganz besonders lyrische, mystische Tönungen für kleine Glasgemälde, wie unser Bild vom heiligen Grale zeigt. Der Born seiner Phantasie und seiner symbolischen Formenwelt, einer sprudelnden Fabulierlust ebenso wie einer monumentalen Hieratik, ist die christliche Heils- und Seelenerfahrung, speziell die katholische Mystik. Form und Inhalt sind von einer harmonischen schöpferischen Empfindung durchtränkt und zu Werken verschmolzen, die in ihrem schlicht naiven und zugleich tiefsinnigen Gehalte überraschen und, während sie dem kalten Verstande fremd bleiben, in das empfängliche Gemüt wie freundliche Visionen und verklärte Offenbarungen hineinleuchten. Sie haben jedem willigen Betrachter etwas zu sagen, zumal in ihren kirchlichen Zwecken. Sie wurzeln fest in dem alten christlichen Kulturganzen und ragen mit ihren Formen hinein in die moderne Kunstwelt; in ihrem oft stark monumentalen, architektonischen Gefüge weisen und verlangen diese Werke in Metall, Glas und Farben zugleich nach einer neuen christlichen Architektonik, von der noch kaum etwas zu spüren ist. So ist Pacher zwar kein eigentlich moderner Künstler; er konnte es seinen ganzen Aufgaben, der zweck- und ideengebundenen Gestaltungsweise nach nicht sein und werden. Aber seine Persönlichkeit ist ursprünglich und reich genug, die alten Formen zu beleben und mit neuem Geiste zu erfüllen, neue Formen zu finden und sie tiefer, organischer zu erfassen als meist die Modernen. Seine Fenstergemälde passen gleicherweise in die Dorfkirche wie in die Gotteshäuser der Großstädte. Sein Arbeitsfeld ist nicht einheitlich umgrenzt wie das moderne im engen Sinn; es ist aber viel weiter und reicher. Und so ist ein Künstler wie Pacher doch gerade recht am Platze in einer Kunstperiode, die einseitig fortschrittlich die Bande der Tradition zerrissen hat. Man denkt bei ihm nicht an Fortschritt oder Tradition, man sieht einfach eine warmherzige, in ihren künstlerischen Ausdrucksmitteln überzeugende, originelle Natur; kein stürmisches oder problematisches Temperament, aber ein origineller und deshalb nicht veraltender Künstler, der weniger im Kunst- als im Volksorganismus wurzelt.

Die Romantik hat die farbenfrohe Glasgemäldekunst wieder in die Kirchen eingeführt; gerade München hat durch Ludwig I. einen Hauptanteil daran. Wenn aber etwas gotischen, d. h. streng konstruktiven Geistes ist, so ist es die monumentale Glasmalerei. In der Gotik hat sie ihre Ausbildung und wahre Blüte erlebt, sie war ein wesentlicher Teil dieser Dienst-, Strebe- und Rippenkonstruktionen mit ihren in sich belebten, aus- und ineinander wachsenden, zu individueller Dynamik gewordenen Flächen. Während sie im romanischen Stil noch in erster Linie den abschließenden Teppichcharakter hatte, hat sie sich hier in ihrer inneren Rhythmik voll entfaltet. Die Romantik hat ihre mittelalterlichen, deutsch-gotischen Ideale aber in quattrocentistischen oder Renaissanceformen aufleben lassen wollen; sie hat das architektonische Gefüge nicht recht erkannt. Darum sind die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entstandenen farbigen Fenster ölbildartig, perspektivisch modelliert statt flächig und ohne organischen Ausdruck. Sie sind kein Bauglied, sondern Schmuck. Immerhin haben sie poetische Anmut, mehr als die darauf folgenden kunstgewerblichen Erzeugnisse der historischen Richtung, die genauer an gotische Charaktertypen und Führungen angeglichen sind, aber meist die Härte, Trockenheit und ideelle Unfruchtbarkeit als Spuren der historischen Kopistenarbeit an sich tragen. Die neueste sachkünstlerische Richtung, die aus Material, Technik und Zweck neue Kunstformen erschließen will, und für die als charakteristische Beispiele die von dem Wiener Koloman Moser entworfenen Fenster für die Kirche am Steinhof genannt seien, mag in ihren Grenzen Gutes geleistet haben, besonders durch den energischen Verzicht auf historischen Stilballast, aber in Bälde wird man fühlen, daß hier doch etwas sehr Abstraktes, Lehrhaftes und Dünnes, eine Theorie für ein Werk geboten wurde. Das ist keine stilistische Epik mehr und auch keine dramatisch in sich bewegte Impression, sondern ein Schema und Schulbeispiel, ein schwereloses Linienspiel. Im Verlauf der Barockzeit war die farbenglühende, meist in ganzen gefärbten Stücken musivisch komponierte Fensterkunst in verblassene, aufgepinselte Farben zerlaufen, um dann in einem noch aufgeklärteren Zeitalter dem leeren kalten Fensterlicht Platz zu machen, das dem Kirchenraum jede mystische Traulichkeit nahm. Damals wurde die Idee vergessen, heute soll sie durch die Zweckechtheit ersetzt werden; die Resultate sind denn auch trotz allem mager. Nur die erlebte Idee gibt architektonische Kraft.

Dynamik, das ist die Kraft, die aus der Weltanschauung pulst und in den künstlerischen Schöpfungen kreist. Ohne sie gibt es keine Architektonik und auch kein Kunstgewerbe. Man rechnet heute die Glasgemäldekunst zum Kunstgewerbe. Ebenso wie man die Architektur zu sehr kunstgewerblich betreibt, während das Kunstgewerbe früher eine architektonische Detailschöpfung war. Wir können nicht über unsere Zeit hinaus, die noch keine originale Architektur hat, aber wir verstehen um so besser die aus dem alten christlichen Kulturganzen quellende Dynamik in einer Reihe von Pachers Schöpfungen, oder auch das edle lyrische Pathos in anderen, die stille Intimität in dritten*. Wir nennen das nicht Kunstgewerbe, sondern architektonischen Ausdruck.

Pacher verfolgt keine Prinzipien als die, eine leere Kaleidoskopkunst zu vermeiden und in einem vollen künstlerischen Eindruck visionär zu überzeugen. Er geht auch nicht auf strenge Hieratik aus wie etwa die Beuroner. Diese stilistische Unbekümmertheit, in der das Persönliche naiv künstlerisch regiert, ist sein persönlicher Reiz. Es tut wohl, ohne alle Prätensionen mitzufühlen. Vielleicht gelingen ihm gerade aus diesem unbekümmerten Kunstgefühl heraus seine impulsiven Einfälle, seine den Rahmen füllenden und sprengenden, organisch in sich belebten, rhythmisch in die Architektur einmündenden Kompositio-

---

* Vgl. das Sonderheft der „Christlichen Kunst" (April 1908) über Augustin Pacher mit zahlreichen Abbildungen.

nen. Das Glasgemälde ist ihm kein in sich geschlossenes Detail, sondern ein Architekturelement, das aber in sich doch ein ganzes individuelles Leben hat. Wie er außerordentlich findig und erfinderisch ist in Stilisierung von Naturformen, stets mit mystischer symbolischer Beziehung (z. B. auch für Meßgewänder), so quellen ihm auch die Kunstformen in unmittelbarer Anschaulichkeit ohne Schematik über die Bildfläche, so viel Fläche als Bild. Dabei überquillt immer wieder das Gefühl die strenge Hieratik und Kompositionsweise.

Von unseren Bildern geben nur die beiden Engel einen Begriff von Pachers Kompositionsweise. Das Parsivalbild ist besonders mit seinen Architekturformen ein Beispiel für seine epische Phantasie. Die zarte Verkündigung ist kein Glasbild, sondern ein Tafelgemälde. Pacher hat eine besondere Neigung zur Tafelmalerei, da sie lyrische Stimmungen, die ihm am nächsten liegen, besser ausdrücken läßt als die herbere Glasmaltechnik mit ihren Mosaikumrissen.

Einen Künstler wie Pacher würde man in einer Kunstausstellung leichterdings übersehen; aber ein von ihm entworfenes Glasfenster in einer Dorf- oder Großstadtkirche wird man nicht übersehen. Man spürt darin die alte religiöse volkstümliche Ganzheit, frisch erhalten durch eine originelle Künstlerpersönlichkeit.

Konrad Weiß.

Musik

Musikalische Schundliteratur. Der Kampf gegen Schund und Schmutz auf dem Gebiete der Literatur und bildenden Kunst gehört zu den erfreulichsten Errungenschaften unseres modernen Bildungslebens. Auf dem Gebiete der Musik ist man in dieser Beziehung noch etwas im Hintertreffen geblieben; trotzdem machen sich auch hier neuerdings energische Maßnahmen einschlägiger Art geltend. Im Verlag Breitkopf & Härtel hat A. Penkert soeben unter dem Titel ‚Das Gassenlied‘ (Preis 60 Pf.) ein Schriftchen erscheinen lassen, das als dankenswerter Beitrag einschlägiger Art zu begrüßen ist. Der Verfasser geht mit den Produkten des modernen Pseudovolksgesanges, der sich aus banalen Gassenhauern und dekadenten Operettenmelodien rekrutiert, streng ins Gericht; er klagt aber nicht nur an, sondern begründet auch, und das sichert seiner Schrift erst eigentlichen Wert und Eindruck. Wir behalten uns vor, im Rahmen unserer Zeitschrift auf die hochaktuelle Frage gelegentlich ausführlich zurückzukommen. Heute bereits möchten wir aber unsern Lesern zur Anregung eine kleine Probe aus Penkerts Schrift geben, die gewisse musikalisch technische Mängel der musikalischen Schundliteratur ins rechte Licht setzt und damit den Beweis liefert, daß der Kampf gegen die musikalische Schundliteratur sich nicht nur auf allgemeine ästhetische und moralische Forderungen, sondern auch auf streng konkretes Beobachtungsmaterial zu stützen vermag. Also Penkert schreibt (S. 49 ff.):

‚Man kann an allen bekannt gewordenen Schlagern aus Operetten- und Varietétheatern erkennen, daß diese Lieder eine ganz geringe Anzahl von Motiven — meist zwei gleichzeitig auftretende — erkennen lassen, die in dauerndem Wechsel, meist in fast stereotyper Form den ganzen Liedersatz beherrschen, und das um so mehr, ein je markanteres rhythmisches Gefüge sie haben. Das ist leicht erklärlich. Rhythmische Umgestaltungen und Entwicklungen werden am wenigsten leicht erkannt und vertragen, und dementsprechend werden rhythmisch-markante Figuren in der alten Form dem Hörer am wenigsten leicht zuwider. Selbstverständlich könnte weder die Zweizahl als solche, noch die Prägnanz des rhythmischen Gefüges einen ästhetischen Vorwurf bedeuten; in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, und je fester sich das Thema dem Ohre unmittelbar einprägt, desto mehr ehrt es im allgemeinen den Autor. Was den schweren Vorwurf ausmacht, ist, daß die Motive nicht entwickelt werden, sondern nur kurzatmige, kahle melodische Bildungen bleiben ohne tiefergehende und aus größerer Tiefe kommende seelische Spannungen und Steigerungen; Melodien, die ihre kurze und

übersichtliche Gliederung in erster Linie äußeren Gründen verdanken, der Rücksicht auf die leichte Faßlichkeit, Ausführbarkeit und Brauchbarkeit für Tanz und geistig niedrig stehende Geselligkeit. So wird das bekannte, durchaus nicht zu den schlechtesten gehörende Lied ‚Heimlich still und leise' im ersten Liedsatz beherrscht durch die beiden unausgesetzt miteinander abwechselnden Motive



Im zweiten Liedsatz herrscht fast ausnahmslos das zweitaktige Motiv



das in 8 Takten dreimal wiederkehrt und erst die beiden letzten Takte für eine ähnliche Figur freigibt: nach Wiederholung des ersten Satzes folgt ein dritter 24taktiger Liedsatz, in dem das Motiv



mit Ausnahme eines 8taktigen Mittelsatzes unumschränkt jeden Takt beherrscht in rhythmisch absolut gleicher und melodisch wenig sich ändernder Form. Dann hört man den ersten Liedsatz als Abschluß zum drittenmal. Den einzelnen Motiven sei ein gewisser rhythmischer und melodischer Reiz nicht abgesprochen, wohl aber ihrem Ausbau. So geht es mit außerordentlich vielen Gassenliedern und Operettenschlagern. Sie weisen irgend eine momentan interessante, bald melodische, bald harmonische, bald rhythmische Ecke auf. So ist es mit den Refrainanfängen zu ‚Haben Sie nicht den kleinen Cohn geseh'n', ‚Schatz, mach Kasse', ‚Kind, du kannst tanzen', ‚So 'ne ganze kleine Frau', ‚Immer an der Wand lang'. Vielleicht würde sogar bei sorgfältiger literarischer Wahl mancher der Komponisten sich zu besseren Melodien angeregt fühlen, und mit der Hebung des literarischen Geschmackes würde ohne weiteres eine Hebung der Musik eintreten. So aber hilft grobe Musik einer noch gröberen Literatur zur Verbreitung. Wie mancher kommt wohl erst durch die Musik auf die Texte: Er hört die Melodien, interessiert sich für sie, kauft sie und mit ihr den Text! Manches Lied würde dem Texte nach abstoßen und verdankt seine Verbreitung nur der Musik, so vielleicht das Lied vom kleinen Cohn, von der kleinen Monte-Carlinette. Ähnlich wie mit dem Lied ‚Heimlich still und leise' steht es mit dem beliebten Duett aus der ‚Dollarprinzessin', das als Refrain die Worte hat: ‚Wir tanzen Ringelreih'n, einmal hin und her,' mit ‚La Matchiche', dessen schlüpfriger Text in dem von uns für alle Beiträge zugrunde gelegten Textbuch überschrieben ist mit dem entschieden anziehend anzüglichen Satze ‚Wenn meine Frau sich auszieht'; ähnlich mit dem überall exerzierten Walzer aus dem ‚Walzertraum': ‚Da draußen im duftenden Garten' und der sattsam bekannten Melodie ‚Morgen muß ich fort von hier, morgen muß ich wandern' aus dem ‚Fidelen Bauern' oder der folgenden Melodie aus derselben Operette, in der zunächst die beiden Motive miteinander wechseln



Diese beiden Motive folgen einander viermal, das erste in unveränderter Form, das zweite jeweilig nach der Tonika oder der Dominante gewendet, in der Mitte unterbrochen durch die kurze melodische Fügung



Diese Melodie kehrt dreimal wieder, zweimal in C-dur, das dritte Mal in D-dur und wird, ohne im einzelnen individuell umgebildet zu werden, zunächst von der kleinen Schwester des Stephan Annamirl gesungen,

dann von dessen altem, gutherzigem, ehrgeizigem, alles für den Sohn opfernden Vater Matthäus und zuletzt von dem steifen, im Laufe des Lebens herb und unliebenswürdig gewordenen Freund und Nachbarn des Vaters, Lindoberer. Der Mangel an seelischer Tiefe, bemerkenswerter Inspiration und geistvoller Konzeption läßt sich in einem erschreckenden Umfange fast überall zeigen auf dem Gebiet der Gassenliedliteratur und dem, was sie in ihr Bereich hineingezogen hat. Weder heitere noch ernste Texte, weder leicht tändelnde noch gefühlvolle Melodien machen da eine Ausnahme. Nirgend oder nirgend ohne störende Einzelheiten in der Fortführung finden sich charakteristische, melodische Gestaltungen geistvollen Scherzes, keck zugreifenden Witzes, überlegenen Spottes, leichter und dabei doch fesselnder Laune, tiefen Gemütslebens, lebendiger, massiger Kraft. Es geht wie bei den Texten: am meisten spürt man die seelische Unfähigkeit da, wo man aufrichtiges, echtes Gemütsleben erwartet, so in der Vertonung des schon in seinem Text wohl ausreichend charakterisierten ‚Findlings' und den der Heimat gewidmeten Liedern, wie z. B. dem ‚Heimatlied' von Philipp, oder ‚Tief im Böhmerwald' von Munkelt; das erstere mit seinen schwächlichen und wenig gewählten melodischen Bögen und dem ständig wiederkehrenden rhythmischen Bild

♪ ♫ | ♩. ♪ ♫♫ | 𝅗𝅥.

Der 3/8 Auftakt ♪ ♫ | ♩ oder ♪ ♫ | ♩ ist ausnahmslos jeder Verszeile eigen; er kehrt also in den drei Strophen des Liedes 3×8=24mal wieder; dazu bringt der Refrain diese Auftaktfigur in jedem seiner acht Takte! Welch eine unerhörte Gleichgültigkeit gegen die Ästhetik des musikalischen Rhythmus! Die dem Verfasser vorliegende Ausgabe des Liedes ‚Tief im Böhmerwald' ist zwei Druckseiten lang. Die eine Druckseite bietet das Lied als Walzer, die zweite als Rheinländer. Welch eine wundersame ästhetische Elastizität besitzt die Seele dieses Herrn! Bei einer Neuauflage würde man ihm empfehlen, es auf der dritten Druckseite — nur mit einigen nötigen, aber wohl leicht eingefügten Textvariationen — als geistliche Arie für eine Frauenstimme, etwa mit einer obligaten Geigenstimme, und auf der vierten als Marsch für Männerchor unter Begleitung von Blechmusik und Pauken und Trommeln zu komponieren. Melodisch ist immer nur die Oberstimme gesetzt; außer dem ruhig und ergeben mitlaufenden Baß und den dazugehörigen nachschlagenden Vierteln findet man zur Oberstimme bald eine, bald zwei Seitentöne im Diskant, ohne erkennbare Logik, „wie's halt trefft". Hier zeigt sich beschämend deutlich, wie der Autor für nichts eigentlich dauernd interessiert ist als für die Melodie. Von konsequent durchgeführten, begleitenden oder kontrapunktierenden Stimmen ist nichts vorhanden; es existiert nicht einmal eine melodisch geführte Baßstimme. Man vergleiche mit dieser äußerlichen, alles echten Gefühls baren Melodie die einfachen, gewiß schmucklosen aber ehrlichen Volkslieder ‚Drunten im Unterland', oder ‚Juhe, Tirolerland' oder Hegars kunstvolles schönes ‚Heimweh' (Volksliederbuch für Männerchor, Peters-Leipzig). Aufrichtige Bitternis fühlt man, wenn man überhaupt einmal Vergleiche zieht . . . zwischen den Melodien, Rhythmen und Harmoniefolgen, wie sie einerseits die Volkslieder in jener eben erwähnten köstlichen Ausgabe aufweisen und andererseits die Gassenlieder, die dieselben Themen zu behandeln sich unterfangen.' —

Wir hoffen durch dieses Zitat nachdrücklichstes Interesse für Penkerts Schrift erweckt zu haben. In der Tat sollte sich seine Lektüre kein am Bildungsbestreben unserer Zeit irgendwie Beteiligter entgehen lassen. es.

Verschiedenes

Osterfest und Kalender-Reform.

Wenn ich zu meiner im letzten Hefte dieser Zeitschrift S. 203—213 veröffentlichten Abhandlung über ‚Das Osterfest und die Kalenderreform' heute einen Nachtrag bringe, so liegt der Grund darin, daß der von mir entworfene Reformplan, den ich bei Darstellung der übrigen Vorschläge in allge-

meinen Zügen beschrieb, eine Beachtung und Würdigung gefunden hat, die über meine eigenen Erwartungen weit hinausgeht. Dr. John Mez-London bezeichnet ihn in den ‚Dokumenten des Fortschritts' als denjenigen, der gegenüber den sonstigen bisherigen Reformvorschlägen der tauglichste sei, und fügt hinzu: ‚Es ist sehr wohl möglich, daß das Problem der Kalenderreform, von deren Nützlichkeit und Notwendigkeit die weitesten Kreise überzeugt sind, durch Annahme dieses Vorschlages in absehbarer Zeit gelöst werden wird ... Es würde damit unstreitig eine hochbedeutende kulturelle Errungenschaft erreicht werden!'

Es scheint mir in Hinsicht auf dieses Prognostikon sachlich angemessen zu sein, das Kalenderbild, wie es sich nach meinem Vorschlage gestalten würde, in der für Kalender üblichen tabellarischen Form zur Anschauung zu bringen, damit aus solcher Übersicht um so leichter ein zuverlässiges Urteil über die Brauchbarkeit des vorgeschlagenen Kalenders sich gewinnen läßt.

Erstes Halbjahr.

Januar	Februar	März	Incarnat.-Woche	April	Mai	Juni	Peter-Pauls-Woche
Neujahr **1. So**	**1. So** 4. n. Epiph.	**1. So** Invocavit	**1. So**[4] Judica	**1. So** Palmsonnt.	**1. So** Jubilate	**1. So** **Pfingstf.**	**1. So** 4. n. Pfingst.
2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	**2. Mo**[8]	2. Mo
3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di
4. Mi	**4. Mi**[2]	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi
5. Do[1]	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do
6. Fr	6. Fr	6. Fr	6. Fr	**6. Fr**[5]	6. Fr	6. Fr	6. Fr[10]
7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa
8. So 1. n. Epiph.	**8. So** Septuages.	**8. So** Reminiscere		**8. So** **Ostern**	**8. So** Cantate	**8. So** Trinitatis	
9. Mo	9. Mo	9. Mo		**9. Mo**[6]	9. Mo	9. Mo	
10. Di	10. Di	10. Di		10. Di	10. Di	10. Di	
11. Mi	11. Mi	11. Mi		11. Mi	11. Mi	11. Mi	
12. Do	12. Do	12. Do		12. Do	12. Do	**12. Do**[9]	
13. Fr	13. Fr	13. Fr		13. Fr	13. Fr	13. Fr	
14. Sa	14. Sa	14. Sa		14. Sa	14. Sa	14. Sa	
15. So 2. n. Epiph.	**15. So** Sexag.	**15. So** Oculi		**15. So** Quasim.gen.	**15. So** Rogate	**15. So** 2. n. Pf.	
16. Mo	16. Mo	16. Mo		16. Mo	16. Mo	16. Mo	
17. Di	17. Di	17. Di		17. Di	17. Di	17. Di	
18. Mi	18. Mi	18. Mi		18. Mi	18. Mi	18. Mi	
19. Do	19. Do	19. Do		19. Do	**19. Do**[7]	19. Do	
20. Fr	20. Fr	20. Fr		20. Fr	20. Fr	20. Fr	
21. Sa	21. Sa	21. Sa		21. Sa	21. Sa	21. Sa	
22. So 3. n. Epiph.	**22. So** Quinquages.	**22. So** Laetare		**22. So** Miser. Dom.	**22. So** Exaudi	**22. So** 3. n. Pf.	
23. Mo	23. Mo	23. Mo		23. Mo	23. Mo	23. Mo	
24. Di	24. Di	24. Di		24. Di	24. Di	24. Di	
25. Mi	25. Mi	**25. Mi**[3]		25. Mi	25. Mi	25. Mi	
26. Do	26. Do	26. Do		26. Do	26. Do	26. Do	
27. Fr	27. Fr	27. Fr		27. Fr	27. Fr	27. Fr	
28. Sa	28. Sa	28. Sa		28. Sa	28. Sa	28. Sa	

[1] Dreikönig. [2] Lichtmeß. [3] Aschermittwoch. [4] Mariä Verkünd. [5] Karfreitag. [6] Ostermontag. [7] Christi Himmelfahrt. [8] Pfingstmontag. [9] Fronleichnam. [10] Petrus Paulus.

Diese Gelegenheit soll aber zugleich dazu benützt werden, zu zeigen, mit welcher Leichtigkeit auch die Festlegung des Osterfestes in den vorgeschlagenen Kalender eingefügt werden kann. Als stets festliegender Osterfesttag wurde der dritte Sonntag nach dem Frühlings-Äquinoktium angenommen; das Frühlings-Äquinoktium aber, das nach dem bisherigen Kalender auf den 21. oder auf den 22. März fiel, fällt nach dem vorgeschlagenen Reformkalender auf den 23. oder auf den 24. März; der dritte Sonntag nach diesen Tagen ist sonach immer der 8. April. Folglich würde das Osterfest in jedem Jahre auf den 8. April und das darnach regulierte Pfingstfest in jedem Jahre auf den 1. Juni fallen; das Weihnachtsfest aber würde auf den ersten Tag der Ergänzungswoche des vierten Quartals fallen und dieser Woche den Namen ‚Christwoche' geben. So ergibt sich der nachstehende *Ewige Kalender für das christliche Kirchenjahr*:

Zweites Halbjahr.

Juli	August	Septemb.	Michaelswoche	Oktober	November	Dezember	Christwoche
Schalttag							
1. So 5. n. Pf.	**1. So** 9. n. Pf.	**1. So** 13. n. Pf.	**1. So** 17. n. Pf.	**1. So** 18. n. Pf.	**1. So**[14] 22. n. Pf.	**1. So** 1. Advents.	**1. So Weihnacht.**
2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	2. Mo	**2. Mo**[16]
3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di	3. Di
4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi	4. Mi
5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do	5. Do
6. Fr	6. Fr	6. Fr	6. Fr[13]	6. Fr	6. Fr	6. Fr	6. Fr
7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa	7. Sa
8. So 6. n. Pf.	**8. So** 10. n. Pf.	**8. So**[12] 14. n. Pf.		**8. So** 19. n. Pf.	**8. So** 23. n. Pf.	**8. So**[15] 2. Advents.	
9. Mo	9. Mo	9. Mo		9. Mo	9. Mo	9. Mo	
10. Di	10. Di	10. Di		10. Di	10. Di	10. Di	
11. Mi	11. Mi	11. Mi		11. Mi	11. Mi	11. Mi	
12. Do	12. Do	12. Do		12. Do	12. Do	12. Do	
13. Fr	13. Fr	13. Fr		13. Fr	13. Fr	13. Fr	
14. Sa	14. Sa	14. Sa		14. Sa	14. Sa	14. Sa	
15. So[11] 7. n. Pf.	**15. So** 11. n. Pf.	**15. So** 15. n. Pf.		**15. So** 20. n. Pf.	**15. So** 24. n. Pf.	**15. So** 3. Advents.	
16. Mo	16. Mo	16. Mo		16. Mo	16. Mo	16. Mo	
17. Di	17. Di	17. Di		17. Di	17. Di	17. Di	
18. Mi	18. Mi	18. Mi		18. Mi	18. Mi	18. Mi	
19. Do	19. Do	19. Do		19. Do	19. Do	19. Do	
20. Fr	20. Fr	20. Fr		20. Fr	20. Fr	20. Fr	
21. Sa	21. Sa	21. Sa		21. Sa	21. Sa	21. Sa	
22. So 8. n. Pf.	**22. So** 12. n. Pf.	**22. So** 16. n. Pf.		**22. So** 21. n. Pf.	**22. So** 25. n. Pf.	**22. So** 4. Advents.	
23. Mo	23. Mo	23. Mo		23. Mo	23. Mo	23. Mo	
24. Di	24. Di	24. Di		24. Di	24. Di	24. Di	
25. Mi	25. Mi	25. Mi		25. Mi	25. Mi	25. Mi	
26. Do	26. Do	26. Do		26. Do	26. Do	26. Do	
27. Fr	27. Fr	27. Fr		27. Fr	27. Fr	27. Fr	
28. Sa	28. Sa	28. Sa		28. Sa	28. Sa	28. Sa	

[11] **Mariä Himmelfahrt.** [12] **Mariä Geburt.** [13] Michael. [14] **Allerheiligen.** [15] **Mariä Empfängnis.** [16] **Stephanus.**

A. Rüdiger-Miltenberg.

Neues vom Büchermarkt

Die Kirchenbauten der deutschen Jesuiten. Ein Beitrag zur Kultur- und Kunstgeschichte des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Von Joseph Braun S. J. Zweiter (Schluß)-Teil: **Die Kirchen der oberdeutschen und oberrheinischen Ordensprovinz.** Mit 18 Tafeln und 31 Abbildungen im Text. Gr. 8° (XVI u. 390), Freiburg, Herder. Mk. 7.60.

Auf diesen Teil der Arbeit Brauns war man wohl am meisten gespannt. Für den Jesuitenstil wurde die Brücke geschlagen von al Gesù in Rom nach St. Michael in München, von da ins übrige Deutschland. Das war dann auch der Weg für die Verjesuitierung des deutschen Katholizismus. Dieses Rankenwerk war obligate Zutat zu der deutschen Kunstgeschichte. Braun hat dieses Rankenwerk endgültig zerrissen. Wesentlich Neues haben die alten Jesuiten nicht geschaffen, wenn sie auch tüchtig in die künstlerische uund religiöse Bewegung ihrer Zeit eingegriffen haben. Braun zeichnet sich in allen seinen Werken durch staunenswerte Akribie aus. Auch die vorliegende Arbeit wird vielen, vor allem dem Kunsthistoriker eine Fülle neuen Stoffes bieten. Ist nun die Geschichte der Kirchenbauten der deutschen Jesuiten erschöpfend geschrieben? Ich glaube, es finden sich noch manche Kirchen, die zwar den Jesuiten nie oder nur vorübergehend gehörten, deren Erbauung aber ganz oder fast ganz unter ihrem Einfluß stand.

Dr. B.

Unsere Kunstbeilagen

Leo Sambergers ausgezeichnetes Porträt des greisen Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, über dessen 90. Geburtstagsfeier wir im Aprilheft berichtet haben, ist zum Jubiläum seiner 25jährigen Regentschaft dem inhaltreichen Aufsatze von Geh. Hofrat Universitätsprofessor Dr. Hermann Grauert über ‚Die Anfänge der Regentschaft in Bayern‘ beigegeben. Die kühne und treffsichere Porträtkunst Sambergers haben wir in ‚Hochland‘ schon wiederholt gezeigt. Seine Fähigkeit, das Charakteristische, so wie es aus der gesellschaftlichen Existenz sich zum persönlichen Gehaben formt und sich dem konzentrierten geistigen Ausdruck unterordnet, geistig zu klären und in einer ebenso erstaunlich charakteristisch treffenden Technik darzubieten, ist eine künstlerische Eigenschaft, die zur Zeit in Deutschland kein Porträtist in dieser Echtheit und Unverbrämtheit besitzt. Sie eignet auch dem Prinzregentenporträt in jedem Striche und geistigen Zuge.

Die Bilder von Augustin Pacher sind in dem betreffenden Rundschauartikel besprochen.

Offene Briefe

Berichtigung. In dem Artikel ‚Staat und Frau‘ von Elisabeth Gnauck-Kühne im Maiheft muß S. 132 die 6. Zeile von oben heißen: ‚daß die Geschlechtszugehörigkeit indifferent ist. Die Unterordnung der Gattin‘ . . .

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: **Karl Muth, München-Solln**
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide **München**
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für **Österreich-Ungarn** Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der **Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.**
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.





Adolf Thomann/Schafschur



Achter Jahrgang Juli 1911

Staatscaritas und Nächstenliebe

Von Else Hasse

Seitdem die großen Städte immer größere Menschenmengen in sich aufnehmen, wird die Mehrheit der sozialen Probleme auf dem meilenweiten Pflaster geboren. Die Weltstadt liefert die großen Bilder des sozialen Lebens; wer prüfende Blicke auf die gesellschaftlichen Zustände der Jetztzeit werfen will, denkt zuerst an das Verhalten der Großstadtmenschen zueinander, und was an diesem Verhalten fehlerhaft ist, was die Gemeinschaft zu lockern und zu sprengen droht, wird in den Metropolen zur härtesten Tatsache, zum sozialen Notstand und zur dringlichen Aufgabe, deren sich der Staat eines Tages bemächtigen muß, weil er die Macht ist, die in der großen Stadt regiert.

Die Großstadt selber hat den Staat zum Nothelfer erkoren, als die Mehrzahl ihrer Kinder den eigenen Nöten nicht mehr gewachsen war. Und das war und ist die allergrößte Not, daß der Mensch, je mehr die Stätten seines Wohnens und Wirkens sich mit Menschen füllen, je mehr sich selber lebt. Zusammendrängung und Entfremdung bedingen sich gegenseitig, weil nicht reine Menschlichkeit die große Masse in die Städte zieht.

Heinrich I., der Städtegründer, hatte einst jeden neunten Mann zwingen müssen, in die Stadt zu ziehen, — seit aber die Stadt den Götzen Geld, Genuß, Erfolg auf allen Straßen Altäre baute, fing der Massenzulauf an, der uns heute bedenklich macht. Wir sahen die Menge derer, die da heischende Hände nach den vergötterten Gütern ausstrecken, immer dichter werden, und wir beobachteten, wie sich der Spielraum für die Selbstsucht jedes einzelnen verengte und wie dieselbe, um sich durchzusetzen, sich mehr und mehr verschärfte, immer

feindlicher sich gegen den Nebenmann wandte und immer mehr Menschen zu Konkurrenten machte. Im Wettlauf nach dem Golde erweiterte sich der Raum zwischen den Starken, Klugen und den Schwachen, Unfähigen, die in der Großstadt rascher verarmen als irgendwo; in der Jagd nach dem Genuß gerieten die Unwissenden, Weichlichen, Tollen bald ins Hintertreffen, in die Regionen der Gemeinheit und des Elends; auf der Bahn der Erfolge erkor so mancher Ehrgeiz sich die Lüge zu seinem Schrittmacher, die gleisnerische Lüge, die der Urteilslosigkeit der Massen überlegen war und die niederen Volksleidenschaften aufpeitschte. So wurden durch die geistig-sittliche Verelendung großer Massen innere sowohl wie äußere Gegensätze verschärft und soziale Unterstufen geschaffen, auf denen die Selbstsucht unbekümmert herumtrat. Das Verhältnis zum Nächsten war Nebensache geworden, das Verhältnis zur großen Stadt hingegen Hauptsache, denn sie zog ja das Menschenmaterial heran, das der Erwerbssucht, der Lust, dem Ehrgeiz dienen konnte; sie ist ja der große Ernährer und Quartiermeister, Lustigmacher und Ehrenspender. Ich und die Großstadt, das war die Losung und ist es noch, ist es dort vor allem, wo die Anbetung des Vorteils, des Vergnügens und der Eitelkeiten das christliche Leben und Lieben verdrängte.

So ist denn die Geschichte der Großstadt auf das engste mit der Geschichte der Selbstsucht verquickt — Selbstsucht, die mit den Städten ins ungeheure wuchs und sich vervielfältigte und in unzähligen Spielarten, durch tausend Künste, Verkleidungen, Masken, mit einer Findigkeit ohnegleichen sich zur Geltung brachte. Sie geht als Gleichgültigkeit unter den Tausenden der Straße um, die fremd aneinander vorübereilen. Sie verdichtet die Mauern und lagert sich zwischen Tür und Tür, so daß es, wo sie weilt, keine Nachbarschaft mehr gibt. Überall, wo Haus an Haus geschmiegt eine Masse bildet, da riß sie tiefe Klüfte auf, schied Vorderhaus und Hinterhaus, in welchem sie die Hunderte einquartierte, trennte Stadtviertel voneinander ab und ließ ganze Bevölkerungsschichten der Verwahrlosung und Vergessenheit anheimfallen. Sie wurde die führende, hetzende Macht im Konkurrenzkampf und trug ihre schonungslose Strategie hinein. Sie sprengte die Gemeinschaft von Arbeitgeber und Arbeitnehmer und rückte die Interessen weit auseinander; sie löste patriarchalische Verhältnisse, verkehrte persönliche Beziehungen ins Unpersönliche und schlug sich als kühle Sachlichkeit in den Arbeitsverträgen nieder, die beziehungslos geschlossen und ohne ein fürsorgendes Bedenken gelöst werden. Sie schuf den Luxus, die Teuerung, die Geldnot, überspannte die Erwerbsgier und Erwerbsnotwendigkeit, trieb die Familien auseinander, die einzelnen zu sonderer Arbeit und sonderem Vergnügen, und trug die Interessenteilung in die engsten Verbindungen hinein. Alle natürlichen Gemeinsamkeiten gingen unter ihrem Einfluß zurück, und weil sie den Menschen um die höheren Liebes- und Lebensgefühle bringt, weil sie an ihre Stelle Eitelkeiten, Leidenschaften, Ängstlichkeiten, Mißtrauen setzt, so verschuldet sie auch die Nervosität, das nervöse Sichselbersehen, Sichselberfühlen, Sichselberwollen, dem die Großstadt Vorschub leistet. Ob der Nervöse mitten im Gewimmel ein Egoist aus Not wird, weil er zu reizbar ist, um des Nächsten Nähe zu ertragen, und

zu schwächlich, um ihm Mitgefühl und Hilfe zu gewähren, oder ob die Selbstsucht da, wo Menschen feil sind, den Robusten zu folgenschweren Rücksichtslosigkeiten verleitet —: jedem sucht sie doch den Grundsatz aufzudrängen, daß er sich selbst der Nächste sei und andere ihn nichts angehen. Offensichtlich sind die Spaltungen, mit denen sie das Leben und Zusammenleben zumal der Städter durchzogen hat —, denn nirgends ist mehr zerteiltes Sein als in den großen Gemeinwesen, nirgends mehr Losgerissenheit und Weltverlassenheit als in den Weltstädten, die ein stetig zerfahrendes Ganze sind.

Als im zerfallenden Gemeinschaftskörper das Fürsichsein von Menschen und Menschenklassen lebensgefährlich wurde, hat man bekanntlich — noch ehe man den Staat um eine soziale Versöhnungspolitik anging — zur Selbsthilfe gegriffen und vielerlei Organisationen von Interessengruppen zustande gebracht. Interessengemeinschaft, auf welcher die Berufsgenossenschaften und die großen politisch-wirtschaftlichen Verbände beruhen, ist sicherlich eine notwendige Gemeinschaft, innerhalb welcher aber Gleichgültigkeit von Person zu Person fortbestehen kann. In diesen Vereinigungen ist Einigkeit nicht selten eine Schöpfung der Selbstsucht und zugleich ihr Aufputz. Nationale, ständische und Klassenverbände haben neben viel gemeinschaftlichem Egoismus hin und wieder auch gemeinschaftlichen Haß zur Voraussetzung. Und für die Massenaktionen ist wohl der einmütig stoßende Wille, aber kein gegenseitiges Wohlwollen der Willensträger vonnöten. Die Massenaktionen münden in Gleichgültigkeit aus: ist ihr Zweck erreicht, so läuft man auseinander. Ihr Hauptwort ‚Einer für alle und alle für einen!' ist ein — Zeitwort.

Der Staat, der seine Fürsorge nicht zeitlich und ‚in unseren Breiten' nur selten durch Interessenpolitik beschränkt, erschien den Einsichtigen wie den Selbstsüchtigen schließlich als der geeignetste Helfer. Das Massenelend der Großstadt und der Industriezentren war auf ihn angewiesen. Was die Selbstsucht — eigene und fremde — den Vereinzelten und Schwachen geraubt hatte, und was sie durch die Gewalt der Verhältnisse verloren hatten: durch die industrielle Entwicklung, das wirtschaftliche Interessenregiment, die Teuerung, den Rückgang des Sparsinns, dafür sollte, das ist allbekannt, durch Vermittlung und Machtbefehl des Staates Ersatz geleistet und den üblen Folgen der Vereinzelung vorgebeugt werden. Wir sahen die Fürsorge- und Schutzgesetze in Kraft treten: allerlei gewerblichen Schutz, Alters-, Invaliden-, Unfall- und Krankenversicherung, Witwen- und Waisenversicherung, Kinderschutz, Wöchnerinnenschutz usw. Die Caritas wurde verstaatlicht, dem großen Staat zumeist anheimgegeben, wenn auch der Staat im kleinen, die Kommune, wertvolle Mithilfe leistet und viel eigene Caritasarbeit verrichtet. Der große Staat jedoch, weil er jeden fassen und zur Beitragspflicht heranziehen kann, ist der mächtigere Nothelfer. Die Staatscaritas gibt sich freilich nur sachlich, unpersönlich, teilnahmlos, aber sie sorgt doch in einer Weise, die den berechtigten Wünschen entspricht und das Wohl des Volkes am besten zu fördern scheint.

Seit der Staat die Caritas in sein soziales Programm aufgenommen und in großem Stile organisiert hat, sind der Privatcaritas eher noch mehr

Obliegenheiten und Pflichten abgenommen worden. Durch das Fürsorgewerk des Staates wurde die Nächstenliebe entlastet, und die Selbstsucht hatte wieder einen Vorteil gewonnen. Die Wissenden kennen ihr Interesse an der Staatsfürsorge und bezahlen es, die Gedankenlosen empfinden nur den Zwang; die einen entrichten ihre Steuern teilnahmlos, die anderen unwillig. Und auch für den sozial Empfindenden, der seinen Beitrag freudig leistet, ist Geld eine beziehungslose Gabe, die man verabreicht, ohne mit dem Herzen tätig zu sein. Mit solchen beziehungslosen Gaben müssen freilich auch private und religiöse Hilfsvereine arbeiten, die als Vertreter einer fortschrittlicheren, weil christlicheren Caritas die Staatsfürsorge teils vorbereiten, teils ergänzen und übertreffen; doch verfügen dieselben meist über eine größere Anzahl von innerlich beteiligten und arbeitenden Mitgliedern.

Caritas in Form von Steuern und Beiträgen ist sich selber kaum mehr ähnlich und tritt aus dem höheren Chor der Tugenden in das Regiment der Bürgerpflichten über. Aus der Seelenarbeit wird eine bloße Handreichung. Insoweit sich aber Nächstenliebe nicht mehr von innen heraus zu betätigen braucht, erleidet der einzelne einen Verlust an persönlichem Leben. Mit der persönlichen Werktätigkeit nimmt die Gefühlswärme ab; ist die Notwendigkeit, sich in Verhältnisse und seelische Zustände des ärmeren Nächsten einzuleben, nicht dringend mehr, so verringert sich die Nachdenklichkeit, das Verständnis für menschliche Nöte, die Kenntnis der innersten Hilfskräfte; und durch rasch zu erledigende Beitragspflichten, die eine eilige Beschwichtigung des sozialen Gewissens sind, wird dieses Gewissen von seiner stetigen Arbeit abgelenkt.

Wenn sich auch viel von persönlicher Gewissenhaftigkeit, Nachdenklichkeit, Werktätigkeit in die Staatscaritas hineingestaltet hat, so gibt der Staat diese inneren Güter doch eben nur zum kleinsten Teile der Person zurück. Er holt sich kategorische Imperative aus dem Innenleben der Besten, um sie in Gesetz und Recht und Bürgerpflichten zu verwandeln, aber er vermag die höheren Pflichtgefühle, die Nächstenliebe nicht zu wecken.

Immer wo ein innerlicher Drang sich als äußere Pflicht festlegte, und wo der Staat mit seinen Machtmitteln die Pflichterfüllung ermöglichen oder erzwingen half oder sie von einem gewissen Zeitpunkt ab allein befahl und überwachte, — wie er's mit der Rechtsprechung gehalten hat und dem Schulzwang, der Zivilehe, den Fürsorgegesetzen, — da hat es der Kirche obgelegen, die Pflichterfüllung von innen heraus zu beleben und die Caritas zu vergeistigen, damit sie nicht nur sachlich und mit der Hand, als bloße Bürgerpflicht erledigt werde. Gerade weil der Staat für seine Wohlfahrtspflege hauptsächlich zahlende Hände braucht, muß das christliche Gewissen immer lauter daran erinnern, was die Seelen einander schulden. Um die zumal in Städten umgehende Gleichgültigkeit zu bekämpfen, die der Mensch, trotz aller Beteiligung am sozialen Hilfswerk des Staates, dem Nebenmenschen entgegenbringt, haben wir eine Gesinnungscaritas dringend nötig, die uns eben kein humaner Staat, die nur Religion und Kirche geben können.

Hätten wir den sozialistischen Staat und keine christliche Kirche, so verkämen die Menschen an ihrer Gleichgültigkeit, und der Fall würde eintreten, daß ein Staat, welcher Fürsorgeanstalt im weitesten Sinne geworden wäre, die gefühllosesten Menschen erzöge. Sie würden alsdann fast jede Liebespflicht bis hinab zur Kleinkindererziehung an ihren Staat abgegeben haben, an den wohltätigen Übeltäter, der die Macht hätte, Pflichten vorzuschreiben und zu entziehen, und der die übernommenen Liebespflichten meistens lieblos, durch bezahlte Angestellte, erfüllen ließe. Schon diejenige Caritas, die dem Wesen des Staates noch angemessen ist und die einzelnen nur von *den* sozialen Aufgaben entlastet, die sie allein nicht mehr bewältigen können, — schon die heutige Staatscaritas macht es nötig, daß Christentum und Kirche den Menschen wiederum belasten, mit verinnerlichten Liebespflichten belasten. Auch ein durch und durch christlicher Staat könnte die Kirche nicht ersetzen, und *die Staatscaritas samt ihren Folgen für das innere Leben des Menschen erbringt von sich aus den Beweis, daß die Kirche mit ihrer Seelsorge und Erziehung zur Liebe unentbehrlich ist.*

Verinnerlichte Liebespflicht, Gesinnungscaritas — worin besteht sie? Woraus folgt sie? Aus christlichem Denken, einem Denken, das sich tief in den Menschen hineinfindet, nicht nur an einzelnen Menschlichkeiten haften bleibt, und sich über den Menschen hinausfindet, aufwärts bis zu dem höchsten Gedanken, bis zu Gott, dem Allumfassenden, der uns die vielen bedenken lehrt und anders, als wir sie bisher bedachten. *Wie der Mensch über den Menschen denkt, davon hängt ja alles ab:* im Familienleben, im beruflichen und geschäftlichen Leben, im Getriebe der Städte, der Parteien, der Politik, im nationalen und religiösen Leben. An der oberflächlichen Menschenbeurteilung kennzeichnet sich die selbstische Beschränktheit unserer Zeit, am lieblosen Denken ihre Gottlosigkeit. Einst weinte Jesus über Jerusalem, weinte über alle Seelen, die sich in dem einen nicht versammeln, die nicht erkennen wollten, daß sie aus Gott geboren und Brüder sind; er weinte, weil es das größte Unglück der großen Stadt ist, daß Gott in soviel Gassen, Häusern, Winkeln und in der dichten Menschenmenge ein Fremdling ist. Wie kann Gott in die große Stadt, in die Gesinnung der vielen eingeführt werden? Als Liebe, durch Gewöhnung an Achtsamkeit, Rücksichtsnahme, Duldung, liebevolles Denken — denn nur von der Liebe aus wird Gott erlebt und auch dem Ungläubigen glaubwürdig. Schon ein wenig Liebe wandelt unser Denken über den Menschen um und rückt sein Wesen näher an das Göttliche heran, und je mehr wir von Gott haben und glauben ,desto liebevoller wird der Mensch bedacht.

Es sind allerdings auch von Kreisen, die dem Christentum ferner stehen, hilfreiche Bewegungen ausgegangen, die allen Verständigen eine liebevollere Bedachtsamkeit und Rücksichtnahme nahelegen, wie z. B. der Käuferbund, welcher der Überlastung und Bedrückung von Geschäftsangestellten und Heimarbeitern zuhilfekommen will und die ‚Konsumentenmoral' vertritt; die Mutterschutzbewegung, soweit sie der ‚neuen Ethik' nicht Vorschub leisten will; viele Einzelbestrebungen der interkonfessionellen Frauenbewegung, die soziales Elend in das

Licht des Gedankens, des Gewissens und der Nächstenliebe rückten; die Friedensbewegung, die ethische Bewegung, die freilich mehr durch Kritik und Revision der nationalen, der Partei- und Klassenethik etwas zu leisten suchte, sich im übrigen wenig praktisch ausgewirkt und zu einer Freidenkerbewegung verflüchtigt hat; ein neuer Bund für Höflichkeit (Pro Gentilezza), der, von einer Deutschen in Rom und Berlin begründet, besonders die ‚Weltstadt-Höflichkeit' bedenken lehren und gewisse Rücksichtslosigkeiten im städtischen Treiben bekämpfen möchte. Das alles sind mehr oder weniger wirkungsvolle Unternehmungen des Gemeinsinns und gütliche Versuche, die Gedanken über die Grenzen der Selbstsucht und Gleichgültigkeit hinauszuziehen, Versuche und Unternehmungen, die sich an die schwankende Gutwilligkeit, an das unzuverlässige Wohlmeinen von einzelnen und Körperschaften wenden, dasselbe aber nicht auf den verpflichtenden Grund einer festen und religiösen Anschauung vom Menschenwesen stellen. Der Brudergedanke, der in jenen Bewegungen lebt, bringt nicht bis zur letzten Ursache der Brüderlichkeit vor und wirkt keine völlige Umwandlung der Gesinnung.

Die mannigfachen Versuche moderner Geister, die brüderliche Gesinnung auf den Menschheitsgedanken zu gründen, haben das Denken des Menschen über den Menschen nicht heiligen können, weil die reinmenschliche Ethik starke Beziehungen zur Selbstsucht unterhält. Sie ist eben auch in der Großstadt erwachsen, dort, wo der Eigennutz und das soziale Elend durch Vergröberungen ins Auge fielen und wo durch Massenhäufung auch der Menschheitsgedanke anschaulich wurde, den die weltliche Ethik benutzt, um die Selbstsucht zu verfeinern — Verfeinerung müsse schon Verbrüderung bewirken, so wähnt sie, und ein Bedenken des Nächsten scheint ihr nur unter Mithilfe der Selbstsucht möglich, weil diese nun einmal zum Bilde der Großstadt und der großen Masse gehöre. Die weltliche Ethik will das gleiche, was der Staat und andere Zweckverbände: eine höhere Interessenpolitik in das menschliche Zusammenleben einführen, sie will vor allem, daß das Eigeninteresse besser verstanden und dem Gedanken unterstellt werde: Wolle das Gemeinwohl, um dein eigenes wahres Wohlsein zu erhalten; handle gut und brüderlich, auf daß andere desgleichen tun und die Menschheit bestehen kann und du in ihr.

Wird die Brüderlichkeit als ein kluger Selbstschutz, das Gute als das allen Vorteilhafte, als Menschheitsschöpfung zum Zwecke gemeinsamer Nutznießung angesehen, gilt das Gemeinwohl nur als die schützende Hülle, die der Gattung umgelegt werden muß, und wird die physische Selbsterhaltung der Menschheit vermittelst sittlicher Bewahrung des Einzelmenschen als der oberste Wert betrachtet, so kann der Mensch, während er im wohlverstandenen Eigeninteresse sittlich handelt, voll selbstischer Gesinnung und ein Menschenverächter bleiben. Er sähe auch im sittlichsten Menschenbruder nur den feinen Egoisten, der er selber ist. Und sein Rechttun würde über äußere Tadellosigkeit nicht hinauskommen; seine Güte wäre eine Tugend ohne Feuer, seine Caritas innerhalb der Menschheit nur platte Weltbürgertugend, die mit Geld und Worten hin und wieder fremde Wunden heilen will, wäre Freundlichkeit der offenen Hand und nicht des Herzens; und so würde das Wohl des Nächsten stets nur oberflächlich bedacht und die innere Beziehungslosigkeit nicht aufgehoben werden.

Einer unter jenen Ethikern, die vermeinen, durch den Menschheitsgedanken alle Nächstenliebe entflammen zu können, verriet noch jüngst in einem unbewachten Augenblick sein eigen Herz, indem er schrieb: ‚Alle Menschenliebe in Ehren — aber wir werden, wohl ein jeder einmal, des ganzen Gewimmels um uns satt, satt der ewigen Mahnung, Rücksichten nach allen Seiten zu nehmen, fortwährend Erzieher des eigenen Selbst im Hinblick auf die anderen zu sein; wir sehnen uns danach, allein mit uns erst wirklich zu uns selbst zu kommen!‘ So geht's dem Menschheitsgläubigen: der Menschheit als einer fernen Masse und Idee ist er gewogen und scheut sich vor dem Nachbarn und flieht ihn, wenn er's müde wird, ein wohlerzogenes Glied der Menschheit zu sein. Darin offenbart sich die Unkraft des Menschheitsgedankens, daß er zum Zusammenleben nicht helfen kann und mitten im Gewimmel von Einzelmenschen, die einander reizen und mit Forderungen lästig fallen, enttäuschen, verkennen, verletzen, peinigen, jede Idealität verliert und samt seinen Hilfs- und Nebengedanken nicht imstande ist, die innere Verfassung zu ändern.

Voltaire bemerkt einmal: ‚Unser Jahrhundert, empfehlenswert nach andern Seiten, ist das der Trockenheit.‘ Wo trockene Gedanken umgehen, finden sich keine Helden und Heiligen der Nächstenliebe. Wo sich ein eigennütziges Erwägen nur von ferne zeigt, da kühlen sich Gefühle ab und auch der Wille wird ein anderer, je nach den Empfindungen und Gedanken, die ihn leiten. Mit dem nüchternen Begriff der ‚sittlichen Gesellschaftsordnung‘ rückt man keine einzige Leidenschaft von der Stelle. Der Brave lebt nicht, der dem ‚Gemeinwohl‘ zuliebe nur ein rauhes Wort zurückhielte. Wo wäre einer, den die unbestimmte Vorstellung des ‚sozialen Nutzens‘ dazu triebe, empfindliche, bittere, verächtliche Regungen zu unterdrücken? Man zeige ihn uns, den das Gefühl, an der ‚menschlichen Gattung‘ teilzuhaben, zu einer Bruderliebe und Caritas begeisterte, die alles duldet, überwindet, hofft und glaubt und nach dem inwendigen Menschen sucht? Läßt sich der inwendige Mensch auf dem Umweg über die Menschheit finden? Menschheit — ein Sammelbegriff — ist keine einheitliche Idee. Der Menschheitsgedanke ist nicht lauter genug, um die verworrenen Menschlichkeiten auseinanderzuläutern und das wahre Bild des Menschen dem Geiste vorzustellen — das Bild, das wir lieben können!

Ein amerikanischer Bischof hat das Wort gesprochen: ‚Es habe noch kein Mensch den Menschen je gesehen.‘ Und wahrlich, was wir mit Augen sehen, was wir reinmenschlich fühlen, was sich dem Erdensinn zu erkennen gibt, ist nicht der Mensch. Der wahre Mensch ist unsichtbar, und ihn zu erreichen, ihn in unser Gedankenleben einzubeziehen, wird nur durch reines Christentum gelingen, das uns die **Seele** als obersten Wert bedenken lehrt und alle Seelen durch den Gedanken der **Gotteskindschaft** heiligt. In Gedanken an Gott sind wir ja nicht auf bloße Menschlichkeiten, nicht auf das angewiesen, was vor Augen ist; der Gottgedanke, rein und eindeutig, scheidet den selbstischen, irrenden, fehlenden vom geistigen Menschen, der Gottes ist. Und im Gedanken der Gotteskindschaft liegt die Poesie der wundervollen Möglichkeiten, liegt die Anwartschaft auf die herrlichen Berechtigungen der Kindschaft, auf das unsichtbare Erbe von Kraft und Liebe, das für jede Überwindung und Werktätigkeit

und verstehende, geduldige, verzeihende Güte ausreicht. Alles, was im Gedanken der Gotteskindschaft liegt, kann durch diesen Gedanken aus Schlaf und Traum erweckt werden. Und wie die innere Stärke, so kann sich auch die Nächstenliebe an dem Bild der Seele wacherhalten, die, aus Gott lebend, gleichsam an ihrer Wurzelstelle Vollkommenheit bewahrt und Reinheit in sich birgt, ob sie auch, wie eine weiße Krokusblüte aus dem Erdreich der Menschheit hervorgehend, von der irdischen Scholle beschmutzt wird. Mit dem Gedanken der Gotteskindschaft dringen wir durch alle irdischen Befleckungen immer wieder in den reinen Kelch der Seele ein, dahinein, wo die unsichtbare Kraft und Güte schlummert — und der Glaube an dies Unsichtbare, das Schauen des Unsichtbaren, die stete Berücksichtigung des Unsichtbaren in Gedanken: das ist Gesinnungscaritas.

Was aber wirkt sie? Nächstenliebe will zur Hilfe werden — und können denn Gedanken helfen? Kann eine Anschauung vom Menschenwesen, die zunächst in der Gesinnung beschlossen bleibt und die in weltlichen Bereichen, auf den Tummelplätzen der Selbstsucht nicht zu Worte kommt, irgendwelchen Einfluß üben? Kann überhaupt das Unausgesprochene, sei es Liebe oder Mißachtung, einem fremden Nachbarn so fühlbar werden, daß es wohl oder wehe tut?

In seinem Radierungenwerk ‚Vom Tode' schildert Klingers Meisterstift auf einem Bilde, wie der Tod einen Felsblock auf die Eisenbahnschienen wälzt. Da ist eine Tunnelöffnung, aus welcher ein Zug hervorbraust, der alsbald eine scharfe Kurve nehmen soll. Der Tod, ein klapperndes Gerippe, lauert hinter dem vorspringenden Felsen und rollt dem Zug mit einem Stoß den großen Stein in den Weg. Es gibt Gedanken, die wie dieses Felsstück sind, Gedanken, die als falsche Verhältnisse auf den einzelnen, ja auf die breite Masse niederstürzen. Wir können durch unser Denken den Mitmenschen Steine in den Weg wälzen oder die Bahn freimachen, je nachdem. Was man dem Menschen abspricht, für ihn und an ihm fürchtet, alles Ungünstige, was man von ihm erwartet, belastet ihn und hindert ihn auf Schritt und Tritt. Üble Gedanken der einzelnen werden zu umlaufenden Ängsten und werfen sich dem Glauben an das Gute im Menschen hemmend in den Weg. Mißtrauen, wie es allenthalben in den Gehirnen kreist, Berechnungen der Selbstsucht, die zur allgemeinen Denkform, zum Grundsatz werden, Menschenverachtung, ob sie auch verschwiegen hinter Urteilen, Kritiken, Verneinungen steht: das alles sind Gedanken, die sich zum schädlichen Gemeingeist und Zeitgeist verdichten können, bedrohliche Gedanken, die sich mitten auf die Bahn des Fortschritts wälzen und — wie der Prellstein des Todes den Eisenbahnzug zersplitterte — so die Menschen auseinandersprengen. Die rasche Verbreitung von solcherlei Gedanken beweist, daß sie durchgefühlt werden, auch ohne viel beredet zu sein. Und jedermann kann die Wirkung wortloser Gedanken in seinem Kreise und an sich selbst beobachten. Verhehlte Mißbilligung und Geringschätzung ist ohne weiteres spürbar. Stummer Argwohn, der in der Nähe des Irrtums umgeht, verschlimmert ihn. Fühlt ein Mensch, daß andere an ihm verzweifeln, so kann auch er an sich verzweifeln oder sich mit Trotz umpanzern. Glaubst du an die Schwäche eines Menschen, als wäre er derselben unrettbar ausgeliefert? Nun

wohl, so bestärkst du ihn darin. Siehst du Vererbung, Schicksale, Krankheitsgefahren als unabwälzbare Lasten an, so fügst du mit jedem Angstgedanken ihrem Gewicht etwas hinzu. Schlimme und gute Gedanken, ob sie von uns ausgehen oder in uns eingehen, haben einen weiten Wirkungskreis, und wenn Emerson uns sagt: ‚Tugend und Laster strömen in jedem Atemzuge aus‘, so behauptet er damit nur die Mitteilbarkeit des Unausgesprochenen.

Wie auch reine Gesinnung mitteilbar ist, dafür finden sich in jedem Menschenleben Beweise. Wer einmal, fromm unter wahrhaft Frommen, den Geist religiöser Einmütigkeit in sich eindringen fühlte, verspürte gesammelte Gedankenmacht und wird die allgemeine Kraftsteigerung in großen Glaubenszeitaltern begreifen. Ein edler Mensch, und ob er auch ein Schweiger wäre, kann durch sein wortentrücktes Sinnen Herzen erheben, durch stumme Feinheit Rede und Gebärde anderer verfeinern, durch seine stille Größe selbst den Fremdling, der an ihm vorüberstreift, staunen machen. Mitten in der Menschenmenge vermag das liebe Gesicht, der reine Ausdruck eines in Gedanken Wandelnden den Blick des Vorbeieilenden zu fesseln, seinem Innenleben einen raschen Schwung zu geben, ja seinen frohen, scheuen Gruß zu erzwingen. Wo Liebe ist, da ist auch unsichtbarer Einfluß. Friedensgedanken können böse Geister in der Umgebung niederhalten, und solche Macht ist auch der Unschuld eigen. Und die Macht vertrauender Gedanken: wie wird sie auch ohne sondere Versicherungen allerwärts empfunden, selbst von verhärteten Sündern! In einem Artikel über die Pariser ‚Apachen‘ fand ich unlängst das bezeichnende Beispiel, wie ein Apache, der einer verspätet heimkehrenden Schauspielerin nachts auf einer menschenleeren Vorstadtgasse in böser Absicht folgt, durch deren raschen Entschluß, Vertrauen und nicht Angst zu zeigen, umgestimmt wird: sie wendet sich, und als sie den Verfolger an seiner Kopfbedeckung als einen Apachen erkennt, bittet sie ihn dennoch, ihr bis zur elterlichen Wohnung seinen ritterlichen Schutz zu gewähren; er tut's und nennt erst vor ihrer Haustüre seinen berüchtigten Namen, indem er sie zugleich um das Geschenk eines — Freibillets zur nächsten Vorstellung angeht. Wer sich mit dem Seelenleben verwahrloster und verbrecherischer Naturen befaßt hat, weiß, wie schnell sie es herausfühlen, wenn man mit guten Erwartungen an sie herantritt, und wie sie sich in vielen Fällen ganz kindlich dem feinen Zwange der vertrauenden Gedanken beugen. In einem Leipziger Gefängnis, bei der sittlich-religiösen Unterweisung von Minderjährigen, habe ich die Erfahrung gemacht, daß ihre Haltung und Verfassung sich vor dem Menschen änderte, der noch unentweihte Stellen in ihrem Innern sah und seine Liebe dahinein entsandte.

Nächstenliebe kann nicht sein und dauern ohne die besten und höchsten Gedanken. Zu unserm Nächsten wird ein Mensch, sobald wir sein reines Innenbild und nicht das äußere Wesen und Gebahren vornehmlich in Gedanken tragen. Unsere Gedanken — selbst wenn wir christlich gesonnen sind — pflegen ärmer an geläuterten Bildern, an Vertrauen und Hoffnung zu sein, als wir selber wissen. Man steht dem Allzumenschlichen oft so schwermütig sinnend, so mutlos oder mit verzweifelter Abwehr gegenüber, anstatt sich in Geduld zu fassen und in der Gewißheit, daß aller Unwert an sich selbst zugrunde gehen

muß und das Gute das allein Sieghafte ist. Die Übermacht des Guten und Göttlichen dem Geiste immer wieder vorhalten, heißt, sich zur innerlichen Caritas umstimmen. Weil der erhaltende Wille der Gottheit nur im Guten ist und weil noch der Übelgesinnte aus dem Kern des Guten lebt, der in ihm ist, so leben auch wir selber nur, vermögen nur dann alle Enttäuschungen, Verletzungen, Peinigungen, Schrecken, die wir unter Menschen erfahren, ohne Schaden an der Menschenliebe zu verwinden, wenn wir die Menschen in Gedanken immerfort in das verwandeln, was sie im Innern sind.

Und wie denn das? Auf den Straßen der Großstadt und überall, wo uns Gleichgültigkeit, Genußsucht, Ehrsucht, Geldgier aus einem Menschenantlitz anblickt, sollten wir mit einem Auge wohl das Sichtbare, mit dem andern aber, dem großgeöffneten, das Unsichtbare schauen. Weshalb nicht, wo wir einen Mangel sehen, aus dem Erbe des Gotteskindes das hinzuergänzen, was der äußere Mensch vermissen läßt? Warum nicht jeden Irrenden mit dem Gedanken segnen, daß der Engel der Wahrheit auch in seiner Seele wohnt und schon mit einem kleinen Wehen seiner Flügel alles klären kann? Warum nicht überall, wo die Selbstsucht einhertritt, eine frohe Hoffnung aussenden? Stetes Hoffen ist ein Entlasten des eigenen Herzens und endlich auch der anderen. Verwirklichen sich Hoffnungen nicht in den Grenzen der Zeitlichkeit, nun, so laufen sie darüber hinaus. Gott hört nicht auf, mit den Seelen zu verhandeln. ‚Mögen wir uns von Gott kehren, so mag Gott sich doch nimmer von uns kehren!‘ Meister Eckehart erkannte es, und der Apostel sagt, daß Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen habe, und Christus lehrt, wie man sie übersieht: durch fürbittende Gedanken, durch die Erkenntnis, daß Sünde zwar dem menschlichen Bewußtsein näher ist, Gott aber dem Wesen. Der Gott der Liebe ist der Gott der nächsten Nähe, und auch der Verblendete ist ein Sohn des ewigen Geistes, und die Gehässige eine Tochter des Vaters der Liebe. So zu denken, ist verinnerlichte Liebespflicht, und nur in Gedanken an Gott können wir die eigne Seele von allem reinigen, was nicht Caritas ist, nur in Gedanken an die Gotteskindschaft aller uns mit allen Seelen einigen.

Die äußeren Möglichkeiten des Zusammenlebens von Mensch und Mensch werden immer nur beschränkte sein, die inneren können wir erobern; in der großen Stadt zumal kann die persönliche Beziehungslosigkeit nicht aufgehoben werden, wohl aber die seelische. Gerade mitten in der Menschenmenge finden sich unzählige Gelegenheiten, Nichtachtung, Bitterkeit, Verächtlichkeit aus den Gedanken auszuschließen und dort, wo man mit Wort und Tat nicht helfen kann, durch liebevolles Denken stumme Hilfe zu leisten. Überall, wo man schweigen muß, hat man den Vorteil, seine Gedanken besser bewachen und läutern zu können. Sie werden, wenn mit Gütigkeit erfüllt, klangvoll werden wie ein frommer Sang, und diese inneren Harmonien dringen mit sanfter, seelenbezwingender Macht nach außen und können so mancher Menschenseele vernehmlich werden. Wie Musik das verhärtete Gemüt, wie überall das Leichtbewegte, Flüssige das Feste löst, so können liebende Gedanken viel starre Selbstsucht in ihr Nichts auflösen. ‚Viel tut, wer viel liebt.‘ (Thomas von Kempen.)

Der Roman eines Bildes / Von Paul Bourget

V.

Ich sollte es wirklich, dank dieser allmächtigen Verwendung, in der Nähe sehen, dieses Bildnis, das, wie ich nicht bezweifle, den Ruhm des ‚Amico di Solario‘ und seines Entdeckers verewigen wird, aber unter welchen Umständen komischen Zauberblendwerks. Der Besuch bei der Marchesa Ariosti fand erst am übernächsten Tage statt. Vor ich dazu komme, lassen Sie mich den schulgerechten Weg einschlagen, und Ihnen noch zwei wichtige Personen des kleinen Lustspieles, das ich Ihnen erzähle, silhouettieren. Sie erraten, daß es sich um Herrn und um Fräulein Boudron handelt. Ich kannte George Courmansel erst seit einigen Stunden, als er mich auch schon seinem künftigen Schwiegervater und dem jungen Mädchen mit derselben herzlichen Gutmütigkeit vorstellte, die ihn getrieben hatte, mir sogleich die Idylle seiner Verlobung zu erzählen. Ich wiegte mich nach Tische in der ‚hall‘ des Hotels in einem Schaukelstuhl, wie die Engländer des Nachmittags, nur rauchte ich statt der Pfeife eine Zigarre, und anstatt mit Whisky und Soda vergiftete ich mich mit einem kunstvoll in einem Laboratorium gefärbten und dann klösterlich auf den Namen Chartreuse getauften Vitriol. Ich sehe Herrn Courmansel erscheinen mit der Nase im Wind, wie immer, und die großen Augen auf der Suche hinter den goldgefaßten Brillengläsern. Er bemerkt mich und schießt auf mich zu wie auf einen Cristoforo Saronno:

‚Ich suchte Sie,‘ sagt er mir. ‚Herr Boudron möchte so gerne Ihre Bekanntschaft machen! . . . Er ist ein großer Bewunderer von Ihnen, lieber Meister. Wenn Sie erlauben, führe ich Sie in seinen Salon. Er erwartet Sie.‘

Gnädige Frau, Sie haben mir oft das vorgeworfen, was Sie unehrerbietigerweise den ‚chipisme‘ der Künstler und Gelehrten in der Gesellschaft nennen. Sie behaupten, daß wir nie mit genügender Ehrerbietung behandelt werden? Ist das unsere Schuld? Man führt uns gar zu gerne zur Belustigung der hochwohlgeborenen Herrschaften als das dressierte, gelehrte Wundertier vor. In der Beziehung sind die reichen Spießbürger so schlimm wie die Herzöge. Herr Boudron fand es sehr natürlich, mich durch einen Dritten einladen zu lassen, zu ihm hinauf zu kommen, so wie die vornehmen Damen, die er kleidete, es wohl ganz natürlich gefunden hatten, ihn zu sich kommen zu lassen. Was ist ein Maler für einen Millionär? Einer, der in Farben arbeitet, dem er fünfzehn- oder zwanzigtausend Franken für ein Porträt bezahlt. Das Vorgehen war so wenig förmlich, daß ich eine Minute zögerte, der flehenden Miene des Courmansel nachzugeben.

‚Ich habe versprochen, Sie zu bringen . . .‘ drängte er. ‚Ich werde gescholten, wenn es mir nicht gelingt, Sie zu überreden . . .‘

Seine Augen hatten einen ängstlichen Blick, der, offen gestanden, meine Neugier mehr als mein Mitleid erregte. Man wird nicht Bildnismaler von Beruf, ohne sich einen Geschmack an der Menschennatur herauszubilden, wie ihn, glaube ich, auch der echte Romanschreiber haben muß. Eigentlich interessierte mich diese kleine Liebesgeschichte schon, in die Kunstkritikerangelegenheiten so seltsam verwoben waren. Wer war diese Tochter eines reichgewordenen Geschäftsmannes, die originell genug war, mit ihrer Mitgift diesen pedantischen Fanatiker zu heiraten, der würdig war, in Königsberg oder in Tübingen bei den Barbaren Ästhetik zu lehren? Wer der Geschäftsmann selbst, der in einen Damenschneider verwandelte ehemalige Farbenreiber? Ich willigte also ein, dem Bräutigam zu folgen. Ein paar Momente darauf führte er mich in einen Hotelsalon. An einem Tisch saßen bei den Überresten des Nachtisches ein Mann in meinem Alter und ein junges Mädchen, er in ‚smoking', sie in Abendtoilette, wogegen George Courmansel noch den gleichen Rock und dieselben Stiefel wie am Nachmittag trug. Ich hatte mich auch in ‚smoking' geworfen — ganz mechanisch, weil mein Diener die Kleider hergerichtet hatte — und hätte mir nicht träumen lassen, daß diese unfreiwillige Eleganz meinem Barnum gleich einen Rüsselhieb eintragen würde. Ich sollte gleich in der ersten Minute den Grad von Wohlwollen erfahren, mit dem Christianens Vater seinen Schwiegersohn behandelt! Die alltäglichen Höflichkeitsphrasen waren kaum ausgetauscht, als Herr Boudron sich ironisch und mit der derben Neckerei, die reichen Leuten von wenig Bildung eigen ist, an Courmansel wandte:

‚Na, George, ich meine, Herr Monfrey ist kein Spießbürger, und wie du siehst, zieht er sich abends um! ... Das ist ein alter Streit, den ich mit dem großen Jungen habe,' fügte er zu mir gewendet bei: ‚Ich sage ihm immer: ein Gelehrter kann auch ein Weltmann sein.'

‚George hat eben jetzt so viel zu tun, um sein Buch zu vollenden,' unterbrach die Tochter, mit einer Stimme, die mich gleich für sie einnahm — die Stimme wie die Augen, so wahr, so ehrlich, so warm! Ich habe seitdem erfahren, daß sie schon vierundzwanzig Jahre alt ist; sie schien kaum achtzehnjährig. Alles an ihr ist Anmut und Zartheit. Das Köpfchen einer griechischen Statue auf etwas zu schmalen Schultern, Züge von der Feinheit eines Miniaturbildchens. Wenn ich auf ihr Herz hätte horchen können, so hätte ich es gewiß vor Erregung laut pochen hören. Die rauhe Anrede an ihren Verlobten traf sie wie ein Stoß. Offenbar hat der Vater die tiefe Zuneigung für sie, die solche, für das Leben zu zart scheinende Geschöpfe den überkräftigen Naturen einflößen, aber er versteht sie nicht genügend, um ihr die Erschütterungen, die ihr seine Derbheiten verursachen, zu ersparen. Er liebt sie zu sehr, als daß er nicht gleich nachgegeben hätte,

als sie mit der ein wenig erstickten Stimme zu ihm sprach, in der sein väterlicher Instinkt einen Schmerz erraten möchte, wenngleich seine gröbere Natur nicht imstande war, aus der Wirkung die Ursache zu erkennen und seine derben Manieren ihr zu Liebe zu ändern. Wie viele solche Väter und Gatten aus rauhem Stoff und derbem Temperament habe ich gekannt, denen das Schicksal, diesem zur Frau, jenem zur Tochter, solche Wesen gegeben hatte, die ganz wie die Mimosen, diese seelisch empfindenden Pflanzen, bei jeder rauhen Berührung erzittern und in sich zusammensinken. Wie viele solche lebendige Blumen habe ich verkommen und welken sehen in der beständigen Nähe zu lärmender, zu starker Naturen, von zu kräftiger Selbstbehauptung, die ihnen weh taten durch ihr bloßes Wesen, ohne es zu ahnen, und sie töteten bei aller Liebe. Diese Grundverschiedenheit der Naturen mußte die geheime Tragik im Haushalt des Witwers gewesen sein. Daraus erklärte sich auch die Liebe des jungen Mädchens für ihren Vetter. Er hatte sie durch seine sanfte, einschmeichelnde Art gewonnen, durch diesen Gelehrtencharakter, der streitbar nur in dem Reich der Ideen und in allem übrigen unsicher bis zur Schwäche, Feind der Tat bis zur Furchtsamkeit. Dem Angriff des Herrn Boudron wich Courmansel erschreckt aus; er wurde sehr rot und stammelte mit gezwungenem Lächeln:

‚Aber ich habe mich ja nur deshalb nicht umgezogen, um Sie und Christianen nicht warten zu lassen. . . .‘

‚Und ich‘, sagte ich zu dem kunstsammelnden Damenschneider gewendet, ‚hätte mich gewiß nicht so aufgezäumt, wenn ich nicht vorgehabt hätte, abend nach dem Palazzo Varegnana zu gehen.‘

‚Sie kennen den Grafen Varegnana?‘ unterbrach das junge Mädchen wieder. Sie hatte mir einen Dankesblick zugeworfen, weil ich ihrem Verlobten geholfen hatte, und griff jetzt den von mir nicht ohne Absicht gesprochenen Satz auf. Sie versuchte die Unterhaltung auf ein Feld zu führen, auf dem Herr Boudron und George Courmansel sich verstanden, und auf dem ihr Geliebter glänzte. Kein Zweifel, daß sie sich der untergeordneten Rolle, die ihr Vater dem jungen Manne auferlegte, ein wenig schämte, und daß dieser sich so leicht darein schickte, gefiel ihr wahrscheinlich auch nicht. So ist der feinfühlige weibliche Geist: man möchte sagen, er besitze eine besondere Fähigkeit, in den Beziehungen von Mann zu Mann die Schattierungen abzuschätzen, die für die Selbstbehauptung oder das Nachgeben einer Persönlichkeit gegenüber der anderen bezeichnend sind. Und sie fuhr fort: ‚Haben Sie das Bild bei ihm gesehen, das fälschlich dem Leonardo da Vinci zugeschrieben war, und dessen wahren Urheber George entdeckt hat? Nicht wahr, man empfindet eine herzliche Befriedigung, wenn man ein bisher unbekanntes Genie die Ehre wiedergewinnen sieht, die ihm gebührt. . . .‘

Ihre sanften Augensterne, von so hellem Braun zu der hübschen, bleichen Gesichtsfarbe, hatten sich diesmal dem Erreger dieser posthumen Gerechtigkeit zugewandt. Courmansel sagte ihr Dank durch ein freudiges Erröten, mit dem er dieses Lob empfing. Er fühlte, daß sie das zu familiäre Betragen ihres Vaters gutmachen wollte. Er liebt sie so sehr, wie sie ihn liebt. Der Vater merkte nichts von der stummen Zwiesprache der Verlobten. Aber der Blick, mit dem er mich ansah, während seine Tochter diese direkte Anspielung auf die große Entdeckung seines künftigen Schwiegersohnes wagte, klärte mich vollends über seine Gefühle für den jungen Mann auf. Er stand unter dem Einfluß Christianens, aber etwas in ihm widerstrebte noch. Er bewunderte Courmansel, so wie er auf ein zweifelhaftes Geschäft eingegangen wäre, ‚unter Vorbehalt'. Diese beiden trennte der gründliche Gegensatz der Temperamente, der bewirkt, daß Katze und Hund sich nicht sehen können, ohne sich sogleich anzufeinden. Herr Boudron war der vollendete Typus eines gewissen Parisers von heute. Mit der sehr geraden Haltung, dem militärischen Schnitt seiner kurzgeschorenen Haare, einer gewissen Gewandtheit der Bewegungen, die von Massage und Fechten zeugen, machte er den Eindruck des ‚Mannes der Hauptproben', wie ich es nennen möchte, des ‚Premieren-Besuchers', der längst den ‚Boulevardier' von ehemals (im Land der alten Mode) überholt hat. Die Persönlichkeiten von dem Schlag haben etwas vom Lebemann, etwas vom Künstler und etwas vom Sportsmann. Ich gewann sehr rasch den Eindruck, daß Herr Boudron irgend ein Muster kopierte, und erkannte nach einigem Suchen meinen Kollegen Maxime Fauriel, den Pastellisten, als den, den er nachahmte. Er hat Maximes Kopfhaltung angenommen, seine etwas trockene Betonung, seinen spitzgeschnittenen Bart à la Henri III., sein eckiges Augenglas am breiten Moireband, das ein goldener Haken an der Weste befestigt. Aber Fauriel behält bei all dieser Komödianterei sein geistreiches, leichtsinniges Pariser Gassenjungengesicht, während sein falscher Doppelgänger bei jeder Bewegung, bei jedem Wort Anstrengung und zugleich Unsicherheit erraten läßt. Er ist seiner Wirkungen nicht gewiß. Aber die Gewohnheit des Erfolges in irgend einem Beruf verbindet sich immer mit einer gewissen Überlegenheit des Verstandes und der Tatkraft. Der angesehene Geschäftsmann war sich dessen bewußt, und die Unsicherheit in seinem angenommenen Wesen schloß bei ihm den Hochmut dessen, der zu befehlen gewohnt ist, nicht aus. Ein seltsames Gemisch von Gefühlen hatte ihn zur Gründung seiner Galerie veranlaßt: die Rückerinnerung an sein frühestes Streben als Malerlehrling, die Eitelkeit, in den Zeitungen genannt zu werden und seine Gemälde berühmten Liebhabern vorzuzeigen, auch der Gedanke an eine große Versteigerung im Falle eines Vermögensumschlages. George Courmansel hatte ihn, wie er sich dessen

rühmte, durch seine Hilfe mit guten Ratschlägen bei einigen Käufen verpflichtet und gedemütigt. Boudron, der gegen den Fehler des äußerlichen Sichgehenlassens, der bei Gelehrten ein vollständiges Aufgehen in ihren Ideen leicht mit sich bringt, sehr empfindlich war, hegte gegen das Talent des Verlobten seiner Tochter eine Feindseligkeit, die durch eine unwillkürliche Hochachtung bekämpft wurde. Daher die scharfe Neugier in seinem Blick. Jetzt wollte er erfahren, was ich, ein anerkannter Maler, Komtur der Ehrenlegion, der im Luxembourg ausgestellt ist, von der angeblichen Entdeckung des Kritikers hielt, der die Kunstgeschichte umstürzen sollte. Und dann konnte meine Meinung auch einen gewissen Einfluß auf einen sehr wichtigen Beschluß ausüben. Der Damenschneider, wenngleich Millionär, war vorsichtig und zögerte noch, fünfzigtausend Franken für das Bild zu zahlen, das der selige Graf Pappalardo der Marchesa Ariosti hinterlassen hatte. Seine Miene wurde gegen den, der diesen Ankauf geraten hatte, sichtlich freundlicher, nachdem ich der Begeisterung Christianens mit einer Gefälligkeit, die nur halb meiner Überzeugung entsprach, zugestimmt hatte:

‚Ja, mein Fräulein, ich habe das Frauenbildnis gesehen, oder vielmehr wiedergesehen. Es war mir als so merkwürdig im Gedächtnis geblieben, daß ich mich zum Teil seinetwegen in Mailand aufgehalten habe. Varegnana hat mir erzählt, auf welche wunderbar erfinderische Weise Herr Courmansel den Ursprung dieses Gemäldes bestimmt hat. Ich bin ganz Ihrer Meinung: Die Ungerechtigkeit der Nachwelt gegen einen verkannten Künstler gutmachen, ist eine sehr edle Aufgabe, und wohl wert, daß ein Mann von Herz ihr sein Leben widmet. . . .‘

‚Zu gütig, lieber Meister,‘ sagte George Courmansel, ‚aber ich muß gestehen, daß ich gar keinen so hohen Ehrgeiz habe. Der Zweck der Wissenschaft ist weder edel noch das Gegenteil. Es ist einfach die Wahrheit . . .‘

‚An dem Punkte gehen wir auseinander, Herr Monfrey,‘ nahm nun Herr Boudron das Wort. ‚Ich bin Geschäftsmann, aber ich liebe die Bilder ihrer selbst willen, weil sie schön sind, wie man die Blumen, die Frauen, die Musik, den Wein liebt und alles, was erhebt und berauscht. George liebt die Bilder, wie ein Botaniker die Pflanzen liebt, um sie in Herbarien zu stecken und sie mit Aufschriften zu versehen. Mein System ist das Gute. Das Bildnis Varegnana ist nicht mehr, nicht weniger bewundernswert, ob es nun von Leonardo oder von Cristoforo sei. Habe ich nicht Recht?‘

‚Du möchtest doch nicht, daß dein Gian Bellini, den George gefunden hat, nicht echt wäre?‘ fragte Christiane neckend. ‚Habe ich nicht auch recht, Papa?‘

‚Mein Bellini?‘ rief der Vater. ‚Der ist nicht anzufechten mit seiner Unterschrift in großen Buchstaben in einem Zierrahmen und eines der L

höher als das andere. Wollen Sie die Photographie davon sehen?' fragte er mich dann. ‚George, läute doch, damit man abdeckt! — Gut. Danke.'

Das diplomatische junge Mädchen hatte wieder das sicherste Mittel angewendet, um diesen Streit abzuschneiden. Als der Sammler anfing, auf dem freigewordenen Tisch die Mappe aufzuschlagen, die außer der Photographie des Bellini auch die aller anderen Nummern seines Museums enthielt, schien er sogar die Existenz seines künftigen Schwiegersohnes zu vergessen. Seine Gichthände, die an den knotigen Gelenken die Spuren von übermäßig gutem Tisch und ungenügender Bewegung trugen, breiteten die Blätter mit der gleichen Sorgfalt aus, mit der er wohl einst vor den entzückten Kunden auf besondere Bestellung ein gewebtes Stück Seide öffnete. Es lag für mich etwas Rührendes, das mich geneigt machte, ihm seine Derbheiten zu verzeihen, in der sichtlichen Pietät des Halbgebildeten für die wirklich sehr vorzüglichen Werke, zu deren Besitzer ihn das Geld gemacht hatte, das er durch das Aufgeben seines Künstlerberufes gewonnen hatte. Ich wunderte mich auch, daß Italien, das durchwühlte und wiederdurchwühlte, durch die Gier aller Liebhaber zweier Welten ausgekratzte Italien, jetzt im Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts noch so reich sei. In einigen Jahren hatte ein Neugekommener diesen Gian Bellini entdecken können, eine sehr verbürgte ‚Verklärung', ein würdiges Seitenstück zu der im Museum Correr in Venedig — ein Entwurf des Andrea del Sarto — ein unbestreitbarer ‚San Sebastian' von dem trockenen und kräftigen Ferraresen Cosimo Tura, eine nicht minder unbestreitbare ‚Geburt' von Francesco di Giorgio Martini, dem Sienesen, kurz etwa zehn Wunder, auf die ihr jüngster Käufer mit Recht stolz war. Er hatte von jedem sechs bis sieben Photographien, das Ganze und Einzelheiten darstellend. Während er sie mir nannte, sprachen bald er, bald seine Tochter, bald Courmansel ihre Eindrücke aus. Diese Bemerkungen allein hätten genügt, die geheime Tragik dieser Verlobung zu verraten. Die beiden Männer zeigten in der Art, wie diese Meisterwerke auf sie wirkten, einen unausgleichbaren Gegensatz der Naturen. Gewiß, sie waren beiden lieb, aber auf so verschiedene Weise! Und mit wie viel Takt wußte das Mädchen die Zusammenstöße immer wieder durch ablenkende Fragen zu vermeiden. Mit einem Lachen, das ein leichtes Beben der Lippen Lügen strafte, sagte sie: ‚Erinnerst du dich, Vater, wie wir nach der Villa bei Siena gingen, von der man uns sagte, daß dort alte Bilder seien. Und an den Kutscher, der uns erklärte, warum man ein Schloß Belcaro nannte? Schön, aber teuer — „bel ma caro" hätte der spanische General gesagt, der es nach einem blutigen Sturm genommen hatte . . .' Scheinbar erweckte sie die Erinnerungen für mich. Sie sprach weiter: ‚Diese Daphne, die George jetzt dem Bramantino zuschreibt, hast du an meinem zwanzigsten Geburts-

tag gekauft. Du hattest dich so darauf gefreut, und hattest nachher solche Freude daran, daß du darüber den Glückwunsch zu meinem Geburtstag vergessen hast. Nicht wahr?‘

‚Das ist wahr,‘ antwortete der Vater, ‚aber lieber Meister, sehen Sie nur die Anmut in der Daphne! Ist das eine Schelmin, he! Wie hübsch sie ihre Füßchen setzt! Und die Weichheit in den Haaren, die sich in Zweige verwandeln! Und der Apollo, was für ein Spitzbub! . . .‘

Der Bräutigam sagte, um seine Gewißheit zu unterstreichen:

‚Ich schreibe sie nicht dem Bramantino zu, sie ist von Bramantino. Die Hände und die Ohren lassen keinen Zweifel zu: diese Hände mit den langen, gezogenen, mageren Fingern, die beiden ersten verbunden, die beiden anderen getrennt, diese Ohren, auch lang, mit dem unten sehr entwickelten, fast spitzigen Läppchen . . . Warten Sie, ich will Ihnen den Morelli zeigen . . .‘ Damit holte er von einer der Konsolen einen von täglichem Gebrauch abgegriffenen Band und zeigte mir eine Reihe Ohren und Hände, die vom Verfasser als Beispiel gegeben waren. Mit Bleistift geschriebene Bemerkungen bedeckten den Rand. Sie waren von seiner Hand. ‚Ich habe mehrere andere, von Morelli nicht erwähnte Bilder angegeben, die die gleichen Merkmale zeigen.‘ Darin lag eine ganze Symbolik. Courmansel erfaßte die Kunstwerke nur durch die Vermittlung des gedruckten Dokumentes. Boudron ging frisch und gerade drauf los, wenn auch ohne Feinheit. ‚Schelmin‘, ‚Spitzbube‘ und ‚Füßchen‘ sind bei weitem nicht quattrocentistisch. Und doch! Ein wie viel sicherer Führer diese etwas gewöhnliche Empfindungsweise, als die Gelehrsamkeit des andern! Der Damenschneider sollte mir noch an jenem Abend von seinem natürlichen Scharfblick einen Beweis geben, dessen Wert ich erst später erkannte. Während Christiane die Blätter, die wir durchgesehen hatten, wieder auflas, um sie in die Mappe zurückzulegen, fragte ich den Bräutigam:

‚Könnten Sie mir nicht eine Reproduktion von dem Bildnis der Galerie Ariosti zeigen?‘

‚Ich habe keine,‘ antwortete er etwas verlegen. ‚Es ist mir sehr hinderlich für mein Buch. Die Marchesa verweigert selbst mir eine Photographie. Ich sagte Ihnen schon, daß sie ein wenig eifersüchtig auf das Bild ist.‘

‚Und läßt doch in den Läden Reproduktionen von allen anderen als Postkarten verkaufen!‘ unterbrach Herr Boudron; ‚scheint Ihnen das nicht verdächtig, lieber Meister?‘

‚Das kommt daher, daß sie kein anderes von der Bedeutung besitzt,‘ sagte Christiane lebhaft. ‚Früher fiel es niemand ein, ihre Galerie zu besuchen. Es waren nur Sachen zweiter Güte darin. Jetzt würde ganz

Europa und Amerika bei ihr durchziehen, wenn sie ihre Türe nicht schließen würde. Denken Sie nur, eine solche Entdeckung!'

,Möglich,' erwiderte der Vater, ,aber sie könnte sich auch nicht anders betragen, wenn sie die Echtheit des Bildes bezweifelte.'

,Oh!' rief George Courmansel mit einem sieghaften Lächeln, ,wie froh ich wäre, wenn sie daran zweifelte! So bekämen wir das Meisterwerk um ein Butterbrot . . .'

,Statt dessen verlangt sie fünfzigtausend Franken,' sagte der bildersammelnde Damenschneider. ,Ich habe für meinen Gian Bellini nur zehntausend gezahlt.'

,Man wußte nicht, daß es ein Gian Bellini ist, versetzte der junge Mann, . . . aber so wahr es ein Gian Bellini ist, so wahr ist das Bildnis des Palazzo Ariosti ein Christoforo Saronno, und wie gesagt, in zehn Jahren wird es hunderttausend wert sein. Sehen Sie doch, Herr Ralph Kennedy würde nicht darum herumschleichen, wenn ich mich irrte . . . Es ist ein amerikanischer Millionär, der seit einem Jahr Italien verwüstet. Das Wort ist nicht mehr als gerecht. Wenn Sie wüßten, was er schon alles weggetragen hat!'

,Wer hat Ihnen aber von den Absichten des Herrn Kennedy gesagt? Frau Ariosti? Wir wissen nur, daß er in Mailand ist, weiter nichts. Ich mißtraue der Sache noch . . . Aber Sie werden ja das Bild sehen, lieber Meister; daß es nicht etwas Gutes sei, das sage ich nicht. Die Tiara im Louvre war auch etwas Gutes.'

,Ich hatte sie am ersten Tag für falsch erklärt,' unterbrach Courmansel, ,und das schlug nicht in mein Fach.'

VI.

Daß der junge Mann die heimliche Abneigung des Vaters seiner Braut fühlte, erfuhr ich aus seinem eigenen Mund, und zwar am übernächsten Tag, zu dem ich jetzt komme, als wir uns miteinander nach dem Hause Ariosti begaben. Die Marchesa hatte vierundzwanzig Stunden auf ihre Antwort warten lassen. Ich hatte die zwei Tage damit zugebracht, mich abwechselnd zu begeistern und mir weh ums Herz zu machen, wie es der Genuß und die Traurigkeit des Wiedersehens einer früher besuchten Stadt so mit sich bringen. ,Gnädige Frau, auch Sie werden nicht immer sechsundzwanzig Jahre sein, nicht immer von gleicher innerer Spannkraft. In den Jahren ist man allem gegenüber so neu, und alles ist uns so neu! Von der Stunde an, in der man sich gerne zurückerinnert, altert man. Dann bin ich alt, oh! sehr alt. Ausgenommen das, was Sie angeht, habe ich keine Erregungen mehr, die nicht Rückblicke wären. Ich war also durch die Museen und die Kirchen von Mailand geirrt, so viele edle Werke, deren Urheber ich Ihnen schon genannt habe, zu suchen und zu finden, auch mein

Gespenst zu suchen und zu finden, mein anderes Ich, einen Monfrey, der sehr verschieden von dem entnüchterten von heute, nicht in bezug auf Gefühl, aber in bezug auf Hoffnung, in Bezug auf die fieberhafte Erwartung, das trunkene Erbeben bei der Ausreise ins Leben. — Nichts hatte sich an den Bildern von ehemals geändert, im Gegenteil. Welche Lehre für einen Künstler! Welch eine Ermahnung, sein Sein ganz einzig und allein auf seine Kunst zu stellen, auf diese Arbeit, die, ob sie gelungen oder verfehlt, wenigstens dem mörderischen Einfluß der Zeit entgeht! Empfindung täuscht, Gefühl betrügt. Die Menschen, die wir lieben, werden alt und ändern sich. Die Schönheit, ist sie erst auf eine Leinwand, auf eine Mauerfläche, auf eine Tafel gebannt, überlebt in ihrer unvergänglichen Jugend die Augen, die sie betrachtet haben, die Hand, die sie nachgebildet hat, das Herz, das sie angebetet hat. Freilich aber, — wenn auch die gemalte oder gemeißelte Schönheit nicht untergeht — sie liebt nicht. Wenn die Frauenlippen, die aus den Bildern lächeln, nicht welken, wenn sie nicht lügen, so sprechen sie doch auch niemals Worte, die vor unserer entzückten Seele die unbegrenzte Aussicht auf das Glück eröffnen. All diese Gedanken — und noch andere, die ich Ihnen nicht sage, wozu auch? —, die mich auf meinen Gängen durch diese, meiner ersten Jugend so teuere Stadt begleiteten, hatten mich tief bewegt und machten mich zu einem auserlesenen Zuhörer für einen Verliebten, wie diesen naiven George Coursansel im vollen Anlauf seines Geschickes. Stand er nicht in der Morgendämmerung dieses Wirklichkeit gewordenen Traumes: einer Liebesheirat?' Ich hörte ihm also zu, wie er mir in so bewegtem, so aufrichtigem Ton sagte:

‚Ach, lieber Meister, Sie ahnen gar nicht, welchen Dienst Sie mir vorgestern erwiesen haben ... Ich kann es Ihnen wohl gestehen: Herr Boudron ist nicht immer ganz gerecht gegen mich. Das ist so natürlich. Er hat seine Frau leidenschaftlich geliebt, da verstimmt ihn unser Glück, Christianens und meines mitunter, ohne daß er sich dessen bewußt ist. Wir vergegenwärtigen ihm zu lebhaft eine glückliche Vergangenheit. Dann dient ihm alles zum Vorwand, sich an mir zu reiben, Sie haben es gesehen, sogar mein Vergessen, mich umzukleiden von neulich abends, selbst die Verweigerung, die von der Marchesa Ariosti meinem Ansuchen um eine Photographie entgegengesetzt wurde ... Aber im Grunde ist er mir gut und freut sich so, wenn man mir Wohlwollen bezeigt. Was Sie über meine Entdeckung bezüglich des vermeintlichen Leonardo gesagt haben, ist ihm zu Herzen gegangen. Er hat Christianen davon gesprochen. „Das hat seine Richtigkeit," hat er ihr gesagt, „unser George ist jemand," und hat beigefügt: „wir werden ihn noch im Institut sehen." Ach, wenn ich das erreichen könnte, da würden viele Vorurteile, die er hat, schwinden!

Wenn ich nur den Bordin-Preis bekäme, den die Akademie der Künste für die beste Arbeit über Ästhetik und Kunstgeschichte aussetzt! . . . Denn schließlich, wenn mein Cristoforo erscheint, das wird immerhin ein ansehnliches Stück Geschichte der Malerei bedeuten. Sagen Sie ihm gelegentlich, wie gut Ihnen das Bild, das wir sehen werden, gefallen hat. Denn gefallen wird es Ihnen. Wie ich mich freue auf Ihre Überraschung. Und wenn Sie enttäuscht sein sollten — man weiß ja nie — sagen Sie ihm nicht zuviel davon. Aber Sie werden nicht enttäuscht sein.'

Er sprach diese halbe Beschwörung an der Türe des Hauses Ariosti — ein großes, ganz neues Gebäude, in dessen erstem Stock, dem ‚piano nobile', die Marchesa wohnte. Vorgestern hatte ich bei dem Grafen Varegnana das italienische Leben im großen, historischen Stil gesehen, um es mit dem rechten Wort zu bezeichnen. Die Wohnung der Frau Ariosti zeigte das moderne italienische Leben, an dem ich wenig Geschmack finde. Es ist zu nachgeahmt, zu gesucht. Ein Haushofmeister empfing uns nach englischer Mode, in schwarzem Frack mit grauen Beinkleidern. Der Salon, in den wir eintraten, war nach französischem Geschmack ausgestattet; das helle, nüchterne Holz des achtzehnten Jahrhunderts schien hier nicht recht am Platz, wo es so leicht ist, im nahen Venetianischen entzückende Möbel von einem etwas barocken Rokoko, aber von ausgesucht origineller, lokaler Eigenart zu finden. Da thronte die Frau Marchesa selbst, zur Hand, auf ihrem Tisch den neuesten französischen Roman, in höchst eleganter Halbtrauer, die nach Rue de la Paix roch, und an der das geübte Auge des Herrn Boudron gewiß keinen einzigen Orthographiefehler herausgefunden hätte. Was ich vor mir sah, war eine Pariserin, oder eine, die es sein wollte. Trotz der vollkommenen Korrektheit ihres Anzuges, ‚up to date', wie die Yankees so drollig sagen, ‚neuesten Datums' — blieb der Charakter ihres eher häßlichen und für ihre fünfunddreißig Jahre zu eingefallenen Gesichtes doch tief individuell und ganz der ihres Landes. Frau Ariosti hatte den ernsten Blick, die Überlegung in der Biegung des Mundes, die Kraft der Physiognomie, der man so oft diesseits der Alpen begegnet und so selten jenseits. Zwei Personen leisteten ihr Gesellschaft. Die eine, ein großer, starker, junger Mann, der in seinem Anzug und seiner Gesichtsbildung keinen minderen Gegensatz hatte als die Herrin des Hauses. Seine mattbleiche Gesichtsfarbe, seine tiefschwarzen Haare, seine dunklen, glühenden Augensterne verrieten den Südländer, dabei hatte er nichts an sich, das nicht aus London gekommen wäre, von den lackierten Halbschuhen bis zur Halsbinde, von der Weste bis zur Zigarrette mit Korkspitze, die er, nachdem er uns mit ganz britischem Phlegma begrüßt hatte, zu rauchen fortfuhr. Aber was für Augen! Die scharfe, fast wilde Feinheit seines Landsmannes Machiavelli blitzte in einem Blick, mit dem er

mich bis aufs Mark erforschte. Der andere Besucher mochte fünfundvierzig, fünfzig, sechzig Jahre alt sein. Wie soll man das Alter auf einem glatten, grauen Amerikanergesicht in einer Physiologie von nur Knochen und Sehnen entziffern? Nur die Nationalität der Persönlichkeit ließ nicht den geringsten Zweifel. Sein Phlegma war kein angenommenes. Seine Anglomanie — auch er trug nichts, das nicht aus Regent Street und Piccadilly gekommen wäre — stimmte zu seinem Typus. Seine kalten, hellblauen Augen straften die Gleichgültigkeit seines Grußes nicht Lügen, als die Marchesa uns gegenseitig vorstellte:

‚Der Fürst von San Cataldo . . . Herr Ralph Kennedy . . .‘

Kaum war der Name ausgesprochen, so mußte ich an die Äußerung des mißtrauenden Herrn Boudron denken. Die Begegnung des Sammlers von über dem Wasser mit dem künftigen Schwiegersohn des Pariser Liebhabers war offenbar vorherbedacht, und nicht weniger vorherbedacht die Gegenwart des neapolitanischen Fürsten. Ich habe nachher erfahren, daß er der treue Freund der Marchesa ist. Die zwei zu dem Verkauf des fraglichen Bildes Verschworenen teilten sich in die Überwachung der zwei möglichen Käufer. Indessen begann Frau Ariosti mir eine lange Geschichte zu erzählen:

‚Ihr Besuch ist mir eine große Ehre, lieber Meister . . . Herr George Courmansel hat mir geschrieben, daß Sie das Bild zu sehen wünschen, das er dem „Amico d'Andrea Solario“ zuschreibt. Es ist nicht viel daran. Aber es ist mir sehr lieb, weil der beste Freund meines seligen Mannes es mir hinterlassen hat. Der verstorbene Marchese Ariosti und der Graf Pappalardo liebten sich wie Brüder. Dieses Bild erinnert mich an sie beide . . . Es ist mir teuer, sehr teuer.‘

Das Gesicht der untröstlichen Witwe drückte die hoffnungslose Traurigkeit aus, die ein französisches Sprichwort aus ich weiß nicht welcher Provinz so lustig verspottet: ‚Der Witwe geschnittenes Haar bringt die Hochzeit im selbigen Jahr.‘ Frau Ariosti muß bei dem Begräbnis ihres seligen Gatten wunderbar tragisch gewesen sein. Wahrscheinlich ruht eine Locke ihres schönen Rabenhaares, um seine gefalteten Hände geschlungen, bei ihm im Grabe. Das Sprichwort hatte aber gelogen, dank einer Vorsichtsmaßregel, die der kluge Edelmann getroffen hatte. Auch das habe ich nachträglich erfahren: Er hinterließ sein Vermögen der Marchesa — unter Vorbehalt. Eine neue Verbindung hätte sie hunderttausend Franken Rente gekostet, die an einen Neffen gegangen wären. Möge das bei Ihrer Strenge, gnädige Frau, und bei Ihrer „Kratzbürste“ die „combinazione“ entschuldigen, daß sich bei der Witwe ein nicht zugestandener Tröster eingefunden hatte. Während dieser kurzen Leichenrede hatte übrigens der Neapolitaner eine unvergleichliche Haltung bewahrt. Die

Rauchwolken der Zigarette waren mit Betrübnis zur Decke gestiegen, und der schweigende Ekel des in seinem innersten Zartgefühl verletzten ‚gentleman‘ krampfte sein ausdrucksvolles Gesicht zusammen, als der freie Bürger der Vereinigten Staaten auf französisch und mit einer Aussprache, die das Komische seiner Bemerkung noch erhöhte, antwortete:

‚Well, Madame, das ist der Wert des Bildes für Sie, die Verkäuferin; es ist nicht sein Wert für mich, den Käufer.‘

Ich ersah aus dieser Antwort, daß Herr Ralph Kennedy, trotz der Eleganz seiner Kleidung und seiner künstlerischen Errungenschaften, zu der gröberen Abart der Millionäre seines Landes gehörte. Es gibt kaum einen Mittelschlag in der seltsamen Gesellschaft der Dollarmagnaten. Sie verfeinern sich entweder oder sie verrohen aufs äußerste. Die Marchesa Ariosti schien diesen Ausspruch, der offenbar die Fortsetzung einer vor unserem Eintritt begonnenen Unterhaltung war, überhört zu haben und fuhr, immer noch zu mir gewendet, fort:

‚Sie werden sich über das, was Ihnen Herr Courmansel vermutlich gesagt hat, wundern, lieber Meister, daß ich nämlich, trotzdem ich an dem Bilde so sehr hänge, dem Gedanken näher treten konnte, mich von ihm zu trennen. Sie haben wohl auch gehört, daß der selige Marchese ein technisches Spitzeninstitut gegründet hat, um ein Kunstgewerbe wieder zu beleben, das eine der Berühmtheiten unserer Stadt war. Sie kennen gewiß den „Mailänder Stich“? Die Zukunft dieser Gründung war seine beständige Sorge während seiner letzten Krankheit. Er hat ihr durch letzten Willen die Einkünfte einer unserer Ländereien zugewiesen ... Dieses Jahr war sehr regnerisch, eine Überschwemmung hat Schaden angerichtet und die Ernte zerstört ... Gerade in dem Moment entdeckte Herr Courmansel den Wert dieses Bildes, von dem wir wohl wußten, daß es von einem Meister stamme, wenn uns gleich nicht bekannt war, von welchem. Gleichzeitig stellte er mir jemanden vor, der ein Angebot machte. Ich glaubte darin ein Zusammentreffen zu sehen, das nicht bloß natürlich war ... Sie werden lachen, aber wir Italiener — was wollen Sie? Wir sind noch immer gläubig — sehr gläubig ... Ach, es wird ein Herzzerreißen sein, mich von dem Bilde zu trennen, wenn ich mich davon trenne ... Aber ist nicht von allen Huldigungen, die man einem Toten erweisen kann, die die beste, die seinem Lebenswerk, dem besten Teil seines Geistes und seiner Seele gilt?‘ ...

‚Ich hatte mir nicht erlaubt, Frau Marchesa,‘ sagte Courmansel, ‚Herrn Monfrey diese Gründe zu wiederholen, die Ihrer Empfindung so viel Ehre machen.‘ So arbeitete das gelehrte Huhn in aller Ehrlichkeit mit an dem, was ich seither als eine unverschämte Komödie erkannt habe.‘

Eine Stimme wiederholte wie ein Echo:

‚Soviel Ehre!‘ . . .

Es war die des Zigarettenrauchers, des feinen San Cataldo, der ohne Zweifel — ich weiß nicht aus welchen Anzeichen — erkannte, daß ich von der den Manen des Gatten geweihten Huldigung nicht genügend gerührt war; denn er unterbrach die moderne Matrone von Ephesos mit der Bemerkung:

‚Aber Marchesa, die Zeit des Herrn Monfrey ist kostbar; wenn Sie erlauben, werde ich ihn zu dem Bilde führen . . .‘

‚Nein, Berto,‘ versetzte Frau Ariosti, ‚ich will schon selbst gehen . . .‘

Sie stand auf. Wir folgten in einen kleinen Salon, an dessen Wänden mehrere Bilder hingen, eines davon mit einem Vorhang aus schwarzer Seide verschleiert. Die Marchesa näherte sich ihm mit fast andächtigem Schritt, zog mit ihrer feinen, weißen Hand langsam den Vorhang weg und sprach mit Feierlichkeit:

‚Hier ist es!‘ . . .

VII.

‚Gnädige Frau, ich habe Ihnen eine Geschichte versprochen, die Sie lachen machen sollte, und bis jetzt werden Sie sich gefragt haben: „Was findet er darin Lächerliches?“ Die Umtaufung eines zweifelhaften Bildes des Grafen Varegnana? — oder die zufällig gut angebrachte Empfindsamkeit eines jungen Pedanten? Die zärtlichen Rücksichten eines Verlobten, oder die Grobheiten eines reichgewordenen Geschäftsmannes, die Unfeinheit eines Amerikaners vom gleichen Schlag, oder die Heuchelei einer Witwe? Aber was werden Sie zu diesem Schauspiel sagen? Genannte Witwe schwingt eine feierliche Handbewegung, der ‚patito‘ zündet eine neue Zigarette an, um uns hinter einer Maske von Rauch besser beobachten zu können, Herr Ralph Kennedy setzt auf seiner eckigen Nase das Zweirad à la Chardin zurecht — wie es einem Kunstliebhaber ansteht —, George Courmansel reißt die Augen, die Nüstern, den Mund auf, und steht da wie ein heiliger Franziskus im Fresko, der im Begriff ist, die Nägelmale zu empfangen, — und ich inmitten dieser Gruppe, sehe die Tafel, und halte zur Not einen Schrei zurück — den Schrei eines Erstaunens, von dem ich mich noch heute nicht ganz erholt habe. In diesem Frauenbildnis, das durch den Schüler des Morelli dem geheimnisvollen ‚Amico d'Andrea Solario‘, dem bis jetzt unbekannten, von jetzt ab berühmten Cristoforo zugeschrieben wird, erkenne ich — oder glaube zu erkennen — eine Tafel, die vor 25 Jahren ausgeführt wurde. — Und von wem? Ja, von Ihrem gehorsamen Diener selbst, gnädige Frau, von Herrn Léon Monfrey selbst, als er, ein junger Farbenreiber, der für den Römerpreis durchgefallen war — er hat Ihnen das schon erzählt —, sehr bescheiden, aber frei, auf seine Kosten in der Stadt der Cäsaren, der

Päpste und des Raffael lebte! . . . War es möglich? Spielte mir nicht eine jener Ähnlichkeiten mit, die wie Sinnestäuschungen wirken? Dieses Porträt in dem antiken Rahmen zeigte freilich die goldenen Fleischtöne, die verblaßten Schattierungen der Stoffe, die nur die Patina des Alters geben kann. Es war wie abgegriffen, wie verkratzt. Eine Menge feiner Sprünge, wie auf alten Fayencen, warnte vor Berührung des zerbrechlichen Gegenstandes, vor Beschädigung dieses dem Zahn der Zeit entrissenen Überbleibsels. Unzählige kleine Löcher in der Tafel gaben Zeugnis von dem jahrhundertelangen Bemühen der Würmer, diese Holzplatte zu verzehren, wie andere Würmer wohl die Eiche oder Tanne des Sarges verzehrt hatten, in den man die Tote gelegt hatte, deren Bild das war. Die Buchstaben der Unterschrift waren zum Teil verwischt. Ja, alle diese wunderbar ausgeführten Einzelheiten schworen mir's zu, daß ich mich täuschte . . . Und doch, nein, ich irrte mich nicht! Das war wirklich das Porträt der kleinen Ginevra Ferrari, des armen Mädchens, das mir vor einem Vierteljahrhundert als Modell gedient hatte. Diese Tafel, damals weniger wurmstichig, aber schon von sehr ehrwürdigem Holz, war wirklich dieselbe, die mir der Altertumshändler aus der Via Condotti eines Morgens gebracht hatte. Ich hatte vierhundert Franken gebraucht. Meine Kameraden hatten mir gesagt, daß dieser Mann, der auf den Namen Ignazio Sanfré ging, armen Künstlern gerne Geld verschaffte. Vater Sanfré hatte mich mit den Worten empfangen: ‚Junger Mann. Sie haben Talent. Ich weiß es. Wollen Sie mir ein gutes Cinquecentobild malen? Sie sollen Ihre vierhundert Franken dafür bekommen.‘

‚Warum nicht?‘ hatte ich geantwortet. Gnädige Frau, ich gebe zu, daß es gewissenhafter gewesen wäre, abzulehnen. Denn schließlich — ich hatte ja hier den Beweis vor Augen — bestellt ein Altertumshändler kein gefälschtes Bild, um es in seinem Laden zu behalten. Er hat vor, es zu verkaufen. Damals überlegte ich nicht so viel. Meine ganze Moral war meine Kunst. Ich hatte mir gesagt: ‚Das wird lustig sein, eine hübsche Nachbildung zu machen.‘ Und in der Erinnerung an den Kopf im Palazzo Varegnana hatte ich versucht, meine Nachahmung in der Manier des Leonardo und seiner Schüler auszuführen. Aus Schelmerei hatte ich, nachdem meine Arbeit vollendet war, die Tafel in großen Buchstaben so gezeichnet:

P. X. T. F. RIUS. M. PARISIENSIS.

‚Pinxit Falsarius M. Parisiensis‘. Diese lateinische Inschrift bedeutete: ‚Monfrey, Pariser und Fälscher, hat dieses Bildnis gemalt‘. Der Vater Sanfré hatte über diese Inschrift nicht gemuckst. ‚He, he,‘ hatte er nur gesagt, ‚das ist ein ganz passendes Handwerk für Sie, junger Mann. Wenn

ich diese gute Dame erst auf meine Manier bearbeitet habe, dann werden Sie selbst sie nicht wieder erkennen.' Er hatte Wort gehalten. In Wahrheit wagte ich in dem Meisterwerk der Schwindelei meine schöne Nachahmung von damals nicht wieder zu erkennen. Das war keine Nachahmung mehr, das war ein Meisterstück, das auch das geübteste Auge trügen konnte, nur das meinige nicht! Ich hatte zum Scherz ein Mal, das Ginevra im Mundwinkel hatte, mit Hilfe der Lupe kopiert. Das Zeichen war da. Ich hatte in die Silber- und Goldborte, die den Stoffrand am Leibchen abschloß, eine Verschlingung gezeichnet, die ein Monogramm ergab. Ich hatte ihren Namen hineingesetzt: Ginevra Ferrari. Ich konnte fast alle Buchstaben lesen. Von der Unterschrift, die die weise Hand des Ignazio besonders zugerichtet hatte, war noch ein X., ein R., die Silbe US., das M., ein I. und die Endsilbe ENSIS vorhanden. Das mußte vollends alle meine Zweifel heben, wenn ich noch welche gehabt hätte. Diese Überreste fügten sich mit absoluter Genauigkeit in meine frühere Inschrift. Also! Meine Ergriffenheit, diese Spur meiner Jugendstreiche wiederzufinden — Sie erraten, daß die vierhundert Franken für Ginevra waren; — mein Zögern, meinen eigenen Augen zu trauen, meine eingehende Untersuchung hatten mich für einen Moment vergessen lassen, wo und in welcher Gesellschaft ich mich befand. Zum Glück hatte mich meine gespannte Aufmerksamkeit davor bewahrt, den unwillkürlichen Schrei auszustoßen, den dieses fabelhafte Wiedererkennen hätte hervorrufen müssen. Ich war in einen wirklichen Hypnotismus verfallen. Die Stimme des George Courmansel erweckte mich daraus. Er hielt mein Betragen für maßlose und deshalb sprachlose Bewunderung.

‚Oh!' sagte er, ‚ich wußte es ja, lieber Meister, daß Sie vor diesem Wunder vom Blitz gerührt sein würden, und — kein Zweifel über den Urheber. Sehen Sie: X. R. US. das heißt XOFORUS, und das übrige, M. mit der Endsilbe, das heißt MEDIOLANENSIS. Unten kann man die Jahreszahl erkennen 1507.' — Ich bemerkte in der Tat arabische Ziffern, die Sanfré beigefügt haben mußte. — ‚Und wissen Sie, was diese Signatur bedeutet? Sie bedeutet, daß das Bildnis sehr wahrscheinlich in Frankreich gemalt worden ist. Der „Amico d'Andrea Solario" hat es gemacht wie Solario, der „Mailänder" zeichnete, wenn er fern von Italien war, und „da Solario", wenn er zurückkam. Und dann habe ich einen weiteren Beweis. Ich habe das Monogramm entziffert. Es heißt „Genoveva". Sie wissen, wie sehr diese Heilige in Paris und auf dem Hügel, der nach ihr benannt ist, verehrt wurde. Nun erübrigte noch, zu erforschen, ob unter den Frauen in der Umgebung des Charles d'Amboise eine Genoveva war. Es hieß nun aber eine so! . . . Ich habe eine Schrift des Brantôme. Was hindert uns nun, anzunehmen, daß dieses

Bildnis ganz einfach durch einen Herrn vom französischen Hofe, dessen Geliebte Frau Genoveva war, nach Italien gebracht wurde? Hier auf der Kriegsfahrt begriffen, wollte er sich von diesem Andenken nicht trennen. Das Gesicht läßt keinen Zweifel zu, daß diese Frau jedenfalls eine Französin war ... Meinen Sie nicht auch, lieber Meister? ...'

,Das war die Meinung des Pappalardo, der dieses Bild immer seine Pariserin nannte, „la mia Parigina, erinnern Sie sich Berto?' sagte dann die Marchesa.

,Ich meine, ich höre ihn', antwortete der Mitverschworene auf diese Interpellation, und fügte ein so natürlich geseufztes ,Caro Conte' bei, das so voll liebevoller Trauer war, daß ich heute noch zweifle, ob es Lüge war. Und doch! ... Der Bürger des freien Amerika aber hatte, während Courmansel sprach, eine starke Lupe aus der Tasche gezogen und prüfte die Signatur und das Monogramm nach. Dabei neigte er den Kopf so auf die Tafel, daß wir sie nicht mehr sehen konnten, ohne daß er sich deshalb entschuldigt hätte. Indessen hatten die Reden des großen Kunstkritikers angefangen, mir eine unwiderstehliche Lachlust zu erregen, und die unverschämte Schlauheit der Dame Ariosti und die gewissenhafte Einfaltspinselei des Liebhabers aus Denver (Colorado) — da war er her — drohten sie bis zum Krampf zu steigern. Aber in der Sekunde, in der der unbezwingbare Lachkrampf mich ergreifen wollte, stieg plötzlich die Familienszene, der ich am Tag vorher beigewohnt hatte, vor mir auf ... Die sanfte Christiane Boudron und ihr schrecklicher Vater waren vor mir .. Ich sah sie, wie sie die Wahrheit erfuhren ... Ich überlegte nicht. Ich fragte nicht, ob ich recht oder unrecht tat. So deutlich, wie ich das rasierte Gesicht des Kennedy sich vor dem Profil des armen römischen Modells, der bescheidenen, in eine schöne Sünderin vom Hof von Valois verwandelten Ginevra Ferrari hin und her schieben sah, so deutlich sah ich diesen Auftritt: Herr Boudron erfährt die kolossale Aufschneiderei seines künftigen Schwiegersohnes, dieser gezwungen den Kritikern der zwei Welten seine professionelle Schande zu gestehen, der Schmerz des Mädchens, ihre Beschämung, der Bruch der Verlobung. Wie sollte der Damenschneider eine solche Gelegenheit versäumen, ein Abenteuer abzuschließen, das ihm schon so sehr mißfiel, als er die technische Unfehlbarkeit Courmansels noch als Dogma angenommen hatte? — Und ich antwortete diesem letzteren — meine Gedanken hatten gewiß keine zwei Minuten gedauert:

,Es ist wirklich ein ausgezeichnetes Bildnis und ein ganz französisches Gesicht ...' Ich hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als eine innere Stimme mir zuflüsterte: ,Unglücklicher! Wie wirst du es jetzt anfangen, dich da ehrlich wieder herauszuziehen?'

VIII.

Gnädige Frau, erinnern Sie sich eines Bridge-Tees bei Ihnen, diesen Winter? Wir beide, Sie und ich, spielten nicht, und einer Ihrer Vettern, der gern den Geistreichen spielt, der liebenswürdige Adalbert de Rumesnil, den Sie boshafterweise ‚Raſekin' zubenannt haben, weil er Ihnen einmal zu lange Ruskin erklärte, hielt uns einen kleinen Vortrag. An jenem Nachmittag gelang es ihm, Sie zu unterhalten, indem er Ihnen den Lehrsatz des Professor Grasset von Montpellier über die Zerteilung des ‚Ich' darlegte. Wir haben, sagt dieser Arzt, ein verständiges und überlegendes ‚Ich', das seinen Sitz in dem oberen Teil unseres Gehirnes hat, an einem Punkt, den er O nennt. Außerdem wimmelt rings herum in den verschiedenen Windungen der Gehirnlappen eine Menge kleiner, treibender, unbewußter Wesen, deren getrennte und doch verbundene Wohnungen der Gelehrte durch die Durchschnittpunkte eines Vieleckes darstellt. Das ist das kleine Vorstadtvolk unserer Seele, dessen Gesamtheit er das ‚polygonale Ich' nennt. Ich höre noch Ihr lustiges Lachen, als Rumesnil Ihnen den Satz seines Autors anführte: ‚Wenn Archimedes nackt aus dem Bad steigt, ruft er „Eureka" mit seinem O und läuft durch die Straßen mit seinem Polygon.' Ich höre Sie noch antworten: ‚Wie das bequem ist. Eine Frau, die ihren Mann betrügt, braucht ihm nur zu sagen: ich bin dir treu mit meinem O. Was macht es, daß dich mein Polygon betrügt?' Selbst auf die Gefahr hin, mir, wenn ich Sie wiedersehe, sehr unnachsichtigen Spott zuzuziehen, muß ich mich der Formel des berühmten Neurologen bedienen, um das zu erklären, was sich in mir während und nach der Szene vor dem Porträt zutrug. Das Polygon hatte dem Courmansel geantwortet, das Polygon hatte sich dann von der Dame Ariosti mechanisch verabschiedet, dasselbe ‚polygonale Ich' hatte auch besagtem Courmansel zugehört, wie er mir das Lob des ‚Amico di Solario' und seines Meisterwerkes sang. Mein ‚höheres Ich', das Zentrum O hatte dann plötzlich seinem unmoralischen Genossen die vier Silben: ‚Unglücklicher' zugeschleudert. Als ich den Verlobten Christianens verlassen hatte, begann ein Gespräch zwischen diesen zwei ‚Ich'. Ich hatte an der Türe unseres Hotels einen Wagen genommen, um mich nach der entzückenden Kartause von Chiaravalle führen zu lassen, deren zierlicher, achteckiger Turm mit Säulchen und Fassade aus Ziegelsteinen sich zwei Meilen außerhalb Mailands erhebt. Mein leichter, offener Wagen rollte durch die weite, fruchtbare Ebene, wo Leonardo mit seinen jungen Schülern wandelte, und wenn er einem Vogelhändler begegnete, den ganzen Käfig kaufte, um ihn zu öffnen, und den armen Tierchen die Freiheit zu schenken. Zärtliche und erhabene Ehrfurcht vor dem Leben, so rührend zu beobachten in einem

solchen Künstler! Ich dachte zwar kaum an die Vögel des Leonardo, während ich den Kanal entlang unter Weidenbäumen durch die schon so kräftig grünende Landschaft fuhr. Ich war abwechselnd im Bann meines wiederkehrenden tollen Lachens, — dem ich diesmal freien Lauf ließ — und meiner immer wachsenden Gewissensnöte:

‚Das wird denen, die mein Freund Varegnana die Bilderstürmer nannte, eine Lehre sein, wenn sie diese erstaunliche Geschichte erfahren!'... Alles ist da: Ein vollständig erfundener Maler, seine Lebensbeschreibung, seine Werke, seine Signatur — und diese ruhmreiche Entdeckung, das Meisterwerk der wissenschaftlichen Methode ist auf was gegründet? Auf eine Schwarte, die ein armer Teufel von Mallehrling, dem das Geld ausgegangen war, im Hirn heruntergepinselt hatte. Ein Antiquar, der das Ding patiniert, und die Hexerei ist vollbracht! Nein. Das Leben ist doch manchmal zu komisch . . .'

Und der Gassenjunge, der in jedem Künstler schlummert, ungeachtet seiner Bilder im Luxembourg, ungeachtet Komtur-Halsband und Kandidatur für das Institut und graue Haare, ließ mich in so schallendes Gelächter ausplatzen, daß der Kutscher sich mehrmals umdrehte. Dieser ernste, mit einer Rosette geschmückte Herr, der unterwegs nach einem armen Kloster, ganz allein für sich, so närrisch lachte, sollte der am Ende einem Narrenhaus entsprungen sein? Dann hub die strenge Stimme wieder an, und ich hörte ihr zu, ohne jede Neigung eine Geschichte lächerlich zu finden, die ins Gaunerhafte hinüber zu spielen drohte:

‚Fünfzigtausend Franken? Diese Marchesa Ariosti verlangt fünfzigtausend Franken für das Bild? Hält sie es denn für echt? Sie und dieser Fürst von San Cataldo haben ganz das Aussehen von ein paar Schwindlern . . . Nein. Es ist nicht möglich, daß sie es für falsch hält. Sie nützt nur die gute Gelegenheit der feinen Reklame aus, die der Dummkopf von Kritiker für ihre Tafel gemacht hat . . . Aber ich, der ich weiß, daß das Bild keinen Nagel wert ist, soll ich den Boudron oder den Kennedy für die Eselei des armen Courmansel und die des toten Grafen Pappalardo fünfzigtausend Franken zahlen lassen? Dazu hätte ich nicht das Recht. Ich hätte sollen auf der Stelle, so wie ich das Bild erkannte, den Irrtum bekannt geben. . . . Aber der Zufall war so sonderbar! Daß ich nach fünfundzwanzig Jahren die für den Sanfré gemachte Fälschung wiederfinde, und daß gerade diese Fälschung das sogenannte, durch diesen Courmansel aufgespürte Wunder sein muß, das dazu gedient hat, den Urheber des Bildnisses Varegnana festzustellen! — . . . Es war zu viel auf einmal . . . Überdies war die liebe Unschuld von Bräutigam da, der in diesem Fund den Ursprung seines Glückes sieht, und blödte vor Freude. Ich konnte dieses Schaf nicht erwürgen, besonders nicht vor den Fremden . . . Warum

habe ich es dann nicht ihm allein gesagt, als wir herauskamen? Er ist ein ehrlicher Mensch, er hätte dem Schwiegervater gebeichtet, hätte gesagt: ‚Ich habe mich geirrt‘ . . . Aber das ist zu spät. Er hat seine Entdeckung in allen Zeitschriften Europas und Amerikas ausposaunt. Er müßte seinen Irrtum öffentlich erklären, und das wäre sein Ende. Oh! Um so schlimmer für ihn! Meine Ehre vor allem. Er wird sich mit dem Damenschneider und seinen Kollegen abfinden müssen, so gut er kann. Man soll nicht sagen, daß ich zugesehen habe, wie ein solches Geschäft abgeschlossen wurde. Weder Herr Boudron noch Herr Kennedy sollen das falsche Bild um fünfzigtausend Franken kaufen, und wenn sich gleich Courmansel in diesem Kanal ertränken oder an einer dieser Weiden aufhängen müßte.‘

Sie begreifen, gnädige Frau, daß der Aufruhr meiner Gedanken mich nicht zum ruhigen Genuß der alten Zisterzienserkirche kommen ließ, die den hübschen Namen Chiaravalle — Tal des Lichts — so wohl verdient. Es ist noch der alte Wächter dort, der gleiche wie in meiner Jugend, der seit wer weiß wie vielen Jahren mit denselben Worten, derselben Mimik den Touristen sein patriotisches Entzücken vom vierten Juni 1859 erzählt, wie er auf die Spitze des Turmes kletterte und den Kanonen von Magenta zuhörte. Sie begreifen auch, daß ich bei meiner Rückkehr nach Mailand nur einen Gedanken hatte: weder George Courmansel noch Herrn Boudron noch besonders Christianen zu begegnen. Ich aß ganz allein in einer kleinen ‚Tratioria‘ am Ufer des ‚Naviglio‘. Drei dieser Kanäle durchziehen die Stadt und verbinden den kleinen Fluß Olona mit dem Tessin, dem Po und der Adda. Auf einen dieser mündete die Terasse meiner Trattoria mit dem naiven Schild die ‚Weiße Rose‘. Ich hatte auf meiner ersten Durchreise dort verkehrt und fand es so unverändert wie den Grafen Varegnana, die Kirche von Chiaravalle und ihrem Turm. Italien ist wohl durch Modernismus verdorben, aber doch bleibt es das Land der Vergangenheit. Die Bewohner haben noch den Instinkt des Beharrens und Bestehenlassens, den die verwünschte Manie, auf dem Laufenden zu sein, an der Europa krankt, nicht so bald zerstören wird. An einem Weingeländer, an dem die Blätter sproßten, hing ein Weidenkäfig, in dem eine Amsel sang und hüpfte wie damals. Wie damals stand auf jedem Tisch ein ‚fiascho de Chianti‘ mit dem großen, strohverkleideten Bauch und dem langen, schlanken Hals, Wie damals umspülte die kaum bewegte Flut des ‚Naviglio‘ die Fassaden von Palästen, Fabriken und altem Gemäuer. Als ich einen großen Teller voll ‚minestrone‘, eine Suppe aus Kohl, Reis und Bohnen vor mir hatte, die der Mailänder kalt ißt — und er verdaut sie! — fühlte ich mich in die Zeiten der Ginevren, des gefälschten, für vierhundert Franken hergestellten, alten Bildes und des göttlichen Wahnsinns zurückversetzt. Ich glaube wirklich, für eine Minute sah ich im Geist bei mir an diesem Zigeunertisch eine

gute Freundin von Ihnen sitzen, die nicht weit von der Place des Invalides wohnt. Ich sah sie, wie sie sich des lustigen Streiches freute, furchtsam ihren Löffel in die dicke Masse der lombardischen Suppe tauchte, die Lippen an dem Duft des toskanischen Weines netzte, und mir mit ihren hübschen Zähnen zulächelte. Ach! Törichte Hirngespinste, mit denen ich mir, wie so oft, die Seele zermartert hätte, wenn sie nicht ausgetrieben worden wären, durch den Teufel oder den Engel der Gewissensbisse, die sogleich wieder anfingen, mich zu quälen!

‚Acht Uhr abends . . . Es war drei Uhr, als Courmansel und ich den Palast Ariosti verließen . . . Herr Boudron und Herr Kennedy haben zehnmal Zeit gehabt, den Handel mit der Marchesa abzuschließen. In diesem Moment wird vielleicht das Bild ausgeliefert, der Scheck unterzeichnet . . . Gut! Das Bild wird zurückgegeben, der Scheck nicht ausbezahlt werden. . . . Ja. Aber es kann ein Prozeß daraus entstehen, ein schrecklicher Skandal, und welche Rolle spiele ich dabei, wenn ich vor Gericht aussage, daß ich das Bild erkannt und geschwiegen habe? . . . Folglich ist es schändlich, geschwiegen zu haben . . . Also kein Zweifel mehr, ich werde sprechen. . . . Übrigens, ich träume. Die Marchesa ist viel zu schlau, um nicht Boudron gegen Kennedy, Kennedy gegen Boudron auszuspielen. Wenn einer heute ein Angebot gemacht hat, wird sie ihre Antwort bis morgen verzögert haben, um auf den anderen zu drücken . . . Ich werde sprechen . . . Wann? Noch heute abend . . . Ah, ich hab's! . . .‘

Um den Satz des Professor Grasset zu illustrieren, verzehrte ich meinen ‚minestrone‘ mit meinem Polygon und rief dabei wie Archimedes ‚Eureka‘ mit meinem O. Ich hatte soeben das Mittel gefunden. Wenn der Handel noch in Schwebe war, so wollte ich ihn verhindern, ohne einen sofortigen Rückschlag auf die Verlobung der feinen Christiane mit dem romantischen Maulaffen George Courmansel zu veranlassen. Die Mitteilung mußte der Marchesa nur in solcher Weise gemacht werden, daß sie nicht darüber hinweggehen konnte.

Eine Vermittlung würde diesen Erfolg gewiß erreichen: die des Grafen Varegnana. Er war ihr Vetter. Sobald er ihr gegenüber die Unechtheit des Bildes behauptete, und zur Bekräftigung einen unbestreitbaren Zeugen bringen würde, müßte sie sich fügen. Die einzige Frage war, wie ihr Schweigen gegenüber Courmansel und dessen Schwiegervater erlangen? Aber Varegnana interessierte sich zu sehr für Christianen, um es bei seiner Verwandten nicht durchzusetzen, daß sie zu unserer Mitverschworenen im Beschützen des jungen Glückes wurde. Es genügte, daß Frau Ariosti eine Meinungsänderung vorgab. Sie würde Herrn Boudron und Herrn Kennedy sagen, daß sie das Bild nicht mehr verkaufen wolle. Ich hatte ein solches Verlangen, meiner Pflicht der Wahrhaftigkeit zu ge-

nügen, ohne daß es der Verlobten des so ehrlich aber so lächerlich getäuschten Kritikers Tränen kostete, daß der Wunsch mir meine Erwartungen zur Gewißheit machte. Ich eilte mich, meine einsame Mahlzeit zu beenden, und einige Minuten später klingelte ich an der jetzt verschlossenen Türe des Palastes Varegnana. Wenn der Graf nicht zu Hause gewesen wäre, hätte ich darin die schlimmste Vorbedeutung gesehen. Wenn man sehr heftig das Gelingen eines Unternehmens wünscht, hat man solchen Aberglauben, und nach der Verzögerung des Nachmittags packte mich jetzt eine fieberhafte Eile, um jeden Preis mein Ziel zu erreichen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtgebet

In stiller banger Nacht drängt sich mein Herz an dich,
Dem Kinde gleich, das Hilfe sucht bei ihr, die es geboren.
Doch kommt der Tag mit seiner lauten Pracht,
So scheint es ganz, als ob ich dich verloren.

O Gott! Mir ist so bang, so bang nach dir!
Verderblich süße, lockende Gestalten,
Mit bleichen Kinderlippen flehen sie
Und wollen mich am Saum des Lebens halten.

Und schwere Schatten treten vor mich hin
Und knien nieder und beschwören,
Trotzige Männerseelen, sie tau'n in Gram gleich bittern Frauentränen,
Und ihre stumme Qual umfaßt ein Wort: ‚Gewähren!'

In dunkler, heißer Nacht drängt sich mein Herz an dich —
O, halt es fest! Es ist aus dir geboren.
Denn meine Hände, die zu einsam sind,
Sie fassen schwer und gleiten leicht.
Sei stark in mir in tiefer Schöpfergüte,
Mein Hort und Feuer, gib mich nicht verloren!

Miriam Eck

Zur Vorgeschichte der Zentrumspartei
Von Martin Spahn

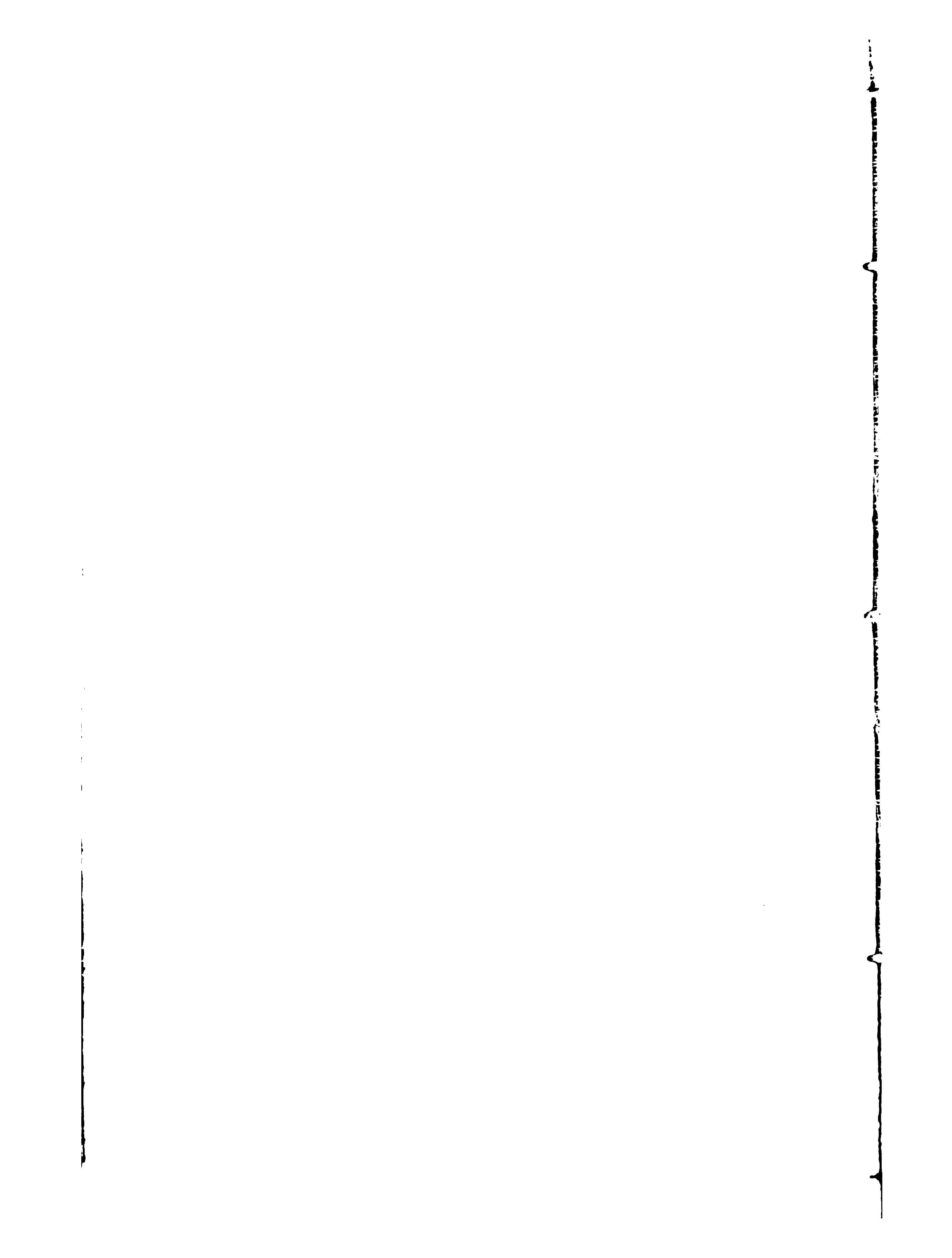
◆◆

Die Zentrumsfraktionen des Reichstags und preußischen Abgeordnetenhauses haben jüngst im März das Fest ihres vierzigjährigen Bestehens gefeiert. Während des Festes, um der Erinnerung gleichsam eine höhere Weihe zu geben, beschloß man, der Partei einen Reichsausschuß, dem ‚Deutschen Zentrum', von dem jeder spricht und das bisher doch ohne Organisation war, einen eigenen Kopf zu geben. Wohl scheint dieser Absicht auf den ersten Blick kaum ein Erfolg zu winken. Denn tiefgreifender Zwist über ideelle und taktische Gegensätze erfüllt seit Jahren das innere Leben der Partei, und gerade an den partikularistischen Stimmungen in ihr verschaffte er sich Rückhalt: der Osten wurde gegen den Westen, Süddeutschland gegen die Rheinprovinz, Trier gegen Köln ausgespielt. Man hat im letzten Herbst den Geist der Zucht, der dem Zentrum im hohen Maße eigentümlich ist, durch ein Schweigegebot anrufen müssen. So sehr drohte der Streit in den eigenen Reihen überhandzunehmen, und trotzdem züngeln die Flammen noch heute hie und da empor. Nicht dadurch aber ist die Partei dem Zerfalle preisgegeben, wie ihre Gegner es wünschen. Daß es zu solchen Meinungsverschiedenheiten in ihrem Schoße gekommen ist, läßt sich vielmehr aus den Umständen ihrer gegenwärtigen Entwickelung ohne düstere Verheißungen erklären. Die Partei hat die Jahrzehnte hinter sich, da der Schwerpunkt ihrer Tätigkeit in der Abwehr des Kulturkampfes lag und sie sich in allen inneren Schwierigkeiten nur darauf zu berufen brauchte, daß sie kirchenpolitisch unentbehrlich sei. Doch auch jene Übergangszeit naht schon ihrem Ende oder ist schon abgelaufen, wo ein durch Sachkenntnis und kluge Taktik geförderter Opportunismus in Fragen allgemein staatlicher Natur die nützlichste Verhaltungsweise für die Partei war. Sie muß ihre Stellung innerhalb der großen deutschen Parteien bestimmter als bisher bezeichnen, ihr inneres Verhältnis zu den Hauptaufgaben des Staats- und Kulturlebens klären. Ohne Krise kann sie dazu kaum gelangen. Denn zu vielerlei und zum Teil sich widereinander sträubende Kräfte haben beim Werden des Zentrums mitgewirkt. Heftige Reibungen zwischen ihnen sind jetzt, da die Entwicklung zu einer Entscheidung drängt, natürlich. Nicht die Tatsache ist gefährlich; sie darf sogar als ein Beweis dafür, daß das Leben in der Partei nicht stockt, begrüßt werden, so gut wie etwa der Beschluß zum Reichsausschuß. Bedenklich wäre nur, wenn die Gegensätze nicht zum Austrag kämen.

Man sollte all das, was in der Partei in Gährung begriffen ist, bis in ihre Anfänge zurückverfolgen können. Es möchte wohl die Verständigung oder die Trennung erleichtern. Das Bedürfnis ist anerkannt. Hüben wie drüben nimmt man gern die Zuflucht zu Hinweisen auf einzelne Vorgänge und Äußerungen vergangener Tage. Aber sie sind unzulänglich, zufällig aufgegriffen, ihre Bedeutung ist ungewiß. Gewöhnlich erwähnt man einiger parlamentarischer Erklärungen aus den ersten Fraktionsjahren, vielleicht auch aus der Zeit des Septennats, die, so eindeutig sie lauten, doch aus taktischen Rücksichten abgegeben sein können und für den Zweifler ohne Beweiskraft

Adolf Thomann/Sennendorf





sind. Zudem rührt keine aus der Zeit vor dem Jahre 1870 her, aus jenen zwei Menschenaltern, da die Partei noch, umschlossen von dem Ganzen der katholischen Bewegung Deutschlands, im embryonalen Zustande war; und doch hat die Partei die ihr gleichsam angeborenen Eigenschaften sicher schon damals empfangen. Sie vor allem bedürfen der Feststellung und Prüfung, ehe man zuverlässig die Tätigkeit der ans Licht getretenen Partei beurteilen kann.

Lockender mag sein, die Wirksamkeit und die politischen Ideen der Führer der Jahre nach 1870 zur Darstellung zu bringen. An dem Festabend der Fraktionen wurde des Großen unter jenen Führern, Windthorsts, vielleicht zu wenig eindrucksvoll gedacht. Kann doch Windthorsts Bedeutung als Parlamentarier in und von der Partei kaum übertrieben werden. Bismarck, der vorgab, daß ihm Windthorst für sein Bedürfnis nach Haß wie seine Frau für das nach Liebe zuteil geworden sei, ist ihr darin als unanfechtbarer Zeuge vorangegangen. Als er dem Zentrum 1872 versprach, mit ihm Frieden zu schließen, wenn es sich von dem Welfen trenne, wußte er vermutlich, was er anbot, und seine Worte mochten ihm ernst gemeint sein. Das Zentrum von 1872 ohne Windthorst wäre kaum etwas anderes als die katholische Fraktion der 50er Jahre gewesen; diese aber konnte es trotz der Zugehörigkeit der Brüder Reichensperger und Mallinckrodts zu keiner erheblichen Geltung bringen. Darum war es im Grunde auch noch immer derselbe Gedankengang, wenn Bismarck Anfang der 90er Jahre in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen' die Zentrumsmitglieder als ‚beliebige Abschwächungen des Gattungsbegriffes Windthorst' kennzeichnen ließ. Noch besitzen wir kein Buch, das Windthorsts parlamentarischer Strategie nachforscht; ein solches zu schaffen, würde gewiß einen hohen Reiz gewähren und wäre warmen Dankes wert. Gleich erhebend möchte sein, die organisatorische Entfaltung der Partei zum Gegenstande der Forschung zu machen. Denn wenn das Zentrum die Begründung seiner ungemeinen parlamentarischen Macht Windthorst verdankt, so seinen Wählern, den katholischen Massen mit ihrem naiven Glauben an die Partei, ihrem christlichen Idealismus, ihren schlichten Empfindungen einer Treue ohne Wanken und Menschenfurcht seine Stellung im öffentlichen Leben der Nation. Wer mit diesen Wählern politisch erregte und gefährliche Stunden durchlebt hat, weiß, daß sie unvergleichlich tüchtig sind, und wendet seine forschende Betrachtung wohl lieber ihnen als irgend etwas anderem in der Partei zu. Aber Windthorsts Einfluß und die Wähler sind das Beständige in der Partei; sie geben ihr ihre Stärke nach außen. In Zeiten der Krise muß das Veränderliche in ihr, müssen die Schwächen und Mängel neben ihren Vorzügen Aufgabe der Untersuchung werden; und deshalb dürfte es zwar weniger genußreich, dem Bedürfnis der Stunde jedoch angemessener sein, in das Dunkel jener Jahrzehnte hineinzuleuchten, da sich die Partei noch erst in dem Mutterschoße der katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts bildete.

Wie aber empfiehlt es sich dabei voranzugehen?

Brücks ‚Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland' stellt den kirchenpolitischen Stoff auf Grund der vorhandenen Buchliteratur zusammen und beleuchtet die Vorkommnisse in Übereinstimmung mit dem hergebrachten Urteil,

das die deutschen Katholiken insgemein über sie haben. Georges Goyau hat uns in seinem Werke ‚L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme‘ eine allseitigere Schilderung als Brück von dem öffentlichen Leben der deutschen Katholiken der Zeit von 1800 bis 1870 geschenkt. Doch deckt sich seine Auffassung auf dieselbe Weise mit der allgemeinen Meinung. Nur hat Goyau dank seiner größeren Gestaltungskraft dem Stoff mehr Geist und Anschaulichkeit eingehaucht. Er, der Franzose, schuf den deutschen Katholiken (man darf wohl sagen:) die Legende der großen Zeit ihrer Väter. Die wissenschaftliche Forschung wird sich gerade vor diesen beiden Werken bewußt werden, daß ihr Gebiet eben dort anfängt, wo jene aufhörten. Vorzüglich gilt dies einerseits von der Ergründung der Wurzeln, durch welche die Philosophie und Weltanschauung der Katholiken mit dem allgemeinen geistigen Kulturleben der Nation in der ersten Hälfte des Jahrhunderts verwachsen waren, und anderseits von der Beobachtung der politischen Stimmungen und Antriebe, die auf das Vorgehen der deutschen Katholiken im öffentlichen Leben der Nation, auf die Art, wie sie die kirchlichen Interessen vertreten, auf ihr parteipolitisches Verhalten, ihre Meinungen von Staat, Kirche und Gesellschaft entscheidend einwirkten.

Ludwig Bergsträßer hat kürzlich auf diesem Felde den ersten Spatenstich getan. Seine ‚Studien zur Vorgeschichte der Zentrumspartei‘ nehmen ebenso durch ihren ruhigen Ton und ihre Freude an dem behandelten Stoff für sich ein, wie sie sich durch Klarheit, Literaturkenntnis und Methode auszeichnen. Bergsträßer berichtet zunächst, vornehmlich unterstützt von Ludwigs Buch über den Weihbischof Zirkel, von den sogenannten Konföderierten. 40—50 Männer zählten zu ihnen, bayrische Staatsangehörige, meist einstige Schüler der Augsburger Jesuitenuniversität oder Angehörige aufgehobener Benediktinerklöster, vereinzelt auch Laien und Mitglieder der Kapitel in den bis 1803 reichsunmittelbaren geistlichen Stiftern. Sie verbanden sich 1814 zu einem ‚Literarischen Verein zur Aufrechterhaltung, Verteidigung und Auslegung der römisch-katholischen Religion, und verschafften sich Einfluß auf die ‚Feldersche Literaturzeitung‘. Mehr jedoch wirkten sie durch Denkschriften an hochgestellte Personen und durch eifrige Pflege ihrer Beziehungen untereinander. Ihr Bemühen galt (was bei Bergsträßer in nicht ganz genauer Formulierung herauskommt) allgemein der Wiederherstellung der durch die staatlichen Umwälzungen zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerstörten kirchlichen Verfassung Deutschlands; bloß aus taktischen Gründen hielten sie dabei vorzüglich Bayern im Auge, weil dort die Verhältnisse am frühesten einer Neuordnung günstig waren*. Bergsträßer verfolgt sodann die parlamentarische Tätigkeit der Konföderierten, welche Mitglieder der bayerischen Zweiten Kammer

* Soweit ich sehe, erwähnt Bergsträßer nicht der Tätigkeit des Geistlichen Rats und Professors in Dillingen, nachmaligen Augsburger Domdechanten und Generalvikars Joseph Weber. Nach der ‚Katholischen Kirchenzeitung‘ vom 9. November 1836 (Nr. 124) machte dieser im Jahre 1810 ‚bei einer hohen Stelle‘ eine Eingabe, aus der ein Auszug von der K. K.-Z. in der angegebenen Nummer mitgeteilt wird. Der Auszug ist instruktiv für das Maßhalten und die Taktik der Männer vom Schlage der Konföderierten.

wurden, bis zum Ende der 20er Jahre hin. Dieser Schilderung stellt er eine Skizze des gleichzeitigen Wirkens einiger anderer Katholiken in der Zweiten Kammer des Großherzogtums Hessen zur Seite. Die beiden Studien bilden wohl den lehrreichsten, ergiebigsten Teil seines Buches, auf den er auch selbst alle Liebe verwandte. In Bayern waren es einige Geistliche, die als Mitglieder ihres Standes in den noch nach ständischen Grundsätzen zusammengesetzten Landtag gelangten. Sie nahmen dort vornehmlich die Ansprüche der Kirche wahr. Soweit sie sich an der Beratung anderer Materien beteiligten, äußerten sie Ansichten ohne bestimmte doktrinäre Färbung; sie paßten sich der liberalen Verfassung und dem vorwaltenden Geiste der Zeit an. Die als Katholiken hervortretenden Abgeordneten in Hessen waren Laien, zwei davon Großkaufleute mit offenen Augen, von besonnener Ruhe, einer einst Kleriker und Professor, danach tüchtiger Landwirt und in der Selbstverwaltung tätig*. Ihnen lagen die weltlichen Zwecke der Gesetzgebung mehr an als ihren geistlichen Glaubensgenossen zu München. Sie nahmen dabei einen Standpunkt ein, durch den sie einer gemäßigt liberalen Partei in jeder Hinsicht zur Zierde hätten gereichen können. Mit nicht minderem Nachdruck vertraten sie jedoch, so oft sich die Gelegenheit bot, das Recht und die Meinungen der Kirche und dann mit ganz denselben Gründen und Zielen wie die Geistlichen im bayerischen Landtag. So sachlich und genau und so dauernd wertvoll aber auch Bergsträßer die parlamentarische Tätigkeit beider Gruppen darlegt, so haftet seiner Erzählung doch ein Mangel an. Er vermeidet nicht nur nicht, sondern leitet durch Hinweise auf das parlamentarische Verhalten des heutigen Zentrums (wie er es sich auslegt) seine Leser dazu an, aus dem von ihm Berichteten schon einen allgemeinen Schluß auf die damalige Denkart der deutschen Katholiken zu ziehen. Gemeinsam scheint in seiner Darstellung jenen ‚Vorläufern des Zentrums' wie der heutigen Partei nur ein Merkmal, durch das allein sie sich auch von den Mitgliedern anderer Gruppen und Parteien wesentlich unterschieden: sie vertraten mehr als alle anderen die kirchlichen Interessen und stellten sich dabei auf den streng kirchlichen, römischen Standpunkt nach dem Grundsatz: Roma locuta, causa finita. Wo es sich dagegen um nicht kirchliche Angelegenheiten handelte, erscheinen sie als Männer, die sich ihre Urteile nicht ebenfalls auf Grund ihrer kirchlichen Weltanschauung bildeten, sondern teils (um geflissentlich einen Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen) ‚latitudinarian' waren, teils den Maßstab für ihre Entschlüsse als Angehörige von Erwerbsständen ihrem praktischen Gesichtskreise entlehnten oder gar lediglich vom Zeitgeist sich leiten ließen. Dabei enthüllt sich die Partei schon in ihren frühesten Anfängen als eine Partei, die aus kirchlichen Rücksichten und für die Wahrnehmung kirchlicher Interessen vorhanden ist, sonst aber keinen Daseins-

* Für Neeb finden sich in der ‚Katholischen Kirchenzeitung' (1833) noch einige Nachrichten von Belang. Es ist zu bedauern, daß Bergsträßer nicht die vielen kleinen Artikel Neebs im ‚Katholik' zu einer eindringenderen Darstellung der Ansichten Neebs über Staat und Kirche verwertet hat; sein Buch wäre die geeignetste Stelle hiefür gewesen und der Ertrag hätte die Mühe gelohnt. — Auch sonst lassen sich Bergsträßers Angaben über Personen aus den Zeitungen der Zeit noch vervollständigen.

grund hat, keine ‚politische Partei‘ ist. Unwillkürlich sucht das Auge unter den Bergsträßerschen Studien das Schlußwort: Quod erat demonstrandum. Mehr als sich der Verfasser ohne Zweifel eingestand, war er geneigt, dieses Ergebnis zu finden, und glaubte zu schnell, es schon nach den beiden von ihm vorgenommenen Stichproben gewonnen zu haben. Aller Wissenschaften und so auch aller Historie Anfang ist der Zweifel. Nur daraus, daß Bergsträßer diesen Grundsatz nicht so beherzigte, wie es erforderlich ist, und daß er zu rasch eine Übereinstimmung seiner Beobachtungen an den Vorläufern mit seinen Vorstellungen vom heutigen Zentrum‘ bemerkte, läßt sich auch erklären, daß er sich sogleich nach den Studien über die Bayern und Hessen an eine Studie über die Katholiken in der deutschen Bewegung des Jahres 1848 wagte. In diesem Zeitpunkte meint er die Katholiken vollends von dem ausschließlichen Interesse für ihre Kirche eingenommen und nur darauf bedacht, die Umstände für sie zu nützen, ohne feste politische Überzeugungen und Wünsche. Auch hier gibt er freilich viele Einzelheiten, die er teils den ‚Katholischen Sonntagsblättern‘ und dem ‚Katholik‘, teils mit großem Fleiße dem umfassenden Petitionsmateriale des Archivs der Frankfurter Nationalversammlung entnommen hat. Sie stellen eine wahre Bereicherung unserer Kenntnisse dar. Aber auch hier läßt er sich, wie mir scheint, zu leicht von Äußerlichkeiten festhalten, als rühre er schon an das Wesentliche, und er sieht deshalb die Dinge unter einem nicht sorgsam genug eingestellten Gesichtswinkel. Der Forschung über die Zentrumspartei wird gerade Bergsträßers im Kern so tüchtige Arbeit zur Warnung dienen müssen, daß sie sich auf lange hinaus entschlossen darauf zu beschränken hat, die Anfänge der Bewegung ohne jeden noch so sorgfältig überwachten Blick auf das spätere Parteigebilde bloßzulegen — Nerv für Nerv, Muskel um Muskel.

Bergsträßers Berichte über das Auftreten gläubiger Katholiken in den Landtagen verdienten jetzt zunächst einmal auf die anderen Einzelstaaten ausgedehnt zu werden. Er selbst hat den Stoff für Baden schon gesammelt. Wichtiger noch dürften Württemberg und Kurhessen sein. Aber auch Sachsen, Weimar, Hannover, Oldenburg und die preußischen Provinziallandtage müssen behandelt werden. Wir würden dadurch einen Überblick über die Zahl der parlamentarisch tätigen Katholiken in der Frühzeit des deutschen Parlamentarismus vor 1830 bekommen und könnten, da keine Gründe vorliegen, Bayern und Hessen als typisch gelten zu lassen, auch erst auf diese Art ihre politischen Meinungen und ihr politisches Verhalten abwägen. Wir vermöchten uns dann gewissermaßen ein Bild davon zu machen, welcher Art das Parlamentariertum der Katholiken in den Anfängen der katholischen Bewegung war, noch ehe die Katholiken in das Gewebe einer bestimmten Parteibildung hineingezogen und von ihr geistig geformt wurden. Dabei würde es sich indessen vermutlich nur um eine Arbeit durchaus vorbereitender Natur handeln, die, so lehrreich sie sein dürfte (dafür zeugen Bergsträßers Beiträge zur Genüge), in das Thema selbst uns noch nicht hineinführte und uns für die spätere Zeit höchstens mittelbare Schlüsse an die Hand gäbe. Um an die aufzuhellende Entwicklung selbst heranzukommen und ihre wesentlichen Besonderheiten zu ergreifen, wird es meines Erachtens

durchgehends — auch schon für die Jahre 1803—1848 — einer andern Fragestellung als bei Bergsträßer, ebenso wie einer andern Betrachtungsweise als bei Brück und Goyau bedürfen. Brück und Goyau setzten schlechthin ohne Nachprüfung voraus, daß wir es in den Kämpfen und Leistungen der deutschen Katholiken bis 1870 wesentlich mit einer Bewegung zu tun haben, die, an der Lehre der Kirche sich inspirierend, nur der Freiheit der bedrückten Kirche und der bürgerlichen Gleichberechtigung der Katholiken galt. Bergsträßers Vorgehen aber könnte minder scharfsichtige Fortsetzer seiner Arbeit leicht dazu verleiten, die Vorgänge vor 1848 zu fest in den Rahmen einzelstaatlichen Lebens zu zwängen. Gleich in der Schilderung, mit der er anhebt, führt er die Bemühungen der Konföderierten als eine innerbayerische Bewegung vor, die nur hier und da mit Gleichgesinnten im übrigen Deutschland Fühlung suchte und ihre Wirksamkeit grundsätzlich auf den bayerischen Staat beschränkte, und begleitet entsprechend weiterhin auch nur einige der bayerischen Konföderierten eine Weile auf ihren parlamentarischen Pfaden. Für ihn war dieses Verfahren methodisches Erfordernis. Für seine Nachfolger würde es zur Sackgasse werden. Zwar müssen auch sie auf die damals vorwaltende Bedeutung der Einzelstaaten achten. Wie man aber bei der liberalen und radikalen Bewegung der Jahre 1803 bis 1848, wenn man sie gleich im Rahmen der einzelstaatlichen Geschichte erzählt, nicht verkennt, daß es sich im Grunde um eine nicht partikularistische, sondern allgemeine Bewegung handelte, so glaube ich, läßt sich erweisen, daß dieser Charakter der katholischen Bewegung erst recht eigentümlich war. Die katholischen Bevölkerungen des Südens und Westens haben die Anhänglichkeit an das alte Reich bis 1806 fester im Herzen bewahrt als die meisten Volksgenossen. Unbefragt sind sie von 1803 an in die partikularistischen Verbände gedrängt worden. Alle hatten sie dasselbe Bedürfnis nach der Herstellung ihrer Kirchenverfassung. Alle litten sie unter den gleichen politischen Schwierigkeiten.

Die Tatsachen, die den Verlauf der katholischen Bewegung im 19. Jahrhundert in Deutschland bestimmten, liegen folgendermaßen: Die Verfassung der Kirche in Deutschland war durch den Reichsdeputationshauptschluß fast völlig zerstört worden. Im Jahre 1817 lebten nur noch drei Bischöfe. Neue Bistümer mit gegen die Vorzeit zum Teil völlig veränderten Grenzen und anderen Einrichtungen mußten geschaffen werden. Gleichzeitig wurde der größere Teil der deutschen Katholiken infolge der Säkularisation in neue staatliche Beziehungen und neue bürgerliche Rechte und Pflichten eingewiesen. Von zusammenhängenden Massen katholischer Bevölkerung blieben nur die Altbayern und die Schlesier bei ihren Fürsten. Die Katholiken am Rhein und an der Mosel, die Westfalen und Schwaben, die Franken und Mitteldeutschen wurden fast durchweg fremden Herrschaften zugeteilt. Dabei kamen nur die Franken und die an Bayern angegliederten Schwaben an eine ihnen im Glauben verwandte Dynastie. Alle anderen erhielten protestantische Regierungen. Der Kern der Schwaben fiel an Württemberg, die Bevölkerung am Bodensee, im Schwarzwaldgebiet und Oberrhein meist an Baden. Die Mainzer und ihr Hinterland wurden darmstädtisch, die Leute im rechtsrheinischen Rheingau

und ein Teil der Westerwälder nassauisch, die Fuldaer kurhessisch, die Mehrzahl der Trierer und Münsterer, die Kölner, Paderborner und Eichsfelder preußisch, die Osnabrücker und Hildesheimer hannoverisch, der Rest der Münsterer oldenburgisch. Es war eine territorische Verschiebung, so groß, wie Deutschland keine bisher erlebt hatte und hinter der auch die Umwälzung durch die Annexionen des Jahres 1866 an Umfang zurückbleiben sollte. Ganz West- und Süddeutschland bis tief nach Mitteldeutschland hinein erhielt ein anderes Gesicht; unter den Bevölkerungen, denen dabei der Übergang von dem milden oder lässigen Regiment des Krummstabs unter die Vormundschaft der mittelstaatlichen Bureaukratie auferlegt wurde, waren die erregbarsten Teile der deutschen Nation. Auch diese Veränderung bedeutete fürs erste eine Zerstörung. Frisches Staatsleben, neues Staatsempfinden konnte in den katholischen Massen erst mit der Zeit erzeugt und großgezogen werden; inzwischen wurden sie bei gesteigerter politischer Erregbarkeit für oppositionelle und radikale Ideen in beträchtlich erhöhtem Maße empfänglich.

Der Neubau der Verfassung der katholischen Kirche in Deutschland und die Eingliederung der Katholiken in das von 1802—1815 geschaffene deutsche Staatensystem waren, rein auf ihre Natur hin geprüft, Aufgaben verschiedener Art. Jener war von den Staatsbehörden und den Leitern der Kirche zu vereinbaren und diese eine weltliche Sache zwischen den Regierungen und ihren Untertanen. Dennoch fehlte es von vornherein nicht an Berührungspunkten. Im Laufe der Zeit wurden ihrer immer mehr hergestellt. Die Neuordnung der Kirchenverfassung konnte nicht losgelöst von der allgemeinen Staats- und Kirchenpolitik der Zeit und von den Meinungen des zeitgenössischen Beamtentums und des Klerus in Angriff genommen werden; die breiten Schichten der Bevölkerung gerieten damals ohnehin politisch in Bewegung und erhoben Forderungen an den Staat, die ihnen bis dahin fern lagen. Wie weit dabei das Politische in den Dienst des Kirchlichen gestellt oder das Kirchliche, sei es bewußt, sei es unbewußt, zum Vorwand des Politischen genommen wurde, und ferner: welche (ganz genau zu bestimmenden) politischen Vorstellungen eine Kreuzung mit kirchlichen Anschauungen eingingen, ist wegen der späteren großen Bedeutung der Zentrumspartei ein Hauptproblem unserer vaterländischen Geschichte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Dieses Problem ist noch zu untersuchen, nicht seine Lösung wie bei Brück und Goyau vorauszusetzen.

In einem Leitartikel der ‚Katholischen Kirchenzeitung' zu Beginn des Jahres 1830 wird das Jahr 1829 gefeiert als das Jahr, mit dem die Wiederordnung der Verhältnisse der katholischen Kirche Deutschlands zum Abschluß gelangt sei. Es wird darin gesprochen erst von dem Grade der Auflösung, die nach 1803 eintrat, dann von den Bemühungen, durch ganz Deutschland hin einheitlich die Kirche neu aufzurichten, endlich von der Notwendigkeit, auf die partikularen Gewalten Rücksicht zu nehmen, und von dem Erfolge. Aber schlechthin partikularistisch ist schon diese Angelegenheit nicht geregelt worden. Bayern und Preußen bei ihrer Größe gingen zwar ein jedes für sich vor. Aber Baden, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau und Kurhessen gingen ge-

meinsam vor. Die Verhältnisse lagen nicht bei allen drei Teilen gleichartig, und damit hing es zusammen, wenn nicht nur in Bayern ein anderer Weg als in der südwestdeutschen Staatengruppe und Preußen beschritten wurde, sondern die Verhandlungen auch zu verschiedenen Zeiten begonnen und beendigt wurden. Am frühesten gelangten sie in Bayern zur Reife; zugleich lagen sie hier am einfachsten, da die Dynastie sowie die Mehrheit der Bevölkerung katholisch war und das zu organisierende Gebiet, abgesehen von der Pfalz, eine abgerundete, in sich geschlossene Landmasse bildete. So war es von selbst gegeben, daß die Konföderierten ihre Aufmerksamkeit vornehmlich Bayern zuwandten und ihre Bestrebungen dort am meisten Widerhall erlangten. Denn zu der Zeit, da in Bayern die Regelung der kirchlichen Verhältnisse schon im vollen Flusse war, von 1810—1817, war im Südwesten noch alles in ganz vorläufigem Zustande, und Preußen kam gar während dieser Jahre erst wieder in den Besitz ausgedehnter katholischer Landschaften im westlichen Deutschland. Für die Gesinnungsgenossen der Konföderierten in Südwestdeutschland bestand der gleiche Anlaß, sich kräftig zu betätigen, erst von 1818 ab. Dann aber mußten sie sich um so länger und kräftiger rühren. 1818 versuchte die südwestdeutsche Staatengruppe ein gemeinsames Programm für ihre Kirchenpolitik aufzustellen, dem sich die Kirche gehorsam unterwerfen sollte. Dann zogen die Regierungen vor, sich mit Rom in langwierigen Verhandlungen über die Errichtung einer oberrheinischen Kirchenprovinz zu verständigen. 1827 kamen sie zum Ziele. Gleich darauf machten sie durch die übereinstimmenden Verordnungen von 1830 noch einmal einen Anlauf eigenmächtiger Durchführung des 1818 aufgestellten Programms. Was demgegenüber von eifrigen Katholiken in Fortsetzung der vorzüglich Bayern zugekehrten Tätigkeit der Konföderierten geschah, welche Entwicklung des taktischen Verhaltens und der Forderungen über die Konföderierten hinaus über den Vorgängen in Südwestdeutschland stattgefunden hat, harrt noch der wissenschaftlichen Untersuchung, verdiente sie aber, wie sogleich angedeutet werden soll, vor allem anderen. Preußen regelte sein Verhältnis zur Kirche unterdessen auf eine, man darf sagen, geräuschlose, sachliche Art bis zum Jahre 1821, so daß zu Anstrengungen nach Art der Konföderierten in seinen Grenzen kein sonderlicher Anlaß geboten wurde. Hannover und Oldenburg verfuhren ähnlich.

‚La sujétion des églises allemandes' heißt in Goyaus Buch die Überschrift des Abschnittes, der die Kirchenpolitik der preußischen und der südwestdeutschen Regierungen während jener Jahre mehr begutachtet, als über sie berichtet. ‚Mollesse et servilité de l'épiscopat' ist eines der Stichworte, mit denen der Inhalt jenes Abschnitts charakterisiert wird. Durch die Knechtung der Kirche und das verräterische Schweigen der Bischöfe dazu sollen die eifrigen Priester und Laien zur Selbsthilfe und Abwehr herausgefordert und die katholische Bewegung immer mehr auf das Gebiet der parlamentarischen und journalistischen Kämpfe hinübergedrängt worden sein, bis sie im Kulturkampf als dem letzten und entscheidend gewaltigen Waffengange zwischen Kirche und katholischem Volk einerseits, Staatsgewalt und Polizeidruck anderseits ihren Höhepunkt erreichte. Achtet man auf die wissenschaftlichen Unter-

lagen dieser Auffassung, die man wohl als die der katholischen Literatur geläufigste bezeichnen darf, so stößt man überwiegend auf einseitige Zeugnisse, die nach wissenschaftlichen Begriffen zwar nicht von vornherein zu verwerfen sind, aber der schärfsten Prüfung und peinlich genauer Scheidung des Wahren vom Falschen bedürfen. Wir dürfen unmöglich heute noch jene Vergangenheit ohne Vorbehalt mit den Augen derjenigen sehen, die in den Stimmungen der 20er und 30er Jahre lebten. Für uns kann die Frage wohl nur erstens die sein, ob die Kirchenpolitik der Regierungen zwischen 1815 und 1830 oder 1848 den Wiederaufbau der Kirche und die Entfaltung des kirchlichen Lebens unterbunden hat, und weiterhin die, ob das Beamtentum in der Vertretung seiner aufklärerischen Meinungen gegenüber der Kirche und den Katholiken unnachgiebig war, nichts vergessen und nichts dazu gelernt hat. Waren die Regierungen so, wie sie gekennzeichnet werden, so hätten sie sich nach 1803 vielleicht nicht derart eilen brauchen, der Kirche eine neue Verfassung zu geben. Äußere Umstände allein reichen zur Erklärung ihres Handelns nicht aus. Auch hat die neue Verfassung für das kirchliche Leben, selbst wenn man alle behaupteten Mängel zugibt, vielfache Frucht getragen. Die neue Diözesaneinteilung war nach der völligen territorialen Umwälzung namentlich Südwestdeutschlands sehr schwierig; sie ist verhältnismäßig glatt durchgeführt worden und hat für die ausgezeichnete Organisation des kirchlichen Lebens der Gegenwart erst die Grundlage geschaffen. Manche Verrottung, die unter den gefürsteten Bischöfen des 18. Jahrhunderts in Verwaltung wie Gottesdienst eingerissen war, wurde dank den Mitteln wohlgeordneter Staatstätigkeit und unter Mithilfe der an Arbeit und Pflichterfüllung gewöhnten staatlichen Beamten ausgeräumt. Es kehrte Regelmäßigkeit in die kirchliche Verwaltung ein. Es wurde endlich ausreichend für die Vorbildung des Klerus gesorgt und durchgreifend auf sie gehalten. Unter dem Schutz der neuorganisierten Kirche vollzog sich unbestreitbar alsbald ein Aufschwung des kirchlichen Lebens. Wo ein Sprengel zunächst noch als künstliche Bildung ins Leben gerufen wurde und längere Zeit brauchte, um Wurzel zu fassen, wie etwa der von Freiburg, hatte es anscheinend gute Weile auch mit der Erneuerung des kirchlichen Lebens. Wo aber die Neueinrichtungen schneller zu Kraft kamen, häufen sich die Nachrichten über Kundgebungen des Glaubensgeistes in der Bevölkerung. Nach 1830 tragen Beschreibungen von Kirchenjubiläen, Wallfahrten, Fronleichnamsprozessionen am Rhein und in Westfalen, aber auch in Franken und München schon ganz denselben Charakter wie gegenwärtig. Der Zustrom, die Andacht des Volkes waren außerordentlich. Noch bemerkenswerter ist vielleicht, daß von da an auch schon eine steigende und vorbildliche Teilnahme der Gebildeten etwa aus Koblenz, Köln, Münster gemeldet wird — Jahre vor dem Kölner Ereignis! Unverkennbar hob sich in Verbindung damit der Sinn für die Würde und Unabhängigkeit der Kirche, erwachte das Bewußtsein, daß es Pflicht sei, auch die staatsbürgerlichen Rechte zur Wahrnehmung der Rechte der Kirche zu gebrauchen. Die Zahl der Kirchenzeitungen und ihrer Leser vermehrte sich beständig, und zwar die ganzen dreißiger Jahre hindurch, auch dann, als die liberalen und radikalen Blätter ihre Abnehmer aus Gleichgültigkeit zum

erheblichen Teile wieder einbüßten. Demgegenüber läßt sich freilich nicht leugnen, daß die Regierungen zuviel in das kirchliche Wesen hineinredeten. Sie waren noch nicht bereit, der Kirche die für sie erforderliche Freiheit zuzugestehen, sie gängelten die kirchlichen Oberen selbst in Angelegenheiten des gottesdienstlichen Lebens. Das muß gehörig unterstrichen und darf breit ausgeführt werden. Aber zunächst waren die Beamten Menschen, die ihre Bildung noch im Geist und nach den Verwaltungsgrundsätzen des 18. Jahrhunderts empfangen hatten. So wenig wie der Einfluß dieses der Kirche gefährlichen Jahrhunderts in ihr selbst, in den Reihen ihres Klerus sofort überwunden wurde, ebensowenig darf man erwarten, daß Regierungen und Beamten auf der Stelle all das abstreiften, was nunmehr kirchlicherseits auf Widerspruch stieß. Ganz unbelehrbar und herzenshärtig erscheint das Beamtentum bei genauerem Zusehen nicht. Nach 1830 wich es vielmehr an vielen Punkten Zug um Zug zurück. Die Marburger Fakultät z. B. wurde sehr rasch wieder preisgegeben und den Bischöfen von Fulda und Limburg die Erziehung ihres geistlichen Nachwuchses überlassen. In Freiburg konnte die Fakultät im rechtgläubigen Sinne erneuert werden. In Rheinhessen verzichtete man auf die Begünstigung der Kommunalschulen und kehrte zur konfessionellen Schule unter Anerkennung des kirchlichen Einflusses zurück. Entsprechend wurden die Lehrerbildungsanstalten den Wünschen der Kirche gemäßer gestaltet. Das Beamtentum hielt auf seine Meinungen. Welches Beamtentum täte es nicht. Ernste Kämpfe aber um ihretwillen heraufzubeschwören, fühlte es sich schwerlich stark genug. Im Lichte dieser Tatsachen wird man auch das Urteil über die Bischöfe jener Jahrzehnte nachprüfen müssen. Auch sie waren Erben des 18. Jahrhunderts. Anderseits hatten sie, unter denen kein über den Durchschnitt hinausragender Mann war, mit Verhältnissen zu ringen, die ungewöhnlich schwierig waren. Man sieht nicht, zu welchem Ziele rasches Zugreifen, gewaltsames Vorgehen hätte führen sollen. Auch wenn sie in Einzelheiten anders hätten verfahren können, wenn man sie sich als Persönlichkeiten anders wünscht, so möchte man doch auch über sie einmal eine wirklich eindringende Darstellung haben, die ihr Wirken in die Umstände hineinstellt, unter denen es sich tatsächlich abspielte.

Die Legende stellt vor allem Preußen als den Staat dar, wo die Bevormundung der Kirche, die Zurücksetzung der Katholiken, das Streben, sie zu protestantisieren, am zähesten und schließlich unerträglich betrieben wurden. In den gleichzeitigen katholischen Zeitungen und Zeitschriften tritt aber, obwohl sie meist in Süddeutschland herauskamen, nicht in die Erscheinung, daß sich die preußischen Katholiken vor 1837 in einem Zustande besonders gepreßter Gefühle und unwilligen Duldens befanden. Und doch müßte sich dieser Zustand in den öffentlichen Blättern unmittelbar wie nirgends sonst spiegeln. Sie griffen vornehmlich die südwestdeutsche Staatengruppe an. Die Frage der Mischehen erregte damals nicht bloß in Preußen, sondern in fast allen deutschen Staaten Mißhelligkeiten. Die Hermesianer ließ die preußische Regierung nach ihrer endgültigen Verurteilung durch Rom fallen. Nur die für die Katholiken vorübergehend sehr kränkend geordnete Militärseelsorge gab

den Blättern Anlaß zu heftigeren Beschwerden über den preußischen Staat. Im allgemeinen liest man mehr Worte der Anerkennung für die Kirchenpolitik der ‚gerechten' preußischen Regierung als Klagen. Auch stellten die Zeitungen keineswegs Österreich und Preußen einander gegenüber als den katholischen Staat dem protestantischen. Österreich lag vielmehr vor 1837 und wohl noch bis 1848 außerhalb des näheren Gesichtskreises der nichtösterreichischen deutschen Katholiken, und wenn sie von ihm sprachen, hatten sie an den Nachwirkungen des josefinischen Geistes dort mehr auszusetzen als preiswertes zu berichten.

Es läßt sich also nach dem Befunde der wissenschaftlichen Quellen aus dem Verhältnisse von Staat und Kirche und aus den Paritätsnöten der Katholiken nicht nur nicht allein, sondern wahrscheinlich nicht einmal an erster Stelle erklären, daß die katholische Bewegung Deutschlands in den 30er Jahren von der Pflege des kirchlichen Lebens und geistiger Kulturgüter immer mehr auf das Gebiet der politischen Kämpfe übergriff und dort allmählich parteibildend wirkte.

Liest man Bergsträßers Erzählung von den Konföderierten und prüft man das von ihm anhangsweise mitgeteilte Verzeichnis ihrer Namen, so fällt auf, wie wenige von ihnen Altbayern angehörten. Nicht als ob die Altbayern keinen Anlaß zur Bemühung gehabt hätten. Altbayern hatte im römischen Reiche deutscher Nation strenger als irgend ein anderer Staat katholischen Charakter getragen. Unter Maximilian Josef wurde es durch den Minister Montgelas systematisch dieses Charakters entkleidet. Hie und da entstand wohl auch ein Volksauflauf gegen eine Polizeimaßregel. Von nachhaltigem Widerstand aber ist nichts zu bemerken. Das altbayerische katholische Volk und sein Klerus schickte sich, von wenigen nicht führenden und kaum als einflußreich zu bezeichnenden Männern abgesehen, in die Verfügungen seiner Beamten. Es gibt, wie es scheint, eine gleichzeitige Parallele in Deutschland dazu. Fünfzig Jahre vorher war Schlesien preußisch geworden. Die preußische Regierung verbreitete auf schonendere Weise, allmählich jedoch auch recht fühlbar, einen ähnlichen Geist in der Provinz, wie ihn Montgelas in Altbayern beförderte. Widerstand erfolgte in Schlesien so wenig wie in Altbayern. In den neuen Gebieten aber, die unter Montgelas an Bayern kamen und zunächst noch Fremdkörper im Staate waren, in den geistlichen Stiftern und einigen Reichsstädten saßen die Konföderierten in beträchtlicher Zahl. Montgelas glaubte bei ihrem Klerus eher Hilfe als Widerstand zu finden. Denn dort war die Aufklärung längst eingedrungen. Das Haupt der Konföderierten, Weihbischof Zirkel, war selbst seiner Bildung und früheren Wirksamkeit nach ein Mann der Aufklärung. Nicht anders der Bamberger Kanonikus Frey. Auch der Pfarrer und spätere Abgeordnete und Domherr Egger in Augsburg macht nicht den Eindruck eines Heißsporns und extremen Theologen. Die kirchlichen Anschauungen, für welche sich die Konföderierten ins Zeug legten, sind durchweg nach unseren heutigen Anschauungen von der Freiheit der Kirche nicht anspruchsvoll. Dennoch ging die Abwehr Montgelas' eben von diesen Männern aus. Das Staatskirchentum hatte in den geistlichen Gebieten während des 16. bis 18. Jahrhunderts nicht gleich prinzipiell zur Entfaltung

gelangen können wie in den weltlichen Gebieten. Männer, die in der Verwaltung der Stifter tätig gewesen waren, mochten daher leicht stutzig werden, als sie unter die Fuchtel und die Grundsätze der Kirchenverwaltung eines weltlichen Staates gerieten. Es machte gewiß auch einen Unterschied, daß in den Stiftern regelmäßig mehr Rücksicht auf die Gebräuche und Neigungen des Volkes gang und gäbe war als in den weltlichen Polizeistaaten des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts. Ferner war der Klerus der Stifter nicht so gewöhnt, Regierungsverordnungen gehorsam anzunehmen und auszuführen wie der altbayerische. Was die Konföderierten zum Widerspruch antrieb, war also mehr Montgelas' Art, seine Neuerungen der Bevölkerung aufzulegen, und die Staatsauffassung, wovon er ausging, als die Neuerungen selbst. Erst allmählich wurden sie auch gegen diese kritischer und schieden sich grundsätzlich von dem aufklärerischeren Geist, der die bayerische Kirchenpolitik beseelte.

Je weiter nach Westen die neubayerischen Gebiete lagen, desto nachhaltiger und auf die Dauer nachdrücklicher erfolgte die Gegenwehr gegen die Kirchenpolitik der Regierung. In den fränkischen und schwäbischen Gebieten wurde es nach dem Konkordat wieder stiller. In der Pfalz dagegen ergriff der Unwille schließlich einen großen, wenn nicht den größten Teil des Klerus, so daß sie einer der beachtetsten Herde der katholischen Bewegung während der nächsten Jahrzehnte wurde. Dieselben Erscheinungen wiederholten sich in allen deutschen Staaten, wenn auch nicht in gleicher Stärke. Am bittersten äußerte sich der Einspruch gegen die Kirchenpolitik der aufgezwungenen Regierungen in Württemberg, zumal in den Kreisen des mediatisierten Adels, in Rheinhessen, in Fulda, im Trierischen und Münsterschen Gebiet. Unterscheidend wirkte zwischen diesen Landschaften und den anderen nicht etwa, daß sie einer gehässigeren Kirchenpolitik unterworfen wurden, sondern daß ihnen die politische Veränderung besonders hart ankam. Ein Blick über die Grenzen Deutschlands hinaus macht die Bedeutung des behaupteten Unterschieds vielleicht noch anschaulicher. Das 1814 gebildete Königreich der Niederlande verhielt sich zur Kirche und ihren Gläubigen ähnlich wie die deutschen Nachbarn. Die Katholiken der altniederländischen Provinzen blieben ruhig, die der belgischen Landesteile empörten sich und fielen ab.

Eine wissenschaftliche Untersuchung, die den Gegenstand erschöpfen will, würde aber nicht nur endlich einmal schärfer als bisher zu beobachten haben, wie weit die deutschen Katholiken durch die Abneigung gegen ihre neue Staatszugehörigkeit instinktiv dazu getrieben wurden, sich der Kirche, in deren Verband sie hineingeboren, nicht hineingezwungen waren, mit frischer Liebe wider das Beamtentum anzunehmen. Viele Katholiken beriefen sich im Streit für die Kirche nicht nur auf deren Lehre und Organisationsprinzipien, sondern auch bald auf diese, bald auf jene Theorien über das Wesen, das Recht oder die beste Einrichtung des Staates. Es gehört zu den merkwürdigen Fällen wissenschaftlicher Versäumnis, daß auch darüber noch niemand Aufschluß zu schaffen unternommen hat, welchen Verfassungsdoktrinen die in der katholischen Bewegung stehenden Publizisten (sie waren einflußreicher als die Abgeordneten) sich vorzugsweise zugewandt haben, aus welchen Quellen sie sie schöpften,

wann sie sich zu ihnen hinneigten, wie weit sie sie annahmen und mit ihren kirchlichen Anschauungen verquickten.

Ist man Bergsträßers Schilderung der Konföderierten gefolgt, so trete man einmal an die Gruppen katholischer Männer heran, die ein bis anderthalb Jahrzehnte später im Kampf gegen die südwestdeutsche Staatengruppe standen. Die Konföderierten beschränkten ihre Forderungen. Sie waren zur Verständigung bereit. Realpolitiker, steckten sie sich ihre Ziele nah, liebten maßvolle Formen und dachten nicht daran, die Öffentlichkeit und die Massen aufzuregen. Die Gegner der südwestdeutschen Staaten dagegen trieben kampfesfrohe Grundsatzpolitik. Sie zuerst griffen auch die kirchlichen Oberen an und führten die Massen mit ins Feld. Sie gaben der Bewegung insgemein einen öffentlicheren Charakter. Aus ihrer Tätigkeit wird sich der Forscher, der der Vorgeschichte des Zentrums nachspürt, vielfach klare Aufschlüsse versprechen dürfen. Die Forschung pflegt den Fortschritten des Liberalismus und Radikalismus in den deutschen Mittel- und Kleinstaaten um das Jahr 1830, sowie der Durchdringung der liberalen und radikalen Politiker mit französischen Lehren Sorgfalt zuzuwenden. Die Frage drängt sich nunmehr geradezu auf, wieweit die Bewegung unter den deutschen Katholiken eine Parallelerscheinung zu jenen Vorgängen bildet und welche Zusammenhänge sie mit ihnen hat. Die ausgehenden 20er Jahre bis zum Sommer 1830 waren die Zeit der revolutionären Loslösung der belgischen Katholiken von ihrer rechtmäßigen, übrigens protestantischen Regierung. An der belgischen Bewegung, die nur durch ein Bündnis der Katholiken mit den freidenkerisch gesinnten Liberalen ihres Landes gelingen konnte, inspirierte sich Lamennais zu seinen grundsätzlichen Aufstellungen über das Verhältnis von Freiheit und Kirche, Kirche und Revolution, katholischem Volke und Rom. Er wirkte durch den ‚Avenir' und Vereinsgründung unmittelbar, durch provinziale Zeitungsgründungen mittelbar. In der Eidgenossenschaft brach gleichzeitig ein häßlicher, auf beiden Seiten persönlich und mit zum Teil unedeln Waffen geführter Kampf in der Geistlichkeit aus. Ein Teil wollte den freiheitlichen Ideen der Zeit auch in der Kirche Eingang verschaffen und sprach für ein konstitutionelles Kirchenregiment, ein Nationalkirchentum und das Recht der Geistlichen, zu heiraten. Die anderen beharrten um so leidenschaftlicher auf dem, was von alters in der Kirche Ordnung ist. In engem Zusammenhange mit diesem Kampfe verwickelte sich bald auch die Gesamtheit der aufklärerisch und der treu gesinnten Katholiken in einen wilden Streit um die Regierungsgewalt in den katholischen Kantonen. Er riß das Land schließlich in die Unglückstage des Jahres 1847 mit sich fort. Alle diese Ereignisse hatten ihren tieferen Grund in der allgemeinen politischen Stimmung des westlichen Europa, in der Zerrüttung der hergebrachten Staatsordnungen, in dem Vordrängen sozialer Momente, in der um sich greifenden Unbotmäßigkeit und Unzufriedenheit, sowie in der Einwirkung der neuen Mittel, Agitation zu treiben. Ohne die Voraussetzungen, die uns die politische Lage an die Hand gibt, wären die Vorkommnisse gar nicht zu erklären. Sie sind nur zu verstehen, wenn man sie als Begleiterscheinungen der Julirevolution erfaßt. Das meiste zu der großen Kraft, die sie entfalteten, und der weiten

Ausdehnung, die sie erlangten, hat das Genie Lamennais' beigetragen. Seine Persönlichkeit mit ihrer ungemeinen Tragik hat das Schicksal der katholischen Bewegung des 19. Jahrhunderts eben in jenen kritischen Jahren wohl zum großen Teile bestimmt. Von den ersten Mannesjahren an, da er Priester wurde, bis an die Schwelle des Greisenalters lebte er in der Täuschung, kraft eines entschiedenen Bekenntnisses zum katholischen Glauben und einer ekstatischen Begeisterung für die Kirche festen Boden unter den Füßen zu haben und wie ein Leuchtturm den draußen auf dem Meere der Zeit Treibenden in den Hafen leuchten zu können. Dieweil war sein ruheloser Geist doch allzeit ein Spiel der gewaltigen Strömungen jenes Menschenalters. Eine nach der andern, erst die philosophische, dann die politische, zuletzt die soziale, faßte ihn und trug ihn der nächsten zu. Immer wieder kam er von dem ab, was er vorher als höchste, sicherste Erkenntnis gepriesen hatte. Um das Jahr 1830 hob ihn eben die politische Welle seiner Zeit, die liberale, empor. Noch war er ein Gläubiger. ‚Dieu et la liberté' gab er als Losung für die Katholiken aller Länder aus. Seine Stimme hatte einen wärmeren Klang als je. Denn mehr als je traute er sich zu, gelehnt an den Felsen Petri, die Welt wieder in die Kirche zu ziehen und ihr mit der Hilfe Roms eine neue Ordnung zu geben. In Wahrheit half er, nicht kirchliche, sondern politische Lehren zu verbreiten, Lehren, welche nach kurzer Zeit für immer eine Kluft zwischen ihm und der Kirche öffnen sollten. — Haben nun die in der Nachbarschaft des west- und südwestlichen Deutschlands sich vollziehenden Vorgänge und verkündeten Ansichten auf die durch die territorialen Verschiebungen besonders beweglich gewordenen und gereizten katholischen Bevölkerungen eingewirkt und wie haben sie es getan? Sofort fällt ins Auge, daß sich von da an eine einheitliche öffentliche Meinung unter den deutschen Katholiken bildete. Ihre Beschwerden bezogen sich natürlich nach wie vor auf die Einzelstaaten; aber sie verhandelten sie vor dem Forum der Gesamtheit und sprachen dabei nie von preußischen oder badischen Katholiken, sondern kannten nur ‚die deutschen Katholiken'. Ihre Zeitschriften, die nichts partikularistisch Gebundenes hatten und überall hinkamen, wurden Gegenstand ihres vornehmsten Interesses. In Baden, Württemberg und in der Diözese Trier, auch wohl sonst hob eine ähnliche Auseinandersetzung zwischen frei- und strenggesinnten Katholiken und in der Geistlichkeit wie in den katholischen Kantonen an. Die Kirchenzeitungen plünderten mit Vorliebe die französischen, belgischen, schweizerischen Blätter, vor allem aber den ‚Avenir' aus. Die Aschaffenburger ‚Katholische Kirchenzeitung', die seit dem April 1829 erschien, erhielt vom 1. Januar 1831 an unter der Leitung anonym bleibender Männer einen wesentlich kirchenpolitischen Inhalt; sie gebärdete sich ganz auf die Art des ‚Avenir' gegen die Regierungen wie Bischöfe oft rücksichtslos oppositionell. Im ‚Avenir' selbst veröffentlichten deutsche Katholiken leidenschaftliche Klagen. 1834 kam (woran die Erinnerung völlig erloschen zu sein scheint) das erste politische Blatt in die Hände der in der Bewegung stehenden Katholiken, der ‚Rheinbayer' in der Pfalz. In München gewannen die Katholiken Einfluß auf den ‚Volksfreund', in Breslau auf die ‚Schlesischen Provinzialblätter'. In den Verhandlungen der Kammern,

Provinzialstände und Landräte wurden die Erörterungen über kirchliche und kirchenpolitische Fragen immer häufiger und bewegter. Nun auch begann erst die Ausspielung Roms gegen die Leiter der Diözesen, und das Aufgebot der Massen gegen mißliebige Geistliche und sogar gegen die Bischöfe. Man darf also wohl mit gutem Grunde die Frage aufwerfen, ob nicht die Blitzstrahlen des ‚Avenir' zündender wirkten in Deutschland mit seinen damals wenig gefestigten staatlichen Verhältnissen als in dem einheitlicheren Frankreich? Und wahrscheinlich behauptet nicht zu viel, wer die Meinung ausspricht, daß wir damit in das ursprüngliche Quellgebiet der Zentrumspartei geraten sind. Alle anderen Wasser sind der Partei vermutlich nur durch Nebenflüsse zugeführt worden.

Ist dem so, dann würde auch der Wendung, welche die katholische Bewegung 1837 — man muß wohl sagen — unvermutet gegen Preußen nahm, eine logische Natürlichkeit innewohnen, die ihr bei einer Ableitung allein oder auch nur wesentlich aus der preußischen Kirchenpolitik der Zeit vor 1837 nicht beigemessen werden könnte. Das Kölner Ereignis wirkte auf den ganzen Süden und Westen explosiv. Die Gewalt dieser Explosion würde begreiflich werden. Schmerzhafte Nachwehen der bedeutendsten territorialen Verschiebung innerhalb der deutschen Grenzen und Reibungen zwischen dem langsam weichenden staatskirchlichen und aufklärerischen Geist des 18. Jahrhunderts und dem wiedererwachten, frischen und ungestümen kirchlichen Geiste des 19. Jahrhunderts, stärker aber noch der Einfluß liberal-radikaler politischer Anschauungen in Verquickung mit kirchlichen Forderungen, hätten gemeinsam die Entzündung hervorgerufen. Verständlicher würde auch werden, daß ihr im Anschluß an den preußischen Verfassungskonflikt und an die Entscheidung über die preußische Führung Deutschlands noch das schwere lange Wetter des Kulturkampfs folgte. So beleuchtet, erfährt die Frage nach dem politischen oder kirchlichen Charakter des Zentrums erst ihre rechte Vertiefung. Es ist wohl möglich, daß der politische Einschlag im Denken und in den Bestrebungen der Partei durch die Umstände ihrer Entstehung stärker ist, als wohl selbst die Vertreter des Prinzips: ‚politische, nicht katholische Partei' noch fühlen; und es kommt darauf an, nicht nur schlechthin immer zu wiederholen, daß man eine politische Partei sei, man muß sich auch Rechenschaft darüber legen, welcherlei politische Antriebe und Meinungen im Innern der Partei hemmend oder fördernd ihre positive Arbeit für unser deutsches Vaterland wie für Christentum und Kirche bis auf diesen Tag bedingen.

Über naturgemäße Ernährung
Von Georg Sticker

◆◆

In einem Büchlein „Über Naturheilkunst"* habe ich die Grundlinien der Heilkunst und der Lebenskunst gegeben. Der letzte Abschnitt behandelt die naturgemäße Lebensweise in gesunden und in kranken Tagen. Darin steht geschrieben: Naturgemäß leben heißt arbeitsam und mäßig leben; so viel arbeiten, daß Essen und Schlaf und Erholung die Würzen des Lebens, nicht das Leben selbst werden, und so viel genießen, daß das Wohlbefinden erhöht, aber die Arbeitslust nicht durch üble Nachwirkungen vermindert wird.

Diesen Grundsatz darf man, meine ich, aufstellen als die allgemein gültige Lebensregel, die für alle paßt, für den Kaiser wie für den Bauer, für den Kopfarbeiter wie für den Handwerker!

Wie sich seine Ausführung im Leben verschiedener Menschen gestalten kann und gestalten muß, will ich am Beispiel der Ernährung etwas ausführlicher darlegen.

Die Erfahrung aller Zeiten und die Gewohnheit der meisten Völker, die in erzwungener oder freiwilliger Enge des Landlebens verharren, lehrt, daß die einfache Kost, wie sie die einheimische Pflanzenwelt darbietet, zusammen mit reinem Wasser zur Ernährung des Menschen vollkommen ausreicht. Die Indianer am Orinoko, die Alexander von Humboldt besuchte, viele Negerstämme, die um die großen Seen Zentralafrikas wohnen, die Bauern Süditaliens leben fast ausschließlich von Baum- und Erdfrüchten; und so leben zahllose Bewohner anderer milden Zonen, in denen ein freundlicher Himmel zu jeder Jahreszeit schmackhafte und nahrhafte Früchte gedeihen läßt.

Freilich stehen die glücklichen Kinder der Sonnenländer nicht auf der Höhe der Menschheit. Mühelosigkeit und Sorglosigkeit sind nicht die wahren Erzieherinnen des Menschen; seine große Lehrerin ist die Not. In rauhen Himmelsstrichen, wo er seine Nahrung täglich erringen und während besseren Zeiten für schlechte vorsorgen muß, da entwickelt sich das stärkere und weisere Geschlecht — selbst bei karger Kost. Die Dörfler des Gebirges, die Besiedler der Steppe, die Bauern der harten Erdscholle erzeugen die Söhne, die sich die Erde unterwerfen und zwischen Kampf und Sieg die Werke des Friedens stiften. In ihrem Körper, der von Mehlbrei, Brot, Kartoffeln genährt ist, lebt und webt der Geist, der die Höhen und Tiefen des Weltalls durchforscht und die Wunder des Menschenherzens entfaltet.

Auch auf der höchsten Stufe seiner Ausbildung braucht der Mensch nicht von der mäßigen Kost, die ihm die Pflanzenwelt darbietet, abzuweichen. Ich nenne nur einen einzigen, Lionardo da Vinci, der in allen menschlichen Dingen, in Leibeskraft und Leibesschönheit, in Lebensdauer und Lebenshöhe, in künstlerischem Wirken und Geistesmacht, in Gotteserkenntnis und Sittenreinheit die gewöhnlichen Grenzen der Menschheit weit hinter sich gelassen hat. Brot und Früchte und Milch war seine Nahrung, das Fleisch der Tiere verabscheute er.

---

* Gießen 1909, Verlag von A. Töpelmann.

Der Mensch kann also von Pflanzenkost gut leben, dabei sein natürliches Alter erreichen und bis zum Tode im Vollbesitz aller seiner Fähigkeiten bleiben. Daran ist kein Zweifel. Es fragt sich aber, gibt es nicht für Viele angenehmere und vorteilhaftere Ernährungsweisen als die mit Brot und Wasser?

Man ist so ziemlich einig darüber, daß wenigstens in den kälteren Erdstrichen und Jahreszeiten durch die Hinzufügung von Nahrungsmitteln aus dem Tierreich und durch die Beigabe von besonderen Genußmitteln zur einfachen Kost zwar nicht die Lebensdauer und die Gesundheit, aber doch die Leistungsfähigkeit und jedenfalls das Wohlbefinden gesteigert und zwar innerhalb gewisser Grenzen ohne Schaden gesteigert werden können.

Dem Ausspruch des Epikur: Gib mir Wasser, gib mir Brot, und ich werde so glücklich sein wie Jupiter im Olymp! stimmen heutzutage jedenfalls die wenigsten bei. Ja wir haben sichere Gründe, anzunehmen, daß bei besonderen Ansprüchen des Lebens die Pflanzenkost keineswegs ausreicht und außer der Zuhilfenahme von Fleisch und Eiern auch die Zugabe von behaglich stimmenden, erregenden und beruhigenden Genußmitteln nicht ganz zu vermeiden ist.

Jeder von uns hat es erfahren, daß rascher als Brot und Wasser weingetränktes Brot oder Milch mit Kaffee den hungermatten Leib wieder aufrichtet, und die allgemeine Meinung geht dahin, daß große Strapazen weit leichter vertragen werden, wenn als Mahlzeit ein Stück Fleisch anstatt einer Mehlsuppe genommen wird.

Die letztere Meinung ist aber keineswegs begründet, vielmehr ganz falsch. Die tatarischen Kuriere nehmen auf ihren weiten Reisen, die sie mit sehr bedeutender Schnelligkeit und Ausdauer zurücklegen, nichts anderes als Reis und zur Anregung ein wenig Opium. Und die Physiologie hat es über allen Zweifel festgestellt, daß das Bedürfnis nach Eiweiß — die Fleischkost ist im wesentlichen eine Eiweißkost, — in sehr weiten Grenzen unabhängig ist von der Muskelarbeit. Der Gesunde braucht für seine Muskeln im großen und ganzen dieselbe Menge Eiweiß bei der Arbeit wie in der Ruhe. Der Stoffwechsel bei der Muskelarbeit wird im wesentlichen von den leicht verbrennbaren Zuckerstoffen, den sogenannten Kohlehydraten, und von Fettstoffen bestritten; erst in zweiter Linie wird zugeführtes Nahrungseiweiß und ganz zuletzt das Eiweiß des eigenen Körpers, die Organsubstanz, zur Quelle der Muskelkraft.

Nicht viel anders als das Bedürfnis des arbeitenden Muskels verhält sich das Bedürfnis der arbeitenden Nerven, Gehirnteile, Drüsen usw.

Wenn man über Napoleon berichtet, daß er von seiner Feldküche an jedem Ort und zu jeder Stunde auf den ersten Befehl sein Huhn à la Marengo oder ein Hammelrippchen und Kaffee erwartete, um seine Kräfte wiederherzustellen, so muß man hinzusetzen, daß Napoleon oft vierundzwanzig Stunden hindurch unausgesetzt arbeitete, bis er nach Nahrung verlangte, daß er überhaupt nie regelmäßig speiste, sondern nur, wenn er Hunger hatte, Nahrung zu sich nahm. Er aß stets schnell und im Vergleich zu dem heutigen Bürgersmann schlecht, und brachte es auch in den ruhigeren Zeiten nur schwer über sich, länger als eine Viertelstunde bei Tisch zu sitzen. Das war der einzige Mangel an den Festen, die er gab, und die einzige Unhöflichkeit, die ihm der englische Scherge

Adolf Thomann/Begegnung



auf der Fahrt nach dem Kerker Sankt Helena hätte vorwerfen können. — Napoleon lebte, so lange er Herr seiner selbst und Europas war, stets wie Hannibal, von dem Livius berichtet: Sein Verlangen nach Speise und Trank wurde nur von natürlichem Bedürfnis, nie von der Lust bestimmt. Für Wachen und Schlaf hatte er keine festen Tages- und Nachtzeiten. Nur die wenigen Stunden, die seine Geschäfte und Pflichten übrigließen, waren der Ruhe gewidmet, und diese suchte er nicht auf weichen Betten und nicht in der Stille, sondern fand sie überall, auch mitten im Getöse des Lagers.

Regeln für den Durchschnittsmann lassen sich von solchen Ausnahmemenschen, die alles zu vertragen scheinen, und die sich darin erholen, worin der gewöhnliche Mensch aufgerieben wird, gewiß nicht ableiten. Aber eins lernt man sicher aus ihrem Beispiel: Es gehört wenig Nahrung zum Leben, wenig selbst zu dem tätigsten Leben, das einem Sterblichen beschieden sein kann; jedenfalls viel weniger, als die Leute glauben, die immer die Mahnung auf der Zunge haben: du nährst dich zu schlecht, du mußt mehr essen, du mußt nahrhafte Speisen, Fleisch, Eier, Kraftsuppen und stärkende Getränke, Wein, Bier, Kognak, zu dir nehmen; du mußt alle Stunden etwas essen und überhaupt mehr auf deine Gesundheit und Stärkung bedacht sein!

Solche Ratschläge haben für den, der sie befolgte, nie einen anderen Nutzen gehabt, als daß er sich aus den Reihen der Arbeitenden und Strebenden in den Haufen der Genießenden verlor und hier in blühendem Fett sein unrühmliches Dasein zu Ende lebte, falls ihn nicht vorher die Folgen der Überfütterung zur natürlichen Ernährung zurückbrachten oder umbrachten.

Vielleicht sind auch jene freundlichen Ermahnungen nicht einmal immer redlich. Die Tätigen sind selten, die nicht andere Tätige als Nebenbuhler fürchten und darum, wie sogar der große Cäsar, lieber wohlgenährte zufriedene Leute um sich sehen als magere unruhige, mit allerlei Gedanken und Plänen und Kräften. Auch hierin machte Napoleon eine Ausnahme, daß er dem Talente freie Bahn gönnte und gab.

Es soll nun keineswegs behauptet werden, daß Mäßigkeit und Freude am Essen sich ausschließen. Man kann gewiß ohne Nachteil für die Gesundheit und Arbeitstüchtigkeit etwas anderes in den Speisen sehen als das einfache Mittel, den Hunger zu stillen.

Wer wollte den gebildeten Feinschmecker tadeln, der die Zubereitung der Speisen zu einer hohen Ausbildung und das Genießen seiner Mahlzeit zu einer Feier macht? Man braucht ihm nicht gleich zuzustimmen, wenn er seine Kunst in die Reihe der Künste eines Raffael und Mozart und Schiller erhebt. Aber hier und da ein Stündchen in seiner Gesellschaft ist nicht zu verachten, wenn wir eine Erholung verdient haben. Bei solcher Gelegenheit klingt selbst die Übertreibung des gastronomischen Meisters Brillat-Savarin liebenswürdig, der behauptet hat, die Gastronomie gehe über die Astronomie und die Entdeckung eines neuen Gerichtes sei für das Glück der Menschheit von größerem Nutzen als die Entdeckung eines neuen Gestirnes. Und für jenes Stündchen werden wir sogar nicht widersprechen, wenn der Gastronom einem mürrischen Ausspruch des Sokrates: ‚Viele leben, um zu essen und zu trinken; ich esse und trinke, um zu

leben', das heitere Bekenntnis seines Meisters entgegensetzt: ‚Der Mensch lebt nicht um zu essen, sondern um gut zu essen.'

Es ist kein Zweifel, daß eine ausgewählte, mit Ruhe und Freude genossene Mahlzeit besser gedeiht als das hastige Verschlingen irgend einer Speise in der Garküche oder am Automaten der friedlosen Großstadt.

Im wesentlichen kommt es nun trotz alledem bei den Nahrungsmitteln nicht sowohl darauf an, ob sie uns wohlschmecken, ob sie uns Lust bereiten und mit Freude aufgenommen werden, als darauf, ob sie unseren Hunger stillen und die Erhaltung unseres Körpers und seiner Kräfte gewährleisten, kurz, ob sie unser rein leibliches Nahrungsbedürfnis befriedigen. Und so wollen wir uns im folgenden auf die Besprechung der Nahrung als eines Mittels zur schlichten Erfüllung unseres ersten und stärksten Bedürfnisses beschränken.

Indem wir nun aber den Versuch machen, den Gesichtspunkt der Eßlust von dem des Nahrungsbedürfnisses zu trennen, drängt sich sofort die folgende Erfahrung auf: Wo ein Nahrungsbedürfnis vorhanden ist, stellt sich Lust und Genuß auch bei den einfachsten Speisen ein. Hunger ist der beste Koch. Das gilt wenigstens für den Gesunden.

Wo hingegen das Bedürfnis regelmäßig und leicht befriedigt wird und mannigfaltige Mittel zu seiner Befriedigung stets im Überfluß vorhanden sind, da wird der Mensch leicht wählerisch und unmäßig zugleich; nicht mehr das Hungergefühl des Magens, die Mattigkeit des Körpers bestimmt die Nahrungsaufnahme, sondern die Gewohnheit der Eßstunde, der Geschmacksinn der Zunge, das Verlangen des Gaumens. Dennoch stellt sich auch beim verwöhntesten Schlemmer das einfach-natürliche Verhältnis zur Nahrung rasch wieder her, wenn die Not über ihn gekommen ist. Als der Bruder des jüngeren Cyrus, Artaxerxes, auf der Flucht, von seinem Marketendertroß abgetrennt und dem Verschmachten nahe, endlich mit trockenen Feigen und Gerstenbrot seinen Hunger stillen durfte, da rief er aus: Wie wenig kannte ich doch bisher die wahre Lust! — Die Geschichte berichtet nicht, daß er sich lange mit der wahren Lust begnügt habe. Sie läßt ihn in die Abhängigkeit von der Witwe seines Bruders, der phokäischen Aspasia, geraten; und einige Geschichtschreiber deuten an, daß diese nicht besser gewesen sei als die Aspasia aus Milet, die Freundin des Perikles, deren Schlechtigkeit allerdings nur in der verdorbenen Phantasie einiger Skribenten sich befindet. Dies nebenbei!

Umgebung, Beispiel, Gewohnheit werden in verwickelten gesellschaftlichen Verhältnissen allmählich so mächtig wie die natürlichen Triebe. Wer die einfache Magenfrage lösen will, wer Antwort auf die Frage sucht, welche Kost und wieviel Essen zum Leben nötig sei, wo das lebhafte Bedürfnis aufhöre und die träge Angewöhnung oder die leckere Zunge anfange, der muß nicht an den Höfen orientalischer Fürsten sich umsehen oder die Verhältnisse in unseren Großstädten zu Rate ziehen, wo überall und zu jeder Stunde der Tisch gedeckt ist, wo die mannigfaltigsten und schmackhaftesten Lebensmittel reizen und leicht erreichbar sind, wo die Lebensmittelvertreiber, Schlächter, Bäcker, Gemüsehändler, Konditoren, Kolonialwarenverkäufer, Delikatessenverschleißer, Gastwirte, Stärkungsmittelfabrikanten ihr Interesse darin finden, daß möglichst

viel und vielerlei und möglichst teuere Dinge verzehrt und verschwendet werden; der muß dahin gehen, wo eine erzwungene oder freiwillige höchste Einfachheit in der Lebensweise seit langen Zeiten besteht und ohne Nachteil für Gesundheit und Lebensdauer, ja mit einem ersichtlichen Nutzen für Wohlbefinden und Leistungsfähigkeit stetig und gleichmäßig durchgeführt wird.

Die erzwungene Einfachheit in der Lebensweise finden wir in unseren Gegenden auf dem Lande, draußen in jenen hochbevölkerten Ländern, die, vom Lebensmittelverkehr mit der Außenwelt abgeschlossen, auf bodenständige Nahrung angewiesen sind.

Die freiwillige Einfachheit finden wir in jenen Genossenschaften, die, aus religiösen Gründen auf des Lebens gemischte Freuden und Genüsse verzichtend, nur die tägliche Notdurft befriedigen, um alle Gedanken und Kräfte auf das Einswerden mit Gott, auf die Mildtätigkeit gegen den Nächsten und auf die Ausbildung des eigenen Geistes zu richten.

Wir wollen aus beiden Kreisen Beispiele nehmen.

Als Beispiele schlichter Volksernährung hat man immer gerne die Kostordnung bei den hochzivilisierten Menschenherden Hinterasiens, bei den Indern, Chinesen, Japanern angeführt, dabei aber nicht selten bezüglich der Einfachheit und Spärlichkeit der Nahrung gar oft übertriebene Angaben gemacht, so daß manche Berichte mit großer Vorsicht aufgenommen werden müssen. Ich folge hier den Angaben eines zuverlässigen französischen Arztes, Charles Grall, der in seinem trefflichen Werke über die Hygiene in Indochina (Paris 1908) die Lebensweise der Eingeborenen von Annam mit zureichender Sachkenntnis schildert. Seine Angaben stimmen in der Hauptsache überein mit meinen Beobachtungen und Erkundigungen über das Leben der Hindus in Vorderindien. Ich berufe mich aber lieber auf jene, weil sie auf längerer und gründlicherer Erfahrung beruhen.

Die Annamiten ernähren sich sehr einfach, und zwar in allen Ständen. Der Tisch des Mandarinen ist nicht reicher und besser besetzt als der Tisch des Armen. Grundlage der Ernährung ist immer und überall der Reis, der im ganzen Lande gebaut und geerntet wird. Man hält ihn für das Bedürfnis des Hauses in kleinen Mengen auf Lager. Für die einzelnen Mahlzeiten wird die erforderliche Menge von der Familie selbst enthülst. Großen Wert legen die Leute auf seine Reinigung und Zubereitung; durch wiederholte und lange Waschungen wird er von allen Beimengungen befreit, darauf vorsichtig geschmort und hierbei jede Überhitzung auf offenem Feuer vermieden. Die mittlere Menge des gekochten Reises beträgt bei jeder Mahlzeit für den erwachsenen Mann 400 Gramm, in vierundzwanzig Stunden 800 Gramm; das entspricht einer Menge von 400 oder 500 Gramm der trockenen enthülsten Frucht.

Gewöhnlich wird der Reis warm gegessen, wie er aus dem Kochtopf kommt, worin er zubereitet wurde. Aber man kann ihn auch kalt werden lassen und für drei oder vier Tage genießbar erhalten, wenn man ihn zu Kugeln rollt. In dieser Form wird er auf Reisen mitgenommen und ist so länger haltbar als unser Brot unter jenem Himmelsstriche.

Außer dem Reis genießen die Annamiten zu den Mahlzeiten eine Kräuter-

suppe aus Portulak oder Spinatgewächsen, ferner ein Gericht Gemüse oder Teigkuchen und gelegentlich eine kleine Menge Fleisch oder Fisch. Die einzige Fleischspeise, die allgemein auf den Tisch kommt, ist das Fleisch der einheimischen Schweine. Es wird ausnahmslos frisch, kurz nach der Schlachtung, gegessen, während man von Entenfleisch, Rindfleisch oder Fischen gerne allerhand Eingemachtes herstellt. An Festtagen wird die Zahl der Gerichte durch die Hinzufügung von Geflügelfleisch, Hühnern oder Enten, durch Eier und gelegentlich durch Büffelfleisch vermehrt. Die Eier werden nie frisch genossen. Alles Fleisch wird vor dem Kochen in kleine Würfel zerschnitten, damit es sicher gar werde. Rohe oder ungenügend gekochte Gerichte verwirft der Annamite. Nur bei den Baumfrüchten macht er eine Ausnahme; diese ißt er sogar vor der Reifung. Reife Früchte scheut er; ebenso betrachtet er Rindfleisch und Hammelfleisch und jede Art von Wildpret als verdächtig.

Als Würze und Reizmittel nehmen die Annamiten zu jeder Mahlzeit das sogenannte Nuoc-man, eine Brühe, die sie durch Zersetzung von Fischen in einer starken Salzlake gewinnen. Sie reizt die Verdauungstätigkeit an, beugt fauligen Zersetzungen im Darmkanal vor und gibt zugleich durch ihren Trangehalt das in der übrigen Nahrung mangelhaft vertretene Fett. Als Getränk dient heißer Tee, der nach der Mahlzeit in sehr kleiner Menge genommen wird. Der Reiche trinkt, wie wir in Europa, den starken Aufguß der getrockneten Blätterknospen nach chinesischer Art; das Volk einen Aufguß der grünen vollentwickelten Blätter, die ärmer an den erregenden Stoffen, Teïn und Teeöl, sind. — Alkohol, und zwar Reisalkohol, trinkt der Annamite nur bei besonderen Gelegenheiten und sehr wenig. Er erregt ihm den Geist und erheitert sein Gemüt und macht fröhliche rote Gesichter; wird aber nie so reichlich genossen, daß ein schwerer Rausch mit Gedankenflucht, Unsicherheit der Bewegungen und Stumpfsinn oder gar völlige Bewußtlosigkeit einträten.

Die ganze Nahrung, die der Annamite in seinen zwei Tagesmahlzeiten zu sich nimmt, beträgt nach Maß und Gewicht für vierundzwanzig Stunden: 800 Gramm gekochter Reis für den erwachsenen Mann, 400 Gramm für Weiber und Kinder; ein Viertelliter Kräutersuppe aus 160 Gramm Gemüsen und 20 Gramm Geflügel oder anderen Fleischstückchen; dazu nie mehr als 300 Gramm frischer oder getrockneter Fisch oder 250 Gramm Backkrebse oder vier Enteneier oder 250 Gramm frischer Speck. Für Frauen und Kinder wird alles vermindert.

Diese Beantwortung der Frage: von welcher Nahrung und von welcher Nahrungsmenge leben die Annamiten? dient uns zur Grundlage für die Beantwortung der wichtigeren Frage: Was leistet dieses Volk bei seiner Art der Ernährung?

Da ist zuvörderst zu betonen, daß keiner dieser Menschen, die so gleichartig und mäßig leben, je unbeschäftigt ist. Der eine arbeitet als Bauer, der andere als Künstler, der dritte als Kaufmann, der vierte als Gelehrter. Müßiggänger werden bei den Annamiten nicht geduldet. Ist einer durch Hang oder Krankheit dem Müßiggang verfallen, so wird er von der Gesellschaft, der er durch seine Geburt angehört, ausgestoßen. Hinzu kommt ein anderer be-

merkenswerter Zug: Der Eingeborene, der täglich und den ganzen Tag arbeitet, übereilt sich nie; die Zeit wird bei ihm nie in Rechnung gestellt. Er wundert sich hingegen über die fieberhafte Hast, die der Europäer zu bestimmten Stunden und unter bestimmten Umständen aufbringt. Er sieht darin einen Mangel an geistigem Gleichgewicht, wie ihn der europäische Bauer und Landmann bei dem unruhigen und rastlosen Bewohner der Großstadt vermutet.

Der Annamite kennt keine Überanstrengung, wenigstens so lange nicht, als er nicht unter der Herrschaft eines fremden Willens steht, der ihm die freie Selbstbestimmung nimmt. Er arbeitet bedächtig, bringt in kurzer Zeit wenig vor sich, kommt aber dank seiner regelmäßigen und lückenlosen Benutzung des Tages zu ganz schätzenswerten Ergebnissen. Ohne Hast und Eifer bleibt er immer Herr seiner selbst, aufmerksam und sorgfältig, unfähig zu ungeschickten Leistungen in dem Gewerbe, dem er sich gewidmet hat.

Der einzelne im Hause oder in der Gemeinde tritt nicht hervor. Von seltenen Ausnahmen abgesehen wird jede Tätigkeit in Gemeinschaft geübt, entweder im Kreise der Familie, worin groß und klein sich an der Arbeit beteiligen; öfter in einer freiwilligen oder überkommenen Genossenschaft. So ist es bei allen Gewerben und Tätigkeiten: bei der Feldarbeit, in den Werkstätten, in den Diensten eines Unternehmers, der Gemeinde, der Provinz, des Königs.

Tag und Nacht haben in Annam gleiche Länge, und der Eingeborene richtet sich darnach. Der Annamite steht mit der Sonne auf und legt sich kurz nach Sonnenuntergang nieder; jedenfalls schließt er sich mit Einbruch der Nacht in sein Haus ein und nur in seltenen Ausnahmefällen läßt er sich die Ruhezeit verkürzen. Da er in den überheißen Mittagsstunden auch eine kurze Weile der Erholung bedarf, so beschränkt sich mithin die Dauer seiner Arbeitszeit auf acht bis zehn Stunden.

Unter anderen Himmelsstrichen und anderen äußeren Bedingungen als denen, worin der Staat von Annam sich entwickelt und Jahrhunderte hindurch gegen fremdes Wesen unverändert erhalten hat, haben sich auf europäischem Boden, nach den verödenden Wirkungen der Völkerwanderung, Gemeinden gebildet, die, bei aller Besonderheit ihres inneren Zweckes, eine merkwürdige Übereinstimmung in der äußeren Lebensordnung mit jenem asiatischen Volke zeigen. Ich meine die klösterlichen Gemeinschaften nach der Regel des heiligen Benediktus. Auch in ihnen jene Schlichtheit der Ernährung, jenes Zusammenleben und Zusammenwirken, jene stetige Ausnützung der Zeit ohne Überhastung und ohne Störung des äußeren und inneren Friedens, jene unveränderliche Gleichheit der Tage und der Jahre. Aber diese Einrichtungen nicht zu dem einzigen Zweck, um einer friedlichen Naturanlage und milden Sitte die günstigsten Bedingungen zu sichern, sondern alles untergeordnet dem höheren Zwecke, sogar widerstrebende Kräfte in Gehorsam und Entsagung und Tätigkeit zu vereinigen und auf dieser geselligen Grundlage ein höheres geistiges Reich zu erbauen, worin Leben und Wirken und Sterben, Beten und Arbeiten und Ruhen, die leiblichen und geistigen Werke der Erbarmung, Handwerk

und Kunst und Wissenschaft, alles nur zur Ehre Gottes geschieht, — ut in omnibus glorificetur Deus.

Ich gebe hier die Regel des Ordens, wie sie seit ihrer Aufstellung im sechsten Jahrhundert bis zum dreizehnten Jahrhundert strenge im ganzen Abendlande von den Jüngern des heiligen Benediktus durchgeführt und mit geringen Abänderungen auch heute noch gültig geblieben ist.

Die Tagesordnung der Benediktiner ist bis in die Einzelheiten bestimmt. Aufstehen und Schlafengehen, Gebet und Arbeit, Mahlzeiten und Erholung, jegliches hat seine feste Minute und Dauer, worin nur dem Wandel der Jahreszeiten angepaßte Verschiebungen eine zweckmäßige Abwechslung bringen. Alles geschieht gemeinsam: das Stundengebet, die körperliche und geistige Arbeit, das Einnehmen der Mahlzeiten, das Ausruhen. Keine Arbeit, kein Dienst soll einem Bruder fremd sein; der Kirchendienst, die Gartenarbeit, die Besorgung der Küche, der Mühle, der Bäckerei und die verschiedenen Handwerke werden, so weit es möglich ist, von allen abwechselnd ausgeübt.

Für unseren Zweck sind besonders wichtig die Kapitel 39, 40 und 41 der Regula Sancti Patris Benedicti. Sie handeln vom Kostmaß für die Klosterbrüder.

Unserer Überzeugung nach, so heißt es darin, genügen als tägliche Ersatzkost für alle Tische, ebensowohl zum Frühstück wie zum Abendessen, zwei gekochte Gerichte, um den verschiedenen menschlichen Schwächen Rechnung zu tragen, so daß, wer das eine Gericht nicht zu essen vermag, sich am anderen wiederherstellen kann. Es mögen sich also alle Brüder mit zwei gekochten Gerichten genügen lassen. Steht zufällig Obst oder Gemüse zur Verfügung, so mögen diese Dinge als drittes Gericht beigefügt werden. Ein Pfund Brot reiche für den Tag aus, möge es nun nur eine Mahlzeit oder zwei, ein Frühstück und ein Abendessen, geben. Wenn ein Abendessen gereicht wird, möge der Kellermeister ein Drittel Pfund Brot für diese Mahlzeit verwahren.

Ist einmal schwerere Arbeit getan worden, so mag der Abt entscheiden und verfügen, ob es zweckmäßig sei, die Nahrung zu vermehren, wobei nur dafür zu sorgen ist, daß keine Völlerei bei einem Mönche entstehe, da nichts so sehr einem Christen fremd sein muß wie Völlerei; wie ja unser Herr sagt: Hütet euch, daß euere Herzen nicht beschwert werden durch Völlerei.

Den minderjährigen Knaben soll eine geringere Menge als den Erwachsenen gereicht, überhaupt in allem Knappheit beobachtet werden.

Des Fleisches von vierfüßigen Tieren soll sich ein jeder ganz und gar enthalten; es müßte sich denn um ganz schwache Kranke handeln.

Ein jeder hat eine bestimmte Art von Gott, der eine so, der andere so; und deshalb gehen wir bei der Bestimmung des Kostmaßes für andere nicht ohne sorgfältige Überlegung vor. Dennoch genügt unserer Meinung nach, auch wenn die Schwäche der Schwachen berücksichtigt werden soll, einviertel Maß Wein für jeden Tag. Wem aber Gott die Kraft der Enthaltsamkeit verliehen hat, der möge bedenken, daß er seinen besonderen Lohn davon haben wird.

Erfordern indessen die Eigentümlichkeiten des Klimas oder anstrengende Arbeit oder Sommerhitze reichlicheres Getränk, so steht die Entscheidung beim

Prior, und dieser soll nur bei allen darauf sehen, daß keine Übersättigung und keine Trunkenheit sich einschleiche.

Zwar lesen wir im Leben der Väter, daß der Wein keineswegs für Mönche sich schicke, aber da wir davon in unserer Zeit die Mönche nicht überzeugen können, so wollen wir wenigstens nur so viel nachgeben, daß wir nie bis zur Sättigung trinken sondern enthaltsam, da ja, wie der Prediger sagt, der Wein sogar die Weisen abtrünnig macht. Wo aber die Verhältnisse des Ortes es bedingen, daß nicht einmal das oben Erwähnte zur Verfügung steht, sondern weit weniger oder so gut wie gar nichts, da sollen die, welche dort wohnen, den Herrn preisen und nicht murren und vor allem sich zur Pflicht machen, sich des Murrens zu enthalten.

Vom heiligen Osterfest bis Pfingsten sollen die Brüder zur Mittagsstunde eine Erfrischung nehmen und am Abend um dreiviertel vor Sieben eine Mahlzeit. Von Pfingsten ab aber sollen die Mönche, wenn sie keine Feldarbeit tun und die Sommerhitze nicht zu sehr quält, den ganzen Sommer hindurch Mittwochs und Freitags bis zum Nachmittag nüchtern bleiben, an den anderen Tagen gegen Mittag ein Frühstück nehmen. Vom 13. September ab bis zum Beginn der vierzigtägigen Fasten sollen sie ihr Mahl immer am Nachmittag nehmen; in der österlichen Fastenzeit selbst aber die einzige Mahlzeit erst am Abend und zwar vor Sonnenuntergang nehmen, so daß sie beim Essen keine Lampe brauchen.

Die Mönche schlafen sieben Stunden. Um drei Uhr morgens stehen sie auf und beginnen den Tag mit dem Singen von Psalmen. Zwischen Ostern und Mitte Oktober verrichten sie von ein bis vier Uhr Mittags körperliche Arbeit, lesen von vier bis sechs Uhr, ruhen nach dem Abendessen auf ihren Betten oder lesen und verrichten dann ihre Arbeiten bis zur Nacht. Vom 15. Oktober bis zum Beginn der Frühlingsfasten geschieht alles eine Stunde später.

Die alte Regel des heiligen Benediktus ist in jüngerer Zeit in den Beuroner Konstitutionen erleichtert worden, besonders für die Schwachen. Die wichtigste Änderung ist die Einführung von Fleisch in die Speiseordnung: Mit Rücksicht auf die Schwäche unseres Zeitalters wird den Brüdern an den Sonntagen, Montagen, Dienstagen und Donnerstagen mit Ausnahme der Fastenzeiten im Advent, in der Quadragesima und an den Vigilien der Fleischgenuß zugegeben. Während der Adventzeit darf nur an den Sonntagen und Donnerstagen Fleisch gegessen werden. Auch für die vierzigtägige Fastenzeit, worin Fleischspeisen ganz wegfallen, kann jene Ausnahme bei gewichtigen Gründen vom Generalkapitel für ein bestimmtes Kloster genehmigt werden.

Für die Kranken sind besondere Ausnahmen vorgesehen, die der Superior oder der Krankenwärter im einzelnen Falle zur Geltung bringt.

In ihrer ganzen alten Strenge wird die Benediktinerregel heute noch von den Trappisten befolgt. Diese erheben sich früh um zwei Uhr vom Lager zum Chorgebet. Die weiteren Stunden des Tages sind zwischen Gebet und Arbeit geteilt. Um elf Uhr, an Fasttagen um zwölf Uhr findet als erste Mahlzeit das Mittagessen statt, um sechs Uhr die zweite, das Abendessen. Die Nahrung besteht ausschließlich aus Feld- und Gartenfrüchten, Milch und Käse

und Brot. Mittags gibt es eine Schüssel Suppe und einen Teller Gemüse, dazu Brot, Bier und etwas Obst, abends Suppe oder Gemüse oder Salat, dazu Brot und Bier. Ein Frühstück am Morgen erhalten nur die, die es bedürfen, Suppe oder Milch oder Kaffee.

An den Freitagen und in der vierzigtägigen Fastenzeit und an den übrigen gebotenen Fasttagen fallen die Milchspeisen und der Käse weg. An den drei letzten Freitagen der Osterfasten gibt es mittags und abends nur Brot.

Die Nachtruhe beginnt im Winter um sieben, im Sommer um acht Uhr. Im Sommer wird eine Mittagstunde geruht. —

Eine ähnliche karge Kost und Lebensweise schreibt die Regel des heiligen Bruno aus Köln den Kartäusern vor. Diese Mönche, die seit dem Jahre 1084, also seit mehr als acht Jahrhunderten, in der Chartreuse bei Grenoble und in zahlreichen weiteren Niederlassungen das Ideal des Mönchtums verwirklichen, essen außer Gemüse nur Brot, Eier, Käse, Milch und Mehlspeisen. Fleischspeisen sind niemals gestattet. Kranke erhalten zuweilen Fische. Als Getränk dient ein wenig Wein mit Wasser vermischt. In der Adventzeit und in der österlichen Fastenzeit enthalten sich die Kartäuser auch der Eier und Milchspeisen.

Die Kartäuser unterscheiden sich von den vorher angeführten Mönchen dadurch, daß sie kein gemeinschaftliches Leben, sondern ein wahres Einsiedlerleben in Hütten führen. Jede Hütte besteht aus drei Räumen, einem Arbeitszimmer, einem Schlaf- und Betraum und einer Werkstatt. Nur dreimal in vierundzwanzig Stunden verlassen sie ihre Hütte zum nächtlichen Kirchendienst, zum Hochamt am Morgen und zur Vesperandacht. Die übrige Zeit teilen sie zwischen religiösen Übungen, geistiger Arbeit und körperlicher Arbeit, da diese der Gesundheit nötig oder einfach nützlich ist. Zur körperlichen Arbeit gehört Gartenarbeit, Holzsägen, Holzspalten, Schnitzen, Zeichnen, Modellieren. Alle Beschäftigungen werden getrennt verrichtet. Gemeinsame Arbeit ist nicht zulässig.

Um sieben Uhr abends legen sich die Mönche auf ihr einfaches Lager, müssen aber ihren Schlaf alle paar Stunden für lange Gebetsübungen unterbrechen.

Bei ihrem Einsiedlertum sind sie keineswegs weltfeindlich. Ihre Bedeutung als Träger der Kultur und Wohltäter der Armen wird allgemein anerkannt; der hervorragende Arzt und Gelehrte Möbius unterläßt es bei einer Schilderung der Kartause nicht, ‚als Ungläubiger seine Hochachtung vor den tapferen Kartäusern auszusprechen‘.

Möbius bemerkt nach der Schilderung ihrer Lebensweise: ‚Trotz der Strenge der Regel erreichen die Kartäuser meist in guter Gesundheit ein hohes Alter.‘ Vielleicht hätte er ebensogut sagen können: ‚wegen der Strenge der Regel‘. Doch wir wollen darüber nicht rechten. Seine weitere Bemerkung ist hier von Wert.

‚Wirklich,‘ sagt er, ‚wenn man sich die Idee des Klosters klar macht, so erkennt man, daß dieses eine ideale Nervenheilanstalt ist, und man gewinnt die höchste Achtung vor denen, deren Genie die Klosterregeln schuf. Wer sich für die Behandlung Nervenkranker interessiert, der sollte nicht versäumen, das

Klosterleben kennen zu lernen; aus der Geschichte der Kartause kann er für seinen Zweck mehr entnehmen als aus sämtlichen Lehrbüchern der Gehirnanatomie.'

Möbius macht diese Bemerkung und unternimmt überhaupt die Schilderung der Kartause, weil er, wie auch der Irrenarzt Rieger, zu der Überzeugung gelangt ist, daß die moderne Welt eines Ersatzes für die Klöster bedürfe. Er sah, daß die Lebensweise der Mönche Vorteile bietet, die er gerne seinen Nervenkranken zukommen lassen möchte. Indem er aber daran denkt, nach dem Vorbilde der Klöster Heilstätten für Nervenschwache zu errichten, täuscht er sich nicht darüber, daß der Grund, weshalb die Mönche gewöhnlich in Gesundheit und Heiterkeit alt werden und dabei einen Seelenfrieden genießen, den man sonst in der Welt nicht häufig findet und den die Nervösen zumeist vergeblich suchen, jedenfalls nicht allein in der äußeren Lebensweise der Klosterleute und am wenigsten etwa in der Klosterkostordnung liegt.

Immerhin wird von dem Vorbilde der Klostereinrichtungen über kurz oder lang eine neue, bessere Lebensordnung für viele Weltleute ausgehen. Zu traurig und unwürdig ist das Zigeunerleben, das heute zahllose unverheiratete Menschen wider ihren Willen führen müssen, weil in unserem modernen Staat zwar für üppige Lebenshaltungen aller Art gut gesorgt ist, für die schlichte Notdurft der ernsten und bescheidenen Menschen aber, die nichts weiter suchen als eine stille Stube und ein sauberes Lager und eine schlichte, gesundheitsgemäße Kost, um ihr Tagewerk ohne aufreibenden Verdruß und Kampf zu leisten, kaum je ersprießlich gesorgt ist.

Weit mehr als Speise und Trank und Bett und Wärme boten die alten Klöster dem, der in ihnen Zuflucht suchte. Ihre idealen Segnungen haben das Weltkind Hippolyte Taine auf seiner *italienischen Reise* bei dem Besuche des Klosters Monte Cassino tief ergriffen: ‚Man hat hier alles, Künste, Wissenschaft und große Naturschauspiele. Das hat die mittelalterliche fromme Welt für die denkenden und einsamen Seelen geschaffen, für die Geister, die, abgestoßen von der Rauheit des Lebens, sich auf die Forschung und auf die Ausbildung ihrer selbst beschränkten. Ihre Art lebt noch, nur haben sie kein Heim mehr; sie leben in Paris, in Berlin, in Dachstuben. Ich kannte manche, sie sind gestorben. Andere leben trübe dahin und vertrocknen, wieder andere verbrauchen sich und haben den großen Ekel. Wird die Wissenschaft für ihre Getreuen einmal das tun, was die Religion für die ihren getan hat? Wird es jemals einen weltlichen Monte Cassino geben?'

Im heutigen jakobinischen Frankreich ist wenig Aussicht auf die Erfüllung solcher Wünsche. Persönliche Selbstbestimmung und friedliches Dasein zu höheren Lebenszwecken gedeihen in keinem Lande, wo jedes Menschenrecht verraten wird, wo eine törichte und verbrecherische Regierung die Offiziere der Nationalarmee zu Schergen herabwürdigt, zu Polizeidiensten und Gewalttaten wider Klöster und Gotteshäuser zwingt oder den Unbotmäßigen verabschiedet. Zuerst wider wehrlose Priester und Mönche und Klosterfrauen, dann wider die Pfleger und Vertreter der Künste und Wissenschaften! — Und in anderen kulturfrohen Ländern?! Doch das gehört nicht hieher. Wir waren bei der Magenfrage.

Ich denke, die angeführten Berichte über die Kostordnung der Annamiten und eines katholischen Mönchordens genügen zunächst, um wenigstens zu beweisen, daß unter den verschiedensten Himmelsstrichen mit einer äußerst einfachen und knappen Kost erfolgreiche Tätigkeit in jedem Sinne vereinbar ist. Man könnte einwerfen: Ja, im Paradiese der Tropen, im stillen Klosterleben, ferne von den Aufregungen und Anstrengungen der Welt ist das möglich! Im harten, aufreibenden Lebenskampfe, wie er in den großen Städten herrscht, da vermehren und vervielfältigen sich die Bedürfnisse.

Wir kommen auf diesen Einwand zurück. Zunächst müssen wir einen anderen besprechen: Die Kinder der Welt seien nicht dazu da, um sich nach den selbstquälerischen Enthaltsamkeiten und Fasten und Kasteiungen weltfremder oder weltmüder Narren zu richten und mit Hungerkost vorlieb zu nehmen.

Es fragt sich eben, ob die Klosterkost wirklich eine Hungerkost ist und womit man weiter in seinen Lebenszwecken und Lebensaufgaben kommt: mit bestimmten freiwilligen Entsagungen oder mit dem sogenannten Vollgenuß aller Darbietungen der Welt? — Ich lasse hier zwei Männer antworten, welche in Zeiten lebten, die keineswegs weniger stürmisch und aufregend waren als die heutige Zeit, und die sicher nicht im Verdachte stehen, besondere Freunde der Mönche gewesen zu sein, diesen vielmehr jegliche Übertretung der Klosterregeln und jegliche Beteiligung am Weltleben verwarfen.

Hören wir zunächst, was der modernste aller Geister am Ausgange des Mittelalters, der lebensfrohe Ritter Ulrich von Hutten, über die beste Kochordnung sagt. Er erörtert im 19. Kapitel seines Büchleins De Guajaci medicina et morbo Gallico vom Jahre 1519 die Vorzüge einer einfachen vor einer üppigen Lebensweise:

‚Gäbe doch der grundgütige Gott unserer deutschen Nation endlich einmal das Einsehen, daß die Völlerei, die sie treibt, nicht nur eines weltbeherrschenden Volkes unwürdig, sondern sogar für sie eine Quelle der größten Übel ist. Wenn andere Völker sich satt essen und satt trinken, so glauben sie schon die Gesetze der Natur zu übertreten. Wir aber suchen unsern Ruhm darin, daß wir mehr in uns hineinstopfen, als wir vertragen können. Was wollen doch die Zecher mit ihren Trinkwetten und Becherschlachten, wobei der, der am meisten trinkt, das größte Lob von den Tischgenossen erntet, wo der Sieg im Saufen ruhmvoll ist und derjenige keineswegs Schande erntet, der sich berauscht und erbricht. O Vaterland und Kaiserreich!

Es geht mich nichts an, wenn die Polen und andere Völker sich noch mehr berauschen als wir; unser Volk meine ich, das mehr auf seine Würde sehen sollte.

Glaubt ihr etwa, daß die anderen Völker unseren Vätern zum Scherz und nicht aus Ehrfurcht vor ihren Tugenden die Vorherrschaft übertragen haben? Wahrlich, unsere Vorfahren, die man so hoch geehrt hat, waren andere Männer als wir, die überall der Verachtung anheimfallen. Oder gibt es etwa ein Kind in wälschen Landen, das für uns Deutsche einen anderen Namen hätte als den der Trunkenbolde? Nachdem wir aber nun einmal draußen zum Gespött geworden sind, anstatt im Ruhme der Humanität zu stehen, wollen wir da nicht lieber unsere Lebensweise ändern, als unsere Ehren-

stellung ohne Scham wie Unwürdige aufgeben? Müssen wir nicht fürchten, daß wir in Zukunft unsere kaiserliche Macht und ihre Vorteile zu unserer Schande verlieren werden, nämlich dann, wenn nüchterne und geistig überlegene Völker es endlich einmal müde sind, die Vorherrschaft eines trunksüchtigen und jeder Menschlichkeit baren Volkes länger zu ertragen?

Aber wenn wir auch keine Scham mehr empfinden, so sollen wir uns doch wenigstens über die Gefahr, die uns droht, klar werden und merken, daß unser leibliches Wohl bei diesen Schlemmereien und Völlereien und Trinkgelagen, bei denen die Krankheiten in hellen Haufen um uns den Reigen tanzen, untergraben und zerstört wird. Aber Deutschland hat den Kopf verloren und seine Würde vergessen; nicht ganz Deutschland, aber doch die meisten Deutschen! Bei ihnen dauert das Frühstück bis zum Mittagessen und das Mittagessen bis tief in die Nacht hinein. Ihrem schändlichen Leben haben wir es zu verdanken, daß draußen ein Dichter unsere Schande singt, nicht aus Gehässigkeit gegen uns, sondern aus Ekel vor unseren Lastern.

Hier sitzt Bacchus auf dem Thron; aber am Boden liegt verachtet Apollo. Leben heißt hier nichts anderes als trinken. Wenn aber nun auch die Trunksüchtigen, die im Wahnsinn dahinleben, verächtlich sind, verächtlicher sind doch die, welche an voller Tafel und in weichen Kleidern sich in den Sumpf der Lust gestürzt haben, jene Leute, die auf dicken Pfühlen liegen und in sich schlingen, was Land und Meer hervorbringen, nicht um ihr Leben zu fristen, sondern um ihren Bauch zu ergötzen; die nur die zarteste Leinwand tragen und bunte Kleider und sich mit zartem Marderfelle nicht sowohl gegen die Kälte schützen als fein machen wollen. Beim Wein machen sie ihre Geschäfte, und bei ihren Beratungen trinken sie. Ernste Dinge liegen ihnen fern; ihr ganzes Leben bringen sie am gedeckten Tisch zu.

Das Gericht des römischen Cato war eine Suppe mit Käse und Ei. Den alten Deutschen und auch noch vielen Deutschen von heute dient eine Hafersuppe als Speise. Aber wir anderen essen Dinge, die aus überseeischen Ländern kommen, und es wird nicht lange dauern, daß der kleinste Mann das, was unser Heimatboden hervorbringt, verkauft, um ausländische Speisen kaufen zu können. Das macht die Fugger reich, die, solange wir unserem Bauche frönen, allein in Deutschland Geld haben werden und sich herrliche Häuser und kostbare Wohnungen bauen. Diese haben es soweit gebracht, daß sie in Reichtum alle unsere Fürsten übertreffen.

Während unser Land alle Lebensbedürfnisse im Überflusse hervorbringt, holen wir wie Stiefkinder der Natur von außen unsere Notdurft, Kleider, Speisen, Arzneien von den Säulen des Herkules, von der Insel Ceylon, vom Ganges und noch weiterher und sogar von den Quellen des Nils.

O lieber Christus, was für köstliche und gesunde Speisen sind doch Roggenbrot und Weizenbrot, Reissuppe, Hirsebrei und Haferbrei, dazu die vielen Gemüse und Küchenkräuter, Anis, Koriander, Kümmel, Fenchel, Senf, Raute, Zwiebel, Lauch und Knoblauch und der Sellerie, den schon Plinius vor allen Gewürzen lobt. Zum Getränke haben wir das Bier, und der Reiche kann sich den einfachen unverfälschten Erdtrank, den Wein kaufen. Nur möge er ihn

mäßig trinken, ob es nun Frankenwein oder Rheinwein sei. Dazu kommt das Fleisch unserer Haustiere und das köstliche Wildbret unserer Wälder und das Obst unserer Bäume.

Wie reich ist doch Deutschland an guten Lebensmitteln! Wie gibt es das Nötige im Überfluß! Darum ist auch mein heißes Gebet: Möchten doch alle, die nicht ohne Pfeffer leben können, nie von ihrer Gicht und nie von der Franzosenkrankheit frei werden, und möchten jene, die immer ihren Gaumen kitzeln und ihren Appetit anregen müssen, einmal recht elenden Hunger leiden!'

So schreibt Hutten noch manche Seite wider die Schwelgerei der Deutschen. Kürzer drückt sich Martin Luther aus: ‚Das Fieber ist in Deutschland eine Arznei; denn die Deutschen fräßen und söffen sich zu Tode, wenn das Fieber nicht wäre. Dasselbe machet sie mäßiger.' —

Vielleicht treffen Aussprüche, die vierhundert Jahre zurückliegen, das heutige deutsche Volk nicht mehr? Jedenfalls hat die Kritik, die der einzelne an einer allgemeinen Lebensweise üben möchte, selbst dann, wenn er alle Eigenschaften zu einem gerechten Urteil besäße, keine unbedingte Geltung.

Eine unbestrittene Antwort auf hygienische Fragen kann nur eine strenge Naturwissenschaft geben. Wie urteilt diese über das zuträgliche Kostmaß?

Sie hat festgestellt, daß die gesundhafte Nahrungsaufnahme zwischen zwei gesetzmäßige Grenzen eingeschlossen ist, zwischen die Grenze des unbedingt Erforderlichen und die Grenze des ohne schädliche Folgen Zulässigen. Ein längeres Zurückbleiben hinter der unentbehrlichen Ersatzkost hat schwere Störungen in der Leistungsfähigkeit und in dem Bestande des Organismus zur Folge, die erfahrungsgemäß nur sehr schwer und sehr langsam wieder ausgeglichen werden. Nicht weniger wird ein längeres Überschreiten der oberen Grenze, der wirklichen Verbrauchsfähigkeit, die Ursache mannigfaltiger Störungen in der Zusammensetzung und Tätigkeit des Körpers; und auch diese gehen mit der Rückkehr zur Mäßigkeit nicht unbedingt wieder zurück; sind auch leicht als Stoffwechselkrankheiten vererbbar.

Beim Gesunden, der seine Nahrung selbst auswählt und eine ausreichende Tätigkeit hat, regelt der Hunger die Nahrungsaufnahme; der vorhandene Hunger schützt ihn ebensosehr vor einer Unterernährung wie der fehlende vor einer Luxuskost. Immerhin ist dieser Wächter der Gesundheit nicht ganz unbestechbar. Beispiel, Zureden, Gewohnheit fälschen seine Mahnungen.

Bei langwierigen Krankheiten und ungesunden Lebensverhältnissen leidet sehr häufig das Hungergefühl wesentlich; krankhafte Verminderungen oder krankhafte Steigerungen des Appetites führen dann zu Störungen zwischen Bedürfnis und Erfüllung. Es wird die Regelung der Aufnahme durch die besorgte Umgebung oder durch den Kostzettel eines einsichtigen Arztes erforderlich.

Für Gesunde, die sich nicht selbst beköstigen, deren Nahrungsart und Nahrungsmenge von anderen vorgeschrieben wird, also für die Insassen von Klöstern, Kasernen, Pensionen, Gefängnissen, Armenhäusern, kann ein richtiges Kostmaß nur aus zahlreichen Erfahrungen abgeleitet werden. Da es bei der Beköstigung größerer Volksmassen auf ein Gleichgewicht zwischen

dem Wohl des einzelnen und einer vernünftigen Sparsamkeit ankommt, so ist die Kenntnis der unteren Kostgrenze, jenseits welcher die Gefahr der allmählichen Entkräftung und Verhungerung beginnt, vor allem wichtig. Denn es gilt, bei einer solchen Beköstigung die Zusammensetzung und Menge der Nahrung derart zu regeln, daß im allgemeinen die untere Grenze durch einen Überschuß an Nährstoffen merklich überschritten werde, damit dem einzelnen in dem Mehr eine Sicherung gegen dauernde Unterernährung gegeben sei.

Was nun zunächst die Zusammensetzung der Nahrung angeht, so verlangt der Organismus zu seiner Bildung und Erhaltung eine Reihe ganz bestimmter Stoffe, die wir als Eiweißkörper, Zuckerstoffe oder Kohlehydrate, Fette, Salze und Wasser bezeichnen. In einer gesundhaften Kost darf keiner dieser Stoffe fehlen, während ihr Gewichtsverhältnis zueinander, besonders der drei zuerstgenannten, in ganz bedeutenden Breiten schwanken darf, ohne daß die Ernährung in Gefahr gerät.

Die Nahrungsmittel aus der Pflanzenwelt sind im wesentlichen eiweißarm und fettarm und zuckerstoffreich; die Nahrungsmittel aus der Tierwelt dagegen eiweißreich, fettreich und zuckerstoffarm.

Schon lange geht nun der Streit darüber, welche Kost vorzuziehen sei: Nahrung aus dem Pflanzenreiche oder Nahrung aus dem Tierreiche? — In Wirklichkeit leben die meisten Menschen von gemischter Kost. In den Tropenländern herrschen in der gebräuchlichen Nahrung die Vegetabilien vor; je näher der kalten Zone, desto mehr werden die pflanzlichen Speisen durch animalische Nahrungsmittel verdrängt. In unseren gemäßigten Breiten ist die bodenständige Kost auf dem Lande meistens fast ausschließlich eine vegetabilische mit geringer Beigabe tierischer Substanzen. Fleisch war bis vor wenigen Jahren in der Kost unserer Bauern, Küstenbewohner und Gebirgsbewohner — die höchsten Festtage des Jahres ausgenommen — gar nicht und ist noch heute nur sehr wenig vertreten. Dabei sind alle jene Menschen, insoferne sie sich sättigen können, Muster von Gesundheit und Kraft. Das kann nur den wundern, der im Stadtleben aufgewachsen ist. In der Tat bietet unsere Pflanzenwelt die nötigen Nährstoffe in einer durchaus zweckmäßigen Zusammensetzung; nur daß sich ein gewisser Mangel an Fett geltend macht, der leicht durch Milch oder ihre Abkömmlinge, Butter und Käse, ausgeglichen wird oder, an den Seeküsten, durch Zulage von Fischen.

In den Städten ist die gebräuchliche Kost eine andere; hier macht sich ein allgemeines Streben nach eiweiß- und fettreicherer Nahrung und damit nach reichlicherer oder sogar vorwiegender Fleischnahrung geltend. Ist das eine natürliche und notwendige Anpassung an veränderte Verhältnisse oder eine unzweckmäßige Verirrung?

Überzeugende Gründe für die bedingte Zweckmäßigkeit der städtischen Kostwahl hat jüngst einer der sachkundigsten Physiologen und Hygieniker, Professor Rubner in Berlin, in Vorträgen über Volksernährungsfragen (Leipzig 1908) zusammengefaßt und eingehend erörtert. Einen Hauptgrund dafür findet er darin, daß es in der Stadt an der ausreichenden Muskeltätigkeit und Bewegung in frischer Luft, wobei allein die Aufnahme und

Aufschließung großer Pflanzenkostmengen und die Ausnutzung der darin enthaltenen Eiweißkörper möglich wird, mehr und mehr fehlt. Mit den großen Zuckerstoffmassen, welche im Brot, in den Mehlsuppen, in den Mehlbreien, in den Kartoffeln enthalten sind, weiß der ruhende oder wenig bewegte Körper nichts anzufangen und die verhältnismäßig geringen Eiweißmengen, die aus jenen Speisen, aus den Gemüsen und Baumfrüchten, durch die Verdauung gewonnen werden, reichen nur dann aus, wenn sie, aus großen Speisemassen aufgenommen, ein bestimmtes Mindestmaß erreichen. Die hierzu nötigen Speisemengen belästigen aber bei geringer Körperbewegung sehr; der Hunger und die Verdauungskraft zu ihrer Bewältigung fehlt bald und so geschieht es, daß der Mensch instinktmäßig die leichter verdauliche und minder umfängliche Fleischkost zur Ergänzung einer an Masse beschränkten vegetabilischen Nahrung heranzieht, woferne er nicht etwa den natürlicheren Weg einschlägt, Hunger und Verdauungskraft durch Leibesübungen aller Art wiederherzustellen.

Hinzu kommt, daß die Fleischnahrung im allgemeinen schmackhafter ist, die Eßlust durch bestimmte Reizstoffe mehr anregt, während eine ausschließliche Kartoffel- oder Brotkost im Gefängnisleben des Städters, dem die Genüsse der herzerfreuenden Naturschauspiele und der äußeren Ungebundenheit abgehen, eine trostlose Ernährungsweise ist. Wem höhere Freuden fehlen, der will wenigstens gut essen.

Soweit wäre der Übergang zur gemischten Kost mit mehr oder weniger reichlicher Fleischbeigabe also berechtigt und als eine Art Anpassung einwandfrei. Nun kommt aber noch ein Weiteres. Die Fleischkost ist eine Leckerei und ein Zeichen genußsüchtiger Wohlhabenheit. Das Gebahren der wohlhabenden Familien bringt den Fleischkultus zu Ehren und überträgt ihn auf weitere Kreise. Der Dienstbote, der Handwerker, der Fabrikarbeiter will hinter den Herrschaften nicht zurückstehen. So wird das Fleischessen zur Mode. Denn die Ernährung hat ebenso ihre Mode wie der Toilettenaufwand. Damit nicht genug, üben die Speisehäuser bis hinab auf die kleinste Kneipe neben dem Trinkzwang einen kaum vermeidbaren Fleischzwang auf ihre Besucher aus.

So ist der Gebrauch der reichlichen Fleischkost in den Städten und besonders in den Großstädten zum erheblichen Teil schon Mißbrauch geworden und nur zum kleinen Teil begründet in dem Bedürfnis einer beschränkten Zahl von Personen, die den Anforderungen der großstädtischen Arbeitsweise sich nicht anders als durch jene Ernährungsweise gewachsen fühlen.

Den vorstehenden Darlegungen Rubners darf man noch einen weiteren Grund für die heutige Kostirrung hinzufügen. Nicht wenig Schuld an ihr trägt eine falsche Lehre, die der große Chemiker Liebig um das Jahr 1870 aufgestellt und bis zu seinem Tode hartnäckig verfochten hat und die erst durch viele mühsame Untersuchungen zahlreicher Physiologen widerlegt werden mußte, bis sie aus den wissenschaftlichen Lehrbüchern der Ernährung wieder verschwinden durfte. In den Schriften und Reden unberufener Volksaufklärer aber und damit in den Köpfen der Laien spukt sie noch fort. Sie besagt, daß es ausschließlich die stickstoffhaltigen Eiweißkörper seien, die dem Muskel als Bildungsmaterial und als Kraftquelle dienen, während die stickstofffreien Fettkörper

und Zuckerstoffe vorherrschend nur die Erwärmung des Körpers besorgen. Je mehr einer Muskelarbeit leiste, um so höher sei sein Eiweißbedürfnis in Form von Fleisch, Eiern und anderen eiweißreichen Substanzen. Der größte Segen für die arbeitende Menschheit würde es sein, die kraftspendenden Fleischschätze, die in den Viehherden der unermeßlichen Wiesen Südamerikas nutzlos wuchern, aufzuschließen.

In Wirklichkeit verhält sich die Sache, wie wir schon oben angedeutet haben, ganz anders. Der Muskel arbeitet hauptsächlich mit stickstofffreiem Material, mit Kohlehydraten. Der Gesunde braucht für seine Muskulatur im großen und ganzen bei der Arbeit nicht mehr Eiweiß als in der Ruhe. Das Eiweißbedürfnis ist im wesentlichen abhängig nur von der Körpermasse und vom allgemeinen Ernährungszustande, der erhalten werden soll, hingegen in weiten Grenzen unabhängig von gewohnheitsmäßiger Muskelarbeit. Durch Fleischgenuß kann man keinen Menschen, falls er nicht unterernährt ist, muskelstark machen. Anlage und Übung bilden den Muskel, und zwar bei jeder ausreichenden Ernährung, mag die Kost aus dem Pflanzenreich oder aus dem Tierreich oder aus beiden stammen.

Diese Ergebnisse der physiologischen Forschung stimmen auch zur täglichen Erfahrung darüber, was die Muskelarbeiter auf dem Lande essen, und was die Menschen, denen nur Pflanzenkost zur Verfügung steht, mit ihren Muskeln leisten. Wie denn zum Überfluß die Beobachtung unserer pflanzenfressenden Arbeits- und Masttiere jedem zeigen kann, daß eiweißreiche Kost nicht die Vorbedingung für Muskelwachstum und für Muskelarbeit ist. Gerne führten wir hier aus, wie gering die Eiweißmengen in der Muttermilch sind, aus der der Säugling soviel Wachstum und Kraft gewinnt, daß sich im Laufe eines Jahres sein Gewicht verdreifacht und seine Muskeln die wachsende Last tragen lernen. Aber das würde zu weit führen. Weisen wir nur darauf hin, daß diejenigen Mütter und Ärzte, die besser als der Schöpfer und seine Natur zu wissen glauben, was dem Säugling frommt, und die ihm daher, damit er rascher wachse und gedeihe, neben der Milch allerlei Beikost und vor allem Ei oder Fleischsaft oder allerlei eiweißhaltige Kraftpräparate geben, damit nichts anderes erreichen, als daß das überfütterte Kind eine Zeitlang vielleicht blühender als das gewöhnliche Brustkind aussieht, aber die Folgen der unnatürlichen Ernährung lange und oft sogar lebenslang in allerlei Störungen und Krankheiten zu tragen hat.

Je mehr einer seine Muskeln braucht, sagten wir, um so gründlicher nutzt er neben den anderen Nährstoffen der Pflanzennahrung auch die darin enthaltenen Eiweißkörper aus, um so überflüssiger ist für ihn die Zugabe von tierischer Kost. Umgekehrt verhält es sich bei dem sitzenden Kopfarbeiter; dieser gerät bei wenig Bewegung und starker Abnutzung des Nervensystems leicht in einen Zustand der Unterernährung, wenn er auf reine Pflanzenkost, Kartoffeln, Brot, Gemüse und dergleichen, angewiesen ist; er müßte denn unter dieser Kost die eiweißreichen Hülsenfrüchte genießen, die in der Tat bei Leuten mit kräftiger Verdauung das Fleisch völlig vertreten und nur deshalb weniger beliebt und empfindlichen und seßhaften Menschen weniger bekömmlich sind, weil sie leicht Verdauungsbeschwerden machen.

Es gibt eine große Reihe wissenschaftlicher Versuche am Menschen, in denen Männer die verschiedensten Formen geistiger Arbeit und Muskeltätigkeit bei stickstoffarmer Kost, bei gänzlichem oder fast gänzlichem Ausschluß von Fleisch und Eiern monatelang verrichteten, ohne einen Ausfall der Leistungen wahrzunehmen. Aus solchen Versuchen hat man das kleinste Maß von Eiweiß, womit ein erwachsener Mann von mittlerer Körpergröße und mittlerem Ernährungszustande in vierundzwanzig Stunden ausreicht, wiederholt bestimmt. Dieses Minimum schwankte je nach der Art der aufgenommenen Kost zwischen rund 40 und 80 Gramm Eiweiß. Das entspricht dem Eiweißgehalt einer Kartoffelmenge von etwa 2000 bis 4000 Gramm oder einer Weizenmenge von 300 bis 600 Gramm oder einer Fleischmenge von rund 200 bis 400 Gramm (mageres Rindfleisch).

Nimmt man aber auch mit Rücksicht auf die praktische Forderung, in der Nahrung einen Überschuß von Eiweiß zu geben, die von Professor Voit für den mittleren Arbeiter geforderten 118 Gramm Eiweiß zur Grundlage einer mittleren Kostordnung, so würde der ganze Eiweißbedarf durch etwa 600 Gramm Fleisch oder ebensogut und in mancher Beziehung vorteilhafter durch die gleiche Menge Erbsen oder Linsen gedeckt.

Danach mag man die angebliche Hungerkost und Fleischnot der Leute bemessen, die neben anderer eiweißhaltiger Nahrung zwei oder sogar dreimal am Tage warmes Fleisch essen. Zu ihnen gehören nicht nur die Schlemmer, die den ganzen Tag am gedeckten Tisch sitzen und zum ersten Frühstück Fleisch essen, zum zweiten Frühstück Fleisch essen, zum Mittagessen Fleisch essen und zum Abendessen Fleisch essen und dazwischen noch Eierspeisen und andere eiweißhaltige Dinge zur Stärkung nehmen, sondern auch viele Muskelarbeiter, die reichlich Geld verdienen. Man beobachte die Maurer, manche Fabrikarbeiter, die Dienstboten wohlhabender Häuser. Man sehe sich die Kostzettel mancher Krankenhäuser an, die die Stadtväter mit Rücksicht auf die ‚Arbeiterforderungen' aufgestellt haben.

Halten wir uns an die Schlüsse, die der Professor Rubner aus den angeführten Tatsachen zieht und die mit den Erfahrungen aufmerksamer Ärzte übereinstimmen: Eine eiweißarme Kost ist noch lange keine Hungerkost. Bei einer fleischarmen oder fleischfreien Kost ist eine durchaus gesunde Ernährung möglich. Die eiweißreichen Speisen, wie Fleisch und Hülsenfrüchte, führen, wenn sie den Hauptbestandteil unserer Nahrung bilden, übermäßige und unnötige Eiweißmengen zu; sie sollten also nur als Beigabe dienen. Mit den kleineren Eiweißmengen, die unsere gewöhnlichen Nahrungsmittel aus der Pflanzenwelt: Brot, Körnerfrüchte, Kartoffeln, Gemüse, Obst, enthalten, kann der körperlich arbeitende Mensch leicht sein Körper- und Kraftgleichgewicht wahren. Es ist nur eine Vorsicht, wenn er eiweißreichere Nahrungsmittel als Zukost beifügt. Menschen mit wenig Bewegung sind auf diese Vorsicht unbedingt angewiesen. Von der dauernden Fleischkost kann man eben auch in städtischen Verhältnissen sehr wohl abgehen, wenn die Pflege körperlicher Übung bei den Bevölkerungsschichten, die sie brauchten, durchschlägt.

Eine Volksernährung im wahren Sinne des Wortes gründet sich also

Adolf Thomann/Stute mit Fohlen.



keineswegs auf die möglichst weite Ausdehnung der Fleischkost, wie sie heute eingerissen ist; und die gegenwärtige Fleischteuerung wird wenigstens das Gute haben, daß sie uns eindringlich belehrt, daß wir mit weit weniger Fleisch auslangen, als wir meinen, und daß eine fleischarme Ernährungsweise in jedem Sinne vorteilhaft ist. Womit nichts zum Lobe der Fleischwucherer gesagt sein soll. —

Noch ein anderes müssen wir notwendig lernen: daß sich nicht eines für alle schickt. Es gibt gar keine Normalkost. Die Forderung nach einer solchen entsteht unter bestimmten Verhältnissen, wenn es sich um die Beköstigung größerer Massen gleichlebender Menschen handelt, um Menschen, die bei ähnlicher Naturanlage, bei annähernd gleichem Ernährungszustande und Alter gleiche Arbeit verrichten. In diesem Sinne gibt es eine Soldatenkost, eine Arbeiterkost, eine Klosterkost, eine Beamtenkost, eine Gelehrtenkost, eine Kinderkost. Die Kost der Kopfarbeiter aber oder die Kost der Muskelarbeiter auf alle möglichen Berufsklassen, auf Stadtleute und Landleute, Greise, Erwachsene und Kinder übertragen zu wollen oder überhaupt eine allgemeingültige Kostform auszudenken, neben der es keine weitere zulässige Ernährungsweise mehr geben könnte, entspricht um so weniger der Forderung einer naturgemäßen Ernährung, je verschiedener die Anlagen und Lebensbedingungen sind, die in einem gesellschaftlichen Körper zusammen- und gegeneinanderwirken.

Der Mensch kann sich in der mannigfaltigsten Weise ernähren und ernährt sich unter veränderten äußeren Bedingungen verschieden. Man muß jede Ernährungsweise für sich betrachten und daran festhalten, daß es eine ganze Reihe von Lösungen für eine gute und gemischte Kost gibt und eine ganze Reihe von Möglichkeiten, das Nahrungsbedürfnis zu erfüllen, und eine ganze Reihe von Anpassungen, in denen der Körper sich nach dem Angebot richtet. Die Ernährung des einzelnen wie der Massen soll als Grundlage die bodenständigen Nahrungsmittel haben; sie soll Rücksicht nehmen auf die ererbten Gewohnheiten, auf die freie Wahl, auf den Appetit des Gesunden, auf die körperliche Anlage in gesunden und kranken Tagen.

Besonders die Gewohnheit will ich hier betonen. Ein Bürger oder Bauer, der in guter Familienüberlieferung aufgewachsen und geblieben ist, wirft die Magenfrage gar nicht auf. Es schmeckt ihm alles, was sein Tisch bietet, und er gedeiht bei seiner gewohnten Kost. Ein Mensch dagegen, der lange Zeit im Wirtshause sich hat beköstigen müssen und hier gezwungen war, entweder zu mannigfaltige und zu wohlschmeckende Speisen zu genießen oder sogar schlecht zubereitete und widerwärtige Speisen mit Gewürzen und geistigen Getränken schmackhafter zu machen, kann nachher die künstlichen Zungen- und Gaumenreize ohne außerordentliche Willensanstrengung nicht mehr entbehren. Er hat zudem vielleicht, um auf seine Kosten zu kommen und dem Wirte nichts zu schenken, sich geübt, mehr zu essen, als seinem wirklichen Bedürfnisse entspricht. So ist er für eine schlichte, häusliche Ernährung verdorben. Einfache Gerichte sind ihm schmacklos, und er begreift nicht mehr, daß jede richtige Sparsamkeit am Tische nicht nur ein Gewinn für die Haushaltung sondern auch für den Esser ist.

Bisher waren die Frauen als weise Hüterinnen des Herdes die Trägerinnen gesunder Überlieferungen in der Ernährungsfrage, und sie verstanden es so gut, vielleicht hier und da noch besser als Professoren und Ärzte, für die richtige Kostordnung zu sorgen. Das soll nun, falls man einigen Wortführerinnen der Frauenemanzipation glauben darf, endlich anders werden. Die Frauen werden in Zukunft einem höheren Berufe folgen als dem überwundenen, Hausfrauen und Gebärerinnen und Erzieherinnen der Kinder und Köchinnen des Mannes zu sein. Sie werden alles andere sein, besonders Gelehrte und Regierungsbeamte. Das würde wohl zunächst dazu führen, daß die Ernährungsgewohnheiten bei den Männern noch mehr entarten und bei den Frauen Formen annehmen, über die zu sprechen verfrüht wäre.

Es ist doch wahrlich kein schlechtes Zeugnis für die Frauen nach altem Muster, daß in der ganzen Magenfrage bisher nur vom Bedürfnis der Männer und zwar vorwiegend der unverheirateten Männer die Rede gewesen ist; wie ja auch die Frage der Säuglingsernährung nicht aus der Familie sondern aus den Findelhäusern hervorgegangen ist. Das soll also in Zukunft anders werden?

Warum nicht? Nur das nährt, was man verdaut! Wozu also die ganze große Mühe in der Küche, nachdem es Nährmittelfabriken gibt, die die reinsten und von zahllosen Ärzten approbierten Nahrungsextrakte liefern! Ist es nicht besser, fürderhin dem einzelnen die ganze Verdauungsarbeit und den Köchinnen die umständliche Zubereitungskunst abzunehmen und sich rationell nach chemischen Grundsätzen, die jene Fabriken aufs treueste befolgen, zu ernähren? So überlegen heute manche, von den gedruckten Anweisungen der chemischen Nährmittelindustrie überzeugt. Ihr Ideal wäre in der Tat eine Kostzusammensetzung, die reine Auszüge aus den Nahrungsmitteln ohne alle Schlacken enthielte, also Nahrung, die aus reinem Eiweiß, Zuckerstoff, Fett und den nötigen Salzen bestünde und die unverdaulichen Dinge, ganz besonders die Zellulose oder Holzfaser in der vegetabilischen Kost, beiseite ließe. Sie versuchen, diesem Ideal wenigstens nahezukommen, indem sie sich an Fleisch, Eier, Sahne, Butter, Zucker, die zartesten Früchte und allerlei Getränke halten und die fabrikmäßig hergestellten Nahrungsauszüge, Eiweißpräparate, Malzpräparate, Fettemulsionen nach Belieben oder nach Angabe der erwähnten Chemikerrezepte hinzusetzen. Besonders Kranke werden gerne nach solcher ‚wissenschaftlicher Ernährungsweise' gefüttert.

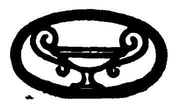
Die Folgen davon sind eine Reihe von Verdauungsstörungen und tiefgehenden Ernährungsstörungen am Nervensystem, auf die ich hier nicht eingehen will. Sie finden ihre Aufklärung in einem bedeutungsvollen Experimente, das der Physiologe von Knierim angestellt hat. Er versuchte, Kaninchen mit zellulosefreier Nahrung zu füttern. Nach wenigen Tagen stockte die Fortbewegung des Darmkanals. Es kam zur Darmentzündung, und die Tiere gingen rasch zugrunde. Fügte er aber derselben Nahrung unverdauliche Hornspäne hinzu, so ging die Verdauung und Ernährung so gut von statten wie bei dem gewöhnlichen Futter. Den Hornspänen im Experiment entspricht in der täglichen Nahrung des Menschen die Schlacke, besonders die Holzfaser der Gemüse, der Körnerfrüchte und Hülsenfrüchte und Baumfrüchte. Sie hat die Bedeutung

eines Reizes für die Darmbewegung. Leute, die von jener unzweckmäßigen Auszugsnahrung Unzuträglichkeiten verspüren, nehmen deshalb instinktmäßig mehr Obst und Gemüse oder Kleienbrot hinzu.

Nur das nährt, was man verdaut. — Man darf unseren Körper mit einem Ofen vergleichen. Nur das Brennmaterial heizt, was der Ofen verbrennt. Es kommt nicht darauf an, in einen Ofen möglichst viel Holz oder Kohlen oder Stroh oder Papier oder Torf oder alles zugleich hineinzustopfen. Man muß ihm das Brennmaterial aussuchen, das seiner Form, dem vorhandenen Luftzug, der Kaminlage am besten entspricht; sonst entsteht Rauch und Ruß und Verstopfung anstatt des hellen Brandes und der wohltuenden Wärme. Es gibt ja freilich Öfen, die alles, was man ihnen anbieten mag, gut und vollständig verbrennen und ihren Zweck bei jeder Kost erfüllen. Aber sie sind selten und eher auf dem Lande im freien Luftzug zu finden als in der Stadt mit stockender Luft.

Wie es verschiedene Öfen gibt und wie die Öfen an verschiedenen Kaminen verschieden brennen, so gibt es auch verschiedene Menschenkörper mit verschiedenem Verhalten nach Naturanlage, Lebensweise und Tätigkeit. Zwischen der glücklichen Leibesanlage, die glatt aufnimmt, glatt verdaut und glatt die Nahrungsschlacken ausstößt und dabei allen Anforderungen an Kopf und Glieder leicht und sicher entspricht, und der schlechten oder verkümmerten Anlage, die mit Mühe das Notdürftigste aufnimmt, mit Mühe ihren Bestand erhält und mit Mühe und unvollständig sich der Abfälle entledigt, so daß für äußere höhere Leistungen kein Kraftüberschuß mehr bleibt, — zwischen diesen äußerst glücklichen und äußerst unglücklich organisierten Naturen liegen zahllose Zwischenstufen der menschlichen Organisation.

Menschengebilde, die einer natürlichen Vollkommenheit nahekommen, wie Lionardo da Vinci und Napoleon, handeln wie sie wollen. Glieder und Geist gehorchen ihrem Willen bei jeder Anforderung und bei jeder Gelegenheit, ohne Überlegung und Zweifel. Wir anderen müssen unser Öfchen kennen lernen und zusehen, wie wir damit auskommen.



Vergleichende Religionsgeschichte und christliche Archäologie / Von F. X. Seppelt

In dem anregenden Büchlein, in welchem Jean Réville* in knappem, geistvollem Überblick die Entwicklungsstufen der Religionsgeschichte an unserm Auge vorüberziehen läßt, meint gelegentlich der Verfasser, wie man Herodot den Vater der Geschichte zu nennen pflege, so könne man ihn in gewisser Hinsicht auch als Vater der Religionsgeschichte bezeichnen. Tatsächlich kann man deren Stammbaum über das Mittelalter ins Altertum hinaufführen, insofern man damals sich für die Verschiedenheit der religiösen Überlieferungen zu interessieren und sich über deren Entstehung und Erklärung Rechenschaft zu geben begann — so hat ja auch das Urchristentum sich verschiedentlich apologetisch und polemisch mit andern Religionen auseinandergesetzt, man denke etwa an des Firmicus Maternus Schrift ‚De errore profanarum religionum'. Trotzdem bleibt es zu Recht bestehen, daß die Religionsgeschichte, namentlich in ihrer Form als vergleichende Religionswissenschaft, eine moderne Wissenschaft ist, eine Schöpfung des modernen Geistes. Man müßte ein gutes Stück der vielverschlungenen geistesgeschichtlichen Entwicklung der neuesten Zeit aufrollen, wollte man die Vorbedingungen klarlegen, aus denen sie geboren wurde, und den Hauptrichtungen derselben im organischen Zusammenhang der Wissenschaften den zukommenden Platz anweisen. Ihre Existenzberechtigung bestreiten zu wollen, stünde den älteren Schwestern im Kreis der geisteswissenschaftlichen Disziplinen nicht an**. Es läßt sich andererseits freilich nicht leugnen, daß man dieser jungen Wissenschaft vielfach mit offenem Mißtrauen begegnet, ja sich völlig ablehnend gegen sie verhält. Es wäre nun seicht und wohlfeil, diese Abneigung im allgemeinen aus wenig ehrenhaften unwissenschaftlichen Beweggründen herleiten zu wollen. Der Grund liegt tiefer. Es gilt heut mehr als je zuvor, was Hermann Usener, selbst einer der hervorragendsten Vertreter und Förderer religionsgeschichtlicher Studien, vor fünfzehn Jahren warnend schrieb: ‚Auch das geistige Leben hat seine Epidemien. Den geringsten Widerstand finden sie im Gebiet der Religionsgeschichte. Wie lange wird es wohl dauern, daß dieses Gebiet der Tummelplatz wüsten Halb- und Nichtwissens bleibt? Daß es das schwerste und wichtigste der Geschichte ist, sollte doch vielmehr zu nachdrücklicherer Forderung von Wissen und Schulung führen, als jedem Unberufenen ein Recht auf Gehör geben***.' Nun wird jeder zugeben müssen, daß, von dem frechen Dilettantismus abgesehen, der dieses Gebiet mehr denn je als seine Domäne betrachtet, die Zahl jener Vertreter der vergleichenden Religionswissenschaft nicht gering ist, die, mit erstaunlichem Wissen ausgerüstet, im einzelnen wertvolle Ergebnisse erzielt haben. Was aber trotzdem zur Vorsicht und Zurückhaltung zwingt gegenüber all dem, was jetzt, oft recht geräuschvoll, als Resultat

---

* Les phases successives de l'histoire des religions. Annales du Musée Guimet. Bibliothèque de vulgarisation, tome XXXIII. Paris 1909.

** Eine Frage für sich ist es, ob der Religionsgeschichte ein Platz im Rahmen unserer Fakultäten zu gewähren ist. Vgl. dazu H. Schrörs, Kirchengeschichte und nicht Religionsgeschichte. Freiburg 1905, und die dort genannte sonstige Literatur.

*** H. Usener, Götternamen. Bern 1896. S. 253 f.

der religionsgeschichtlichen Forschung gepriesen wird, ist einmal die Tatsache, daß diese Wissenschaft keineswegs voraussetzungslos betrieben wird, sondern in der Gesamtauffassung und bei der Einzelforschung aufs stärkste abhängig ist von ganz bestimmten religionsphilosophischen Voraussetzungen, ferner der Umstand, daß selbst grundlegende Fragen in methodischer Hinsicht durchaus noch nicht in befriedigender Weise klargestellt sind. Es sind nicht wenige, für die Salomon Reinach eine unbestrittene Autorität auf religionsgeschichtlichem Gebiet darstellt. Wer von ihnen aber weiß es, daß auf dem letzten internationalen Kongreß für Religionsgeschichte zu Oxford* gegen seine Methode die schwersten Bedenken erhoben wurden, und daß ein so gründlicher Gelehrter wie J. Toutain ihm auch an anderer Stelle** ein Mißkennen der elementarsten Regeln der historischen Methode vorwirft und sein Urteil eingehend und überzeugend begründet. Hier handelt es sich um die Erforschung der religiösen Vorstellungen der Naturvölker, um Fetischismus und Totemismus. Aber die Bedenken vermindern sich nicht, wenn die Arbeit der Religionsgeschichtlicher sich dem Christentum zuwendet. Seitdem die hochgehenden Fluten des Bibel-Babelstreites sich einigermaßen verlaufen haben, ist ja das Urchristentum der bevorzugteste Tummelplatz für religionsgeschichtliche Arbeit geworden, und es sind vor allem Vertreter der klassischen Altertumswissenschaft, die in erster Linie beteiligt sind***. Gerade hier aber enthüllen sich, so anspruchsvoll sich auch die junge Wissenschaft gebärden mag, ihre Schwächen und Mängel und ihre Gefahren mit besonderer Eindringlichkeit einem jeden, der nicht auf eigenes Urteil verzichten will. Hier zeigt es sich, wie verhängnisvoll es ist, äußere Analogien zu überschätzen und sie vorschnell in Abhängigkeitsverhältnisse umzusetzen, dort Entlehnungen anzunehmen, wo einfach parallele Entwicklungen vorliegen, über der Form den hinter derselben sich bergenden gedanklichen Inhalt zu vernachlässigen†, hier offenbart sich auch die ganze Befangenheit und Voreingenommenheit der Religionsgeschichtlicher: der Offenbarungscharakter des Christentums gilt als abgetan, das Christentum ist ihnen nur ein synkretistisches Gebilde, dessen Elemente den orientalischen Geheimkulten und der hellenistischen Philosophie entnommen sind. Die Übelstände, die hier obwalten, erfahren noch dadurch eine Verschärfung, daß man diese vermeintlichen Resultate der religionsgeschichtlichen Forschung mit beispielloser Rührigkeit in weitesten Kreisen zu verbreiten sich bemüht, man könnte von einer Popularisierungsmanie sprechen. Daß freilich dadurch die Pflicht der Gewissenhaftigkeit und das Verantwortungsgefühl, das ein Vorzug echter Wissenschaftlichkeit ist, außer acht gelassen werden, kann nach dem Gesagten nicht zweifelhaft sein. — —

* Vgl. Transactions of the third international Congress for the history of Religions. Vol. II, Oxford 1908, 121 ff. Auch sonst bieten die Verhandlungen mancherlei wichtige Beiträge zur Methode der vergleichenden Religionsgeschichte, namentlich die der neunten Sektion, (Method and scope of the history of religions.)

** Toutain, Études de mythologie et d'histoire des religions antiques, Paris 1909. 56 ff.

*** Seit 1904 ist die Redaktion des umgestalteten Archivs für Religionswissenschaft in der Hand von Altphilologen.

† Auch von Vertretern der liberalen protestantischen Theologie ist schon des öfteren auf diese methodischen Fehler und Mängel in der modernen religionsvergleichenden Wissenschaft aufmerksam gemacht worden. Vgl. u. a. Max Reischle, Theologie und Religionsgeschichte, Tübingen 1904; W. Soltau, Über fehlerhafte Methoden der jetzigen vergleichenden Religionsgeschichte. Preußische Jahrbücher, Bd. 132 (1908) S. 414 ff.

Es ist erfreulich, daß die Forschungsarbeit katholischerseits das wichtige Gebiet der Religionsgeschichte nicht kampflos den Gegnern überlassen hat. Und noch mehr zu begrüßen ist es, daß man sich nicht nur auf die Verteidigung gefährdeter Punkte beschränkt, sondern daß man vielfach mit frischer Initiative in durchaus selbständigen methodisch einwandfreien gründlichen Studien wichtige Fragen aus dem Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft behandelt. Wenn man von der wissenschaftlichen Mitarbeit der Katholiken auf diesem Gebiete reden will, muß man mit Frankreich beginnen. Es ist ja ein Vorzug der neueren rührigen theologischen Forschungsarbeit bei unsern westlichen Nachbarn, daß sie mit Mut und Geschick und rühmlichem Erfolg gerade der Behandlung aktueller Probleme sich zuwenden. So sind die französischen Katholiken nicht zurückgeblieben, als in Frankreich etwa seit dem Jahre 1880 durch die nach holländischem Vorbild erfolgte Umbildung der Sorbonne zu einer Fakultät für Religionswissenschaft und durch die mit dem Musée Guimet in Verbindung stehenden Sammlungen und Publikationen (Revue de l'histoire des religions seit 1880, Annales du Musée Guimet, Grande Bibliothèque bisher 33 Bände, Bibliothèque d'Études, 25 Bände, Bibliothèque de vulgarisation, 33 Bände) ein gewaltiger Aufschwung der vergleichenden Religionswissenschaft den Anfang nahm. Schon 1880 begann Abbé de Broglie am Institut catholique de Paris seine Vorlesungen über Religionsgeschichte; von ihm ging auch die Gründung der ,Revue des religions' aus. Und wenn auch die Lebensdauer dieser Zeitschrift leider nur eine kurze war, so sind doch die Leistungen der französischen Katholiken auf diesem Gebiet an Zahl und innerem Wert in stetigem Aufstieg begriffen. Ich nenne nur das Werk von Msgr. Le Roy, dem Generalsuperior der Väter vom Hl. Geist, ,La religion des primitifs'*, Georges Foucarts ,La méthode comparative dans l'histoire des religions', die ,Études sur les religions sémitiques' von Lagrange; Habert und Bros, zwei Professoren am Grand Seminaire von Meaux, haben mit der Herausgabe einer ,Bibliothèque d'histoire des religions' begonnen, und von Grandmaison dürfen wir in Bälde den ersten ,Manuel d'histoire des religions' von katholischer Seite erhoffen, die Einleitungskapitel sind im Vorjahr in der ,Revue pratique d'apologétique' erschienen. —

In Frankreich werden die angeblichen und vermeintlichen Ergebnisse der Religionsvergleichung noch eifriger und offener als anderwärts zu Zwecken einer rationalistischen und antichristlichen Propaganda benützt, die man nicht auf die höheren Schulen beschränkt, sondern neuestens auch in den Volksschulunterricht hineintragen will**. Auch demgegenüber sind die französischen Katholiken nicht untätig gewesen; es ist in dieser Zeitschrift schon darauf hingewiesen worden, wie energisch man sich gegen die boshaften Angriffe in Salomon Reinachs ,Orpheus' zur Wehr gesetzt hat; und in welchem Maße es gelungen ist, auch weite gebildete Kreise in Klerus und Laientum von der Be-

* Dieses Werk eröffnet eine Serie von Études sur l'histoire des religions, von der bislang vier Bände vorliegen.

** Den Mittelpunkt dieser Bestrebungen bildet seit 1906 die ,Groupe d'études et de propagande rationaliste'.

deutung dieser Studien zu erfüllen, beweist der Umstand, daß all die zahlreichen ausgezeichnet geleiteten katholischen Zeitschriften theologischen und philosophischen Charakters in regelmäßigen Berichten ihre Leser über den Stand der religionsgeschichtlichen Forschung unterrichten. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß diese rührige Tätigkeit die wertvollste Ermunterung dadurch erfahren hat, daß Pius X. vor einigen Jahren die Geldmittel zur Einrichtung eines ständigen Lehrstuhles für vergleichende Religionsgeschichte am Institut catholique de Paris zur Verfügung stellte.

Ferdinand Brunetière hat gelegentlich in seinen ‚Discours de combat' auf die bedrohlichen ‚difficultés de croire' nachdrücklich aufmerksam gemacht, die sich für viele aus den Resultaten, den richtigen und falschen, aber als sicher hingestellten, der vergleichenden Religionswissenschaft ergeben. Das eben Gesagte genügt zum Erweis, daß man in Frankreich diesen Gefahren zu begegnen weiß. Das gleiche gilt von den englischen Katholiken.

Zum Belege will ich nur darauf aufmerksam machen, daß die Catholic Truth Society, die ihren Sitz in London hat, ‚Lectures on the history of Religions' herausgibt, knappe, von Fachleuten geschriebene zusammenfassende Studien über die Religionen der einzelnen Völker, die verschiedenen Kulte usw., die in vier wohlfeilen Bänden zusammengefaßt vorliegen. Der verdienstvolle Leiter der Sammlung ist der Jesuitenpater Martindale. Als Motto sind den einzelnen Lectures die Worte voraufgesetzt, welche die Herausgabe der Sammlung am besten rechtfertigen: ‚Die Kämpfe der Zukunft zwischen Glauben und Unglauben werden auf dem Felde der Psychologie und vergleichenden Religionswissenschaft ausgefochten werden.'

An solcher gediegener und doch für weitere Kreise geschriebener Literatur religionsgeschichtlichen Inhalts gebricht es uns in Deutschland noch gar sehr. Einzelne Hefte der verdienstvollen Biblischen Zeitfragen von Nikel und Rohr und das zweite Bändchen der Religionswissenschaftlichen Vorträge von W. Koch und Wecker — das ist so ziemlich alles, was sich anführen läßt. Und auch die eben angeführten Schriftchen befassen sich weniger mit dem wichtigsten Problem der vergleichenden Religionsgeschichte, auf das sich augenblicklich die gegnerische Arbeit konzentriert, der Entstehung des Christentums. Besser steht es, was die rein wissenschaftlichen Leistungen der deutschen Katholiken betrifft. Da ist die Sammlung der ‚Darstellungen aus dem Gebiet der nichtchristlichen Religionsgeschichte' zu nennen, die bei Aschendorff erschienen ist, und der Anthropos, sowie die Anthroposbibliothek, die beiden letzteren allerdings vorwiegend ethnologischen Charakters. Wir wollen es auch nicht vergessen, daß Edmund Hardy, dessen in dieser Zeitschrift schon zu wiederholten Malen gedacht wurde, es war, der im Jahre 1898 das Archiv für Religionswissenschaft mit einem Aufsatz: ‚Was ist Religionswissenschaft? Ein Beitrag zur Methodik der historischen Religionsforschung' eröffnete. Und auch sonst hat man katholischerseits in steigendem Maß da, wo der Anlaß gegeben war, den durch die religionsvergleichende Forschung erhobenen neuen Fragestellungen Rechnung getragen und sich mit ihnen auseinandergesetzt, so Konrad Lübeck in seinen hagiographischen Publikationen, Adolph Franz in seinem Monumentalwerk über ‚Die kirchlichen

Benediktionen', Engelbert Krebs 'Der Logos als Heiland im ersten Jahrhundert' und andere mehr. — Hoffen wir, daß uns die nächsten Jahre einen reichen Ausbau der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur religionsgeschichtlichen Charakters bescheren mögen, und daß namentlich die wechselseitigen Beziehungen zwischen dem Urchristentum und der antiken religiösen Kultur den Vorwurf für tüchtige religionsgeschichtliche Studien abgeben mögen! — —

Um eine klarere und anschaulichere Vorstellung von Wesen und Art der religionsgeschichtlichen Forschung zu vermitteln, als dies in den vorstehenden skizzenhaften Ausführungen geschehen konnte und als dies überhaupt in theoretisch gehaltenen Darlegungen möglich ist, will ich ein Einzelproblem herausgreifen, das jüngst eine mustergültige Behandlung erfahren hat: ich meine das altchristliche Fischsymbol, über das der Würzburger Privatdozent Franz Josef Dölger* unlängst ein umfassendes Werk veröffentlicht hat. Der Eindruck der Freunde des Verfassers, die ihn an der Arbeit sahen und das Werden des Werkes in der Nähe beobachten konnten, und die deshalb etwas Ausgezeichnetes erwarteten, findet sich nun vollauf bestätigt. Hier ist ganze Arbeit getan, mit nie ermüdendem Fleiß ist auf Grund eines weitschichtigen Materials das Problem bis in seine Tiefen und in seinen Verzweigungen behandelt. Der Arbeit kommt deswegen eine besondere Bedeutung zu, weil sie, wie im Vorwort mit Recht bemerkt wird, den ersten Versuch darstellt, die religionsgeschichtliche Methode, soweit sie sich bewährt hat, auch für die christliche Archäologie nutzbar zu machen. Der Versuch ist vollauf geglückt. — Man hat schon wiederholt gesagt, daß auf dem Gebiet der christlichen Archäologie eine gewisse Stagnation eingetreten sei, man hat bedauert, daß sie sich nur in ausgefahrenen Gleisen bewege, und man hat betont, daß sie einer Verjüngung dringend bedürfe. Mir ist es nicht zweifelhaft, daß, abgesehen von der sorgsamen Erforschung und Verarbeitung des reichen Materials außerhalb Roms, in Nordafrika, Syrien und im ganzen Orient, wie sie von Strzygowski und anderen mit Recht gefordert wird, gerade die religionsgeschichtliche Methode es sein wird, von der äußerst fruchtbare Anregungen ausgehen werden, und die eine gesunde ersprießliche Weiterentwicklung dieser wichtigen Wissenschaft gewährleisten wird. Theoretisch das zuzugestehen war man bislang wohl schon nicht abgeneigt: das Wertvolle ist, daß nun mit bestem Gelingen praktisch der Anfang gemacht worden ist. Die Art des Verfassers, keiner Schwierigkeit, der er begegnet, aus dem Weg zu gehen, hat es mit sich gebracht, daß eine Reihe von Problemen, die mit dem Thema in Zusammenhang stehen, in die Behandlung einbezogen und gefördert worden sind. Es ist deshalb nicht möglich, den ganzen reichen Inhalt des Buches auszubreiten; so müssen die ausgedehnten ergebnisreichen epigraphischen Untersuchungen unberücksichtigt bleiben, und daß verschiedene wichtige dogmengeschichtliche Aufschlüsse uns gegeben werden, kann nur eben angedeutet werden; es handelt sich für uns nur darum, in Kürze den religionsgeschichtlichen Ertrag der Arbeit zu skizzieren.

---

* F. J. Dölger, *ΙΧΘΥΣ*. Das Fischsymbol in frühchristlicher Zeit. I. Band. Religionsgeschichtliche und epigraphische Untersuchungen. Zugleich ein Beitrag zur ältesten Christologie und Sakramentenlehre. (Supplement der Römischen Quartalschrift') Rom 1910. XX, 473. Mit 79 Abbildungen und 3 photographischen Tafeln. In Kommission bei Herder, Freiburg i. B. M. 16.—

Zu wiederholten Malen hat Christus selbst seine Apostel als Menschenfischer bezeichnet; was lag näher, als auch fernerhin die Missionsarbeit einem Fischfang zu vergleichen. Dann sind die Gläubigen die Fischlein; diese Bezeichnung fand in Predigt und Katechese vielfältige Verwendung, und der Akt, durch den die Aufnahme in die Christengemeinschaft erfolgte, die Taufe, wurde in Katakombengemälden unter dem Bild des Fischfanges zur Darstellung gebracht. Der Umstand, daß die Taufe durch Untertauchen gespendet wurde, trug dazu bei, diese sinnbildliche Auffassung lebendig zu erhalten.

Wenn aber von dem altchristlichen Fischsymbol die Rede ist, so handelt es sich nicht um die Bezeichnung der Gläubigen als Fische, sondern darum, daß Christus der Fisch, der ichthys ist. Wie alt ist diese Bezeichnung? Was hat zu ihr den Anlaß gegeben? Etwa gleichzeitig, um die Wende des zweiten Jahrhunderts, wird uns in den verschiedensten Gebieten der Christenheit der Fisch als Symbol Christi bezeigt; aus Ägypten, Nordafrika, Gallien und Phrygien stammen die Zeugnisse. Das interessanteste unter ihnen ist die berühmte Grabschrift des Aberkios aus Hieropolis, deren viel bestrittener christlicher Charakter nach Dölgers eingehenden Ausführungen nicht mehr bezweifelt werden dürfte. Daß wir in allen Fällen, auch bei Tertullian, das Fischsymbol in der griechischen Form (ichthys) antreffen, darf nicht wundernehmen; man erinnere sich nur, daß das ganze Neue Testament, auch der Römerbrief des hl. Paulus, in griechischer Sprache geschrieben ist, und daß das Griechische erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts in Rom und überhaupt im Westen allmählich als Sprache der Liturgie und Literatur vom Lateinischen abgelöst wurde.

Wo ist nun der Ursprung des christlichen Fischsymbols zu suchen? An und für sich wäre der Gedanke an eine außer- und vorchristliche Grundlage desselben nicht von der Hand zu weisen: „‚Die Christen sind weder nach Heimat, noch durch Sprache und Lebensgewohnheiten von den übrigen Menschen verschieden.“ Dieses Wort im Briefe an Diognet (cap. 5, 1) ist nicht bloß eine zum Zwecke der Apologie hingeworfene Phrase, es sagt mehr, als zuweilen damit verbunden wird. Als Bürger im heidnischen Staat wohnend, konnten die Christen sich nicht auf einmal allen heidnisch-kulturellen Einflüssen entziehen. Sie mußten mit der Kultur gehen. Daß dabei manche ehedem rein heidnische Sitte, mit christlichen Gedanken erfüllt, sogar in den christlichen Kult überging, ist nicht bloß zu vermuten, sondern sogar zu erweisen.‘ (S. 19.) Man hat auf Indien als Heimat des Fischsymbols hingewiesen. Nach dem Vorgang Hermann Useners hat der Berliner Indologe R. Pischel den Nachweis hiefür zu führen gesucht, und von verschiedener Seite wurde seinen Aufstellungen Zustimmung gezollt. Pischel berief sich zum Beweis auf eine indische Sage, nach der ein Fisch, unter dessen Gestalt sich der Gott Vischnu birgt, Erretter des Manu, des Stammvaters der Menschen, wurde, und meinte, dieses Symbol des Erlösergottes sei den Christen im Osten bekannt worden, und sie hätten es dann auf Christus, ihren Erlöser, übertragen. Die erste Voraussetzung für diese Herübernahme des Symbols ist es natürlich, daß die Christen schon im ersten und im Beginn des zweiten Jahrhunderts im nordwestlichen Indien mit indischer Religion und Symbolik in Berührung kommen konnten. Da ist es nun interessant,

wie Dölger zunächst die Auffassung Pischels zu verstärken scheint, indem er mannigfach neue Belege für frühe enge Beziehungen der Christen zu Indien beibringt, und dann doch überzeugend nachweist, daß der Annahme der Übertragung des indischen Symbols ins Christentum sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen, so daß sie als unmöglich abzuweisen ist.

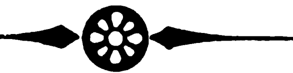
Andere haben an Babylon als die Heimat des Fischsymbols gedacht, nach Winternitz wäre der babylonische Ea, oder Oannes, wie ihn Berosus nennt, der Träger des Symbols, während Jeremias die Erklärung des Fischsymbols darin sucht, daß man das Erscheinen des Messias im Zeichen des Sternbildes der Fische erwartete. Es fällt Dölger nicht schwer, zu zeigen, daß die Hypothesen in dieser Form als unhaltbar abzulehnen sind. Mehr Beachtung verdient ein weiterer Erklärungsversuch, der von Salomon Reinach, Dufourcq und Cumont vertreten wird. Salomon Reinach formuliert ihn in seinem ‚Orpheus' (Deutsch von A. Mahler, Wien 1910, S. 22) mit folgenden Worten: ‚Der Fisch ist ein alter syrischer Totem. Unter den verschiedenen syrischen Stämmen enthielten sich einige des Genusses gewisser Fischarten; das war bei den Juden der Fall; andere wieder zogen heilige Fische in Teichen und verzehrten sie, um sich dadurch zu heiligen. Dieser Brauch wurde von den ersten Christen übernommen, die sogar so weit gingen, Christum mit einem riesigen Fisch zu identifizieren, während sie sich selbst als kleine Fische bezeichneten. . . . Fischgenuß war eine der ursprünglichsten Formen der Eucharistie, da dieser Usus lange vor Christi Auftreten in Übung war.' Auch Salomon Reinach hat den Beweis für seine Behauptung von der Entlehnung des christlichen Fischsymbols nicht erbracht. — Diese verschiedentlichen Hinweise auf orientalische Fischkulte sind aber für Dölger der Anlaß gewesen, sich einläßlich mit diesen zu beschäftigen, und es ist ihm gelungen, ein reiches hochinteressantes Material über Fischkulte zu sammeln. Nach seinen Feststellungen ist der Ursprung des Fischkultes in Babylon zu suchen. Hier galt der Fisch als Symbol des Lebens, und das Fischopfer wurde dem Gott Ea, aber auch der Göttin Nina dargebracht. Von Babylon ist der Fischkult nach Syrien gekommen. Der babylonischen Nina entspricht die syrische Atargatis. Ihr wurden täglich Fische auf dem Opferaltar dargebracht, und danach wurden diese von den Priestern in einem heiligen Opfermahl verzehrt. Der Fischkult der Atargatis blieb nicht auf Syrien beschränkt. Er hat gerade zu Beginn der christlichen Zeitrechnung seinen Siegeslauf durch die Länder ums Mittelmeer angetreten; die Syrer, das Handelsvolk jener Zeit, haben, zäh an ihrer Religion festhaltend, mit ihren Waren auch ihren Kult allenthalben im Römerreich verbreitet: wir finden den Fischkult der Atargatis wieder in dem Tanitkult in Nordafrika, besonders in Karthago; der bislang rätselhafte Mysterienkult der ‚Thrakischen Reiter' (Dioskuren), von dem uns eine Reihe von Denkmälern (Blei- und Marmortäfelchen) Kunde geben, die in den unteren Donauländern, in Ungarn und Rumänien gefunden wurden, weist ebenfalls auf Syrien als seine Heimat hin, syrische Soldaten haben ihrer heimischen Atargatis auch im fernen Kriegslager die Treue gewahrt. Und wenn nicht alles trügt, so hat Atargatis auch in Rom Verehrer gehabt, auf dem Janikulus, in dem vor wenigen

Jahren ausgegrabenen syrischen Heiligtum, haben ihre Priester das heilige Fischmahl gefeiert. — Man tut den modernen Religionsgeschichtlern kein Unrecht mit der Behauptung, daß, wenn von ihnen der Nachweis für eine so weite Verbreitung des syrischen Fischkultus in urchristlicher Zeit geführt worden wäre, die Herübernahme des christlichen Fischsymbols aus dem Syrischen ihnen als eine unumstößliche Tatsache gegolten hätte. Die tatsächlich sehr beachtenswerte Tatsache, daß die Bezeugungen des christlichen Fischsymbols durch inschriftliche und literarische Dokumente durchweg solchen Gegenden entstammen, in denen ‚die syrische Göttin durch ein Fischopfer geehrt wurde und ihre Priester sich durch den Fisch heiligten', und daß gerade in Syrien, der Heimat der Göttin, uns die zahlreichsten Ichthysdenkmäler (an Hauseingängen usw.) begegnen, wäre ihnen eine weitere Stütze ihrer Annahme gewesen. Und doch ist die Annahme einer Entlehnung abzuweisen; zwar ist im syrischen Fischkult der Fisch eine heilige Opferspeise, aber nur die Priester sind zur Teilnahme an demselben berufen, anders in der christlichen Kirche. Da wird, wie es in der Aberkiosinschrift so schön heißt, Christus, der Fisch von der Quelle (= Taufe), überaus groß und rein, den gefangen die heilige Jungfrau (= die Kirche), den Freunden, das heißt allen Gläubigen, dargereicht zum ständigen Mahle. So ist die Beziehung beider auf andere Weise zu bestimmen: das christliche Fischsymbol ist als ‚eine im Interesse der Missionstätigkeit außerordentlich nahe gelegene Opposition gegen den Fischkult der syrischen Göttin zu verstehen'.* ‚Es ist Tatsache, daß vom syrischen Antiochien aus das Christentum zum großen Teil dem syrischen Handel folgte. Über Antiochia als einen Brennpunkt der christlichen Weltmission gibt die Apostelgeschichte hinreichenden Bericht. Der syrische Heide kannte eine heilige Opferspeise, den Fisch; diese heilige Fischspeise war nur den Priestern zu essen erlaubt, den einfachen Gläubigen aber strenge verwehrt. Nun kam in diese Gegenden der christliche Glaubensbote: er sprach auch vom heiligen Mahle; aber an diesem Mahle durften alle teilnehmen, die glaubten und sich taufen ließen: alle Mysten sind hier zum Mahle geladen, auch die Krüppel von Hecken und Zäunen, auch die nach der damaligen Kulturauffassung Minderwertigen der Gesellschaft. Hier gibt es bei der Opferspeise keine privilegierte Kaste mehr. Was lag näher, als die christliche Eucharistie, als den wahren Fisch, den großen Fisch, dem Fischopfer der Atargatis entgegenzustellen, zumal sich fast gleichzeitig gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts in dem Namen Christi eine Reihenfolge gebildet hatte, die in Kürzung das griechische Wort für Fisch *ΙΧΘΥΣ* enthielt?'**

Das etwa ist in großen Linien der Gang der religionsgeschichtlichen Ausführungen Dölgers; es wäre nicht minder interessant, an der Hand seines Werkes die Entstehung von *ΙΧΘΥΣ* als Kürzung (*Ἰησοῦς Χριστὸς θεοῦ υἱὸς σωτήρ*, Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser) zu schildern, auch hier stehen wichtige religionsgeschichtliche Probleme (die Bezeichnung des Kaisers als Gottes Sohn) in Frage. Doch dieses eine Beispiel möge genügen, die Arbeit der vergleichenden Religionsgeschichte zu veranschaulichen; es möge auch zeigen, daß keine

* So Dölger in der dritten Vereinsschrift der Görres-Gesellschaft für 1910, S. 91.
** Ebenda, S. 89.

Veranlassung vorliegt, der vergleichenden Religionswissenschaft an sich mit Mißtrauen und Zurückhaltung sich gegenüberzustellen, wofern nur Besonnenheit und methodische Zucht auch hier als oberstes Gesetz wissenschaftlicher Arbeit anerkannt wird. Im Gegenteil: im Interesse einer ruhigen, gesunden Weiterentwicklung der religionsgeschichtlichen Studien, deren Wichtigkeit und Bedeutung sich in unseren Tagen nicht mehr verkennen läßt, läge es, wenn der Mitarbeiter von katholischer Seite eine recht stattliche Zahl erstehen würde; ihre Aufgabe wäre groß, ihre Tätigkeit gleich wichtig und wertvoll für die Wissenschaft wie für unsere Religion.



Das Grauen

(Aus den Knabenjahren)

Zuweilen an windstillen Sommertagen,
Wann im Zenit die Sonnenscheibe stand
Und spiegelglatt die blauen Wasser lagen,
Stieß ich voll Sehnsucht meinen Kahn vom Land
Und fuhr hinaus und suchte nach der Stelle,
Wo sich im Grund so Rätselvolles fand.
O welch ein Schaun! Tief unter Wind und Welle,
Von träger, grauenvoller Flut umflossen,
Das Haupt von einem Fels in Dämmerhelle!
Stumm ragend, nur die Fische zu Genossen,
Die groß und breit an ihm die Leiber strichen
Und wie der Blitz in nächt'ge Tiefe schossen. —
Und einst — just übern Felskopf kam's geschlichen —
Sah ich im regungslosen Seegrund Einen,
Vergleichbar einem Menschen, längst verblichen,
Der lautlos nach sich zog ein blendend Leinen. —
Zu Tod erschrocken wandt ich meinen Kahn,
Indes im Lichtazur, dem hohen, reinen,
Ein Silberwölklein selig fuhr die Bahn.

Fridolin Hofer.

Der Sillon / Von Hermann Platz

◆◆

V. Die Methode des Sillon.

‚Man muß die Wahrheit mit ganzer Seele suchen.' Dieser Wahlspruch des Sillon enthält seine Methode. Alles, was wir denken und tun, muß von dem Wunsche eingegeben sein, die Wahrheit zu fassen, anzuerkennen und zu verwirklichen, welcher Art sie auch sei. Was hindert uns aber daran, die Wahrheit mit ganzer Seele zu suchen? Zunächst die Leidenschaft unseres Herzens, gegen die wir unser ganzes Leben lang von Religion und Moral aufgerufen werden; die Vorurteile ‚des immer schwachen, trügerischen Verstandes', der stolz und selbstbewußt dazu neigt, a priori die Formeln des Lebens zu konstruieren und so den Dingen sein Gesetz zu diktieren*, oder verzagt und kleingläubig die leeren, vom Leben verlassenen Formen der Vergangenheit wieder erneuern will; schließlich die Hindernisse der Welt, namentlich die Menschenfurcht und der Menschendienst, die der Sillon, eingedenk der Lehren Ollé-Laprunes** und Msgr. Isoards***, häufig brandmarkte. Nicht nur durch Worte, sondern durch ihre Haltung protestierten sie gegen die Art derer, die für ihren Katholizismus gewissermaßen um Verzeihung bitten, die nicht als gar zu unmodern und unvernünftig gelten wollen und daher bei jeder Gelegenheit ‚fortschrittliche' Ideen vertreten zu müssen glauben†.

Nach Ausräumung all dieser Hindernisse konnte und mußte das Ursprüngliche in jedem Innenleben, das Positive, das in den Tiefen der Seele schlummert, offenbar werden. Der Mensch ist im wahren Sinne des Wortes ‚zu sich gekommen'. Der erste Rat, den der Sillon dem Wahrheitssucher zu geben hat, scheint der zu sein: Laß die Stimme der Welt und der Sinne betörendes Locken verklingen, steig hinab in den tiefen Schacht deiner Seele, laß dich lauschend nieder am Rand des unermeßlichen Meeres, damit du das geheimnisvolle Leben, das dort an dich heranflutet, vernimmst. Er will ja ‚die wissenschaftlich-experimentelle Methode' verfolgen, die darin bestehe, die Wirklichkeit in Mensch und Gegenwart überall da, wo sie ihm lebendig und unverfälscht entgegentrete, anzuerkennen, sich von ihr gestalten zu lassen, aus ihr erst die Ideen und Theorien zu entnehmen, da in ihr, dem geläuterten Auge erkennbar, die providentiellen Absichten Gottes in die Erscheinung träten.

Was das individuelle Leben angeht, so sagt Mark Sangnier, es scheine unmöglich, daß das Tiefste und Weiteste, was in uns nach Liebe und Menschlichkeit strebe, nicht auch das Wahrste, Wirklichste, ja, daß es Übermenschliches sei, das seine Quelle im Unendlichen habe††. Es scheint, als ob hier Gedanken Gratrys lebendig sind: ‚Ist Gott stumm? Ist es nicht sicher, daß Gott unaufhörlich spricht, wie die Sonne alles erleuchtet? Ich möchte euch mit Thomassin sagen: Wer über diese Dinge staunt und sie als un-

---

* M. Sangnier: Le Sillon 1906 I. S. 433.
** ‚Die Quellen des intellektuellen Friedens.' Berlin 1893.
*** ‚Le Système du moins possible.' Lethielleux. 1897.
† Vgl. ‚Le Sillon' X. 2. (1902) S. 471.
†† Discours I, 279.

glaublich, ungehofft, unerhört ansieht, der weiß nicht oder bedenkt nicht, daß das wirkliche, substantielle Herabsteigen Gottes in die vernünftige Natur sich ohne Unterlaß, ja täglich vollzieht*.'

Darum sagt E. Vincent: ,Man darf die Wahrheit zunächst nicht draußen suchen, sondern in uns, in unserm von den physischen Banden und Notwendigkeiten losgelösten Geist; denn sie ist kein leeres Prinzip, kein fleischloses Skelett, kein regelmäßiges Gebäude mit scharfen Ecken, das man auf irgend einem fernen Hügel in unbewegter Ruhe betrachten kann. Sie ist das, was man in sich trägt, was man glaubt, was man fühlt, was man aus tiefstem Herzen liebt, das, was man mit ganzer Seele erstrebt. Zweifellos umschließen die Grenzen unseres Seins nicht die ganze Wahrheit, aber wir finden wenigstens in den lebendigen Tiefen des Ichs die Quellen des harmonischen und reichen Stromes, der uns über uns selbst hinauszutragen vermag. Der Mensch muß sich selbst finden, ehe er Gott suchen kann. Die Liebe und die Begeisterung sind die Quellen des Wahren... Wir haben unrecht, wenn wir glauben, durch das Studium der Wissenschaft zur Wahrheit zu gelangen; im Gegenteil, wir geraten dadurch nur noch tiefer in die Finsternisse und Abgründe des Fleisches. Nur die Liebe macht die Seele frei. Sie muß nur durch den Willen und die Übung des inneren Lebens gehoben werden. In drei Worten kann man die Lehre von der Wahrheit zusammenfassen: Lieben, handeln und leben**.' Wir finden hier, wie so oft, daß die Theorie nichts anderes als die begrifflich ausgedeutete seelische Wirklichkeit ist. Der Sillonist ist wesentlich Enthusiast, Mystiker und Mann der Tat, wie schon dargelegt wurde. Er hat keine Zeit und vielleicht auch nicht die Kraft des Intellekts, eine langwierige Forscherarbeit geduldig zu Ende zu führen und auf diesem Wege zur Wahrheit zu kommen. Daher bejaht er das, was in ihm als höchste Wirklichkeit lebt, die überströmende Begeisterung und Liebe, die Sehnsucht nach dem Höheren, Gerechteren, ohne weiteres als die Wirklichkeit, aus der die Wahrheit durch Handeln und Leben, seinen tiefsten Bedürfnissen, wie von selbst erfließen.

In diesen Ausstrahlungen seiner Liebe, Güte und Gerechtigkeit gibt uns Gott nicht nur den Weg an, auf dem wir zur Wahrheit kommen. Ausgehend von der Voraussetzung, daß dieser Lebensstrom ,unbesiegbar', ,unwiderstehlich' ist, gibt es für den Sillon keine zuverlässigere Methode, zur Verwirklichung der zunächst nur vorgestellten Ideale zu gelangen, als die immanenten Lebensgesetze, die sich in ihm offenbaren, zu erforschen und stets zu beobachten.

Wie das Leben von niederen zu höheren Formen und Funktionen, also von unten nach oben, steigt, so entfaltet sich der Sillon zu immer reicherem Wesen und Wirken. Nur an einer Stelle wird dieses Prinzip bewußt durchbrochen, wo die Notwendigkeit einer Elite zur Gesellschaftsreform verkündet wird. Wie das Leben sein Energiezentrum im Innern hat und von hier aus das, was von außen herankommt, aufnimmt oder abstößt, so auch der

* Les Sources. Paris, Téqui. 1910. S. 12. 13.

** La vérité vivante. ,Le Sillon' X, 2 (1903). S. 458, 459.

Sillon, sowohl individuell als auch korporativ. Dem Sillonisten wird immer wieder eingeschärft, daß nur, wer in sich ein reiches Leben führt, erfolgreich arbeiten kann. Ebenso ist der Sillon als Ganzes zunächst ‚ein Leben‘, ‚eine Freundschaft‘ und dann erst ein Instrument der Eroberung.

Das, was dieses innersillonistische Leben an Erfahrung, Methode und Ziel erringt, ist prinzipiell niemals von oben auferlegt, von außen herangebracht, es ist Ergebnis, Synthese des Gesamtlebens. Demokratische Solidarität, dynamisches Wachstum gehören zum Wesen des Sillon. Er bezeichnet es nicht umsonst als sein Ideal, die Persönlichkeit und das Innenleben seiner Mitglieder aufs vollkommenste auszubilden. Alle sollen sie, die einen mehr theoretisch, die andern mehr praktisch, die einen mehr durch ihre begeisternden Worte, die andern durch ihr vorbildliches Leben, an dem großen Werke der Lebens- und Lehrentfaltung arbeiten. Das ‚kollektive Gedankenunternehmen‘ — so wird gelegentlich der Sillon charakterisiert — erreicht also dann seine vollkommenste Form, wenn möglichst viele dazu beitragen, aus den festgelegten Grundanschauungen (Katholizismus und Demokratie) die Konsequenzen und so ein harmonisches Gesamtbild herzustellen.

Diesem jederzeit vertretenen demokratischen Ideal widersprach freilich in der Praxis die überragende Stellung, die Mark Sangnier von Anfang an wie überall so auch in der Ausbildung der sillonistischen Ideen einnahm. Man spottete mehr als einmal über diese Demokraten, die einem absoluten Monarchen Denken und Leben verkauft hätten. Und doch steckt viel Wahres drinnen. Das enthusiastische Wesen, durch das sich die meisten Sillonisten auszeichneten, prädestinierte sie zum Kultus der starken Persönlichkeit. Und zweifellos haben viele ‚ihrem Mark‘ ‚ein absolutes, bedingungsloses Vertrauen‘ entgegengebracht. Dieser gab selbst zu, Kameraden hegten soviel Sympathie zu ihm, daß sie alle seine Ideen annähmen; wenn er einen Gedanken ausdrückte, entstände dieser von selbst in ihren Herzen*. Die Verdienste Sangniers, der ein ansehnliches Heer tiefgläubiger, sittenreiner, selbstloser Kulturarbeiter aus dem Boden gestampft hat, waren ja zu offensichtlich, und viele mochten daher gar kein Bedürfnis spüren, eigene Ideen zu haben und zur Geltung zu bringen. Und schließlich ist demütige, von Begeisterung zu einer großen Sache getragene Mitarbeit auch aller Anerkennung wert.

Andern hinwiederum, Individuen wie Gruppen, war geistige Selbständigkeit und Geltendmachung ihrer Eigenart im Aufbau des Werkes Gewissenspflicht und demokratische Notwendigkeit. Das zeigte sich bei der großen ‚Elimination‘ von 1905 und bei anderen Gelegenheiten, wo den Ideen und Methoden Mark Sangniers vielfach scharfer Widerstand entgegengesetzt wurde, was die Entwicklung wohl auch nicht unwesentlich beeinflußte.

Das sillonistische Temperament durchdrang und festigte die in sich vorgefundene und in der Lebensgemeinschaft des Sillon gehegte Fülle der Höhensehnsucht, indem es zuversichtlich an den Sieg der erträumten Ideale glaubte. Damit sie nun aber der Entwicklung des Gesellschaftslebens als Leit-

---

* Discours I, 198.

sterne dienen können, muß vorausgesetzt werden, daß auch in den Schwesterseelen ein Funke dieser Sehnsucht glimmt. In ihrer ungeläuterten Form ist es nichts anderes als die Sehnsucht nach dem Glück, die im verlorensten Menschenkinde mit jedem Frührot wieder lebendig wird. Hier müsse man anknüpfen, wolle man fruchtbare Arbeit leisten. Denen, die auf der Welt lärmenden Straßen Erfüllung suchen, müßten die Höhenpfade der Religion, des Katholizismus, gezeigt werden. Die Franzosen insbesondere, deren Glücksverlangen so eng mit demokratischen Neigungen verbunden sei, daß man sagen könne, Frankreich habe Heimweh nach dem Sillon*, müßten immer wieder auf das Ideal der Demokratie hingewiesen werden. Gewiß sind die Ideen des Sillon in jedem Franzosen, aber nur dem Keime nach, vielen unbewußt**. Diese vorhandenen Keime pflegen und entfalten, diese Schätze zum Bewußtsein bringen, war somit die erste Aufgabe, die den Sillonisten zufiel, wenn sie das Gebiet der Volkserziehung betraten. Aber nicht bloß im Individuum, sondern auch in der Gesellschaft gilt es, an das Gegebene anzuschließen. Das oberste Gesetz des Lebens heißt auch hier, das annehmen, was ist, was durch seine Wirklichkeit und sein Leben seine Wirklichkeits- und Lebenskraft beweist***. Diese Anknüpfung an das geschichtlich Gegebene bedeutet also in dem Frankreich des 20. Jahrhunderts Anerkennung der Demokratie und der Republik, mit einem Wort der Errungenschaften der großen Revolution. Dieser Opportunismus hängt aufs innigste mit seinen optimistischen und evolutionistischen Grundanschauungen zusammen. Er bedeutet nicht eine Verwerfung der nationalen Tradition, sondern ihre Krönung. Es gelte ja nirgends, die Taten der großen Vorfahren mechanisch zu wiederholen, sondern ihren Geist zu erfassen und zu handeln, wie sie an unserer Stelle unter den heutigen Verhältnissen gehandelt haben würden†.

Freilich alles individuelle und kollektive Leben, in welcher Form auch immer es uns entgegentritt, ist mit Fehlern und Schwächen behaftet. Der Geist der Finsternis arbeitet unausgesetzt daran, den Willen, der den Flügen der Sehnsucht folgen möchte, seitwärts zu lenken auf die Irrwege der Welt. In dieses kranke Leben, wie es der erste Befund offenbart, muß also ein höheres, fruchtbareres Prinzip eingeführt werden und alle Lebensträger in ihrer Wachstumskraft so gestärkt werden, daß sie die minderwertigen Keime, Ansätze und Auswüchse von innen heraus abzustoßen vermögen. So ist die Arbeit des Sillon wesentlich Ausmerzung der Schädlinge und Schmarotzer auf individuellem, familiärem und sozialem Gebiete, Belebung und Stärkung der ursprünglichen Lebenskräfte und dadurch Rechtfertigung des eigentümlichen Wesens: Die Individuen bedürfen daher einer religiös gestimmten Erziehung zu Selbsttätigkeit und Selbständigkeit, damit

* Discours II, 150.

** H. du Roure ‚Le Sillon' X, 2 (1912) S. 264.

*** So interpretiert Fonsegrive: Les discours d'un idéaliste (M. Sangnier) Bull. de la Semaine. 1910. S. 122.

† Vgl. die Interpretation des Neuthomismus durch Ollé-Laprune: Ce qu'on va chercher à Rome. 1895.

sie sich freimachen können von allen Leidenschaften und Vorurteilen und so zum vollen Bewußtsein ihrer Menschenwürde und Menschenpflichten kommen. Das innere Leben des Sillon, die Arbeit in den Studienzirkeln usw. ist ja nichts anderes als ein Versuch, in den jungen Leuten durch Fernhaltung bezw. Ausschaltung schädlicher Faktoren die Fülle des christlich-demokratischen Lebens zur Entwicklung zu bringen. Wie Keile sollten sich dann diese lebendigen Verkörperungen des sillonistischen Ideals hineinschieben, wie der Sauerteig sollten sie wirken in der paganisierten Gesellschaft, auf daß alle Menschen in Christus die Kraft finden, ihr eigenes Interesse zu opfern auf dem Altare der Gesamtheit. So allein können die Familien bewahrt werden vor der Auflösung, die Genossenschaften, Gewerkschaften befreit werden von dem Geiste kurzsichtiger Gewinnsucht, ehrgeizigen Machtstrebens. So allein kann das Gift des Chauvinismus, des Sektarismus und des Antipatriotismus von der Politik ferngehalten werden. So allein kann endlich verhindert werden, daß die Religion durch Vermengung mit rein weltlichen Herrschaftsgelüsten besudelt werde.

In Verfolgung der bis jetzt angewandten Methode, die im Leben fortschreitend sich offenbarende Wahrheit demütig anzuerkennen, sie inbrünstig zu lieben und ihre Verwirklichung hartnäckig zu wollen, ist der Sillon nur konsequent, wenn er behauptet, das Ideal, dem die von ihm geführte christlich-demokratische Kulturentwicklung zustrebe, in seinen einzelnen Zügen nicht zu kennen. Es sei lebensfremde Begriffsspielerei, wollte man in der Studierstube mit den Philosophen metaphysische Systeme aufbauen, mit den Politikern ganze Konstitutionen oder bis ins einzelne gehende Programme ausarbeiten. Was Bacon von der Natur gesagt habe, das gelte auch von den Völkern: man kann sie nur unter der Bedingung leiten, daß man sich vor den berechtigten Bedürfnissen, die in ihrer Entwicklung zutage treten, beuge. Die Organisation (eines Volkes) gleicht der der Zellen im lebendigen Körper, die sich von selbst ordnen nach einem Plan, dessen Umrisse erst nach und nach deutlich erkennbar werden*. Jedes Volk habe eine Leitidee. Diese glaubt nun der Sillon, wenigstens was Frankreich angeht, erschaut zu haben: es ist die Demokratie. Frankreich, das wesentlich fortschrittlich sei, erstrebe auf dem Wege der Demokratie eine höhere Menschenwürde, Frankreich, das, wie die Kreuzzüge und die große Revolution beweisen, eine Weltmission zu erfüllen habe, müsse jetzt die Wehen einer entstehenden Staats- und Gesellschaftsordnung über sich ergehen lassen, damit dereinst der Menschheit das Ideal einer neuen Kultur in Selbstverständlichkeit und Kraft entgegengebracht und sie auf diese Weise mitgerissen werde, ihm anzuhängen.

Nur von diesem Gesichtspunkte aus kann man den Sillon recht verstehen, der wegen seiner schillernden, unbestimmten Ideen getadelt worden ist. Man gesteht natürlich auch im Sillon, daß ‚die so gewonnenen Resultate im Vergleich zu dem, was sie einst sein können, nicht sehr groß sind'; aber man tröstet sich mit dem Worte Taines: ‚Wieviel Zeit, wieviel gegenseitig sich

* Marc Sangnier: L'Esprit démocratique. S. 84.

berichtigende Beobachtungen, wieviel Untersuchungen in Gegenwart und Vergangenheit auf allen Gebieten des Denkens und Handelns, welche vielfältige, säkulare Arbeit, damit der Geist eines großen Volkes, welches ein Völkeralter geschaut hat und immer noch lebt, in seiner Fülle offenbar werde! Und doch ist dies das einzige Mittel, um nicht daneben zu bauen, nachdem man ins Leere hinein räsonniert hat*.'

VI.

Die leitenden Ideen.

a) Vom Leben zur Lehre.

‚Man muß die demokratischen Tugenden predigen. Das entbindet zweifellos unsere Freunde nicht, ein Programm auszuarbeiten, nicht in ihrer Studierstube, sondern brüderlich, im Kontakt mit den Leiden, die die soziale Arbeit bringt, und mitten in der demokratischen Wirklichkeit; dies geht indes dem Programm selber voraus und beherrscht es**.' Was bis jetzt über den Sillon gesagt worden ist, beweist, daß er von Anfang an, teils unbewußt, teils bewußt die Tat in den Vordergrund gerückt hat. Sein Temperament trieb ihn dazu. Doch die allgemeine Orientierung der sillonistischen Tätigkeit im Sinne der christlichen Demokratie konnte auf die Dauer nicht genügen. Je weiter die Bewegung ausgriff, desto energischer mußte sich das Bedürfnis geltend machen, die eigenartigen Methoden, die noch unbestimmten Ziele gegen die Angriffe der Gegner zu verteidigen. So kristallisierte sich um die lebendige Tat eine feste Ideenlage, es entstand die sillonistische Doktrin. Die Entwicklungsgeschichte und die Erfolge des Sozialismus mußten ihm zeigen, daß nach wie vor ‚die Ideen und Systeme entscheidende Mächte sind'***. Der Sillon, der nichts anderes zu sein vorgab als die Selbstdarstellung einer idealen Seele in ihrer unruhig vorwärtsdrängenden Feuerkraft, mochte sich noch so sehr der Einschnürung in ein festes Programm widersetzen; was lebt und wachsen will, muß der Wirklichkeit Rechnung tragen und sich mit fremden Elementen auseinandersetzen. So paßt sich an, was bestehen will; so verändert sich äußerlich, was sein Inneres zu bewahren entschlossen ist. Den Sillon trieb es zum Volk. Wer kann aber mit leeren Händen hingehen zu ihm, das sich die Kehle wund schreit nach Glück und Zukunft! Der Wundergarten der demokratischen Republik, den die Sillonisten dem Volke zeigten, wies bis jetzt nur himmelanstrebende Palmen und exotische Blumen auf, die den betäubenden Duft zauberumwobener Gefühlspracht ausströmten. Aber was konnte der verhärtete Proletarier hier finden, er, dessen Seele niemals zu Schönheit und Erhabenheit erwacht ist!

So wurde der Sillon an die Seite volkswirtschaftlicher Schulen und politischer Parteien gedrängt. Wenn er auch nicht demagogisch durch die dem Volke in Aussicht gestellten Vorteile wirken wollte, er mußte doch mehr und mehr die materiellen Forderungen formulieren, er mußte dem Volke Rede und

* Taine et la méthode du Sillon. ‚Le Sillon' 1906. I. S. 305.
** Marc Sangnier: Le Sillon X, 2, (1903) S. 463.
*** Cousin: Catéchisme d'économie sociale et politique du Sillon. Paris[4] S. VIII.

Antwort stehen und so die Prinzipien seiner demokratisch orientierten Arbeit zu Ende denken. Es galt also, Ordnung zu schaffen und allerhand Nützliches in dem Garten zu pflanzen, ehe man das Volk einladen konnte, sich drinnen zu ergehen. ‚Wir wollen Praktiker und nicht Theoretiker oder Ideologen sein. Aber ein Minimum von Theorie können wir trotzdem nicht entbehren; wir brauchen es zur eigenen Befriedigung in unseren Studien. Außerdem ist es unentbehrlich in der Diskussion*.' Dieses Minimum von Theorie soll nach sillonistischem Ideal nicht *einem* Kopf entstammen und allen andern aufgezwungen werden. Es soll das Resultat der Gesamterfahrung, der Ausdruck des jeweiligen Geisteslebens des Sillon sein. So sagt Cousin von dem ‚Katechismus der Nationalökonomie des Sillon', daß ‚er gewissermaßen aus den Belehrungen, die in den „Arbeitssälen" gegeben wurden, entstanden sei'**.

Vom monarchischen Standpunkt, der mit festumrissenen Ideen und Einrichtungen rechne, sei es leicht, dem sich emporringenden System der christlichen Demokratie Unklarheit vorzuwerfen. Der Sillon tröstet sich, indem er die Demokratie mit einem jungen Lebewesen vergleicht, das nur die Triebkraft der Säfte für sich habe, aber hoffentlich herrliche Früchte bringen werde.

Und zu den schlechtesten Früchten gehören auch nach der Meinung des Sillon die Ideen durchaus nicht; jedenfalls werden sie mit außerordentlicher Zähigkeit festgehalten und verteidigt, wenn sie einmal zum Bewußtsein gekommen sind. Das Gefühl, sie durch Erfahrung gewonnen, an ihren Wirkungen und Früchten sie als wertvoll erkannt zu haben, ist ihnen, ich möchte sagen ein sinnfälliges Kriterium ihrer Wahrheit. Fortan stehen sie inmitten des sich fortbewegenden Lebens wie der heilige Gral, um den die, aber auch nur die sich scharen, die mit reinem Herzen und gutem Willen nach dem Wahren streben. ‚Wir wollen durch unsere Ideen nicht einer Anhängerschaft gefallen, sondern unsere Anhängerschaft bildet sich, indem alle die ihre Reihen verstärken, denen unsere Ideen gefallen***.'

b) Ausgangs- und Zielpunkt der sillonistischen Gedankenbildung.

Das sillonistische Temperament, in dem der schaffensfrohe Optimismus vorwaltet (vgl. Kap. IV), hat sich eine *Methode* geschaffen, die alle mechanische Restauration und Revolution verwirft, das Bestehende anerkennt und durch Ausmerzung aller Schwächen die Wirklichkeit zum Ideal erheben will (vgl. Kap. V). Diese Methode wird auch bei der Ideenbildung befolgt. Die religiösen Wahrheiten sind die hehren Leitsterne des Sillon. Auf sie findet das Schaffensprinzip keine Anwendung. Denn nach katholischer Anschauung hat die von Gott gesetzte Hierarchie allein die Aufgabe, die in ihr auftretenden Mängel und Mißbräuche abzustellen. Ihr Ideengehalt darf nicht von Laien selbständig um- und weitergebildet werden. Wohl aber soll sie Inspiration und Kraft sein und allen Gedanken das Siegel ihrer unvergänglichen Schönheit aufdrücken. Die *Demokratie* ist das geschichtlich Vor-

* Catéchisme d'économie sociale et politique du Sillon. S. V. — ** ebd.
*** Le plus grand Sillon. S. 240.

gefundene; trotz aller Schwächen und Auswüchse wird sie als Leitidee des französischen Volkes anerkannt und so recht eigentlich zum Ausgangspunkt der Gedankenbildung gemacht. Die ideale Demokratie wird bestimmt, indem man alles Unberechtigte und Ungerechte, was sich seit der Revolution um sie angesetzt hat, entfernt. Der Individualismus des 19. Jahrhunderts hat das Hohe, was 1789 geahndt wurde, verleugnet. Ehrgeiz, Klasseninteresse, Parteigeist, kapitalistische Begehrlichkeit, klerikale Gelüste haben allerwärts ein Chaos geschaffen. Theoretiker und Intellektualisten waren am Werke, durch Verordnungen und Gesetze einen Neubau zu errichten, als ob man die lebendige Wirklichkeit in den Rahmen eines ersonnenen Systems zwängen könnte. Als nach den unglücklichen Wahlen von 1898, ,dem Sedan der französischen Katholiken', die Jakobiner ans Ruder kamen, da glaubte Mark Sangnier das Vaterland zu sehen ,blutend, mit bleichem, müdem, schmerzentstelltem Antlitz'*. Ein religions- und traditionsfeindlicher Radikalismus suchte ja mehr und mehr Demokratie und Republik als ausschließliche Domäne seiner intoleranten Sekte in Anspruch zu nehmen und jedem den Eintritt zu verbieten, der nicht Sozialist und Atheist ist. So gleicht die Demokratie der Gegenwart einer enthaupteten Monarchie, an deren Spitze eine von Freimaurern inspirierte, von Parlamentariern abhängige Oligarchie steht. Die Knechtschaft, die sie ausübt, kommt nicht von der Allmacht eines Mannes; sie ist anonym, heuchlerisch, unverantwortlich; sie geht aus von einer Majorität, die nicht den allgemeinen Interessen, sondern nur der Partei dient. Die Regierenden haben ihre despotischen Herreninstinkte und die Regierten ihre Sklaveninstinkte noch nicht abgelegt. Auch in alle anderen Funktionen und Einrichtungen des sozialen Organismus hat die Politik ihr zersetzendes Gift hineingetragen. So gleichen denn die meisten von denen, die heute sich Demokraten nennen, Männern, die ,bereit sind, sich in jede Knechtschaft zu stürzen'. Frankreich ist noch zerrissener, als wenn es einem Herren dienen müßte, und Mark Sangnier versteht es, wenn ,sehr viele aufrichtige Männer versucht sein können, das Wort Demokratie zu verabscheuen'**.

Diese Demokratie, die der Radikalismus und Parteiegoismus zustande gebracht haben, ist aber nur eine Verzerrung eines Höheren, dem Frankreich trotz aller Hindernisse und Mißbräuche zustrebt. Im Sillon sind diese Ideen bewußt geworden. Seine in den Grundzügen klar erkannte Aufgabe ist es, ,der Demokratie, die ihren Weg sucht und von Schmerzen durchzuckt, unverstandene Worte lallt', durch Wiederbelebung des Christentums im Volke zu einer starken und fruchtbaren Wirklichkeit zu verhelfen. Die Demokratie soll zum Organisationsprinzip auf wirtschaftlichem, sozialem und politischem Gebiete werden. Die Demokratie soll die zahlreichste und am meisten enterbte Klasse aus dem ,unverdienten Elend' erlösen, das Leo XIII. einst konstatierte. Aber das Christentum ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er dabei nicht stehen bleibt, daß dem Sillon dies nicht als das wertvollste erscheint. Ihm wird auch die Demokratie zur Seelenkultur. Er braucht eine aus der Tiefe geschöpfte Definition, damit niemand, von Worten und Gesten geblendet, sich Täuschungen

* Discours I, 45. — ** Discours I, 119.

hinsichtlich der Größe der Aufgaben hingeben kann: Sie ist nach ihm die soziale Organisation, die bestrebt ist, im Menschen den höchsten Grad von staatsbürgerlicher Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit zu entwickeln. ‚Zwischen der untersten Stufe, der Monarchie, wo nur ein Herrscher ist, weil nur ein Bürger voll bewußt und verantwortlich ist, und dieser höchsten Stufe vollzieht sich das ganze Ringen der menschlichen Gesellschaften*.'

Wenn der Sillon dabei auch zugibt, daß diese vollkommene Demokratie eher das Ziel einer unendlichen Entwicklung als ein zugänglicher Punkt der Geschichte sei**, so bleibt doch bestehen, daß er dieser Wirklichkeitsorganisation seine Ideenbildung unterordnet. Der Sillon will nicht wie die Intellektualisten, die ‚erträumen, was man erarbeiten sollte'***, die Vielheit des Seins in ein logisch begründetes, einheitlich aufgebautes Begriffssystem bringen und so zu seiner reinsten Form, zu seinem wahren Wesen gelangen. Die rettende Lebenstat für den einzelnen, die Verwirklichung des Reiches Gottes für die Gesamtheit, das sind die echten, wahren Ziele; beim Streben darnach ist Ideenbildung, Systembildung nur ein Teil, allerdings ein kaum entbehrlicher, des menschlichen Gesamtverhaltens. Die Ideen des Sillon tragen, wie Marc Sangnier einmal sagte, ganz spontanen Charakter und sind vor allem durch eine tiefe Gefühlseinheit miteinander verbunden†. Die Präzision der Ideen hat nur relativen Wert; die erste Aufgabe ist es ja auch, durch die Kraft und Aufrichtigkeit der Überzeugung, durch die Folgerichtigkeit seines Lebens zu wirken††.

c) Die Grundzüge des Demokratismus nach der Lehre des Sillon.

Die Demokratie ist nicht eine willkürliche Gesellschaftsform, die dem französischen Volke von außen aufgezwungen ist. Sie ist einem Lebensstrome zu vergleichen, der die intimsten Fibern durchzuckt. Sie trägt organischen Charakter an sich.

Wenn der Sillon also glaubt, die Aristokratie und Monarchie überwunden zu haben, dann heißt das noch nicht, daß er sie schmäht, daß er radikal mit ihnen brechen will. Er braucht eine Tradition, in der er sie wurzeln lassen kann. Der Fortschritt ist ihm nichts anderes als die in Bewegung befindliche Tradition. Die Krise der Gegenwart bestehe gerade darin, daß man vor lauter Fortschrittskult den Zusammenhang mit ihr verloren habe. Die Tradition allein offenbare die lebendigen Kräfte einer Nation im Gewande all der zeitlichen und räumlichen Zufälligkeiten, durch die sie sich vorwärts ringen müssen einer besseren Zukunft entgegen†††. Nicht unbeweglichem Reich-

* L'Esprit démocratique S. 175.
** Le plus grand Sillon. S. 29.
*** Le Sillon X, 2 (1903) S. 462.
† Vorrede zu dem Buche von L. Cousin: Vie et doctrine du Sillon.
†† Deslandres, Demain (1907) S. 377.
††† Discours I, 262.

tum, sondern entwicklungsfähigen Keimen ist sie vergleichbar; so kann nichts mechanisch wiedereingeführt, alles muß dynamisch gewertet und verwertet werden*.

Zum Wesen einer organischen Demokratie gehört es ferner, daß sie einen idealen Ausgleich zwischen Autorität und Freiheit schaffe. Autorität ist nicht Despotismus; Freiheit ist nicht Anarchie. Die Freiheit ist nur möglich, wo das Gesetz herrscht; wo dies nicht der Fall ist, sind die Starken Tyrannen, die Schwachen Sklaven. Das Gesetz seinerseits herrscht nur dort wirklich, wo es frei angenommen und nicht durch Zwang auferlegt ist. Wenn das Gesetz herrscht, ohne geliebt und gewollt zu sein, so gärt entweder die Revolution, oder das Volk hat das Gefühl seiner Würde und das Bewußtsein seiner Kraft verloren. Der Sillon sieht in der Dezentralisation das einzige Mittel, um diese Harmonie zu verwirklichen. Isolierung ist Schwäche und Unvermögen, das hat das 19. Jahrhundert die Arbeiterschaft gelehrt. Gruppierung, Organisation ist Stärke. Wenn den Gemeinden, Pfarreien, Konsumvereinen, Gewerkschaften und anderen Verbänden mit wirtschaftlichen, beruflichen, intellektuellen und moralischen Zielen weitestgehende Freiheit gegeben wird, ihre Interessen innerhalb der Grenzen des Gemeinwohles wahrzunehmen, dann wird eine starke Zentralgewalt nicht überall isolierte Ohnmacht finden und zum Aufgeben aller willkürlichen, ungerechten und tyrannischen Ansprüche gezwungen werden. Und offenbar ist diese Lösung des uralten Zwiespaltes dem Gesamtwohl am zuträglichsten. Die Verbände werden als die Interessierten die Verwaltung am besten betätigen. Die Staatsgewalt braucht sich nicht in alle Einzelheiten zu mischen und kann um so besser die eigentliche Politik betreiben**. So allein können die Mißstände des gegenwärtigen Regimes, die ‚Einmischung der Abgeordneten in die Verwaltung', die durch die Erhaltung von zwei widersprechenden Systemen — des demokratischen Parlamentarismus und der zentralisierten Beamtenhierarchie — entstanden sind und die trotz des Einspruchs aller Staatsrechtslehrer zu ‚Grundgewohnheiten des politischen Lebens in Frankreich geworden sind'***, beseitigt werden. Es ist klar, daß die echte Demokratie weder mit dem Anarchismus, der die öffentliche Gewalt zugunsten der individuellen Freiheit unterdrücken will, noch mit dem Sozialismus, dem die Gesellschaft, der Staat alles ist, etwas zu tun hat.

So sehr nun aber der Sillon theoretisch die Harmonisierung von Autorität und Freiheit als Ziel hinstellt, so kommt es in der Praxis doch recht häufig vor, daß er das Recht des Menschen auf Freiheit stärker betont. Und das ist als Reaktion auf die Unterdrückung der Freiheit, die er um sich herum allenthalben erleben mußte, verständlich. Jedoch kann man ihn nur äußerlich dem alten Liberalismus an die Seite stellen: Beide sind mißtrauisch der Tyrannei eines alles reglementierenden Staates gegenüber. Aber aus ganz verschiedener Stimmung heraus; der Liberalismus, weil er

* Vgl. Esprit démocratique. S. 190 ff.

** Vgl. Catéchisme d'économie sociale et politique du Sillon. S. 85 ff.

*** Seignobos: Politische Geschichte des modernen Europa. Deutsche Bearbeitung. Leipzig, Klinkhardt 1910. S. 201, 202.

letzten Endes die Freiheit der Bourgeoisie zu retten hat, der Sillon, weil er in ihr die beste Gewähr für die Selbstentfaltung der proletarischen Kräfte sieht.

Der Sillon mißt dem Gesetz keine umgestaltende Bedeutung bei. ‚Man bildet eine Gesellschaft um, indem man zuerst tief in ihre Sitten eindringt*.‘ Ursprünglich sagte man sogar: ‚Die Politiker sind unfähig, irgend eine soziale Reform zu vollbringen‘. Auf Grund solcher Wendungen, die zweifellos einer übertrieben individualistischen Stimmung entstammten, konnte der Vorwurf erhoben werden, daß er seine Demokratie ausschließlich auf den Glauben an Christus, auf sittliche Kraft baue; daß er ‚die Einrichtungen wünsche, die den Menschen am wenigsten stützen‘ (de Marans). ‚Wenn man Feuer in die alte Gesellschaft legte, könnte man schöne Leistungen christlicher Gymnastik sehen**.‘ Wie Mark Sangnier selber zugibt, haben gerade die Auseinandersetzungen mit Maurras, dem Führer der Neomonarchisten, viel zur Klärung seiner Anschauungen beigetragen. So vollzog sich ungefähr von 1905 ab sichtlich ein Umschwung. Die Volkserziehungsarbeit ließ die Schwierigkeiten, mit denen das aufstrebende Proletariat zu kämpfen hatte, erkennen. Die wachsenden Erfolge, die man auf allen Gebieten zu verzeichnen hatte, mußten Willensmenschen geneigt machen, die Etappen zum Ziele in rascherem Tempo zu nehmen. Man wurde ja älter, und die Ziele deutlicher erkennbar. Auch drängte der scharfe Widerspruch, den Verständnislosigkeit, Behäbigkeit und Skeptizismus in unendlichen Variationen stets neu gebaren, zu gröberen Mitteln der Durchsetzung.

Man lernte allmählich den Wert der Einrichtungen und Gesetze, ihre leitende, stützende Kraft kennen. Man gab zu, daß individuelle Unzulänglichkeiten manchmal sogar annähernd ausgeglichen werden, wenn diese vorzüglich sind. Man gestand insbesondere ein, daß die Emanzipation des Proletariats durch sich selbst eine Utopie sei, solange ihm nicht durch ein erstes Eingreifen des Gesetzgebers materielle Sicherheit im Alter, ein freier Wochentag, die Annehmlichkeiten eines gemütlichen Heimes zur moralischen Hebung, intellektuellen Weiterbildung und zur Erziehung der Kinder gewährt würden. Indem er so ein Gesetzbuch der Arbeit und die Einmischung des Staates verlangt, glaubt er nicht gegen, sondern für die Freiheit zu arbeiten. Wenn das Gesetz den Besitz verteidigt, woran es recht tut, so muß es noch eifersüchtiger die moralische Gesundheit, das physische und intellektuelle Leben und die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Arbeiter schützen***. So allein könne die kapitalistische Gesellschaft die Verbrechen wieder gut machen, die sie begangen hat. Wenn dann auf der Plattform dieser ersten Errungenschaften aus dem Schoße des Proletariats eine Elite erstanden und die Wirklichkeit in demokratischem Sinne umgeschaffen ist, dann hätte eine zweite Gesetzgebung einzusetzen und ‚am Tage der demokratischen Republik‘ die neue Lage juridisch zu formulieren†.

Eine organische Demokratie, wie sie der Sillon verkündete, unterdrückt

* Discours II, 384.
** Maurras: Le Dilemme de Marc Sangnier (1906) S. 65.
*** Discours II, 384.
† Discours II, 44.

also die Autorität und die Hierarchie, Einrichtungen und Gesetze durchaus nicht. Sie strebt nur darnach, zwischen allen Graden des Gesellschaftskörpers moralische Einmütigkeit herzustellen, damit die Befehle des einen nichts anderes sind als der treue, durchsichtige Ausdruck sozialer Notwendigkeiten und der Gehorsam des andern der vollen Einsicht in die ihm zufallende Funktion entspringt. Dann wird der Gehorchende von selbst zur Formulierung des Befehls kommen und die aus der Religion geschöpfte Kraft wird ihn dazu treiben, den Befehl in freier Selbstbestimmung zu erfüllen, ohne daß brutaler Zwang zu Hilfe genommen werden müßte. Der Sillon glaubte zuversichtlich die Autorität auf allen Gebieten zu stärken, indem er in seinen Studienzirkeln und Volksinstituten eine täglich wachsende Zahl von Menschen, die bis dahin stumpfsinnig, zähneknirschend den Notwendigkeiten des politischen und sozialen Lebens gehorcht haben, zur vollen Würde des demokratischen Bürgers erhob.

d) Die Elite.

Die Höherzüchtung des Staatsbürgers ist also das einzige Mittel, das zur Verwirklichung des demokratischen Ideals führen kann. Denn selbst zugegeben, daß Einrichtungen und Gesetze notwendig und nützlich sind, daß in der Praxis eine gute Gesellschaftsorganisation vor dem guten Einzelleben da sein muß, so werden doch unter den gegenwärtigen Umständen zur Verwirklichung dieser guten Gesellschaftsorganisation Bemühungen nötig sein, die nicht aus ihr hervorgehen und nicht von ihr gestützt sind. Denn sie ist ja noch nicht vorhanden. Die organische Demokratie der Zukunft verlangt also eine Elite, die aus freier Kraft ersteht und die, wenn die Zeit gekommen ist, durch Einführung demokratischer Organisationen die Gesellschaft wieder auf ihre Achse bringen wird, nicht mechanisch, sondern durch Expansion ihres ureigensten Lebens.

Aber auch die Erfahrungen des täglichen Lebens zeigten dem Sillon, daß es jetzt wie jederzeit führende Männer gibt, wenn auch die führenden Klassen verschwunden sind. Man haßt zwar nur zu häufig die wahre Kompetenz, aber gerade in dieser Geistesverfassung läßt man sich um so leichter von den Schmeicheltönen der Demagogen und Kulturfanatiker betören. Der Einfluß, den diese Männer im Dienste des Schlechten nutzen, soll der demokratischen Elite zufallen: ‚Haben wir den hohen Ehrgeiz, führende Männer zu werden. Das ist unsere Pflicht, ob wir Arbeiter oder Studenten, Geschäftsleute oder Denker sind . . . Jeder von uns muß ein Herd werden, von dem aus die Wärme hoher Gedanken ausstrahlt, ohne die wir das Werk der sozialen Hebung nicht vollbringen können*.‘ Wie könnte man auch in der Demokratie, in der die materielle Autorität auf ein Minimum beschränkt werden soll, ohne die moralische Autorität der Elite auskommen**!

Diese Elite darf freilich niemals aristokratisch werden; denn dann würde sie ihre Stärke in der Abgeschlossenheit suchen. Sie muß demokratisch bleiben, dann wird sie in dem Maße stark sein, als sie allen Menschen, die guten Willens sind, zugänglich ist***.

* Cousin l. c. S. IX. — ** Vgl. Discours I, 319. — *** Vgl. Discours I, 361.

Natürlich kann diese Elite nicht von Anfang an eine numerische Majorität sein. Es brauchen ja auch nicht alle gleich Volldemokraten und Heilige zu sein. Vielleicht wird immer nur eine Minderheit zur Fülle des demokratischen Lebens gelangen. Die sozialen Kräfte, die durch die Sonderinteressen der Individuen und Gruppen beherrscht werden, sind gegensätzlicher Natur und streben sichtlich darnach sich aufzuheben. Es genügt also, daß einige dieser Kräfte dem Determinismus der Sonderinteressen sich entziehen und dem allgemeinen Interesse dienen; dann wird alsbald die Summe dieser frei gewordenen Kräfte die dynamische Mehrheit bilden und die Nation in ihrem Sinne mit sich fortreißen.

Wie gewinnt aber die Elite die Kraft, wie gewinnt sie die starken innern Triebfedern, um die allmächtigen Sonderinteressen der Person, des Berufes, der Kaste, der Partei zurückzudämmen, damit das Allgemeine aus diesem ungleichen Interessenkampf siegreich hervorgehen kann. Hier tritt der Glaube, das Christentum, der Katholizismus ein. ‚Die Religion treibt uns an, schon hienieden an die Wirklichkeit einer besseren Zukunft zu glauben*.' ‚Wir glauben an die Demokratie der Zukunft, weil wir erfahren haben, daß Er (Christus) stärker ist als die Leidenschaften, die sich gegen ihn aufgelehnt haben**.' Christus ist für den Sillon zugleich der weiteste Ausdruck des Allgemeininteresses und der engste Ausdruck des Einzelinteresses. In ihm ist alles, was die Demokratie in Zukunft noch verwirklichen soll, schon verwirklicht als höchste Wirklichkeit, als vollkommenstes Leben. Dem Sillonisten lösen sich die Ideale der Demokratie nicht als Abstraktionen aus Zukunftsträumen los, die vor der rauhen Wirklichkeit wie Rauch und Schall vergehen. Für ihn ist die ideale Gerechtigkeit, der Zukunftsstaat nicht nur etwas, das durch die Bemühungen und den Fortschritt der mit jedem Tage besser und bewußter werdenden Menschheit verwirklicht werden kann. Für ihn existiert dieses Ideal schon jetzt. Ihn zieht ja zu gewissen Stunden das unendliche und absolut vollkommene Wesen an, es ruft ihn zu sich und errichtet das Reich Gottes in seinem Herzen. ‚Das Reich Gottes ist in euch***.' Der menschgewordene Gott, Jesus Christus, will sich dem Menschen mitteilen und so d a s R e i c h G o t t e s a u f E r d e n verwirklichen, das mithin die höchste Form des menschlichen Allgemeininteresses darstellt. Nur indem der einzelne diesem Ideal der Menschheit dient, kann er seine individuellen Ziele erreichen. Nur in dem Maße, als wir dem Reiche Gottes dienen, können wir das wahre L e b e n, das derselbe Christus uns zugleich mit sich bringt, verwirklichen; so allein gelangen wir zur vollen Entfaltung unseres Wesens und zur Erfüllung unserer Heilsaufgabe. Man versteht nun, fügt Mark Sangnier hinzu, wie nützlich, um nicht zu sagen unentbehrlich das Christentum (oder besser gesagt, der Katholizismus als ‚integrales Christentum' S. 169) für eine so verstandene Demokratie ist†.

---

* Discours I, 279.
** Esprit démocratique. S. 178.
*** Discours I, 278, 279.
† L'Esprit démocratique. S. 166 ff.

e) Aus der Gesellschaftslehre.

Der Sillon will eine organische Demokratie. Darum läßt er die Gesellschaft nicht aus beziehungslosen Individuen bestehen wie der Despotismus, der durch Gewalt den Zusammenhang herstellt, wie der Sozialismus, der durch Verstaatlichung aller Werte und Funktionen, wie der Anarchismus, der durch die Utopie der Weltverbrüderung und der Liebe die auseinanderstrebenden Elemente zusammenzuhalten sucht. Im Gegensatz zu Rousseau ist ihm die Gesellschaft der Naturzustand.

Die Familie ist die Urzelle der Gesellschaft. Ihr muß also besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Treue Beobachtung der zehn Gebote, Beständigkeit der Ehegemeinschaft, gute Kindererziehung, Sicherstellung der Zukunft der Kinder sind die Voraussetzungen ihres Gedeihens. Mit Le Play sieht er das Ideal in der ‚Stammfamilie', deren Geist und Werk durch Generationen fortdauert*. Der Staat muß sich hüten, durch gesetzliche Bestimmungen die Ehegemeinschaft zu gefährden. Er muß sich die Förderung des Erziehungs- und Unterrichtswesens sehr angelegen sein lassen, darf den Einzelpersonen und Gemeinden aber nicht die Freiheiten nehmen, Schulen, Unterrichtsmethoden und Personal nach bestem Wissen und Gewissen zu wählen und so den Kindern eine Erziehung angedeihen zu lassen, die der individuellen Lage und dem im Vater verkörperten Familiengeiste entspricht. Was die Sicherstellung der materiellen Zukunft der Kinder anlangt, so verwirft der Sillon mit Le Play die zwangsweise gleiche Erbteilung des Code civil, die unendlich viel soziales und moralisches Elend über das Frankreich des 19. Jahrhunderts gebracht habe. Das Erbsystem der zwangsweisen Erhaltung des Familiengutes widerstrebe auch durchaus dem französischen Geiste. Die Testierfreiheit hat die meisten Sympathien des Sillon, doch darf der Vater nicht leichtsinnig und ungerecht sein. Im Gegensatz zu Le Play legt er jedoch auf die Testierfreiheit und auf die Bevorzugung des Anerben keinen ausschlaggebenden Wert. Es müsse bloß die gesetzliche Bestimmung verschwinden, daß jedes Kind Anrecht auf einen Teil jeder Güterart hat. Ferner müsse man die Leute soweit erziehen, daß sie sich nicht scheuen, dem Tod ins Angesicht zu sehen, daß sie frühzeitig den Anerben wählen, ihn heranbilden und ein entsprechendes Testament machen**. Eine solche Familie kann aber niemals bestehen ohne Privateigentum, nicht nur an ‚Kleidern, Haus und Land, sondern auch an den Arbeitsinstrumenten'. ‚Das Privateigentum wird immer zum Schutz der individuellen Moralität und der Familienexistenz notwendig sein***.'

* Eigentümlich und mir einstweilen noch unerklärlich ist es, warum der Sillon hier sich der orthodoxen Le Playschule angeschlossen; er hat doch auch den Glauben an die Patronage, mit Hilfe deren Le Play noch die soziale Frage lösen zu können glaubte, verloren. Temperament und Stimmung der Sezessionisten (de Tourville, Demolins, Bureau), für die ‚an Stelle des Beharrungszustandes und der Achtung vor der Tradition als Ideal die höchstgespannte, fortschrittlichste Entwicklung getreten ist', denen ‚die von Boden völlig losgelöste Yankeefamilie zum Vorbild geworden ist' (De Waha ebd. S. 307) müßten ihm doch mehr zusagen!

** Cousin: Catéchisme d'économie sociale et politique du Sillon Kap. IX.

*** Discours I, 128.

Trotzdem seit 1789 die hierarchisch gegliederte Gesellschaftsordnung der Vergangenheit ihrer materiellen Stützen verlustig gegangen ist, hat sich der Klassengeist, der das materielle Interesse in den Vordergrund schiebt, nicht nur erhalten, sondern im Sozialismus zu ungeheurer Heftigkeit und Stoßkraft entwickelt. Gewiß hat das arbeitende Volk Klasseninteressen, die der Sillon mit seinen 85 Prozent proletarischen Mitgliedern nicht verkennen darf und denen die Republik besondere Beachtung schenken muß, da es sich ja um den zahlreichsten und ärmsten Volksteil handelt. Aber von einer Klassengerechtigkeit zu sprechen, gehe nicht an. Die Gerechtigkeit throne über allen Klassen. Darin bestehe ja gerade einer der Ruhmestitel der Republik, daß sie die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz und das Ideal allgemeiner Brüderlichkeit verkündet habe. Gewiß hat die Republik nicht alle ihre Versprechungen gehalten. Aber sie ist auch nur etwas durch uns. Was wir aus ihr machen, das wird sie sein.

Damit aber etwas aus ihr gemacht werden kann, ist das Unentbehrlichste die moralische Kraft. Was sie mindert wie Alkoholismus, Pornographie, Glücksspiele 2c., muß aus dem Gesellschaftskörper entfernt werden. Dagegen muß die notwendige Freiheit allen moralisch positiv wirkenden Kräften gelassen werden. Achtung vor jeder ehrlichen philosophischen oder religiösen Überzeugung, Widerstand gegen jede Zwangsmaßregel auf diesem Gebiet, wie sie nur zu häufig von den antiklerikalen Machthabern getroffen worden ist!

f) Das wirtschaftliche Programm.

Vom Standpunkt des Evolutionismus bedeutet das 19. Jahrhundert, das 1789 geboren wurde, einen gewaltigen Fortschritt in der Kulturentwicklung. Freilich bleibt dieser Fortschritt mehr theoretischer Natur. Die Praxis zeigt noch allenthalben beklagenswerte Atavismen. Am schwierigsten ist natürlich die Geltendmachung der fortschrittlichen d. h. christlichen Ideen auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens. Denn hier ist jeder Fußbreit dem zähen Egoismus der besitzenden Klassen abzuringen. Aber da es sich hier unmittelbar um das leibliche und geistige Wohl des Volkes handelt, kann erst der Übergang des Christentums in die Wirtschaftsverfassung als ein wirklicher Fortschritt bezeichnet werden*. Die Revolution hat die Berufsvereinigungen des ancien régime zerstört, den Arbeiter schutzlos zwischen erbarmungslose Wirtschaftsmächte eingekeilt, eine Wirtschaftsverfassung, die der orthodoxe Liberalismus theoretisch zu rechtfertigen suchte und immer noch sucht. Ihren unsterblichen Ausdruck fand diese widerchristliche ökonomische Wirklichkeit in dem Code civil, der nur Besitzende kannte, um ihren Besitz zu verteidigen gegen die Nichtbesitzenden, die ihn sich aneignen könnten. Daß der Nichtbesitzende, der von seiner Hände Arbeit leben mußte, auch Bedürfnisse und Rechte hatte, daß dessen Kapital, Gesundheit und Arbeitskraft, auch geschützt werden müssen vor den Krallen habsüchtiger Kapitalisten, daß die Arbeitsverhältnisse geregelt werden müssen, davon schienen die Gesetzgeber des Code civil keine Ahnung zu haben. Das höchste Ideal, das in der Wirtschaftsordnung verwirklicht werden muß, ist die Gerechtigkeit. Nur eine demokratische Arbeitsorganisation,

* Discours I, 191.

die alle Arbeiter mit der Leitung des Unternehmens verknüpft*, kann dies erreichen. Wenn eine provisorische Arbeitsordnung dem Proletarier den Achtstundentag und einen Mindestlohn sichert, daß er seine Pflichten als Familienvater und Staatsbürger voll und ganz erfüllen kann, wenn die Volkserziehung ihn aus einem Sklaven der Maschine zu einem denkenden Menschen gemacht hat, wenn er dann gelernt hat, seine unscheinbare Tätigkeit in die Gesamtheit der Gesellschaft einzuordnen, dann wird er auch imstande sein, jede Verantwortlichkeit tragen zu helfen. Dann wird die Entwicklung die Tendenz zeigen, den Gegensatz von Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu verwischen oder zu beseitigen.

Dieser Sturz der kapitalistischen Wirtschaftsorganisation wird nicht durch Gewalt, nicht durch Revolution herbeigeführt werden, sondern auf dem Wege langsamer, mühevoller Arbeit, die das ans Licht strebende Proletariat auf sich nehmen muß. Die Instrumente, die ihm zur Verfügung stehen, um dieses Ziel zu erreichen, sind Gewerkschaft und Genossenschaft. Der unmittelbare Zweck der Gewerkschaft ist es, die isolierten Arbeiter in einer festgefügten Organisation zusammenzufassen und so bei den Verhandlungen die erdrückende Übermacht des Kapitals, die nur zu oft zu Ausbeutung und Willkür Anlaß bot, zu brechen. Dabei dürfen sie aber nicht stehenbleiben, wie manche Nationalökonomen von der Studierstube aus wollen. Die Unternehmer und Kapitalisten werfen in ihren Verbänden nur ihr Geld, ihr Kapital, also unpersönliche, anonyme Dinge, zusammen. Sie können neutral sein. Ganz anders die Arbeiterorganisationen. Das beste, was er hat, seine Lebenskraft, seinen Zukunftswillen, sein Lieben und Hassen, sein Träumen und Verlangen birgt der Proletarier im Schoße der Gewerkschaft. Diese muß also höher hinausstreben, sie muß eine Urzelle des Zukunftsstaates sein wollen und sich bemühen, das Gewissen und die Verantwortlichkeit ihrer Mitglieder so zu erziehen, daß sie fähig werden, dereinst an Stelle der Patrone die ökonomische Führerschaft zu übernehmen. Das darf uns nicht erschrecken. Denn die Organisation der Arbeit ist fortwährend Wandlungen ausgesetzt gewesen. Der Sklave war eine Sache, über die der Herr verfügte, der Leibeigene hatte schon Rechte, wenn er auch noch an die Scholle gebunden war. Der moderne Arbeiter verkauft seine Kraft an einen Unternehmer, der allein die Leitung des Geschäftes in Händen hat. Soll damit der End- und Idealzustand erreicht sein? Nein, antwortet der Sillon.

Um dieses Ziel zu erreichen, muß die Gewerkschaftsbewegung der spontane Ausdruck proletarischer Tatkraft sein. Sie darf nicht das Werk der Politiker und Unternehmer sein (freie und gelbe Gewerkschaften!), die sie letzten Endes in den Dienst ihrer Selbstsucht stellen. Da dies bis jetzt leider in Frankreich fast immer der Fall war, sind die Arbeiter mißtrauisch und halten sich fern**. Der ‚Allgemeine Arbeitsbund' (Confédération générale du travail) hat sich zwar der Tyrannei der Politiker entzogen, aber durch

* Deslandres, Demain (1907) S. 426.

** Zirka 20% der Arbeiterschaft ist organisiert.

seine revolutionären Grundsätze und Taten sich bei allen gemäßigten Elementen verhaßt gemacht. Seine ‚schimpflichen Ausschreitungen, seine Auflehnung gegen die Gesetze, seine Gefährdung der öffentlichen Ruhe, seine Verachtung der moralischen und religiösen Kräfte' verurteilt der Sillon aufs schärfste. Eine ideale Gewerkschaft muß:

1. streng professionell, nicht politisch;
2. echt demokratisch, d. h. nicht nur Instrument materieller Hebung, sondern sozialer Umgestaltung sein;
3. sie muß die moralischen und religiösen Kräfte achten, die die inneren Bedingungen echter Solidarität und wirtschaftlicher Erneuerung sind*.

Philosophisch interessant ist dabei, daß der Sillon die Funktion der Gewerkschaft im einzelnen und die wirtschaftlichen Fragen überhaupt genau so auffaßt, wie seine Lehrer Gratry, Ollé-Laprune, Fonsegrive das Geistesleben. Wie es hier keine scharfen Grenzen und abgezirkelte Felder gibt, in denen Dilettanten und Eklektiker im fadenscheinigen Mantel einer oberflächlichen Wissenschaftlichkeit sich ergehen können, so kennt auch der Sillon auf dem Feld des Wirtschaftslebens keine scharfe Scheidung zwischen ökonomischem und moralischem Interesse. Er ist zu sehr überzeugt von der gegenseitigen Durchdringung und Abhängigkeit der Erscheinungen, als daß er den Standpunkt der liberalen Wirtschaftstheoretiker, zu denen z. B. auch Paul Bureau gehört, teilen könnte. Während diese sagen, man dürfe an das wirtschaftliche Leben gar nicht mit moralischen Gesichtspunkten herantreten, erklärt Mark Sangnier: ‚Bei den wirtschaftlichen und sozialen Fragen interessiert uns vor allem ihre Rückwirkung auf die öffentliche Moralität.' Wir glauben fest, daß ‚eine gewisse moralische Voreingenommenheit bei der Beurteilung wirtschaftlicher Organisationen und politischer Konstitutionen notwendig sei'**.

Die Kraft, den moralischen Gesichtspunkt zur Geltung zu bringen, also das allgemeine Interesse über das Einzelinteresse zu stellen, gibt dem Proletariat die Erziehung im Studienzirkel und im Volksinstitut. Diese Vorarbeit muß also der Gründung von Gewerkschaften und von Genossenschaften vorausgehen.

Nicht die Tatsache, daß der Mittelstand und das Kleingewerbe bedroht werden, sondern daß der Übergang von der kapitalistischen zur genossenschaftlichen Ordnung eine Entwicklung des Gewissens und der Verantwortlichkeit bedeutet, ist das Kriterium, dessen sich der Sillon bedient, um zur Bejahung und Forderung der Genossenschaftsorganisation zu kommen. Die Genossenschaftler müssen soweit erzogen sein, daß sie die Überschüsse nicht egoistisch zur Kapitalbildung, sondern im Interesse der Allgemeinheit verwenden. So wird auch hier der erste Zweck erhöht und erweitert zur Gesellschaftsreform.

g) Die politische Aktion.

In dem Maße nun, als durch die Volkserziehung einer Elite, durch Gewerkschaft und Genossenschaft immer mehr Menschen zum vollen Bewußt-

* Vgl. La Lutte pour la Démocratie. Chap. VIII u. X. Le plus grand Sillon. S. 252 ff.

** Discours II, 61, 62.

sein ihrer bürgerlichen Verantwortlichkeit, zu Pflichttreue und Tatkraft, zu Initiative und Geschmeidigkeit erzogen werden, wird der Staat der Gegenwart, der von außen stößt, der ‚einem Mantel gleicht, der uns einhüllt und nicht mehr atmen läßt', zum Staat der Zukunft, zum **demokratischen** Staat. Sein Wert bemißt sich nach der Zahl der Bürger, die ihm ein höheres staatsbürgerliches und moralisches Leben verdanken*. Der Staat soll immer mehr zum harmonischen, organischen Ausdruck der freien Gesellschaftsgruppen werden. Eine Genossenschaft z. B. wird nicht dem Staate gehören, das wäre sozialistisch gedacht, sondern sie wird eine der konstitutiven Kräfte des Staates sein. Die Demokratie will die Staatsgewalt nicht abschaffen, sondern sie teilen, vervielfältigen, dergestalt, daß jeder ein Teilkönigtum erhält, wenigstens hinsichtlich der Verantwortlichkeit und der Mitarbeit am Gemeinwohl. Deshalb braucht noch nicht jeder an der technischen Leitung des Landes teilzunehmen. Aber einen gewissen Sinn, taugliche Männer zu wählen und den geeigneten Moment des Eingreifens zu nutzen, kann jeder erlangen. Leitstern dabei soll nicht so sehr das eigene oder das Berufsinteresse, als die Gemeinde, das Vaterland, ja sogar die ganze Menschheit sein.

So stark wird die Mitarbeit des einzelnen betont, daß auch die vollkommenste soziale Gesetzgebung aus den Händen eines guten Tyrannen als etwas Undemokratisches, das abzulehnen wäre, hingestellt wird; denn ‚wir legen Wert darauf, selber das Glück unserer sozialen Erhebung geschmiedet zu haben'. Und besonders wir Katholiken müssen Hand ans Werk legen, ‚die wir die göttliche Kraft unserer Religion von Gott erhalten haben, mit Hilfe deren wir die soziale Gerechtigkeit verwirklichen sollen'**.

So müssen alle wesentlichen und wichtigen Lebenskräfte und Bedürfnisse, die im Schoße des Volkes sich aufarbeiten, auch im öffentlichen Leben zur Geltung kommen und in der Gesetzgebung ihre juridische Formulierung finden können. Denn der Sillon geht nicht soweit, zu behaupten, daß die Demokratie der Zukunft keine Gesetze mehr brauche. ‚Solange es unvollkommene Menschen geben wird, solange einige die Freiheit der anderen beeinträchtigen wollen, wird ein Mindestmaß von Gesetzen notwendig sein, um die Freiheit der Schwachen gegen die Allmacht der Starken zu schützen***." Nur soll das Gesetz Ausdruck eines wahren Bedürfnisses, Krönung einer schon eingeschlagenen Lebensrichtung sein. Quid leges sine moribus! Denn an und für sich besitzen sie nicht die Zauberkraft, die Individuen umzuformen, wie manche uns glauben machen wollen.

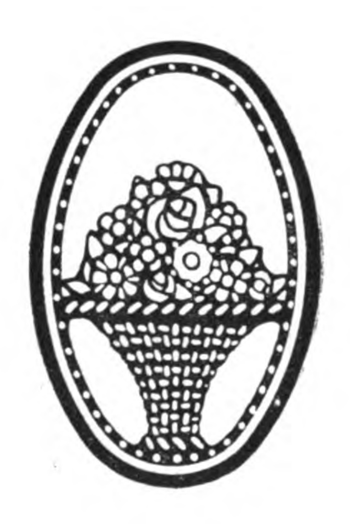
Wer aber dem Proletariat zur Fülle des staatsbürgerlichen Lebens verhilft, so daß es, ohne eine neue Sprache erlernen zu müssen, die Schwelle der Politik überschreiten und, ohne egoistische Berufspolitiker als Mittelpersonen in Anspruch nehmen zu müssen, seine Stimme erheben kann, der wird gerade dadurch ihm die Möglichkeit schaffen, in den gesetzgebenden Versammlungen **seine** Gesichtspunkte und Wünsche zur Geltung zu bringen. Dann wird endlich das **Gesetzbuch der Arbeit** entstehen, nach dem die Gegenwart verlangt.

---

* Discours II, 119. — ** Discours I, 326. — *** Discours II, 384, 385.

Nicht Theoretiker werden es ersonnen, nicht Tyrannen es aufgezwungen haben. Echt demokratisch wird es als reife Frucht vom grünen Baume des Lebens und der Erfahrung fallen und daher von selbst allgemeine Anerkennung finden. Die auf dem Boden dieses Arbeitsrechtes entstandenen, so reich als möglich ausgestatteten Berufsorganisationen werden es dann vielleicht sogar soweit bringen, daß der alte Senat, der nicht viel repräsentiert, durch einen Berufssenat ersetzt wird. Wenn all diese Reformen erreicht sind, dann wird erst das Christentum, das ‚mit der Revolution in die politische Verfassung übergegangen ist‘, eine Wandlung, die ‚auf dem Papier‘ blieb — denn ‚wir sind heute nicht merklich freier und gleicher als im Mittelalter‘ — auch das Leben erobert haben*. Und das ist das Ziel.

* Discours I, 191.



Kleine Bausteine

Zum Gedächtnisse Gustav Mahlers

Von Eugen Schmitz

Als vor knapp dreiviertel Jahren die Uraufführung der gigantischen achten Sinfonie Gustav Mahlers den Namen des Komponisten in die erste Reihe der musikalischen Tagessensationen gerückt hatte, war von ihm und seiner Kunst auch an dieser Stelle ausführlich die Rede. Damals hätte wohl niemand gedacht, daß um einen kleinen Zeitraum später sich für den musikalischen Chronisten ein neuer Anlaß zur Beschäftigung mit des Künstlers Persönlichkeit in Form — eines Nekrologes ergeben würde. Im reifsten Schaffen und Wirken hat der Tod Gustav Mahler dahingerafft. Ein tückisches Herzleiden, das seine Gesundheit seit Jahren bedrohte, gewann plötzlich akute Bedeutung und führte zur Katastrophe. Im Mai 1911 ist Gustav Mahler gestorben. Solange er lebte, ging es bei ihm wie bei fast allen Größen der Moderne: in der Beurteilung seiner Kunst durchkreuzten sich die Hosianna- und Anathemarufe in schroffster Weise. Nun er tot ist, gibt es wohl niemanden, der nicht empfände, daß die Musik-, die Kulturwelt einen herben, schweren Verlust erlitten hat.

Zwei Seiten von Mahlers Persönlichkeit sind scharf auseinander zu halten: der ausübende und der schaffende Künstler. Bezüglich des ersteren waren die Meinungen eigentlich im wesentlichen nie geteilt. Daß Mahler ein Dirigent von glänzendsten Eigenschaften gewesen ist, und als solcher, wie als musikalischer Organisator überhaupt bahnbrechend gewirkt hat, darüber ist kein Wort weiter zu verlieren. Dieser Begabung verdankte er auch in erster Linie seine rasch zur Höhe führende Künstlerkarriere. Am 7. Juli 1860 als Sohn bescheiden begüterter Kaufleute zu Kalischt bei Iglau in Böhmen geboren, kam Mahler nach Absolvierung der Gymnasialstudien zur Ausbildung ans Wiener Konservatorium und trat, kaum zweiundzwanzigjährig, in die Dirigentenlaufbahn ein. Sie führte ihn mit schnell aufsteigender Linie nach Hall, Olmütz, Laibach, Kassel, Prag, Leipzig und Budapest und bereits 1888 als Kapellmeister der Hamburger Oper auf einen beherrschenden Posten, den er behielt, bis ihm neun Jahre später die Direktion der Wiener Hofoper übertragen wurde. Hier konnte er sein glänzendes Organisationstalent in rückhaltlosester Weise entfalten, und was er hier, bis ihn 1908 das Land der Dollars lockte, als Dirigent und Regisseur geschaffen hat, wird unvergessen und stets vorbildlich bleiben. In seiner lebendigen Wirkung ist das aber nun, da der Künstler die Augen geschlossen hat, für immer dahin. Geblieben ist der Nachwelt nur sein kompositorisches Schaffen, das, seit im Jahre 88 die erste Sinfonie erschien, immer wieder Gegenstand lebhaftester Diskussion wurde und auch heute, wenn wir das Fazit der Bedeutung des dahingeschiedenen Künstlers ziehen wollen, im Mittelpunkt des Interesses steht.

Dabei kommt beinahe ausschließlich Mahler, der Sinfoniker, in Frage. Zwar haben, von verschiedenen Jugendarbeiten abgesehen, auch einige Gesangs-

kompositionen, besonders eine Reihe Lieder mit Orchester Verbreitung gefunden, aber schon quantitativ muß das zurückstehen gegenüber den bekannt gewordenen acht in gewaltigsten Dimensionen gehaltenen Sinfonien. ‚Bekannt gewordenen‘: — denn eine neunte soll fertig daliegen, eine zehnte wenigstens bis zur Skizzierung gediehen sein. Nun ist ja freilich Mahler der Sinfoniker keineswegs nur Instrumentalkomponist; vielmehr sehen wir im Rahmen seines sinfonischen Schaffens auch vokale Momente in steigendem Maße Bedeutung gewinnen. Die achte Sinfonie verläßt die Bahnen der Instrumentalmusik überhaupt ganz und stellt sich ausgesprochen als Chorwerk mit Orchesterbegleitung dar, in dem nur ein paar knappe Überleitungen rein instrumentaler Natur sind. Schon dieser Mischung instrumental-vokaler Ausdrucksmittel halber ist es nicht leicht, eine kurze und doch prägnante Charakterisierung von Mahlers sinfonischem Stil zu geben; seine wichtigsten Kennzeichen aber lassen sich unschwer fixieren. Zunächst ist da der kolossalen Ausweitung des Formalen zu gedenken. Mahler erscheint hiemit auf sinfonischem Gebiet als extremster Vertreter der Neigung moderner Kunst, überall in die Breite und Weite zu streben. Seine ‚abendfüllenden‘ Sinfonien, deren wohl umfangreichste die zwei Stunden Aufführungsdauer erfordernde dritte in D-moll ist, zeigen solche Riesendimensionen nicht nur im Gesamtaufbau, sondern auch in der Einzelgliederung. Der erste Satz der genannten D-moll-Sinfonie beispielsweise dauert allein 42 Minuten, also länger als viele der viersätzigen klassischen und romantischen Sinfonien im ganzen; sein Hauptthema umfaßt nicht weniger als 90 Takte. An derartiges hat man sich bei Mahler nachgerade so gewöhnt, daß man es z. B. bei der fünften Sinfonie schon fast wie eine Seltenheit empfindet, wenn das Hauptthema des ersten Satzes ‚nur‘ 33 Takte umfaßt. Ein zweites ästhetisch bedenklicheres Charakteristikum des Mahlerschen Stils ist eine erstaunliche, ans Groteske streifende Buntfarbigkeit der Ausdruckswelt. Mystisch religiöse Choralklänge und derbe österreichische Ländlerweisen, romantisches Pathos, zerfließende Sentimentalität und triviale Lustigkeit, Klänge aus Wagners Götter- und Heldenkreis und Reminiszenzen aus der Welt des Wiener Gassenhauers: alles das findet sich in diesen Sinfonien durch- und nebeneinander und manchmal treibt der Komponist den Wechsel dieser tollen Kontraste gegensätzlicher Stimmungen so auf die Spitze, daß man fast auf den Gedanken kommen könnte, er wolle sich mit dem Hörer einen Scherz erlauben. Dabei beherrscht diese Buntfarbigkeit wieder ebensowohl den Aufbau der Werke im ganzen, wie die Entwicklung der einzelnen Sätze und Satzteile. Eine wahre Musterkarte davon ist der skurrile dritte Satz der C-moll-Sinfonie. Da geht es bald ‚pastoral‘ zu:



bald ‚trivial‘ à la Meyerbeer:

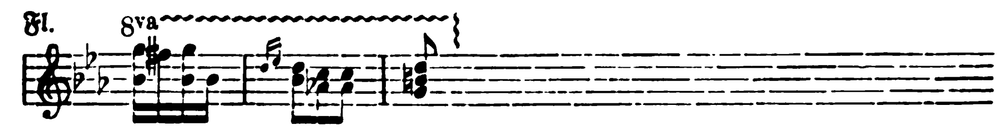
bald ‚rücksichtslos energisch' à la Beethoven:



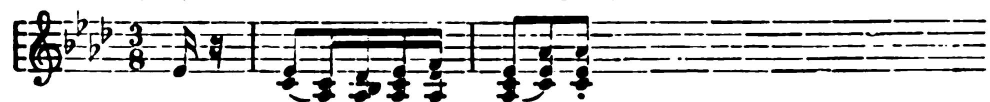
bald ‚sentimental':



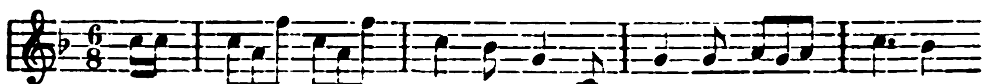
dann wieder ein bißchen ‚diabolisch':



usf. Der Hörer wird über dieses Ausdruckschaos nicht minder staunen als über den, die pompöse Naturstimmung des ersten Satzes brutal unterbrechenden grob rhythmisierten derben Ländler in dem gleichen Werk:



oder das trivial biedermeiernde Posthornsolo inmitten der heroischen dritten Sinfonie:



usw. Auch dem, der im übrigen das Auge gegenüber den Zügen zweifelloser Größe der Mahlerschen Kunst nicht verschließt, müssen solche nicht eben geschmackvolle Extravaganzen als den ernsten und ernst zu nehmenden Eindruck gefährdend erscheinen. Die unbedingten Anhänger Mahlers wollen freilich gerade in diesen Kuriositäten besondere Anzeichen einer genialen Individualität erblicken, und rechtfertigen sie außerdem durch ein den Sinfonien zugrunde liegendes latentes ‚Programm', durch dessen Ideenkreis sie Erklärung fänden. Wertvoller und wichtiger noch muß uns aber ein Versuch ihrer entwicklungsgeschichtlichen Deutung sein.

Als Mahler am Wiener Konservatorium studierte, trat er der Kunst Anton Bruckners intim nahe und stand seither stark in ihrem Banne. Er ist zweifellos Bruckners bedeutendster Schüler und Nachfolger, wie denn auch tatsächlich zu Mahlers Stil bereits Bruckners Sinfonik die Keime enthält. Zunächst lassen sich in der speziellen Technik bei genauerer Analyse so manche Parallelen zwischen dem älteren und jüngeren Künstler entdecken: so insbesondere die sehr offensichtliche Abhängigkeit in der Wahl der Ausdrucksmittel von Wagner. Bruckner war ja der erste, der die musikalischen Neuerungen Wagners, die reich modulierende Harmonik, die vielgestaltige Thematik, die farbenschillernde Instrumentation aufs Gebiet der ‚reinmusikalischen' Sinfonie übertrug. Hierin folgt ihm nun Mahler, so daß z. B. Hermann Kretzschmar mit Recht bei Analyse

der Mahlerschen C-moll-Sinfonie ‚von einer Übertragung der von Wagner für den „Ring des Nibelungen“ ersonnenen Farben in den Konzertsaal‘ sprechen konnte. Weiter sind aber auch die erwähnten Haupteigenarten des Mahlerschen Stils bei Bruckner vorgebildet. Hier finden wir zunächst jenes Streben in die Weite, das zur Riesendimensionierung der Form führt; Bruckners siebte und achte Sinfonie sind bereits ähnlich wie die Mahlerschen ‚abendfüllende‘ Werke. Nicht minder hat die ominöse Buntfarbigkeit des Ausdrucks bereits in Bruckner ein Vorbild; auch er bringt in seinen Sinfonien jenes merkwürdige Nebeneinander von Choral- und Ländlerton, von Pathos und Sentimentalität, das wir dann gesteigert bei Mahler finden. Freilich *ein* wichtiger Unterschied ist dabei nicht zu übersehen: Bruckner verfährt bei alledem stets als absolut *naiv* schaffender, Mahler dagegen als ausgesprochener *Reflexions*künstler. Dadurch gewinnt Mahler einerseits manchen Vorsprung, den wichtigsten mit der eben auf dem Weg intelligenter Reflexion errungenen Fähigkeit zu wirklich organischer Beherrschung der weitdimensionierten Formen. Anderseits aber macht sich das Reflektierende von Mahlers Kunst in sehr ungünstigem Maße bemerkbar in der melodischen Erfindung. Nach jener übersprudelnden Erfindungsgabe, die letzten Endes die Hauptursache von Bruckners zerfließender Formgebung ist und mehr als einmal an den identischen Fall bei Franz Schubert erinnert, wird man bei Mahler vergeblich suchen. Bei ihm ist eben auch das Thematische erst auf dem Weg der Reflexion gesucht. Daher das stark Eklektische und häufig innerlich Unwahre der Mahlerschen Melodik, deren Volkstümlichkeitsstreben oft zur öden Volkstümelei wird. Man hat die semitische Natur des Komponisten dafür verantwortlich machen zu müssen geglaubt; bis zu einem gewissen Grad vielleicht mit Recht. Man darf aber nicht übersehen, daß die Voraussetzungen dazu in dem ganzen Milieu gegeben waren, aus dem Mahler herauswuchs. Dieses Milieu ist die universale ‚*Wiener Schule*‘: sie, deren Ausdruckswelt von der Beethovenschen Sinfonie bis zum Straußschen Walzer, vom Schubertschen Lied bis zum Gassenhauer reicht, bildet die letzte Grundlage der Mahlerschen Sinfonik. Ihr sind ihre besten Seiten und Äußerungen, wie etwa das geistsprühende Scherzo der fünften Sinfonie ebenso verpflichtet, wie ihre Schwächen, ihre Seichtigkeiten, ihre Trivialitäten. Namentlich ist es in diesem Zusammenhang leicht zu verstehen, warum z. B. die empfindsame Seite der Mahlerschen Kunst so oft einen starken Einschlag zu jener trivialen Sentimentalität aufweist, die wir zur Genüge aus der dekadenten Wiener Operette kennen. Ein bißchen über die Schnur zu hauen, war von jeher ein Erbstück der Wiener Sinfoniker. Von den älteren ist da in erster Linie Haydn zu nennen, der in seinen Menuett- und Rondosätzen auch oft die derbe Fröhlichkeit wie in seinen Andantes, Adagios die Empfindsamkeit der österreichisch-wienerischen Volksmusik anklingen läßt und sich darob manchen Tadel ästhetisierender Zeitgenossen gefallen lassen mußte. Aber Mahler war eben nicht genug starke, harmonisch geschlossene Persönlichkeit, um einen solchen Exkurs zu riskieren. Er vermochte nicht, wie der Altklassiker, die volkstümlichen Gaben aufs Niveau seiner Kunst heraufzuziehen, sondern sank mit ihnen selbst in niedere Regionen herab. Daß sich der

ausgesprochen idealistisch veranlagte Künstler dessen selbst keineswegs bewußt war, darin liegt eine gewisse Tragik seines Schaffens.

Somit möchte es fast scheinen, als neige das Bild, das wir von der schöpferischen Bedeutung Mahlers bei Würdigung des künstlerischen Erbes des Dahingeschiedenen zu gewinnen suchten, vorwiegend nach negativer Seite. Trotzdem wird Mahlers Name stets mit Ehren in der Geschichte unseres Zeitraums genannt werden. Denn er war trotz allem auch als Komponist einer, der eigene Wege zu gehen wenigstens anstrebte — in einer so epigonenhaft veranlagten Zeit wie der unsrigen immerhin schon etwas! —, und dem dies teilweise auch gelang. Und zugegeben selbst, daß viele dieser neuen Wege Irr- oder Umwege waren: auch die sind unumgängliche Erscheinungsformen einer ersprießlichen Entwicklung, und so dürfte Mahlers Schaffen doch dereinst von der Geschichte als triebkräftiger Faktor im Werden und Wachsen der modernen Musik gebucht werden.



Kritik

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Als im vorigen Jahre Wilhelm Holzamer starb, hatte man die Empfindung, daß mit ihm ein ehrlich strebender, bodenständiger Dichter dahingegangen sei. ‚Peter Nockler', die Geschichte eines Schneiders, wird in ihrer Innigkeit und Keuschheit nicht so leicht vergehen, und daß man den nachgelassenen Roman Holzamers, den seine Witwe in Gemeinschaft mit Henckell jetzt herausgibt, mit einer gewissen Erwartung in die Hand nimmt, ist nach dem Gesagten nicht verwunderlich. Diese Erwartung wird während der Lektüre der ersten 150 Seiten auch nicht enttäuscht. Im Gegenteil: mir scheint, daß der Dichter mit der ersten Hälfte des ersten Bandes noch über den ‚Nockler' sich hinausreckte. Das Geheimnis wird rasch offenbar: Holzamer schöpfte hier aus Jugenderinnerungen, und solche Bücher pflegen immer den stärksten Herzschlag zu haben. Solange der Dichter bei seiner Jugend bleibt, wächst ein lebenquellendes Werk heran, aber sofort, wie der Roman jenen Partien zusteuert, die seinen Titel ‚Der Entgleiste' rechtfertigen sollen, tauchen Sandbänke auf, das Wasser wird flach, und nicht lange, so sitzt er gänzlich fest. Eine vielversprechende Fahrt, die auf dem Sande endet. Es ist schade. Die Herausgeber hätten mit dem Buche Schluß machen sollen in dem Augenblick, als die eigentliche Kindheit Philipps beschlossen ist. Der Rest hätte im Manuskript der nachsichtigen Liebe der Freunde des toten Dichters vorbehalten bleiben sollen. Aber nun liegen die zwei Bände einmal vor und wir müssen uns mit ihnen befassen.

Ein Mensch gibt dem ganzen Werk seinen Charakter: das ist die Kaiserklar, ein Prachtweib, grob, maßlos grob, aber herzensgut und von einer dickköpfigen Energie erfüllt, die aus dem Philipp durchaus etwas anderes machen will, als die andern Bauern- und Arbeiterjungens sind. Es sind noch andere Gestalten in dem Roman, sogar solche, die nach des Dichters Intention die höhere Kulturstufe vertreten, die Gedanken haben und die Fähigkeit, geistige Probleme zu wälzen. Aber die Kaiserklar erdrückt sie alle in ihrer massigen Menschlichkeit, in der das Herz — und der Mund auf dem rechten Fleck sitzt. Und ist doch nur eine Ziegeleiarbeiterin, mit einem Säufer als Mann.

Das Problem, das Holzamer bewältigen wollte, ist das des ‚da unten' geborenen Menschen, der durch Begabung und durch spielende Kraft an die Oberfläche kommt und von jenem neuen Leben geblendet wird; der verwirrt wird und taumelt, sinkt, und dem erst die bittere, zwiefache Not Arme und Geist stählt. Es scheint wenigstens, als ob das Buch auf dieses Problem hin angelegt wäre, aber Holzamer geht es wie seinem Philipp Kaiser, der aus einer geistig einsamen Jugend die Überheblichkeit mitgebracht hat: er nimmt die äußeren Begebenheiten zu wichtig. Wer einsam ist, nimmt sich immer wichtiger. Er balanziert die Welt nicht aus. Er fühlt sich zu sehr als Schwerpunkt. Und ihn drängt es immer, ein wenig selbstzufrieden zu sagen: seht, solch ein Kerl bin ich; ich habe im Dreck gelebt, aber ich habe mich wieder hochgearbeitet. So geht Holzamer zu peinlich allen Haupt- und Seitenwegen seines Helden nach. Ihm sind sie wichtig, da er sie selbst ging. Den Leser aber drängt es, den Kern und die treibende Kraft zu gewahren, und die sieht er nicht. Was hat es im Grunde mit der Entwicklung

* Wilhelm Holzamer, ‚Der Entgleiste'. (Berlin, Egon Fleischel & Co.) Walter Bloem, ‚Das eiserne Jahr'. (Leipzig, Grethlein & Co.) Felix Holländer, ‚Unser Haus'. (Westend-Berlin, Erich Reiß.) Paul Ernst, ‚Die selige Insel'. (Leipzig, Inselverlag.) Robert H. Benson, ‚Der Herr der Welt'. (Regensburg, F. Pustet.)

des Helden zu tun, daß uns seine Liebesgeschichten mit der reichen Bürgerstochter, mit der Künstlerin und der ‚petite algérienne', der geringeren nicht zu gedenken, so breit aufgetischt werden.

Ich sehe nicht die Wirkungen, die diese Wesen auf Philipp Kaiser ausüben. Er geht durch diese Sturzbäder von Liebe hindurch, ohne naß zu werden. Was soll uns der Freund, der Weik genannt ist. Holzamer sagt uns unaufhörlich, ein wie herrlicher Freund dieser Weik ist, aber wir spüren es nicht. Wir hören Gespräche und lesen lange Briefe. Aber all die guten Ratschläge kommen nicht aus Weiks Munde, sondern aus dem Holzamers. Es sind blutlose Redensarten, da sie nicht notwendige Explosionen eines temperamentvollen Charakters sind. Und wenn Philipp Kaiser zum Schluß sogar eine Audienz beim Großherzog hat, so haben wir nicht das Gefühl, daß er nun ein anderer ist als der habitué der ‚Moulin Rouge' oder der Plakatträger und Kabarettsänger. Gewiß, es wird viel über diese Wandlung geredet, aber kein Wort fällt, das unser Mitfühlen erregt. Die äußerlichen Begebenheiten sind da, aber der Strom des inneren Geschehens rauscht nicht. Man hat Durst nach Menschenblut und klappt am Ende, verschmachtend, das Buch zu.

Wie gesagt, bezieht sich das alles auf die letzten drei Viertel des Romans. Das erste kann nicht besser sein. Denn da hält die Kaiserklar triumphierend Leben und Geschehen mit ihren verarbeiteten schwieligen Fäusten zusammen, der Mensch, dem man unter jedem Stückchen Haut das Blut pochen sieht. Nur möchte ich poetischen Gemütern nicht empfehlen, den ersten Band zu lesen. Denn diese Frau hat Ausdrücke — Ausdrücke —! Na —.

* * *

Ihnen möchte ich eher den Roman von Walter Bloem empfehlen, der ‚Das eiserne Jahr' heißt. Man denke — eine Liebesgeschichte, die zur Zeit des großen Krieges spielt! Wie da die Phantasie schon zu arbeiten beginnt, nicht wahr? Man ahnt schon die Tragik, man sieht die Heldin schon am Lager ihres zum Krüppel geschossenen Liebsten. Die Tränen fließen in Strömen, und die Glocken läuten dazu, und die Soldaten singen: O Straßburg, o Straßburg. Aber der Dichter meint es noch besser mit seinen Leserinnen. Denn die Heldin ist eine preußische Generalstochter und liebt einen französischen Kapitän, bei dessen Blicken ‚schwälend von dunkler gebändigter Glut' die Mädchenherzen nur so knacken. Und wenn dieser Kapitän, der so entzückend deutsch radebrecht, nun durch die Deutsche auch noch die ‚echte Liebe' kennen lernt, wenn diese herbe, keusche Jungfrau (denn das bißchen Schäferstündchen in einem Hotelzimmer zählt nicht) ihn auch noch ‚seelisch wandelt', dann ist ein erregtes Mitfühlen von Tausenden von weiblichen Herzchen wohl gesichert. Und wie rührend ist alles. Das arme Mädel, das von ihrem unerbittlichen Vater bei Nacht und Nebel aus dem Hause gejagt wird, das vom Grabe ihrer Mutter Abschied nimmt und Diakonissin wird, die Schicksale, die sich immer wieder, selbst in den blutigsten Schlachten zusammenfinden, der Papa General, der dem Verführer seiner Tochter erst bei einer Attacke einen richtigen Schwadronshieb über die Visage zieht, und der am nächsten Tage seine Tochter findet und ihr sagt: Du sollst ihn haben —! Ach, ich müßte das ganze Buch abschreiben, um all das Schöne zu nennen, das der Leserinnen wartet. Und dann die Trauung am Sterbebett. — Genug. Übrigens behauptet Bloem, in der Schilderung der Kämpfe und in der Verwertung der Truppenteile originalen Quellen gefolgt zu sein. Also ist das Buch vielleicht etwas für Generalstäbler.

* * *

Um wieder ernsthaft zu reden: Felix Hollaender schrieb die Geschichte einer Jugend und gab ihr den Titel ‚Unser Haus'. Dieses Buch weicht zunächst

einmal dadurch von anderen dieser Art ab, da es zeigt, daß auch die Mietskaserne der Großstadt dem Dichter der liebevollen Schilderung wert sein kann. Die Jugend auf dem Lande mag heiterer, inniger, poetischer im landläufigen Sinne sein, reicher ist sie nicht. Dem Kinde der Großstadt treten die Geschicke der Menschen näher, sein Gesichtskreis ist von einer drängenden Menschenfülle voll, und dem offenen Blick offenbaren die Abgründe des Lebens sich eher; ihre Schrecken stählen oder verwirren ihn. Hollaender erzählt von so einer Großstadtkindheit, die von dem engen Rahmen eines Mietshauses umschlossen wird. Aber welche Flut der Begebenheiten brandet in diesem einzigen Hause. Man denkt ungewollt weiter, man sagt sich, daß es nur eines Dichters bedurft hätte, um das Leben des Nebenhauses ebenso zu zeichnen, und man erschrickt, stellt man sich die lange Zeile der Straße vor, das Viertel, die ganze Stadt: eine schreckenerregende Stadt, durch die wir so gelassen wandeln, ohne dessen so recht zu bedenken, was sie enthält! Denn dieses Haus Felix Hollaenders, mit seiner kühlen und glatten Front, mit seinem Hof am Grunde eines Schachtes, seinen Vorder- und Hintertreppen: ist ein Mietshaus wie tausend andere, das hinter seinem gleichgültigen Antlitz so viel der Schrecknisse verbirgt. Das ist der Endeindruck, den man von der Bilderfolge hat, und daß man ihn hat, zeigt, daß ein tiefblickender und besinnlicher Dichter hier am Werke war. Es ist eine beziehungsreiche Kunst der Charakterisierung in dem Buch. Von den Dutzenden von Menschen, die in den Gesichtskreis des Knaben treten, bleibt keiner, mag er auch nur vorüberhuschen, Schemen. Heuchler und Gütige, Koketten und gute Mütter, wunderliche Narren und Zerbrechende gehen vorüber; maßlose Leidenschaft brandet auf, Unschuld lächelt, Pflichterfüllung geht still ihren Weg: es bleibt kein menschlich Motiv unangeschlagen. Lediglich im Stil scheinen mir Mängel zu stecken. Der Einfluß Fontanes ist unverkennbar. Aber Fontanes Stil ist von seinen Gestalten nicht zu trennen, die das Laute immer kühl und gelassen abwehren. Aber in diesem Hollaenderschen Buch schreien die Schicksale zu brutal, als daß man zwischen ihnen die freundlich beruhigende Schreibweise Fontanes nicht als einen Mißton empfinden sollte. Der Stil, der nicht naturnotwendig aus dem Geschehen wächst, ist unecht und wird schließlich der besten Kraft zum Verhängnis.

* * *

Das zeigt sich auch an Paul Ernsts Roman ‚Die selige Insel‘. Ernst war nur einmal original schaffender Dichter: im ersten Teil seines ‚Der schmale Weg zum Glück‘. (Der zweite Teil litt an demselben Mangel wie Holzamers oben besprochenes Buch.) Seither ist er über das Experimentieren nicht recht hinausgekommen. Ich negiere seine bedeutenden Fähigkeiten nicht, aber er hat den Fehler, von dem Flaubert einmal an Louis Bouilhet schreibt: zu viel Geschmack zu haben. Vor lauter Liebhaberei und ästhetischen Entzückungen kommt er nicht zum eigentlichen Schaffen. Das Streben nach einem pathosfreien Stil, das Ernst hat, ist nicht ursprünglich. Es ist ein absichtliches und bewußtes Streben lediglich nach einer Kunstform, nicht nach der Kunst und ihrem aus ihr sich ergebenden Ausdruck. Da er bei den italienischen und französischen mittelalterlichen Novellisten und bei den Romantikern diesen pathosfreien Stil fand, ergab sich neben der Vorliebe für jene Dichter ein halb gewolltes, halb willenloses Nachahmen, das jedenfalls weniger echt wirkt wie ein aus ergriffener Seele quellendes Pathos. Ein Buch von Paul Ernst wirkt so naturgemäß immer wie etwas Erdachtes, nicht wie es sollte, als etwas Gewachsenes. In seinem neuen Roman erzielt der ruhige, naive Ton der Darstellung zweifellos eine gewisse Märchenstimmung, aber nur zu oft fällt er ins Kindliche, ja Kindische. Man lese diesen Satz: ‚Da nun sein Geist sich dergestalt bewegte und langsam Form gewann, was hier geschrieben ist, so verharrte er viele Stunden eingeschlossen in seinem Stübchen, und kam der Abend

durch das Sinken der Sonne ...' Das ist schließlich nichts wie platte Banalität. Ein ander Beispiel. In einem Buche, das durch den objektiven, großlinig beabsichtigten Stil absichtlich auf psychologische Finessen verzichtet, steht der Satz: ‚Wie sie aber eine Woche verharrt hatte, bekam sie Heiterkeit in ihr Gesicht; von einem besonderen Reiz waren die Haare in ihrem Nacken.' Hier springt plötzlich etwas ganz anderes ein. Die aparte psychische Wirkung, die die Haare im Nacken der Frau auf den Mann machen — eine aparte und seltene Wirkung, — gehört an sich nicht in den Satz und, da es sich um eine psychologische Finesse handelt, nicht in das Buch. Aber wie gesagt: eine gewisse Märchenstimmung wird, betrachtet man das Ganze, im Leser geweckt. Diese Stimmung, eine etwas unwirkliche Stimmung, gehört auch zu dem Stoff. Ernst behandelt das Problem der Liebe eines Mannes, die an Fülle so überquellend ist, daß sie an einem Gegenstand der Liebe sich nicht genügen läßt. Ein zweiter Graf von Gleichen versucht der Graf Heinrich mit zwei Frauen zu leben. Es ehrt den gesunden Menschenverstand des Dichters, wenn er diesen Versuch schließlich als aussichtslos aufgeben läßt. Das Schönste an dem Buche ist die Schilderung des Lebens auf einer winzigen Insel im adriatischen Meer. Da steigt wirklich eine unser Empfinden erregende Traum- und Fabelstimmung auf, um derentwillen das Buch immerhin als lesenswert bezeichnet werden kann.

* * *

Nach dem altmodischen Streichquartett Paul Ernsts wirkt des englischen Priesters Robert H. Benson Roman ‚Der Herr der Welt' wie eine hinreißende, leidenschaftliche sinfonische Suite. An dieser Stelle war vor einigen Jahren Bensons erster in deutscher Sprache erscheinender Roman ‚Des Königs Werk' als eine tüchtige, den geborenen Erzähler verratende Arbeit gewürdigt worden. Der neue Roman zeigt dieselben Eigenschaften seines Verfassers: geschickte Diktion, lebhafte Handlung, starke Fähigkeit der Charakterzeichnung, und als treibende Kraft eine überzeugte Religiosität. Nur tritt noch ein anderes Moment in die Erscheinung: eine gewaltige Phantasie. Benson unternimmt es, ein Zukunftsbild zu schaffen. Der Humanitarismus tritt als einziger Feind dem Katholizismus gegenüber, und zwischen diesen zwei gewaltigen Mächten spielt sich ein gigantischer Zweikampf ab, in dem der Katholizismus vorerst unterliegt, da sein Gegner über alle Mittel der Gewalt wahllos verfügt. Unerhörte Verfolgungen brechen über die Gläubigen hinein, Marter und Tod warten ihrer, Rom wird durch eine Flotte von Luftschiffen zerstört — aber alles das kann den Glauben nicht töten. Der Papst regiert — ein armer Flüchtling wie in den Zeiten der ersten Christen — von Palästina aus weiter, unbekannt den Mächtigen, seinen eigenen Gläubigen unbekannt, nur wirkend, wie einst, durch Briefe und Erlasse. Bis auch sein Aufenthaltsort nicht mehr geheim bleiben kann und die Schergen schon unterwegs sind, ihn und damit den Mittelpunkt der Kirche zu vernichten. Aber dieser Tag kommt nicht mehr, denn der ‚Tag des Schreckens', den Christus verheißen hat, bricht an. — Es ist natürlich, daß in solchem Werke der eigentliche Kern unkünstlerisch ist. Aber der literarischen Qualitäten des Buches sind doch so viele, daß es auch rein fachlich genommen besteht. Hier waltet entschieden eine schöpferische Phantasie. Denn in diesem Zukunftsbild haben wir nie die Empfindung, etwas Unwirklichem, einem Traum gegenüberzustehen, sondern die Ereignisse lassen in all ihrer Wunderbarkeit keinen Zug des echten Lebens vermissen und überwältigen und erschüttern infolgedessen. Man nehme nur die Reise des Luftschiffes von Rom nach London und seine Begegnung über den Gipfeln der Alpen mit der zur Vernichtung Roms ausgesandten Flotte. Da offenbart sich ein intuitives Erleben, das den Leser unbedingt mitreißt. Auf die deutsche Ausgabe des in England bereits erschienenen Romans ‚A Queens Tragedy' darf man im besten Sinne gespannt sein.

Hochland-Echo

Luxusbildung

Die Überzeugung, daß unsere humanistische Bildung, zu der das Gymnasium die ersten Grundlagen gibt, eine Luxusbildung sei, gewinnt immer breitere Kreise für sich. Die Frage ist unzähligemal diskutiert worden; sie taucht aber stets wieder von neuem auf und steht zurzeit in allen zivilisierten Ländern auf der Tagesordnung. Augenblicklich nirgends so dringlich als in Frankreich und in Italien. Besonders in Frankreich platzten in den letzten Wochen die Geister deshalb heftig aufeinander, nachdem eine Reihe von Akademikern (u. a. Henri Poincaré, Emile Ollivier, Anatole France, René Bazin, René Doumic) an den Minister des öffentlichen Unterrichts eine Petition eingereicht hatten, worin sie um die Revision der Programme des Sekundarunterrichts vom Jahre 1902 bitten. Sie führen darin bewegte Klage über den zunehmenden Niedergang der allgemeinen Bildung und geben der Überzeugung Ausdruck, daß zwischen dieser Erscheinung und der Vernachlässigung des Studiums der alten Sprachen ein inniger Zusammenhang bestehe. Sie sprechen direkt von einer Krisis des französischen Geistes, der französischen Sprache, denn mit der Entfernung des Lateinischen aus dem Programm des Sekundarunterrichts sei auch das Studium des Französischen zurückgegangen.

Der französische Unterrichtsminister will das natürlich nicht gelten lassen. Er behauptet — und dies vielleicht mit einigem Recht — daß der Prozeß, den man z. Zt. dem Unterrichtswesen mache, nicht ganz frei von politischen Tendenzen sei. Er verteidigt die Reformen vom Jahre 1902 aber auch mit sachlichen Gründen. Uns interessiert hier besonders die Feststellung der tatsächlichen Gleichgültigkeit weitester Schichten gegen die humanistische Bildung. Wenn auch, so erklärte der Minister, ein Gefühl zärtlicher Dankbarkeit dazu hätte bewegen können, die alten Humaniora im Geheimen zu bevorzugen, so würde doch die Gewalt der Wirklichkeit eine Einschränkung ihrer Ansprüche erzwungen haben:

> ‚Das Studium der toten Sprachen fesselte die Aufmerksamkeit unserer Schüler von Jahr zu Jahr weniger. Die Zeit kam heran, wo unsere Lehrer sozusagen in der Wüste gepredigt hätten. Eine Generation lernt die gleichen Dinge nicht mit der gleichen Leichtigkeit wie die andere Generation; den gebildeten Leuten des siebzehnten Jahrhunderts war nichts so alltäglich als die theologischen Kontroversen. Auch die weltliche Gesellschaft war von diesen Fragen ganz erfüllt. Unsere Jugend verfügt gleichsam infolge einer spontanen Intuition über gewisse Begriffe aus der Welt der Mechanik, der Chemie, der Physik, für die wir in diesem Alter weder Sinn noch selbst ein Vorgefühl gehabt hatten. Wer diese Tendenzen hätte unterdrücken wollen, würde sich sehr bald der Gefahr ausgesetzt haben, zu sehen, wie sie sich drohend und gebietend gegen das ganze Gebäude unseres Sekundarunterrichts erhoben hätten, das kaum stark genug gewesen wäre, einem solchen Ansturm zu widerstehen.‘

Daß man die Gymnasialbildung — um in Analogie zu unseren deutschen Verhältnissen zu sprechen — übrigens nicht bloß in den Kreisen der auf den Erwerb angewiesenen mittleren und unteren Schichten als Luxusbildung taxierte, erhellt aus einem Artikel Emile Faguets in der ‚Revue des deux mondes', worin es heißt:

‚Der Sekundarunterricht führt zu keinem Beruf. Er ist seiner ganzen Bestimmung nach unnützlich, da er, wie er auch selber gesteht, nur „allgemeine Bildung" vermittelt. Genauer ausgedrückt, dient er nur einem Zwecke: intelligent zu sein. Er trägt dazu bei, den Geist fein, logisch zu machen, ihm allgemeine Begriffe zu geben, ihm Geschmack zu verleihen, original zu sein; er hilft, nach einem ausgezeichneten Wort Nietzsches, alles das zu werden, was man ist. Daraus folgt, daß er zu allem gut ist, aber auch, daß er für nichts genügt. — Er kann dazu beitragen, daß man in einem zu ergreifenden Beruf hervorragt, aber zu einem Beruf selber führt er nicht. Mit einem Wort: Er dient zu allem und führt gerade deshalb zu nichts.'

Scheinbar gegen die humanistische Bildung gerichtet, machen doch gerade diese Ausführungen Faguets gegen den leichtherzigen Verzicht darauf bedenklich. Und in der Tat wäre ein solcher Verzicht, wenn er, und dies insbesondere, zugunsten der exakten Disziplinen, allgemein würde, nicht ohne die allerschwersten Bedenken hinzunehmen. Der italienische Geschichtschreiber des römischen Volkes, Guglielmo Ferrero, hat im ‚Figaro' (19. Mai 1911) einige Gedanken zu unserer Frage beigesteuert, die es verdienen, hier ein Echo zu finden.

Gewiß, so sagt Ferrero, kann man ein sehr nützlicher Bürger sein ohne die Kenntnis der alten Sprachen und besonders der Allgemeinbildung, welche sie vermitteln. Aber daß dieses Argument, dem auch die eifrigsten Anhänger des humanistischen Unterrichts beipflichten, etwa ausreichend sei, die nun seit einem halben Jahrhundert wachsende Feindseligkeit gegen die Vermittlung von jedweder Luxusbildung durch unsere Schulen zu rechtfertigen, stellt er entschieden in Abrede und fragt mit Recht, ob wir deshalb berechtigt seien, alle Zeit für verschwendet anzusehen, die auf eine Bildung verwendet werde, welche nicht direkt dazu diene, materielle Reichtümer hervorzubringen. Er knüpft sodann an diese Frage folgende Beobachtung:

‚Jahrhundertelang haben es die höheren Klassen in Europa für unerläßlich gehalten, einem Teil der Gesellschaft eine Luxusbildung zu geben und damit zur Verfeinerung des menschlichen Geistes beizutragen. Diese Bildung schien ihnen besonders nützlich für solche, welche dazu berufen waren, die Interessen des staatlichen Lebens und im allgemeinen der Kulturbewegung wahrzunehmen. Nun waren aber diejenigen Generationen, welche sich dieses für die Gewinnung einer solchen Luxusbildung notwendige Opfer ohne Murren auferlegt haben, bei weitem ärmer als die gegenwärtige Generation. Das Lebensproblem war noch in ganz anderer Weise schwierig wie heute. In Gegensatz hierzu sind die Menschen, in demselben Maße als der Wohlstand gewachsen ist, als das Leben leichter wurde und der Druck der zwingendsten Bedürfnisse nachließ, nur um so feindlicher gegen jede Luxusbildung geworden, deren Absicht auf nichts anderes als auf Geistesverfeinerung gerichtet war.'

Diese Tatsache ist in Wahrheit wenig geeignet, die Meinung zu bestärken, daß mit wachsender Außenkultur auch das geistige und moralische Leben

einen Aufschwung nähme, daß, mit anderen Worten, der materielle Fortschritt, die technische Eroberung der Welt die Grundlage auch für ein höheres geistiges Leben wären. Ferrero wirft daher die Frage auf, ob die oft wiederholte Meinung, die idealen Ansprüche entwickelten sich in dem Maße, als der Mensch von dem Druck der elementaren Bedürfnisse befreit werde, durch unsere Gegenwart ein brutales Dementi erfahre. Denn unter den mannigfachen Wirkungen, welche die fabelhafte Bereicherung der modernen Welt hervorgebracht habe, hätte man auch wohl die erwarten dürfen, daß die Zahl der Menschen zugenommen hätte, welche die Mittel, die Zeit und den Willen haben, ihren Geist durch eine hohe Luxusbildung zu verfeinern. Wie steht es also in dieser Beziehung mit den Aussichten in die Zukunft? Ferrero ist trotz des ungefärbten Eingeständnisses der wenig erfreulichen Situation in der Gegenwart nicht pessimistisch, was die Zukunft betrifft:

'Es ist nicht möglich, daß bei einer Kultur wie der unseren das Anwachsen des Wohlstandes auf die Dauer eine solche Wirkung (Verminderung idealen Bildungsstrebens) hervorbringe. Die europäische und die amerikanische Kultur ist fast gänzlich von Theologen, Philosophen, Juristen, Künstlern und Literaten geschaffen worden; später, nach dem Einfluß der Intellektuellen, hat sie, in gewissen Zeitabschnitten, den der Soldaten erfahren; das Bankwesen, der Handel, die Industrie sind wichtige soziale Mächte erst seit einem Jahrhundert geworden. Insofern als die Großindustrie, der Welthandel, die internationale Hochfinanz, die Entwicklung Amerikas, die demokratischen Einrichtungen innerhalb fünfzig Jahren das Wesen unserer Kultur nicht haben abändern und zweitausend Jahre der Geschichte ausstreichen können, wird man sagen dürfen, daß die ganze Erscheinung vorübergehend ist.'

Ihre Ursache, so führt Ferrero weiter aus, habe man in der tiefgehenden Erregung des gesamten europäischen und amerikanischen Lebens zu suchen, die durch den zunehmenden Einfluß der mittleren und unteren Volksschichten hervorgerufen sei.

'Seit vierzig Jahren arbeiten die Regierungen, die Industrie, die Wissenschaft, der Handel, die Künste, die Literatur fast nur noch, um die steigenden Ansprüche der mittleren und unteren Klassen an Wohlbehagen, Luxus, Sicherheit und Frieden zu befriedigen. Diese Ansprüche sind sowohl infolge ihrer Ausbreitung in den Massen als auch infolge ihrer Dringlichkeit ein weltgeschichtliches Phänomen ohnegleichen. Sie sind heutzutage die herrschende soziale Macht, ebensosehr in den Republiken wie in den Monarchien, in Europa nicht minder wie in Amerika. Der Notwendigkeit, ihnen zu genügen, und zwar so ausgiebig und schnell zu genügen wie nur möglich, ist heute überall alles untergeordnet. Und da die Produktion, um solchen großen Wünschen der Massen genugzutun, ungeheuer sein muß, sind der Handel, die Industrie, der Ackerbau, die Ausfuhr, kurz die Geschäfte die beherrschenden Sorgen aller Regierungen und aller politischen Parteien geworden. Ein Niedergang aller geistigen Traditionen aus aristokratischen Zeitaltern wie die klassische Tradition war unvermeidlich inmitten all dieser verworrenen und verwirrenden Anstrengungen zur Erreichung wirtschaftlichen Wohlstandes.'

Aber dieses Fieber werde sich beruhigen. Das Übermaß der wirtschaftlichen Sorgen werde eine heilsame Reaktion zeitigen und unsere Kultur werde sich den Einwirkungen dieser Reaktion nicht entziehen können. Das leuchtet ohne weiteres ein. Wir können diesen Wandel ja bereits im kleinen, bei

einzelnen Schichten und Individuen ziemlich deutlich beobachten. Die sog. Kulturmüdigkeit ist nichts anderes als die Sehnsucht nach einer Rückkehr zu Verhältnissen, die ein ruhigeres, innerlicheres, gesammelteres, geistigeres Leben erleichtern und verbürgen. Ferrero faßt vor allem eine praktische Notwendigkeit ins Auge, welche diese Reaktion hervorbringen müsse. Sie sei mit der Abschwächung des religiösen Sinnes gegeben. In dem Maße als die religiösen Ideen in den gebildeten Kreisen an Kraft verlören, mache sich die politische Bedeutung einer erhöhten Pflege des geistigen Lebens durch die Literatur geltend. Dazu sei aber die humanistische Bildung ein unentbehrliches Mittel. Die zunehmende Abschwächung des religiösen Lebens wird also einfach als eine künftige Tatsache angenommen zu gleicher Zeit, da man die Unentbehrlichkeit der humanistischen Bildung beweisen will! Und Ferrero glaubt sie beweisen zu können, obwohl er zugibt, daß auch ihre wärmsten Verteidiger nicht in Abrede stellen, man vermöge auch ohne sie ein nützlicher Staatsbürger zu sein. Ein Verteidiger der Religion wird ein ähnliches Zugeständnis, was die Religion betrifft, kaum so unbedingt machen. Wie viel mehr kann man aber all die Gründe und Ursachen, die Ferrero für den Fortbestand der Luxusbildung anführt, vom rein natürlichen Standpunkt für den Fortbestand, ja für eine allgemeinste Wiedergeburt der Religion in Anspruch nehmen! Denn wenn heute ein Übermaß von wirtschaftlichen Sorgen der Pflege höherer Geistesbildung im Wege steht, darf man sich dann wundern, daß auch das religiöse Leben, das doch mit einem Leben aus dem Geiste so eng zusammenhängt, gleichfalls abgeschwächt erscheint? Wird es also mit den veränderten äußeren Bedingungen nicht ebenso wieder aufleben wie etwa die Interessen für höhere Bildung überhaupt? Die christliche Religion ist jünger als die klassische Tradition. Ja, daß wir von einer solchen überhaupt sprechen können, verdanken wir nur der christlichen Kultur. Und tatsächlich hält auch bloß das Interesse für die christliche Weltanschauung das Interesse für die griechisch-lateinische Literatur und Kultur noch wahrhaft lebendig. Eine moderne Kultur, die mit den christlichen Traditionen gebrochen hat, muß logisch auch die altklassische Bildung für entbehrlich halten. Es ist bezeichnend genug für das Verhältnis unserer wissenschaftlichen Disziplinen zu der altklassischen Bildung, daß außer derjenigen Disziplin, die die altklassischen Sprachen und Literaturen selber zum Gegenstande hat, nur noch die theologische deren Kenntnis obligatorisch macht.

Wenn wir uns daher den Glauben Ferreros bezüglich der Notwendigkeit einer Luxusbildung, wie sie in dem Studium der Alten gegeben ist, zu eigen machen, so möchten wir ihn doch gleichzeitig auch auf die christliche Religion und sogar auf ihre organisierte Form, die Kirche, ausgedehnt wissen. Auch die Träger der christlichen Kultur unserer Tage mögen wohl hin und wieder verzagt werden, wenn sie sehen, wie heute das Gros der Menschheit in materiellen Interessen aufgeht. Der philosophische Kopf wird aber nicht in den Nöten der Gegenwart befangen bleiben. Wer die Dinge und die Menschen aus zu großer Nähe betrachtet, wird notwendig zum Pessimisten. Nur wo der Blick auf große Entwicklungen in der Vergangenheit wie in der Zukunft gerichtet ist, weitet sich auch der Geist für die Hoffnung und den

Glauben an das Gute und an eine göttliche Weltleitung. Die Mahnung, die Ferrero an die Träger höherer Geistesbildung richtet, gilt daher mutatis mutandis auch für die Verkündiger der religiösen Ideale:

‚Es ist daher nötig, daß diejenigen, welche heutzutage die höhere Luxusbildung vertreten, sich nicht entmutigen lassen durch diese Flut von Reichtum und Barbarei, welche über die moderne Welt hereinzubrechen scheint. Wie in allen historischen Übergangszeiten muß man warten können, dabei aber mit Zähigkeit die großen intellektuellen Traditionen der Vergangenheit festhalten und sie den wechselnden Lagen der zeitgenössischen Gesellschaft anpassen. Diese Anpassung ist zweifellos sehr schwierig, und es ist unmöglich, ein Programm im voraus darüber aufzustellen. Ein solches Programm kann sich nur nach und nach bilden durch die Wiederholung der Versuche in unmittelbarem Kontakt mit den Widerständen und Hindernissen. Das ist es daher auch, was allen den Bemühungen, die, sei es mit oder ohne Erfolg, zur Einführung der klassischen Kultur und Tradition ins moderne Leben gemacht werden, ihre Bedeutung gibt. Die gebildeten Klassen haben dazu beigetragen, die aktuelle Krisis zu verschärfen, indem sie einem Irrtum huldigten, dem Irrtum nämlich, die Archäologie, die Geschichte, die Literatur, die Philosophie als Wissenschaften auf eine Stufe zu stellen mit der Chemie und Physik. Die Chemie und Physik vermögen jedoch keinen direkten Einfluß auf die Lebensführung der Menschen auszuüben; sie können nur materielle und praktische Dinge leisten; es genügt also, wenn sie von einer sehr kleinen Minderheit von Spezialisten gewußt und ausgeübt werden, die es sich zur Aufgabe stellen, ihren Mitmenschen damit zu nützen. Diejenigen Wissenschaften aber, die man die moralischen und politischen nennt, sind im Gegenteil dazu bestimmt, einen tiefgehenden Einfluß auf die Lebensführung der Menschen auszuüben; ihre Kenntnis muß sich daher mindestens auf die ganze intellektuelle Elite einer Gesellschaft erstrecken. Andernfalls verfehlen sie ihren wahren Zweck.‘

M.

Übertreibungen des Tierschutzes

Bisher gehört nach dem deutschen Reichsstrafgesetzbuch die Tierquälerei zu den ‚Übertretungen‘, die nur bei öffentlichem, Ärgernis erregendem Vollzug bestraft werden. Der bisherige § 360 Z. 13 lautet:

‚Mit Geldstrafe bis zu 150 Mark oder mit Haft bis zu sechs Wochen wird bestraft, wer öffentlich oder in ärgerniserregender Weise Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt.‘

Diese unzureichende Bestimmung erfährt in dem vor Jahresfrist veröffentlichten Vorentwurf zu einem neuen deutschen Strafgesetzbuch eine sehr wesentliche Verschärfung. Die Tierquälerei wird nunmehr zu den ‚Vergehen wider die öffentliche Ordnung‘ gerechnet, als § 145 b dem R.-Str.-G.-B. eingereiht und mit entsprechend erhöhtem Strafmaß bedacht. Die neue Fassung lautet im Entwurf:

‚Wer Tiere boshaft quält oder roh mißhandelt, wird mit Gefängnis bis zu drei Monaten oder mit Geldstrafe bis zu 600 Mark bestraft.‘

Es wird also fortan auch die nicht öffentliche und die nicht Ärgernis gebende

Tierquälerei bestraft werden; es soll in jedem Falle die in solchen Handlungen bekundete Roheit der Gesinnung empfindlich getroffen werden.

Man möchte meinen, alle Freunde des Tierschutzes würden einmütig ihren Einfluß dafür einsetzen, daß dieser Entwurf zum Gesetze werde. Statt dessen entfaltet die ‚Gesellschaft zur Förderung des Tierschutzes und verwandter Bestrebungen' und speziell ihr Wanderredner Magnus Schwantje eine Agitation gegen den neuen Entwurf und behauptet in einer Broschüre, ‚Der Tierschutz im deutschen Strafgesetz'*: es sei

> ‚der größte Fehler des Entwurfes der Novelle, daß er nur das „boshafte Quälen" und das „rohe Mißhandeln" von Tieren mit Strafe bedroht'.

Der Vorschlag des Herrn Schwantje lautet auf folgende Fassung des § 145b:

> ‚Die Tierquälerei (eventueller Zusatz: „die nicht zur Wahrnehmung überwiegender menschlicher Interessen nötig ist") wird mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark bestraft.
>
> Wenn der Tierquäler bereits einmal im Inlande wegen Tierquälerei bestraft worden ist, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Monaten ein.'

Man sieht ohne weiteres, daß es sich hier nicht mehr nur um eine Bekämpfung menschlicher Roheit handelt, sondern um eine förmliche Interessenvertretung der Tierwelt gegenüber der Menschenwelt. Selbst da, wo ohne jeden Grausamkeitswillen menschliche Interessen eine Schmerzzufügung bei Tieren erfordern, soll erst eine Abwägung eintreten, welche Interessen ‚überwiegen', die der Tiere oder die der Menschen. Worauf das hinausläuft, ist aus der sonstigen Agitationstätigkeit dieser Gruppe von Tierfreunden unzweideutig zu entnehmen. Wie sich aus ihrer Bekämpfung jedweder Vivisektion und jedweden Schächtens ergibt, halten sie sogar die ernstesten wissenschaftlichen und religiösen Interessen großer Menschheitsgruppen für minder gewichtig, als die Schmerzersparnis für die Tierwelt.

Als Hauptbeweisgrund für die schärfere Fassung Schwantjes dient ihm die Berufung auf das Strafmaß der Sachbeschädigung:

> ‚Sachbeschädigung wird nach § 303 „mit Geldstrafe bis zu 1000 Mark oder mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft". Tierquälerei bekundet in der Regel eine viel rohere und gemeingefährlichere Gesinnung als Sachbeschädigung; wenigstens wird kein gesitteter Mensch leugnen, daß Tierquälereien vorkommen können, die eine mindestens ebenso harte Strafe verdienen wie irgend eine Sachbeschädigung. Das Höchstmaß der Strafe für Tierquälerei sollte also mindestens dem der für Sachbeschädigung angesetzten gleich sein.'

Auch bei diesem Vergleich vergißt der so eifrige Verfechter der Tierinteressen ganz auf die bei der Sachbeschädigung ohne weiteres mit einspielenden Menscheninteressen. Es wird vom Strafgesetz überhaupt nur eine Beschädigung fremder Sachen geahndet, somit ein mehr oder minder schwerer Eingriff in die Interessensphäre der Nebenmenschen. An seinem eigenen, künstlerisch etwa noch so wertvollen Porzellangeschirr dürfte jedermann die radikalsten und rohesten Sachbeschädigungen vornehmen, ohne mit dem Strafgesetz in

---

* Verfaßt von Schwantje, herausgegeben von der genannten Gesellschaft. Berlin 1910. 20 Pfg.

Konflikt zu kommen. Dagegen bleibt grausame Quälerei des eigenen Haustieres künftig keineswegs mehr straflos; und dies von rechtswegen.

Statt Tierquälerei und Sachbeschädigung in eine ganz unangebrachte Parallele zu bringen, sollten sich diese enfants terribles der Tierschutzbewegung lieber eines anderen Vergleiches erinnern, der sie vor kompromittierenden Übertreibungen bewahren kann: des Vergleiches zwischen Tierquälerei und Kindsmißhandlung. Leider aber muß man nur zu oft die Wahrnehmung machen, daß Personen, die gegenüber Tieren die äußerste Sentimentalität bezeigen, angesichts der Qualen so vieler Mitmenschen ein weit geringeres Mitgefühl beweisen, ja sogar mit einer gewissen Menschenverachtung darüber hinwegzusehen vermögen*. Dieselben körperlichen Mißhandlungen, denen tausende armer Menschenkinder wehrlos preisgegeben sind, dürfen schon heute kaum mehr einem Pferd oder Rind in der Öffentlichkeit straflos zugefügt werden. Man kann es wirklich kaum mehr als übertrieben bezeichnen, wenn die Schweizer Monatsschrift ‚Die Alpen‘ (Nov.-Heft 1910) anknüpfend an zwei Kriminalfälle abscheulichster, rückfälliger Kindsmißhandlung ‚Tierschutz und Kinderschutz‘ beschämend kontrastiert und feststellt, daß

‚zurzeit bei uns tatsächlich die Tiere einen besseren Schutz genießen als die Menschen. ... Tausendfach kommt es vor, daß ein betrunkener Vater die zitternden Kinder des Nachts aus dem Bette holt und sie blutig schlägt, nur um den durch den Rausch aufgestachelten Grausamkeitstrieb zu befriedigen, tausendfach greifen rohe Mütter zu den empörendsten und qualvollsten Strafen, um ihre Wut an mißliebigen Kindern auszulassen; aber kein Hahn kräht danach, wiewohl der Umgebung die Tatsachen nicht verborgen bleiben können. ...

Wenn aber ein armes Knechtlein einem vielleicht störrischen Pferde im Ärger die Peitsche etwas mehr zu kosten gibt, als gerade notwendig, oder wenn ein Bäuerlein, dem Bacchus' Geister die Denkkraft gelähmt haben, im Dusel vergißt, aus der Winterkälte seine Tiere in den warmen Stall zu ziehen, so werden die Schuldigen vor den Richter geschleppt, dort, wie es sich gehört, für den Frevel gestraft und bilden von da an den Abscheu aller Braven und Gerechten.‘

Bis zu welchem Extrem schließlich die Tierbewunderung sich versteigen kann, zeigt ein Fall, wo schließlich die Menschenkinder den Tieren als ‚Versuchskaninchen‘ dienen mußten. Bei einer Prüfung von Polizeihunden in Altona-Bahrenfeld ereignete sich in Gegenwart zahlreicher gebildeter Zuschauer nach dem undementierten Bericht der Halbmonatsschrift ‚Schule und Elternhaus‘ (Nr. 1 vom 1. Oktober 1910) der folgende unerhörte Mißbrauch:

‚Es sollte zuerst die Nasenarbeit der Hunde gezeigt werden, und zwar das Verbellen einer Person, die sich versteckt hat. Dazu wurden nun Kinder eines Erziehungs- oder Waisenheims unter Führung ihres Anstaltsvaters verwendet. Es war diesen Kindern nicht der geringste Schutz am Körper gegeben. Tatsächlich wurde ein Kind derart in den Oberschenkel gebissen, daß eine zirka vier Zentimeter lange

---

* Auch Persönlichkeiten wie Schopenhauer oder Wagner können hiervon nicht ausgenommen werden. Wagner schrieb einmal ausdrücklich an Frau Wesendonk: „Im Grunde genommen habe ich mit Menschen weniger Mitleiden als mit Tieren.“ Vgl. die sonderbare Schrift „Richard Wagner und die Tierwelt“ von Hans von Wolzogen. Berlin 1910, Verlag Schuster & Loeffler.

blutende Wunde vorhanden war. Verbandzeug war auch nicht am Platze, so daß ein Altonaer Schutzmann es erst holen mußte.'

Gewiß werden die extremen Verfechter der Tierschutzbewegung solche Fälle ebenso rückhaltlos mißbilligen als wir, und unserem Vergleich von Tierquälerei und Kindsmißhandlung mit der Ausflucht zu begegnen suchen, daß man eben die Kindsmißhandlungen noch viel strenger bestrafen müsse als Tierquälereien. Darauf wäre zunächst zu erwidern, daß die Anerkenntnis dieses dringenderen Bedürfnisses im Kampf gegen menschliche Roheit dann auch zu der praktischen Konsequenz führen muß, daß man in erster Linie gegen die Quälerei von Menschen sich wendet und erst in zweiter gegen die Quälerei der Tiere. Vor allem aber müßte, wenn man einer ethisch gerechten Abwägung von Menschenschmerz und Tierschmerz wieder zugänglich wird, der törichte und aussichtslose Kampf gegen die Vivisektion unbedingt eingestellt werden. Wo es sich darum handelt, durch Finden geeigneter Schutz- und Heilmittel (man denke nur an die Serumtherapie oder Ehrlichs Syphilisheilmittel) das jammervolle Hinsiechen ganzer Menschheitsgenerationen zu hindern oder zu lindern, da fallen die — zudem noch nach Möglichkeit gemilderten — Vivisektionsschmerzen etlicher Kaninchen, Hunde oder Pferde, die in der freien Natur oft noch viel kläglicher zugrunde gehen, nicht ins Gewicht. Hier von Grausamkeit gegen Tiere zu sprechen, ist in Wahrheit eine Grausamkeit gegen die Menschen.

Nicht der sentimentale Wunsch, den Tieren möglichst viele Schmerzen zu ersparen, gibt den Tierschutzbestrebungen ihr unbestrittenes Daseinsrecht, sondern der ethische Zweck, der Verrohung der Menschen entgegenzuarbeiten. Nicht um ein ‚Abwägen' von Tier- und Menschheitsinteresse kann es sich beim Tierschutz handeln, sondern allein um ein eigenstes Menschheitsinteresse, das sich den übrigen harmonisch einfügt, sofern man es vor einseitigen Übertreibungen bewahrt.

Dr. E.



Rundschau

Zeitgeschichte

Neue Universitäten. Schon seit mehreren Jahren werden die Projekte erörtert, zwei neue Großstadtuniversitäten, in Hamburg und in Frankfurt, zu gründen. Der Plan der Frankfurter hat vor einigen Wochen greifbarere Gestalt angenommen durch eine Denkschrift des Magistrats an die Stadtverordnetenversammlung. Danach besteht die Absicht, im Sommersemester 1914 die neue Hochschule zu eröffnen. Aber es fehlt nicht an Widerspruch. Besonders lebhaft ist er in dem benachbarten Marburg, das sich zwar nicht in der Existenz bedroht sieht, aber doch eine starke Minderung seiner Hörerzahl befürchtet. Das preußische Kultusministerium nimmt einstweilen einen zurückhaltenden Standpunkt ein, und im Landtage haben bisher Widerspruch und Bedenken überwogen. Hamburg wird es ohne Zweifel bequemer haben, seinen Plan durchzuführen, weil es ein selbständiger Staat ist.

Es dürfte wenig bekannt sein, daß beide Projekte, freilich in anderer Form, schon vor mehr als vierzig Jahren aufgetaucht sind. Gleich nachdem die alte freie Reichsstadt am Main preußisch geworden war, trat der Gedanke hervor, daß ein Ersatz für den Verlust des Bundestages und der politischen Selbständigkeit nur in der Begründung einer Hochschule gefunden werden könne. Die Erörterungen mit Vertretern der preußischen Regierung führten aber zu keinem Ergebnis. Dann kam man auf den Gedanken, die Marburger Universität, die damals noch keine Hörsäle hatte und manchen wenig lebensfähig erschien, nach Frankfurt zu verlegen. Der ehemalige Zivilkommissar von Frankfurt, Freiherr von Patow, brachte am 15. Dezember 1868 im Abgeordnetenhause diese Anregung vor. ‚Als der preußische Staat aus seinem inneren Verfall, aus seiner äußeren Bedrängnis wieder zu erstarken anfing, war es ein großartiger Akt, die Universität Berlin zu gründen; als die preußische Monarchie nach dem Jahre 1815 durch neue Provinzen vermehrt wurde, war es ein großartiger Gedanke, mit Rücksicht auf diese neuen Provinzen eine große, man kann sagen eine Musteruniversität (Bonn) zu errichten. Wir erfreuen uns jetzt wiederum einer Vergrößerung des Staatsgebietes, und es kann wohl in Frage kommen, ob es nicht ratsam wäre, dem damals gegebenen Beispiele zu folgen. Ich will auch nicht anstehen, gleich den Ort zu bezeichnen, welchen ich für die Gründung einer solchen Universität für geeignet halte, das ist Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. hat sehr viel verloren, was ihm zu ersetzen nicht möglich ist; hier wäre ein geeignetes Mittel, ihm einen Ersatz für das, was es schmerzlich vermißt, zu bieten. Doch dies allein könnte nur eine untergeordnete Rücksicht sein. Aber ohne die Sache weiter ausführen zu wollen, will ich nur die Überzeugung aussprechen, daß es ein Akt von größter politischer Wichtigkeit sein würde, in Frankfurt eine Universität zu gründen. Diese Universität würde eine Brücke über den Main sein, fester als alle steinernen, die gebaut werden können.‘ Mit v. Patow erklärte sich der Graf v. Schwerin ‚vollkommen einverstanden‘. Dagegen meinte Dr. Braun (Wiesbaden), es sei ‚nicht die Zeit und der Ort, sich auf solche Pontifex-Zukunftsträume einzulassen‘, während der Kultusminister v. Mühler erklärte, die Regierung habe sich zwar die Frage vorgelegt, ob Preußen zu den sechs Universitäten, die es für ungefähr zwanzig Millionen Seelen habe, drei neue* für einen Zuwachs von noch fünf Millionen Seelen hinzunehmen solle. ‚Hätte die Frage so gelegen, daß es sich darum gehandelt hätte, diese neun Universitäten in dem Augenblicke erst neu zu

---

* Marburg, Göttingen, Kiel.

gründen, so würde man schwerlich auf die ganze Zahl von neun gekommen sein. Man würde auch vielleicht bei der Wahl der Orte nicht für jede dieser Universitäten sich für den Ort entschieden haben, an dem sie gegenwärtig besteht. Auch die Momente, die Herr Abgeordneter v. Patow zur Sprache gebracht hat, sind Gegenstand reiflicher Erwägung geworden. Schließlich aber hat die Staatsregierung doch geglaubt, daß sie in dieser Frage nicht die Interessen, die zum Teil tiefgewurzelten Interessen der neuen Provinzen in einer solchen Weise verletzen dürfe, daß sie darauf ausgehe, von den drei neuen Universitäten eine eingehen zu lassen oder sie anderswohin zu transferieren.' Der Abgeordnete v. Virchow bestritt, daß ,die Gründung einer Universität in Frankfurt irgend etwas in Beziehung auf die Maintheorie ändern würde'. ,Die preußischen Universitäten werden auch von der Regierung, wie ich sehr gern anerkenne, noch heutigestags immer als deutsche Universitäten betrachtet, und das Band zwischen den verschiedenen deutschen Universitäten kann dadurch unzweifelhaft nicht inniger werden, ob eine Universität in Marburg oder in Frankfurt ist; das ändert an der Sache in der Tat gar nichts.'

Ein Antrag wurde von keiner Seite gestellt. Aber die Verhandlung genügte doch, um die Marburger Bürgerschaft und Universität in Bewegung zu bringen. Die Bürger, die bis dahin, wie im Abgeordnetenhause gerügt wurde, wenig für angemessene Studentenwohnungen getan hatten, traten zusammen, um den drohenden Verlust abzuwenden, und veranlaßten eine Agitation in der Tagespresse. Dagegen nahm die Universität, zum Teil wenigstens, den Gedanken, nach Frankfurt überzusiedeln, anders auf als heute. Er fand namentlich bei den Mitgliedern der medizinischen Fakultät, deren Ausstattung viel zu wünschen übrig ließ, und bei den Studenten Anklang.

Ein anderer Vorschlag, der z. B. in der anonymen Broschüre ,Für die kleineren Universitäten', Gütersloh 1870, diskutiert wird, ging dahin, Gießen und Marburg, die damals beide fast die wenigsten Studenten unter allen deutschen Universitäten hatten (Marburg 329, Gießen 291) zu vereinigen und nach Frankfurt zu verlegen, da sie nur eine Bahnstunde voneinander entfernt lägen und nach allgemeiner Annahme nicht mehr die Konkurrenz mit den größeren Instituten bestehen, noch als gelehrte Bildungsanstalten den an sie gestellten Anforderungen entsprechen könnten, vielmehr ,in unheilbarem Siechtum begriffen seien'. Durch Verbindung ihres Stiftungs- und staatlichen Zuschusses ließe sich für die große Frankfurter Universität jährlich die Summe von 200000 Gulden gewinnen, eine Dotation, wie sie nur wenigen der ersten deutschen Universitäten zur Verfügung stehe. Im Falle der Annahme des Vorschlages handele es sich also um Erhaltung, Verbindung und Kräftigung deutscher Bildungsanstalten zum Vorteil von Lehrern und Studierenden.

Über die öffentliche Diskussion ist auch diese Idee nicht hinausgekommen.

Unter den Einwänden gegen Frankfurt sowohl wie gegen Hamburg stand auch damals schon wie noch heute die alte, seit Ende des 18. Jahrhunderts oft und oft verhandelte Frage ,Kleine oder große Universitäten?' im Vordergrunde. Daß sie fast immer mit einseitiger Voreingenommenheit gegen die Großstadt beantwortet wird, liegt wohl daran, daß sie meist das Thema akademischer Festreden an kleinen Universitäten gewesen ist. Man braucht den kleinen Hochschulen ihre Vorzüge gewiß nicht zu bestreiten: die nähere Berührung zwischen Dozenten und Studierenden, die akademische Freiheit, das echte Studentenleben, die Frische und Schönheit der Natur, die Zucht des Verbindungslebens usw. Aber ebensowenig sollte man verschweigen, daß die Großstädte heutzutage Mittelpunkte und Träger des wissenschaftlichen, künstlerischen und literarischen Lebens sind und daß sie dem Studenten ganz andere Bildungsmittel in Kunst, Theater und Musik bieten, sowie reichste Gelegenheit, das wirtschaftliche und politische Leben kennen zu lernen, seinen Gesichtskreis zu erweitern und

sein Wesen zu bilden. Der Befürchtung, daß die Jugend in Großstädten wie Hamburg gefährlichen Verlockungen ausgesetzt sei, wird schon in den ‚Grenzboten‘ entgegengehalten, daß es in den kleinen Städten mit der Sittlichkeit auch nicht immer sehr weit her sei. In der Tat steht z. B. Marburg in der Moralstatistik nicht besonders günstig da.

Ein ‚sachkundiger Augur und Professor der Ruperto-Carola zu Heidelberg‘ soll, wie in den ‚Hochschulnachrichten‘ vom Dezember 1909 zu lesen war, schon vor Jahren prophezeit haben: ‚Frankfurt und weitere moderne Hochschulen im großstädtischen Betriebsmilieu werden kommen, und die Tage Heidelbergs sowie anderer Kleinstadtsuniversitäten der akademisch-romantischen Diluvialzeit sind gezählt. Die G. m. b. H. der Wissenschaft, die nur um ihrer selbst willen da ist, weicht der großen Konsumgenossenschaft, die das Wissen, gleichviel, wo und wie es erworben wurde — nur honoriert, wenn es Umsatzwert für das praktische Leben hat.‘

Wer sich die kleine Mühe macht, einen Blick auf die Hochschulstatistik zu werfen, der wird diesen sachkundigen Auguren schwerlich für einen berufenen Propheten halten. Gewiß, die Großstadtuniversitäten schwellen immer mehr an, aber sind denn die kleinen nicht ebenfalls in ständigem Wachsen begriffen? Bei uns liegt die Sache eben so, daß die meisten Studenten von der akademischen Freizügigkeit und Wanderung Gebrauch machen und sowohl die kleine Universität wie die Großstadt einige Semester besuchen.

Deshalb ist es auch übertrieben, zu sagen, die Gründung der Universität Frankfurt werde eine neue Phase in der Universitätsgeschichte, gewissermaßen eine Großstadtphase inaugurieren*. Im großen und ganzen wird vielmehr die Universitätsgeschichte ihren alten Weg gehen. Wenn Marburg und einige andere Universitäten zunächst auch etwas an Hörerzahl verlieren, so werden sie diesen Verlust in kurzer Zeit wieder einbringen. Und daß Berlin, München und Leipzig etwas entlastet werden, ist, wie auch die Frankfurter Denkschrift betont, sogar wünschenswert. Ebenso hat sie mit Recht hervorgehoben, daß sich die Zahl der Studenten an den preußischen Universitäten von 1880 bis 1907 verdoppelt hat, ohne daß in dieser Zeit eine neue Universität entstanden ist; denn in Münster ist ja nur eine Fakultät (die juristische) neu gegründet worden.

Noch weniger sollte endlich die Befürchtung Eindruck machen, es könnten nun auch noch soundso viele andere Großstädte, Köln, Düsseldorf, Magdeburg, Stettin usw., kommen und Universitäten gründen wollen. Voraussichtlich haben diese noch mancherlei andere Aufgaben, für die sie ihr Geld brauchen können. Frankfurt und Hamburg beabsichtigen ja auch, wie immer wieder betont werden muß, keine Neugründungen, sondern sie wollen nur vorhandene Einrichtungen, für die schon jetzt große Mittel verausgabt werden (in Frankfurt mehr als 1 750 000 M.), organisch ausbauen.

Wenn dadurch unsere Zustände etwas amerikanischer werden, so wird der Schaden wohl so groß nicht sein. Auf geistigem Gebiete sollte das freie Spiel der Kräfte am wenigsten durch Monopole gehindert werden.

Dr. Kl. Löffler.

* Exzellenz Wagner im preußischen Herrenhause am 7. April 1911.

Literatur

Der Streit um Schönherrs ‚Glaube und Heimat‘, der seit Wochen in der deutschen Tagespresse wie eine konfessionelle Parteifrage hin und her wogt, beginnt neuerdings über das kulturelle Interesse hinaus auch einigermaßen an das literarische zu appellieren.

Die Anfänge des Streites ließen sich rein im Stil unserer verdrießlich öden konfessionellen Zeitungsraufereien an. Bei dem literarisch so wenig hochstehenden Charakter des Stückes, das auf Bühneneffekte gearbeitet ist, hatte man keinen Grund, sich über ein literarisches Manko der Streitenden aufzuhalten. Es stand überhaupt keine literarische Frage auf dem Spiel — mochte die Zuteilung des Grillparzerpreises an

Schönherr in diesem Sinne auch Vorurteile erwecken. Selbst als die Behauptung, Schönherr habe sich die Idee und Anregung zu seinem Stück, ja selbst Einzelheiten in der Ausführung bei E. von Handel-Mazzetti geholt, anfing, den Streit scheinbar aufs literarische Gebiet zu tragen, konnte man mit Recht fragen, ob mit dem endgültigen Nachweis dieser Abhängigkeit wirklich einem höheren literarischen Interesse gedient werde. Die Abhängigkeit war für jeden, der die beiden Romane ‚Jesse und Maria' und ‚Die arme Margaret' von E. von Handel-Mazzetti kannte, evident von dem Augenblick an, da er das Schönherrsche Stück zu Gesicht bekam. — Plagiat? Nein! Aber auch keine Anleihe bloß in stofflicher Hinsicht, um daraus etwa ein Höheres und völlig Neues zu schaffen. Eine solche Anleihe hätte Schönherrn niemand verübelt. Die Sache wurde erst mißlich, als er nach Ausflüchten suchte und sich dabei im Ton gegen seine Landsmännin vergriff, anstatt offen den Sachverhalt zuzugeben. Er hätte es um so eher gekonnt, als sein theatralisches Verdienst ungeschmälert geblieben wäre. Dieses Verdienst hat man allgemein anerkannt, und hier liegt auch wohl der Grund der mannigfachen Auszeichnungen, die dem Stück zuteil wurden.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß von keinem namhaften Blatte katholischer Richtung Schönherrs Stück als antikatholisches Tendenzwerk denunziert wurde. Man hat sogar die Auffassung vertreten, daß von einer Tendenz im eigentlichen Sinne keine Rede sein dürfe. Erst als gewisse protestantische Kreise das Stück als Stimmungsferment für ihre konfessionellen Zwecke benützten, regte sich auf katholischer Seite ein berechtigter Unwille. Diesen Sachverhalt hat Alfred Kerr in der ‚Neuen Rundschau' (Berlin, Mai 1911) in seiner ehrlichen Weise also ausgesprochen: ‚Dritte Wirkung: Protestantenverein. Gegen die Katholiken. Probe: Man kehre die Handlung um, lasse die sterbende Nachbarin statt einer Bibel eine Monstranz festhalten: so gibt es neun Aufführungen in der Provinz.'

Daß Schönherr, der einer in Tirol angesehenen katholischen Familie entstammt, diese Nebenwirkungen nicht gewollt hat, scheint aus dem Stück selber hervorzugehen. Von einer dumm-fanatischen Bemerkung der Rottbäuerin abgesehen, die aber mit ihr persönlich heimgeht, enthält das ganze Stück keinen Zug, der als feindselig gegen die Katholiken empfunden werden müßte. Der Klerus bleibt aus dem Spiel, theologische Fragen werden nicht angeschnitten. Ein Katholik des zwanzigsten Jahrhunderts, der in Sachen religiöser Überzeugung jeden Zwang ebensosehr verurteilt, als Protestanten und Katholiken des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts ihn unbedenklich und moralisch fanden, wird, die historischen Voraussetzungen als richtig zugegeben, das Stück mit ungeschmälert menschlicher Teilnahme auf sich wirken lassen können. Regt sich ihm angesichts des Bühnenerlebnisses dann doch einmal ein historischer Zweifel, so wird er ihn am Ende mit der Erwägung zur Ruhe bringen, daß man die Rollen der Bekenner, ohne unbillig zu sein, vertauschen könnte; denn der Juristensatz: cujus regio, ejus religio wurde hüben wie drüben, je nachdem die Machtverhältnisse waren, mit gleicher Strenge und Unduldsamkeit praktisch gemacht. Erst wenn ein Historiker, er braucht nicht einmal zugleich Katholik zu sein, sondern lediglich ein gerecht denkender Mann, den Untertitel des Stückes: ‚Tragödie eines Volkes' ins Auge faßt, dann regen sich Fragen und Einsprüche die Menge: Welchen Volkes? Eines ganzen Volkes? Zu welcher Zeit? Aus welchen Motiven? Solchen und ähnlichen Fragen sollte das Stück standhalten und konnte es nicht. Man könnte einwenden: Seit wann ist der Dichter so an die wirkliche Geschichte gebunden, daß er ein Rigorosum besteht? Gewiß ist er's nicht; aber Schönherr hat seine dichterische Freiheit durch den unglücklichen Untertitel einigermaßen verwirkt. Und dieser Untertitel ist zweifellos ganz sein Eigentum. Eine Handel-Mazzetti hätte ihre künstlerische Aufgabe nie so verkannt, daß sie sogar im Titel ein Pronunziamiento gewagt hätte — auch nicht nach der anderen Seite!

Mehr als die Ähnlichkeit einzelner Stellen, ja mehr selbst als die Ähnlichkeit der Figur des Reiters mit dem Pappenheimer Herliberg (‚Arme Margaret'), mußte der Geist des ganzen Stückes zu einem Vergleich mit den Romanen der Handel-Mazzetti, sowohl was die geschichtliche Umwelt, als was die dichterische Behandlung der Charaktere betrifft, herausfordern. Er ist denn auch gründlich gezogen worden. Erst damit kam die Frage auf ein literarisches Niveau. Dr. Expeditus Schmidt O. Fr. M. hat in seinem Berliner Vortrag über ‚Glaube und Heimat' den Anfang gemacht. Dann folgten rasch hintereinander zwei Schriftchen, das eine von dem Österreicher Johannes Eckardt*, das zweite von M. Anklin**, einer geistreichen Schweizerin, der wir hier auf literarischem Boden zum ersten Male begegnen.

In beiden Schriftchen findet man alle einschlägigen Dokumente wiedergegeben und kommentiert. Darüber hinaus treten die Verfasser in eine Würdigung des umstrittenen Stückes ein, Eckardt mit sichtlichem Wohlwollen für seinen Landsmann, jedoch ohne Scheu, seinen Bedenken unumwunden Ausdruck zu geben, Anklin mehr darauf bedacht, durch den Vergleich die Überlegenheit Handel-Mazzettis über Schönherr darzutun, sowohl im Hinblick auf Kenntnis der Geschichte, Genialität der religiösen Intuition, Konsequenz der Charakterzeichnung, als auch was das persönliche Verhalten während des Streites anlangt. Beide treffen ganz unabhängig voneinander in ihren Urteilen über das Psychologische bei Schönherr nah zusammen. Was sie geltend machen, sind sachliche Argumente. Man kann also die Ausführungen auch dann lesen, wenn man den Standpunkt im einzelnen nicht teilt. Dr. Expeditus Schmidt, dessen Vortrag soeben in ‚Über den Wassern' erscheint, nennt seine Glossen dazu ‚einen Beitrag zur literarischen Kultur von heute'. Das könnte auch der Untertitel von Eckardts Schrift sein. Wer sie gelesen hat, wird um so besser die temperamentvollen, aber auch in die Tiefe gehenden Ausführungen Anklins, seine leidenschaftlich-liebende Parteinahme für Handel-Mazzetti verstehen. ‚Die deutsche Presse', so sagt er mit einigem Recht, ‚hat in ihrem Großteil die vielleicht größte deutsche Dichterin der Gegenwart dem Autor des zugkräftigen Sensationsstückes nachgesetzt, das Original herabgedrückt, um die Nachahmung an seine Stelle zu erheben. Und wenn auch die Presse schon mit einer Korrektur da und dort einsetzt, so ist noch zu wenig geschehen, dem Ehrenpunkt der deutschen Literatur zu genügen.'

Unter diesem Gesichtspunkt steht seine vergleichende Wertung. Über den ‚religiösen Romantismus' der steyrischen Dichterin kommen dabei Erkenntnisse zutage, die der Ästhetiker mit Dank quittieren wird. Sehr gut, weil aus tieferen Erwägungen der Künstlerpsychologie heraus, ist Gewinn und Nachteil von Schönherrs Abhängigkeit erklärt, ohne daß das eigenartige und dichterisch kraftvolle Wesen Schönherrs verkannt würde. Was Schönherr zur befriedigenden Gestaltung eines religiösen Stoffes fehlt, ist die ungebrochene Glaubensüberzeugung.

‚Es liegt im Wesen der positiven vollen und ungebrochenen Glaubensüberzeugung, daß sie die Kunst auf erstaunliche Höhen führt, wenn der Träger des Glaubens ein echter Künstler ist.' Handel-Mazzetti ist eine echte Künstlernatur von solcher Glaubensüberzeugung. Mit Recht ruft Anklin daher aus: ‚Heiliger Himmel! Unverständlich ist es mir, wie Katholiken zweifeln konnten an einer Kunst, in der jedes Wort die tiefste Gläubigkeit atmet!'

Die beiden Schriftchen gehören jedenfalls zum Besten, was der Fall Schönherr-Handel-Mazzetti gezeitigt hat. Im übrigen ist der Streit literarisch und für das Gefühlsleben des deutschen Volkes herzlich belanglos. Wenn Anklin ihre Schrift mit der Bemerkung einleitet, seit dem ‚Wertherfieber' habe die deutsche Literatur keine Gefühlskrise durch-

---

* Karl Schönherrs ‚Glaube und Heimat' (Verlag Max Engel, München).

** Enrica von Handel-Mazzetti und Karl Schönherr. Gedanken zum neuesten Literaturstreit. (R. W. Mecklenburg, Berlin.)

gemacht, ‚die an Intensivität dem Kampf um Schönherrs „Glaube und Heimat“ und die beiden Romane der Handel-Mazzetti' gleichkäme, so muß man diese Diagnose der schweizerischen Optik zugut halten, die hier nach äußeren Symptomen urteilt und der rechten Fühlung mit dem deutschen Leben ermangelt. Wollte Gott, wir wären erst so weit, daß eine Beschäftigung mit den Romanen einer Handel-Mazzetti religiöse Gefühlskrisen à la ‚Wertherfieber' auszulösen vermöchte! Bis dahin wird noch mancher billige Erfolg à la ‚Glaube und Heimat' davongetragen werden. -th.

Julius Rodenberg, der Begründer und Herausgeber der ‚Deutschen Rundschau', konnte am 26. Juni seinen 80. Geburtstag in großer geistiger und körperlicher Rüstigkeit begehen. Der gegenwärtigen Generation ist sein Name vor allem durch das Unternehmen lebendig, das wohl die Hälfte seiner Lebensarbeit ausmacht und einen auch nicht unbeträchtlichen Teil seines eigenen schriftstellerischen Wirkens enthält: die ‚Deutsche Rundschau'. Sie ist die erste große Monatsschrift, in der sich deutsches Geistesleben ähnlich umfassend und bedeutsam spiegelt, wie in den englischen und französischen Revuen, die jedoch alle älter sind und für die ‚Deutsche Rundschau' vorbildlich waren. Als Rodenberg mit der damals noch recht jungen Firma der Gebr. Paetel im Jahre 1874 an das Unternehmen herantrat, stand er im 43. Lebensjahre und hatte bereits einen literarisch geachteten Namen. Von Verserzählungen im Stile der Roquette und Putlitz und von patriotischen Gedichten à la Geibel war er bald zu Erzählungen übergegangen, in denen er anfangs (‚Die Straßensängerin von London', 1863) englische Einflüsse verriet, später auf Grund von französischen und englischen Memoiren dem historischen Geschmack der Zeit huldigte, in ‚Die neue Sündflut' (1865) die französische Revolution, in ‚Von Gottes Gnaden' (1870) die englische Revolution zum Gegenstand wählte, um schließlich in seinem auch wohl heute noch gelesenen Roman ‚Die Grandidiers' (1878), einer Familiengeschichte aus der Berliner französischen Kolonie, dasjenige Gebiet zu betreten, auf dem er, ähnlich wie Fontane, seine intimste Befähigung entfalten konnte. Rodenberg ist nicht Berliner von Geburt. Er wurde in Rodenberg, einem kleinen Städtchen des zwischen Westfalen und Hannover gelegenen Landstreifens, der zum ehemaligen Kurfürstentum Hessen gehörte, geboren, und heißt eigentlich Levy. Doch kam er nach Absolvierung des Gymnasiums zu Rinteln und seinen juristischen Studien auf den Universitäten Heidelberg, Göttingen, Marburg und Berlin bald dauernd in die preußische Hauptstadt, die er denn auch zum Gegenstand noch viel eingehenderer und liebevollerer Beobachtungen und Studien machte, wie vorher London und England überhaupt, worüber eine Reihe von Reisebüchern unterhaltenden Aufschluß geben. Hier gelang ihm denn auch in den ersten Jahren des neuen Reiches der große Wurf, dem er heute noch seinen Einfluß und seinen Namen verdankt, die Gründung der ‚Deutschen Rundschau'. In deutscher Sprache gab es damals wohl eine Reihe belletristischer, literarischer, historischer, politischer Zeitschriften, aber keine, welche etwa der seit 1829 bestehenden ‚Revue des deux mondes' auch nur ähnlich gewesen wäre. Rodenberg selber hatte, nach einem ersten Versuch mit dem ‚Deutschen Magazin' (1860—63), vom Jahre 1867—74 den ‚Salon' redigiert, aber — und das ist für diese Zeit bezeichnend — das kulturgeschichtlich wichtigste Organ um die siebziger Jahre war die 1853 gegründete ‚Gartenlaube'. —

Rodenberg selber hat die Geschichte der Gründung der ‚Deutschen Rundschau' anläßlich ihres 25jährigen Bestehens im 101. Bande vom Jahre 1899 erzählt. — Es war Berthold Auerbach, der die Ziele der neuen Monatsschrift gleich so hoch steckte, daß sie damit aus der Reihe der bestehenden Zeitschriften heraustrat. Sowohl der Verlag wie Rodenberg hatten gewünscht, Auerbach möchte mit Rodenberg zusammen verantwortlich zeichnen. Er war jedoch anfangs nicht dazu zu bewegen und mußte

sich später, als das Gelingen gesichert war, damit begnügen, das erste Heft mit einer Novelle zu eröffnen. Es ist interessant, zu beobachten, wie alle Hauptbeteiligten damals das größte Gewicht für den glücklichen Erfolg auf die Gewinnung der literarisch namhaften Erzähler der Zeit legten. Gewiß waren sowohl der Zeitpunkt und der Erscheinungsort glücklich gewählt. Wer dem neuen Reich eine ‚repräsentative' Monatsschrift gab, konnte auf die Teilnahme aller deutschgesinnten Herzen rechnen. Daß man als Erscheinungsort nicht eine der bekannten Zeitschriftenstädte Leipzig, Stuttgart oder Braunschweig wählte, sondern Berlin bevorzugte, hatte den großen Vorteil, von einem geistig erwachenden Zentrum aus alle Kräfte an sich ziehen zu können. In den ersten Heften waren denn auch tatsächlich Mitarbeiter aus allen vier Himmelsrichtungen des deutschen Sprachgebietes beisammen. Neben dem Schwaben Auerbach der Nordfriese Storm, neben den Österreichern Grün und Hanslick die Ostdeutschen Ehlert, Lasker und Verdy, neben Männern aus dem Münchener Kreise, wie Geibel, Heyse und Kaulbach, der Rheinländer Sybel und der Mecklenburger Wilbrandt. Über allen diesen günstigen Umständen schien aber ein anderer und wichtigerer zu stehen, der von Rodenberg selber damit bezeichnet wird, daß er die siebziger Jahre ‚die Zeit der großen Novelle' nennt. Storm, Keller, C. F. Meyer, Heyse, Luise von François — und das sind nur einige der besten Namen aus jener Zeit — haben der ‚Deutschen Rundschau' ein so hohes literarisches Ansehen gebracht, daß es langhin als eine Auszeichnung galt, darin als Erzähler auftreten zu dürfen. Die Jahre 1885 und 86, da Meyers ‚Richterin' und Kellers ‚Martin Salander' in der ‚Deutschen Rundschau' erschienen, waren ein Höhepunkt, der allerdings nicht oft wiederkehrte. Aber das muß man Rodenberg lassen — er hat trotz einiger Mißgriffe, die sich wohl infolge äußerer Ungunst der Verhältnisse kaum vermeiden ließen, die große Tradition, welche sich in der Zeit der Meistererzähler angesponnen hatte, sogar bis in die Gegenwart aufrecht zu halten verstanden, so daß man heute, nach der Überwindung des Naturalismus, seinem Verdienst mehr als je gerecht wird. Als jene Tradition von zwei großen Erzählerinnen katholischen Bekenntnisses nicht nur fortgeführt, sondern sogar zu einem neuen Höhepunkt hinaufgeführt wurde, da war es Rodenberg, der sich sofort ihre Mitarbeit zu sichern suchte. Ilse von Stachs ‚Monika' und E. v. Handel-Mazzettis ‚Arme Margaret' durften nicht fehlen, wo Conr. Ferd. Meyer und Marie von Ebner-Eschenbach sich ein literarisches Stelldichein gegeben hatten. Von der hier angedeuteten Richtung abgesehen, wird man allerdings in der ‚Deutschen Rundschau' wenig finden, was mit der neuesten Literaturentwicklung Fühlung hielte. Auch aus der älteren Zeit kommen gewisse literarische Strömungen, die wir heute für aussichtsreich ansehen, darin nicht zum Vorschein. Das soziale und humoristische Element in unserer Dichtung hat nur einen geringen Niederschlag gefunden: So hat z. B. Raabe nie eine Rolle daselbst gespielt, während eine Unterhaltungsschriftstellerin wie Ossip Schubin breiten Raum einnimmt.

Bei dem ehrlichen Bestreben Rodenbergs, sein Organ keiner irgendwie bedeutenden Erscheinung des geistigen Lebens auch in seiner internationalen Ausdehnung zu verschließen, ist ab und zu auch eine in das religiöse und kirchliche Leben tiefer hineinragende Erscheinung von berufener Seite gewürdigt und dem allgemeinen Verständnis nahegebracht worden. Beiträge dieser Art sind fast ausschließlich mit dem Namen Frz. X. Kraus und Lady Blennerhassett verknüpft, und es ist keine Frage, daß sie zu den glänzendsten der Revue gehören. Aber in ihrer verhältnismäßigen Seltenheit offenbart sich doch ein Mangel der ‚Rundschau'. Wer sie nach dieser Seite mit der ‚Revue des deux mondes' oder mit einer der älteren englischen Reviews vergleichen wollte, würde festzustellen haben, daß sowohl bei den Franzosen wie bei den Engländern dem religiösen Problem, wenn auch nur in seiner konkreten Ausprägung in großen Persönlichkeiten, eine Beachtung zuteil wurde, die

der Tiefe und dem Ernst ihrer Organe ein glänzendes Zeugnis ausstellt. In dieser Beziehung haftet der ‚Rundschau‘ ein Zug von Nüchternheit an, wie man ihn selbst bei den protestantischen englischen Organen nicht wahrnimmt. Dies hervorzuheben ist bei einem Gesamturteil über die ‚Deutsche Rundschau‘ und die Verdienste ihres Herausgebers schon deshalb unvermeidlich, weil sie nach dem Vorbild der genannten ausländischen Revuen gegründet worden ist. Es kommt in diesem Umstande weniger eine Tendenz als ein Mangel zum Ausdruck; er erklärt zugleich, warum die ‚Deutsche Rundschau‘ trotz alledem auch bis in ihre jüngste Zeit hinein niemals die Bedeutung zu gewinnen vermochte, die der ‚Revue des deux mondes‘ zukommt. Neben ‚Westermanns Monatsheften‘ ist die ‚Deutsche Rundschau‘ diejenige Monatsschrift, die den Wandel der Zeit am glänzendsten überdauert hat. Schwerer als je ist ihr Stand in der Gegenwart. Sie heute noch die deutsche Revue zu nennen, geht schon deshalb kaum an, weil, unbeschadet der Bemühungen, die alte Tradition auch durch die jüngste Gegenwart bestätigen zu lassen, ihr literarischer Standpunkt doch einseitig und, wie Rich. M. Meyer nicht unrichtig bemerkt, zum Teil noch der der siebziger Jahre ist. Als Ganzes und an sich betrachtet zwingt die unter Rodenbergs Leitung in 145 Bänden aufgespeicherte Arbeit trotz alledem die größte Hochachtung ab. -th.

Theater

Münchener Theater. Der Neue Verein, der für unsere Stadt einen Gradmesser der jeweiligen literarischen Geschmackskultur bedeutet, hat am 15. Mai Dauthendeys* ‚Spielereien einer Kaiserin‘ zur ersten Aufführung gebracht. Eine epische Bilderfolge, nicht eine Dichtung, die in Spannungen von Akt zu Akt dramatisch aufgezimmert wäre. Nach ihrem Thema ein Geschlechterspiel. Die Partner darin sind Kaiserin Katharina I. von Rußland und Feldmarschall Fürst Menschikoff. Was sich sonst an Personen um sie ordnet, wächst zu keinem blutvollen Eigenleben, vermag uns weder seelisch noch geistig zu packen. Auch dramaturgisch sind die Seitenpersonen, vielleicht Zar Peter ausgenommen, zweiten Grades, technischer Notbehelf, nicht Widerspiel, nicht dazu geschaffen, daß ein Hauptwille an sie stoße und dann in Kräftestrahlen aussplittere. Sie exponieren lediglich, indem sie erzählend vorbereiten und nachholen. Oder sie umschreiben und durchklären die Absichten und inneren Wirrungen der Mittelfiguren. Oder sie verdicken die Linien. Sie kleistern psychologische Sprünge und Risse. Oder sie schminken einer monologischen Gedankenklitterung oder einem monologischen Gefühlserguß den Schein des Zwiegespräches an.

Im Zentrum steht die Paradoxie der Liebe, die flackernde Paradoxie modernster Richtung, Liebe, die Frost und Flamme in eins ist, Liebe, die hassen muß, weil sie liebt, Liebe, die gerade den am brennendsten verfolgt, den sie allein und ganz umgreifen möchte. Die Neuklassik und auch die Neuromantik hätte das Motiv bis zur Vernichtung, also tragisch, ausgebuchtet. Dauthendey unterstellt es dem schillernden Lichte der Tragikomik. Shaw! Der psychologische Rhythmus ist das wesentliche daran, die Formulierung des Ausgangs ist gleichgültig.

Katharina war das junge Weib eines ungeschlachten, versoffenen Dragoners gewesen. Vor Marienberg wurde sie, als die Feste in die Luft flog, die Geliebte Menschikoffs. Da sie sehr hübsch war, so fiel bald der begehrliche Blick Peters des Großen auf sie. Man mag es weibliche Schwäche nennen, wird es aber verstehen, wenn dessen Huldigungen ihr schmeichelten. Wie nun der Zar als solcher den Kußtribut von ihr fordert, gewährt sie. Menschikoff empfindet das als Spiel, als Verrat von ihr und kann sie darum freigeben, als Peter immer stürmischer sie zum Weibe heischt. Jetzt fühlt sich Katharina verschmäht, verlassen, betrogen, zur Ware erniedrigt. Und Zariza geworden führt sie über 20 Jahre den Kampf gegen und — um Menschikoff. Der

* Max Dauthendey, ‚Die Spielereien einer Kaiserin‘. Drama in vier Akten, einem Vorspiel und einem Epilog. (München, Albert Langen.)

Haudegen, obschon für sie immerfort lodernd, wehrt sich seines Herzens, so gut er kann. Er täuscht und wird getäuscht. Er siegt und wird besiegt. Jedes schmiedet dabei seine nur ihm eigentümlichen Waffen. Von gleichen Schmerzen durchrüttelt, von gleichen Lüsten getrieben, findet doch keines das Wort zum Nächsten. Daß nun das eine nicht in den Seelengrund des andern zu dringen vermag, lange, lange nicht, das schaltet in ihr Leben den tragischen Unterton. Gemildert und ins Typische geweitet ist es die Tragikomödie verschiedener Artung, die Tragikomödie der Geschlechter.

Katharinas Liebe ist, mathematisch dargestellt, ein Kreis. Er umschließt ihr Verstandes-, Gefühls- und Willensleben. Was sie erkennt, was sie anregt, was sie tut, was sie leidet, das springt alles aus der Liebe auf. Nur schenkt sich diese nicht restlos an e i n e n Gegenstand. Sie ist teilbar, spielerisch, sucht für Verluste Ersatz und schließt zweckdienliche Kompromisse. Nicht etwa, daß Katharina Politikerin wäre, die sich jeden Vorteil nüchtern und gemein errechnete, erraffte oder gar erbuhlte. Im Gegenteil: sie kann die lockende und fordernde Wirklichkeit verschwärmen, versäumen, von sich schleudern. Aber im Drange des Herzens, des Blutes, der Sinne langt sie nach allen Praktiken, nach allen Listen diplomatischer Kunst. Und ist doch kein Willensmensch, sondern ein Überweib in dem Sinne, daß alles echt Weibliche in ihr aufs höchste gesteigert ist. Sie ist naiv und darum nie unsympathisch. In ihren kältesten und härtesten Griffen spürt man eine linde, warme, zitternde Frauenhand durch. Und wenn ihr etwa der Dichter Dämonisches beimessen wollte, Glut von der Leidenschaftslava einer Penthesilea oder Dunkles von den geschlungenen Finsternissen einer Hebbelgestalt, dann ist es ihm nicht gelungen. Sie behält immer eine natürliche Frische, weil ihre abgefeimtesten Schlauheiten in patschende Aufrichtigkeit umschlagen, weil die Affekte ihr immer die heuchelnde Larve abstreifen. (Ein Shawscher Zug.) Ihre ernstesten Drohungen haben zuweilen etwas Belustigendes. Ihre seelischen Explosionen knallen, aber rollen nicht. Mit dem Dichter der Judith könnte man es so ausdrücken: Sie sucht sich selbst herauszufordern. Daher das Pathos, in das sie ihre Entsagung kleidet, daher die Selbsttäuschungen, denen sie sich halbwillig überliefert. Sie spaltet sich da gleichsam dualistisch in Hirn und Herz. Das letztere jedoch braucht immer deckende Wälle, Barrikaden. Im vierten Akt zum Beispiel einen Trauerhut mit schwarzen Riesenfedern, der die herbe, unantastbare Witwenwürde schreiend laut bekunden soll. Und trotzdem reißt ihr Herz wieder los wie ein Steppenhengst. Katharina ist eigentlich durchweg die treibende Kraft in diesem Geschlechterringen, während Menschikoff in die Abwehr gedrängt wird. Doch ihre Aktivität erschöpft sich in rein weiblichen Mitteln, in Koketterie, in List, in Tränen, in einem hysterischen Lachen, in Liebelocken, in Liebestacheln, in Nadelstichen und nicht einmal in feinen Nadelstichen.

Der Feldmarschall bleibt in der Defensive immer ein Mann. Wenn sich seine Gemütsregungen entladen, so geschieht es in einer Tat, in einer blutigen Tat oder in einem rauh gesetzten Trutzlied, wie man es vom Schweiß umdampft beim Kannentrunk anstimmt zwischen Wachtfeuern und Morgenrot. Er ist ein bärbeißiger Kamerad, ein Zottelbär, knurrig wie ein Hofhund und treu wie ein solcher. Zuerst Diener des Zaren und des Vaterlandes. Zuerst die Depeschen, die Zeichnungen, die Generalpläne! Er nutzt jeden Augenblick nüchtern real für seine Pflichten, indessen sie die Augenblicke zum Genießen hascht. Sie kennt kein Zuwarten, denn ihr scheint, daß das Leben wie schlohweißer Sand verriesle und wie eine abbrennende Kerze vertropfe. Er hingegen kennt die Geduld. Er harrt die Jahresreihen durch auf seine Flut. Nicht Atome will er, sondern ein Volles. Liebe, die sich teilen läßt, verdient solchen Namen nicht. Seine Persönlichkeit, ja, die kann sich nach verschiedenen Richtungen hin auswirken, als Soldat, als Staatsmann, als Feldherr, als Liebentbrannter zum Weib, die ist nicht durch e i n e n Kreis beschränkt und bestimmt. Aber dann erfüllt er alle diese Kreise mit

seines Wesens Kern und Ganzem. In Ernst fließt sein Temperament aus, nicht in launisches Spiel. Und deshalb bohrt sein Blick auch nicht hinter die Maske der Partnerin, weil er ihr Oberflächenspiel zu ernst und gründlich nimmt. Es ist merkwürdig, wie ihm diese strenge Auffassung sein Erkenntnisvermögen bisweilen so umhüllt, daß er in jede sichtbare Falle plumpst. Wäre nur die Frage, ob er der geistig Geringere ist. In Momenten, ja. In der Dauer nicht. Während Katharinas Denkschlüsse schnell aufschießen aus dem Blut, aus den Instinkten, aber ebenso rasch wieder durchschüttelt werden, baut sich sein Verständnis in den festeren Grund des gesamten Menschen hinein, in Lebensgewichtheit und Gemüt. Und so geht er nicht in die Irre, wo ein echtes, überzeugendes, innerliches Gefühl frei auf ihn strömt.

Er selber zwar ist verschlossen, karg in der Rede, knapp in der Geste. Sobald Lyrik anklingt, spricht sie Katharina. Es sind nur ein paar Stellen, rein im Glockenton, ergreifend schön in den Bildern, aber sie offenbaren, was die sechs Akte sonst nicht zeigen, daß Dauthendey die Worte zu schmelzen versteht. Das Sprachganze der Dichtung aber ist viel zu wenig von Intelligenz durchmeistert, vom Geschmack geläutert. Diese Jamben, die sich von Fünffüßern bald zu Sechs-, Sieben-, Acht- und Neunfüßern türmen, sind nur zu oft vom Rhythmus nüchterner, holpriger, gedanklich banaler Prosa getragen. Man nenne nicht gewollte Charakteristik, was als undeutsches Gefüge Sinn und Ohr beleidigt. Der Kritiker soll zwar nie in die Stapfen des Oberlehrers treten, aber der Dichter darf auch nicht grammatikalisch in die Quarta sinken.

Ist Dauthendey stilistisch zu sorglos, so ist er motivierend zu bekümmert, zu schwerfällig. Ein Schleierspiel wie das Katharinas im zweiten und im vierten Akt muß im luftigen Tempo wirbeln. Auf die Position muß unmittelbar eine Negation, auf die Negation wieder eine Position folgen. Statt dessen unterstreicht er jede psychische Gebärde und versieht sie, die sich im Rhythmus selbst erklären sollte, mit weitläufigen Randbemerkungen. Es ist, wie wenn kinematographisch ein Salto im Hürdenrennen dargestellt würde. Plötzlich versagt die Bewegung des Films, und das Pferd bleibt zuckend in den Lüften. Ich möchte fast sagen, er gibt zu einem dramatisch emporschnellenden Affekt eine durchpinselnde epische Erklärung, als ob er sich selbst einer gewissen Gestaltungsunkraft bewußt wäre. Er stellt nicht etwa einen bebenden Mann, dessen Aufregung aus dem ursächlichen Zusammenhang erhellt, schlankhin auf die Bretter, sondern er fügt noch hinzu: Da schaut, der zittert ja wie ein Zitteraal. Oder er läßt ihn sagen: „Meine Beine wackeln. Ich zittere wahrhaftig jetzt am ganzen Leib. Das Zittern packt mich wie ein Schüttelfrost.' Und so fort! Und ebenso verfährt er mit den dialogischen und szenischen Pointen. Er dehnt sie, bis sie stumpf werden. Er begnügt sich nicht damit, daß sie in feineren Beschauern und Horchern zünden. Sie sollen aus den Agierenden selbst wieder grelle Funken schlagen. Wie technisch unbeholfen und aufdringlich ist die symbolische Zuspitzung im Epilog, wo ein automatischer weißer Pierrot das ablaufende Leben zu versinnbilden hat.

So zog sich denn die Vorstellung auf rund vier Stunden hin, und das ist für eine psychologische Paradoxie, die nicht ethisch grollt, die nicht in Weltanschauungstiefen oder in farbigere, reichere Menschheit taucht, sicherlich zu viel.

Joseph Sprengler.

Kunst

Adolf Thomann. Unter der gegenwärtig nicht geringen Zahl tüchtiger Schweizer Künstler, in der Thomann einen ehrenvollen Platz einnimmt, sind fast ebenso viele eigenartige Persönlichkeiten wie Namen. Das dezentralisierte Land liegt für alle Einflüsse aus dem ganzen Kontinente offen, so daß das künstlerische Kartenbild alle Farben aufweist; darinnen aber ragen die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten stark und starr und kantig auf wie ihre Berge, so daß die verweichlichende Macht der Einflüsse gebrochen erscheint und die konventionelle Gleichförmigkeit zwischen den eigenwilligen Charakteren weniger als ander-

wärts Platz findet. Der Schweizer empfängt die künstlerische Muse nicht mit einer verbindlichen Handbewegung, sondern mit einem kräftigen Druck seiner Faust. Was dieser nicht standhält, bleibt außer Land. Darum ist seine Kunst auch gern etwas grobknochig, mit der Faust gearbeitet, ohne gefällige Zartheit; dafür ist sie ehrlich, bauernhaft echt und nicht erst durch verschiedene Manieren, sondern von Wurzel aus im Gewächs verschieden und selbständig. Man braucht nur ein paar Namen, wie Hodler, Amiet, Buri, Welti, Würtenberger, zu nennen, um die Vorstellung einer männlich nervigen, absichts- und ausdrucksvollen, ins Große zielenden, mitunter auch derben und spröden Kunst zu erwecken, in der aber jeder Künstler sein eigenes Gesicht, seine eigene Hand und seinen eigenen Boden hat; Aufrechte und Republikaner, die sich nicht in eine besondere Sparte einengen wollen, sondern jeder aus seinen Kräften dem ‚gemeinen Wesen‘ der Kunst dienen. Zu ihnen gehört auch Adolf Thomann.

Thomann malt Tiere, Haus- und Weidevieh wie Heinrich Zügel und ist doch kein Tiermaler; er malt Schweizerälpler, wie Defregger Tiroler, und ist doch kein Gebirglermaler; er malt Landschaften und ist doch kein Landschafter. Er malt nichts von diesen Dingen im Sinne der Spezialität oder des Genres, alles in einem bedeutenderen Sinne von Stil. Die Spezialisten mögen ihn im einzelnen übertreffen; er übertrifft sie in der ruhigen Einheitlichkeit des Ganzen. Sie mögen das tierische Dasein schärfer und flotter darstellen, den Inhalt deutlicher akzentuieren und anekdotisch klar machen, die Landschaft mit den Augen des Städters entzückt genießen; für Thomann sind Tier und Mensch Geschöpfe, bestimmt, die Erde zu besiedeln und zu bebauen, keine Einzelheiten, sondern Gattungswesen, mit den primitiven, deutlichen Bewegungen und Gebärden der Gattung. Nachkommen möchte man sie nennen der ersten biblischen Erdbesiedler, denen die Arbeit auf Erden im Schweiße ihres Angesichtes zugeschworen war; nur daß die Jahrtausende die Last der Arbeit gemindert und verteilt haben; nur daß bloß ein kleiner Ausschnitt der weiten Erde gesehen wird, auf dem sich die Härte des Lebens zu einer ruhigen, ernsten Idylle gemildert hat; und daß überhaupt das Temperament des Künstlers schlicht und ruhig ist, sich nicht in der dramatischen Fülle ausdrückt, sondern in der epischen Silhouette.

Etwas ursprünglich Menschliches muß von selber in Bauernbildern stecken, in denen nichts Zufälliges, banal Anekdotisches erzählt wird, nur das durch die Arbeit bedingte Verwachsensein mit der Natur, ein von Anbeginn in feste Formen geprägtes Dasein geschildert wird. Es hat lange gebraucht, bis die Bauernmalerei — man denke an die Rüpelbilder der älteren, besonders der Barockmalerei oder an die Schäferszenen des Rokoko — zu einer solchen selbstlosen künstlerischen Auffassung kam. Wo diese sich mit edlem Pathos und Mitgefühl für das menschliche Los tränkte, wie bei Millet, da wächst der Bauer menschlich groß über die Scholle und den Horizont hinaus. Millets Bauern, wobei weniger an die etwas gesüßten Bilder wie ‚Angelus‘ zu denken ist, sind eindrucksvoller, aber der Erde noch nicht so nah wie in heutigen Bauernbildern, wo sie von der Scholle noch stärker angesaugt sind. Wie hat doch heute die elementare Naturgewalt die menschlichen Ausdrucksformen eingefangen und sich angeglichen, alle klassischen Posen verkrümmt und vernichtet! Es gibt kein klassisches Arkadien mehr. Der rhythmische Wohlklang schöner Körperformen, die heitere Zwecklosigkeit des Daseins sind vergangen. Die moderne Kunst sucht neue, von den glatten Proportionen gelöste, mehr innere Schönheitsformen, soweit mit Bewußtheit ein neuer Stil gesucht wird. Ein Künstler wie Thomann zieht seine Furchen nicht über das ganze künstlerische Gelände, aber den kleinen Flecken, den er bebaut, bebaut er mit instinktiv sicherem Blick und mit einer Hand, in die sich etwas Altmeisterliches vererbt hat, wie sich das Führen des Pflugs dem Bauern von Hand in Hand vererbt. Thomann schafft ein von seinem Stoff begrenztes Stück neuer Schön-

heit, das über bloße malerische Versuche deutlich und stilvoll hinausgehoben ist. Die kleinen und einfachen Lebensausschnitte, die er darstellt, sind so natürlich gesehen, daß sie alle anspruchslose Gegenständlichkeit bewahren, ja darin einen besonderen Reiz haben, zugleich aber so wesentlich und im tieferen Sinne organisch erfaßt, daß die einfache Gegenständlichkeit in die künstlerische Zuständlichkeit und in epische Dauer erhoben ist. Der Bauernstand, der Stand des Beharrens, das Hirten- und Weideleben, die älteste und einfachste Form des Daseins finden ihren Ausdruck in einer ebenso wenig bewegten und kargen, für den verbildeten Geschmack unscheinbaren Form der Darstellung. Es ist auch ein natürlich künstlerisches Land, ähnlich dem alten hellenischen, das Thomann wiedergibt, nur kein heroisch-klassisches, sondern ein bäuerliches Arkadien, in dem nicht die ewige, sorgenlose Heiterkeit, sondern der besinnliche Ernst der Arbeit und die gewohnte Tätigkeit eines alten und immerwährenden Standes zu Hause ist.

Deutlich sind die Mittel, mit denen Thomann den ruhigen, dauernden Eindruck seiner Bilder erzielt, scheinbar primitiv und gar nicht darauf bedacht, durch Finessen zu imponieren. Das ist eben das Zeichen der natürlichen Künstlerschaft, daß sich alle Ausdrucksmittel einem Organismus der Anschauung fügen. Menschen und Tiere, Häuser und Landschaft sind in ähnliche silhouettenartige Umrisse gefaßt, die die Formen verflächen, die Modellierung einschränken und die Bewegung fesseln. Um so deutlicher werden die wenigen wesentlichen Körperformen, die charakteristischen Bewegungen und die wortlos sprechenden Gebärden. Um so klarer gliedert sich die ganze Bildkomposition, die weniger als irgend sonst bloßer Ausschnitt ist, sondern ganz durch die einfachen Kurven der Körper und Gegenstände gebildet und getragen wird, die auch nicht ein perspektivisch gebildeter toter Raum ist, sondern gerade durch die organischen Umrisse zu jener stilistischen Wesenheit wird, die man voll und einheitlich empfindet. Das ist ein einfaches Werktagswesen, kein Kirchweihaufputz, keine Trachtenfeste und keine Juhualmbilder. Es sind auch keine Gebirgspanoramen aufgetan; denn diese sind für den Touristen. Dem Einheimischen engen und begrenzen seine Berge die stillen Flecken und die schmalen Hänge, auf denen sich sein Leben abspielt. Segantini hat den Horizont nicht zur Darstellung einfacher Menschenverhältnisse, sondern in symbolischer Absicht erweitert. Thomann gibt keine Symbole, sondern eine Natur, die innerlich erfaßt, direkt überzeugt und von selber das Symbol ahnen läßt. Die dürftige Landschaft, die wenig Abwechslung bietet, die Tiere, die stumpf vegetieren, die Menschen, die spröd und von langsamem Geiste erscheinen, die Handlung, die stockend sich eindickt, es sind enge Lebensformen, karge Ausdrucksmittel, aber das sind die Stilmittel, die ein enges Dasein episch holzschnittartig — Thomann pflegt gerade auch den Holzschnitt mit besonderem Erfolge — erzählen. Der Horizont dieser Kunst ist nicht weitgespannt, aber was er umspannt, ist gediegen, die eigenartige Schöpfung eines eigenartigen Künstlers.

Adolf Thomann ist am 12. März 1874 in Zürich geboren, machte seine Studien am Technikum in Winterthur, dann an der Karlsruher Akademie und in München, wohin er Zügel folgte. Seinen ständigen, von größeren Studienreisen unterbrochenen Wohnsitz hat er in München. Die meisten seiner Bilder sind aus der französischen Schweiz, teils aus Freiburger, teils aus Walliser Gebirgsdörfern und Alpen.

Konrad Weiß.

Musik

Pfitzners ‚Armer Heinrich' in München. Mehrfach schon ist an dieser Stelle von Hans Pfitzner und seiner Kunst die Rede gewesen, zuletzt anläßlich der Aufführung des ‚Armen Heinrich' in Straßburg. München sollte die Bekanntschaft mit diesem vielbesprochenen Erstlingswerk des Künstlers schon in der vorigen Saison machen, doch haben unerquickliche Zwischenfälle verschiedener Art die Aufführung damals verhindert. Durch eine hochverdienstliche Tat ist der ‚Heinrich' nun doch noch nach München

gekommen: der ‚Neue Verein‘ hat die Oper von einem Gastspielensemble unter des Komponisten eigener Leitung am 29. Mai im Prinzregententheater geben lassen, und in diesem denkbar vorteilhaften, weihevollen Rahmen hat das idealistische Jugendwerk auch bei uns tiefsten Eindruck hinterlassen und einen vollen, unbestrittenen Erfolg erzielt.

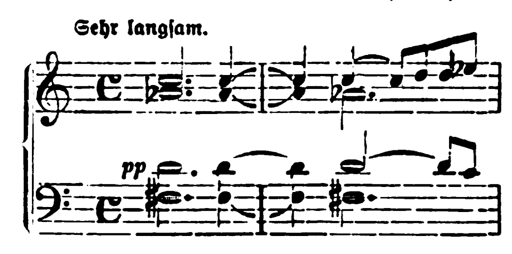
Das ist um so bedeutsamer, als dem ‚Heinrich‘ sonst alle Qualitäten einer eigentlichen ‚Publikumsoper‘ abgehen; denn Pfitzners Kunst ist aristokratisch, weltfern, ist vor allem gänzlich unreflektiert. Gerade dieses Freisein von jeder den eventuellen Effekt berechnenden Reflexion bekundet der Komponist des ‚Heinrich‘ schon in der Wahl des Textes, der nicht nur zu dankbaren äußeren Wirkungen gar keinen Anlaß gibt, sondern auch rein inhaltlich ziemlich negativ erscheint. Die Grundidee der Sage vom ‚Armen Heinrich‘, wie sie das Epos des Hartmann v. Aue überliefert: blutiger Opfertod eines unschuldigen Mädchens für die Sünden eines andern, mag aus einer besonderen Geistesstimmung des Mittelalters zu verstehen sein; uns Kindern einer humaneren Zeit liegt sie meilenfern. Zwar war Pfitzners Operndichter, James Grun, bestrebt, in der Behandlung der Fabel die menschlich rührenden Züge dem Gräßlichen gegenüber möglichst in den Vordergrund zu rücken, aber die Durchführung ist ihm doch nur teilweise geglückt; speziell die szenische Anlage erscheint, von einigen gelungenen Höhepunkten abgesehen, teilweise ziemlich ungeschickt. Dazu kommt, daß der Text als ein echt Wagnersches Helden- und Erlösungsdrama alle Gefahren des Epigonentums für den Komponisten doppelt naherückt. Es gehörte in der Tat der ganze Idealismus eines Pfitzner, der sich wohl an dem die Dichtung beherrschenden sympathischen Ernst der künstlerischen Auffassung erwärmte, dazu, sich über alle diese Bedenken hinwegzusetzen und sie in kühnem Anlauf zu überwinden.

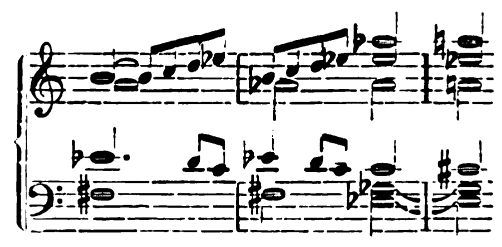
Bis zu einem gewissen Grade wenigstens. Als Pfitzner vor achtzehn Jahren die Partitur des ‚Armen Heinrich‘ zum Abschluß brachte, war er ein Vierundzwanzigjähriger. Daß somit das Werk Spuren des Erstlings tragen muß, ist klar, höchst wunderlich aber, in wie geringem Maße sich diese bemerklich machen. Namentlich technisch ist die Partitur von erstaunlicher Reife. Bezüglich der Instrumentation hat das kein Geringerer als Engelbert Humperdinck anerkannt; die Harmonik hat in Hugo Riemann einen kritisch scharf blickenden Lobredner gefunden. Was aber diese technischen Vorzüge nun zu wirklichen ästhetischen Qualitäten erhebt, ist die Art und Weise, wie sie der künstlerischen Wirkung dienstbar gemacht sind, wie sich ihre Entfaltung ohne jede Spur von Reflexion natürlich und ungesucht aus dem dichterischen Ausdruck von selbst ergibt. Dieser dichterische Ausdruck der Pfitznerschen Musik erreicht aber seinen Höhepunkt im vollen, satten Erfassen der breiteren dramatischen Stimmungen. Hervorragendes bietet hierin namentlich der letzte Akt des ‚Armen Heinrich‘ mit den Szenen im Kloster zu Salerno. In der markigen Ganztonharmonik mit ihrer archaistischen Färbung, den choralen Elementen der Melodiebildung, dem düster-majestätischen Orchesterkolorit entfaltet sich hier eine Milieuschilderung von faszinierender Ausdrucksgewalt. Selbst ein Zitat von ein paar Takten läßt das schon ersehen:



Nicht allein der dunkle Klosterhof mit den in asketischer Buße schwärmenden Mönchen, sondern die ganze Weltanschauung des Mittelalters mit ihrer strengen Auffassung des Lebens spiegelt sich in diesen Tönen. Entsprechend dem geistigen Gehalt der Dichtung läßt aber nun Pfitzner von

einer solchen düsteren Grundstimmung sein ganzes Drama beschatten; besonders die schmerzlichen Akzente in der musikalischen Schilderung der Leiden Heinrichs bohren sich förmlich in die Seele des Hörers. Es ist ja eminent wirkungsvoll und von feinster Charakteristik des Ausdrucks, wenn das Vorspiel der Oper mit dem Motto ‚Wilde Schmerzen und wüster Traum' also anhebt:





usw.; aber von dieser Ausdrucksweise kommt nun die Musik im ganzen Verlauf der Oper — von dem als Gegengewicht viel zu kurzen und bedeutungslosen Schluß abgesehen — gar nicht mehr los. Dieses stete Arbeiten mit in chromatischen Dissonanzen wühlenden Harmonien, nur der Nachtseite zugewandten Motiven und schwer lastenden, stockenden Rhythmen muß natürlich zur Monotonie führen. Die schwierige Kunst des Maßhaltens stand dem jungen Tonsetzer eben damals noch nicht ganz zu Gebote, sonst hätte er wohl für etwas mannigfachere Schattierung gesorgt. Einzelne schöne Lichtblicke fallen ja in das Dunkel: man denke an die romantische Frühlingsstimmung, die zu Anfang des ersten Aktes in die Krankenstube hereinweht, an die innige Abschiedsszene zwischen Heinrich und Agnes im dritten Akt oder einzelne Lyrismen des zweiten Aktes. Hier ist besonders bemerkenswert, daß sich Pfitzner hin und wieder auch wirkliche geschlossene Melodien, die ja bei den Jungwagnerianern sonst ziemlich verpönt sind, zu bringen getraut. Man sehe etwa die ausdrucksvolle E-dur-Stelle der Hilde:



Von weiteren hervorstechenden Einzelheiten sei noch kurz der großen Erzählung des Dietrich von seiner Fahrt nach Salerno gedacht. Dramatisch bedeutet das Stück in seiner breiten Ausführung einen entschieden zu langen Ruhepunkt. Musikalisch aber ist es als genialer Wurf anzuerkennen. Die sonnigfrohe Lenzesstimmung der Einleitung ‚Auf grüne Wipfel lacht nun wonnig der Lenz', weiterhin die kriegerischen Abenteuer, die furchtbare Majestät der winterlichen Alpenwelt, Italiens Sonnenglanz, endlich die finstere Klosterzelle Salernos und der furchtbare Ausspruch des mönchischen Arztes: das ergibt in engem Rahmen eine reiche Fülle wirkungsvoller Bilder, die in der Vertonung nicht nur bedeutsam kontrastierend hervortreten, sondern auch mit grandioser Steigerung sich zu einem geschlossenen Ganzen einen. Wieder in anderem Sinne bemerkenswert ist die visionäre Stelle der Hilde ‚Der Ruf ertönt, es naht die Zeit; dem stillen Land muß ich dich wieder geben'; hier — es ist die Situation, wo Hilde, plötzlich von höherem Geist erfüllt, dem opfermutigen Entschluß der Tochter zustimmt — tritt zum erstenmal der spätere Schöpfer der ‚Rose vom Liebesgarten' als echter Romantiker in die Erscheinung: die geheimnisvollen, schwebenden Streicherklänge mit den wie Stimmen aus einer anderen Welt hereinklingenden Rufen der Bläser, die schlichte, vor Verzückung gleichsam stammelnde Deklamation der Singstimme lassen auch diese Stelle als eine der wirkungsvollsten des ganzen Werkes hervortreten.

Nur eine wirklich gute, vor allem streng

stilvolle Aufführung des ‚Heinrich' wird die beregten Schönheiten des Werkes voll ins Leben treten lassen, wie seine Schwächen durch die Tiefe des Gesamteindrucks zu decken vermögen. Dem Münchener Gastspielabend konnte man diese Qualitäten nachrühmen. Das aus Stuttgarter, Straßburger und Leipziger Künstlern bestehende Ensemble bewährte sich unter des Komponisten Regie vortrefflich, ebenso das Konzertvereinsorchester unter Dr. Siegels Leitung. So kam es zu einem vollen Erfolg, der sicher einen bedeutsamen Markstein in der Geschichte des eigenartigen Werkes bedeuten wird.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Hysterie des Mannes. Studie von Dr. med. Hermann Aub. München 1911, Verlag Ernst Reinhardt.

Bücher, wie das vorliegende, welche sich die Aufgabe stellen, das Publikum über gewisse krankhafte Verirrungen des Seelenlebens in sachgemäßer Weise aufzuklären, sind oft sehr nützlich; sie tragen in erfreulicher Weise zur allgemeinen Bildung bei und fördern dazu noch das Verständnis für jene unglücklichen Kranken, die am Unverstand und der Roheit ihrer Mitmenschen meist noch schwerer zu tragen haben als an ihrem eigenen Leiden.

Neben guten und treffenden Bemerkungen über Hysterie finden sich in Dr. Aubs Buche auch Verallgemeinerungen, die in ernst zu nehmenden Darlegungen nicht vorkommen sollten. So ist es z. B. doch wohl etwas zu weit gegangen, die Kreuzzüge oder die französische Revolution für ‚hysterische' Epidemien zu erklären, selbst wenn man die Hysterie ‚im weitesten Sinne' nimmt. — Daß die gekünstelten psychologischen Deutungen von Freud und seiner Schule zur Erklärung der Schülerselbstmorde herangezogen werden, gehört auch nicht gerade zu den Vorzügen des Buches.

An bedeutende geistige Persönlichkeiten, wie z. B. Schopenhauer und Richard Wagner mit medizinischen Diagnosen, wie Hysterie ꝛc. herantreten zu wollen, zeugt von einem tiefgehenden Nichtverstehen dessen, was Genialität ist, — ein Nichtverstehen, das man bei Nervenärzten leider nur zu oft antrifft. Dies kommt meistens von einem gänzlichen Verkennen der Eigentümlichkeiten des starken geistigen Lebens und von einer damit zusammenhängenden ungerechten Schematisierung außergewöhnlicher Charaktere; durch die Brille des Arztes, der überall Krankhaftes wittert, sieht man unwillkürlich solche Erscheinungen in einem ganz falschen Lichte.

Daneben findet sich in diesem Buche manche lehrreiche Krankengeschichte, die einen anschaulichen Beitrag zur Einsicht in das Wesen der Hysterie gibt. Hätte der Verfasser sich mehr auf sein engeres Fach beschränkt, ohne zu sehr zu verallgemeinern, so wäre dem Buche damit nur gedient, da es dadurch nur einen gediegeneren und einheitlicheren Eindruck hinterlassen würde.

Dr. med. M. Kesselring.

Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Kindheit. Von Ludwig Ganghofer. 4. Aufl. Verlag Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Ansprechende Darstellung, inniges Naturgefühl, plastische Schilderungskraft, kurz, alle die Vorzüge, die man an G.'s Erzählungskunst schätzen muß, finden sich auch in dem vorliegenden ersten Teil seiner Selbstbiographie. Doch ist dieselbe nicht durchweg geglückt. Sie ist zunächst viel zu breit geraten; allzuviel Individuelles hat G. nicht zu berichten, größtenteils sind es Dinge, wie sie jeder aufgeweckte Knabe in dieser oder jener Form erlebt, die darum in aller Kürze hätten abgetan werden sollen; denn auch eine Vertiefung dieser Kindererlebnisse vom rückschauenden Standpunkt des reifen Mannes aus wird im großen und ganzen nicht geboten. Bedeutende Kürzungen hätte aber vor allem das feinere Taktgefühl, ja der Sinn für das ästhetisch Zulässige unbedingt geboten. Das Erlebnis mit dem Theresle, die nichts weniger als poetische Episode mit der Elsbeth, die breite Schilderung der sittlichen Mißstände in der Erziehungsanstalt, die weder für G. persönlich bedeutsam geworden noch auch allgemein interessant, weil allbekannt sind, die Momente des körperlich-sexuellen Entwicklungsbeginns, die bei jedem auftreten, und manches andere hätten wegfallen oder in diskreter Kürze abgetan werden müssen, statt daß sie nun eine im ganzen so sonnig gedachte Lebensrückschau verunzieren. Recht unerquicklich ist ferner — mit einer Ausnahme — die Schilderung der in dem Buch auftretenden Priestergestalten, des Benefiziaten Troll sowohl, der alle Fastnacht in Weiberröcken mit den Burschen bis zum

frühen Morgen beim Rollewirt tanzt und doch bei der ganzen Bauernschaft in großem Ansehen steht, als des Pfarrherrn von Welden, der in unerlaubten Beziehungen zu seiner Haushälterin steht, und des Rektors Romeis, über den entsprechende Gerüchte umgehen. Besonders bedeutsam aber erscheint uns die Art, wie G. zu diesen und ähnlichen Erscheinungen Stellung nimmt. Jener Pfarrherr von Welden gilt ihm trotz seiner fortgesetzten Verfehlungen, die ihn aber offenbar nicht hindern, allmorgendlich am Altar die Messe zu feiern, trotz dieser schmählichen Befleckung seines Priesterdaseins, wie es uns geschildert wird, als ein ‚prächtiger, ehrenfester, gesund veranlagter und natürlich empfindender Mensch'! Hier horcht man auf; aus diesen Worten spricht ein äußerst zweifelhafter ‚Optimismus'. In solchen Dingen kann es u. E. für einen ernsten Menschen keine Kompromisse geben, mag er im übrigen glauben, was er will. Dazu vergleiche man, wie Ganghofer die letzten Tage seines Vaters schildert, der nach des Verfassers Meinung offenbar gegen seine Überzeugung, nur um seinen Kindern etwaige zeitliche Unannehmlichkeiten zu ersparen, am Ende seines Lebens nochmals die Sakramente der katholischen Kirche empfängt, um nachher gutmütig mit seinem Sohn darüber zu lächeln. Wenn man den schweren Ernst bedenkt, der in den Fragen waltet, die da mit recht philisterhafter Aufgeklärtheit und freundlicher Nachsicht abgetan werden, wenn man sich der Art und Weise erinnert, wie große Menschen diesen Fragen gegenüberstehen und aus der Tiefe ihres Wesens mit ihnen sich auseinanderzusetzen gezwungen sind, weil ihnen alles Spiel mit solchen Dingen charakterlos und jedes kleinste Zugeständnis als Verrat in ihrem Innersten erscheint, — da legt man dieses Werkchen Ganghofers enttäuscht bei Seite. Es sei nachdrücklich hervorgehoben, daß sich in demselben ganz wunderhübsche Partien finden: überall, wo Ganghofer von Wald und Heimat und vor allem von seiner Mutter spricht, klingen dem Leser echte und erquickende Herzenstöne entgegen, wenn auch hier wie sonst Wahrheit und Dichtung sich häufig zu mischen scheinen. Aber all diese vielen Schönheiten können das Gefühl nicht überwinden: daß aus einer Weltanschauung, wie sie bei jener freilich ja nur gelegentlichen Behandlung größerer Probleme sich kundzugeben scheint, eine große Kunst nicht geboren werden kann.

Wir halten jedoch ein endgültiges Urteil über diese Frage sowie über die gesamte Persönlichkeit des Dichters vorderhand zurück.

A. M. Scherer.

Die fleischlose Küche. Eine theoretische Anleitung und ein praktisches Kochbuch von Dr. Julian Markuse und Bernhardine Wörner. 522 S. Verlag E. Reinhard, München. 1911. Brosch. M. 3.—.

Da sich mit dem langsamen Wandel der Anschauungen über eine naturgemäße Lebensweise auch die praktischen Gewöhnungen der Küche, der Kochkunst ändern müssen, ist es ohne weiteres verständlich, daß man mit dem an sich so gut eingeführten älteren Büchern nicht mehr ausreicht. Das vorliegende, von einem Arzt und einer in der Küche erfahrenen Frau zusammengestellte Buch läßt an Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig, doch wäre dies ein geringer Vorzug, könnte man nicht beifügen, daß es zugleich mit Verhältnissen rechnet, die gerade bei den mittleren Ständen eine wirtschaftliche Berücksichtigung verlangen, ohne daß deshalb auf Güte und Schmackhaftigkeit, wie man sie von der Fleischküche her gewöhnt ist, Verzicht geleistet werden müßte. Das Buch wird sich überall, wo man es zu Rat zieht, bewähren.

Fr. A. M.

Unsere Kunstbeilagen

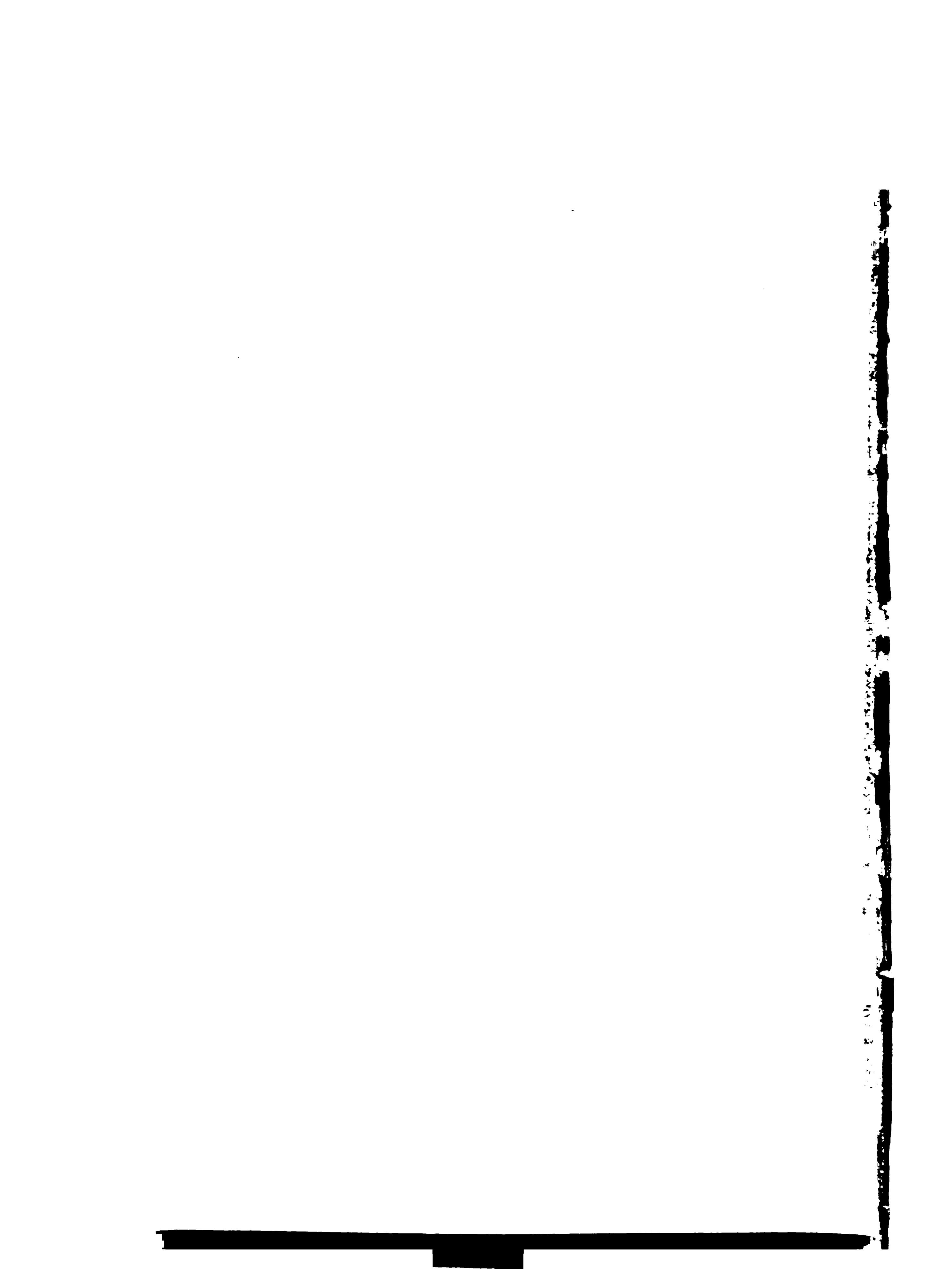
Die Bilder von Adolf Thomann sind in dem betreffenden Rundschauartikel gewürdigt.

Zu dem im Juniheft abgebildeten Fenster von Augustin Pacher sei noch bemerkt, daß es für das Leichenhaus in Landshut von der Erzherzogl. Hofglasmalerei J. P. Bockhorni in München ausgeführt wurde, die auch andere Entwürfe des Künstlers ausgeführt hat.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.
Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.
Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.









Achter Jahrgang August 1911

Der Sport. Auch ein Beitrag zur Kulturkritik

Von Victor Eschbach

In seiner scharfsinnigen kleinen Schrift über die Philosophie der Mode macht der bekannte Berliner Soziologe Georg Simmel eine treffliche Bemerkung über das Phänomen der Nachahmung beim Menschen. Die Nachahmung, so bemerkt er, gibt dem Individuum die Beruhigung, bei seinem Handeln nicht allein zu stehen, sondern erhebt sich über den bisherigen Ausübungen derselben Tätigkeit wie auf einem festen Unterbau, der die jetzige von der Schwierigkeit, sich selber zu tragen, entlastet. ‚Wo wir nachahmen, schieben wir nicht nur die Forderung produktiver Energie von uns auf den anderen, sondern zugleich auch die Verantwortung für dieses Tun.‘ So richtig diese Ansicht als Beobachtung und Feststellung eines psychologischen Vorganges ist, so wenig wird man obiges Urteil vom ethischen Standpunkte aus ohne weiteres gelten lassen können. Nur innerhalb gewisser, verhältnismäßig eng gezogener Grenzen bleibt jene psychologische Erscheinung auch ethisch unbedenklich. Diese Grenzen können einerseits durch den Inhalt der nachgeahmten Handlung, andrerseits durch den Charakter der Nachahmung, durch den Grad der intensiven oder extensiven Form ihrer Betätigung gezogen werden.

Ein Beispiel für den letzteren Fall scheint uns beim Sport vorzuliegen. Der Sport ist Mode geworden. Darüber braucht man wohl kein Wort zu verlieren. Ebensowenig ist es für die Feststellung dieser Tatsache notwendig, eine genaue Definition des Sportbegriffes zu formulieren. Mögen auch die Abgrenzungen dieses Begriffes strittig bleiben, ihre Bestimmung ist zunächst ohne Belang. Denn es gibt zweifellos eine große Zahl von Betätigungen in

unserem heutigen Gesellschaftsleben, die widerspruchslos allgemein als Sport angesprochen werden, und die ebenso unbestritten Mode geworden sind. Was eben von dem Nachahmungstrieb im allgemeinen gesagt worden ist, das gilt in noch erhöhtem Maße von der Mode, die man als eine epidemische Äußerung dieses Triebes bezeichnen könnte. Wer der Mode folgt, fühlt sich immer wenigstens bis zu einem gewissen Grade der vollen Verantwortlichkeit für seine Handlung enthoben, und je stärker die Macht der Mode ist, desto mehr nimmt das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den sie befolgenden Individuen ab. Mit der Abnahme dieses Gefühls wächst aber zugleich die Gefahr, jene oben erwähnte Grenze zu übersehen und zu überschreiten. Beim Sport ist dies schon längst geschehen. Der extensive wie intensive Teil, den er in unserem heutigen Kulturleben einnimmt, hat einen Umfang angenommen, der jene Grenze der Verantwortlichkeitsentlastung längst überschritten hat.

Den besten Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung liefert die eigentümliche Erscheinung, daß die Besonnenen unter den Sportsfreunden sich über diese Tatsache hinwegzutäuschen suchen. Die große Masse der Sportbeflissenen weiß allerdings von all dem nichts, sie ahnt ja nicht einmal, daß es eine Grenze in obigem Sinne gibt. Sie glaubt in ihrem dunklen Drange sich des rechten Weges wohl bewußt zu sein. Die tiefer Blickenden aber fühlen im stillen jene Grenzüberschreitung, sie fürchten die Erkenntnis des wahren Sachverhaltes und wehren sich dagegen, indem sie ihre Sportsbetätigung vor sich selber zu rechtfertigen suchen. In diesem Bedürfnis nach Rechtfertigung offenbart sich bereits deutlich, daß sie sich nicht mehr aller Verantwortung ledig fühlen. Es ist eine bekannte Erscheinung: von dem Moment an, wo man das Bedürfnis fühlt, eine ethisch indifferente Handlung ethisch zu rechtfertigen, ist schon erwiesen, daß diese Handlung eben nicht mehr indifferent ist oder daß man wenigstens den Glauben an die ethische Unanfechtbarkeit ihrer Ausübung verloren hat. Auch hier gilt das Wort: qui s'excuse s'accuse. Das hat sich immer mehr auch beim Sport gezeigt.

Mit dem steigenden Sportsbetrieb ist auch seine Apologie gewachsen. Die Tageszeitungen wie die Periodika, größere Abhandlungen und ganze Schriften mühten sich in wachsendem Maße in den letzten Jahren ab, den Sport von den verschiedensten Seiten aus zu rechtfertigen, ihn als förderlich, ja als notwendig hinzustellen. Und warum dieser Drang nach Rechtfertigung des Sports, den doch niemand bekämpft, nicht einmal angezweifelt hat, sondern der immer weitere Kreise widerstandslos in seinen Bann zieht? Es liegt hier ein Fall vor, wo eine ethisch indifferente Handlung durch ihre extensive Ausübung bezw. intensive Betätigung in den Kreis ethischer Beurteilung gerückt wird und einen ethischen Wert oder Unwert erhält. Wir haben es dabei mit einer Art ethischen Analogon zu tun zu der bekannten Erscheinung auf dem Gebiete der Erkenntnistheorie, daß bei einer plötzlichen Erhöhung der Geschwindigkeit in der Aufnahme von Sinneseindrücken quantitative Verhältnisse in qualitative umschlagen, wie es z. B. der Fall ist beim Übergang vom Rhythmus zum Ton für das Gehör oder bei demjenigen von rhythmischen Stoßempfindungen zum Gefühl der Rauhigkeit für den Tastsinn. Die ungeheuere Dimen-

sion, die der Sportsbetrieb in den letzten Jahren angenommen hat, hat ihn aus dem Gebiete des sittlich Indifferenten hinausgerückt und seine ethische Bewertung unvermeidlich erscheinen lassen. Seine ungewöhnliche Steigerung hat ihn selbst gezwungen, sich ethisch zu rechtfertigen.

Und wie erfolgt diese Rechtfertigung? Das Wesen des Sports weist von selbst auf dasjenige Argument hin, das wohl allein für seine Apologie in Betracht kommt: auf die angebliche Förderung einer Gesundheit unserer Kultur. Trifft dieses Argument zu, dann hat allerdings der Sport nicht nur seine Existenzberechtigung, sondern seine Notwendigkeit vollauf dargetan. Diese kulturfördernde Wirkung des Sportes wird denn auch von den intelligentesten und vornehmsten Freunden desselben ganz besonders in den Vordergrund gerückt. Sie werden nicht müde, auf die günstigen Wirkungen, die alle Sportsarten auf Leib und Seele ausüben, hinzuweisen. Mens sana in corpore sano ist das Ideal, das zu erreichen nichts geeigneter sein soll wie der Sport. Wir können uns wohl ersparen, alle die Segnungen aufzuzählen, die dem Sporte zugeschrieben werden. Der Gedankengang ist in allen diesen Plaidoyers immer derselbe. Der Sport weckt und entfaltet alle körperlichen Kräfte, schafft einen gesunden Körper und damit zugleich auch eine solide Basis für die sämtlichen geistigen Betätigungen des Menschen, also auch für die Kultur. Denn auch das ideelle Kulturleben muß in einem gesunden Körper wurzeln: die mens sana ist nur möglich in einem corpore sano. Damit ist der Kreis geschlossen und der Sport in den großen Zusammenhang der wertvollen menschlichen Betätigungen eingestellt. Der Zusammenhang zwischen Sport und Kultur wäre demnach vollauf dargetan und sogar als ein recht inniger erkannt.

Indessen werden die wenigsten, soweit sie nicht von persönlichen Interessen an der Streitfrage geleitet sind, von dieser ganzen Argumentation befriedigt sein. Man fühlt unschwer das Gezwungene und Gekünstelte aus all diesen Erörterungen heraus. Eine Apologie des Sportes ist schon in sich selbst verdachterregend. Tatsächlich sind es ja auch nur die feiner empfindenden Naturen, die das Bedürfnis fühlen, die Kulturbedeutung des Sportes so sehr zu betonen, da gerade sie am ehesten noch die Bedenken erkennen, die gegen den heutigen Sportsbetrieb erhoben werden können, zugleich aber auch am meisten sich gegen ein Eingeständnis ihrer Berechtigung sträuben würden. Die große Masse der Sportsfreunde und -Anhänger kümmern sich keinen Deut um die kulturelle Bedeutung ihres Sports, so wenig wie der Skatspieler um diejenige des Skats. Sie alle, die Tennisspieler und Fußballklübler, die Schnee- und Schlittschuhläufer, die Segler, Renner und Gipfelstürmer, sie würden höchst erstaunt sein, wenn sie über den Zusammenhang zwischen ihrem Sport und der Kultur Aufschluß geben sollten, sie würden, falls sie überhaupt das hier in Frage stehende Problem verständen, die Zumutung einer kulturellen Rechtfertigung ihrer Sportsbegeisterung und -betätigung fast mit Entrüstung zurückweisen.

Und nicht ganz mit Unrecht! Der unbefangene Sportler merkt ganz deutlich: der Versuch, den Sport zu einer kulturfördernden Betätigung zu stempeln, kann nur seinen Grund haben in der dunklen, wenn auch nicht eingestandenen Ahnung, daß der heutige Sportsbetrieb seine Berechtigung nicht mehr

in sich selber trägt, daß er etwas außer ihm Befindliches benötige, um seine Existenz zu rechtfertigen, daß er den Charakter einer in sich selbst begründeten Erscheinung verloren und die Grenzen des Unbedenklichen und Harmlosen bereits überschritten hat. Ein Blick auf den modernen Sportsbetrieb genügt, um eine solche Auffassung recht nahezulegen. Der Raum, der Tag für Tag in unseren großen Tageszeitungen dem Sport gewidmet ist, die großen Veranstaltungen und Organisationen, die jedes Jahr mit immer größerem Aufwand von Zeit, Geld und Kraft ins Leben gerufen und ausgestaltet werden, müssen unwillkürlich auf den nachdenklichen Zuschauer den Eindruck hervorrufen, daß Mittel und Zweck nicht mehr im richtigen Verhältnis zueinander stehen, daß da eine ungeheuere Menge an Kräften für den Sport in Anspruch genommen werden, die weit besser im Dienste wertvollerer Zwecke verwendet werden könnten, daß sie weit mehr der Kulturarbeit entzogen als zu ihrer Förderung benützt werden.

Diese Überzeugung drängt sich jedem einsichtigen Beobachter unserer Zeit auf. Wenn sie trotzdem bisher so wenig ans Tageslicht getreten ist und kaum in der Öffentlichkeit zum Ausdruck gelangte, so liegt das daran, daß ein Kampf gegen den immer ungestümer vordringenden und lauter sich gebärdenden Sturm der Begeisterung für allen Sport zweck- und aussichtslos erscheinen muß. Dazu kam der Umstand, daß nicht nur die offiziellen Vertreter von Bildung und Besitz, nicht nur die höchsten Stellen den Sport in ostentativer Weise protegierten, sondern auch manche besonnenere Köpfe sich zur rückhaltlosen Förderung und selbst aktiven regen Pflege desselben bekannt haben, und nicht zuletzt die faszinierende Wirkung, die speziell in Deutschland die Importierung verschiedener Sportarten aus dem Ausland auf das Volk auszuüben pflegt: alles Dinge, die nicht wenig dazu beigetragen haben, der einsichtsvollen Kritik immer wieder den Mund zu verschließen.

Der erste, der wohl zuerst seine Kassandrastimme erhob, war Professor Jordan, der im Jahre 1909 im ‚Tag‘ (Nr. 66) ‚eine antimoderne Ketzerei‘ veröffentlichte, in der er den Sport schlankweg als Kulturrückschritt bezeichnete. Er erblickte mit Recht in der Wertschätzung, die man sowohl dem Wettkampf an sich wie auch den an einem solchen Wettkampf Beteiligten entgegenbringt, einen groben Irrtum, und sieht in dem Nervenreiz, der bei den Teilnehmern wie bei den Zuschauern durch die zu überwindenden Gefahren ausgelöst wird, eine Äußerung und Anstachelung der Wollust und der Grausamkeit, die eine gesittete Gesellschaft gemäßigt statt erhöht zu sehen wünschen sollte. Weiter weist Jordan auf die verwerflichen Wetten und auf die Absurdidät hin, die in der sonderbaren Wertschätzung des Geschwindigkeitsbegriffs liegt. Endlich macht er auch auf die falsche Wertschätzung einer bloß körperlichen und noch dazu nutzlosen Leistung aufmerksam und erinnert an die geistige Seite der menschlichen Natur, deren Pflege unsere erste und letzte Sorge sein soll, um nicht zugunsten von Triumphen, die nur auf roher Leibeskraft und körperlicher Gewandtheit beruhen, die innere Kultur des Menschen zu vernachlässigen.

Diese Ausführungen klingen allerdings recht ketzerisch, im Grunde sind sie beinahe banal, so wahr sind sie. Sie blieben, wie kaum zu verwundern ist,

völlig unbeachtet. Die Stimme des Rufenden in der Wüste blieb ungehört und wirkungslos. Da erschienen im Anfang vorigen Jahres eine Reihe von Aufsätzen von Hugo Steinitzer, die die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sport und Kultur von neuem aufrollten. Diese Aufsätze erschienen an einer Stelle, die man bei dem rein negativen Ergebnisse, zu dem der Verfasser gelangt, am allerwenigsten erwarten sollte, nämlich in der deutschen Alpenzeitung, einem Organ, das in erster Linie der Pflege des alpinen Sports gewidmet ist. Man kann nicht umhin, der Redaktion das Kompliment einer mustergültigen Unparteilichkeit und einer geradezu verwegenen Unerschrockenheit gegenüber den Lesern ihrer Zeitschrift zu machen, daß sie keine Bedenken trug, der Abhandlung Steinitzers Aufnahme zu gewähren. Denn der Aufsatz enthält, um es kurz zu sagen, nicht mehr und nicht weniger als das Todesurteil über jeglichen Sport, insbesondere über den Alpinismus, oder, um es vorsichtiger auszudrücken, wenigstens den Versuch dazu. Ob der Versuch dem Verfasser völlig geglückt ist, mag vorerst noch dahingestellt bleiben. Allein schon die Tatsache, daß hier zum ersten Male die Kulturschädlichkeit des Sports mit dem ganzen Apparat wissenschaftlicher Methodik nachgewiesen wird, verdient die allergrößte Beachtung. Steinitzer faßt zum ersten Male das Problem an der Wurzel an und gelangt in methodisch gesichertem Schritt eine Einwendung nach der anderen widerlegend zu seinem verblüffenden Ergebnis. Ganz abgesehen von der sachlichen Richtigkeit oder Unrichtigkeit seiner Ausführungen, die scharfsinnige Dialektik und die Unerbittlichkeit der logischen Konsequenz, die Fülle von trefflichen Beobachtungen des Lebens um uns und die geschickte Verwendung kulturgeschichtlichen Materials machen die Abhandlung, die inzwischen in einer kleinen Broschüre erschienen ist, zu einem wahren Kabinettstückchen treffender Argumentation und glänzender formalistischer Deduktion.

Steinitzer geht fast mit pedantischer Peinlichkeit bei seiner Untersuchung vor. Zunächst sucht er den Begriff des Sports festzulegen, um von ihm aus die weiteren Konsequenzen für das Problem zu ziehen. Nach gewissenhafter Prüfung der verschiedenen bisher üblichen Definitionen des Sports und unter Berücksichtigung aller erforderlichen Einwendungen gelangt er zur folgenden Begriffsbestimmung: ‚Sport ist jede Tätigkeit, soweit sie ausschließlich zu dem Zwecke ausgeführt wird, Kräfte mit anderen unter bestimmten Ausführungsbedingungen zu messen. Die Triebfeder jeder Tätigkeit, soweit sie Sport ist, liegt ausschließlich in dem Streben nach persönlicher Auszeichnung und deren Anerkennung.‘ Von diesen zwei Leitsätzen aus geht er an die Betrachtung des Zusammenhangs zwischen Sport und Kultur. Das Resultat ist, wie wir schon oben erwähnt haben, ein völlig negatives: in allen vom Verfasser untersuchten Fällen hat die Zunahme des Sportes sich als nicht förderlich für den Kulturfortschritt erwiesen. Ja noch mehr: überall, wo sportliches Streben eine überwiegende Geltung erlangt hatte, glaubt er sogar direkt Verfall konstatieren zu müssen. Dabei unterscheidet er zwei Haupttendenzen in der menschlichen Kultur: eine soziale und individualistische. Zu beiden steht der Sport in schrofffstem Gegensatz. Dem ersteren Kulturideal widerstreitet er, weil er, wie Steinitzer in Anlehnung an Simmelsche Gedanken dartut, zwar zunächst Ge-

sinnungsgenossen aufsucht, aber doch nur zu dem Zwecke, um sie von der übrigen Masse abzusondern, also doch wieder nach Ungleichheit strebt. Ebenso bedenklich steht es mit der Förderung des individualistischen Kulturideals.

Fragen wir bei den großen Männern aller Völker und Zeiten an, ob und welche Förderung sie etwa dem Sport zu verdanken haben, so werden wir bald erkennen, daß die erdrückende Mehrzahl der großen Persönlichkeiten in der Geschichte dem Sport vollständig gleichgültig, zum Teil sogar ablehnend gegenüberstanden. Im Anschluß daran macht Steinitzer einige allgemeine Bemerkungen über unsere Kultur, die wert sind, unserer Zeit wieder einmal in Erinnerung gebracht zu werden. Er stellt die ominöse Frage: ‚Wer hat den Fortschritt und die Kulturentwicklung der Menschheit mehr gefördert, die gesunden und normalen oder die kranken und anormalen Menschen?‘ und beantwortet sie vorbehaltlos, daß es die letzteren waren. Nicht nur waren zahllose unserer Geisteshероen, deren Namen in aller Munde sind, wirklich kranke Menschen, sondern das Ideal unseres gesamten indogermanischen Kulturkreises ist an sich schon ‚krankhaft‘. Das Erlösungsbedürfnis wie die Mittel zu seiner Erfüllung, wie sie die großen Weltreligionen, Brahmanismus, Buddhismus und Christentum erfordern, dürften vom medizinischen Standpunkte kaum anders als pathologisch bezeichnet werden. ‚Das sogenannte Heldenideal des gesunden, normalen Menschen dagegen, das etwa im Siegfriedtypus verkörpert wird, ist für die Kultur gänzlich unfruchtbar. Es erschöpft sich in Taten körperlicher Stärke. Und jene Zustände der Inspiration und Ekstase, wie wir sie im Leben der Heiligen und Mystiker finden, liegen weitab von allem, was den normalen, den gesunden Menschen zu erreichen beschieden ist. Die Inspirationen des Genies, des Künstlers, des Entdeckers gehören verwandten psychischen Gebieten an. Aber wir müssen uns überhaupt darüber klar sein, daß ein Kulturfortschritt ohne Abweichung vom Normalen nicht vorstellbar ist (womit selbstverständlich nicht gesagt sein soll, daß alles Anormale auch einen Fortschritt bedeutet). Erst wenn jemand unter einem Zustande, mit dem alle „Gesunden" zufrieden sind, zu leiden anfängt, erst dann, wenn ihm seine anormale Psyche Unlustgefühle vermittelt, wo alle anderen lustbetonte Empfindungen haben, kann das Streben nach Veränderung bestehender Zustände, nach Fortschritt entstehen. Der Verstand hat hieran keinen Anteil, er entscheidet nach den Regeln der Zweckmäßigkeit und schafft Zivilisation, aber keine Kultur. Der einzige Religionsstifter, der das Vernünftige zur Grundlage seiner Lehre machte, Confuzius, hat sein Volk damit auf eine bereits vorhandene Kultur festgelegt und es an jedem weiteren Fortschritt aufs schwerste behindert. Eines freilich mag der Fall sein: glücklicher (im Sinne eines kontinuierlichen Behagens) mögen die Gesunden und Normalen sein. Die Philosophen sollen entscheiden, inwieweit ein Eudämonismus, der die Quantität des Glückes als höchstes Ziel aufstellt, der Kulturentwicklung dienen kann.‘

Abgesehen von der im gewöhnlichen Sprachgebrauch leider immer noch üblichen, in einer wissenschaftlichen Untersuchung aber unzulässigen Gleichsetzung der Begriffe ‚gesund‘ und ‚normal‘, bezw. ‚krankhaft‘ und ‚anormal‘ (vgl. die Bedeutung der ‚Norm‘ und des ‚Normalbewußtseins‘ bei Windelband, ‚Prä-

ludien') wird man gegen diese Ausführungen, die zugleich eine Probe von der hohen Lebensauffassung des Verfassers geben mögen, kaum ernstliche Einwendungen erheben können. Es ist danach wohl begreiflich, daß von diesem Standpunkte aus die Kulturbedeutung des Sports gleich Null werden muß. Allein Steinitzer geht noch weiter: nicht nur bedeutungslos für das individualistische Kulturideal muß der Sport erscheinen, sondern er wirkt sogar direkt charakterschädigend. Steinitzer geht den Motiven nach, die bei der Ausübung der sportlichen Tätigkeit maßgebend sind, und kommt zu dem Ergebnis, daß zwischen der Zunahme des Sportes und der allgemeinen Tendenz der ‚Ich-Betonung', dem Streben nach persönlicher Auszeichnung und Anerkennung, ein innerer Zusammenhang bestehe. Zum Beweise seiner These erinnert er an die Griechen, an die Zeit der Minnesänger, an die Indianer und Engländer. Nur schwer müssen wir der Versuchung widerstehen, auf die feinsinnigen ethnologischen und sozialpsychologischen Beobachtungen näher einzugehen, die ganz neue überraschende Lichter auf verschiedene große Erscheinungskomplexe in der Geschichte unserer Kultur werfen. Der Hinweis auf die Charakterlosigkeit des genialen Griechenvolkes und die überraschende Kennzeichnung der einzigartigen Stellung der Engländer erscheint uns ungemein beachtenswert zu sein. Wir können hier nur jeden, der für Kulturprobleme ein Interesse hat, darauf hinweisen. Das Resultat der Steinitzerschen Untersuchung ist ein wenig erfreuliches: ‚Die sportliche Ausübung von Tätigkeiten ist, soweit diese Tätigkeiten als kulturförderlich und allgemein wertvoll angesehen werden, ein Symptom des Verfalls. Entweder ist eine Tätigkeit wertlos für den Kulturfortschritt, dann kann sie durch sportliche Ausführung nicht wertvoller werden. Sie hat dann eben überhaupt keine Beziehung zur Kultur. Oder sie ist wertvoll für den Kulturfortschritt, dann wird sie, soweit sie sportlich ausgeführt wird, kulturell entwertet. Der Sport kann somit nur sein: entweder ohne Bedeutung für die Kultur oder ein Symptom des Verfalls.' In seinem Schlußkapitel geht dann Steinitzer ausführlich auf eine besondere Sportbetätigung ein, den Alpinismus. Auch hier wieder finden wir eine geschickte Verwertung reichen statistischen Materials aus der Geschichte des Alpinismus und treffender Beobachtungen. Der rabiate Alpinist möge sich an diesen Darlegungen die Zähne ausbeißen.

Das sind in einigen andeutenden Strichen die Anschauungen Steinitzers über Sport und Kultur. Im einzelnen wird man manche Ansicht des Verfassers bestreiten können, vielleicht sogar den Beweis für seine Grundthese für nicht überzeugend und diese selbst in ihrer schroffen Formulierung für verfehlt halten. Und dennoch wirkt diese kleine Schrift geradezu befreiend auf jeden ‚sportlich' nicht voreingenommenen Leser. Es ist ja wohl das erstemal, daß der Sport von dieser Seite betrachtet und so erbarmungslos unter die Lupe genommen worden ist. Die Wirkung auf die Sportsfreunde war denn auch zunächst verblüffend: eine philosophische Kritik an einer so durch und durch unphilosophischen Erscheinung wie der Sport war schon an sich der reinste Überfall. Welcher Sportsmann konnte sich entfernt auf eine so vernichtende Kritik gefaßt machen? Es entspann sich alsbald eine lebhafte Kontroverse, in der man mit allen

Waffen sachlicher und unsachlicher, ernster und höhnender Polemik gegen das enfant terrible vorging. Die weiteren Auseinandersetzungen können wir ruhig übergehen. Irgend ein wertvoller Gedanke, der den Sport in einem neuen, besseren Lichte erscheinen lassen könnte, kam trotz aller Bemühungen der Gegner nicht zum Ausdruck. In einer systematisch und logisch so methodisch angelegten Darstellung wie der Steinitzerschen lassen sich natürlich leicht Schwächen oder wenigstens schwach erscheinende Seiten auffinden, an denen die Kritik einsetzen kann. Es ist stets ein außerordentlich schweres, vielleicht restlos unmögliches Beginnen, von einer streng bestimmten Definition aus ein Erscheinen unseres Lebens festlegen und beurteilen zu wollen. Die Konsequenzen, die dann aus der Definition gezogen werden, mögen logisch sehr korrekt sein, dem Reichtum und der Fülle des Lebens werden sie selten gerecht. Das ist die Schwäche aller derartigen Deduktionen, mag die Definition noch so umfassend und so vorsichtig gehalten sein, und an ihr wird immer wieder die Kritik mit Erfolg ihre Hebel ansetzen können. Allein die eben genannte Schwäche ist zugleich eine Stärke. Nur in dieser methodisch geordneten und logisch disponierten Form des Gedankenfortschritts war es möglich, das Problem einmal von Grund aus aufzurollen, in eine völlig neue Beleuchtung zu rücken. Es gehört nun einmal sehr oft ein energischer Ruck dazu, um eine Frage mit aller Deutlichkeit zu formulieren und einer neuen Entscheidung entgegenzuführen. Bei diesem „Ruck" wird es freilich meistens passieren, daß er zu weit erfolgt, daß die Deduktionen über das Ziel hinausschießen. Auch Steinitzer dürfte dieser Gefahr kaum entgangen sein. Aber diese Einseitigkeit war nötig, um die Wahrheit, die zweifellos in seiner Auffassung steckt, zum Durchbruch zu bringen. Seine These gehört auch zu der großen Masse jener Wahrheiten, die zuerst übertrieben werden müssen, um zur Anerkennung gelangen zu können.

Was ist nun Wahrheit an Steinitzers Darlegung? Oder vielmehr: worin liegt der Wert seiner Schrift? Ob seine mühevoll und gewissenhaft gewonnene Definition des Sports allen Einwänden standhält, wollen wir hier nicht untersuchen. Auch wenn es nicht der Fall sein sollte, seine Bemühungen, um einen reinlichen Begriff zu gewinnen, verdienen alle Anerkennung; sie beweisen zugleich auch, wie unsäglich schwer es ist, selbst über ein alltägliches Thema klar und präzis zu denken und zu schreiben, auch wenn es sich um eine so allen bekannte und täglich vor aller Augen sich abspielenden Erscheinung wie den Sport handelt. Jedenfalls eine bessere und befriedigendere Definition hat keiner seiner Gegner der seinigen entgegenzuhalten vermocht.

Auch von manchen der psychologischen und ethnologischen Hinweise und Argumente wird man anders denken können. Allein trotz aller Vorbehalte gewinnen die Ausführungen Steinitzers eine eigenartige Bedeutung. Schon bei der ersten Lektüre kann man sich, selbst wenn man noch so sehr von der Neuartigkeit und Traditionswidrigkeit seiner Urteile verblüfft ist, dem Eindruck gar nicht entziehen, daß doch in diesem ganzen Gedankengang weit mehr steckt als ein paradoxer Einfall eines schrullenhaften Sonderlings und neidischen Nörglers. Es ist zuviel Klarheit und Logik, zuviel kluge Beobachtung und vornehme Lebensanschauung, zuviel gesunde, edle Lebensphilosophie in dieser Schrift

enthalten. Es ist der Notschrei eines feinen, tiefer veranlagten Geistes gegen eine der vielen Schattenseiten unserer modernen Kultur, und zwar gegen eine, die immer größere Dimensionen anzunehmen sich anschickt, die immer lauter sich gebärdet, die allmählich der gesellschaftlichen Kultur ihren aufdringlichen Stempel aufdrückt und neuerdings mit den allerhöchsten Ansprüchen aufzutreten beginnt. Die bedingungslose Bekämpfung des Sports, wie sie Steinitzer zum ersten Male unternommen hat, hätte wohl niemals einen so bedeutsamen literarischen Ausdruck gefunden, wenn nicht das Überhandnehmen des Sports endlich einmal dazu gezwungen hätte. Nicht der Sport als solcher verdient oder vielmehr erfordert eine solche schonungslose Bekämpfung, sondern nur seine überwuchernde Ausbreitung und Aufsaugung von Kräften, die sonst höheren Aufgaben gewidmet werden könnten. Selbst wenn die Steinitzersche Definition des Sportes und alle daraus gezogenen Folgerungen vorbehaltlos richtig wären, an und für sich läge noch kein zwingender Grund vor, den Sport zu bekämpfen, so wenig wie etwa das zweifellos noch viel tiefer stehende Kartenspiel. So unerfreulich, lächerlich und stumpfsinnig das öde Skat- und Tarockklopfen auf jeden feiner empfindenden und geistig regsamen Menschen wirkt, eine Schrift gegen das Kartenspiel zu schreiben wäre komisch. Wie im physischen Organismus des Menschen Gifte unvermeidlich, ja zum Teil notwendig sind, wie in manchen Fällen an und für sich schädliche Stoffe für den Körper zweckmäßig sind, um noch gefährlichere Prozesse in ihm zu paralysieren, so scheinen auch im sozialen Organismus der menschlichen Gesellschaft gewisse Erscheinungen, die an sich zweifellos höchst bedenklich sind, im Rahmen des großen Gesamtorganismus unschädlich, vielleicht sogar teleologisch begründet zu sein. Nirgends mag das mehr zutreffen als auf dem Gebiete der Spiele und Zerstreuungen. Wie viele unserer allgemein anerkannten und üblichen Spiele und Zerstreuungen sind eigentlich des stolzen, modernen, reifen Kulturmenschen würdig? Welcher einigermaßen geschmackvoll empfindende Mensch würde sich erkühnen, Varieté und Tingel-Tangel — ganz abgesehen von der moralischen Seite — von irgendeinem Standpunkte aus zu verteidigen? Und doch wer würde es wagen, etwa ein polizeiliches Verbot dieser Institute zu rechtfertigen? Nicht allein aus dem Grunde, weil jeder Versuch an der rauhen Wirklichkeit erbarmungslos scheitern würde; vielmehr erscheint auch deshalb eine literarische Bekämpfung der eben erwähnten Erscheinungen zwecklos, weil der Kampf nur dann sinn- und zweckvoll wird, wenn er sich gegen die Überschreitung gewisser Grenzen, gegen die Überwucherung auf andere Gebieten richtet.

Beim Sport aber ist diese Grenze schon längst weit überschritten. Der Umfang, den die Pflege des Sports in den letzten Jahren angenommen hat, ist so angewachsen, daß einsichtsvolle Beurteiler mit immer mehr Bedenken diese Erscheinungen verfolgen. Wer Gelegenheit hat, längere Zeit in Sportskreisen zu verkehren, wird bald mit Schrecken erkennen, wie sie restlos von ihren Liebhabereien in Anspruch genommen werden, wie einseitig ihre gesamte Wesensart vom Sport bestimmt werden, wie bedenklich alle anderen Interessen zurückgedrängt und alle verfügbaren Kräfte in den Dienst dieser einen und einseitigen Betätigung gestellt werden.

Gegen alle etwaigen Versuche, dem maßlosen Anwachsen des Sportes Einhalt zu tun, ist aber bisher immer der Einwand erhoben worden, daß der Sport die Gesundheit des Körpers und des Geistes fördere, daß er ein Palliativ gegen manche Schäden unserer Kultur, daß er im besten Sinne ein Kulturfaktor geworden sei. Und dieser Einwand hat denn auch selten seine Wirkung verfehlt, so daß auch skeptischere Gemüter sich immer wieder von der Zweckmäßigkeit, ja Erwünschtheit des Sportes überzeugen oder vielmehr überreden ließen. Nun ist ja gar nicht zu bestreiten, daß der Sport eine gesundheitfördernde und -festigende Wirkung ausüben kann und auch tatsächlich ausübt. Es wäre töricht, das leugnen zu wollen. Indessen diese Tatsache ist noch keineswegs ein Argument zu Gunsten des Sportes. Es ist durchaus kein Widerspruch, daß Erscheinungen, die von einem allgemein kulturellen Standpunkt aus als schädlich anzusehen sind, in bestimmten Richtungen nützlich wirken können. Gerade unsere moderne Kultur bietet hiefür zahllose Belege. Und auf demselben Niveau bewegt sich der Einwand, daß der Sport auch deswegen eine Existenzberechtigung hätte, weil er seine Anhänger vielfach von schlimmeren Zerstreuungen und Passionen zurückhält. Auch diese Tatsache soll nicht geleugnet werden, sie beweist aber wenig für den Sport, wohl aber sehr viel gegen jene Individuen; um so schlimmer für diese, wenn der Sport ihren einzigen sittlichen Halt darstellt. Der gesunde, moralisch und physisch gesunde Mensch braucht niemals den Sport, um seine seelische und körperliche Gesundheit zu erhalten und zu fördern. Die heutige Medizin krankt in dieser Beziehung an demselben Vorurteil wie die moderne Ethik.

Aber auch das obige Zugeständnis müssen wir noch einschränken. Wenn auf den hygienischen Wert des Sportes hingewiesen wird, so ist klar, daß dabei nur an die Bewegungssporte gedacht ist; beim Briefmarkensammelsport z. B. dürfte irgend ein gesundheitfördernder Effekt beim besten Willen nicht nachgewiesen werden können. Aber nicht nur beim Sport im allgemeinen, sondern auch beim Bewegungssport insbesondere ist es falsch, von hygienisch günstigen Folgen zu sprechen. Denn da nach der Steinitzerschen Definition nicht irgend eine bestimmte Tätigkeit, sondern nur gewisse Umstände bei ihrer Ausübung den Sportcharakter bestimmen, so ergibt sich ohne weiteres, daß auch die gesundheitlichen Wirkungen nicht dem Sport als solchem, sondern den ihm zu grunde liegenden Tätigkeiten zugeschrieben werden dürfen. Sicherlich sind die täglichen Spaziergänge, die Kant in Königsberg vornahm, für seine Gesundheit ebenso wertvoll und nützlich, vielleicht noch nützlicher gewesen, als wenn er mit derselben Leidenschaft Berge erklommen hätte. Wenn also der Alpinismus* so viel gerühmte gute Wirkungen auf Leib und Seele ausübt,

* Bezüglich des alpinen Sports sei noch die immer wieder hervorgekehrte Behauptung erwähnt, als ob derselbe als Ausfluß besonders tiefer Liebe zur Natur und gefühlvollen Verständnisses für die Schönheiten, also als Ausdruck des ästhetischen Triebes, anzusehen sei. Wie komplett unsinnig eine solche Auffassung ist, braucht für keinen, der wirklich ein intimes Verhältnis zum Leben und Weben der Natur hat, ausdrücklich bewiesen zu werden. Als ob unsere großen Naturlyriker zugleich die ersten Sportsleute und kühnsten Bergfexe gewesen wären, als ob unsere modernen Hochtouristen und

so ist das in der ihn bedingenden körperlichen Bewegung begründet, die aber ganz unabhängig und abseits von jeder sportlichen Tendenz, ja sogar in bewußtem Gegensatz gegen eine solche gepflegt werden kann. Tatsache ist es ja, daß mit der Steigerung der sportlichen Interessen die gesundheitlichen Rücksichten immer mehr abnehmen und gleichgültig werden. Ja noch mehr: im Wesen des Sports steckt ein geheimer Trieb zur unendlichen Steigerung der Leistungen und Erhöhung der Kräfte, ein Trieb zum Grenzenlosen und Maßlosen, der jede ursprünglich noch so gesunde Tätigkeit zu einem alle gesundheitlichen Rücksichten und hygienischen Zwecke außerachtlassenden Grade hinauftreibt und wenn ihm schrankenlos Folge gegeben wird, direkt zur Gefahr für Gesundheit und Leben führen muß. Von den tatsächlichen zahllosen Opfern an Gesundheit und Leben, die der Sport fordert, sei in diesem Zusammenhang nicht die Rede, auch nicht davon, daß für zahlreiche Individuen eine allzu rege körperliche Bewegung nicht nur nutzlos, sondern sogar direkt schädlich wirkt und Kräfte verbraucht, die für andere Arbeiten unentbehrlich wären. Erwähnt sei u. a. auch die von Steinitzer angeführte auffallende Erscheinung, daß die erfolgreichsten Radrennfahrer Frankreichs als untauglich vom Militärdienst zurückgewiesen werden mußten.

Für tiefer Blickende war denn auch trotz allem von Anfang an klar, daß da etwas nicht stimmen könnte. Es ist ja auch in der Tat eine naive Auffassung, als ob der Niedergang unserer Kultur — falls er einmal zugegeben wird — durch irgend einen Sport, durch Bergkraxeln, Segeln, Radfahren oder Fußball auch nur um eine Minute aufgehalten werden könnte. Als ob die Gebrechen der modernen Kultur durch körperliche Kräftigung geheilt werden könnten, als ob nicht die Schattenseiten unserer Kultur viel tiefer lägen, in geistigen Ursachen ihren Grund hätten. Es gehört die ganze satte, unsäglich philisterhafte, im letzten Grunde materialistische Kulturauffassung unserer Zeit dazu, um der Ansicht zu huldigen, daß gesunde Muskeln und kräftige Stoffwechselorgane die tiefen seelischen Schäden einer Zeitlage heilen könnten. Unsere vornehmsten Kulturkritiker sind sich darin einig, daß eine Gesundung und Gesunderhaltung der modernen Welt nur auf dem Wege einer geistigen Wiedergeburt im idealsten Sinne des Wortes möglich sei. Die breite Masse freilich zehrt von den Früchten jener materialistischen Geschichtsauffassung und wähnt nun, im Athleten und Jongleur das Ideal der Menschheit und die Garantie für gesunden Fortschritt erblicken zu sollen. ‚Gesundheit‘ ist ja die Losung einer weit verbreiteten Lebensphilosophie geworden, für sehr viele ist ihre gesamte praktische Lebensführung auf die

---

verwegenen Kletterer nicht meistens die gräßlichsten Naturbanausen wären, als ob nicht ein Lyriker, selbst wenn er durch Krankheit sein Leben lang ans Zimmer gefesselt wäre, in vier Zeilen mehr Naturempfinden erleben und offenbaren könnte, als in endlosen Schriften der alpinen Sportliteratur niedergelegt ist. Man höre nur einmal einem Durchschnittstouristen zu, wenn er sich für die Natur begeistert, oder lese all die Tourenberichte kritisch durch, und man wird erkennen, wie unsäglich komisch und — verlogen diese ganze Naturschwärmerei anmutet. Es gibt nicht viel, was einem mehr auf die Nerven geht, als wenn der Philister anfängt, sich zu begeistern.

Hygiene eingestellt, und die Frage, ob gut oder böse, ist umgeschlagen zu der, ob gesund oder ungesund. Der Kultus des ‚Gesunden' und ‚Robusten' ist zur Signatur unserer Zeit geworden. Daß damit die ungeheure Steigerung des Sportbetriebes und seine maßlose Überschätzung aufs engste zusammenhängt, wird wohl kein Einsichtiger mehr zu bestreiten wagen. Ganz in derselben Richtung liegt die wenig erhebende Erscheinung, daß die Rekordschlager die Helden des Tages für die Massen geworden sind. Wer wieder einen neuen Rekord aufgestellt hat, sei es im Automobil oder Aeroplan, sei es im Erklettern einer Wand von einer neuen Seite, der wird der Gegenstand rückhaltloser Bewunderung und Vergötterung: Der alberne Kult, der mit den neuesten Sportsgrößen getrieben wird, hat aufgehört lächerlich zu sein, er fängt an, zu einem ebenso charakteristischen wie bedenklichen Zeichen unserer Zeit zu werden. Ein neuer Maßstab zur Bewertung der Persönlichkeit droht immer mehr Platz zu greifen: ein grotesker Beitrag zum Kapitel von der Umwertung der Werte.

So rückt die kleine Schrift Steinitzers in eine recht bedeutsame Beleuchtung. Wenn hier gegen den Sport bezw. seine maßlose Überschätzung Front gemacht wird, so geschieht es in erster Linie gegen den Geist, aus dem heraus der moderne Kultus des Sports getrieben wird. Es ist die Reaktion eines idealen Denkers gegen die Konsequenzen der materialistischen Lebensauffassung. Und wenn der Verfasser damit den allgemeinen Widerspruch seiner Zeitgenossen hervorruft, so zeigt das nur, wie tief diese Lebensauffassung im Volk Wurzel gefaßt hat, wie wenig die große Masse sich über den wahren Charakter unserer Zeit klar ist, und über ihre eigenen Handlungen und Gesinnungen Rechenschaft zu geben imstande ist. Es war wirklich Zeit, einmal zu zeigen, wieviel Banausentum und philisterhafter Pseudoidealismus, welch geist- und wertlose Kraftverschwendung und Werteverfälschung sich in einer scheinbar harmlosen, vielfach sogar bestechenden und auch edler gerichtete Geister in ihren Bann ziehenden Form breit macht. Ob unsere Kultur ‚gesund' oder ‚krank' ist, soll hier nicht untersucht werden. Sollte sie wirklich krank sein, so scheint der heutige Sportbetrieb eher ein Beweis dafür wie dagegen zu sein. Auf alle Fälle aber müßte man sich für eine ‚Gesundung' der Kultur im sportlichen Sinne im Interesse dieser selbst bestens bedanken. Eine Kultur, die wähnt, sich durch den Sport regenerieren zu können, hat damit über sich selbst das Urteil ausgesprochen.

Der Roman eines Bildes / Von Paul Bourget

IX.

Der liebenswürdige Edelmann, ‚il schiccoso Mecenate dell' Aristocrazia Milanese', wie ihn die einheimischen Zeitungen nennen, hatte seine Mahlzeit unterbrochen, um mir entgegenzukommen. Die ungewöhnliche Stunde meines Besuches ließ ihn befürchten, daß irgend eine Unannehmlichkeit dazu Veranlassung gegeben habe. Die Italiener von guter Rasse, wie er, gefallen sich darin, daß dem durchreisenden Fremden keinerlei Schwierigkeit begegne. Sie betrachten ihn als ihren persönlichen Gast, denn sie lieben ihr Vaterland so sehr, daß sie stolz darauf sind wie wir alle auf unser Heim. Es schien ihm eine Last vom Herzen genommen, als ich ihm auf seine liebevolle Frage antwortete:

‚Nein, lieber Graf, ich habe mich über nichts und über niemand zu beklagen. Es handelt sich darum, jemanden aus Ihrer Familie zu verhindern, unwissentlich eine von den Handlungen zu begehen, die man nachher seine Lebtage bereut. Ich möchte Ihnen von der Marchesa Ariosti sprechen,' und ohne weitere Einleitung erzählte ich ihm alles durcheinander: meine Begegnung mit George Courmansel von vorgestern, meinen Abend bei den Boudron, und wie ich zu bemerken glaubte, daß die Beziehungen zwischen dem künftigen Schwiegervater und dem künftigen Schwiegersohn sehr gespannte seien, meinen Besuch bei der Dame Ariosti und die Begegnung mit dem dort anwesenden zweiten Käufer, der gewiß mit Rücksicht auf uns eingeladen worden war, meine Neugier, das gerühmte Bildnis zu sehen, das endgültig die Existenz des ‚Amico di Solario' feststellte, und zuletzt den Blitzschlag der Überraschung, der mich stumm und regungslos davor festgenagelt hatte. Ich fügte bei, wo und wann ich dieses unechte Bild fabriziert hatte, das durch das Versehen meines unglückseligen Landsmannes zum Rang eines Meisterwerkes erhoben worden war. Während ich sprach, sah ich dieses vornehme Gesicht von meist so angenehmem Ausdruck ein Lächeln erhellen, in dem ebensoviel Ironie als Überraschung lag. Der Besitzer des umgetauften Leonardo genoß seine Rache, und zu gleicher Zeit konnte der Humorist und gute Gesellschafter nicht umhin, sich an dieser wunderbaren Geschichte zu belustigen:

‚Also der „Amico di Solario" das sind Sie, mein lieber Komtur.' — Er gab mir den Titel meines Ordens nach der Sitte seines Landes. — ‚Das ist ja köstlich. — Das ist ja köstlich' . . . wiederholte er. Sie erinnern sich, ich wunderte mich, daß Pappalardo meiner Cousine etwas Schönes hinterlassen haben sollte. Er war zeit seines Lebens Schmarotzer bei ihnen gewesen, und zwar verhöhnter Schmarotzer. Gefüttert und verlacht, das war doppelter Grund zum Grollen. Per Bacco! Dieses Vermächtnis war seine Rache. Seien Sie überzeugt, er wußte, daß das Bild unecht ist. Er kannte sich weit besser aus als ich, denn ich habe mich täuschen

lassen. . . . Aber daran ist mein alter Freund Morelli schuld. Dieser schreckliche Mensch hatte mir zu viel Unterricht im Zweifeln gegeben. Ich höre noch seine spöttische Stimme, wenn ich mich vor ihm für ein Bild begeisterte: „Begeisterung ist keine Methode", sagte er mir dann, und führte die Worte Ihres La Bruyère an, die er als Wahlspruch auf die erste Seite seiner „Italienischen Maler" gesetzt hat: „In den Dingen der Welt ist fast alles nur eine Frage der Methode." Sie verstehen, dieser Courmansel hat mich auch mit seiner „Methode" eingeschüchtert, hypnotisiert . . . Es steht mir schlecht an, das jetzt zu sagen, aber ich fühlte mich nie ganz sicher, wenn ich dieses Porträt der angeblichen Genoveva ansah. Übrigens, da die Tafel von Ihnen ist, lieber Komtur, hatte ich nicht so unrecht, sie zu bewundern. . . . Nur will ich von heute ab all meine Morelli, all meine Frizzoni, all meine Berenson einschließen, und werde nie mehr einen Kritiker lesen noch einem zuhören. Ich werde nur mehr an die legendenhaften Zuschreibungen glauben. Für mich werden alle Giorgione Giorgione sein, und alle Leonardo Leonardo — angefangen mit dem meinigen. . . . Sie werden mir sagen: und der Brief des Monsignore Pierotto? Und die der Handschrift des Notars von Ferrara beigefügte Fußnote? . . . Nichts, — ich sage es Ihnen ja, nichts will ich mehr hören! . . . He! He!' schloß er mit lustigem Lachen: ‚Hm? Meine Dame hat ihren Maler wiedergefunden! Die mag schön froh darum sein in der anderen Welt! . . .'

‚Und meine arme Genoveva hat den ihrigen verloren!' . . . versetzte ich, mitgerissen von der ansteckenden, tollen Lustigkeit. ‚Aber', fügte ich bei, ‚weder der Boudron noch der Kennedy dürfen ihre fünfzigtausend Franken verlieren. Das Fräulein darf auch ihren Mann nicht verlieren, da sie den armen Courmansel liebt, der ja im übrigen ein ganz braver Mensch ist . . . Ich habe auf Sie gezählt, daß Sie das alles in die Wege leiten werden . . .'

‚Einverstanden' erwiderte er, als ich ihm meinen Plan erklärt hatte, der mir bei dem ‚Minestrone' der Trattoria gereift war. Gleich morgen früh werde ich zu meiner Cousine gehen. Seien Sie ganz ruhig, sie wird sich hüten, zu erzählen, daß Pappalardo ihr diesen schlimmen Streich gespielt hat. Sie ist klug; sie wird schon Mittel finden, mit dem Boudron und dem Kennedy fertig zu werden. Wir beide, Sie und ich, übernehmen es dann, den Courmansel sachte aufzuklären. Er wird damit davonkommen, daß sein Buch über seinen Cristoforo Saronno — der offenbar nie gelebt hat, — unveröffentlicht bleibt. . . . Nein, aber ist das komisch, ist das komisch! . . . Eines schönen Abends, während der Flitterwochen wird er seiner jungen Frau sein Versehen erzählen, und sie wird ihn sehr zärtlich küssen, um ihn zu trösten. . . . Dieses Erlebnis wird ihn bescheiden machen,

und er wird sich künftig begnügen, über Kunst zu schreiben, wie es unsere Väter getan haben, und die taten sehr wohl daran, keine ‚Alunni, Fratelli, Bonifazio primo, secondo, terzo‘ erfinden zu wollen. Kommen Sie morgen Mittag wieder, wollen Sie? Wir werden zusammen frühstücken. Mein Koch macht uns einen echten ‚Risotto‘. Alles wird vorüber sein, und wir wollen dann fröhlich miteinander essen und über das erstaunliche Abenteuer lachen. Was für ein Rachekünstler, dieser Pappalardo! . . . Wenn Sie, wie ich, die Stelle seines Testamentes gelesen hätten: „Meinen teuren Anverwandten und Freunden, dem illustrissimo Marchese Ariosti und seiner würdigen Gattin als Erwiderung der zarten Rücksichten, die sie immer für mich gehabt haben!“ . . . Das muß man sagen, behandelt haben sie ihn! . . . Er fragte sie eines Tages, in meiner Gegenwart, ob ihnen sein Porträt Vergnügen machen würde, das einer unserer Maler eben begonnen hatte. Ich sehe ihn noch, wie er auf die Wände des Salons schaute und sagte: „Ihr habt so viele schöne Sachen, daß ich eigentlich nicht weiß, wo ihr es hintun wollt.“ „An den Tisch, lieber Freund, an den Tisch!“ antwortete Ariosti. Sie bekamen das Porträt des Pappalardo nicht, aber sie haben das der Ginevra, Ihres Modells . . . Oh! Das ist ein ausgezeichneter Spaß! . . . Aber Sie haben Recht, er darf nicht zur Gaunerei werden. . . . ‚Ciaô.‘

Es lag so viel heitere Laune in der Geste, mit der der Besitzer des wieder zu Ehren gekommenen Leonardo mich verabschiedete, und in seinem mailändisch gesprochenen ciaô (schiavo = Diener), daß ich nicht eine Minute an seinem Unternehmen, noch an dessen Erfolg zweifelte. Ich war auch deshalb am nächsten Tag peinlich überrascht, als ich ihn um Mittag in seinen Sälen mit einer Miene auf- und abgehen sah, die ich gar nicht an ihm kannte. Alle Leidenschaftlichkeit des Urtypus war erwacht. Die energischen Züge seines Gesichtes, die sonst Freundlichkeit milderte, traten scharf hervor. Seine Adlernase schien sich im Zorn zu krümmen, seine braunen Augen leuchteten mit düsterem Glanz in seinem geröteten Gesicht, und seine vollendete Höflichkeit versagte diesmal, denn er empfing mich fast mit Barschheit, wegen der er sich zwar sogleich entschuldigte:

‚Ach Herr Monfrey, warum haben Sie nicht gestern geredet, als Sie das Bild erkannten! Sie hätten mir einen häßlichen Auftritt erspart, den häßlichsten, dem ich in meinem Leben beigewohnt habe, und ich bin siebzig Jahre alt! — Aber verzeihen Sie, Sie haben Ihre Gründe gehabt. Sie konnten nicht erraten, daß Ihr Schweigen so aufgefaßt würde. . . . Ich habe die Marchesa gesehen,‘ fuhr er fort, ‚ich komme eben von ihr.‘ Ich fange an, von Ihrem Besuch und von Ihrer Entdeckung zu erzählen . . . Bei den ersten Worten unterbrach sie mich mit dem Ausruf: „Ich hätte Sie nicht für so naiv gehalten, Uccio.“ ‚Naiv?‘

wiederholte ich . . . „Das ist doch ganz klar," versetzt sie. „Herr Monfrey kam hierher mit Herrn Courmansel. Sie trafen Herrn Kennedy hier, begriffen, daß der Kauf bevorstand, und erfanden miteinander das Mittel, ihn zu verhindern. Spaß beiseite, glauben Sie wirklich, daß Herr Monfrey das Bild als sein Werk erkannt und dazu geschwiegen hat? Aber das Erstaunen allein hätte ihm doch einen Ausruf, ein Wort, eine Geste entrissen. War ich doch weise, nicht zu erlauben, daß Herr Courmansel das Bild photographierte! Ihr Plan ist ganz einfach: Behaupten, das Bild sei eine Fälschung, es durch einen Mittelsmann um minderen Preis kaufen lassen, dann neues Manöver: Herr Monfrey erklärt, er habe sich geirrt und erkennt die Beweisgründe Courmansels an. Denn die beiden Gevatter sind schlau genug, ihr Einverständnis nicht zu zeigen. Der Anfang ist gemacht . . .'"

‚Das hat sie von mir gedacht?' antwortete ich schmerzlich. ‚O, wie recht Sie haben! Hätte ich doch gleich gesprochen!'

‚Es wäre ihr schwer geworden, Sie anzuklagen, aber sie und ihr Berto hätten sicher Mittel und Wege gefunden, dem unechten Bild seinen Preis zu erhalten . . .'

‚Glauben Sie?' unterbrach ich.

‚Daß sie es als solches kannte? Gewiß!' erwiderte er. ‚Ich habe heute diese Überzeugung gewonnen, und auch Sie hätten sie gewonnen, das kann ich Sie versichern, wenn Sie gesehen hätten, wie sie die Augen zum Himmel aufschlug und rief: „Und unser lieber Pappalardo hätte uns ein gefälschtes Bild hinterlassen, er, der uns so sehr liebte!" Sie wagte vor mir diese Redensart auszusprechen, der ich ihr und ihrem Mann so oft ihre Härte gegen den armen Verwandten vorgehalten habe. Und sie sprach noch weiter: „Das heißt sein Andenken beschimpfen. Und Sie, Uccio! Sie ! O, ich begreife Sie nicht . . ." Da ging mir die Geduld aus, und ich habe ihr derbe Wahrheit aufgetischt. Ich habe ihr wiederholt, wer Sie seien, und daß ich für Ihre Ehrenhaftigkeit einstehe, und daß, wenn sie nach Ihrer Erklärung über seinen Ursprung das Bild für echt verkaufen würde, sie einen wirklichen Diebstahl beginge. Darauf hat sie sich in ihrem Stuhl aufgerichtet — Barnabo Visconti ist im Reiterstandbild seines Grabmales nicht stolzer — „Uccio, Sie schmähen eine wehrlose Frau, eine arme, verlassene Witwe, das ist feig! . . . Und das alles, weil Sie sich nicht darüber trösten können, sich lächerlich gemacht zu haben, indem Sie eine schlechte Kopie für einen Leonardo hielten . . ." Da kam San Cataldo herein, ohne anzuklopfen, wie zu Hause. Er hatte zweifellos hinter der Türe alles gehört, denn er war sehr bleich. Er reichte der Marchesa eine Visitenkarte, und ich schloß sogleich aus dem Blick, den sie mir zuwarf und aus dem herausfordernden Ton, in dem sie sagte:

Anton Mauve/Am Strand.



„Gut, ich lasse bitten, im kleinen Salon zu warten," daß es die des Amerikaners sei. — Wenn je der Ausdruck, der in unserer Sprache sich verabschieden bedeutet: „levar l'incommodo", zutraf, so war es, als ich Miene machte, mich zurückzuziehen. Ich war so erregt, daß ich mich vor meinem eignen Zorn fürchtete . . . Und hier bin ich! Aber ganz Mailand soll es morgen erfahren. Frau Ariosti soll ihr Bild nicht verkaufen, und ihre Infamie soll bekannt werden. Es ist mir gleichgültig, ob sie Witwe ist — alles ist mir gleichgültig! Der Diebstahl soll nicht gelingen, so lange ich lebe.'

‚Trotz der Güte Ihres Koches, mein lieber Graf,' antwortete ich, ‚halte ich es für besser, auf Ihren „Risotto" zu verzichten und in aller Eile den Herrn Kennedy aufzusuchen. Wenn wirklich die Karte von ihm war, so ist keine Zeit zu verlieren. Nach der Art zu schließen, wie sie Sie empfangen hat, sieht es der Marchesa gleich, daß sie das Geschäft stehenden Fußes abgeschlossen hat. Wer weiß? Vielleicht ist der Amerikaner schon unterwegs — und wohin? — mit dem Bild, das er vielleicht im Automobil entführt, in der Meinung, daß er Italien eines seiner Meisterwerke beraubt.'

‚Sie haben recht,' sagte mein Wirt, ‚aber Sie schulden mir eine Entschädigung. Ich erwarte Sie heute abend zum Diner um siebeneinhalb Uhr. Wir wollen einen Becher Wein trinken auf das Wohl der Dame, die ihren Leonardo verloren hatte . . . Aber, wohl verstanden, wenn Sie vorher meiner in dieser Angelegenheit bedürfen, so finden Sie mich den ganzen Nachmittag zu Hause. Meine Tür soll für jedermann verschlossen sein, außer für Sie. — Die Ariosti ist trotz alledem meine Cousine und eine Frau. Wenn der Kennedy und der Boudron aus ihren Klauen gerettet sind, an allem andern liegt wenig. Courmansel ist ein ehrlicher Mensch; er wird dafür sorgen, daß das Bild allgemein als Fälschung anerkannt wird, und der Auftritt von soeben wird keine anderen Folgen haben, als mich mit der Marchesa und ihrem Cicisbeo entzweit zu haben. Das ist mir um so lieber. Gehen Sie, machen Sie schnell . . .'

X.

Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ein so guter Prophet wäre. Als ich nach vielem Forschen von einem Hotel zum andern endlich das gefunden hatte, in dem der überseeische Sammler abgestiegen war, stampfte ein Automobil vor dem Tor. Es war das seinige. Ich hatte es nicht gleich erfaßt, denn auf dem gelblackierten Schlag prangte ein großes Wappen — goldene Lilien auf blauem Feld, ganz einfach! Ich habe nachher erfahren, daß ‚Sir' Kennedy — wie die Journalisten, die kein Wort Englisch können, so gerne sagen — dieses Wappen bei einem Wagenbauer

gesehen, und da es ihm gefiel, sich ohne weiteres zugelegt hatte. ‚Well you know, I fancy that crest*.' Hören Sie ihn näseln, wie er das sagt? Das ist ein Gegenstück zu dem, was der große Zyniker Casanova sagte, als er sich in von Seingalt verwandelte: ‚Das Alphabet ist mein.' Der Herzog von Aumale von Denver (Colorado) war, als ich in seinen Salon gewiesen wurde, damit beschäftigt, seine Rechnung zu begleichen. Er rechnete die Summe mit der Genauigkeit nach, die solche Milliardäre mit dem verschwenderischsten Pomp verbinden. Sie geben gerne hunderttausend Franken für eine Laune aus, aber sie wollen nicht um fünf Pfennige betrogen werden. Dieser hatte sich die Weinkarte kommen lassen und bewies dem sehr verlegenen Oberkellner mit der Karte in der Hand, daß ein Champagner, der auf der Karte mit zwanzig Franken angesetzt war, ihm mit fünfundzwanzig aufgerechnet worden sei.

‚Das war eine Sorte, die der Direktor besonders beiseite gestellt hatte,' sagte der Mann, ein Italiener von der schwerfälligen Sorte. Es sind die schlauesten, und die Gutmütigkeit ihres plumpen Gesichtes mit den Hängebacken läßt sie so einfältig erscheinen. ‚Ich gebe ihn immer nur Seiner Königlichen Hoheit, dem Herzog X.' Er nannte einen der Prinzen aus dem Hause Savoyen. ‚Aber weil Ihre Exzellenz . . .'

‚Meine Exzellenz hat Champagner zu zwanzig Franken bestellt,' unterbrach Kennedy. ‚Sie werden die fünf Franken auf der Rechnung ausstreichen. Fünfundzwanzig mal fünf, das macht fünfundzwanzig Dollar... Das können Sie behalten, und das auch,' und damit warf er eine weitere Banknote auf den Tisch; — es war ja ein Zeuge da — die ließ der Oberkellner in seiner Tasche verschwinden und zog sich vor diesem modernen Magnifico mit einer Verbeugung zurück — von einer Tiefe! Die Freundin von Ihnen, gnädige Frau, die Sie boshafterweise ‚Snobinette' nennen, hat sich nie vor einem Erzherzog so tief verbeugt. Da erwachte in Kennedy die Spottsucht des freien Bürgers von Amerika für die Unterwürfigkeit des alten Europa wieder, und er sagte zu mir gewendet — er hatte bei Frau Ariosti bemerkt, daß ich Englisch verstehe —: ‚The bow comes high**.'

Das Auge des Mannes verriet so viel vorsichtige Schlauheit, eine so bitter sarkastische Falte saß in seinem Mundwinkel, daß ich für mein Unternehmen die beste Hoffnung daraus schöpfte. Ohne jede rednerische Vorsicht begann ich, wie am Tag zuvor bei Varegnana, meine Geschichte zu erzählen. Ich glaubte aber nicht das Recht zu haben, ihn in meine Beobachtungen über die Beziehungen zwischen Courmansel, Christianen und Boudron einzuweihen, ebensowenig in die schändliche Komödie, die Frau

* Na, wissen Sie, mir gefällt das Wappen.
** Die Verbeugung kommt hoch.

Ariosti diesen Morgen gespielt hatte. Während der Milliardär mir zuhörte, legte er ganz ruhig seine Füße auf einen Stuhl, zündete eine ungeheure, sehr schwarze Zigarre an, die ein Ring von rotem und wie sein Automobil wappengeschmücktem Papier zierte, und ich würde sagen, nahm seine Poker-physiognomie an, wenn Sie, gnädige Frau, nicht zu der Generation des ‚Bridge' gehörten. Gewiß haben Sie aber dieses Spiel meiner Jugend nennen hören, dem wir die drei Vokabeln unserer Sprache: ‚Bluff, Bluffer und bluffen' verdanken. Vielleicht haben Sie als ganz kleines Mädchen manchmal vier Ihrer Verwandten gesehen, wie sie, um einen grünen Tisch sitzend, diese Worte illustrierten, indem sie, ‚mit ohne Trumpf', wie wir Farbenreiber sagen, um bedeutende Summen spielten. Es gibt im Poker keinen Trumpf, aber Sie verstehen mich, das heißt so viel als ohne irgend eine Karte von Wert. Ihre Gesichter strengten sich an, gleichgültig zu bleiben und auch dieses Bestreben zu verbergen. So das glatte, graue Gesicht des Amerikaners, während ich ihm die Gaunerei, der er beinahe zum Opfer gefallen wäre, nachwies und entlarvte. So glaubte ich wenigstens, denn wie konnte ich vermuten, daß er, wenngleich Millionär, mit solchem Phlegma hören würde, daß das Bild, für das er fünfundsiebenzigtausend Franken bezahlt hatte — die machiavellistische Marchesa hatte ihn bis auf diese Sprosse der Leiter steigen lassen — höchstens hundert Dollar wert sei! Als ich zu Ende war, antwortete er mir auf englisch und ohne auch nur im geringsten weder von seiner Kaltblütigkeit noch von seiner bequemen Stellung abzuweichen!

‚Well, mein lieber Herr Monfrey; sehen Sie diese Zigarre?'

‚Ja' antwortete ich, bis zur Bestürzung erstaunt. Welche Beziehung konnte der ‚liebe Herr Kennedy', um auf seine amerikanische Weise zu reden, zwischen dem zum Meisterwerk des phantastischen Cristoforo Saronno gewordenen Porträt des Modelles Ginevra und dieser bewunderungswürdigen Havanna aufstellen, diesem wohlriechenden Baumstamme, dessen Spitze er mit seinen Goldmosaikzähnen kaute?

‚Wissen Sie, was ich für diese Zigarre zahle, und zwar nicht hier, nicht in Amerika, sondern in Kuba? . . . Zwei Dollar — mehr als zehn Franken; zehn Franken und achtundvierzig Centimes nach dem heutigen Kurs. . . . Well. Nun stellen Sie sich vor: ein Herr, der diese zehn Franken und achtundvierzig Centimes nicht in der Tasche hat, verspürte Lust nach dieser Zigarre und möchte mich verhindern, sie zu kaufen... Er wird versuchen, mich glauben zu machen, sie sei nicht in Havana gemacht, sondern in Hamburg, und sollte auf ihrem Ring statt dieses Zeichens ein einfaches „made in Germany" aufweisen. Anstatt die zehn Franken und achtundvierzig Centimes wert zu sein, wäre sie nur acht oder fünf Centimes wert. Lassen Sie mich ausreden. Der Herr (gnädige

Frau, ich übersetze sein unübersetzbares „dear old chap" sehr mangelhaft) träumt sich schon, wie er die fünf Centimes zahlt, die Zigarre nimmt und sie dem blödsinnigen Ralph Kennedy, der ihm aufs Wort geglaubt hat, vor der Nase raucht. . . . Unglücklicherweise kennt sich Ralph Kennedy in Zigarren aus. Er sieht, daß diese hier erstklassig ist. (Gnädige Frau, Sie erkennen das ewige „first class" der Angelsachsen?) Er hat sich die zwei Dollar-Zigarre geleistet und raucht sie . . .'

Der Sinn dieses Schlußsatzes war so klar wie unverschämt. Während ich ihn berichte, ist mir unbegreiflich, daß ich auf den Troßbubenscherz ohne Witz des Yankee nicht mit ein paar gut französischen Ohrfeigen geantwortet habe. Kennedy wollte mir zu verstehen geben, daß er mich für den Helfershelfer von Courmansel und Boudron hielt. Wir drei hatten nach seiner Meinung einen Entwertungstrust um das Gemälde gebildet, das die zwei Sammler sich bisher im Scheckkampf streitig gemacht hatten. Ich spielte in dem Handel die Rolle des falschen Zeugen, der die Einleitungslüge ersonnen hatte. Was wäre geschehen, frage ich mich, wenn das erwähnte Paar Ohrfeigen verabreicht worden wäre? Hätten der Milliardär und ich uns auf angelsächsisch geboxt? Ich habe in meiner Jugend den Faustkampf gelernt und sogar das Beinboxen geübt. Ich arbeitete bei einem Lehrer, der an Stimmbandlähmung litt — nichts komischer als dieser stimmlose Athlet, wenn er mir seine Brust hinreckte und mir mit der erloschenen Kraft eines Brustkranken zuflüsterte: ‚Gehen Sie los mit voller Kraft, Herr Monfrey!' Ja, was wäre geschehen? Eine ganz andere Sache wäre dieser Faustkampf zwischen Ihrem unnützen Knecht und dem amerikanischen Liebhaber gewesen! Oder hätte er nach dem alten Spruch ‚noblesse oblige' geglaubt, es seinem ‚crest' schuldig zu sein, mich zu fordern? Stellen Sie sich vor, wie ich in meinem Alter für die schönen Augen des Porträts der Ginevra vom Leder ziehe! Gibt es nicht in einem Lustspiel von Shakespeare einen, der von sich sagt: ‚Ich bin der, der dumm stirbt?' In dem Fall wäre die Dummheit um so größer gewesen, als die Unverschämtheit des Champagnersäufers — fünfundzwanzig Flaschen in einer Woche! — mit gar keiner Verachtung gemischt war. Das war der Grund meiner Friedfertigkeit. Ich erfaßte diesen Unterschied sogleich. Kennedy hatte keineswegs die Absicht, mich zu beschimpfen, schon deshalb nicht, weil er, wie er gleich darauf sagte, dieses Konkurrenzverfahren gar nicht tadelnswert fand. Er war nicht darauf hereingefallen, und wollte mich das deutlich wissen lassen. Er war der Poker-Spieler, der ein Spiel mit vier Aß vor einem ungeschickten Bluffer abweist.

‚Ja doch,' sprach er weiter, ‚ich habe das Bild gekauft. Sehen Sie, ich verstehe ganz gut, mein lieber Herr Monfrey, daß Herr Boudron und Herr Courmansel sich sehr geärgert haben. Ich begreife auch, daß Sie,

als ihr Freund, den Einfall gehabt haben, mir den Kauf zu verleiden. Es ist zu spät. Meine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen, das Bild wird aus Italien ausgeführt. Es ist überwacht. Die Marchesa hat mir das nicht verschwiegen, aber mein Automobil macht hundert in der Stunde und ich fordere Sie, Herrn Boudron, Herrn Courmansel und alle Kunstakademien der ganzen Halbinsel heraus, ausfindig zu machen, wo J. R. K.' (seine Art, die drei Initialen auszusprechen, hatte etwas ‚Ich der König'-haftes — immer das ‚crest' und die Lilien!), ‚wo J. R. K. morgen sein wird. Nichts für ungut, mein lieber Herr Monfrey! Bitte, sagen Sie dem Herrn Courmansel, daß ich nicht bin wie die Marchesa. Ich bin auf meine Sachen nicht eifersüchtig. Er soll die Photographie haben, die er für sein Buch wünscht. Ich werde sie ihm von Paris schicken . . .'

Gott ist mein Zeuge, und Sie auch, gnädige Frau, — ich habe Ihnen ja so aufrichtig gebeichtet! — ich war in das Hotel des Herrn Ralph Kennedy mit dem festen Willen eingetreten, ihn über den wahren Wert des angeblichen Cristoforo Saronno aufzuklären. Mein Gewissen — mein gewissenhaftes ‚Ich', das berühmte Zentrum O des Doktor Grasset — hatte alle Paradoxe des untergeordneten ‚Ich' zum Schweigen gebracht, diese polygonale Anarchie, die der gelehrte Professor zu demütigem Gehorsam verurteilt. Auf die wunderbare Starrköpfigkeit des Milliardärs hatte ich nicht gerechnet. Der aber hatte so lange nur mit Hinterwäldlern zusammengelebt, daß es ihm gar nicht mehr denkbar war, daß er sich irren könnte, er, J. R. K., der ‚prominent citizen' von Denver (Colorado), der Gründer des Kennedy-Museums in jener Stadt. So hatte er sein Haus gekauft, das bestimmt ist, nach seinem Tod städtisches Eigentum zu werden. — Er hätte sich von dieser kleinen italienischen Marchesa ‚bluffen' lassen, und ein unechtes Bild um diesen unglaublichen Preis gekauft? Unmöglich! Und dann diese Entführung im Automobil, diese Apachenlist, um die Wachsamkeit akademischer Zollwächter zu täuschen, der Stolz, diese ganze Expedition einem Reporter des ‚Chicago Mail' oder ‚Minneapolis Herald' in seinem ‚private car' während eines Aufenthaltes seines Extrazuges zu erzählen, wenn er von seiner Europareise zurückkehrt, wie Jason als Besitzer des goldenen Vließes aus Asien heimzieht — auf all diese Freuden hätte er verzichten sollen? Undenkbar? Ebensogut hätte man ihn auffordern können, auf die fünfzig oder hundert Millionen Dollar zu verzichten, die er in Kautschuk, in gesalzenem Schweinefleisch, in Kupferminen oder sonst etwas gemacht hatte. Angesichts dieses erstaunlichen Eigensinns, der den unbestreitbarsten Zeugen zurückwies, fing auf einmal einer der polygonalen Kobolde in Ihrem Knecht wieder zu ulken an. Ein Künstler, wie weit er es auch gebracht haben mag, bewahrt sich immer im Grunde seines Wesens einen Mallehrling, der stets bereit ist, die fröh-

lichen Ämter von ehemals wieder zu übernehmen. Ich hatte es erst närrisch lustig, dann verhängnisvoll ernst gefunden, daß man das Porträt der kleinen Ginevra dem erfundenen Gefährten des Andrea Solario zuschrieb; jetzt erschien er mir plötzlich als der drolligste Schwank, von dem ich je gehört hatte, und eine unwiderstehliche Versuchung reizte mich, daran teilzunehmen. Meine Pflicht war erfüllt, ich hatte dem Kennedy die Wahrheit erzählt. Er wollte nicht glauben? Wie's ihm beliebte! Er war der einzige, dem durch diesen freiwilligen Irrtum Schaden erwuchs, und wie wenig! Die fünfundsiebzigtausend Franken waren ausbezahlt. Wahrscheinlich merkte er den Ausfall in seinem Konto-Korrent bei seiner Bank kaum. Voraussichtlich wurde das Bild nicht wieder verkauft, da es in das Kennedy-Museum übergehen sollte. Was lag daran, wenn es dort mit einem Schilde erschien, auf dem der Name eines Malers graviert war, der nie existiert hat? Also antwortete ich gutmütig, ohne weiter zu streiten:

‚Könnte ich nicht für mich auch eine Photographie von dem Bild bekommen, Herr Kennedy?‘ . . .

‚Für Sie?‘ sagte er ironisch, aber doch ein wenig überrascht. . . . ‚Gerne. Aber was für ein Interesse können Sie an dem Bild finden, mein lieber Herr Monfrey, da Sie doch vorgeben, es sei gefälscht?‘ . . .

‚Das Interesse, es näher zu prüfen‘ versetzte ich. ‚Im ersten Moment habe ich, wie gesagt, darin ein Porträt von meiner Mache zu erkennen geglaubt, aber wenn ein Kunstliebhaber, der eine Weltsammlung besitzt, wie Sie, hartnäckig darauf besteht, die Echtheit eines Gemäldes zu behaupten, so verlangt mich, es nochmal anzusehen . . .‘

Gnädige Frau, Sie haben amerikanische Reklamen gelesen, Sie wissen, daß das mindeste Lob, das ein Erfinder seinem Erzeugnis spendet — sei es Zahnpulver, Schnupfenpillen, Pneumatik für Zweiräder oder Patent-Rasiermesser — immer das ist: ‚beats everything in the world‘ — schlägt alles in der Welt! Das Beiwort, durch das ich zufällig die Kennedygalerie verherrlicht hatte, konnte ihm also nicht mißfallen. Diese plumpe Schmeichelei veranlaßte zuerst eine Verstärkung der Rauchwolken, die er seiner Obeliskzigarre immer noch entriß. Ein bitteres Lächeln verzog seinen rasierten Mund. Er schaute mich mit dem undurchdringlichen Ausdruck an, in dem Herausforderung, Witzbolderei und jene dünkelhafte Verlegenheit liegt, die der Amerikaner so leicht im Umgang mit Europäern zeigt; er verachtet unsere alten Rassen und doch schüchtern diese ihn ein.

‚Well‘, antwortete er, ‚Sie ziehen sich witzig heraus, Sie sollen auch die Photographie haben. Wenn das Bild nicht schon fort wäre, könnten Sie es ansehen, so lange Sie wollten. Aber die Photographie wird genügen, Sie zu überzeugen, daß es schon ein Original ist. Werden Sie nicht

beleidigt sein, wenn ich Ihnen etwas sage?' fügte er bei — und auf ein Zeichen der Verneinung: ‚Wenn die Ähnlichkeit mit dem Bilde, das Sie vor fünfundzwanzig Jahren in Rom fabriziert haben, wirklich bestände, so nähmen Sie heute einen anderen Platz in der Malerei ein.' Ich verneigte mich. ‚Und dann hätten Sie das Bild auf den ersten Blick erkannt. Ein Ausruf wäre Ihnen entschlüpft, eine Geste ... Sprechen wir nicht mehr davon, Geschäft ist Geschäft. Hätte ich das Bild noch nicht gekauft gehabt, so war immerhin die Möglichkeit, mir Zweifel zu erregen, und es mir wegzuschnappen. Ich hab's,' sagte er mit einem diesmal sehr lauten Lachen, schob seinen Kiefer vor, machte die Bewegung des Schnappens und wiederholte: ‚Ja, ich hab's, und ich bin wie die Hunde, wenn ich angebissen habe, ich lasse nicht wieder los.'

XI.

So wollten also weder die Diebin ihre Gaunerei noch der Bestohlene seine Albernheit anerkennen. Das Abenteuer kam mir immer noch so lustig vor, daß ich beschloß, dasselbe Experiment an Courmansel zu versuchen. Die Komödie war vollständig, wenn auch er mir nicht glauben wollte. Wenn man sich mit fünfzig Jahren auf Bubenstreiche einläßt, so hat man kein Maß mehr. Der Gasthof, in dem ich das merkwürdige Gespräch mit dem amerikanischen Sammler hatte, ist nicht weit von meinem Hotel. Ich frühstückte in Eile im nächsten besten Restaurant, rief in meiner Ungeduld, den jungen Mann zu treffen, vor er ausgegangen wäre, einen Fiaker, denn ich wußte, daß er um drei Uhr in das Museum Poldi Pezzoli gehen sollte, um dort den Mitgliedern des Ankaufsausschusses in seiner Eigenschaft als Autorität in Sachen lombardischer Malerei seine Meinung über ein Bild zu sagen, das ihnen vorgeschlagen war. Während der ‚Brumista', wie man in Mailand die Kutscher nennt — würde der berühmte Lord Brougham seinen umgewandelten Namen wohl wieder erkennen*? — sein Pferd antrieb, so viel er konnte, bereitete ich mich im Geiste vor, wie ich mir das Vergnügen einer köstlichen Mystifikation gewähren wollte.

Ich glaube Musset hat so etwas:

C'est un chat qui taquine et qui tue à plaisir
Un misérable rat dont il a le loisir ...

Ich wollte den Auftritt mit Kennedy nicht wiederholen, bei dem meine unumwundene Offenheit so schlechten Erfolg hatte. Wie gesagt, mein Gewissen war jetzt beruhigt, mein Zentrum O hatte alles getan, um den Handel zu verhindern. Jetzt konnte sich der Wildfang von Polygon ungehindert belustigen. Es handelte sich darum, dem ‚jungen und schon bedeutenden Kritiker' Zweifel zu erregen, ihn auf einem Umweg zu dem

* Nach Lord „Brougham" (sprich Bruhm) ist ein Wagen benannt, daraus haben die Mailänder „Brumista" gemacht.

Punkt zu führen, wo er von selbst ausrufen müßte: ‚Das Bild ist ja unecht.‘ Der Plan, den ich in meinen Gedanken ausspann, belustigte mich im voraus, wie ehemals meine Atelierstreiche. Gnädige Frau, mein Herz hat oft ein wenig zu stark geschlagen, wenn ich in Paris vor eine gewisse Türe in einer gewissen Straße kam, die einen gewissen Platz entlang läuft, und ich den Pförtner fragte: ‚Ist Frau *** zu Hause?‘ Es schlug weit weniger heftig, aber doch immerhin ein wenig, als ich an meiner vorübergehenden Wohnung ausstieg, die zugleich die des Erfinders des Cristoforo Saronno war. Als der Pförtner auf meine Frage antwortete: ‚Sie können hinaufgehen, Nummer 114 ist nicht ausgegangen,‘ empfand ich eine freudige Erregung, wie ein Kind, das im Begriff ist, eine verbotene Spitzbüberei auszuführen.

‚Wenn ihn das nicht von der Manie des Leonardo-Umtaufens heilt,‘ dachte ich, während der Fahrstuhl, gelenkt von einem Neger in ägyptischem Gewand, mich in den vierten Stock beförderte, ‚so wird es nicht meine Schuld sein.‘ Oben angekommen, sobald mir diese Persönlichkeit die Türe von Nummer 114 geöffnet hatte, fragte ich Courmansel, auf den Fahrstuhl-Othello deutend: ‚Ist das ein Tiepolo oder ein Veronese? . . .‘

‚Wissen Sie die Neuigkeit schon?‘ antwortete mir der Bilderstürmer, ohne meinen Scherz über seine Manie aufzugreifen . . . ‚Kennedy hat das Bild! . . . Herr Boudron wollte mir nicht folgen. Dieses Meisterwerk geht nach Amerika . . . Die Marchesa hat schließlich fünfundsiebzigtausend Franken dafür bekommen . . . Vor vierzehn Tagen hätte sie es uns für fünfzigtausend gegeben . . .‘

Sein Gesicht drückte eine, in Anbetracht der Umstände, so komische Verzweiflung aus, daß es mir zugute zu rechnen ist, daß ich ihm nicht gleich das Eisen in der Wunde umgedreht und ihm erzählt habe, daß ich soeben von dem glücklichen Sieger in diesem Kampf um ‚meine Fälschung‘ kam. Während er so klagte, hantierte er mit fieberhaften Bewegungen zwei große Photographien, in denen ich meine Ginevra zu erkennen glaubte, die durch des Pappalardo bösartige Rachsucht und die Dummheit des Courmansel in eine Prinzessin am Hofe des Valois umgetauft worden war. Die schlaue Frau Ariosti war nicht umsonst Landsmännin des Verfassers des ‚Prinzen‘. Kaum war das Bild verkauft, so ließ sie es ihre erste Sorge sein, dem Kunstkritiker die Reproduktion zukommen zu lassen, die sie bis dahin verweigert hatte. Sie antwortete auf diese Weise im voraus auf die Zeugenschaft, die Varegnana und ich gegen sie ablegen konnten. Ein solches Dokument freiwillig solchen Händen ausliefern, hieß das nicht erklären, daß sie keine Erörterung über die Echtheit der Tafel scheute? George Courmansel erklärte mir das in der Form so

korrekte, wie im Grunde hinterlistige Vorgehen, das die gewandte Frau ihm gegenüber beobachtet hatte.

‚Die Lanze des Ajax heilte die Wunden, die sie schlug,‘ sagte er; ‚dieses Geschenk ist dazu bestimmt, das gleiche Wunder zu wirken, denn für den Geschichtschreiber des Cristoforo Saronno sind diese Photographien von unschätzbarem Wert. Glauben Sie es, daß die Marchesa ganz im Gegenteil die Wunde dadurch nur noch vergrößert hat? ... Betrachten Sie diese Abzüge — sie sind nicht einmal sehr gut — sehen Sie, was für ein Meisterwerk wir verloren haben. Ich sage wir. Die Galerie des Herrn Boudron ist zum großen Teil mein Werk. Ich habe unter den Bildern gelebt, und werde noch mehr unter ihnen leben ... Ich gäbe sie alle für dieses eine! ...‘

‚Da hätten Sie sehr unrecht,‘ warf ich hin und gab mir den Anschein, als studierte ich die Photographien eifrig, wie er es verlangte, dabei beobachtete ich verstohlen die Wirkung meiner Bemerkung. Es war ungefähr, wie wenn ich mit einer Flobertpistole auf ein Rhinozeros geschossen hätte. Der Kritiker zuckte die Achseln und sagte:

‚Nein doch, ich hätte nicht unrecht! ... Der Gian Bellini des Herrn Boudron ist schön, das gebe ich zu, aber er ist nicht der Gian Bellini der Ferrari. Sein Cosimo Tura ist merkwürdig, es ist aber nicht der aus der Sammlung Layard. Sein Francesco di Giorgio ist minder als die von Siena ... Dieses aber ist ein Unikum ...‘ er nahm mir die Photographie wieder und hypnotisierte sich daran ... ‚es ist das Juwel, das keinen Vergleich zuläßt.‘

‚Immer vorausgesetzt, daß an der Echtheit kein Zweifel sei,‘ versetzte ich. Diesesmal war die Anspielung so unverblümt, daß er sie nicht übergehen konnte. Ich versuchte die Flintenkugel. Auf das Rhinozeros wirkte sie nicht viel anders als die erste.

‚Wollte Gott, daß noch ein Zweifel möglich wäre!‘ rief Courmansel. ‚Dann hätten wir das Bild, ich habe es Herrn Boudron in Ihrer Gegenwart gesagt, er war auch der gleichen Meinung. Ich verstehe jetzt, warum er vor dem wunderbaren Bild den Kopf schüttelte. O, er versteht sich auf das Kaufen, er ist ein Geschäftsmann. Ich dagegen bin nur ein Kritiker. Ich kann meine Meinung nicht verbergen; ich halte mich dazu nicht für berechtigt. Die Methode vor allem!‘

‚Wie?‘ unterbrach ich, ‚Sie vermuten, daß Herr Boudron ...‘

‚O,‘ sagte er, ‚ich vermute gar nichts. Er versteht nur zu kaufen; das sage ich nochmal; er rühmt sich dessen oft selbst, und es ist wahr. Sie werden seinen Zorn sehen; er ist stehenden Fußes zur Frau Ariosti gegangen, um zu versuchen, den Verkauf noch zu verhindern ... Also ...‘

‚Die Komödie ist in fünf Akten,' dachte ich, ‚was wird ihm die göttliche Marchesa gesagt haben? . . .' Und laut zu ihm: ‚Nun, ich, der ich nie über das Bild geinterviewt worden bin, und an dessen Aufrichtigkeit Sie nicht zweifeln können, ich versichere Sie, daß dieser Cristoforo mir verdächtig ist, sehr verdächtig.'

‚Ich möchte gerne Ihre Gründe wissen,' versetzte Courmansel ironisch. Endlich kam die Anmaßung wieder zum Durchbruch, die mir am vorigen Abend zwischen ihm und dem künftigen Schwiegervater aufgefallen war, so oft es sich nicht um ihn, sondern um seine Idee, seine ‚Methode' handelte. Mit welchem Ton er diese hochheiligen Silben gesprochen hatte! Er reichte mir von neuem die Photographien, mit der Geste, mit der die Kreuzfahrer einem Ungläubigen den Fehdehandschuh zuschleuderten.

‚Meine Gründe? Ich habe mehrere,' erwiderte ich und studierte dabei auf seinem Gesicht die Wirkung meiner fortschreitenden Enthüllungen. ‚Der erste liegt in dem Modell selbst. Die hier dargestellte Frau ist eine Italienerin, und zwar eine Italienerin von heute. Dieser Mund, diese Augen, dieses Kinn haben niemals einer vornehmen Dame gehört. Sehen Sie, mein zweiter Grund ist die sichtliche Überarbeitung, die diese Malerei erfahren hat. Sie ist absichtlich zerkratzt, dann ist mit einer Art von harzigem Firnis darüber gegangen. Das beweist die Regelmäßigkeit dieser Sprünge. Es ist ein Hauptzeichen des Betruges. Die Fälscher übertreiben. Sie fabrizieren einen zu vollständig gealterten Gegenstand. Ein echtes Bild hätte sehr verdorbene und weniger verdorbene Stellen . . . Dann tanzen diese Buchstaben in der Signatur, die sie vermuten. Sie haben im Anfang der Inschrift X . . . R . . . US, mit Zwischenräumen zwischen dem X und dem R, dann dem R und der Silbe US. Sie setzen ein F in den ersten der Zwischenräume. Es ist aber Platz da für zwei Buchstaben und eine Lücke. Zwischen das R und das US setzen Sie gar nichts. Es ist Platz da für einen Buchstaben. Sehen Sie —' dabei zog ich einen Bleistift aus der Tasche und schrieb auf ein Blatt Papier ausführlich die wirkliche Inschrift, die ich ehemals selbst zusammengestellt hatte:

P. X. T. F. RIUS.

und übersetzte sie: ‚Pinxit Falsarius.'

‚Ein Fälscher hat gemalt?' rief er und brach in ein so lustiges Lachen aus, daß ich sah, die Kanonenkugel — denn diesmal war es eine Kanonenkugel — hatte nicht einmal einen schwarzen Fleck auf dem Fell des Rhinozeros hinterlassen. ‚Verzeihen Sie, mein lieber Meister . . . Ich möchte Sie nicht beleidigen. Aber, jedem das Seine, nicht wahr? Sie sind der Rivale von Ingres und Delacroix.' Seine ganze Kenntnis der modernen Malerei beschränkte sich auf diese Namen.

‚Ich bin nur ein Gelehrter, vielmehr ein Gelehrtenlehrling, aber wenn

man das Quadrat der Hypotenuse mit vierzehn Jahren kennt, so kennt man es ebenso, wie man es mit fünfzig, mit sechzig, mit siebzig kennen wird. . . Die Kritik' — und dabei drückte sein Gesicht wieder den unreduzierbaren Hochmut von vorhin aus — ,die Kritik hat ihre ebenso absoluten Gewißheiten wie die Geometrie. Eines dieser absoluten Gesetze ist, daß ein Fälscher niemals, indem er einen gefälschten Gegenstand verfertigte, mit Willen diesem Gegenstand ein Zeichen beigegeben hat, das seine Unechtheit bewies. Das ist doch ganz klar: man stellt einen gefälschten Gegenstand nur her, um zu täuschen, sonst würde man ihn gar nicht herstellen.'

,Und Sie halten einen Fall nicht für möglich,' sagte ich darauf, ,der doch ganz einfach ist? Ein junger Künstler ist in Rom, zum Beispiel. Er hat eine Geliebte und braucht Geld. Ein Antiquar bestellt bei ihm ein gefälschtes Bild. Der Künstler hat wohl einiges Bedenken, geht aber darüber weg, weil er verliebt ist. Er will in dieser Nachahmung nur eine Übung im Pinseln nach den alten Meistern sehen. Immerhin, um sein Gewissen zu beruhigen, zeichnet er seine Arbeit mit einem kleinen Zeichen, das seine Unechtheit verraten soll . . . Und wir haben', mein Finger vervollständigte ihm den Beweis auf der Photographie:

,P. X. T. F. RIUS. M. PARISIENSIS.

M. Pariser und Fälscher hat dieses Porträt gemalt.'

Das war keine Kanonenkugel mehr. Das war eine Beschießung mit Bomben. Dem Rhinozeros war's noch immer nicht durch die Haut gegangen. Sein Panzer war so hermetisch, so fest, so dicht, daß meine Mimik, die Betonung, mit der ich das M., den ersten Buchstaben meines Namens, aussprach, mein Blinzeln, die alle so deutlich sagten: ,Der Fälscher, der bin doch ich!' — daß alle diese Andeutungen ihm noch nicht den Schatten eines Schattens von einem Zweifel erregten.

,Das ist sehr erfinderisch,' antwortete er mit noch lustigerem Gelächter. Diese technische Unterhaltung hatte ihn seine Verzweiflung etwas vergessen lassen. Er liebte ja nicht die Kunst, sondern eben solche Streitfragen wie diese über die Kunst. ,Aber', fuhr er fort, ,das ist auch wieder eines der Gesetze der Kritik, von denen die Uneingeweihten keine Ahnung haben. Ich bitte nochmal um Verzeihung, wir sprechen von Theorien. „Alle erfinderischen Erklärungen sind ungenau." Ich begreife, lieber Meister,' und dabei hatte er seinen überlegensten Blick, ,daß Sie sich gerne, wie man sagt, den Kopf eines armen Teufels von Kritiker kaufen möchten. Ich weiß, die Maler lieben uns nicht, sie sind der Meinung, daß wir uns in Sachen mischen, die wir nicht verstehen, weil wir die Technik nicht ausüben. Erlauben Sie mir, auf Ihr Paradoxon einzugehen, um Ihnen zu zeigen, wie wir zur Wahrheit gelangen. Prüfen wir Ihre Hypothese

über den Ursprung dieses Bildes. Erste Unmöglichkeit: man ist nicht halb gewissenhaft. „Es gibt keinen ehrlichen Dieb.“ Wenn Ihr Künstler die Gewissenhaftigkeit gehabt hätte, zu wollen, daß sein gefälschtes Bild durch ein Zeichen als solches erkenntlich sei, so hätte er das Bild nicht gemalt, oder es gibt keine Gesetze mehr für die Menschennatur. Es gibt deren aber, und diesen psychologischen Gesetzen muß die Kunstkritik auch Rechnung tragen ... Zweite Unmöglichkeit: Der Altertumshändler, der ein gefälschtes Bild bestellt, ist ein Sachverständiger. Er nimmt kein Bild an, das in einer zweideutigen Weise gezeichnet ist, und der Künstler wagt nicht, es ihm zu bringen. Also ... Worauf beschränkt sich Ihre Einwendung? Darauf, daß die Buchstaben zu getrennt stehen; gut, sie stehen zu getrennt. Das ist eine Tatsache, und die Methode besteht darin, erst die Tatsachen anzuerkennen.‘ Nein! Er war zu komisch in seiner Feierlichkeit. — ‚Eine andere Tatsache ist die, daß die Sprünge auf dieser Tafel sehr regelmäßig sind. Sie sind regelmäßig. Weiter nichts. Was die Physiognomie der Frau betrifft, gehen Sie morgen zu Herrn Crespi, sehen Sie das prächtige Porträt der Königin Cornaro, das von den einen dem Tizian, von den andern dem Giorgione zugeschrieben wird — was mich betrifft, so halte ich es — aber das ist gleichgültig!‘ Er hatte die Miene eines Entdeckers, der sein Geheimnis eifersüchtig bewahrt, damit es ihm nicht entwendet wird. — ‚Jedenfalls ist es die Königin Cornaro, und doch ist sie eine Fischhändlerin von der Riva dei Schiavoni von diesem Jahr! Sie sehen, Ihre Aussetzungen sind nicht stichhaltig.‘

‚Sie wissen ja, daß Leonardo eine Art Alchimist war, immer Erfindungen machte. Er bereitete seine Farben selbst zu. Diese Liebhabereien sind uns teuer zu stehen gekommen. Wenn er nicht statt des „intonaco“ den „stucco lucido“ angewendet hätte, so hätten wir die vier Bildnisse noch, die er für das große Fresko von Donato Montorfano im Refektorium von Santa Maria delle Grazie ausgeführt hat. Der Montorfano ist noch da. Kein Leonardo mehr! Es waren diese vier Bildnisse: Ludwig der Mohr mit seinem ältesten Sohn Maximilian und Beatrice Sforza mit ihrem jüngsten Kind Francesco. Nun! Ich sagte mir ... Es ist ja ganz einfach, aber es war doch auch wieder das Ei des Columbus! ... Ich sagte mir, daß ein solcher Mann gewiß seine Leinwand und seine Tafeln auf seine besondere Manier zubereitete. Und diese besondere Manier habe ich entdeckt! ... Er überstrich den Grund zuerst mit einer Substanz, deren Zusammensetzung ich zu kennen glaube. Das ist eine andere Entdeckung als die des Cristoforo, nicht wahr? Denken Sie nur: ein sicheres Mittel, alle echten Bilder von Leonardo und von seinen unmittelbaren Schülern ohne Möglichkeit der Anfechtung zu erkennen! Denn der Vinci ist eines der großmütigen Genies, ganz Freigebigkeit, der mit den Brosamen,

die von seinem Tische fielen, nicht geizte. Alle jungen Maler, die mit ihm in Berührung kamen, kannten sein Verfahren und haben es angewendet. Daher die für seine Schule so bezeichnenden Töne, die von der Durchdringung der Farben durch diese Substanz herrühren. Einer meiner Schulkameraden, der Chemiker ist, hat das Problem für mich an einem Gian Pietrino der Sammlung Boudron studiert.... Daher war meine erste Sorge, als ich Gelegenheit hatte, den Cristoforo Saronno der Marchesa zu prüfen, festzustellen, ob das Holz eine vorhergehende Zubereitung erfahren hatte. Nun hat es eine solche erfahren. Sie werden sagen: Ja ist denn das die gleiche? Ja, es ist die gleiche, denn sie findet sich bei allen Bildern dieser Schule; übrigens beweisen es die Töne. Es gibt ein gewisses Grün, über das ich nicht mehr im Zweifel bin, als über Ihre Existenz, das nur mit dem Vincischen Verfahren möglich ist!... Sie werden auch einwenden, daß Morelli, dessen Schüler ich bin, sehr gegen diese technischen Nachforschungen war, gegen diese Untersuchung der Palette, wie er es nennt. Wir haben Morelli übertroffen. Wir haben seine Kritik mit seiner eigenen Methode kritisiert. Ich stelle Ihnen nun das folgende Dilemma: entweder ist das Bildnis aus der Schule des Leonardo, oder es ist von einem Fälscher angefertigt, der das Geheimnis des chemischen — Sie verstehen, chemischen — Verfahrens gefunden, das Leonardo angewendet hat. Wenn er aber das Geheimnis gefunden hätte, so hätte er es erzählt. Das Gerücht davon wäre gewiß zu einem der zahllosen Kunstkritiker gedrungen, die in Rom und London wimmeln. Diese Entdeckung ist von unermeßlicher Tragweite. Sie ist von mir. Folglich ist dieses Bild keine Fälschung. Es ist aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; es ist lombardisch; es ist von Cristoforo. Das sind keine Hypothesen, das sind Schlüsse, die so sicher ineinandergreifen wie die Lehrsätze der Geometrie. Werden Sie noch sagen, daß ich unrecht habe, zu klagen, daß ein Stück von so verbürgter Echtheit zu den Wilden geht, wenn es in Frankreich sein könnte, und fast bei mir?

‚Ich werde es nicht mehr sagen,' antwortete ich, fast starr vor Bewunderung für das außerordentliche Talent, das er eben bewiesen hatte, verzeihen Sie den gemeinen Ausdruck! — sich selber Bären von solcher Plumpheit aufzubinden. Er stand auf und schloß mit Herablassung:

‚Wenigstens meinen Sie es ehrlich... Sie sind nicht wie gewisse Leute.... Ach! das hat mir gut getan, mich mit Ihnen herumzustreiten. Ich brauchte das. Wollen Sie mich entschuldigen... Ich komme gerade noch zur rechten Zeit ins Museum Poldi, wo man mich erwartet... Ich fürchte sehr, sie haben sich betrügen lassen und haben eine ultramoderne Kopie für einen Batzen gekauft. Diese Händler sind heutzutage von einer Geschicklichkeit!...'

XII.

‚Das war Nummer drei!' sagte ich mir, als ich wieder in die ‚hall' hinunterging. ‚Wenn das so fortgeht, werde ich schließlich selbst glauben, daß Ginevra eine Ehrendame am Hofe des Königs Franz I. heroischen und galanten Angedenkens gewesen sei, und daß ich geträumt habe.' Soll ich Ihnen gestehen, gnädige Frau, daß ich nur Augen hatte für die Hoteltüre, während ich mich mit der Ungeniertheit eines Landsmannes des Kennedy in einem ‚rocking-chair' wiegte und die schreiende Ironie dieses ganzen Erlebnisses genoß? Wen erwartete ich? Sie haben es gewiß erraten: Herrn Boudron in eigener Person, den neuen Schiedsrichter, dem ich jetzt meine Geschichte erzählen und meine Zeugenschaft unterbreiten mußte. Sie hören, gnädige Frau, ich mußte! Warum? Welcher Geist der Bosheit trieb mich? Bei meiner ersten Begegnung mit dem angeblichen Cristoforo unterdrückte ich den Schrei des Wiedererkennens, der ein unbestreitbarer Beweis gewesen wäre, dessen Wahrheit weder Frau Ariosti noch der Amerikaner, noch Courmansel selbst verkannt hätten. Der bloße Gedanke an einen Konflikt zwischen dem jungen Mann und dem Vater Christianens, dann an den Bruch der Verlobung hatte meine Lippen versiegelt. Ich hatte noch den gleichen Grund, zu schweigen, aber ich fühlte ihn nicht mehr. Ich hatte ein zu lebhaftes Verlangen, mir auch von dem kunstsammelnden Damenschneider sagen zu lassen: ‚Das Bild da, ein unechtes Bild? Sie scherzen wohl?' Außerdem hatte er eben eine Unterredung mit der unvergleichlichen Lügnerin gehabt, dieser Schlauesten der Schlauen — Vivat Mascarilla, furbum imperatrix! — der wunderbaren, der göttlichen Marchesa! Wie sollte ich der Neugier widerstehen, die Manöver zu erfahren, die das Meisterweib in der heiklen Lage ersonnen hatte. Welche Haltung hatte dieser weibliche Machiavell dem bekannten Liebhaber gegenüber angenommen, dem Schwiegervater eines noch bekannteren Kunstkritikers, der mich kannte, der Varegnana kannte? Sie mußte vorausgesetzt haben, daß wir mit Herrn Boudron sprechen würden, daß wir ihm Glück wünschen würden, diese Gelegenheit, seinem Museum ein als falsch erkanntes Bild anzugliedern, versäumt zu haben. Solche Enthüllungen konnten, wenn sie das Ohr eines wütenden oder verdrängten Käufers trafen, recht unangenehme Folgen haben. Die Marchesa und ihr prinzlicher Cicisbeo, der listige und gefährliche San Cataldo, hatten diese Möglichkeit gewiß vorausgesehen. Wie hatten sie den Schlag abzuwenden gesucht? — Ich sollte es erfahren, nur um augenblicklich alles Interesse daran wieder zu verlieren und mir nur einer Empfindung bewußt zu bleiben: der Bewunderung für das lebendige Mysterium, das eine wahre Liebe immer sein wird. Das klingt fast poetisch, und ich sehe deutlich auf Ihren Lippen das Lächeln, gnädige Frau, das so oft darauf spielte,

wenn Ihr unnützer und unvernünftiger Knecht nicht etwa seine Anbetung für Sie, sondern seinen tiefen, unzerstörbaren Glauben an die Heiligkeit der Liebe zu verstehen gab. Auch Sie werden vielleicht einmal daran glauben, wie so viele andere, wenn es zu spät sein wird. Ich sagte Ihnen zu Anfang dieser Erzählung, daß ich Sie nur eine Stunde unterhalten wollte. Das ist nicht wahr. Ich habe alle vorhergehenden Seiten nur gekritzelt, um zu dieser zu gelangen, die die ganze ‚Moral' dieser Geschichte enthält. Sie könnte nach einem Sprichwort des ‚Theater de Madame' heißen: ‚Ein Herz, das liebt, betrügt man nicht.' Aber hören Sie, und seien Sie nicht allzu spöttisch, obwohl die Sentimentalität eines fünfzigjährigen Malers, der in der ‚hall' eines Hotels auf amerikanisch ‚rockt', den Spott herausfordern mag. So lachen Sie über mich — nur über Christianen nicht! Denn Sie vermuten ja schon, daß sie wieder auf der Bühne erscheint. Ich saß also da und paßte auf die Türe. Da erscheint Boudron und hinter ihm der Schattenriß der Verlobten des George Courmansel. Der Vater sprach zur Tochter mit einem Gesicht und mit Gebärden, die schlecht verhaltene Wut verrieten. Er war so in Gedanken, daß er kaum mehr zu wissen schien, wo er war. Er streifte mich an, ohne mich zu sehen. Ich hörte, wie er sagte: ‚Ich sage dir, er ist gar nicht zu entschuldigen!' Christiane, obgleich ganz bestürzt durch diesen Auftritt, hatte mich doch bemerkt. Eine sogleich wieder unterdrückte Bewegung, die sie machte, verriet, daß sie nahe daran war, gerade auf mich zuzukommen. Sie folgte aber dem Herrn Boudron in den Fahrstuhl, dessen Käfig sich glücklicherweise am andern Ende der ‚hall' befand. Fünf Minuten waren nicht verstrichen, als ich sie mit Staunen, das sich bald in tiefes Mitleid wandelte, wieder erscheinen sah. Sie kam eilends die Treppen heruntergelaufen. Kaum hatte sie Zeit gehabt, ihr Zimmer zu betreten und wieder zu entschlüpfen. Über und über errötend, verschämt, erregt eilte sie auf mich zu. Der Schritt, den sie bei einem Fremden oder doch fast Fremden wagte, war so kühn, und doch konnte sie ihn nicht unversucht lassen:

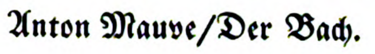
‚Mein Herr,' fing sie mit flehender Stimme an, ‚verzeihen Sie, wenn ich mir erlaube, eine Frage an Sie zu richten ... Ist das wahr, was die Frau Marchesa Ariosti meinem Vater gesagt hat? Sie hätten ihr mitgeteilt, daß das Bild, das wir kaufen wollten, dieser Cristoforo Saronno, nicht echt sei? ...' Während sie so sprach, sah sie mich mit den sanften Augen an, deren Braun schwarz geworden war, so sehr hatte die Erregung die Pupille erweitert. Und in der Tiefe las ich deutlich: sie wußte, daß das Bild falsch sei, sie wußte es und wollte es nicht wissen! Hier haben Sie es, gnädige Frau, das lebendige Wunder der Liebe, von dem ich Ihnen sprach. Sie, die Unwissende, wurde hellsehend, wo es sich um ihren Verlobten handelte, weil sie ihn mit leidenschaftlicher Zärtlich-

keit liebt. Und wie alle Verliebten aller Zeiten flehte sie, beschwor sie, man möge gegen ihr eigenes Zeugnis lügen. Wurde dieses Bild als unecht erkannt, so war ihr Verlobter verloren, denn es würde vor allem ihren Vater seines Versprechens entbinden, er würde den Irrtum als Vorwand benützen, sein Wort zurückzunehmen. Die heimliche Antipathie zwischen den beiden Männern würde plötzlich offenbar, ein Bruch unabwendbar. Die Schrecken dieser häuslichen Tragödie und — wieder das Wunder! — eine Hoffnung füllten ihre schönen Augen: ebenso sicher, wie sie wußte, daß das Bild falsch sei, wußte sie auch, daß ich der Freund ihrer Liebe sei. Wir hatten kaum einmal miteinander geplaudert, und doch war diese Sicherheit ihres Gefühles unbedingt. Vor dem Wendepunkt, den sie kommen fühlte, trieb sie ihr Ahnungsvermögen, sich an mein Mitgefühl zu wenden — um was zu erreichen? Es würde ihr selbst schwer gefallen sein, ein bestimmtes Verlangen auszusprechen, aber sie fühlte, daß ich in den Grenzen der Möglichkeit für sie handeln würde, und ohne meine Antwort abzuwarten, fuhr sie fort, mir den Lauf der Ereignisse mitzuteilen:

‚Ja,' sagte sie, ‚Frau Ariosti behauptet, daß der Herr Graf Varegnana in Ihrem Auftrag zu ihr gekommen und ihr mitgeteilt habe, daß das Bild eine Fälschung sei, und daß Sie es beweisen würden. Dieses Betragen, sagt die Marchesa, hat sie entrüstet. Sie glaubte darin einen Kunstgriff unserseits zu sehen, um das Bild billiger zu bekommen. Sie hatte sich meinem Vater gegenüber fast verpflichtet. Daraufhin hat sie sich dann nicht mehr für gebunden gehalten und das Anerbieten des Herrn Kennedy angenommen . . . O, sie hat uns das nicht gleich gesagt. Erst empfing sie uns sehr kalt mit Anspielungen, die Papa reizten. Er ist so ehrlich! Er hat ihr das Geständnis entrissen . . . Dann . . .' — ihre Stimme wurde immer gebrochener — ‚dann war Papa sehr ärgerlich über den bloßen Gedanken, daß man ihn eines solchen Vorgehens verdächtigen konnte. Er wußte, daß Sie durch Herrn Courmansel bei Frau Ariosti eingeführt worden waren, und sagte sich, daß Sie ihm gewiß Ihre Zweifel über das Bild mitgeteilt hatten, und bildet sich ein, daß Herr Courmansel ihm Ihre Aussage verborgen habe, um nicht eingestehen zu müssen, daß er sich geirrt hat . . . Ach, Herr Monfrey, ich bin sehr unglücklich!'

Sie hatte ihr Händchen über ihre Lider gelegt, aus denen ich zwei Tränen quellen sah, — zwei große Tränen, die zwei Furchen über ihre glühenden Wangen zogen. Sie beherrschte sich gleich wieder, und ihr Mund zwang sich zu einem zitternden Lächeln, während ich ihr antwortete:

‚Frau Ariosti ist eine abscheuliche Frau — abscheulich!' wiederholte ich. Wenn ich eine Flinte auf dieses reizende Kind gerichtet gesehen hätte, würde ich gezögert haben, das Rohr der Waffe abzuwenden? Ich zögerte



Anton Mauve/Der Bach.



ebensowenig beizufügen: ‚Sie hat Ihrem Vater nicht Wort gehalten und hat diese Geschichte erfunden, um sich zu rechtfertigen.‘

‚Erfunden?‘ wiederholte Christiane. Ich las jetzt Betroffenheit in ihren schönen Augen. Was hatte sie gehofft, als sie sich an mich wandte? Gewiß nicht dieses gründliche Leugnen. Und ich, wie laut hätte ich mich dagegen verwahrt, wenn man mir vor zehn Minuten angekündigt hätte, daß ich mein Zeugnis über den Ursprung des falschen Cristoforo für immer vernichten und an der großen Verschwörung teilnehmen würde, die sich's zur Aufgabe machte, den Solario mit einem erfundenen Schüler zu versehen, und Italien einen sagenhaften Maler zu schenken! Und doch hörte ich dem jungen Mädchen zu, wie sie bebend fortfuhr: ‚Dann hat sich also George nicht geirrt? . . . Sie glauben, daß das Bild echt ist? . . . Sie sind bereit, das meinem Vater gegenüber zu behaupten? . . .‘ und ich antwortete:

‚Ich bin bereit dazu.‘ Ich hatte meine Schiffe verbrannt und bereute nichts. Ich hätte eine ‚Armada‘ in Brand gesteckt, um das reizende Gesicht so von Freude verklärt zu sehen . . . ‚Wollen Sie, daß ich hinaufkomme zu Herrn Boudron? Ich kann mir vorstellen, wie es gegangen ist. Der Graf Varegnana und ich haben über das Bild gesprochen anläßlich des Bildnisses, das er besitzt . . .

‚Die Cassandra dei Rangoni, die Herr Courmansel so eingehend studiert hat?‘ fragte sie.

‚Ganz richtig; ich äußerte Zweifel, ob dieses Porträt und das Bildnis Ariosti vom gleichen Maler seien. Das wird die Marchesa erfahren haben und, wie gesagt, hat es bequem gefunden, ihr Wort zu brechen unter dem Vorwand, daß sie glaubte, diese Zweifel bezögen sich auf die Echtheit des Bildes. Was Herrn Courmansel betrifft, so habe ich ihn in der Zeit zwischen unserem gemeinsamen Besuch im Palast Ariosti und dem Moment, in dem Herr Kennedy das Bild kaufte, nicht wieder gesehen. Ich hatte mit ihm von meiner Idee nicht gesprochen, er hätte also Ihrem Vater keine Mitteilung machen können . . . All das will ich berichten, wie ich es Ihnen erzähle . . . Noch einmal: ich gehe sogleich . . .‘

‚Nein,‘ sagte sie, ‚lassen Sie mich erst allein mit Papa sprechen . . Aber wie ich froh bin! Mein Gott!‘ und sie faltete ihre Hände mit einem fast kindlichen Ausdruck von Dankbarkeit. ‚Wissen Sie, Herr Monfrey, man macht sich oft Vorstellungen, eine ganze Menge, und dann hat man so Angst, sie könnten wahr sein, daß man nicht zu glauben wagt, sie seien falsch . . . Als Frau Ariosti zu sprechen anfing, packte mich ein solcher Schrecken. Ach, es war unrecht, aber man ist nicht immer Herr seiner Gedanken! . . . Ich sagte mir, daß die geschicktesten Kenner sich irren. Ich habe mich an die Tiara vom Louvre erinnert, die mein Vater Ihnen vor-

gestern noch erwähnte. Wenn George sich dennoch geirrt hätte? Ich fühlte hier im voraus den ganzen Schmerz, den er empfinden würde. Ich fürchtete auch einen Auftritt zwischen ihm und meinem Vater. Ich kann Ihnen wohl alles sagen, Herr Monfrey, wenn es nur wäre, um Ihnen zu erklären, wie ich es gewagt habe, Sie anzusprechen, und damit Sie mich nicht schlimm beurteilen . . . Als mein Vetter um mich anhielt, hat mein Vater nicht gleich eingewilligt. Er brauchte viele Tage, bis er sich entschließen konnte. In manchen Momenten ist es mir schon so vorgekommen, als bereue er seine Einwilligung. Aber ich habe geträumt. Gott, wie bin ich froh! Ach, Herr Monfrey, Sie haben mir eine Last vom Herzen genommen! Danke! und Verzeihung! . . .'

Sie waren in Venedig, gnädige Frau, und haben die kleine von Carpaccio ausgeschmückte Kapelle von San Giorgio dei Schiavoni besucht? Ja. Wir sprachen eines Tages davon. Es war in der ersten Zeit ihrer Gunst, als die Neuheit unserer Beziehung Sie gegen meine Wenigkeit noch etwas nachsichtig macht; sie neckten mich damals nicht allzuviel. Erinnern Sie sich der Tafel, die den Heiligen darstellt, wie er mit gesenkter Lanze den Drachen durchbohrt? Welche Freudigkeit in seinem Vordrängen! welche Leichtigkeit! Er braucht sich aber auch nur umzudrehen, um die an den Fels gekettete Prinzessin zu sehen, die er geschworen hat, zu befreien. Wie linkisch und verlegen ist er dagegen in der Tafel nebenan, wo er mit dem toten Drachen dargestellt ist, sehr dumm gehindert durch sein ungeheures Opfer, das er nicht fortzuziehen weiß! Als Fräulein Boudron mich verlassen hatte, kam ich mir angesichts dessen, was ich für sie vollbracht hatte, im Verhältnis ebenso verstrickt vor, wie der heilige Georg des venezianischen Meisters nach seiner Heldentat. Das reizende Kind anzulügen, als es sich darum handelte, die Falte der Angst zu glätten, die sich zwischen ihren blonden Brauen gegraben hatte, war nur geringe Mühe gewesen. Ihren Vater bei der nächsten Begegnung zu belügen, war schon unbehaglicher. Aber die Schwierigkeit lag anderswo. Ich hatte nicht nur für mich gelogen, ich hatte auch für Varegnana gelogen. Die Komödie, die ich zum Besten des jungen Mädchens gespielt hatte, zog, wenn sie gelingen sollte, die Mitschuld des vornehmen Herrn mit sich, und dieser Mitschuld war ich keineswegs gewiß. Frau Ariosti hatte dem Vater Christianens den Besitzer des umgetauften Leonardo genannt. Das war ein Streich von äußerster Kühnheit. In der Voraussetzung, daß weder der Graf noch ich schweigen würden, kam sie auf diese Weise unserer Anklage zuvor, um ihr besser entgegenwirken zu können. Herr Boudron und Varegnana hätten sich ohnehin unfehlbar begegnet, unfehlbar wären sie auf den angeblichen Cristoforo und dessen Ankauf durch Kennedy zu sprechen gekommen. Das war jetzt noch gewisser. Auch ohne die Begegnung und ohne dieses Gespräch konnte Herr Boudron

die Meinung des Grafen über den falschen Cristoforo erfahren. ‚Ganz Mailand soll es morgen wissen. Man soll ihre Schändlichkeit erfahren.‘ Diese Worte des alten Edelmannes klangen mir in den Ohren. Jetzt empfand ich das Entsetzen vor dem herannahenden Verhängnis, das vorhin die Braut des unheilvollen, in flagranti auf einer so hochtrabenden Eselei ertappten Kunstkritikers zu mir getrieben hatte! Ein an sich unbedeutender Umstand steigerte noch die so plötzlich erwachte Unruhe — ich kann wohl sagen — meines Herzens, so sehr erfüllte mich ganz und gar das Mitleid mit dem jungen Mädchen. Im Moment, als Christiane im Fahrstuhl wieder hinauffuhr, bemerkte ich einen Diener, der mit einem Brief in der Hand die Treppe herabkam. Er stellte im Bureau einige Fragen, und man ließ ihm einen Wagen vorfahren. Ich fragte den Portier, ob der Mann der Kammerdiener des Herrn Boudron sei. Seine bejahende Antwort machte meine Vermutung zur Gewißheit: der Brief war für Varegnana. In seinem ersten Wutanfall hatte Herr Boudron an den Grafen geschrieben. Warum, wenn nicht um durch ihn die Wahrheit über das Bild zu erfahren, das er hatte kaufen wollen? Das war, nebenbei bemerkt, ein Zeichen, daß Courmansel sich in diesem Punkt nicht getäuscht hatte: trotz seiner zweifelnden Miene hatte Boudron fest an die Echtheit des Cristoforo geglaubt. Der Brief wurde persönlich übergeben, nicht durch die Post geschickt. Man wartete also auf Antwort im Fall, daß der Graf zu Hause war. Er war aber zu Hause, denn er hatte es mir versprochen. Daraufhin rief ich selbst in aller Eile noch einen ‚Brumista‘, und zehn Minuten später stieg ich vor der Türe des Palastes an der Via Bagutta aus. Der Wagen, der mir vorausgefahren war, wartete noch vor der Türe. Ich bemerkte, als ich ins Vorzimmer eintrat, den Diener des Herrn Boudron. Die Antwort war noch nicht gegeben. Ich kam nicht zu spät.

XIII.

Der Graf hielt sich, als man mich zu ihm führte, in dem kleinen Salon auf, der ihm als Arbeitszimmer dient. Auf den ersten Blick sah ich, daß der Leonardo — es ist einer, ich habe es auf Ihren Kopf geschworen, gnädige Frau — seinen Ehrenplatz auf dem kostbaren Chorpult wieder eingenommen hatte. Varegnana saß an seinem Schreibtisch — wenn man einem solchen Meisterwerk von eingelegter Arbeit und Holzschnitzerei diesen bürgerlichen Namen geben darf — und schrieb. Neben ihm, in einem Renaissancebecher, war ein Strauß von langgefiederten Schwanenfedern. Er benützt nur solche, und taucht sie in ein Tintenfaß, das Benvenuto Cellini ziseliert hat, wenn's beliebt! Ich sagte Ihnen schon, daß er einer von den vornehmen alten Herren sei, eine von den Erscheinungen aus einem anderen Zeitalter, die unsere plebeische, moderne Demokratie gerne in das Wörterbuch der vorsündflutlichen Ungeheuer zu Mammut, Epiornis, Plesiosaurus

und Diplodocus verweisen möchte. Er war so vertieft in seine Arbeit, daß er mich nicht eintreten hörte. Mehrere zerrissene Blätter lagen in einem weiten Becken aus getriebenem Kupfer, einem ehemaligen ‚braciere‘, der das Wappen der Familie trug — wieder der vornehme Herr! — und bezeugten, wie schwer ihm das Abfassen dieses Briefes wurde — eine Antwort auf den des Herrn Boudron. Ich verweilte ein paar Augenblicke und sah ihn an, um in seinem stolzen Gesicht und seiner Haltung ein Anzeichen für seine gegenwärtige Stimmung zu entdecken. Es schien mir, als sei der Zorn von diesem Vormittag wenn nicht vorüber, doch sehr gemildert. Endlich schrieb seine nervöse Hand mit einer Bewegung, in der ich die Energie eines endgültigen Entschlusses zu erkennen glaubte, unten am Blatt seine große, klare Unterschrift. Wie er den Kopf hob, sah er mich.

‚Sie kommen gerade recht,‘ sagte er mir. ‚Wenn ich Ihnen nicht versprochen hätte, zu Hause zu bleiben, wäre ich zu Ihnen gekommen . . . Ich habe Sie etwas zu fragen. Aber zuerst bitte ich, daß Sie von diesem Briefe Kenntnis nehmen.‘

‚Ist es eine Antwort an Herrn Boudron?‘ rief ich unbesonnen.

‚Ja,‘ sagte er, ‚woher wissen Sie es?‘

Ich fühlte mich erröten wie vorhin die arme Christiane. O, weniger hübsch! Meine unvorsichtige Frage nahm sich vor dieser Persönlichkeit nach alter, guter Sitte, von so vollkommenem Anstand, recht unschön wie Spionage aus. Ich hatte aber den Mut meiner Unbescheidenheit — der Beweggrund war ja völlig selbstlos — und sagte ihm denn:

‚Ich sah den Diener mit einem Brief ausgehen und in einen Wagen steigen, und da ich von dem Auftritt wußte, den Herr Boudron kurz vorher mit Frau Ariosti gehabt hatte, dachte ich, er werde von Ihnen genaue Aufklärung haben wollen . . . und kam . . .‘

‚Entschuldigen Sie sich nicht‘, unterbrach er mit seiner gewohnten Freundlichkeit, ‚und hören Sie meinen Brief. Es ist in der Tat die Antwort auf den des Herrn Boudron:

„Mein Herr! Ich weiß den Beweis des Vertrauens, den Sie mir zu geben beliebten, sehr zu schätzen, aber Sie werden verstehen, daß ich mir, da Frau Marchesa Ariosti eine meiner Verwandten ist, über den Vorfall, auf den Sie anspielen, vollkommenes Schweigen zur Pflicht machen muß. Ich kann Ihnen nur sagen, daß er Ihnen nicht genau berichtet worden ist. Gestatten Sie nebst der Versicherung meines Bedauerns, Ihnen nicht entsprechen zu können — worin ich Sie bitte, keinen anderen Grund zu sehen —, den Ausdruck meiner vollsten Hochachtung. Graf Andrea Varegnana.“

‚Sind nicht zu viele Sprachfehler darin?‘ fügte er bei. Immer der Aristokrat! Er setzte voraus, daß ich mir nicht erlauben würde, einen seiner

Schritte zu loben oder zu tadeln. Er wünschte mich in Kenntnis zu setzen, weiter nichts.

‚Wenn ich Ihre Sprache schriebe, wie Sie die meinige!‘ antwortete ich.

‚Also schicke ich den Brief weg,‘ sagte er.

Stellen Sie sich vor, gnädige Frau, ob ich mich jeder Einwendung enthielt. In der Zeit, die ich gebraucht hatte, um die ziemlich große Strecke, die mein Hotel vom Palast Varegnana trennt, zurückzulegen, hatte ich vier oder fünf Pläne gemacht und verworfen, die alle darauf abzielten, den Grafen gerade zu dem zu bringen, was er soeben aus freiem Antrieb getan hatte: eine Erklärung zu geben, die mir freies Feld ließe. Wie war er dazu gekommen? Ich habe seither viel darüber nachgedacht, ohne daß es mir gelungen wäre, das Rätsel zu lösen. Aber wer hat je die Absicht eines Italieners durchschaut, wenn er sich einmal verschlossen hatte. Deshalb haben ihre Maler uns auch so viele bewundernswerte Bildnisse hinterlassen, weil die Physiognomien dieses Landes so undurchdringlich und zugleich so ausdrucksvoll sind. Sie sind feurig und geheimnisvoll, leidenschaftlich und doch nicht ausplaudernd. Wenn ich an den gerührten Ton denke, mit dem Varegnana mir von Christiane Boudron gesprochen hatte, so sage ich mir, daß er ganz einfach Mitleid mit ihr und ihrem Glück hatte, ganz wie Ihr Diener, gnädige Frau. — Man ist so geneigt, die Liebe der andern zu lieben, wenn man selbst geliebt hat, und Sie kennen meine Meinung über den Gebieter des Palastes an der Via Bagutta und seinen geheimen Roman. — Dann denke ich an den Hypnotismus, den der sogenannte wissenschaftliche Kunstkritiker auf ihn ausgeübt hat. Ich sage mir, daß im Grunde, ganz im Grunde der Besitzer so vieler Wunder nur ein Liebhaber ist. Er hat nie Bleistift und Pinsel geführt. Er hat vor einer Leinwand oder einer Statue nicht jenes unmittelbare Erkennen des Werkzeuges, das man nur durch die Ausübung lernt. Ich sehe einen Tizian, einen Raffael, einen Mantegna, einen Longhi deutlich arbeiten, ihre Farben auf ihrer Palette brauen, ihr Bild in Angriff nehmen. Um einen gemeinen, aber sehr bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen: ich sehe, wie es gemacht ist. Varegnana nicht. Er hat also keine Sicherheit, weil er kein wirklich eigenes Urteil hat. Um den Leonardo — seinen Leonardo! — auf dem Rahmen umzutaufen, mußte dieser Courmansel ihn — ich möchte nochmal einen gemeinen Ausdruck gebrauchen und sagen — ‚platt‘ gemacht haben, sagen wir, ihn versteinert haben mit seinem Pedantengeschwätz, mit seiner aufdringlichen Gelehrsamkeit. Courmansel war für Varegnana Morelli, der ihm aus dem Grab heraus Angst machte, und man ist nicht vornehmer Herr, ohne auch ein wenig ängstlich zu sein. Diese Züge scheinen sich zu widersprechen, aber ein vornehmer Herr sein, das heißt, immer der Erste oder doch immer etwas Besonderes sein wollen, heißt,

einen Stolz haben, der immer auf der Hut ist, heißt vor allem, fürchten, sich durch einen ungerechtfertigten Anspruch lächerlich zu machen. — Ich suche eine plötzliche Sinnesänderung zu erklären, die eigentlich weniger erstaunlich ist als die meinige. Aber man kennt die Folgerichtigkeit seiner eigenen Vernunftwidrigkeiten, oder glaubt, sie zu kennen, während die unvermittelten Sinnesänderungen anderer uns aus der Fassung bringen und bestürzen. Ich verglich mich vorhin mit dem heiligen Georg des Carpaccio. Es war nicht allzu bescheiden, gnädige Frau, sagen Sie es mir nicht, ich weiß es. Aber stellen Sie sich den braven Ritter vor, wie er plötzlich den Strick nachgeben fühlt, an dem er seinen Drachen zog. Er sieht, daß der Leichnam der ungeheuren Bestie verschwunden ist! Er wäre nicht freudiger überrascht, als ich es war, als der Brief des Grafen an Herrn Boudron abgeschickt wurde. Nun hing alles davon ab, was ich dem Vater Christianens erzählen würde. Mein Entschluß war gefaßt. Ganz und gar unerwartet aber war mir, Varegnana sagen zu hören:

‚Also das Bildnis ist an Herrn Ralph Kennedy verkauft? Sie sind zu spät gekommen?' — Und auf mein bejahendes Zeichen — ‚Es ist vielleicht besser so, denn schließlich, sind Sie wirklich ganz sicher, daß Sie sich nicht geirrt haben? . . .'

‚Geirrt', wiederholte ich, ‚im Wiedererkennen meines Bildes?'

‚Indem Sie es wiederzuerkennen glaubten,' verbesserte der Graf. ‚Sie hatten nur wenige Minuten Zeit zur Prüfung, und eine Ähnlichkeit kann so trügen . . . Sie selbst sagten mir, daß Sie kaum Ihren Augen trauten, so sehr hatte das Bild das Aussehen eines Altertums. Im ersten Moment habe ich so wenig wie Sie an die Möglichkeit gedacht, daß Sie sich irren könnten. Wie ich Ihnen sagte, ich war dem Bild gegenüber nie unbefangen . . . Ich grollte ihm, weil es dazu gedient hatte, dieses hier umzutaufen.'

Dabei wies er auf seinen Leonardo, der wieder auf seinen Ehrenplatz gebracht war. Er hatte ihm aber sein Absetzungsdiplom noch nicht abgenommen — die Leiste, die einen der Namen des Usurpators trug, diesen ‚Amico di Solario', dem als letzter schwacher Versuch, Einspruch zu erheben, ein Fragezeichen folgte!

‚Schließlich,' fuhr er fort, ‚als ich nach dem Auftritt mit der Marchesa, von dem Sie wissen, wieder allein war, fragte ich mich: sind wir nicht etwas zu rasch gewesen, Herr Monfrey und ich? Frau Ariosti ist meine Cousine, wie ich Herrn Boudron schrieb. Als ich Sie hatte weggehen lassen, fühlte ich mein Gewissen nicht ganz ruhig. Ich hatte diese Frau zu rasch verurteilt, sie konnte doch in gutem Glauben handeln. Und es ist so, das beweisen diese Photographien von ihrem Bild, die sie mir eben ohne ein Wort zugeschickt hat. Ich habe mich sehr schwer gegen sie vergangen. Ist

diese Sendung nicht eine Aufforderung zu einer Prüfung? Die habe ich vorgenommen! Ich habe hier eine andere Photographie, die von der Zeichnung in der Akademie von Venedig, von der ich Ihnen gesprochen habe, die eine Studie zu meiner Ex-Kassandra ist.' — Hier ein Seufzer und dann mit Festigkeit: ,Nun, dagegen ist nichts zu sagen, das X, das diese Zeichnung trägt, ist genau dasselbe wie das unter dem Bildnis, in dem Sie Ihr Jugendwerk zu erkennen glaubten ... Darf man annehmen, daß diese Eigentümlichkeit ein bloßer Zufall sei? Sehen Sie: die zwei kleinen Striche unten und oben, die so laufen, nach einer Seite und an der Spitze ein wenig aufstehen ... Nun hatten Sie aber die Zeichnung in Venedig nicht gesehen, als Sie Ihr Bild malten. Also ...' Er reichte mir die beiden Abzüge, die wirklich eine vollständige Gleichheit der beiden Buchstaben zeigten, deren Erklärung höchst einfach ist. Vater Sanfré hatte die Buchstaben meiner Signatur, die bestimmt waren, stehen zu bleiben, sehr weise im Stil des fünfzehnten Jahrhunderts verbessert oder verbessern lassen. Die Zeichnung in Venedig ist aus der Zeit. Wofern nicht ... Seit diesem Erlebnis bin ich so weit, daß ich mich frage, ob nicht in Italien eine ungeheure künstlerische ,Camorra' in Tätigkeit ist, deren Mitglieder darauf geschult sind, den zehntausend gefälschten Gegenständen, die jedes Jahr aus der Halbinsel auswandern, weise gewählte Zeichen aufzudrücken. Ich betrachtete das Profil der Unbekannten, die für diese Bleistiftzeichnung gesessen hatte. Ich betrachtete das Bild der Ginevra. Die unermeßliche Lächerlichkeit der Lage ergriff mich wieder. Selbst Varegnana glaubte nicht mehr an mein Zeugnis! Ich hätte können, wie ich es bei Courmansel getan, Punkt für Punkt erörtern. In meinem übereilten Vertrauen war ich am Tag vorher auf die unwiderlegbaren Beweise, besonders auf das kleine Zeichen im Mundwinkel, nicht näher eingegangen, das ich so gut kannte, und das mich an so viele köstliche Episoden einer Zigeunerliebe erinnerte. Wozu? Ich erhob die Augen zu dem Grafen. Es schien mir, als zeige sein Gesicht eine Herzensangst. Hielt er es für besser, im Zweifel über die Echtheit eines Bildes die Wage nach der Seite neigen zu lassen, die eine junge und tiefe Liebe begünstigte? Empfand der Besitzer des Leonardo ein tiefes Bedauern? Wünschte der Edelmann seine Zweifel hinter meiner Behauptung zu bergen? Gewiß ist, daß die Spannung aus seinen Zügen wich, als ich seiner neuen Meinung mit den Worten zustimmte:

,Es ist wahr, ich erkenne mein Bild nicht mehr so recht. Wissen Sie, auf achtundzwanzig Jahre Entfernung ... Übrigens sind Frau Ariosti, Kennedy und Courmansel gewarnt worden ...'

,Ah!' rief er, ,auch Courmansel, und er denkt?'

,Daß sein Cristoforo echter ist als je ...'

‚Sehen Sie!‘ rief Varegnana und sah das ehemals dem Vinci zugeschriebene Bild mit einer ganz besonderen Traurigkeit an... ‚Zweifellos, meine Dame wird ihren Maler verloren haben, aber sie wird uns nicht darum zürnen . . . Wir werden eine Glückliche gemacht haben! . . . Kommen Sie nicht zu spät zum Abendessen,‘ fügte er bei, ‚Sie werden ein Mailänder Gericht bekommen, mit dem ich Sie überraschen will, das aber nicht warten darf . . .‘

Deshalb, gnädige Frau und Freundin, wenn je Adalbert de Rumesnil oder irgend ein anderer ‚Snob‘ von der Richtung Ihnen erzählen wird, daß man den Urheber der ‚Gioconda‘ entdeckt habe, und daß der Urheber Cristoforo Saronno heiße, glauben Sie kein Sterbenswort davon. Und wenn Sie von einem Sammler unter unseren Freunden hören, daß er beabsichtigt, bei einer großen Versteigerung seine Galerie durch eine Tafel von eben diesem Cristoforo zu bereichern, fordern Sie ihn auf, zu mißtrauen. Und dann erlauben Sie Ihrem Diener, Ihnen zu Ihrem Fest, das auf den 17. des Monats fällt, eine bescheidene Reproduktion der Cassandra des Palastes Varegnana zu widmen, die er für Sie — ‚con amore‘ — ausgeführt hat. Stellen Sie dieses Aquarell in eine Ecke Ihres Salons, und wenn man Sie fragt, was für ein anbetungswürdiger Kopf das sei, antworten Sie kühn, es sei eine Kopie nach einem Leonardo. Es wird die Wahrheit sein, so wahr Sie selbst ein Vinci sind, zum Unglück dessen, der Ihnen eben diese lange Geschichte erzählt hat, und der ihn zu entschuldigen bittet, wenn er Ihnen noch einmal zu Füßen legt Ihren leidenschaftlich verliebten, Ihren getreuen, Ihren unnützen Knecht.

(Übersetzt von Ida Riedisser.)



Der Sillon / Von Hermann Platz

VII.

Die Stellung des Sillon im Ganzen der sozialkatholischen Bewegung Frankreichs*.

a) Das sozialkatholische Lager. Die Anfänge der Konzentration.

Der modernen sozialkatholischen Bewegung Frankreichs, wie sie nach 1870/71 von dem Grafen Albert de Mun und dem Marquis René de la Tour du Pin aus religiös-politischen Motiven ins Leben gerufen wurde, schwebte zunächst ein praktisches Ziel vor, die durch die Revolution geschaffene individualistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung durch ‚Versöhnung der höheren (gebildeten) Klasse mit der niederen (Arbeiter-)Klasse' unter Vermeidung der ‚demokratischen Illusion', christlich zu organisieren**. Alsbald machte sich das Bedürfnis nach Ausarbeitung einer sozialkatholischen Lehre geltend (Conseil des Etudes). Der Syllabus war der Ausgangspunkt. Er ‚mußte die Reaktion bewirken, damit der Fortschritt sich vollziehen konnte'***. Demgemäß vollzog sich die Besinnung auf sozialkatholische Normen von vorneherein im bewußten Gegensatz zu dem in Religion, Politik und namentlich in Volkswirtschaft herrschenden Liberalismus. Was de la Tour du Pin, der Systematiker, der seine ersten Anregungen Le Play verdankte†, erarbeitete, warf de Mun, der zündende Redner, in die Massen. Die Arbeiten der ‚Unions de Fribourg' (1884—1889) und der Kongresse von Lüttich (1886, 1887, 1890), an denen die Freunde hervorragenden Anteil nahmen, bedeuteten einen internationalen Einschlag in das Gewebe ihrer Ideen. 1890 konnten sie in Lüttich mit Befriedigung den Sieg des interventionistischen Denkens, wie es den Deutschen schon fast in Fleisch und Blut übergegangen war, konstatieren. ‚Im Jahre 1891 brachte die Enzyklika Rerum Novarum, vor deren Abfassung er (Leo XIII.) von mir eine Spezialdenkschrift einzufordern geruht hatte, unseren Ideen die herrlichste Weihe††.' Damit war der Plan korporativer Wirtschaftsorganisation, die nach de la Tour du Pin durchaus nicht etwa auf die mittelalterlichen Zunfttypen zurückgeführt werden muß, offiziell gutgeheißen und das Eintreten für die staatliche Arbeiterschutzgesetzgebung den Katholiken ans Herz gelegt†††.

---

* Literatur: Max Turman: Le catholicisme social. [2]1910. Paris. Alcan. Léon Grégoire: Le Pape, les Catholiques et la Question sociale [4]1907. Victor de Clercq: Les doctrines sociales catholiques en France depuis la Révolution jusqu' à nos jours. 2 Bd. [4]1905. Paris. Bloud. Maurice Eblé: Les écoles catholiques d'économie politique et sociale en France. 1905. Paris, Giard et Brière. R. de Waha: Die Nationalökonomie in Frankreich. 1910. Stuttgart, Enke.

** De Mun: Quatre années d'action sociale. Correspondant. 10 nov. 1908. S. 457.

*** L. Grégoire (Goyau): Le Pape, les Catholiques et la Question sociale [4]1907. S. 53.

† Vgl. Etudes sociales et politiques. Vers un ordre social chrétien. Jalons de route (1882–1907). Librairie Nationale. 1907.

†† De Mun ebd. S. 452.

††† Vgl. Grégoire ebd. Kap. 1. La Genèse de l'Encyclique Rerum Novarum.

Doch die Enzyklika hatte weitergehende Folgen. Freudig erregt, bejahte namentlich ein Teil des niedern Klerus die im Sinne einer konsequenten Demokratie ausgelegten Worte. Männer wie Fonsegrive und andere sorgten durch ihre Schriften dafür, daß diese Ideen in immer weitere Kreise, namentlich in die des Klerus, getragen wurden. Mit der Monarchie warfen sie die Hierarchie im Aufbau der Gesellschaft über den Haufen. Dem Tüchtigsten gebührt die Führung. Der Entwicklungsgedanke Buchez' wurde rezipiert und die aus uralten ‚Familientraditionen und den Prinzipien mittelalterlicher Staats- und Gesellschaftsauffassung' gefolgerte Doktrin de la Tour du Pins so in Fluß gebracht. Das bürgerlich und politisch gleiche Individuum löst sich los aus der Umklammerung der Tradition. Es will aufsteigen aus dem Dunkel der Vergangenheit in das Zukunftsland der unbegrenzten Möglichkeiten. Gerechtigkeit muß in erster Linie geschaffen werden. Private Mildtätigkeit genügt nicht. Darum können Eigentum und Lohnsystem nicht als absolute Formen wirtschaftlichen Seins und Lebens angesehen werden.

Es ist nur zu verständlich, daß von 1891 ab mit der Ausbildung solcher Anschauungen ein Riß in der sozialkatholischen Bewegung entstand. 1898/99 war die Kluft zwischen dem rechten feudalen und dem linken demokratischen Flügel am größten. Doch schon begann sich um Männer wie Georges Goyau und Max Turman ein sozialkatholisches Zentrum zu kristallisieren. Diese hofften mit der Bedachtsamkeit des gereiften Mannes und den Lehren des gesunden Menschenverstandes auf dem goldenen Mittelweg greifbarere Resultate zu gewinnen. Ein weiser Pessimismus, der zusehends von den Stürmern und Drängern abrückt, verlangt mehr und mehr Eingreifen des Staates, Herstellung fester, dauernder Einrichtungen, die den schwachen Menschen im Gleichgewicht zu halten vermögen. Der Wille zur Einheit wurde in der Folge so stark, daß jeder Flügel eine Reihe von Korrekturen an seinem Programm vornahm und so gemeinsames Arbeiten ermöglichte. Was speziell die Demokratie betraf, so wurde die Kurie, die Anfang der neunziger Jahre besonders die Laien zu demokratischer Reformarbeit aufzurufen schien, immer zurückhaltender und wollte ‚nichts anderes denn ein christliches Wohltun im Volke' darunter verstanden wissen*. Der Sieg des Radikalismus schien eine Sammlung im katholischen Lager dringend zu heischen. Die politische Seite des Problems, über die Royalisten und Demokraten sich doch nie einigen konnten, verschwand seither in den einsichtigen Kreisen mehr und mehr von der Tagesordnung. Man verschloß seine Neigungen ins Innere und arbeitete gemeinsam an der praktischen Verwirklichung der gemeinsamen Ziele. Pater Antoine, der Systematiker, stellt als Wesen der ‚christlichen Demokratie' den von der katholischen Theologie schon längst rezipierten Grundsatz des Interventionismus hin und läßt alle andern Ideen, die wir als eigentliche Anschauungen der konsequenten Demokraten kennen gelernt haben, fallen. Von Männern wie de Mun und Abbé Lemire werden diese interventionistischen Anschauungen

* Vgl. die Enzyklika „Graves de communi“ vom 18. Jan. 1901 und das Motu proprio Pius' X. vom 18. Dez. 1903.

in der Abgeordnetenkammer zum Teil mit Erfolg zur Geltung gebracht. In den jährlich tagenden ‚Sozialen Wochen‘, der Heerschau des sozialkatholischen Zentrums, nimmt die Theorie der Staatseinmischung in Anwendung auf die verschiedenen Gebiete den breitesten Raum ein, ohne daß jedoch daneben der individuelle Faktor, die soziale und moralische Erziehung, vernachlässigt wird. Im Gegensatz dazu stehen die Individualisten, meist Universitätsprofessoren, die die Lehren der orthodoxen Nationalökonomie mit mehr oder minder großen Einschränkungen mit ihrem Katholizismus versöhnen zu können glauben. Der Schule von Angers (Rambaud, d'Houssonville, Henry Joly, Théry, de Besse) gilt als Hauptfaktor der Sozialreform die katholische Kirche; neben dieser die individuelle und genossenschaftliche Initiative. Ebenso sind die beiden Le Playschulen (die orthodoxe Réforme sociale und die modern-evolutionistische Science sociale) Gegner der Staatseinmischung, d. h. sie lassen sie nur zu, wo individuelle oder genossenschaftliche Hilfe ausgeschlossen ist, und zwar nur als ein System der Freiheit, nicht des Zwanges wie in Deutschland. Arbeiterschutzgesetzgebung und Zwangsversicherungssystem sind für sie gleichbedeutend mit Sinken der persönlichen Initiative. Die wirtschaftlichen und sozialen Fragen dürfen nicht mit der Moral verquickt werden, da sie im wesentlichen natürlich bedingt sind. Es gilt, nur tüchtige Menschen zu schaffen, die in dem ungehindert sich entfaltenden Kampf ums Dasein bestehen können. Von diesem nichtinterventionistischen Flügel sagt de Waha mit Recht, daß ihm ‚die zukünftige Führung im katholischen Lager nicht gehören wird‘*.

b) Der Sillon als Hindernis in der Konzentrationsbewegung.

Da der Sillon nicht in erster Linie eine volkswirtschaftliche Schule, sondern ein mystisch-demokratischer Freundschaftsbund war, dürfen wir uns nicht wundern, daß er dem Eklektizismus huldigte. Daher konnte er von Anfang an mit allen Richtungen mehr oder weniger freundschaftliche Beziehungen pflegen. Das Ideal einer organischen Demokratie, zu dem der Sillon sich allmählich immer energischer bekannte, ist ein Ideal der Freiheit. Die Rolle des Staates und des Gesetzes wird von vorneherein auf ein Mindestmaß eingeschränkt. Der Interventionismus hat nur provisorische Bedeutung. Diese Überzeugung trieb ihn an die Seite von Männern wie Bureau, von der individualistischen Science sociale, mit deren optimistisch-fortschrittlichem Temperament er sympathisieren mußte. Da er aber glaubte, daß der moralische Faktor aus dem Wirtschaftsleben nicht ausgeschaltet werden dürfe, kann er auch den Sozialkatholiken an die Seite gestellt werden, obwohl diese in ihrer Demokratie eine natürliche Hierarchie von Rechten und Pflichten geachtet wissen wollen**. Mit den christlichen Demokraten hat er die meisten Programmpunkte gemeinsam. Insbesondere die Verurteilung der gegenwärtigen individualistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung und das Ideal einer demokratischen Zukunft, in der durch Be-

* Die Nationalökonomie in Frankreich (1910) S. 318. Verf. erkennt dankbar an, daß er aus diesem ausgezeichneten Buche wertvolle Anregungen gewonnen hat.
** Eblé l. c. S. 233.

seitigung der Klassenhierarchie und durch mehr oder minder weitgehende Vergenossenschaftlichung des Wirtschaftslebens dem persönlichen Verdienste freie Bahn geschaffen werden soll. Während die Sozialkatholiken mehr die Gesellschaftsorganisation vom Standpunkt des Ganzen aus, allerdings unter besonderer Berücksichtigung des Proletariats, versuchen, wollen die christlichen Demokraten, und mit ihnen der Sillon, eine vollständige Gesellschaftsreform vom Standpunkt und mit Hilfe des Proletariats. Doch ist auch hier zu betonen, daß die hierauf bezüglichen Programmpunkte beim Sillon keine prinzipielle Festlegung bedeuteten, da er ja seine Aufgabe mehr in praktischer Kleinarbeit sah. Sobald er einen besseren und kürzeren Weg als den der Vergenossenschaftlichung gefunden hätte, würde er ihn unbedenklich eingeschlagen haben*.

Mit dem Tage nun, wo der Sillon mehr in seine besonderen Aufgaben hineinwuchs, suchte er auch durch Gewinnung einer laïisch-demokratischen Position mehr Spielraum zur Verbreitung seiner sozialen und politischen Ideen. Mark Sangnier glaubte das mit gutem Gewissen tun zu können, da er sich auf den Standpunkt stellte, Leo XIII. sei durch die um den Begriff der christlichen Demokratie entstandenen Streitigkeiten bewogen worden, die religiösen und moralischen Interessen, auf die es ihm einzig ankommen mußte, durch Ausschaltung der die Geister scheidenden Politik um so sicherer zu stellen. Gestützt auf die Instruktion der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten vom 27. Januar 1902, engte er die in der Enzyklika Graves de communi gegebene Definition der christlichen Demokratie noch weiter ein. Er sagt: Es ist gewissermaßen nur die Tätigkeit der Kirche im Volke**, die moderne Form der sozialen Gerechtigkeit und Caritas des Katholizismus***. Professor Toniolo, der Theoretiker der christlichen Demokratie Italiens, und Ch. Antoine S. J., der Verfasser des offiziellen Handbuches der französischen Sozialkatholiken, haben fast übereinstimmend folgende Definition gegeben: ‚Die christliche Demokratie ist eine Organisation der Gesellschaft, in welcher alle sozialen, juridischen und wirtschaftlichen Kräfte, reich, aber hierarchisch und in richtigem Verhältnis zueinander entwickelt, derart (am Gemeinwohl) zusammenarbeiten, daß das letzte Resultat ihrer Tätigkeit besonders den unteren Klassen zugute kommt.‘ Diese Definition ist ihm, sozial gesprochen, ebenfalls zu eng und zu interessiert†. Die christliche Demokratie ist ihm eine ewige, alle Katholiken verpflichtende Wahrheit. So schaffte er sich Raum für eine selbständige Auffassung der Demokratie, da jedes Volk, jede Gruppe von Individuen einen gewissen Typus gesellschaftlicher Organisation präge und die Katholiken wie die andern Bürger jegliche Freiheit besitzen, von ihrem staatsbürgerlichen Recht Gebrauch zu machen und ihrer Initiative zu folgen††.

Diese konsequente Ausbeutung und Geltendmachung der demokratischen Ideale auch nach der politischen Seite hin, mußte ihn in den Augen all derer

* Das ist auch die Ansicht de Wahas ebd. S. 340.

** L'Esprit démocratique (1906) S. 139.

*** Ebd. S. 166. — † Ebd. S. 140. — †† Ebd. S. 166.

verdächtig machen, die der Konzentrationsbewegung im sozialkatholischen Lager Vorschub leisteten, weil sie, befreit von der unglückseligen Politik, endlich geeint positive soziale Arbeit leisten wollten. Diese Selbständigkeit war für den Sillon um so gefährlicher, als die ihm zunächststehenden christlichen Demokraten, trotzdem sie aus taktischen Gründen ihre politischen Ideale für sich behielten, Niederlagen über Niederlagen erlitten. Fonsegrives ‚Quinzaine' mußte 1907 ihr Erscheinen einstellen, ‚La Justice sociale' Naudets und ‚La vie catholique' Dabrys wurden verurteilt, ‚La Démocratie chrétienne' des Abbé Six kann nicht leben und nicht sterben. Dazu kam, daß sich in allen Kreisen Einheitsbestrebungen geltend machten, so daß es scheinen konnte, als ob der Sillon in seiner jugendlichen Kühnheit in diese Konzentrationsbewegung einen Keil hineinzutreiben sich unterfange.

c) Die Einbeziehung des Sillon in die Konzentrationsbewegung.

Zweifellos hat nun der Brief des Papstes den Sillon zur Verständigung und Einigung mit den verschiedenen Richtungen gedrängt. Der erste Artikel, der nach der Verurteilung und Unterwerfung der Feder Mark Sangniers entflossen ist, trug die Überschrift: Versöhnung*. ‚Als wir den Brief des Papstes lasen, begriffen wir alsbald, daß wir vor einem jener Ereignisse standen, die die kurzsichtigen Aussagen menschlicher Ratschläge übersteigen; wir haben den Finger Gottes gespürt, wir haben uns über die alten, erbitternden Streitigkeiten hinweggesetzt ... und haben uns durch die Vorsehung umschaffen lassen ... Und wir haben bedauert, daß wir uns zu oft ungerecht erwiesen haben, indem wir zu leicht die, welche nicht unsere politischen Überzeugungen teilten, für unfähig hielten, uns je gerecht zu werden. Wir haben besser begriffen, wie enge Bande trotz allem die Kinder derselben katholischen Familie umschlingen, und wir haben besser gefühlt, wie süß sie sind.'

In diesem Zusammenhang verdient die Tatsache Erwähnung, daß in allerjüngster Zeit einer der Führer des Sillon von Dijon, der Universitätsprofessor Maurice Deslandres, der schon gelegentlich in den ‚sozialen Wochen' mitgewirkt hat, in einer ‚freundschaftlichen Polemik' zwischen dem liberalen Bureau und dem sozialkatholischen Boissard, in dessen Verlauf ersterer den Sozialkatholiken den Vorwurf macht, sie vernachlässigten über den gesetzlichen Reformen die moralischen Reformen, die Verteidigung des sozialkatholischen Zentrums spontan in die Hand nimmt, ja sich sogar einen der ihrigen nennt. Er bekennt energisch, daß moralische Erziehung und gesetzliche Bestimmungen parallel laufen müssen, daß Sitten ohne gewisse Milieubedingungen nicht bestehen können. (Quid mores sine legibus!) Er weist hin auf die ethische Bedeutung des Sonntagsruhgesetzes, der Arbeiterschutzgesetze, der Gesetze, die eine Besserung der Arbeiterwohnungen begünstigen, der gesetzlich geregelten Berufsorganisationen. Er nimmt sogar für das sozialkatholische Zentrum das Verdienst in Anspruch, daß es gerade durch seine legislativen

* Vgl. La Démocratie 2. Sept. 1910.

Bestrebungen nicht zuletzt das Lob verdiene, das ihm Bureau im Hinblick auf anderes spendet: 'Es hat große Dienste geleistet, indem es bewies, daß die echteste christliche Doktrin, weit davon entfernt, dem Kapitalismus verschrieben zu sein, die kühnsten demokratischen Reformen verlange.' Dadurch kämpfe es gegen die schrecklichen Vorurteile der Masse, die in der Kirche den Verbündeten des Kapitalismus sieht; es verhindere, daß das Volk sich von der Religion trenne, und arbeite auch so (indirekt) an der moralischen Erziehung der Gesellschaft. Ganz abgesehen davon, daß jeder von ihnen, sei er Priester, Erzieher, Universitätsprofessor oder sozialer Praktiker, während des ganzen Jahres sich um die moralische Fortbildung seiner Umgebung bemühe*. Vier Jahre vorher hatte Deslandres noch scharf zwischen Sillonisten und Sozialkatholiken unterschieden. Diesen komme die Aufgabe zu, definitive Formulierungen zu finden und sie in Gesetze umzuwandeln, jenen aber, den Jungen, aus hohen Idealen tiefe, weit in die Zukunft gehende Überzeugungen zu schöpfen und in ihrem Leben zur Darstellung zu bringen**. Man sieht an diesem Beispiel, wie die Entwicklung sich vollziehen wird bei aller Treue, die dem republikanischen Ideal bewahrt wird: Annäherung an das sozialkatholische Zentrum, zunehmende Einsicht in die Bedeutung der positiven Arbeit, die hier geleistet wird. Außer Deslandres sprach 1910 auf der 'sozialen Woche' in Rouen Abbé Beaupin, einer der eifrigsten Sillonisten, und zwar über die 'soziale Erziehung in der Familie'. Vielleicht ist noch ein oder der andere Redner Sillonist gewesen. Jedenfalls ist soviel sicher, daß die Polemik aus den Spalten der 'Democratie', um die sich jetzt die Aktion auf dem Gebiete der reinen Nationalökonomie und Politik neu organisiert, fast ganz geschwunden ist. Nur Abwehrartikel erscheinen noch von Zeit zu Zeit, die aber durchweg von einem hohen, aufrichtigen Geiste der Versöhnung getragen sind. Über alle katholischen Veranstaltungen wird gewissenhaft und voller Anerkennung Bericht erstattet, und es ist wohl zu hoffen, daß durch die Prüfung des Sillon die katholische Sache um ein Stück vorwärts gekommen ist. Denn die Stärkung des Geistes der Disziplin und der Eintracht bedeutet in Frankreich vielleicht noch mehr als anderswo.

Daraus geht hervor, daß man die Stellung des Sillon im ganzen der sozialkatholischen Bewegung, und die Taktik, die die Kurie dieser Bewegung gegenüber befolgt hat, auch kennen muß, wenn man die Verurteilung des Sillon richtig beurteilen will. 'Der Geist der Kirche, die beständig und gewiß nicht ohne scheinbare Gründe der Engherzigkeit und Intransigenz bezichtigt wird, weist eine Macht der Versöhnung und Harmonisierung auf, die mich in Erstaunen setzt***.' Dieser Geist der Versöhnung und Harmonisierung, der selbst einem Macaulay in die Augen fiel†, wird auch am Sillon seine Wirkungen nicht verfehlen. 'Die, welche es verstanden haben, zu säen und die Saat zu pflegen,

* Bulletin de la Semaine (1911) S. 146.

** Appropos du „Sillon". Demain (1907) S. 377.

*** Serre: Les Sillons et l'Action Francaise. S. 10.

† Vgl. die Besprechung von Rankes „Geschichte der Päpste" in Lord Macaulay's: Essays and Lays of ancient Rome. Longmans. 1905. S. 562 ff.

können heute ernten. Der Sillon ist verschwunden, aber seine tiefe Arbeit wird nicht umsonst gewesen sein, wenn die „Democratie" heute Früchte sammelt*.'

VIII. Zur Kritik des Sillon**.

a) Allgemeines.

Wer den Sillon nicht erst seit gestern kannte, mochte oft bei der Lektüre seiner Veröffentlichungen ein beklemmendes Gefühl nicht losgeworden und dadurch nicht zur restlosen Freude an seinen Bestrebungen gekommen sein. Bei aller Kühnheit so viel Unbestimmtheit! Dieses Gefühl ließ trotz der Versicherungen religiöser und kirchlicher Loyalität eine Zustimmung des nach klarer Durchsicht ringenden Verstandes nicht zu. Die guten Absichten der Sillonisten und ihre beispiellosen Erfolge werden ja dann wohl die meisten, die den sozialen Gedankengängen irgendwie nahestanden oder sein Temperament hatten, beschwichtigt haben. Nichts überzeugt bekanntlich die Menschen mehr als der Erfolg. Und man darf wohl sagen: Die Sillonisten hatten das, was unserer Zeit fehlt, die Begeisterung, die Liebe. Darum jubelte sie dem Sillon zu, wie Nietzsche in seiner Ohnmacht den Herrenmenschen pries.

Als dann die Verurteilung kam, entfuhren gar vielen Worte der Enttäuschung, und die schärfsten denen, die vorher den Sillon kaum kannten und auch dann sich kaum bemühten, sein Wesen zu verstehen. Wie so oft spielte in diese Entrüstung das Gefühl stark herein. Die Zeit fühlte sich getroffen in ihren Söhnen, die schon über sie hinausgeschritten waren.

Wer aber versuchte, tiefer in die Sache einzudringen, der mußte zu einem andern Resultate kommen. Die Verurteilung brachte ihm die längst gesuchte Einsicht in die Schwächen. Das Verhalten des Sillon, insbesondere seines Präsidenten, nahm auch die letzten Zweifel hinsichtlich der Loyalität seiner Grundüberzeugungen. Wenn man dann in den wenigen, allerdings zum Teil grundlegenden Dingen, mit sich ins Reine gekommen war, konnte man an allem übrigen um so größere Freude empfinden. Wer dann noch eine gewisse Wahlverwandtschaft spürte, den mochten die idealen Bemühungen des Sillon um so mehr mit Begeisterung erfüllen, als sie, von ihren Schlacken gereinigt, erst recht reiche Zukunft versprachen.

So sind diese dem Sillon gewidmeten Ausführungen entstanden. Die Liebe zum Sillon und der Glaube an seine Zukunft waren doch wohl die besten Führer auf dem Wege zu seinem Herzen, dessen innerste Regungen und letztes Sehnen es bloßzulegen galt. Liebe und Glauben bleiben auch jetzt die Berater, wo die Kritik einzusetzen hat. Sie sollen ja nicht blind machen, sondern helfen, das Wertvolle zu sichern, das dort besonderen Gefahren ausgesetzt zu sein scheint, wo im Wirbel des Erfolges die Voraussetzungen nicht immer wieder geprüft werden können.

---

* Fonsegrive: Un Patronage. Le Bull. de la Semaine 26. April 1911.

** Norm der Kritik in allen religiös-theologischen Dingen und in Grenzfragen ist der Brief des Papstes an die französischen Erzbischöfe und Bischöfe vom 25. August 1910.

b) Bemerkungen zu den philosophischen Voraussetzungen.

Da muß eingangs zunächst auf einen Widerspruch im Wesen der Sillonisten hingewiesen werden. Die Sillonisten wollen keine Denker und Philosophen, sondern Praktiker, Tatmenschen sein; sie betrachten es nicht als ihre spezifische Aufgabe, ein System, eine Lehre auszuarbeiten, und doch sind sie auf Schritt und Tritt der ‚Ideenmanie', die in den Köpfen der Franzosen spukt, unterlegen. In dem Augenblicke, wo sie sagten, daß sie sich vom Leben umschaffen lassen und ihm seine Geheimnisse ablauschen wollten, hat ihnen der ins Allgemeine strebende romanische Geist ein Schnippchen geschlagen und sie zur Herstellung der kühnsten Zusammenhänge verleitet. Das mußte sich rächen.

Wie schon in der Vorgeschichte auseinandergesetzt wurde, ist auch der Sillon wie alle geschichtlichen Erscheinungen ein Produkt seiner Zeit, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Das zeigte sich insbesondere darin, daß er dank seiner innersten Art immer wieder, von Freunden vielfach unbewußt, von Gegnern bewußt, an die Seite der Geistesbewegung im französischen Katholizismus gedrängt wurde, die mit mehr oder weniger starker Anlehnung an Kant in einer antiintellektualistischen Philosophie das Ziel ihrer Bemühungen erblickte. Wenn es dem Sillon als solchem auch durchaus fernliegen mußte, ein philosophisches System aufzustellen und in dem Kampf der Parteien Stellung zu nehmen, so machten sich doch allzuleicht Tendenzen geltend, die entweder ein anderes System als sillonistisch hinzustellen suchten oder selbständig Grenzfragen im Sinne einer antiintellektualistischen Philosophie behandelten. Es ist in diesem Zusammenhang interessant zu lesen, wie der Sillonist François Lespinat auf dem Wege über die Essais de philosophie religieuse Laberthonnières die ‚Philosophie der Tat' entdeckt hat, wie er sie die ‚Philosophie des Sillon' nennt und sich freut, daß der Philosoph auf dem Wege der Spekulation gefunden hat, was sich ihnen im Kampf des Lebens offenbarte*. Der Sillon mußte sich in der Tat magisch angezogen fühlen von dieser psychologisch unterbauten, zur Tat aufrufenden Philosophie, die weite Kreise der gebildeten Katholiken Frankreichs sich zu eigen machten.

Wir wundern uns auch nicht, daß ein solches Temperament, das mit den schon charakterisierten Methoden arbeitete, immer wieder der Versuchung unterlag, eine positivistische Terminologie anzuwenden, selbst da, wo letzten Endes ganz andere Orientierung wirksam war. Und daß die Sprache, diese große Verführerin, wieder zurückwirken mußte auf die Gestaltung der Ideen, wird keinem Einsichtigen entgehen.

Das sillonistische Denken reiht sich ein in die wachsende Zahl der Gruppen, die Notwendigkeiten meist sozialer Natur konstatieren und darauf ihre Taten und Lehren gründen**. Es fehlt nicht an einem klar erkennbaren Typus, der

---

* Le Sillon X. 2. (1903) S. 96 ff.

** Vgl. den 1. Bd. der vom Positivismus inspirierten Apologie des Katholizismus von Brunetière: Sur les chemins de la Croyance I. L'utilisation du Positivisme. [7]1908. Paris. Perrin, und die Kritik dieses „sozialen Dogmatismus"


Anton Mauve / Kühe auf der Weide.



von Anfang an vorhanden ist und konsequent durchgehalten wird. Die Hinwendung nach dem Volke, das Schauen der Welt mit seinen Augen, die Stellung und Lösung der Probleme im Hinblick auf seine Bedürfnisse und Interessen, all das gibt dem Denken Originalität, Kraft und Geschlossenheit.

Und doch befriedigt dieser zunächst bestechende Denktypus den nicht restlos, der absehen kann von den Zufälligkeiten einer sozialen Lage, eines Temperaments, einer methodischen Notwendigkeit, der von der Höhe des Geisteslebens herkommend, eine klare Stellungnahme zu den höchsten Fragen verlangt und verlangen muß von einer Bewegung, die die Menschen nicht bloß äußerlich in Reih und Glied stellen, sondern sie von innen her mit neuem Geiste durchbilden will. Alles, was auftritt mit dem Anspruch auf Welteroberung, muß sich gefallen lassen, daß man den Maßstab einer geschlossenen Weltanschauung anlegt. Der subjektive Denktypus mag noch so ansprechend sein, wenn der objektive Weltanschauungstypus, der dahinter hervorlugt, unzulänglich ist, dann leidet die Wahrheit. Die Philosophie, das lehrt uns Plato, ist theozentrisch und intellektualistisch; sie sagt uns: Blickt hin auf die eine Quelle alles Seienden, auf Gott, daß eure ‚schwachen, nebelhaften Gedanken, diese Gedanken infimae providentiae, jenen des Herrn weichen'. Der Sillonist dachte vorwiegend demozentrisch und voluntaristisch und glaubte trotzdem, wenn nicht gerade deswegen, das Vollkommenere erreicht zu haben. Dieser demokratische Geist, der alles gern von unten her aufbauen möchte, bedurfte beim Sillon gewiß einer Korrektur, indem in ihm eine größere Geneigtheit erzeugt werden mußte, sich in der Gedankenbildung an den ewigen Wahrheiten, wie sie in den Dogmen der Kirche enthalten sind, zu orientieren.

Die echte Philosophie hält und hielt von jeher an der Einheit des Geisteslebens und an der Harmonie des Seienden fest. Sie widerstrebt mit Recht jedem Versuch, die Schwierigkeiten der Welterklärung durch Aufstellung einer Zweiweltentheorie zu umgehen, wie es seit Kant vielfach und nicht nur in der Philosophie üblich geworden ist. So verschanzen sich seit Schleiermacher liberale protestantische Theologen, um den von der Wissenschaft bedrängten Glauben zu retten, gern in eine wissenschaftlichen Methoden unzugängliche Welt der Gefühle und Erlebnisse; so kennen moderne Naturwissenschaftler, wie z. B. Mach, nur Empfindungen als Gegenstand ihrer Wissenschaft und glauben alles Dahinterliegende als unerforschliche quantité négligeable betrachten zu können. Von solchen Tendenzen ist auch der Sillon angesteckt. Ihm ist die Wissenschaft ‚nicht mehr das, was sie zur Zeit des hl. Thomas war: die allgemeine Methode, um zur Erkenntnis alles dessen zu gelangen, was die Menschen erkennen können. Die Wissenschaft beschränkt sich jetzt darauf, die Erscheinungen zu studieren. Die Wissenschaft verzichtet auf die Verarbeitung des Qualitativen, um nur mehr dem Quan-

bei Mercier: Critériologie générale (Cours de Philosophie vol. IV.) [5]1906. S. 183 ff. Ähnlich hat Paul Bourget in einer Einleitung zu Bonald (Paris, Bloud. 1905) und in seinem Roman L'Etappe den sozialen Traditionalismus seines Meisters erneuert. Mercier ebd. S. 129 ff.

titativen sich zu widmen. . . Gerade weil sie nur mehr Begleiterscheinungen registriert, läßt die Wissenschaft alle moralischen, metaphysischen und religiösen Fragen beiseite*'. ,Gerade in unserer Zeit ist ein Konflikt zwischen Wissen und Glauben nicht mehr möglich, da sie sich auf vollkommen verschiedene Gebiete beziehen; die Wissenschaft begnüge sich heute, Erscheinungen zu registrieren, ohne die Frage der Kausalität und Finalität anzupacken'**. Solche Sätze beweisen, daß es den Sillonisten an Einsicht in die philosophischen Zusammenhänge fehlt. Was Külpe von den Naturwissenschaftlern sagt, das gilt mutatis mutandis auch von den Sillonisten: ,Nur wer an die Bestimmbarkeit einer realen Natur glaubt, wird seine Kräfte an deren Erkenntnis setzen.' Die Verdoppelung der Welten bedeutet einen schwächlichen Verzicht auf die erquickenden, wenn auch mühevollen Alpenwanderungen des Denkens ins Reich der Wahrheit. So erklärt sich ein häufig zutage tretendes Mißtrauen nicht nur den Abstraktionen einer selbstzufriedenen Logik, sondern auch der Wahrheitskraft des Geistes und der Möglichkeit präziser Ideen gegenüber. Das Leben, die Tat ist eben in den Vordergrund getreten, so daß der Anschein erweckt wird, als ob man auch in der Theorie für die Idee des Lebens eine Ursprünglichkeit in Anspruch nehme, die ihr erkenntnistheoretisch nicht zukommen kann. Kein Wunder, daß man dann vom Standpunkt einer entwürdigten und entwerteten Wissenschaft eine uninteressierte Beschäftigung mit ihr als Dilettantismus brandmarkt und von ihr verlangt, sie müsse zur Anwendung des Gefundenen im Leben, also zur Tat schreiten. In seinem jugendlichen Tatendrang glaubte man ja, als Vorhut der christlichen Demokratie die Wege ebnen und den unschlüssigen Glaubensgenossen die praktische Vereinbarkeit von Katholizismus und Demokratie vorleben zu müssen. So kam es, daß man die Durchschlagskraft des individuell verwirklichten Ideals überschätzte und, unsicher wie man war, kurzerhand die Ausarbeitung einer Lehre nicht als spezifisches Ziel seiner Tätigkeit hinstellte.

All dies führte leicht wieder zu dem Irrtum, als ob die Wahrheit im Menschen selbst irgendwie implicite vorhanden sei und daß es nur gelte, die Binde von den Augen zu nehmen, die Glut des Herzens und die Kraft des Willens zu wecken. ,Wir wollen das Göttliche freimachen, das sich in ihnen (den Seelen) verbirgt***.' ,Er (Mark S.) sprach aus ganzem Herzen, daher wurde er von allen verstanden.' Man kann sich dann leicht hinwegsetzen über die unvollkommene Doktrin, die erst noch herausgearbeitet werden müsse, da ,die Wärme und das Licht der Seele ja die beste Waffe im Kampfe sind, alles andere aber von selbst komme'†.

c. Die Einseitigkeiten und Schwächen der demokratischen Theorie und Praxis.

Die Demokratie des Sillon hat eine dreifache Quelle. Sie wird als soziale Tatsache vorgefunden und, da die Unmöglichkeit erkannt wird, sie zu beseitigen, angenommen. Sie entsprach weiter seinem optimistisch-idealistischen Tempe-

* Discours I, 357.
** Marc Sangnier: Le Sillon X, 2 (1903) S. 396.
*** Discours I, 142. — † Discours I, 274.

rament; sie sollte endlich der Zielpunkt und der ideale Unterbau der Religion sein, zu der er sich von Anfang an bekannte. Der Sillonist wollte freilich nicht Demokrat und Republikaner sein, weil die Kirche ihn dazu verpflichtete*; doch versuchte er immer wieder, sein Ideal der Demokratie als ‚evangelisch' hinzustellen, ‚das die Menschen ohne Christus nicht hätten erfassen können und niemals ohne ihn oder gegen ihn zu verwirklichen vermögen'**. ‚Die beste Weise, der christlichen Sache zu dienen, besteht darin, die Demokratie zu entwickeln . . . Das Christentum hat ja noch nicht sein letztes Wort gesagt. Die Lehnsherrschaft war noch zu barbarisch und grausam, als daß wir sie als das goldene Zeitalter der katholischen Religion betrachten könnten. Erst die Demokratie wird uns mehr Brüderlichkeit, mehr Solidarität, mehr Liebe geben: sie wird uns Christus näherbringen***.' ‚Wenn der Katholizismus vollkommen verwirklicht ist, dann wird auch die echte Demokratie aufgerichtet sein†.' ‚Der Katholizismus in seinen Dogmen, seiner Moral, dem Beispiel seiner Heiligen steht so wenig in Gegensatz zu der Demokratie, daß er ihren Begriff präzisierte, ihre Bestrebungen rechtfertigte und ihre moralischen Tugenden sicherte††.' Wir sehen daraus, wie eng der Sillon geneigt war, Demokratie und Katholizismus zu verknüpfen, wie er die Demokratie aus dem Evangelium folgerte und sie als den idealen Rahmen des Katholizismus betrachtete. So stempelte er nicht bloß Monarchie und Monarchisten zu minderwertigen Dingen, er erweckte auch den Anschein, als ob er im Namen der Kirchenlehre und Autorität spräche, so daß eine Kritik, die die Schwächen der Demokratie bloßlegte, auch die Kirche und die ewige Wahrheit treffen mußte.

Die Eigenart dieser Demokratie ist es, ‚den moralischen Wert jedes Bürgers zu entwickeln'. Damit er dies kann, soll ihm die Demokratie zur ‚idealen Gerechtigkeit' verhelfen, die in der Freiheit von allen Hemmungen und Einrichtungen und in der Gleichheit besteht. In der Sorge um die Freiheit, in dem Bestreben, die demokratische Würde des Individuums zu wahren, ist der Sillon so weit gegangen, daß er gelegentlich die Aufgabe und den Sinn der Autorität verkannte. Der Individualismus, der nur auf Erziehung des einzelnen ausging, zersetzte leicht die objektiven Grundlagen, auf denen die Gesellschaft ruhte. Und Mark Sangnier ist jetzt, wo er auf diese Einseitigkeiten von autoritativer Stelle aus aufmerksam gemacht ist, aufrichtig genug, zuzugestehen, daß ‚gewisse bedenkliche Wirkungen' zu konstatieren waren. Er nennt es heute eine zum mindesten gefährliche Predigt, ein Programm zu entwickeln, das immer nur die Pflicht der Freiheit, niemals die Pflicht des Gehorsams und der Ordnung betont. Er gibt zu: Die Christen können wie die anderen Bürger an der Schaffung einer Demokratie und Republik arbeiten, aber etwas steht über ihrer Aufgabe und beherrscht sie. Es gibt eine höhere Würde als die demokratische, die z. B. darin besteht, auszukommen ohne

* Discours II, 56.
** Esprit démocratique S. 107.
*** Discours I, 321.
† M. Sangnier: Le Sillon X, 2 (1903) S. 271.
†† Ebd. S. 393.

‚patron', um selbständig seine Geschäfte zu führen. Es gibt eine Tugend, die höher ist als die rein bürgerliche. Und diese höchste Würde und Tugend des Menschen erreicht der Christ dann, wenn er sich bei seiner Unterwerfung nur Gott unterordnet, der allein den Menschen das Recht zu befehlen geben kann. Der Arbeiter, welcher seinem Herrn gehorcht, weil er in ihm wie in allen, die eine Autorität innehaben, einen Vertreter Gottes* sieht, kann zu einer Würde gelangen, welche der des Genossenschaftlers gleich ist, ja sie übertrifft, wenn nämlich der Genossenschaftler nicht von den gleichen übernatürlichen Gesichtspunkten geleitet ist. Gewiß hatten die Sillonisten das Recht, das Gefühl der bürgerlichen Gewissenhaftigkeit und Verantwortlichkeit zu feiern, aber sie hatten nicht das Recht zu behaupten, daß dieses bürgerliche Individualgewissen höher stehe als alles andere, und daß es nicht schön sei, es dem Allgemeininteresse unterzuordnen**.

Und dieses einseitige demokratische Ideal wurde nicht bloß in der Theorie aufgestellt, es wurde in einem über das ganze Land verbreiteten Organisationsnetze, in den Studienzirkeln und Volksinstituten, praktisch zur Geltung gebracht. Wenn die demokratischen Ansprüche auch vor den Pforten der Kirche Halt machten, die so inspirierte Volkserziehung bedeutete trotzdem eine Demokratisierung der geistigen Art und somit die Disposition, in alle Gebiete, in alle Aufgaben denselben Geist hineinzutragen. Denn der Sillon wollte ja den ganzen Menschen erfassen und umschaffen, und sein da und dort immer wieder versteckt hervortretender Anspruch, dem Christentum eine neue Seite abgewonnen und es so auf eine höhere Stufe gehoben zu haben, mochte das Zweideutige der Lage, in die der Sillon hineingeraten war, nur noch vermehrt haben. Dies scheinen die Führer des Sillon auch eingesehen zu haben, denn sie haben ‚schweren Herzens' verzichtet auf die Lieblingsarbeit der religiösen und moralischen Erziehung der jungen französischen Katholiken, der sie zehn Jahre lang ihr Bestes gegeben haben***, und Deslandres gesteht, daß sich Laien nicht ohne Unzuträglichkeiten etwas weit auf diesem Gebiet vorgewagt haben†.

Zusammenfassend betrachtet war also die kritische Lage die: Der Sillon, d. h. eine lose Vereinigung von Katholiken, die rein weltliche Ziele zu verfolgen vorgab und daher glaubte, jeder kirchlichen Autorität im Bereiche ihrer Organisation entraten zu können, die zudem bestrebt war, immer mehr Nichtkatholiken, die das gleiche moralische Ideal vertraten, zu mehr oder weniger intensiver Mitarbeit heranzuziehen, suchte in einseitiger Betonung der Freiheit und Gleichheit das Innerste des Menschen so radikal umzugestalten, daß fortan die äußeren Grundpfeiler und Stützen der sittlichen Ordnung, wie die hierarchische Gliederung der Gesellschaft und die Autorität in politischer, sozialer und ökonomischer Beziehung auf ein Minimum beschränkt werden könnten.

* Sagte nicht der hl. Paulus zu den Sklaven: Gehorchet eurem Herrn wie Jesus Christus!

** Marc Sangnier: Les enseignements de la lettre du Pape. „La Démocratie" (1911) Nr. 278.

*** Marc Sangnier: „La Démocratie". Rede gehalten am 20. November 1910. Sonderabdruck S. 10.

† Bull. de la Semaine 29. März 1911. S. 146.

Wir sehen übrigens, daß auch auf dem soziologischen Gebiet die Zweiwelten-theorie hereinspielt: Auf dem kirchlich-religiösen Gebiete wird die Autorität und Hierarchie anerkannt, auf dem weltlichen Gebiete standen Freiheit und Gleichheit am höchsten in Kurs. Hatten die nicht recht, die gelegentlich dem Sillon zuriefen: Warum macht ihr mit euren demokratischen Prinzipien vor der Kirche Halt? Gewiß ist es verkehrt, im Namen der Religion Front zu machen gegen Republik und Demokratie als gewordene Einrichtungen. Die Religion will und darf prinzipiell mit keiner Politik, weder mit einer konservativen noch mit einer fortschrittlichen, mit keiner Regierungsform und mit keiner Gesellschaftsordnung identifiziert werden. Etwas anderes ist es aber, wenn aus philosophischen und praktischen Gründen Bedenken gegen die Demokratie erhoben werden müssen. Das ist jedenfalls sicher, daß die Verdoppelung der geistigen Art, die in religiösen Dingen monarchisch und hierarchisch, in weltlichen Dingen demokratisch denken und handeln soll, Verwicklungen und Verwirrungen schwierigster Lösung herbeiführen muß. Sie widerstrebt dem Einheitsbedürfnis des Geistes, der in seinem Verhalten den Menschen und Dingen gegenüber nach charaktervoller Geschlossenheit strebt. Sie war besonders bedenklich für die zahlreichen Priester, die Sillonisten wurden, weil sie, die Träger der Autorität, sich der Möglichkeit aussetzen, in ihren Grundanschauungen demokratisiert zu werden und weil sie mit dem Eintritt in eine formlose Organisation, in der nur eine ‚autorité consentie' geltend gemacht wurde, ihren autoritätheischenden Charakter aufzugeben schienen. Doppelt groß war diese Gefahr, seitdem 1907 die Grundsätze einer Erweiterung des Sillon (‚Le plus grand Sillon') verkündet worden waren. Die Starken werden, wenn sie in die Notwendigkeit versetzt werden, sich so zu verdoppeln, leicht dazu kommen, nach einer Seite hin zu tendieren, während die Schwachen haltlos zwischen beiden hin- und herpendeln.

Trotz aller gegenteiligen Versicherungen darf behauptet werden, daß Mark Sangnier und die Sillonisten tatsächlich nach der hierarchischen Seite neigten. Man darf sich nur nicht durch Wort und Gesten täuschen lassen. Ein Vergleich mit dem, was gegenwärtig in den herrschenden Kreisen als demokratisch angesehen wird, ergibt dies ohne weiteres. Die demokratische Praxis und teilweise auch die Theorie gelangt aus maßlosem Freiheits- und Gleichheitsdurst zum Haß jeder überragenden Kompetenz, dergestalt, daß Faguet ‚den Kultus der Inkompetenz'* und neuerdings ‚die Angst vor der Verantwortlichkeit'** als das Wesen der Demokratie hinstellen konnte. Nur zu häufig ist ja die Kraft und Triebfeder, Kompetenz und Vorbild zu werden, die Verantwortung auf sich zu nehmen, in den Menschen verschwunden, weil man ihre Blicke zu ausschließlich auf die von außen kommende Gerechtigkeit gerichtet hat, die ohne ihr Zutun all ihr irdisches Glücksverlangen stillen sollte. Der Sillon dagegen scheute sich keinen Augenblick, gegen den breiten Strom menschenentwürdigender Demokratie anzukämpfen. Instinktiv griff er zurück auf das Vorbild

* Paris, Grasset. 1910.
** Ebd. 1911.

seiner Kirche, die in tiefer Erkenntnis psychologischer und pädagogischer Notwendigkeiten einer Aristokratie von Heiligen die Aufgabe zuwies, durch ihr leuchtendes Beispiel den Willen und die Kraft zur Erreichung ihres Ideals zu stärken. Er forderte eine Elite, er war eine Elite. Und trotz seiner optimistischen Stimmung glaubte er nur schwach daran, daß diese Elite je aus der Minorität herauskommen werde.

Dazu kommt der Widerspruch, daß, wie schon verschiedentlich erwähnt wurde, die Stellung und Aufgabe Mark Sangniers im Schoße des Sillon, sein Einfluß in den Volksversammlungen usw. an demokratischen Maßstäben schlechthin nicht gemessen werden kann. Er ist Aristokrat wider Willen. So sehr das Ideal erstrebt werden mag, die Wirklichkeit scheint stärker zu sein als aller demokratischer Idealismus. Sie braucht Aristokraten, wenn sie nicht der Anarchie anheimfallen will. Und wenn die Sillonisten fast durchweg der Autorität und Kompetenz Mark Sangniers sich fügen, sich gerne und rückhaltlos fügen, wenn das demokratische Volk seinem Einfluß willig sich beugt, so daß er allein ihm z. B. wieder von Christus und der Kirche reden konnte, so beweist dies nicht nur, wie sie ihn liebten, sondern auch, daß die Unterordnung unter einen kompetenten Führer auch dem ausgebildetsten Gewissen, der höchsten Würde nicht notwendig widersprechen muß. Die Bedingung, die der Sillon an den Gehorsam und an die Unterwerfung unter den Willen eines andern knüpft, daß sie nämlich aus voller Einsicht in die geistigen Zusammenhänge erfolgen müßten, wird — darüber dürften wir uns doch wohl keiner Täuschung hingeben — nur in den seltensten Fällen erfüllt worden sein.

Und gaben Mark Sangnier und die anderen Sillonisten nicht durch ihre einmütige Unterwerfung neben der Lebendigkeit ihres Glaubens auch die Sicherheit ihres Autoritätsinstinktes kund? Der Kulturstolz, die Bürgerwürde ließen nur den oberflächlichen Betrachter die Demut nicht sehen, die sich gerne beugte vor den hohen Mächten des Lebens und ihren Gehorsam heischenden Vertretern. Und wie alles, was echtes Leben ist, wirkte auch diese dem Gemeindemokraten unverständliche, ja verächtliche Haltung. ‚Niemals hat diese große Seele (Mark S.) durch den Schwung der Rede so tiefe Begeisterung in edlen Herzen geweckt, und vielleicht hat sie durch die einfache Größe dieser Haltung mehr und besser für ihre Sache, für ihren katholischen und republikanischen Glauben gewirkt als durch alle Kongresse und Versammlungen*.‘

Zu der Kritik, die im vorstehenden gegeben wurde, könnte noch manches hinzugefügt, manches Gesagte könnte noch mehr unterstrichen werden. Doch wird man wohl dem Sillon gerechter, wenn man nicht jedes in der Begeisterung gesprochene Wort auf die Goldwage legt und zum System preßt, um so mehr, als Mark Sangnier nach der Verurteilung des Sillon beteuerte, die Irrtümer, die dem Sillon zur Last gelegt wurden, nicht vertreten zu haben. Aber wenn auch nur die Tendenzen dazu da waren, so war dies schon gefährlich: ‚sie würden direkt

* Joseph Serre: Vers l'Union. Les „Sillons“ et l'Action Française. Paris, Falque (1911). S. 11.

zur Anarchie führen*. Jedenfalls geht aus all dem hervor, daß verschiedene Deutungen des Sillon möglich waren und tatsächlich gegeben wurden. Kurze Zeit vor der Verurteilung hatten ja noch ca. zehn Erzbischöfe und Bischöfe Frankreichs mit gewissen Vorbehalten dem Sillon ihr Vertrauen ausgesprochen und ihn gegenüber den Angriffen seiner Gegner zu verteidigen gesucht. Daraus ergibt sich, daß es der Sillon vor allem an intellektueller Disziplin fehlen ließ. Man mag seine Jugend und seine Erfolge als Milderungsgrund anführen. Reingewaschen kann er davon nicht werden. Und wenn die Demokratie nichts anderes auf dem Gewissen hätte, als diese Schwäche mit verursacht zu haben, so wäre dies ein Grund, ihr gegenüber zur Vorsicht zu raten. Gewiß ist die richtig verstandene Demokratie, wenn sie verwirklicht werden könnte, etwas Ideales, dem die Sympathie, ohne daß man es will, zufliegt. Und gegen Sätze wie den: Wenn alle, die jetzt skeptisch die Achseln zucken, mitarbeiteten, sie zu verwirklichen, wäre vielleicht die größte Schwierigkeit schon überwunden, muß man sich immer wieder mit allen Gründen, die Geschichte und Erfahrung an die Hand geben, wappnen, um dieser Sirene nicht zu folgen.

IX. Was können wir vom Sillon lernen?

Der Sillon ist Romantik: ‚Eine Menschheit jenseits der Menschheit, wolkenlose Firmamente, eine Welt, in der die Ausnahme Regel, wo das Erhabene das Lebenselement des Herzens ist', das ist sein Ziel. Vergleichen wir damit unsere praktisch-nüchterne Zeit, in der alles, was nicht zählbar und wägbar ist, Kopfschütteln, wenn nicht Verachtung erregt, die in ihren menschlichen Stunden durch einen oft seichten Humanitarismus die Härten ihres Wesens zu mildern sucht, so sehen wir, was ihr nottut. Alle Zeiten waren genial und fruchtbar, in denen die Menschheit den dornenumrankten Höhenpfaden des Idealismus folgte. Unsere Zeit war nur fruchtbar in der Erfindung neuer Maschinen, genial war nur der bezwingende Herrscherblick, den sie auf die unpersönliche Natur warf. Gewiß, sie hatte Ideen, vielleicht mehr als andere Zeiten, sie konnte ihnen aber kein Heimatrecht in der rauhen Wirklichkeit verschaffen; denn ihr fehlt die Wärme der Begeisterung, die Glut der Liebe, die aus starken zentralen Überzeugungen hervorquellen, wie die Rose zu Duft und Schönheit sich entfaltet aus der herb geschlossenen Knospe. Wo ist die psychologische Erfahrung, daß Ideen erst in Verbindung mit der Gefühlswärme wirksam werden, in glänzenderer Beleuchtung erschienen als beim Sillon?

Unsere Zeit wurde in den verwirrenden Strudel der sozialen Frage hineingerissen und fand hier ein Tummelfeld ihrer humanitären Gelüste. Sie hat viel, unendlich viel getan, um dem Volke Anteil an der Kultur zu geben. Und das ist dankenswert und verdient durchaus Nachahmung. Was sie aber nicht gegeben hat und nicht geben konnte, das war die Religion. Sie suchte zwar Christus, vielleicht mehr als andere Zeiten, sie fand ihn aber nicht, weil sie in ihrer naturalistischen Befangenheit den Sinn für das Übernatürliche verloren hatte. Sie verglich ihn mit Buddha und Nietzsche und ent-

* Francis Charmes in der Revue des deux mondes vom 15. Sept. 1910.

deckte an ihm bloß das Zufällige, was ihrem Geist entsprach, nicht das Notwendige, was sie über sich hinausgerissen hätte.

Der Sillon zeigt uns, daß nur der der Zeit und ihren Meistern das Geheimnis des Erfolges entwindet, der ihre innersten Bedürfnisse erlauscht hat und der ihr frank und frei, aber mit ihren Worten, auch das ins Gesicht sagt, was sie nicht hören will. Er zeigt uns, aus welchem Holze die Männer geschnitzt sein müssen, die die moderne Welt für Christus und die Kirche erobern wollen und die dadurch erst ihre ärgsten Nöten, auch die sozialen, lindern, wenn auch nicht restlos beseitigen können. Er zeigt uns, daß nur die Religion, der Glaube an Christus und seine Braut, die Kirche, jetzt wie immer das Geheimnis des echten Fortschritts kennt, des Fortschritts, der in die Urgründe der Seele eindringt, um sie fähig zu machen, die verwirrende Mannigfaltigkeit der äußeren Kultur zu ertragen und richtig zu nutzen. Denn Christus ist nicht ein totes Gewicht, das die vorwärtsschreitenden Völker nach sich schleppen, sondern die große, immer lebendige Kraft, von der sie angezogen und zur Verwirklichung von mehr Gerechtigkeit und Liebe getrieben werden*. Kein ‚liberaler' Glaube, der vor lauter Kritik und Bedenken, vor lauter Kleinmut und Vorurteil zu den tiefsten Kraftquellen, die in ihm verborgen sind, nicht vordringt. Kein ‚reaktionärer' Glaube, der vor lauter Vergangenheitskult und Engherzigkeit sich in der Sakristei wie in einer Festung isoliert und sich so die Wege der Welteroberung verschließt, sondern der echt katholische Glaube peinlichster Orthodoxie, strengster intellektueller Zucht, der die Wahrheit nicht mit dem vergifteten Geiste des Individualismus und Relativismus, sondern mit der Scheu eines in Demut versinkenden Anbeters sucht. Das Verhalten der Sillonisten in der einzigartigen Prüfung, die Gott ihnen geschickt hat, beweist, wie gesund der katholische Sinn in ihnen trotz allem geblieben war. Der Ernst der Stunde hat die Seelen emporgerissen; in der Feuerprobe, die die Orthodoxie zu bestehen hatte, schmolzen alle demokratischen Anwandlungen. Sie mußten es erfahren: Orthodoxie ist keine Gabe, der wir uns durch Annahme der Dogmen mechanisch teilhaftig machen können, sondern eine Aufgabe, eine dringliche, unausweichbare Aufgabe, bei der wir durch stete Bereitwilligkeit, eine autoritative Belehrung anzunehmen, das ersetzen müssen, was uns an Vollkommenheit fehlt.

Der Sillon zeigt uns ferner, wo uns die besten Kräfte für die Weltarbeit werden. Er suchte und fand den Weg zu der Schatzkammer der Kirche, wo als kostbarste Perle die Eucharistie verborgen ruht. ‚Das allerheiligste Sakrament gleicht dem Zedernmark, welches der Prophet Ezechiel die Adler des Libanon genießen sah . . . Jesus im allerheiligsten Sakrament die Höhe und geheimnisvolle Kraft zugleich.' (Prohászka.) Wir dürfen die Sillonisten trotz ihrer unbestreitbaren Fehler und Schwächen mit den Adlern vergleichen, die die Kraft zu Höhenflug und Welteroberung aus der Eucharistie schöpften; denn sie pflegten jeden Sonntag zum Tische des Herrn zu gehen. Von bischöflicher Seite wurde oft der religiöse Eifer und die vorbildliche Frömmigkeit der

* Marc Sangnier: Discours I, 362.

Sillonisten lobend erwähnt. Und niemand anders als Pius X. hat in dem Brief, der die gefährlichen Tendenzen so energisch brandmarkte, seine Anerkennung ausgesprochen ‚der tapferen Jugend, die sich unter die Fahne des Sillon geschart hat und die er noch immer in sehr vielen Punkten des Lobes und der Bewunderung für würdig hält'. Was die Führer des Sillon anlangt, so sieht er in ihnen ‚hochstrebende Seelen, die die niedrigen Leidenschaften überwunden haben und die von der edelsten Begeisterung für das Gute beseelt sind'. Dieses Lob aus dem Munde des gemeinsamen Vaters in dem Augenblick, wo er mit verhaltenem Zorne ihre Fehler geißelt, ist uns in der Tat das schönste Zeugnis ihres religiösen Wollens. Wer dann aber, wie die Sillonisten es zweifellos tun werden, durch Leiden und Prüfungen jeder Art gestärkt, immer tiefer eindringt in das reichflutende religiöse Leben der Kirche, wer die Gnadenkräfte, die ihm dort entgegenströmen, auf sich wirken läßt, wem von hier aus die Welt in der Unendlichkeit ihrer individuellen und sozialen Aufgaben wieder geschenkt wird wie dem in der Nacht verirrten Wanderer die Erde, auf die mit dem neuen Tag die goldenen Strahlen der Sonne zu fallen beginnen, wer dann in Freude und Kraft ohne Ruhe und Rast zu wirken anfängt, der ist dem Ideal nahe, das die Sillonisten in ihren besten Stunden gesehen haben, weil sie echte Christen waren, und diesem Ideal, dem alten und doch ewig jungen des Christentums, gehört die Welt. So wird die soziale Arbeit den Erfolg haben, der ihr gebührt: Im Rahmen des Überschaubaren und Möglichen, ohne unnötiges Theoretisieren, im engsten Anschluß an die Wahrheiten, die das Evangelium und die Kirche als Grundpfeiler der christlichen Gesellschaftsordnung ansehen, und in scharfer Scheidung zwischen dem, was der Kirche allein zukommt, was ihrer Aufsicht untersteht und was der Freiheit ihrer Kinder überlassen ist.

Jünglinge und Männer dieser Art in einer homogenen Elite zu sammeln und sie durch tägliche, ja stündliche Erziehung an die Quellen ihrer Kraft und an die Größe ihres Zieles zu erinnern, das war von jeher die Methode derer, die der Menschheit von innen her beikommen wollten. Die Ausbildung des echten apostolischen Geistes im engsten Kreise ist wichtiger für die Welteroberung als die Schaffung großer Organisationen, oder besser gesagt, diese vermögen nichts ohne eine Elite, die das heilige Feuer der Idee von Mensch zu Mensch bringen kann. Alles diente im Sillon der Erhaltung der Lebensfülle: die Religion, der nichts nahe kam an Bedeutung, der beständige enge Kontakt, in dem die Gleichgesinnten gehalten wurden, die gemeinsamen Wallfahrten, die brüderlichen Mahlzeiten und Kommerse, die spontanen Reden und Ansprachen, die künstlerischen Darbietungen usw. — alles trat in den Dienst einigender Krafterzeugung, nicht zerstreuenden Genusses. Das ist vor allem heute notwendig zu sagen, wo man glaubt, schon etwas getan zu haben, wenn durch Zusammenkünfte der unmöglichsten Art umfassende Verbände auf dem Papier entstanden sind, wo man die Macht des Geistes so sehr unterschätzt, daß man die heterogensten Elemente zu den höchsten Kulturarbeiten zusammenspannt. Dann wundert man sich noch, wenn die Sache ‚trotz aller materiellen Aufwendungen' nicht vorwärts geht! Wir haben

fast den Mut verloren, etwas von den Menschen zu verlangen, ihr Tiefstes in Anspruch zu nehmen. Wir begnügen uns mit etwas Mammon. Wir haben verlernt, daß der am meisten bekommt, der am meisten verlangt. Der Sillon duldete keine Mitläufer. Er griff jedem in die Seele und riß sie gewaltsam an sich. Seelen, die sich restlos einer heiligen Sache ergeben haben, das sind die höchsten Kulturträger. Wir staunen kritiklos die Errungenschaften eines technischen Zeitalters an; wir stehen bewundernd vor neuen Brücken und neuen Maschinen und müssen in dem mittelalterlichen Franz von Assisi den Geist verehren, der uns fehlt. Was wir in der Differenzierung und Nüanzierung der technischen und intellektuellen Arbeit, des ästhetischen Genusses suchen, das findet der Romane oft in der sicheren Anschauung, in der ungeteilten Hingabe an weltverachtenden Idealismus. Wir werfen leicht Geld und Namen zusammen und verbergen so mühsam hinter volltönenden Organisationen die angeborene Engherzigkeit und Unfruchtbarkeit unseres eigenbrödlerischen Individualismus; der Romane verachtet gern die organisatorischen Hilfsmittel, um in sorglosem Optimismus die Fülle seines Lebens auf die Welt überströmen zu lassen. Wenn dann alles, auch der Schein vermieden wird, als ob eine abgeschlossene Sekte gebildet werden solle*, wenn die Elitemenschen, die nötig sind, es weit von sich weisen, ein neues Ideal von Wahrheit und Vollkommenheit verkünden, ein neues Gewissen einpflanzen zu wollen, dann wird der Sieg an ihre Fahne gefesselt sein.

Wenn nicht alle Zeichen trügen, sind die Geister der Behäbigkeit müde, mit der in der Gegenwart die Kultur genossen wird. Sie gelangen nicht selbst zur Genialität, aber sie erwarten den Baumeister mit Sehnsucht, und indem sie andern ihre Sehnsucht mitteilen, bereiten sie ihm den Weg. Vielleicht wecken die Flammenworte des alten Görres, dessen Lebendigstes uns wieder geschenkt werden soll**, noch einmal die Wunder der Begeisterung in den glanzlosen Augen, die uns umgeben. Jedenfalls brauchen wir schon jetzt etwas, wozu aufgerufen werden soll, etwas Zwingendes, das, aus der Zeitlage herausgewachsen, sich durchsetzen und uns emporreißen kann. Und auch hier zeigt uns der Sillon den Weg; er führt zur sozialen Arbeit. Es wurde schon im vorhergehenden gestreift und muß hier wiederholt werden: Wer von den peripherischen Bemühungen einer naturalistisch verworrenen Zeit vordringt zu dem, was der Aufgaben Kern, was das Charakteristische und Notwendigste ist, der stößt unfehlbar auf die soziale Frage, vorausgesetzt, daß es ihm gelungen ist, in den wichtigsten Fragen der Welt- und Lebensauffassung festen Boden gewonnen zu haben.

Aber heute brauchen wir nicht mehr so dringend wie vor 30 Jahren die soziale Arbeit von außen. Viel notwendiger ist die soziale Arbeit von innen, die endlich eindringt in die Seele des Volkes und besonders auch in die Seelen der Gebildeten, daß sie als die Führer des Volkes lernen, was das Volk ist und was ihm gebricht. Aber die Alten sind zu alt, um

---

* Dieser Vorwurf wurde dem Sillon gelegentlich gemacht.

** Vgl. die demnächst bei Kösel erscheinende zweibändige Görresauslese von Dr. W. Schellberg.

das zu lernen. Darum heraus, ihr jungen Gebildeten, ihr jungen Akademiker, auf den Plan, wohin euch die Not der Zeit ruft! Heraus vor die Front vor allem ihr, katholische Studenten, die ihr schon in ansehnlicher Zahl euch sozial betätigt; werdet immer zahlreicher, so zahlreich, daß ihr das Ganze mit durchreißt! Der Sillon zeigt euch die Klippen, die ihr zu meiden habt. Er gibt euch ein erhabenes Vorbild, dem zu folgen euer Stolz sein muß. Er schafft jedem Begeisterung, der ihm ins Auge sieht, in dieses Auge, in dem unerschütterlicher Glaube und alles bezwingende Liebe zu lesen sind. Er brandmarkt den Dilettantismus, dem sich heute die meisten in ihren Mußestunden noch ergeben — denn von den Genußmenschen reden wir nicht —, weil er weit abführt von der Heerstraße des Lebens in ein von selbstgeschaffenen Idolen bevölkertes Land unfruchtbarer Spielerei. Woher kommt uns die befreiende Kraft, der erquickende Aufstieg, der erste Sieg, der uns erlöst? Der Sillon gibt uns die Antwort: Aus der rückhaltlosen Hingabe an eine große Sache. In der Hinwendung zum Volke, in der Arbeit am Volke soll sich eure Religion und Vaterlandsliebe, allen zum Vorbild, dem Ganzen zu Nutz und Frommen, auswirken.

Die Volksarbeit des Sillon hatte deshalb so großen Erfolg, weil sie aus einer aufrichtigen Liebe zum Volke hervorquoll. Und das ist eine letzte beherzigenswerte Lehre, die uns der Sillon zuteil werden läßt. Gebot der Zeit, Interesse des Staates und der Gesellschaft sind gewiß beachtenswerte Motive. Aber das Volk hat einen feinen Instinkt; es kennt jeden, der nicht um seinetwillen zu ihm kommt. Diese Motive mögen uns führen bis zur Schwelle. Aber dann gilt es, sich die uneigennützige Liebe zum Volke ins Herz zu pflanzen. Misereor super turbam. Die Liebe wirkt Wunder von Herz zu Herz, sie ertötet den Haß, sie überbrückt die Kluft, sie findet die erlösenden Worte. Tiefe, ungekünstelte Liebe zum Volke, dem alles Hohe und Edle, was den Reichen erquickt, zugänglich gemacht werden soll, nicht durch mechanische Teilung, sondern durch dynamische Erziehung.

Mögen die, deren Aufgabe es ist, die Gesetzgeber und Nationalökonomen, die Staats- und Gemeindebehörden, die Hygieniker und Bodenreformer die technischen Detailfragen erörtern und die besten praktischen Lösungen finden. Die Allgemeinheit muß ihr Gewissen erforschen und sich selbst erneuern in ihrer Stellungnahme den sozialen Fragen gegenüber. Der einzelne muß in die seelenlosen, mechanisch wirkenden Gesetze und Einrichtungen den Geist bewußter Solidarität, christlicher Liebe hineintragen und durch stündliche Bereitwilligkeit, mit seiner Person und seinem Vermögen mitzuarbeiten an allen Nöten der Zeit, das Reich Gottes heraufführen helfen. Denn ,in diesem Leben gleichen wir alle den angehenden Märtyrern, die wartend auf den Stufen des Kolosseums saßen; auch von uns muß einer nach dem andern in die Arena hinabsteigen. Je lieber wir es tun, um so näher kommen wir dem leidenden Heiland, um so berauschender erfüllt uns sein Geist, der Geist der Liebe, welchen es drängt, Opfer zu bringen*'!

---

* Prohászka: Die Liebe bis ans Ende. S. 35.

Adolf Wilbrandt und die Grundlagen seines Schaffens / Von Max Behr

In den wenigen Monaten, die uns von den Spätherbsttagen des Jahres 1910 trennen, sind vier deutsche Dichter hingeschieden, die im literarischen wie im alltäglichen Sinne zu den ‚Alten' zählten, vier Greise, von denen jeder ein Charakterkopf, ein Repräsentant, ein Typus war. Zuerst Raabe, der den Trank seiner Weisheit stet und still ausreifen ließ wie einen köstlichen, den Liebhaber beglückenden, den Neugierigen herb anmutenden Wein; dann Spielhagen, der aufrechte, liberale Bürgersmann, der letzte und populärste politische Dichter aus dem Schriftstellergeschlecht um und nach 1848; ihm folgte Greif, der deutsch wie Raabe durch den Mangel an Effekt das alte Wunder unserer Lyrik zwischen dem Reimgetändel der Goldschnittdichter und der verstiegenen ‚Ursprünglichkeit' mancher Modernen hindurch in unsere Tage herüberrettete. Am 10. Juni schließlich starb in seiner Heimatstadt Rostock, nicht ganz 74 Jahre alt, der vierte, Adolf Wilbrandt, den man nach gar manchen Seiten seines Schaffens mit viel mehr Recht zum sogenannten ‚Münchener Dichterkreis' stellen kann als Greif. Und nun erhebt sich die Frage: hat Wilbrandt seiner eigenen Forderung an den Dichter entsprochen, war er der reiche Mann, ‚der für die von heute, die von morgen, die von übermorgen gute Gaben genug hat'? Hat er, wie Raabe und Greif, Schätze auch für die Zukunft aufgespeichert, oder, wie Spielhagen, nur der Zeit wiedergegeben, was er ihr genommen hatte? Und ist dem geistigen Gut, das er der Mitwelt nahm und gab, durch die Hand Wilbrandts wenigstens der Segen des Poeten gespendet worden, oder war ihm der zweifelhafte Reiz des Aktuellen kleinliches Mittel zugleich und kleinlicher Zweck?

Nach den ersten flüchtigen Blicken, zumal auf die zahlreichen Romane Wilbrandts, ist man versucht, zu glauben, der berechnende Schriftsteller sei in dem Toten mächtiger gewesen als der gestaltende Dichter. Von seinem ersten Roman ‚Geister und Menschen' (1864) bis zu seinem letzten Novellenband ‚Adonis' (1911), welch bunte Reihe von geistigen Bewegungen und kulturellen Strömungen, welche Vielfältigkeit von bedeutenden und minder bedeutenden Erscheinungen, wie sie eben im Mittelpunkt des Zeitinteresses standen! Bald nur in angeregten Gesprächen gefeiert oder befehdet, bald für eine ganze Romanlänge den Ton angebend, tauchen in den Wilbrandtschen Büchern eine stattliche Anzahl der Berühmtheiten aus den letzten vierzig Jahren auf, vom großen Kanzler angefangen, bis herab zu Tagesgötzen, deren unechte Ruhmesfarben längst verblaßten. Der Dichter führt manch bekannte Figur in oft nur leicht verhüllender Maske als Träger von Haupt- oder Nebenhandlungen ein, so den Kunsthistoriker Friedrich Eggers in ‚Fridolins heimliche Ehe', Makart und den Grafen Schack in den ‚Hermann Ifinger', Nietzsche in die ‚Osterinsel', die seinerzeit von Hermann Grimm entdeckte Volksdichterin Johanna Ambrosius in ‚Hildegard Mahlmann', den Orthopäden Hessing in die ‚Rothenburger'; er behandelt Spiritismus und Hypnotismus, Monismus und Theosophie, Sozialismus und Frauenemanzipation, setzt sich mit Schopen-

hauer und Tolstoi, mit Nietzsche und Häckel, mit Naturalismus und Symbolismus, mit Naturheilkunde und Vegetarianismus auseinander, begeistert sich mit seinen Helden für Isadora Duncan und Helen Keller, für Virchow und Madame Curie, für Röntgenstrahlen und Radium. Da scheint es freilich schwer, die Fäden zu finden, die diese vielseitigen Interessen zu dichterischen Einheiten verknüpfen, die Spuren zu entdecken, die über den feingebildeten, geistreichen, leicht hingerissenen Beobachter hinweg zum Poeten führen.

Der schlimmste, dem Dichter feindlichste Verdacht, die Vermutung, er habe sich mit Personen und Dingen von aktuellem Interesse lediglich um des Erfolges willen beschäftigt, ist schon von anderen durch den Hinweis auf die vornehme Gesinnung des Mannes entkräftet worden, der von sich sagen konnte, er habe niemals eine Feder aus Selbstsucht in die Hand genommen. Friedrich Düsel meint in einem zum 70. Geburtstag Wilbrandts, dem 24. August 1907 in den Westermannschen Monatsheften erschienenen Aufsatz, der Dichter ahne in den meisten Fällen gar nichts von der Gefahr, in die ihn seine gelegentliche Vorliebe für aufsehenerregende Stoffe, für bekannte Vorbilder bringt. Er geht freilich oft weit genug, bis an, ja bis über die Grenzen des Sensationellen. In seiner Wiener Periode erregte er einmal durch Verwendung der Motive eines Wiener Skandalprozesses in einem Lustspiel arges Aufsehen. Auch seine Karikatur des Grafen Schack ward vielbemerkt. Dabei ist es nebensächlich, ob dem Verfasser des ‚Hermann Ifinger' wirklich ein satirischer Angriff vorschwebte; die eine Tatsache läßt sich jedenfalls nicht bestreiten, daß auch der unbefangenste Leser den Baron Pillnitz des Romans unwillkürlich mit dem bekannten Münchener Mäzen zusammenbringt. Noch deutlicher und noch gewaltsamer ist eine glücklicherweise nicht sehr ausgedehnte Anspielung auf einen vor einiger Zeit bis zum Überdruß erörterten Sensationsprozeß, die sich in einer der letzten Arbeiten des Dichters, der Novelle ‚Meineidig', findet. Und blättert man in seinen ‚Erinnerungen', so stoßen einem noch viel mehr solche und ähnliche Beispiele auf, und man ahnt, wie oft erst einem engeren Kreis Personen und Geschehnisse Wilbrandtscher Bücher schon aus dem Leben bekannt sein mögen. Dieses weitgehende Bedürfnis der Anlehnung an die Wirklichkeit hat sehr verschiedene Ursachen. Nicht öde, unkünstlerische Spekulation auf ein zweifelhaftes Publikum verführte den Toten — er war vielleicht wirklich zu naiv, um daran nur zu denken — wohl aber ein anderer in Wilbrandts dichterischer Konstitution begründeter Mangel, der Mangel an plastischer Phantasie, das Fehlen einer ursprünglichen gestaltenden Kraft. An ihre Stelle tritt bei ihm ab und zu eine zum Abenteuerlichen und Phantastischen neigende Fabulierlust, bei der — wie Wilbrandts dreibändiger Erstlingsroman deutlich erkennen läßt — zunächst Gutzkow Pate gestanden hat, die aber dann durch des Dichters Tätigkeit als Bühnendichter und Bühnenleiter sich erst recht zu einer ungesunden Vorliebe für theatralischen Effekt auswuchs. Ganz wie bei Gutzkow fallen die realen und die phantastischen Elemente eines Romans nur zu oft auseinander. Neben Personen, die Allegorien oder Schemen gleichen, stehen andere, die durch offenbare Naturtreue in einzelnen Zügen wohl wie Spezialitäten, nicht aber wie Typen, wie intuitiv erfaßte Gestalten

wirken. Einen Charakter aus sich selbst folgerichtig zu entwickeln, das war Wilbrandt nicht gegeben; an Schwankungen, gewaltsamen Umbiegungen, an Direktiven, die einer Handlung sozusagen vom grünen Tisch aus gegeben werden und deren Absicht an sich oft bewundernswert weit- und scharfsichtig ist, sind seine Bücher reich. Wie überzeugend ist z. B. die Idee der ‚Schwestern'! Die Vernunftheirat eines Naturwissenschaftlers mit einer gleichstrebenden Mitarbeiterin reift zu einer wahren Ehe heran, nachdem in beiden die schlummernde Sehnsucht nach weiblicher Anmut einerseits und nach ursprünglicher Männlichkeit andererseits geweckt worden ist. Aber es fehlt dem Dichter die Kraft, in den Dimensionen der Basis weiterzubauen, und so wird das Problem, trotz vieler frischer und überzeugender Einzelheiten, im ganzen höchstens in der Theorie gelöst, nicht aber in der poetischen Durchführung.

Und mehr oder minder gilt das von jedem Roman, in dem sich Wilbrandt eine ähnliche freie und große Aufgabe stellt. Eben darum hat er sich, in dem instinktiven Gefühl seiner Schwäche, mit Vorliebe auf den sicheren Boden des von ihm selbst Erlebten und Beobachteten begeben, hat Themata, die ihm die eigene Anschauung nahegebracht hatte, gerne, aber nicht immer an geeigneter Stelle wiederholt. So geht die Neigung, pathologische Seelen- und Nervenzustände darzustellen, in der Hauptsache wohl auf jene schwere Nervenüberreizung zurück, die sich Wilbrandt im Jahre 1864 zugezogen hatte. Auch die öfter wiederkehrenden Schilderungen von okkultistischen Sitzungen und Suggestionszuständen haben einen realen Hintergrund. Charakteristisch ist, daß sie fast immer zu einer Entlarvung führen, wie denn der siegreiche Kampf gegen selbstsüchtige Intriganten aller Art in den Fabeln Wilbrandtscher Romane eine überaus große Rolle spielt. Auch hier mag Gutzkow, mag insbesondere das Theater von großem Einflusse gewesen sein; da aber der Dichter selbst zeitlebens viel Lust und Liebe zum Helfen und Retten bezeigte — schrieb er doch einen seiner besten Romane, den ‚Dornenweg', nur zu dem Zwecke, eine etwas ungewöhnliche Verlobung zu beschleunigen —, so werden auch diese Szenen mit ihrer sicheren, stolzen, oft humorgesättigten Überlegenheit wenigstens teilweise auf eigenen Erinnerungen beruhen.

Man hat ihm die Wahl solcher und ähnlicher Themata aus der ‚Kriminalistik der Seele' oft verübelt, und mit Recht; denn es ist ihm nur selten gelungen, die den Stoffen anhaftenden plumpen und aufregenden Reize auszuschließen, am ehesten vielleicht noch in dem psychiatrischen Krankheitsbild aus der ‚Osterinsel'. Aber daß es ihm in jedem Falle um eine ernste und ehrliche Auseinandersetzung zu tun war, erhebt ihn doch weit über das Niveau des Sensationsromans. Eben deshalb ist es auch irreführend, schlechthin von Wilbrandtschen ‚Schlüsselromanen' zu reden; gerade in den Werken, die mit dieser Bezeichnung getroffen werden sollen, liegt ihm viel weniger an den Personen als an den geistigen Strömungen, die von ihnen ausgehen. Diese sucht er abzuschätzen, ihren Wert und ihr Wesen zu erfassen und an den Personen und Vorgängen seiner Dichtung künstlerisch zu realisieren. Wenn er im ‚Hermann Ifinger' und in den ‚Fesseln' Makart einführt, so tut er das nicht etwa nur, um sich an ein Modell anklammern zu können, sondern weil es ihm Bedürfnis

ist, den frivolen Geist der Makartzeit, dem er selbst einmal mit sinnlichen Römerdramen seinen Tribut gezollt hatte, in seiner glänzenden Verdorbenheit darzustellen, ähnlich wie einst Goethe von seinen Werther-Gefühlen sich dichtend befreit hatte. Auch in der ‚Osterinsel' handelt es sich, trotz deutlicher Berührungspunkte, nicht um das äußere Schicksal Nietzsches, sondern um die Konsequenzen seiner Lehre, die ja in wichtigen lebenbejahenden Zügen dem Menschenideal Wilbrandts sehr nahe kam. Kaum jemals fehlt diese innere Stellungnahme von seiten des Dichters ganz; sie ist selbstverständliche Voraussetzung, ob er nun den gefeierten Repräsentanten einer ganzen Kulturströmung oder den Helden einer Tagessensation, ob er einen interessanten Fall oder eine wichtige, die Menschheit fördernde Entdeckung poetisch verwertet.

In Übereinstimmung mit seiner Gewohnheit, stets ins volle Menschenleben hineinzugreifen und die Realität der Dinge auch in der Dichtung nicht zu scheuen, verlangt Wilbrandt von dem echten Poeten, daß er es als seine Aufgabe betrachte, sich in dem Weltprozesse, der sich immer mehr mit Bewußtsein vollziehe, möglichst wachen Geistes zu erhalten. Das war höchst modern gedacht — zumal für die Zeit vor 1880, in die diese Äußerung fiel — und dennoch lehnten ihn dann die Modernen verächtlich als ‚Bildungsdichter' ab. Halb mit Recht, halb mit Unrecht, ganz abgesehen davon, daß damals die Entwickelung des Dichters noch lange nicht bis zu ihrer Reife vorgeschritten war. Mit Recht, weil es ihm in der Tat nur selten gelang, in seinen Schöpfungen jene stille und stetige Glut zu unterhalten, die die Idee einer Dichtung mit den von außen aufgenommenen Elementen zu einem festen Ganzen zusammenschweißt. Mit Unrecht, weil ihm Bildung doch unendlich mehr war als Zierat und Aufputz, und weil er die im Leben, in der Geschichte, in der Kunst ihm entgegentretenden Erscheinungen nicht als interessante Schaustücke behandelt, sondern sie unwillkürlich und instinktiv in eine lebendige Beziehung zu dem in seiner eigenen Seele erwachsenen Bildungs- und Menschlichkeitsideal setzt. In diesem Sinne ein ‚Bildungsdichter' genannt zu werden, kann unmöglich einen prinzipiellen Tadel bedeuten, und jener Vorwurf der Jüngstdeutschen trifft deshalb wohl die Technik, nicht aber das Wesen von Wilbrandts Schaffen, das — in seiner Reife wenigstens — mit Bestandteilen, die an sich schon unorganisch und unsachlich wirken, nur selten belastet ist.

Allerdings hat Wilbrandt eine ziemlich lange Entwicklung durchlaufen müssen, bis er sein geistiges Gleichgewicht gefunden, den Schwerpunkt seines Seins und Wirkens entdeckt hatte. Die formale Frühreife und die vielseitige Begabung, geweckt und gefördert durch die Umgebung — der Vater war Professor für Literatur und Ästhetik an der Universität Rostock — dazu eine lebhafte, jedoch des künstlerischen Taktes entbehrende Einbildungskraft, ein leicht entflammtes, schwärmerisches Temperament, das waren lauter Qualitäten, die leichter ins Breite und Seichte als in die Tiefen des eigenen Wesens führen konnten, wenn sie nicht von der zentralen Energie einer im Kern gesunden und starken Persönlichkeit beherrscht und zusammengehalten wurden. Zunächst freilich überließ sich der angehende Dichter seinen Talenten und Interessen, den Interessen eines für alles Gute und Schöne in Kunst, Literatur

und Geschichte begeisterten Menschen. Er wurde aber nicht nur ein sehr vielseitiger, sondern auch ein sehr fleißiger Student, und in seinen philosophischen, kunstgeschichtlichen und historischen Studien in Berlin und München begnügte er sich nicht damit, geknackte Nüsse zu naschen. Wie sehr es ihm darum zu tun war, durch eigene Arbeit zum Kern der Dinge vorzudringen, zeigen erst recht die Früchte seiner Beschäftigung mit Sprachen und Literaturen: seine Übersetzungen — auch die den Philologen nicht recht geheuren Sophokles- und Euripides-Bearbeitungen weisen immerhin auf ein schönes Maß gediegener klassischer Bildung — und vor allem sein anfangs der Sechzigerjahre ausgearbeitetes Kleistbuch, mit dem er als erster diesem problemreichen Dichter in methodischer Forschung nahetrat.

Das Verlangen nach wissenschaftlicher Gründlichkeit, das dem Professorssohn von Haus aus vertraut war, ist sicher nicht allein die Triebfeder dieses so vertieften Studiums gewesen; ihm lag das Temperament eines Eroberers im Reiche des Geistes zugrunde: er wollte sich die leidenschaftlich bewunderten Erscheinungen in Kunst und Literatur — und später auch die durch die modernen Naturwissenschaften aufgedeckten geheimnisvoll interessanten Vorgänge — förmlich zu eigen machen, ihr Wesen und ihre Idee gleichsam in seinem eigenen Wesen auflösen und mit Hilfe dieser synthetischen Chemie der Seele die höchste Stufe ästhetischen Genießens erreichen, bei der ästhetische und ethische Wirkung sich völlig decken. Wilbrandt war aus altem patrizischem Geschlecht, noch dazu der Sohn eines Gelehrten, aber es liegt in der befeuerten Energie, mit der er nach Anschauung rang, etwas von der ungebrochenen Kraft des zu geistigem Leben erweckten, zur Bildung im großen Sinne sich durcharbeitenden Proletariers, ein Zug, der in gar manchen seiner Helden wiederkehrt und der ihn zu einem anderen norddeutschen Romandichter der Gegenwart, zu Gustav Frenssen stellt. Der Christian in der ‚Hildegard Mahlmann' z. B., ein mecklenburgischer Bauernsohn, der hat das ‚Ingenium', das den Naturmenschen zur Bildung drängt. Seine Hilde, das Kind kleiner Leute, hat es auch: sie beide treten dem ehrlich-beschränkten Fritz Distel, der tüchtigen, aber trockenen Ida als die zur Höhe strebenden Menschenkinder gegenüber, die freilich auch den Gefahren dieses Strebens ausgesetzt sind.

Denn die Betrachtung eben dieses Romans führt uns einen Schritt tiefer: von der Welt der von großen Geistern erdachten und von Künstlern verkörperten Ideen zur lockenden ‚frou werlte' der altdeutschen Dichter, die den Glanz, den Schein und den Genuß liebt. Christian will nicht nur stille innere Schätze erwerben, sondern auch ausmünzen, und das nicht umsonst. Er glaubt an seinen Stern, er will sich als Plebejer zwischen die Reichen und Feinen drängen, er hat auch schon als Student was Feines, zeigt gern ein überlegenes, vornehmes Lächeln, gar nicht, als ob es ein Bauernsohn sei; ‚bist armer Leute Kind', sagt Hilde zu ihm, ‚und siehst aus wie ein Prinz.' Zu diesen äußeren Vorzügen noch die Macht des Ruhmes, und der Mann der großen Welt ist fertig, der Proletarier hat sich zum glänzenden Gesellschaftsmenschen entwickelt. Und stets kehren bei Wilbrandt diese Typen wieder, die Männer bürgerlicher Herkunft, denen ihr Talent oder auch ihr seelischer

Anton Mauve/Auszug der Herde.



Wert die vornehmsten Kreise öffnet, nicht immer, ohne daß die Sphäre des Salondichters gestreift wird. Man denke etwa an den Ernst Prinzinger im ‚Sänger', der den nicht ungewöhnlichen Weg vom Schlossergesellen zum Opernsänger geht, an den gefeierten Architekten Walter Haßfeld in den ‚Fesseln', an Martin Olearius im ‚Dornenweg', der als Erzieher in einem adligen Hause die Liebe der Tochter gewinnt, und, um auch die dunkleren Schattierungen bis zum kalten Streber herab zu erwähnen, an den Leo Falk im ‚Hermann Ifinger', dem sein ‚gemaltes Gift' emporhelfen soll, oder an den ehrgeizigen Intriganten Waldenburg in ‚Adams Söhnen'. Auch Frauen fehlen nicht: einer der frischesten Wilbrandtschen Romane erzählt den Werdegang der kleinen Friseurstochter ‚Irma' bis zur gefeierten Sängerin.

Soweit diese Tendenz des Emporkommens zu einer Vermischung von Bürgertum und Adel führt, hat sicherlich auch der Einfluß des jungdeutschen Romans und seines Ausläufers Spielhagen auf Wilbrandt gewirkt, wie er ja auch sonst an jungdeutsche Ideen, sowohl politischer wie sozialer Art, anknüpfte. Aber das Maßgebende ist doch wiederum — und das weist auf echtes Dichterblut in seinen Adern — die eigene Entwicklung gewesen, denn die Farben hat er aus seiner persönlichen Erfahrung genommen, die ihn eine ganze Schaffensperiode hindurch mehr den äußeren Glanz des poetischen Erfolges als dessen innere sittliche Weihe spüren ließ. Seine Jugendjahre, die literarisch mit dem politisch-okkultistischen Schauerroman ‚Geister und Menschen' abschließen, hatten mit einer Nervenerkrankung geendigt, und Wilbrandt lebte noch 1864 als ‚chronischer Rekonvaleszent' in Italien. Ohnedies übersättigt von den aufregenden politischen Gedanken und Grübeleien, denen er sich in den letzten Jahren mit seiner ganzen Leidenschaftlichkeit hingegeben hatte, traf er dort mit dem — nach Viktor Klemperers Ausdruck* — ‚unpolitischsten aller Menschen' zusammen, mit Paul Heyse, und dessen Geist waltete nun fast zwei Jahrzehnte lang über seinen poetischen Äußerungen. Bei der damaligen seelischen Verfassung Wilbrandts, in der er von dem Kerl, der in uns spekuliert, so übergenug hatte, ist nichts natürlicher, als daß er sich von Heyse ohne Widerstreben auf die grüne Weide eines froh-sinnlichen unbekümmerten Lebensgenusses führen ließ. Sein schwärmerischer Schönheitssinn wurde durch die künstlerische Umgebung aufs höchste entwickelt, der persönliche Umgang mit Malern, wie Lenbach und Böcklin, die damals in Rom weilten, kam hinzu und wurde in den darauffolgenden Münchner Jahren fortgesetzt. Der junge Poet, schön, wie die Leute sich einen Dichter vorstellen, wird in der römischen wie in der Münchner Gesellschaft keine kleine Rolle gespielt und bei den heiteren Künstlerfesten manchen Triumph davongetragen haben. Und als erst in seiner Wiener Zeit noch der Lorbeer des Bühnendichters und der Glanz einer her-

* Viktor Klemperer hat im Jahre 1907 bei Cotta eine Studie über Wilbrandts Werke veröffentlicht, deren Verdienst in dem Eingehen auf den ethischen Gehalt der Romane, Novellen und Dramen beruht. Im gleichen Verlage sind fast alle Schriften des Dichters erschienen, das Drama ‚der Meister von Palmyra', die Romane ‚die Rothenburger', ‚Hildegard Mahlmann', ‚Irma', ‚Osterinsel' ꝛc. und vor kurzem noch der Novellenband ‚Adonis'.

vorragenden Stellung seinen Namen zierten, stand er auf der Höhe seiner äußeren Erfolge: was die ‚große Welt' an Freuden und Genüssen bieten kann, das war ihm dienstbar. Gleich dem Walter Hatzfeld der ‚Fesseln', werden sich ihm, dem Direktor des Hofburgtheaters, auch die exklusivsten Kreise geöffnet haben. Die zahlreichen Gesellschaftsbilder seiner Romane, die großen glänzenden sowohl wie die intimeren Schilderungen einer vornehmen Salongeselligkeit tragen vielfach, wenn auch gemischt mit Berliner, Münchner und römischen Erinnerungen, die Spuren jener Zeit an sich.

Es war das Wien Makarts, das alles für erlaubt hielt, was in den Rahmen seiner üppigen Sinnlichkeit paßte, und es ist kein kleiner Beweis für die gesunde Natur Wilbrandts, daß er trotz mancher Ansätze in der Richtung des Zeitgeistes, z. B. in seinem Messalinendrama, die eine haltlose Persönlichkeit leicht in die Dekadence hätten herabziehen können, durch das süße Gift einer äußerlichen Schönheitsanbetung sein innerlichstes Wesen nicht betäubte, daß er nicht zugrunde ging wie sein Leo Falk. Er strebte durchweg nach Größe, nach dem Feuer, das von innen heraus brennt, nicht nur in seiner ‚Kriemhild' und seinen Römerdramen, in denen er die römische Welt aus ihrer ‚statuenhaften Starrheit' zu lösen sich abmühte, auch in seinen Lustspielen, von denen ‚Die Vermählten' und ‚Die Maler' wegen ihrer liebenswürdigen und doch im Grunde ernsthaften Heiterkeit sich besonders beliebt machen. Ja, es gibt sehr ernst zu nehmende Beurteiler, wie Alfred von Berger, die in der poetisch-seelischen Belebung des deutschen Lustspiels das Hauptverdienst Wilbrandts erblicken und bedauern, daß er den eigentlichen Boden seines Talentes mit der Abkehr von der leichteren Bühnendichtung so bald verlassen habe.

Möglich ist, daß der Dichter Wilbrandt in einem engeren und mehr technischen Sinne durch eine weitere Pflege des heiteren Dramas sich reiner entwickelt hätte, aber doch sicherlich nicht zu solcher Größe, daß auch der Denker im Künstler restlos aufgegangen wäre. Dafür war die Welt, die sich allmählich in seinem Geiste ausbreitete, denn doch zu tief und breit fundiert, und andererseits wieder das poetische, gestaltende Ferment in seiner Veranlagung nicht wirksam genug. Die ungezwungenere Form der Prosaepik war noch am ehesten geeignet, die Fülle seiner Absichten aufzunehmen. Der Bühnensinn war zwar in ihm so mächtig, daß auch seine ersten, ernst zu nehmenden Romane ‚Fridolins heimliche Ehe' und ‚Meister Amor', sich in vielen Szenen auf Lustspielmotiven aufbauen, daß selbst in seinen reifsten gelegentlich der Atem des Dramatikers zu spüren ist, aber der aufmerksame Leser konnte schon lange merken, wohin der Weg ging, bis der im Jahre 1887 erfolgte Rücktritt Wilbrandts von der Bühne und zwei Jahre nachher der ‚Meister von Palmyra' auch den Kurzsichtigsten die Augen öffnete.

Im Jahre 1881 hatte Eugen Zabel in den Westermannschen Monatsheften Adolf Wilbrandt einen ‚Kunstpoeten von vielseitiger Richtung und zierlichem Schliff der Form' genannt und damit den Schüler der poetischen Richtung Heyses und der Münchener treffend charakterisiert, bis eben auf jenen unwägbaren Rest, der Wilbrandt vom Klassizismus trennte. Und dieser Rest erwies sich in der Folge nicht als die kleinere, sondern als die bedeutendere Hälfte seines

Wesens. Schon eine — freilich nicht sehr merkbare — Annäherung zum Realismus, die ihn da am frischesten und unmittelbarsten erzählen läßt, wo er Heimatluft atmet wie in der ‚Hildegard Mahlmann', hebt ihn von Heyse ab, am meisten aber sein bewußtes Streben, in seiner Dichtung einen Ausdruck seiner Weltanschauung zu geben. Daher wirkt die Heimkehr des Fünfzigjährigen nach Rostock fast wie eine Selbstbesinnung, eine Abrechnung mit seiner Vergangenheit, die ihn vom lauten Leben übergenug hatte sehen lassen und ihm das Recht gab, fortan den nach Offenbarung drängenden Gestalten und Gedanken seiner inneren Welt zu leben. Der Reichtum seiner Ideen und Interessen hielt ihn in einem wahren Fieber des Schaffens, das bis in seine letzten Tage anhielt. Er lebt ‚weltabgewandt und doch nicht weltabgeschlossen' mit seiner Zeit weiter, verfolgt alles, was seine Mitmenschen Frohes tun und Großes finden, mit einer schwärmerischen Begeisterung und verläßt, an Jahren ein Greis, aber an seelischer Kraft ein Jüngling, das Leben, das er so inbrünstig geliebt hat. Die Entdeckung des Radiums, die er noch erlebt hat, regt ihn zu fast mystischen Gedankenketten an, und ein anderes Wunder menschlicher Geisteskraft, die Bildung Helen Kellers, verherrlicht er in einer seiner letzten Novellen, dem ‚Vorbild', mit einem freilich etwas doktrinär wirkenden Enthusiasmus, wie denn überhaupt die wahre schöpferische Kraft in seinen letzten Werken, die in vielem nur wie Variationen über ein schon behandeltes Thema wirken, begreiflicherweise stark abgenommen hatte. Die Stücke, die sein letztes Buch ‚Adonis und andere Novellen' enthält, sind fast durchweg Romanstoffe, die in die Novellenform gezwängt sind, und die, um zu einem befriedigenden Schluß zu führen, zuletzt stark und gewaltsam umgebogen werden mußten; es scheint fast, als habe die weiche Güte, die Wilbrandts Wesen im Alter gekennzeichnet haben soll, den tragischen Abschluß, der oft der sachliche und damit der künstlerische wäre, nicht mehr gestattet. Überhaupt war es wohl weniger der Dichtertrieb als der Lehr- und Bekenntnistrieb, der ihn zu ununterbrochenem Schaffen anfeuerte, und er stellt sich hier in einen bezeichnenden Gegensatz zu Raabe und Greif, die, als die reineren Künstler, schwiegen, nachdem ihre Kraft erloschen war.

Wilbrandt hat oft genug die Wege aus dem scheinbaren Durcheinander seiner Themen gewiesen, am knappsten wohl in einem Gespräch, in dem er einen seiner Romanhelden, ‚Hermann Ifinger', über sich aussagen läßt. Ifinger wird gefragt:

‚Was sind Sie denn für ein Mensch?' — und antwortet:

‚Nun eben, was Sie sagen, ein Mensch . . .' —

‚. . . . Was sie da alles in sich durcheinandermischen: Naturforscher, Mystiker, Moralist, Ästhetiker, eine Art Poet.' —

‚Sagen Sie kürzer: ein Deutscher!'

Hier haben wir in Kürze das Evangelium, das Wilbrandts Welt- und Lebensanschauung zugrunde liegt: die Deutschen als die Menschheitsführer, als ‚Fackeln auf dem Wege zu Gott'. So sehr Wilbrandt in seinem leidenschaftlichen Patriotismus unter den Zuständen vor dem Jahre 1871 gelitten hatte, ebenso begeistert begrüßte er das neue Deutsche Reich, ebenso schwärmerisch verehrte er Bismarck, an den er nach seiner Entlassung Ende 1890 die Worte

schrieb: ‚Ich gehöre zu den nicht sehr häufigen Menschen, denen Sie recht eigentlich das Glück des Daseins erst ermöglicht haben. In den Jahren meiner Jugendkraft gemartert und gefoltert durch die Zerrissenheit unseres Volkes, die Posse des deutschen Bundes, die Schmach unseres ganzen Zustands, die Ohnmacht des einzelnen, den halberstickte Tränen des Grimmes und der Scham nicht befreien konnten — in diesem verzehrenden Elend erlebte ich in Ihnen den Befreier, den Erretter, der mich selig machte.‘ Das ist echtester Wilbrandt: seine durchaus positive, lebenbejahende Natur konnte sich unmöglich, wie Spielhagen, in der Rolle des unbefriedigten Fortschrittsmannes gefallen. Und wie Raabe nach seinen eigenen Worten in seinen Werken das neu errichtete, feste Haus deutscher Tatkraft mit schweifenden Träumen und weichen Gefühlen, kurz, mit dem alten deutschen Idealismus zu beleben wünschte, so sieht Wilbrandts Geist aus dem gesicherten Boden der deutschen Entwicklung die edelsten Blüten der Menschlichkeit emporsprossen. Es geht nicht immer ohne Beschränktheiten und Schwärmereien ab: die Einseitigkeit, mit der auf die edlen germanischen Kraftgestalten in seinen Büchern alles Licht gehäuft wird, hat schon manchen guten Deutschen verdrossen, und dem Traum einer germanischen Religion, wie sie im ‚Franz‘ (1909) gelehrt wird, fehlt die wahre religiöse Seele, wie dem germanischen Vaterunser, das selbstbewußt die sechste Bitte streicht, die wahre Gotteskindschaft, so edle Worte es auch enthält.

Von einer eigentlichen und eigenen Wilbrandtschen Religion kann man wohl gar nicht reden, es müßte denn ihre Besonderheit darin zu suchen sein, daß sie den Schwerpunkt in die individuelle und soziale Ethik verlegt. Sein Begriff von Gott ist sogar der farbloseste in seinem ganzen Weltbild, ist so unselbständig, daß er auch nicht entfernt jene zentrale Stellung einnehmen kann, die er nun einmal in einer wahrhaft großen und einheitlichen Weltanschauung einnehmen muß. Zwar verehrt Wilbrandt als Einheitsprinzip keineswegs die Materie — der Streit zwischen Monismus und Gottesglauben wird, wenn er in seinen Romanen auftaucht, z. B. im ‚Franz‘, stets zum mindesten mit dem Herzen zugunsten der geistigeren Auffassung entschieden —, das Wesen, das er Gott nennt, ist auch nicht das Überall und Nirgends der Pantheisten, ist vielmehr als Persönlichkeit, als himmlischer Vater gedacht, aber als eine sehr verschwommene Persönlichkeit, als ein sehr energieloser — fast könnte man sagen unmännlicher — Vater, es ist der Gott der Deisten, den einmal ein katholischer Apologet als einen sanften alten Mann mit weißem Barte charakterisiert hat, der von seinen Kindern nicht viel mehr verlangt, als daß sie begreifen, was er ihnen gegeben hat und seine Gaben dankbar und einträchtig genießen.

Daß eine solche Gottesidee, trotzdem sich in ihr die ganze Güte und Milde des alternden Wilbrandt abspiegelt, nicht zum Ausbau einer persönlichen Religion ausreichte, kann der Dichter auch mit der begeistertsten Schilderung des neuen Weges zu Gott nicht verdecken. Gewiß, er und sein Gottsucher Franz, sie zeigen mit schöner und großer Geste auf die Pfade edler Menschlichkeit, Wissenschaft und Kunst, die alle zu Gott führen, aber was am Ende des Weges steht, ist ein Phantom, und der große Name, dem die Fülle des Inhalts fehlt, ist hier noch mehr als anderswo Schall und Rauch.

Wilbrandt war eine Diesseitsnatur, in deren Innerstem sich allerdings bald leiser, bald vernehmlicher ein Ewigkeitsverlangen regte, dem er kein festes Ziel zu geben vermochte, wenigstens nicht in seinen dichterischen Äußerungen. Der Umweg in seinem Entwicklungsgang, der ihn über eine dem l'art pour l'art nahestehende Kunstrichtung führte, hatte ihn eben doch zu viel von jener wertvollen Menschenkraft gekostet, die zwischen den dreißiger und fünfziger Jahren am wirksamsten ist und einer Individualität zum Temperament die Tiefe gibt. So kommt es, daß uns in seinen Werken wohl eine Lebens-, nicht aber eine Weltanschauung in wirklich ursprünglichen und persönlichkeitssatten Zügen entgegentritt. Die Erziehung des Menschen zum überlegenen Beherrscher des Lebens in allen seinen Erscheinungen, seinen Gütern, seinen Segnungen und auch seinen Anfechtungen, das war Wilbrandts eigenstes Dichter- und Denkerthema, dem er die poetische Karriere, wenn man so sagen darf, opferte, dem die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens gewidmet waren. Daher die Buntheit, die scheinbare Äußerlichkeit seiner Anspielungen auf moderne Errungenschaften: alles ist ihm nur Mittel zur Förderung des Menschen, alle geistigen Werte, die der Kunst und die der Wissenschaft gewinnen bei ihm ihren wahren Sinn nur aus der Abschätzung der seelischen Energie, die sie dem einzelnen spenden, auf daß er sowohl an Kraft und Fülle seines Wesens zunehme wie auch an Harmonie seiner Erbschaften, Eigenschaften und Triebe. Wilbrandts starker Optimismus, der von der stetig nach oben sich bewegenden Gesamtentwicklung der Menschheit überzeugt war, vertrug sich besonders schlecht mit Schopenhauer. Es wirkt durchaus in diesem Sinne, wenn Helmut Adler, der Held der ‚Osterinsel' (1909) — dieses Bekenntnisromans, den der Dichter seinem Volke gleichsam als Jahrhundertgabe darbrachte — am Sterbebette seiner Frau seine Absage an den großen Pessimisten verkündigt: ‚Könnt ich nur jedem Deutschen diesen Dorn im Fleische, diesen Schopenhauer aus dem Leibe reißen, wir wären ein gesünderes Volk.' Aber auch gegen Schopenhauers Gegenpol, gegen die Nietzschephilosophie, soweit sie zu lauter, gewaltsamer Weltverbesserung oder zu kleinlich mißdeutetem, egoistischem Übermenschentum führt, richtet sich die Tendenz dieses Romans und seines schwächlicheren Nachfolgers ‚Hiddensee' (1910). Nicht um eine reale Osterinsel als Aufenthaltsort einer menschlichen Aristokratie handelt es sich dem Dichter, sondern um die innere Osterinsel, die jeder in sich erbauen, hegen und pflegen soll mit großem Sinn und mit ‚echter Umarmung des Lebens', mit sorgsamer Entwicklung der Keime, die in ihm zum Wachstum drängen. So soll sich jeder selbst erziehen zu einem Herrscher und Überwinder, der da Macht hat, aber diese Macht nicht ausnützt, um Schwächere, die auch nach aufwärts streben, zu vergewaltigen und zu unterdrücken. Diese Vereinigung von Selbstherrlichkeit und Menschenliebe ist für Wilbrandts Ethik ebenso charakteristisch wie die Verbindung einer heiteren, leidenschaftlichen Lebensfreude, aus der sein Humor erwächst, mit den ernstesten Anforderungen an die sittliche Kraft des Menschen. Sein menschlich schönes Vaterunser weist darum auch deutlich genug auf diese Grundlagen seiner Lebensanschauung, und seine letzten Bitten lauten: ‚Laß uns kämpfen und ringen um die Erde, die du uns gegeben. Aber laß uns mehr

und mehr wie Brüder ringen in deinem Sinn und in deinem Namen. Gib uns viel Arbeit, Vater. Denn nur durch Schweiß und Not kommen wir zu dir. Und auch die Feinde in uns, die du uns gegeben, laß uns überwinden; daß wir einst sterben als Sieger im Kampf und als deine Kinder. Amen.'

Gewitter in der Heide

Der Sonne letzte Glut verblaßt . . .
Des müden Abends schwüle Last
Dunkelt auf den Halmen.
Der Mond verbirgt sich hinterm Wald,
Im Sumpfe sich der Nebel ballt,
Und alle Hügel qualmen.

Am Rand der Heide schwarz und schwer
Steigt unruhvoll ein Wolkenheer
Hastig aus den Föhren.
Die Eulen flattern jäh zu Horst,
Im windzerwühlten Kiefernforst
Hört man das Damwild röhren.

Schon klatscht der Regen hügelauf,
Wie Hufschlag dröhnts die Flur herauf,
Wild, ein Rossetraben;
Die Wolken fallen schwer herab,
Die Heide, ein verwüstet Grab,
Liegt unter Nacht begraben.

Das wogt und wühlt wie wirre Schlacht,
Auf Sturmesflügeln hergebracht
Kämpft es auf der Heide:
Gleich Schwerthieb zuckts im Wolkenspalt.
Der Donner rollt, aufstöhnt der Wald,
Und krachend stürzt die Weide.

Ein Feuer loht . . . ! Der Sturmwind saust
Und zischt und schnauft, der Plan erbraust
Regenübergossen . . .
Ein Blitz! Da bricht die Nacht entzwei
Und jauchzend jagt das Licht vorbei
Auf weißen Wolkenrossen.

Fritz Stoeber.

Frauenstimmrecht? Erwägungen zu Frau E. Gnauck-Kühnes Essay: ‚Staat und Frau'
Von Bernarda von Nell

Die in nicht-offiziellen Kreisen viel beredete, bisweilen einmal mit sachlicher Ruhe, weit öfter aber mit leidenschaftlicher Hitze erörterte Frage, ob den Frauen ein begründeter Anspruch darauf zustehe, zur Beteiligung an den politischen Wahlen zu gelangen, ist im Maiheft dieser Zeitschrift durch die Volkswirtschaftlerin Frau Elisabeth Gnauck-Kühne zum Gegenstand einer interessanten Studie gemacht worden. Kurz und knapp legt Verfasserin den bisherigen Gang der zugunsten des Frauenstimmrechts bestehenden Bewegung dar. So trefflich aber auch diese ihre Zusammenstellung orientiert, der Kernpunkt ihres Essays liegt nicht in dem Überblick, den sie über die in einzelnen Staaten getroffenen Einrichtungen und die allerwärts vorhandenen Strömungen gibt; er liegt in dem Vortragen und Begründen ihres eigenen Urteils. Wenn sie über das Verhältnis von Staat und Frau, wie es ist und wie es sein sollte, sich äußert, so kann sie dabei auf die Würdigung sich stützen, die in ganz hervorragendem Maße bei Fachleuten wie Laien ihren bisherigen volkswirtschaftlichen Arbeiten zuteil geworden ist. Auf den im Lauf der letzten Jahrzehnte von ihr behandelten Gebieten, unter welchen Arbeiterinnenfrage und berufliche Ausbildung der weiblichen Jugend voranstehen, hat sie durch ihre Kenntnisse, durch ihren klaren Blick für die konkrete Lage und durch ihr besonnenes Maßhalten sich eine solche Stellung erworben, daß sie fast als die Wortführerin eines großen Teiles der deutschen Frauenwelt angesehen werden kann, nämlich der in gemäßigtem Tempo vorwärts strebenden, insbesondere auch von Katholikinnen bevorzugten Richtung. Natürlich gilt das aber doch nicht in dem Sinne, als ob nun in jeder ihrer Äußerungen die volle Übereinstimmung aller ihren einheitlichen Ausdruck fände! Es sind innerhalb der ihr im großen gesinnungsverwandten Kreise im einzelnen noch Anschauungen und Urteile genug vorhanden, die von den ihrigen sich scheiden. Am meisten wird diese Tatsache gerade bei der Frage nach dem Frauenwahlrecht hervortreten. Einer Auffassung dieser Frage, die zu der von ihr vertretenen in einem ziemlich ausgeprägten Gegensatz steht, soll aus eben den ihr gesinnungsverwandten Kreisen heraus in den hier folgenden Ausführungen Ausdruck gegeben werden.

Verfasserin rückt dem Staat die Forderung des Frauenstimmrechts als eine Gerechtigkeitsforderung vor; sie betont, daß von seiner Seite in deren Erfüllung nur die Anerkennung dessen liegen würde, was die Frauen durch Mutterschaft und Muttersorge, durch Gebären, Großziehen und gut Erziehen ihrer Kinder in erster Linie und in zweiter Linie noch durch fürsorgende Mütterlichkeit an anderen ihm leisten. Unleugbare Tatsache ist es nun, daß Frauen, die in gesetzmäßiger Ehe Mutter zahlreicher Kinder werden und diese körperlich, geistig und seelisch gut heranbilden, sehr wertvolle Glieder des Staates sind. Und auch jene sind treffliche Bürgerinnen, die, entweder in Ermangelung eigener Kinder, oder auch über diesen nächsten Pflichtenkreis noch hinaus sich betätigend, den zahlreichen Hilfsbedürftigen, die in der menschlichen Gesellschaft sich finden, voll Tatkraft und Liebe aufwärts und vorwärts helfen. Der

volle Nachdruck in den Ausführungen der Verfasserin ist — und zwar mit unzweifelhaftem Recht — auf die Mutterschaft und auf die Muttersorge an den eigenen Kindern gelegt; in Wahrheit ist ja alle andere erweiterte Mütterlichkeit nur der breiter fließende Strom aus dieser einen Quelle.

Ist es nun aber freilich gewiß, daß wir Frauen dem Staate nutzen, indem wir heiraten und indem wir mit Sorgfalt unsere Kinder aufziehen, so hat die Sache doch auch noch eine andere Seite, die wert ist, daß man einen aufmerksamen Blick ihr zuwende. Ebenso gewiß ist nämlich: Wir heiraten nicht um des Staates willen; und nicht um des Staates willen wenden wir unseren Kindern all unsere Sorgfalt zu. Deshalb kann die Gerechtigkeitspflicht des Staates, die gegenüber der Erfüllung der Mutterpflichten in Betracht kommt, keineswegs eine solche der Belohnung, keine des Rechte-Gewährens um geleisteter Dienste willen sein. Die Gerechtigkeitspflicht des Belohnens ist überhaupt für den Staat eine sehr nebensächliche, die nur seinen eigentlichen Angestellten gegenüber gilt. Seine Gerechtigkeitspflicht ist eine durchaus anders beschaffene. Sie ist: Ausgleich der Interessen der Gesamtheit mit den Interessen der einzelnen oder der Gruppen. Daß er seinen Bürgern nutzt — worunter ich auch die Bürgerinnen oder, um mich noch unmißverständlicher auszudrücken, die gesamte weibliche Einwohnerschaft verstehe —, ist der Zweck, um dessentwillen er besteht. Die ihm obliegende Gerechtigkeit ist, dem Staatsganzen so zu nutzen, daß die Einzelglieder des Vorteils teilhaft werden; den Einzelgliedern in solcher Weise Vorteil zuzuwenden, daß es dem Ganzen nutze. Viel kann der Staat in diesem Sinne für die weibliche Bevölkerung tun.

Auf einige kleine Schritte, die in letzter Zeit in dieser Richtung vorgenommen worden sind, hat Verfasserin in ihrem Artikel bereits aufmerksam gemacht: auf den Wöchnerinnenschutz der Gewerbeordnung, auf die Einführung der Frauenschule; auch die übrigen, die Arbeitszeit sämtlicher Fabrikarbeiterinnen in einem wenigstens ganz geringen Grade einschränkenden Bestimmungen eben dieser Gewerbeordnung, und auf der anderen Seite die mit der Frauenschule zugleich eingeführten neuen Studienanstalten würden hierhin zu rechnen sein. Es sind erste Ansätze, dasjenige zu tun, was gleichzeitig den speziellen Bedürfnissen der Frauen entsprechen, und dem allgemeinen Nutzen des Staatsganzen dienen würde. Erste Ansätze! Frau Gnauck wird durchaus recht haben, daß das ‚weibliche Dienstjahr‘ — die obligatorische Vorbereitung auf den hausmütterlichen Beruf — eine nicht zu entbehrende Weiterentwicklung in dieser Linie sei. Und auf dem unabsehbaren, von ihr mit so berechtigtem Schmerz besprochenen Gebiet der Wohnungsfürsorge, wie ungeheuer viel ist da zu tun! Erst wenn es gelänge, für die Menge der jetzt in Kellerwohnungen, in Ein-Zimmer-Wohnungen, in luft- und lichtarmen Wohnungen auf das elendste untergebrachten Familien erträgliche Wohnräume zu beschaffen, erst dann wäre bei jenen Bedauerungswerten der Mutter die erste Vorbedingung geboten, um ihrer recht- und pflichtmäßigen Aufgabe an den Ihrigen nachkommen zu können. Eine zweite — nicht eben leichter zu erfüllende! — Bedingung wäre dann noch, daß ihr auch Zeit verschafft würde, einen einigermaßen ansehnlichen Teil des Tages in der Wohnung, bei den

Kindern und in der Beschäftigung mit häuslichen Dingen, Kochen, Putzen, Waschen, Flicken, Kinder-Besorgen zuzubringen. Daß an jene kürzlich geschehenen und andere bereits früher getane Schritte (wie die Bestimmungen betreffs der Sonntagsruhe) anschließend, auf diesen und verwandten Gebieten weitergewirkt werde, daß bei Festsetzung der in Angriff zu nehmenden gesetzgeberischen Aufgaben eine gerechte und geschickte Abwägung zwischen diesen wahrhaftig bedeutsamen Erfordernissen und den zahlreichen anderen Staatsnotwendigkeiten erzielt werde, das ist der Punkt, auf den es ankommt. Mit Bezug auf das politische Stimmrecht würde also die Frage sich so gestalten: Erstens: Ist anzunehmen, daß die Volksvertretung, wie sie aus dem gegenwärtigen Wahlrecht hervorgeht, die nötige Energie in Förderung der Interessen der Familie aufbieten werde, und daß sie den Ausgleich zwischen diesen und den übrigen Staatsinteressen erfolgreich treffe? Und zweitens: Würde eine durch Ausdehnung des Stimmrechts auf die Frauen veränderte Vertretung sicherere Gewähr in diesen beiden Hinsichten bieten? Die so formulierte Frage läßt natürlich eine ein für allemal gültige theoretische Entscheidung überhaupt nicht zu. Nur aus den Eigentümlichkeiten einer besonderen Lage heraus könnte eventuell im gegebenen Augenblick ein Staatsmann, könnte eine Partei oder könnten Parteien* den Entschluß fassen, auf eine Verfassungsänderung hinzuwirken, die den Frauen das politische Stimmrecht verschaffen würde. Mit dem Naturrecht aber würde ein solcher Entschluß nicht das geringste zu tun haben; nur mit Zweckmäßigkeitserwägungen allein. Nicht als Gerechtigkeitsakt in sich selbst könnte er zur Ausführung gebracht werden; es könnte lediglich seine Ausführung als ein Mittel dienen — ein rechtmäßiges Mittel — um auf anderen, als wichtig erkannten Gebieten der Gerechtigkeit Raum zu schaffen.

Ein rechtmäßiges Mittel würde es sein; aber ein überaus bedenkliches! Bedenklich selbst in dem Falle, daß es gelänge, bei Ausführung dieses Opportunitätsentschlusses alles Theoretische, alles Doktrinäre in möglichst weitgehendem Maße hinanzuhalten. Vollständig wäre solche Hintanstellung ohnedies nicht mehr zu erreichen, nachdem schon längst die Behandlung der Frage ihre eigentliche Zuspitzung gerade nach jener Seite hin erfahren hat. Mehr als bedenklich, — unbedingt schädlich aber würde die Anwendung dieses Mittels, meines Erachtens, dann sein, wenn die Erteilung des Stimmrechts an die Frauen aufgebaut würde auf eine Theorie von naturrechtlicher Begründung des Reichstagswahlrechtes einerseits und von naturrechtlicher Gleichordnung der Frauen mit den Männern anderseits.

Ein Naturrecht der Männer auf das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Reichstagswahlrecht besteht nun einmal nicht! Frau Gnauck scheint selber nicht so ganz unbedingt die Meinung vertreten zu wollen, daß die von ihr aufgeführten ‚Ackerknechte in Masuren, Fischer in den Halligen, Holzknechte im Hochgebirge' einen naturrechtlichen Anspruch hätten, persönlichen Einfluß auf Dinge auszuüben, von denen sie.... vielleicht nicht gerade sehr viel verstehen.

---

* Die sozialdemokratische Partei steht darin allein, daß sie das Stimmrecht für die Frauen theoretisch-doktrinär auf ihrem Programm hat.

Läßt sie in bezug auf diese einen Ton leiser Ironie durchklingen, so legt sie auch im übrigen an keiner Stelle ihres Essays ein ausdrückliches Bekenntnis zu der im Reich bestehenden Wahlgesetzgebung ab. Aber in unmittelbarer Bezugnahme auf das Reichstagswahlrecht formuliert sie auf das Allerentschiedenste: ‚Wer für die allgemeine, gleiche, geheime Wahl ist, der erklärt sie als ein Recht, das aus dem Naturrecht abzuleiten ist, als ein Menschenrecht.‘

Und hierauf gründet sie das Weitere:

‚Von diesem Standpunkte aus zwingt die Logik geradezu, auch den Frauen, die ebenfalls als Menschen geboren sind, dasselbe Recht zuzuerkennen.‘

Wie aber kommt denn Verfasserin zu der Auffassung, daß wer für die allgemeine, gleiche und geheime Wahl sei, (‚direkte‘ würde übrigens, da vom Reichstagswahlrecht die Rede ist, mit in die Gruppe gehören!), diese als ein Recht, das aus dem Naturrecht abzuleiten sei, als ein Menschenrecht erkläre? Kann man denn nicht ganz schlicht der Ansicht sein, die im Reiche bestehende Wahlgesetzgebung sei in ganz vortrefflicher Weise dem Reiche angepaßt, und kann man nicht deshalb sie als etwas für das Reich wertvolles schätzen und deshalb sie sorgsamst festzuhalten bestrebt sein, ohne auch nur im geringsten sie als die an sich einzig berechtigte sanktionieren zu wollen? Der vielleicht größte Vorzug des Reichstagswahlrechtes möchte sogar darin zu finden sein, daß es gleichzeitig mit den Wahlrechten der einzelnen Bundesstaaten, als etwas von diesen Verschiedenes besteht*. Von Bismarck ist es mit weiser Überlegung geschaffen worden, um diejenigen Kreise, denen der stramm-konservative Charakter der Vormacht Preußen widerstrebte, zu gewinnen, um ihnen ‚ohne daß der Einfluß dieser Vormacht die leiseste Einschränkung erfuhr, oder deren eigener Charakter irgendwelche noch so geringe Veränderung erlitt, Konzessionen zu machen und ihnen Sympathien für das Reich einzuflößen. Und, nach Herrn von Bethmann-Hollwegs Rede vom 10. Februar 1910 zum preußischen Wahlgesetzentwurf zu urteilen, scheint auch dieser — es sei ihm das keineswegs verdacht! — auf einem von dem damaligen Bismarckschen nicht allzu weit entfernten Standpunkt zu stehen. Das Reich ist lange, lange Zeit hindurch der Sehnsuchtstraum aller gewesen; es wurde dann endlich die stolze Erfüllung dieser Sehnsucht. Bekundet nun sich nicht eine feine treffsichere Würdigung der Imponderabilien darin, daß in Reichsangelegenheiten, und nur in diesen, es jedem Mann ermöglicht sein soll, in wenigstens formal genau gleicher Weise sein Wort in die Wagschale zu legen? Deutschland ist uns Deutschen ‚das Vaterland, das teuere‘. Auch dem Gefühl, auch der Phantasie muß dies Vaterland etwas zu bieten haben. In Preußen fühlen aber dennoch wir Preußen ‚die starken Wurzeln unserer Kraft‘**.

* Was Elsaß-Lothringen angeht, in dessen neue Verfassung, seitdem dies geschrieben wurde, entgegen dem ursprünglichen Regierungs-Entwurf, das nahezu unveränderte Reichstagswahlrecht aufgenommen worden ist, so muß immerhin in Betracht gezogen werden, daß dieses als ‚Reichsland‘ wiederum eine andere Stellung als die Bundesstaaten einnimmt.

** Es darf hier Erwähnung finden, daß bereits in der konstituierenden Nationalversammlung zu Frankfurt 1848 der Vater der Verfasserin dieses Essay's, der damalige

Nur von dem Reichstagswahlrecht, und zwar von dem als auf Naturrecht beruhend angesehenen, hat Frau E. Gnauck erklärt, daß es mit logischer Notwendigkeit dazu zwinge, auch den Frauen das Stimmrecht zuzugestehen. Aber sie ist der Ansicht, daß auch in Verbindung mit anderen Wahlrechtsnormen eine weibliche Wahlbeteiligung durchaus möglich und durchaus berechtigt sei, und sie hält daher auch denjenigen gegenüber, die sich nicht zum Reichstagswahlrecht bekennen, an ihrer Forderung, als an einer prinzipiellen, fest. Über alle anderen Argumente hinaus ist für diese ihre Stellungnahme entscheidend die Anschauung, die sie von der naturrechtlichen Gleichordnung der Frauen mit den Männern sich gebildet hat, eine Gleichordnung, die ausschließlich in der Ehe sich in ein Unterordnungsverhältnis der Gattin unter den Gatten umwandle. Der Ausdruck ‚naturrechtliche Gleichordnung' ist nicht von Frau Gnauck geprägt; sie sagt ‚Gleichwertigkeit', ohne diesem Substantiv irgendwelches Adjektiv beizufügen, und stellt diese Gleichwertigkeit als etwas hin, das dem natürlichen Rechtsgefühl zufolge einen vollgültigen Grund für gleiche Ansprüche bildet.

Also: Auf ‚Gleichwertigkeit' beruhende Gleichstellung der Frauen mit den Männern insgemein; aber, trotz dieser (angenommenen) Gleichwertigkeit, Unterordnung der Ehefrau unter ihren Ehemann. Es ist dies eine These, die, wenn sie allgemein Anerkennung fände, sich leicht dem Staat in ihren Folgen recht unangenehm fühlbar machen könnte. Nun lenkt Verfasserin die Aufmerksamkeit daraufhin, daß in wichtigen Stücken der Staat bereits den Eindruck macht, auf dem Boden jener Theorie zu stehen. Sie erinnert daran, daß, während die Ehefrauen unter der Vormundschaft des Ehemannes sich befinden, ‚die Ledigen freies Bestimmungsrecht haben', daß sie ‚den Männern unter dem Begriff der „Person" im Bürgerlichen Gesetzbuch gleichgestellt sind'. Und dann definiert sie richtig: ‚Der Gesetzgeber hat nicht sowohl einen Schnitt gemacht zwischen den Geschlechtern, als vielmehr innerhalb des weiblichen Geschlechtes zwischen ledigen und verheirateten Frauen.' Es ist wahr, daß die Gesetzgebung diesen Schnitt gemacht hat, und wahr auch, daß sie nicht wohl vermeiden konnte, ihn zu machen. Sehr bedenklich aber würde es sein, ihn, über das Unvermeidliche hinaus, zu vertiefen! Um nun zu erkennen, wo diese Grenze des Unvermeidlichen und des sehr wohl Vermeidbaren liegt, muß man zunächst sich vor Augen halten, daß die Einrichtung der Ehe gar nicht bestehen kann, ohne daß ein Teil der Übergeordnete sei, der in Angelegenheiten des gemeinsamen Tuns und Lassens, soweit dieses nicht aus anderen Pflichtenkreisen heraus schon eine Bindung erfährt, die Entscheidung zu treffen berechtigt ist. ‚Wer dieser Teil sein soll,' wird auch d i e Frage wohl aufgeworfen werden? Anders als Scherzes halber doch sicherlich nicht! Nicht in der Frage o b, wohl aber freilich schon gleich in der Frage, weshalb es der Mann sein soll, gehen die Ansichten auseinander! Eine Bevormundung der Frau durch den Mann in der Ehe (wie weitgehende ist nicht mehr allgemeine Prinzipien-, sondern Detailfrage) gehört offenbar zu den staatlichen Notwendigkeiten.

Staatsprokurator von Breuning, derjenigen Partei angehörte, die es durchgesetzt hat, daß dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone angetragen wurde. D. R.

Anderseits aber wäre es unausführbar — und freilich zugleich auch sehr überflüssig! —, daß der Staat auch jedem unverheirateten weiblichen Wesen einen männlichen Vormund setzte. Auf Frauenseite haben, genau wie auf Männerseite, nur die Minderjährigen einen Vormund; die Großjährigen kommen im Durchschnitt auf der einen Seite gleich gut, beziehungsweise auch einmal gleich schlecht zurecht wie auf der andern. Daß die gegenwärtig somit schon recht stark ausgeprägte Verschiedenheit der Rechtsstellung zwischen den verheirateten Frauen und den Ledigen in Zukunft eine Abschwächung erfahren könnte, erscheint ausgeschlossen; es ist im Gegenteil anzunehmen, daß sie in nächster Zeit noch etwas stärker hervortreten wird; denn zweifelsohne wird der Staat nach und nach dazu übergehen müssen, den im Beruf tätigen Frauen, die sich doch in der Überzahl aus den Ledigen rekrutieren, noch an einer Reihe von Rechten, die ihre männlichen Kollegen bereits besitzen, Anteil zu gewähren. Dasjenige, was für die Ledigen erforderlich ist, um ihnen das Erwerben ihres Unterhalts zu ermöglichen und ihre Ehre zu schützen, muß er tun, auch wenn es zugleich jene aus andern Gründen so bedauerliche Nebenwirkung hervorbringt. Dann aber muß er der Interessen gedenken, die auf dem Spiele stehen würden, wenn, durch noch weiter gehende Verschiebungen, schließlich die Stellung, die er den verheirateten Frauen anweist, verglichen mit derjenigen der eigenen Geschlechtsgenossinnen, in ein allzu ungünstiges Licht rückte. Den verheirateten Frauen, den ehelichen Müttern, die, wie auch Frau Gnauck darlegt, für ihn die wertvollsten Bürgerinnen sind, *kann er nicht die gleichen Rechte gewähren*, welche die Jungfrauen und die unehelichen Mütter besitzen; die freie Selbstbestimmung, welche jene bewahren, muß er ihnen entziehen. *Praktisch* liegt so die Situation, und läßt sich nicht ändern. Aber warum sie noch theoretisch verschärfen? Und das würde in beträchtlichem Maße geschehen, wenn der Staat jene Gleichberechtigungsthese ins Leben überführte, dadurch, daß er sie als Grundlage für eine gesetzgeberische Maßnahme aufstellte. Sein Interesse geht doch wahrhaftig nicht dahin, die Frauen vom Heiraten zurückzuschrecken! So lange es nun die allgemein verbreitete Anschauung bleibt, daß die Männer in ihrer Gesamtheit die von der Natur in eine Vorzugsstellung Gebrachten seien, daß sie vor der Gesamtheit der Frauen sich in solcher Vorzugsstellung befinden, so lange wird auch der einzelnen Frau der Entschluß nicht allzu schwer fallen, *persönlich* durch ein Ehebündnis in ein Unterordnungsverhältnis zu einem einzelnen Manne zu treten. Dringt aber die Überzeugung durch, daß die Frauen in ihrer Gesamtheit als von Natur den Männern in ihrer Gesamtheit gleichgeordnet zu gelten hätten, so wird schwerlich der einzelnen noch der Gedanke eingehen, daß sie, um der ‚Nahrung' und des ‚Schutzes' willen sich einem Ehegatten unterordnen solle. ‚Aufgeben der freien Selbstbestimmung' einem von Natur ganz Gleichgeordneten gegenüber, ‚der Preis' ist ‚für Schutz- und Nährpflicht' zu hoch. Gewiß: Frauen wie Männer, und ebenfalls verheiratete Frauen wie unverheiratete, ordnen sich auch in der beruflichen Tätigkeit einem Betriebsleiter unter (der übrigens bisweilen auch eine Betriebsleiterin ist!), um des Brotes willen und um der Gelegenheit willen, durch die Arbeit ihre Talente im Gebrauch zu ent-

falten, sich und anderen zu Freude und Nutzen. Aber das ist Unterordnung auf Zeit und für einen begrenzten Kreis von Leistungen, nicht Unterordnung für den ganzen Umfang des Lebens, nach all seinen Richtungen und in seiner ganzen Dauer. Sie läßt sich auf keine Weise hier zum Vergleich heranziehen. Man wird daher nicht die Augen vor der Erkenntnis verschließen können, daß mit der Anschauung von der natürlichen Vorzugsstellung der Männer entsprechend auch die Bereitwilligkeit der Frauen zum Schließen einer Ehe zurückgehen würde. Die Hochgemuten würden finden, daß das Alleinstehen vorzuziehen sei, und die Oberflächlichen würden, soweit nicht Religion durch ihren Einfluß sie doch noch zurückhielte, dem außerehelichen Zusammenleben den Vorzug geben. Daß Ansätze genug zu beidem bereits vorhanden sind, muß jeder bemerkt haben, der in die Literatur über Frauenfrage der letzten Jahrzehnte und — in das Leben selbst einen Blick geworfen hat! Sorgsamst muß der Staat jeden Schritt vermeiden, der weiter nach dieser Richtung führen könnte!

Und wie steht es denn eigentlich mit der Ernährung und dem Schutze durch den Ehemann? Ernähren wirklich und tatsächlich die Männer ihre Frauen? Tut dies wenigstens eine ganz überwiegend große Majorität? Wenn in Arbeiterkreisen die Männer mit wenig Ausnahmen ihre Frauen zu ernähren vermöchten, dann würden wir nicht die von Frau Gnauck ebenso wie von mir auf das lebhafteste beklagte Tatsache vor uns haben, daß eine so sehr große Anzahl von Familienmüttern den ganzen Tag über, jahraus, jahrein durch Fabrikarbeit von ihren Kindern ferngehalten sind. An persönlicher Anstrengung tragen diese Frauen für die gemeinsame Ernährung mehr bei als ihre Männer, an in Geld umrechenbarer Arbeitsleistung ebensoviel wie diese, denn ihre geringer entlohnte Fabrikarbeit wird ergänzt durch die Hausarbeit, die sie vor dem Weggang zur Fabrik und nach der Heimkehr notwendig schaffen müssen. Es kommt aber auch vor, daß sie durch ihre eigene Arbeit Mann und Kinder und sich selber ernähren. Wenn ungünstige Zeiten eintreten, wo der Mann vergeblich in dem Arbeitszweig Beschäftigung sucht, für den er ausgebildet ist, wenn der Mann, arbeitsunfähig geworden, an seiner Rente nicht einen für ihn selbst genügenden Lebensunterhalt hat, wenn der Mann einer von denen ist, welchen ihr Arbeitslohn, wie hoch oder niedrig er sein mag, nur für Trank, nicht für Speise ausreicht. Jede einzelne der Lagen, in welchen der Lebensunterhalt der ganzen Familie im wesentlichen durch die Arbeit der Frau beschafft wird, mag nicht so sehr häufig eintreten; zusammen aber sind es doch auch dieser Fälle recht viele! Und wird die Bauersfrau von ihrem Mann ernährt? Weibliche Arbeit ist auf einem Bauernhof ebenso, je nach der Jahreszeit, eine von früh morgens bis spät abends andauernde, und ist ebenso wichtig, ebenso unentbehrlich wie männliche. Kaum ist einem Bauern die Frau gestorben, so drängen ihn die Verwandten, falls nicht eine erwachsene Tochter da ist, die an Stelle der Mutter treten kann: ‚Du mußt wieder heiraten, sonst geht auf dem Hof alles zugrunde.‘ Die Großbäuerin aber pflegt nicht nur an der Arbeit vollauf, sondern auch am Besitze selbst nicht unwesentlich beteiligt zu sein, gleich vom Tage der Heirat

an, durch eine entsprechende Aussteuer an Geld und Geräte, die ihr von den Eltern mitgegeben wird. Wie denn steht es nun mit der Frau des Ladenbesitzers oder des Gastwirtes? Liegt nicht auf der letzteren zumeist sogar der größere und schwerere Teil des Betriebes? Ist nicht erstere in den allermeisten Fällen um die Wette mit ihrem Mann im Geschäfte tätig und übt dabei gleichzeitig noch eine Aufsicht über die Besorgung von Hauswesen und Kindern? Oder wird man doch von der Frau des Handwerkers oder des kleinen Beamten durchschnittlich sagen können, daß sie von ihrem Manne ernährt wird? Gilt dies von ihr wenigstens dann, wenn sie nicht etwa noch eine eigene Erwerbsquelle durch Bügeln, Nähen, Sticken sich eröffnet hat? Es könnte dieser Anschein beinahe entstehen dadurch, daß in diesem Falle wirklich die Geldeinnahme ausschließlich durch des Mannes Arbeit beschafft wird. Aber wenn die Frau, wie das sehr häufig der Fall sein wird, die Hausarbeit ohne Hilfskraft tut, in Kochen, Putzen, Waschen, Nähen, Flicken für Mann und Kinder und sich selbst (Kochen, wenn der Mann Handwerker ist, auch für dessen Gesellen und Lehrbuben), dann kann man doch nicht, ohne sich einigermaßen jener ‚Unterwertung der hausmütterlichen Aufgabe' schuldig zu machen, über welche Frau Gnauck Klage führt, behaupten, sie werde von ihrem Manne ernährt. Ihre Arbeit wird einen dem Wert der seinigen sich annähernden Geldeswert repräsentieren, jedenfalls aber einen solchen, daß, wenn sie in fremdem Dienst die gleiche täte, dies nicht nur zu ihrem Lebensunterhalt genügen, sondern ihr auch ein jährliches Zurücklegen ermöglichen würde. Entsprechend dem Überschuß, den sie in jenem Falle über ihre eigene Lebensnotdurft hinaus erzielen würde, ist der Beitrag zu bewerten, den sie tatsächlich durch ihre Hausfrauentätigkeit zur Ernährung der gemeinsamen Kinder leistet. Nun aber die Ehefrauen aus den höheren Ständen? Frau Gnauck hat wiederholt in ihren Schriften berechtigte Klage darüber geführt, daß diese, im Gegensatz zu ihren Schwestern aus dem Arbeiterstand und aus dem Mittelstand, ihrer Mehrzahl nach nicht fleißig genug seien. Aber kann nun daher von ihnen gelten, daß sie von ihrem Ehemann ernährt werden? Im allgemeinen ist das trotzdem nicht der Fall. Bei weitaus den meisten sind es ihre Eltern, die sie ernähren, durch die Mitgift, mit der sie bei der Heirat sie ausstatten, durch das Vermögen, welches sie im Tode ihnen hinterlassen. In ihrer großen Mehrzahl machen die Männer der höheren Stände ihren Entschluß zur Heirat davon abhängig, daß diese Mitgift und dieses Vermögen den Lebensgewohnheiten und Lebensansprüchen der betreffenden Frau entsprechend (event. auch entsprechend ihren eigenen Lebensgewohnheiten und Ansprüchen) bemessen sei. Ebenso wie glücklicherweise unter der handarbeitenden Klasse diejenigen Ehemänner, welche ihren Lohn vertrinken, eine ganz geringe Minderheit sind, sind das auch hier jene Mitgiftjäger, welche, nachdem sie ihr eigenes Vermögen verbraucht haben und tief in Schulden geraten sind, durch das Vermögen ihrer Frau ihre Verhältnisse ‚sanieren'. Aber für sehr viele der Tüchtigsten, die im Staatsleben oder im Privatbetrieb Hervorragendes leisten, die auch ihre Einnahmen infolgedessen zum größten Teil der eigenen Arbeitskraft verdanken, ist es doch eine der Vorbedingungen zur Karriere oder zur Erlangung

der betreffenden kaufmännischen oder industriellen Position gewesen, daß die Frau ein Vermögen mitbrachte, das, sei es im einen Falle zum Repräsentieren, sei es im anderen zum Einschießen in den Betrieb dienen konnte. Und ebenso großen Wert in diesem Sinne, wie Geld- oder Landbesitz, haben oftmals die Konnexionen, welche die Frau von ihrer Familie her dem Manne zubringt. Auch ihre gesellschaftliche gute Erziehung, ihre geselligen Talente und deren den Interessen des Mannes mit Takt und Ausdauer unterstellte Betätigung sind für ihn von nicht zu unterschätzender Bedeutung; wie sogar unter Umständen diese Betätigung eine ‚Arbeit' (und noch nicht einmal der bequemsten eine!) sein kann. Möglich wohl, daß dann schließlich diese Frauen noch recht viel Geld ihres Mannes für sich persönlich, für ihre Lust und Laune verbrauchen! Das wird sehr häufig vorkommen. Auch solcher Frauen, die es in nicht zu verantwortender Weise verschleudern, gibt es in diesen Kreisen vielleicht noch mehr als in anderen. Was darzutun galt, war nur, daß in den meisten Fällen das Hinreichende zu ihrer Ernährung (welches Wort hier mit ‚persönliche, ihrer Herkunft gemäße Lebensführung' zu übersetzen wäre) auch ohne die Einkünfte und Besitztümer des Mannes vorhanden ist.

Als ernährt von ihrem Manne kann in Wirklichkeit, so müssen wir resümieren, nur die Frau angesehen werden, die, ohne daß ihre eigenen Vermögenszinsen oder die elterliche Zulage für ihre persönlichen Lebensbedürfnisse ausreichen würden, dennoch nur so wenig an Arbeit im Hauswesen und für die Familie zu leisten braucht, daß ihr noch Zeit übrig bleibt zur Verfolgung eigener Liebhabereien und Interessen, etwa künstlerischer, wissenschaftlicher, caritativer Art oder Zeit dazu vom Morgen bis Abend, so viel nur ihr Herz verlangen mag, die Gefährtin ihrer Kinder zu sein, oder schließlich auch Zeit für Faulenzerei und Vergnügen. Ganz gewiß gibt es Frauen, die in dieser Lage sich befinden. Es mag ihrer sogar eine ganz ansehnliche Zahl sein. Aber eine Minorität, nicht eine Majorität, sind sie doch auf alle Fälle.

Weniger aber als mit der ‚Ernährung' ist's mit dem ‚Schutze' durch den Ehemann. Den Schutz, den materiellen, wie auch den notwendigsten ideellen, leistet seinen Bürgerinnen, ebenso wie seinen Bürgern, der Staat. Zu Zeiten, wo der Staatszusammenhalt noch ein sehr lockerer war, wo innerhalb des gleichen Volkes noch — nicht bildlich, sondern real gesprochen, — das Faustrecht galt, zur Zeit der Bürgerkriege (des furchtbaren dreißigjährigen!) und des Raubrittertums, da war es in der Tat, in gewissem Grade wenigstens, eine Gewähr persönlicher Sicherheit, einem Ehegatten anzugehören. Jene Roheit, welche durch die Kämpfe der Männer entfesselt war, wurde doch auch wieder durch Mannes Schutz vom Weibe ferngehalten, von dem Weibe, das, als Mannes Eigentum, in diesen Schutz sich flüchtete. Um des Eheweibes, der Tochter, der Schwester Leben und Ehre zu verteidigen, setzte jeder, auch der Wildeste, setzte der Geringste wie der Vornehmste mit Selbstverständlichkeit sein eigen Leben dran. Das war der Mann als Schützer gegen Mannes Gier und Grausamkeit. Jetzt schützt uns der Staat. Und sein Organ für diesen Schutz ist nicht der Ehemann; seine Organe sind

die Polizei, die Staatsanwaltschaft, das Richtertum, die Verwaltungsbeamten, die gesetzgebenden Körperschaften und das die Gesetze sanktionierende Staatsoberhaupt. Diese sind's im Frieden. Im Kriege ist's, allen anderen voraus, das Heer. Alles Männer! Oder nahezu alle. Nicht nur die Landesverteidigung liegt bei jeder Nation ausschließlich in Männerhand, auch die gesetzausführenden Körperschaften bestehen überall in ihrer ganzen Struktur aus Männern. Die gesetzgebenden Körperschaften allein sind es, für welche in verschiedenen Ländern im Lauf der letzten Jahrzehnte zur Miteinbeziehung der Frauen geschritten worden ist, indem in den einen den Frauen das Wahlrecht, verbunden mit der Wählbarkeit, in anderen das Wahlrecht ohne die Ergänzung durch die Wählbarkeit verliehen wurde. Das Recht, dem Gesetz die letzte und höchste Sanktion zu erteilen, ist schon von alters her, den Thronfolgebestimmungen mehrerer europäischer Staaten gemäß, auch von Frauen ausgeübt worden. Gegenwärtig übt es in Holland Königin Wilhelmine. Ob aber von Männern allein geleitet, ob unter weiblicher Beteiligung, immer und überall ist die Staatsorganisation die Trägerin der Schutzgewalt; nirgendwo ist es die Organisation der Familie. Gewiß: auch in der Familie ist Schutz vonnöten und vorhanden. Schutzbedürftiger als jedes andere Wesen ist das neugeborene Kind, und in seiner Mutter Schutz ist es gegeben, die an ihre Brust es legt, die seine ersten Schrittchen stützt, sein erstes Lallen zu bewußten Lauten heranbildet, die der Kinderseele die ersten Regungen entlockt, und zuletzt auch zu seines Vaters Schutz es aufblicken lehrt. Schutz, liebevollen, fürsorgenden, rücksichtsvollen Schutz gewährt auch der Gatte seinem Weibe, der es gelernt hat, in Nachbildung der Mütterlichkeit seine Kraft in den Dienst des Schwachen zu stellen. Das ist Ritterschaft: durch seine Kraft dem Schwachen dienen. Sie gilt nicht nur von Mann zu Weib; sie gilt auch von Mann zu Mann. Auch von Weib zu Weib gilt sie: auch eine Frau kann in eigenem Verzicht der minder konkurrenzfähigen Frau vorwärtshelfen, kann freiwillig ihr den Vorsprung lassen. Ja, auch Frauen hat es jederzeit gegeben, die in ihrem bescheidenen Zurücktreten vor dem eigenen Bruder, dem eigenen Gatten, nicht sowohl Weibesdemut übten als ritterlichen Edelmut. Die Ritterlichkeit hat von dem Ritterschwert, als ihrem Symbol, den Namen, weil das Ritterschwert geweiht war, ‚den Schwächeren zu verteidigen'; ohne Symbol ausgedrückt ist ihr Name: kraftbewußter, tatbereiter, liebender Edelmut. Ein Hauch von Stolz liegt allezeit über dem Edelmut; der ist es, der an Ritterschaft denken läßt! — ein Hauch von Stolz liegt aber auch über der Mutter, die ihr Kindlein gängelt! Um so viel, wie durch die Kraft im Kern seines Wesens, die Kraft des Wollens, der Edelmut von der Gutherzigkeit sich unterscheidet, um so viel hebt wieder, durch das Frohbewußtsein des Könnens, der Rittersinn von dem Edelmut sich ab. Wenn die Mutter stärker ist als ihr Kindlein, — der Mann und Vater ist stärker als sie beide. Stärker ist zwar nicht jeder einzelne Mann (und welcher nicht der Stärke sich bewußt ist, vermag auch nicht ein Ritter zu sein!); aber stärker, viel stärker als das weibliche Geschlecht ist das männliche. Den Schutz, der nottut, gibt der Staat der Frau, wie er ihn dem Manne gibt; den Schutz, der das Leben

Anton Mauve/Rückkehr der Herde.



verklärt, erwartet die Frau von ihrem Gatten. Bleibt er aus, so ist das Glück ihrem Eheleben vorenthalten. Sicherer aber noch wird sie ihn finden, wenn sie da ihn erwartet, wo es sie noch natürlicher, noch instinktiver ihn zu suchen treibt: bei ihrem Vater. ‚An mein Weib soll kein dreister, kein unehrerbietiger Gedanke sich heranwagen! kein gehässiger soll ihr begegnen! Hier stehe ich!‘ hat manches Männerauge geblitzt. Noch siegesgewisser, ruhiger in seiner Sicherheit aber sagt ein Vaterauge: ‚Das ist mein Kind; keiner rührt es mir an!‘ Wohlig, wie ein Vöglein im Nest, fühlt sich das kleine Kind im Mutterarm; aber wie in Gottes Schutz, so fühlt sich die erwachsene Tochter im Schutze ihres Vaters. Und noch eines gibt's im Verhältnis der Geschlechter, das an Schönheit gleich ist dem Glücke einer Tochter, sich im Schutze ihres Vaters zu wissen, und dem Glücke eines Vaters, sein Töchterlein zu schützen: es ist das Glück einer Mutter, im Schutze ihres Sohnes zu stehen, und das Glück des Sohnes, Schützer seiner Mutter zu sein. Erst war er ein Kindlein, abhängig in seinem ganzen Dasein von ihrem Schutze; beschützt von ihr, wuchs er heran; nun tritt er aus den Knaben- in die Jünglingsjahre; nicht nur Ehrfurcht vor der Mutter bleibt, die das ganze Leben hindurch bleiben soll; es bleibt einstweilen auch noch Abhängigkeit und Gehorsam; und doch regt sich die Manneskraft und der Mannesstolz: ‚Niemand wird wagen, meiner Mutter ein Leides zu tun, ich bin bei ihr!‘ ‚Ich schütze sie vor jedem, wer es auch sei.‘ ‚Und kränkte sie ihr Bruder, und kränkte sie ihr Mann, mein eigener, lieber Vater, — mir kann sie vertrauen, ich schütze sie.‘ Schöneres gibt's nicht auf Erden, als eines Vaters Verhältnis zur erwachsenen Tochter, als einer Mutter Verhältnis zum erwachsenen Sohn. Aber des innersten Herzens köstlichster Besitz ist das; — unmittelbar mit dem Staatsleben hat diese Ritterschaft nichts zu tun. Wohl ermöglicht der Staat, vermöge seiner gesetzmäßigen Ordnung, auch das Heranreifen jener köstlichsten Blüten des Familienlebens; er selber aber hat vorbeugend mit ihrem Gegenteil zu tun. Er erläßt Gesetze, um die als ‚beschützt‘ Angesehenen gegen den zu sichern, der als ihr ‚Beschützer‘ gilt, die Kinder zu schützen vor Mißhandlung und Ausbeutung durch die eigenen Eltern, die Ehefrau zu schützen vor Mißhandlung durch den eigenen Ehemann. Unser aller Schützer im bürgerlichen Sinn ist kein anderer als der Staat.

Als Edelmut, der seiner Kraft sich bewußt ist, haben wir den Rittersinn definiert; wir erkannten die Kraft als das männliche Element in ihm. Die ‚starke Faust‘ ist an sich kein verächtlich Ding! Sie ist eine wertvolle, kostbare Gabe. Nur ihr Mißbrauch ist, wie der Mißbrauch alles Guten und Wertvollen, der Verachtung wert. Ohne die starke Faust wäre ganz und gar unmöglich, was Frau Gnauck als Aufgabe des Mannes in der Ehe aufstellt: Ernährung und Schutz. Daß tatsächlich der in der Ehe — im glücklichen ehelichen Zusammenleben — gewährte Schutz nicht der bürgerliche ist, und daß die Ernährung vom Manne nicht der Regel nach geleistet wird, haben wir gezeigt. Aber, was in dieser Hinsicht geleistet und gewährt wird (und es ist trotz alles oben Ausgeführten nichts Geringes!), verdankt die Frau der Tatsache, daß der Mann stark, daß er der Stärkere ist. Nicht nur zum

Dreinschlagen und zum Niederringen kann die starke Faust dienen; sie dient wesentlich und vor allem zur starken Arbeitsleistung; zu so starker eventuell, daß sie genügen kann, dem Schwächeren seine Last oder doch einen Teil der seinigen abzunehmen. ‚Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will', singt das Sozialdemokratenlied. Aber, — wie viel das besagt, — das Stillestellen der Räder ist, wie das Dreinschlagen und Niederringen, doch nur die Kehrseite des Ersten, Wesentlichsten und Positiven. Dies Große, wahrhaft Stolze aber ist das Inbetriebsetzen der Räder, das Emporheben der Schwachen. Der Mann vermag mehr darin als die Frau. Das ist sein naturgegebener Vorzug. Und er vermag mehr, nicht nur vermöge der größeren Körperkraft, auch, und in noch ausschlaggebenderem Maße, vermöge der größeren Geisteskraft. Mag man diese physiologisch vielleicht letzten Endes auf die Muskelkraft zurückführen wollen, die dem Manne ausdauerndere Geistesarbeit unter geringerer Ermüdung ermöglicht, das bleibt sich gleich; zu der höheren geistigen Leistung, ebenso wie zu der größeren körperlichen befähigt, ist zweifellos der Mann. Die ganze Geistesgeschichte beweist das. Es soll dabei gewiß in Anschlag gebracht werden, daß den Frauen im allgemeinen unverhältnismäßig weniger Gelegenheit gewährt worden ist, ihre Geistesanlagen zur Entwicklung zu bringen. Aber als zureichende Erklärung für dasjenige Maß des Zurückstehens, das zu allen Zeiten vorhanden war und gegenwärtig vorhanden ist, kann dieser Umstand doch nicht genügen. Den Männern in ihrer Allgemeinheit waren, das ist ganz gewiß, jederzeit die Wege zur Geistesbildung unvergleichlich mehr geebnet als den Frauen; aber es hat doch auch immer Männer gegeben, und gerade unter den allergrößten, die nicht in der Lage waren, von dem ihrem Geschlecht geleisteten Vorschub Nutzen zu ziehen, die nur unter Hindurchkämpfen durch Hindernisse aller Art das geworden sind, was sie sind. Niemand aber kommt wohl auf den Gedanken, daß den größten Geistesleistungen der Männer die Frauen irgend etwas Ebenbürtiges gegenüberzustellen hätten. Im einzelnen gibt es freilich deshalb doch Männer und Frauen, die einander geistig ebenbürtig sind. Zunächst einmal werden der dümmste Mann und die dümmste Frau durchaus nichts voneinander voraus haben! Oft genug mag es aber auch im Leben vorkommen, daß ein Mann einer Frau begegnet, von der er, selbst bei Zusammennehmen all seines männlichen Selbstbewußtseins, sich schwerlich verhehlen kann, daß sie gescheiter sei als er. So wird auch manchmal ein Stadtherr, der in der Sommerfrische promeniert, reichlich Ursache haben, mit Neid auf die kraftvollen Arme einer Bauernmagd zu schauen. Im mittleren Durchschnitt bleibt aber dessenungeachtet die weibliche Begabung hinter der männlichen zurück; denn der mittlere Durchschnitt muß zwischen dem äußersten Tiefpunkt und dem äußersten Höhepunkt gezogen werden. Es ergibt sich bei dieser Berechnung — und bei einfachem Blick ins Leben gleichfalls! — noch ein recht großer Vorsprung auf Männerseite.

Also sind wirklich Männer und Frauen nicht gleichwertig? Wohnt wirklich ein höherer Wert den Männern inne? Ja. Von der Natur gleichgestellt sind sie nicht. Ein großer Vorzug, dem kein vollentsprechendes Äquivalent bei der Frau gegenübersteht, ist dem Manne gegeben. Gleichwertig sind

Mann und Weib nur in dem Wortsinne, in welchem ‚Wert' als sittlicher Wert genommen wird. Daß der männliche Typ und der weibliche einander sittlich gleichwertig sind, daß in beiden die gleich starke Befähigung zum schlichten Rechttun und in beiden gleich hohe Möglichkeiten edelster und reinster Charakterentfaltung liegen, das freilich sollte für niemand, weder Mann noch Weib, in Frage stehen. Kurz ausgedrückt liegt es so: sie sind gleich vor Gott, bei dem kein Ansehen der Person gilt; vor Menschen, bei denen Ansehen der Person gilt und gelten muß, sind sie's nicht; mithin auch nicht gegenüber den verschiedenen Organisationsformen, auch gegenüber denjenigen nicht, die wir als gottgesetzte betrachten: Staat, Kirche, Familie.

Muß man deshalb nun gleich zu den äußersten Konsequenzen gehen, die Frau Gnauck für den Fall der nichtprinzipiellen Gleichstellung mit ebensoviel Nachdruck wie Humor uns vor Augen führt, und sagen, jede Frau steht unter jedem Manne, die Kaiserin unter dem Kutscher? Wenn ‚Mann sein' nicht nur ein Vorzug, sondern der einzige Vorzug wäre, den es unter Menschen gibt, dann müßte man das! Nun ist aber ‚Mann sein' nur ein Vorzug, beruhend auf der Zugehörigkeit zu dem Geschlechte, dem im allgemeinen die größere Körper- und Geisteskraft eignen. Bemerkten wir nun schon, daß selbst diese Eigenschaften dennoch je nachdem bei einem Manne im geringeren, bei einer Frau im reicheren Maße vorhanden sein können, so hielten wir allerdings diesen Umstand doch nicht für geeignet, eine Umänderung der Rangordnung zu bewirken, eben weil er Ausnahme von der allgemeinen Regel ist; als ganz belanglos indes für Stellung und Ansehen ihn zu betrachten, wird immerhin nicht angehen. Aber es gibt außer diesen noch andere stark ins Gewicht fallende Vorzüge, die gleichmäßig sich unter Männern und Frauen verteilen: Gesundheit, Schönheit, Geschicklichkeit, Takt, Reichtum, vornehme Herkunft, jene vollendete innere und äußere Kultur, welche mit der Zugehörigkeit zu einem alten Geschlecht verbunden zu sein pflegt, und so manches andere, dessen eingehende Aufzählung nicht vorgenommen werden kann. Einzeln schon ist jedes von diesen wertvoll; vereinigt möchten sie das ‚Mann sein' bei weitem in seiner Bedeutung übertreffen. Ein Mann, der sie alle besäße, wäre aber noch um eben dies ‚Mann sein' der Frau, die alle besäße, überlegen. Tatsächlich kommen sie nun in den allerverschiedensten, mannigfaltigsten Gruppierungen vor; das ist der bunte Reichtum des Lebens, der nirgendwo recht in ein fest vorausgezeichnetes Schema passen will! Und tatsächlich erscheinen sie außerdem noch in wechselndster Verbindung mit dem, was das im tiefsten Grund Alleinwichtige, aber zugleich auch das mit menschlichem Maß gar nicht zuverlässig Meßbare ist, den sittlichen Vorzügen und Mängeln. Daher läßt sich auch das ‚höher' — ‚tiefer' nicht mit der bedingungslosen Präzision einer Paradeaufstellung normieren. Es handelt sich da oft — selbst von jenem Allerschwierigsten abgesehen, das in der Beurteilung des sittlichen Wertes liegen würde — um außerordentlich feine Abwägungen und Ineinanderschiebungen. Hier ihnen in ihren Verästelungen nachzugehen, wäre unmöglich. Nur ein schneller Blick auf einige der einfachsten Gestaltungen sei getan! Sehen wir uns ein Augenblickchen noch den Kutscher an: Sicherlich

wird es dessen Mannesstolz weniger kränken, bei Fräulein X. in Dienst zu stehen, falls Fräulein X. vermögend genug ist, schöne Pferde zu halten und sie reichlich füttern zu lassen, falls sie Hausfrauenklugheit und ein sicheres Auftreten besitzt, falls sie vielleicht zudem noch gar eine im Sattel und auf dem Bock imponierende vornehme Erscheinung ist, vor allem aber, falls sie als gütige, gerechte Herrin sich erweist, als es diesen seinen Stolz kränken würde, im Dienst eines knauserigen, in seinen Anordnungen schwankenden, vielleicht durch Mangel an Eleganz die Aufmerksamkeit auf sich ziehenden und insbesondere seinen Angestellten gegenüber ungerechten Herrn Y. zu sein. Dabei wird sein in redlichem Gehorsam treu durchgeführtes Dienstverhältnis keineswegs ihn in seiner Meinung irre machen, daß er als Mann etwas vor den Frauen voraus habe; er wird sich weder seiner Frau noch seinen übrigen weiblichen Angehörigen gegenüber durch dasselbe herabgedrückt fühlen. So ist's im persönlichen Dienstverhältnis von alters her eingebürgert, und die Änderung, welche die neuere Zeit darin herbeigeführt hat, besteht zwar in einer Abnahme der Neigung zu persönlichem Dienst allgemeinhin, aber ohne Rücksicht darauf, ob dieser bei einem Manne oder einer Frau zu versehen ist. Aber auch da, wo innerhalb der gleichen gesellschaftlichen Klasse ein Unterordnungsverhältnis einzutreten hat, wie es dasjenige des Betriebsangestellten gegenüber einer ihn besoldenden Betriebsleiterin ist, geht die Sache ganz gut. Einer Geschäftsinhaberin, die tüchtig ist und ihn in höflichen Formen behandelt, wird der Buchhalter, auch wenn er seiner Herkunft und seinen Vermögensaussichten zufolge hoffen darf, in Zukunft einmal ein ebenso bedeutendes Geschäft zu haben wie das ihrige, ebensogut sich unterordnen wie einem Geschäftsinhaber von denselben Eigenschaften und derselben Lebensstellung. Mehr Schwierigkeiten machen die Herren Staatsbeamten! Den Oberlehrern will es noch gar nicht eingehen, daß sie event. an staatlichen Mädchenschulen Direktorinnen unterstellt werden sollen. Aber ihre betreffende Petition ist ja kürzlich abgewiesen worden, und so werden auch sie sich wohl gewöhnen. Durch hausgesetzliche und Verfassungsbestimmungen ist über die Frage entschieden worden, welches bezüglich der Thronfolge den Vorrang haben soll, Mannesgeschlecht oder engere Verwandtschaft zum Herrscher. Die Entscheidung ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden ausgefallen. Während einige, wie Preußen, die Thronbesteigung durch eine Frau überhaupt ausschließen, geben andere, wie England, ihr den Vorzug vor denjenigen durch einen auch nur um einen Grad entfernter verwandten Mann: die Töchter des Herrschers sind in der Anwartschaft zur Krone seinen Brüdern vorangestellt. Wieder andere, wie Sachsen, Bayern, Württemberg, sehen nur für den Fall, daß auch entferntere männliche Verwandte nicht vorhanden sind, die weibliche Thronfolge vor. Keine Thronfolgeordnung aber gibt es, welche nicht wenigstens innerhalb des gleichen Verwandtschaftsgrades den Männern das erste Anrecht zuerkennte, so daß immer und überall sämtliche Söhne des Herrschers es vor dessen Töchtern haben.

Trotz alledem: in dem Grundgedanken, der allen ihren Bestrebungen zur Hebung des Frauengeschlechts — auch denjenigen, denen wir hier nicht haben zustimmen können — den Impuls gibt, ist Frau E. Gnauck

durchaus im Recht. Es ist eine leider vollständig berechtigte Klage ihrerseits, wenn sie in verschiedenen ihrer Schriften wiederholt darauf hinweist, daß die noch immer weitverbreitete Zugeringbewertung der Frauen durch die Männer zahlreiche und große Schäden, namentlich sittliche Schäden, in der menschlichen Gesellschaft herbeigeführt hat und noch immer herbeiführt. Die Achtung vor dem sittlichen Wert der Menschenseele erweist sich bei sehr vielen Männern nicht als ein genügend starker Zaum, um da die eigene Gier und Grausamkeit zu zügeln, wo diese dem minder starken und in minder gesicherter Lage befindlichen Wesen gegenüber bequemen Spielraum haben. Sicherung durch gesetzliche Maßnahmen im einzelnen und gleichzeitig eine allgemeine Hebung der Stellung der Frauenwelt wären daher durchaus zu erstrebende Dinge. Nur darf diese Hebung anderseits nicht bis zum Versuch völliger Gleichstellung mit den Männern gehen; es darf nicht ‚Gleichberechtigung' als Prinzip proklamiert werden. Während der Versuch, weil er nicht in der natürlichen Veranlagung begründet ist, einen wirklichen Erfolg nicht haben könnte, würde dennoch die Meinung von der Gleichberechtigung sofort wieder Gefahren von der anderen Seite heraufbeschwören. Selbstüberschätzung der Frauen würde ähnlichen Schaden für die menschliche Gesellschaft nach sich ziehen, sie würde auch in sittlicher Hinsicht in ähnlicher Weise schädigend wirken, namentlich durch ihre unausbleibliche Rückwirkung auf das Eheband, wie gegenwärtig noch so vielfach die Unterschätzung der Frauen durch die Männer das tut.

Gibt es nun für den Staat eine Möglichkeit, wie er seinerseits im Wege der Normierung des Wahlrechts auf eine an sich richtigere und dem Wohle des Ganzen dienlichere Stellung der Frauen im Gesamtorganismus in einem gewissen Maße wenigstens hinwirken kann? Diese Möglichkeit ist sogar eine sehr naheliegende. Sie bestände in Erteilung einer Doppelstimme an jeden verheirateten Mann. Belgien sieht bereits in seiner Wahlgesetzgebung für den verheirateten Mann eine Mehrstimme vor. Das dem Zweck, den wir hier vor Augen haben, tatsächlich Entsprechende ist aber mit dieser Bestimmung freilich noch nicht getroffen. Denn in Belgien handelt es sich hierbei um eine Mehrstimme unter verschiedenen anderen, welch letztere teils auf ein bestimmtes Maß von Vermögensbesitz, teils auf einen bestimmten Grad von Geistesbildung sich gründen. Damit erscheint das Verheiratetsein gewertet im Sinne einer Eigenschaft des Mannes. Umgekehrt aber würde es sich darum handeln, daß die zweite Stimme als die Stimme einer zweiten Person sich darstellt; einer Person, welche dem Manne das Recht auf diese Stimme zubringt, aber nicht selbständig über sie zu verfügen berechtigt ist, sondern analog dem in der Ehe auch sonst herrschenden Verhältnis, unter Vormundschaft des Mannes und vertreten durch ihn. Es wäre daher keine weitere Pluralbestimmung mit dieser Doppelstimme kombinierbar; es dürfte ferner auch nicht ihre Erlangung, wie in Belgien, an die Bedingung geknüpft sein, daß der Ehe bereits Kinder entsprossen seien. Dem Witwer aber würde dieselbe dann verbleiben, wenn er Töchter hat, und zwar solange diese nicht verheiratet sind. Nicht als ob hier nun doch an einer Stelle der Wahlgesetzgebung der Scherz eingeschmuggelt werden sollte, Töchter höher zu bewerten

als Söhne! — wohl aber aus dem Grunde, weil die Söhne berufen sind, in eigener Person ein Wahlrecht auszuüben, während dann andererseits auch wieder die Töchter, sobald sie heiraten, ein Stimmrecht ihrem Ehemanne zubringen. Dem geschiedenen Manne bliebe gleichfalls die zweite Stimme nur dann, wenn die Töchter ihm zugesprochen und solange diese unverheiratet sind. Es ist klar, daß in solcher Gestaltung des Wahlrechts keine Frau für ihre Person die Befriedigung irgendwelcher selbstherrlicher Gelüste finden könnte. Im Gegenteil: über ihre Stimme verfügt der Gatte; oder in jenen beiden verhältnismäßig seltenen Fällen der Vater. Er kann das durchaus im Gegensatz zu derjenigen politischen Ansicht tun, welche sie selber hegt. Mit Notwendigkeit wird er sogar das tun, sobald beide in ihren Ansichten nicht übereinstimmen, denn es ist schlechthin unmöglich, daß er seine zweite Stimme in einem anderen Sinne abgeben könnte als seine erste. Und was das Einflußnehmen der Frauen auf ihre Männer angeht, nun, damit bliebe es wohl genau so, wie es bisher schon gewesen ist! Diejenigen Männer, die bisher für die Abgabe ihrer einen Stimme sich gängeln ließen (was übrigens doch wohl seltener durch die Gattin vorkommt als durch andere Stellen), würden sich darin auch in Zukunft nicht ändern; die es bisher nicht taten, würden es auch dann nicht tun. Aber es würde — das ist doch ohne Zweifel von der guten Seite der Menschennatur zu erwarten! — in den Männern ein neues Verantwortlichkeitsgefühl entstehen, aus dem Bewußtsein heraus, daß ihre zweite Stimme eine durch ihre eheliche Verbindung mit einer Frau ihnen zugebrachte und dennoch ihnen zur Verwaltung überlassene ist. Sie würden in verstärktem Maße der Verpflichtung inne werden, Fraueninteressen zu vertreten, — nicht eben die speziellen gerade ihrer eigenen Frau, aber die allgemeinen der weiblichen Bevölkerung. Die Frauen aber müßten eine Würdigung ihrer Bedeutung für den Staat darin erkennen, daß staatlicherseits ihnen die Fähigkeit zuerkannt wird, dem Manne eine Wahlstimme zuzubringen. Und wiederum entspräche die Tatsache, daß bei der Frau, welche sich nicht verheiratet, diese Fähigkeit latent bleibt, während sie bei der verheirateten in Kraft tritt, ziemlich genau dem Verhältnis, in welchem im allgemeinen für das Staatsganze der Wert der verheirateten denjenigen der unverheirateten übertrifft. Bei ‚Frauenstimmrecht' kehrte das Verhältnis sich um: die unverheirateten allein hätten in tatsächlicher Wirklichkeit unbehinderte eigene Verfügung über ihre Stimme. Die Stimmen der Ehefrauen würden der Regel nach doch tatsächlich nur Verdoppelungen der Stimme des Ehemannes sein; wo aber einmal eine von diesen Frauen starke politische Überzeugungen hegte, welche in einem Gegensatz zu denjenigen ihres Mannes ständen, käme sie in eine sehr peinliche Lage. Hat der Staat ihr persönlich das Stimmrecht verliehen, so erwächst ihr daraus auch die Pflicht, es ihrer Überzeugung gemäß auszuüben; anderseits aber würde der in die Tat umgesetzte Widerstreit zwischen ihrer Meinung und derjenigen des Ehemannes gar wenig mit der Unterordnung harmonieren, welche sie in anderen sie ungleich näher und tiefer betreffenden Dingen zu beobachten hat. Ein staatskluger Schritt aber wäre derjenige gewiß nicht, der eine weitere Ausdehnung der Wahlberechtigung

zu einer Ursache der Störung des Friedens in den Familien werden ließe; ebensowenig wie derjenige ein Staatskluger wäre, der bei dem Entschluß, den die Frauen in bezug auf Heiraten oder Unverheiratetbleiben zu fassen haben, es bewirkte, daß die Wagschale, auch nur um ein weniges mehr nach der Seite des Unverheiratetbleibens sich neigte.

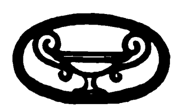
Zwei Kategorien allerdings gibt es, welche möglicherweise die hier vorgeschlagene Bestimmung als für sie selbst nicht durchaus angenehm empfinden könnten: die katholischen Geistlichen und die Militärfrauen; denn für die einen fehlte, wie für die anderen, die Möglichkeit, in Genuß derselben zu treten. Aber weil die zweite Stimme nicht, wie in Belgien, als die Anerkennung einer wertvollen Eigenschaft, sondern als die Stimme einer zweiten Person zu gelten hätte, so können die katholischen Geistlichen, für welche durch ihre Berufswahl das Heiraten ausgeschlossen ist, unmöglich in der Tatsache, daß sie über eine solche nicht verfügten, eine Minderbewertung z. B. gegenüber den protestantischen Geistlichen erblicken. Und daß durch diesen Umstand dem katholischen Volksteile Stimmen entzogen würden, ist auch nicht ohne weiteres anzunehmen; wenigstens wird sich doch nicht so rundweg die Behauptung aufstellen lassen, daß infolge des Zölibats der Geistlichkeit gerade eine entsprechende Zahl katholischer Mädchen unverheiratet bleiben oder Protestanten heiraten. Nachweisbar allerdings entgehen dem katholischen Volksteil Stimmen dadurch, daß die Ordensfrauen, im Unterschied von ihren übrigen katholischen und protestantischen unvermählt bleibenden Geschlechtsgenossinnen, von Berufs wegen und unwiderruflich auf die Heirat verzichten. Während bei den übrigen das Recht, dem Manne eine Stimme durch Heirat zuzubringen, latent bleibt, erlischt es bei ihnen. Bezüglich der caritativ tätigen Orden, derjenigen also, deren Tätigkeit auch vom Staate als nutzbringend anerkannt wird, möchte es daher vielleicht ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit sein, der auch die Katholiken mit der Unmöglichkeit der Erlangung einer zweiten Stimme durch den Geistlichen aussöhnen müßte, wenn diesen weiblichen Ordensgenossenschaften eine gewisse Anzahl von Stimmen gewährt würde. Dieselben wären für jede Diözese in die Hand des Bischofs zu legen, dem die Genossenschaften unterstehen. Natürlich dürften sie aber nur einen gewissen Prozentsatz der Kopfzahl ausmachen; einmal, weil doch in tatsächlicher Wirklichkeit eine jede Ordensfrau gerade der Eigenschaft ermangelt, auf welcher die Stimmverleihung beruht, dann aber auch noch, weil das Gewicht dieser Stimmen entsprechend höher anzuschlagen wäre, dadurch, daß sie insgesamt zur Verfügung eines einzelnen ständen. Die Militärfrauen aber müßten sich sagen, daß sie ja in freier Wahl das Los ihrer Männer teilen; daß, gleichwie sie an dem Ansehen und der gesellschaftlichen Stellung des Mannes ihren Anteil haben, so auch rechtmäßigerweise die Wahlstimme, welche sie zuzubringen befähigt wären, ebenso ‚ruhen' muß wie diejenige des Mannes selbst.

Daß dies hier skizzierte Doppelstimmrecht nicht mit irgend einer anderen Art von Pluralstimmrecht kombinierbar wäre, sahen wir bereits. Vereinbar wäre es aber nicht nur mit dem allgemeinen Reichstagswahlrecht, sondern ebensogut mit einem Wahlrecht nach Steuerklassen. In seiner Steuerklasse

würde alsdann der Mann, je nachdem er verheiratet wäre oder nicht, eine Stimme abgeben oder zwei. Auf etwaige Maximierungs- und Minimierungsbestimmungen mit deren verschiedenen Modalitäten würde es natürlich keinen Einfluß haben. Und selbst auf öffentliche oder geheime Wahl, — wenn auch die geheime aus anderen Gründen wohl die allgemeinen Sympathien für sich hat! — würde es an sich durchaus nicht entscheidunggebend einwirken. Eine Einführung in Preußen z. B. bedeutete mithin durchaus keine größere Abweichung von dem bisher Bestehenden, als der Regierungsentwurf dies tat. Der Wahlmann allerdings müßte ausscheiden, aber das war ja auch von jenem bereits vorgesehen. Es würden, dem Regierungsentwurf gegenüber, auch jene Pluralstimmen für Inhaber des Einjährigenzeugnisses, für Militäranwärter, für Beamte, die zehn Jahre im Dienst sind usw. fallen, die ohnedies den Beifall keiner Partei gefunden haben, und an Stelle all dieses Vielfältigen, nur mit tüftelnder Sorgfalt Abzugrenzenden träte das Eine, Einfache und Klare: die Doppelstimme für den verheirateten Mann.

An einer Stelle ihres Essays — darauf möchten wir hier noch besonders zurückkommen, — nach Schilderung einer Anzahl gesellschaftlicher Schäden, in erster Linie des schrecklichen, auf einem so großen Teile der Bevölkerung lastenden Wohnungselends, ruft Frau Gnauck aus: ‚Mögen Männer über Krieg und Frieden entscheiden, über das Los dieser Kinder sollten Mütter mitsprechen, um die Wohnungsfrage dieser 90 Prozent sollten Frauen sich kümmern, Frauen beim Ergreifen von Maßnahmen gehört werden.‘ Das ist's! Diesem Verlangen muß man aus ganzer Seele zustimmen. Frau Gnauck weiß natürlich sehr gut, daß die ‚Entscheidung über Krieg und Frieden‘ in Deutschland keine dem Parlamente zustehende ist, sondern in der Hand des obersten Kriegsherrn liegt, der nur der Zustimmung des Bundesrats bedarf; aber sie wird gleichzeitig sehr mit Recht im Auge gehabt haben, daß diese ‚Entscheidung‘ gar keine materiell mögliche wäre, ohne jene ganze Vorsorge für die Kriegsstärke von Heer, Marine, Finanzen, an der allerdings das Parlament stark beteiligt ist. Sind nun diese, wie sie es selber auffaßt, Männersachen, so muß notwendig in Betracht gezogen werden, daß innerhalb der parlamentarischen Tätigkeit eine Scheidung derselben von jenem anderen Gebiete, dem der Sorge für Wohlfahrtspflege, unmöglich ist. Weil kein Staat unbegrenzte Einnahmequellen hat, kann in Wirklichkeit nicht das eine unabhängig von dem anderen in Angriff genommen werden. Die Hauptaufgabe der parlamentarischen Körperschaften besteht darin, die verschiedenen Anforderungen nach ihrer Wichtigkeit und Dringlichkeit gegeneinander abzuwägen und für die als notwendig erkannten Ausgaben diejenige Art der Deckung zu suchen, durch welche dem Aufwärtsstreben der Familien und der einzelnen am wenigsten ein Hindernis bereitet wird. Budgetrecht und Steuergesetzgebung sind die gemeinsame Grundlage, von der aus sowohl über Landesverteidigungs- wie über Volkswohlfahrtsfragen die Entscheidung zu treffen ist; auf diesem gemeinschaftlichen Boden muß ihr Ausgleich angestrebt werden. Was aber in dieser Hinsicht für die Tätigkeit der parlamentarischen Körperschaften gilt, gilt entsprechend auch für die Wahl der Abgeordneten. Aber Frauen

sollten in Fragen der Wohlfahrtspflege ‚gehört‘ werden. Ganz gewiß! Wie dies bereits, und zwar in immer zunehmendem Maße, in den Kommunalverbänden geschieht, so sollte es auch in den Parlamenten geschehen. Eben die Geneigtheit hierzu würde, das darf doch wohl mit Recht vorausgesetzt werden, zunehmen von dem Augenblick an, wo dem verheirateten Mann durch seine Frau eine zweite Stimme zufiele. Und die Ausführungsmöglichkeiten könnten vielfältige sein. Eine wäre z. B.: Ausgiebiges Benutzen des Petitionsrechtes durch Frauenverbände. Eine andere: Gewinnen von Abgeordneten zur Stellung von Initiativanträgen, auch von diesen Verbänden aus. So von Frauenseite her. Dann von Männerseite: Aufforderung der Frauenverbände zu Gutachten durch parlamentarische Kommissionen und durch die Ministerialinstanz, in der Art, wie Ärzte, Pädagogen, Industrielle, Techniker auch solche abgeben. Auf diesen drei Wegen liegen reiche Entwicklungsmöglichkeiten. Und wäre einerseits, bei der Abgeordnetenwahl, nur die Stimme der verheirateten Frau zu zählen, so spricht anderseits eine große Wahrscheinlichkeit dafür, daß in Entfaltung und Nutzung dieser Möglichkeiten es die Unverheirateten wären, die am eingreifendsten sich betätigen würden. Vielleicht aber würden, sobald überhaupt erst einmal durch die Vermehrung des Verantwortlichkeitsgefühls der Abgeordneten gegenüber der weiblichen Bevölkerung der Boden bereitet wäre, auch noch andere, den hier angegebenen vorzuziehende oder doch diese ergänzende Wege sich herausstellen. Das alles müßte die Praxis bringen! Herr von Bethmann-Hollweg hat nicht so ganz unrecht, wenn er dem Kompliment, ihn einen Philosophen zu heißen, ein wenig abgeneigt ist! Nun, — er hat ja auch durch einige seiner letzten Entschließungen sich gründlich von dem Verdacht gereinigt, etwa ein starrer Logiker, der die Praxis der Theorie aufopferte, zu sein. Die drei Bundesratsstimmen Elsaß-Lothringens, das kein Bundesstaat ist, und die nur gegen Preußen zählen, sind praktisch ebenso glücklich ausgedacht, wie sie rein begrifflich eigentlich ein Unding sind! In der Staatskunst kann das richtige Prinzip erst dann in Wahrheit als gefunden gelten, wenn ihm zugleich auch die richtige Form gefunden ist.



Kleine Bausteine

Zum Problem der Willensbildung

Von P. Rupert Jud O. S. B.

Nicht nur auf dem Gebiet der Therapie, sondern auch in der Rechtspflege und besonders in der Pädagogik sind die Begriffe ‚psychologische Methode, pathologische und psychopathische Veranlagung‘ Ausgangspunkte geworden für Theorie und Praxis. So sehr aber auch der Mensch in seiner sittlichen Qualität abhängig ist von natürlicher Veranlagung, von erblicher Belastung und anderen äußeren Umständen, so hört dadurch doch seine sittliche Verantwortlichkeit nicht auf, so lange er sich im Gebrauch seiner Vernunft befindet. Je mehr über Menschen mit schwachem Willen geklagt wird und je unheilvoller der hemmende Einfluß ist, den schlecht ernährte oder im Hasten und Jagen des modernen Lebens erschöpfte Nerven auf den Willen ausüben können, desto erfreulicher ist es, wenn eine tiefblickende, kluge Erfahrung Erfolge des Willens über feindliche Mächte sozusagen experimentell festzustellen vermag. Darin liegt auch der hohe Wert der interessanten Beobachtungen des Krakauer Universitätsprofessors Lutoslawski im Juniheft des ‚Hochland‘. Man wird sich, wie schon die Redaktion angedeutet hat, hüten müssen, die hier erörterten Willensübungen in ihren segensreichen Wirkungen zu verallgemeinern; aber soviel ist ebenso richtig als wichtig: Der Mensch kann mit seinem Willen Herr werden über niedere, unedle Neigungen und Regungen; körperliche Übungen haben Einfluß auf das Seelenleben und auch Störungen und Hemmungen physischer Art können nicht selten durch die Kraft des Willens wenn nicht beseitigt, so doch günstig beeinflußt werden.

Es hat eine Zeit gegeben — und sie liegt noch nicht gar so lange hinter uns —, da pflegte man Erkrankungen der Nerven mit allen Folgeerscheinungen nur für Einbildung oder doch Übertreibung zu halten und selbst in unserem nervösen Zeitalter gibt es noch vereinzelte Kraftnaturen, welche nur mitleidig und verächtlich auf die ‚Schwächlinge‘ herabsehen, die sich Neurastheniker nennen. Tatsächlich gibt es ja Menschen, die mit ihrer Nervosität kokettieren, sie für ihre Bequemlichkeit ausnützen; dies ändert aber nichts an der Tatsache, daß Neuralgie und Neurasthenie in den verschiedenartigsten Formen und mit den unglaublichsten Symptomen Tausenden und Tausenden von Menschen das Leben zur Qual machen.

Es ist von höchster Wichtigkeit, zu wissen, daß Willensübung hier sehr viel vorzubeugen vermag und daß namentlich die Welt des Gewissens freigehalten werden kann von den verderblichen Einflüssen des kranken Willens.

Die strengen Willensübungen, welche Herr Professor Lutoslawski in seinen anregenden Ausführungen geschildert hat, werden wohl nur vereinzelten Individuen möglich sein und dürften in mancher Hinsicht auch bei erfahrenen Ärzten Bedenken erregen; aber es gibt noch andere, viel einfachere Willens-

übungen, welche für die jedem Menschen notwendige Selbsterziehung und für die Erziehung anderer schon oft von erfreulichen Erfolgen gekrönt waren. Es ist kein Zweifel, daß äußere, körperliche Aszese den Willen schult und stärkt; so gewöhnt man z. B. nicht selten einen stürmischen übereilten Menschen an ruhige Überlegung, wenn man ihn zunächst gewöhnt, sein Tempo im Gehen, im Essen usw. zu mäßigen, beim Treppensteigen nur je eine Stufe zu nehmen. Ein ganzes Heer von unordentlichen Neigungen und Regungen wird erfahrungsgemäß erfolgreich bekämpft durch die beharrliche Anwendung äußerer Willensübungen; man vermeide z. B., sich beim Treppensteigen am Geländer zu halten; man lasse Briefe und Zeitungen einige Minuten liegen, ehe man sie öffnet; man versuche ruhig seines Weges weiter zu gehen, wenn Volksansammlungen entstehen; man verzichte jeden Tag einmal auf ein Wort, das man gerne reden möchte, das aber ohne Schaden ungesprochen bleiben kann; man nehme sich grundsätzlich vor, kein Wort der Klage zu sagen über Witterung und ähnliche Unannehmlichkeiten des täglichen Lebens. Diese der Erfahrung entnommenen Beispiele äußerer Willensübung, welche sich je nach den Lebensverhältnissen des einzelnen beliebig vermehren lassen, haben in ihrer konsequenten Übung schon oft den Leidenschaften des Herzens Grenzen gezogen, dem Haß, dem Zorn, der Trägheit, der Lüge erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt; wer ferner den engen Zusammenhang kennt zwischen Alkoholmißbrauch und ungeordneter Sinnlichkeit, wer an sich oder an anderen erfahren hat, daß oft ein kleiner Exzeß in Speise und Trank die aufregendsten Wirkungen ausübt, der wird ohne weiteres den Wert einer Willensübung einsehen, welche manchmal in Speise und Trank die Gaumenlust überwindet und hin und wieder im Genuß gerade dann aufhört, wenn die Lust am größten ist. Je früher mit solchen Willensübungen begonnen wird, je mehr die Erziehung der Jugend von Anfang an unter dem Zeichen der Willensbildung steht, desto größer ist der Segen. Eine Generation, die nicht gelernt hat, zu entsagen und zu ertragen, wird nicht glücklich sein und auch nicht widerstandsfähig. Wer äußere und körperliche Willensübungen im angedeuteten Sinne als Kindereien belächelt, der hat keine wirkliche genaue Kenntnis von der Art und Weise und von den innersten Vorgängen des Seelenlebens, es sei denn, daß einer von vornherein es vorzieht, nicht an Schuld zu glauben. Gerade die Regelmäßigkeit der Kleinarbeit führt langsam, aber sicher zum Ziele. Gutta cavat lapidem. Freilich gehört zur Willensschulung ein demütiger kindlicher Sinn, der sich vor der eigenen strengen Kontrolle nicht scheut und glücklich ist, wenn ihn ein wirklicher guter Freund in dieser Kontrolle unterstützt. Eine solche sittlich hohe Auffassung von Freundschaft wird der Kenner der Gegenwart zu würdigen wissen, der so oft, öfter als oberflächliche oder unerfahrene Menschen ahnen, sehen muß, welch fürchterlicher Mißbrauch mit dem Wort Freundschaft getrieben wird, wie dunkle, perverse Mächte eine traurige Ähnlichkeit schaffen zwischen unseren Tagen und den Zeiten der alten Griechen.

Alles, was da gesagt worden ist über Willensübungen, und noch viel mehr als das, ist demjenigen freilich nichts Neues, der in Christus Meister und

Muster verehrt, die Nachfolge Christi in täglicher Selbstverleugnung anstrebt und in der Kreuzesliebe eine der lieblichsten Blüten des christlichen Gemütes sieht; aber es ist ein Zeichen der Zeit, und zwar kein unerfreuliches, daß man in unseren Tagen auch außerhalb der vier Wände der Kirche immer mehr von Willensaszese reden kann, ohne dadurch allein schon in den Ruf eines engherzigen, finsteren Zeloten und Misanthropen zu geraten. Einseitige Verstandeskultur und die Unmöglichkeit, durch Riesenfortschritte auf technischem Gebiet die Menschheit glücklicher zu machen, haben die notwendige Reaktion gezeitigt.

In seinem Buch ‚Der Wille zur Macht' hat Friedrich Nietzsche die Umwertung aller Werte versucht; wer Herr ist über seinen Willen, der fühlt und erlebt, daß wir Menschen noch etwas Besseres, Vollendeteres erreichen können als den bloßen Willen zur Macht.

Mozartiana zur sommerlichen Festspielsaison

Von Eugen Schmitz

Als vor zwei Jahren die musikalische Welt den hundertjährigen Todestag Haydns feierte, fühlte jeder, der literarisch dieses Gedächtnistags sich annahm, sich dazu gedrängt, in erster Linie vor einer Unterschätzung des ältesten der drei Wiener Klassiker zu warnen, zu der unsere dem Kunstideal dieses Meisters scheinbar ziemlich ferne stehende Zeit zweifellos geneigt ist. Ganz anders lagen die Verhältnisse, als es einige Jahre früher aus einem ähnlichen Anlaß Mozart zu feiern galt: da konnte sich der Festeshistoriograph auf seinen Helden als eine durchaus ‚aktuelle' Größe unseres Musikbetriebs berufen. Tatsächlich ist Mozart nicht nur der vielleicht populärste Name der Musikgeschichte überhaupt, sondern auch gerade im modernen Musikleben wieder eine der führenden Erscheinungen. Zu dieser Stellung ist der Meister im Gefolge Wagners gelangt: durch die begeisterten Worte, die dieser tonangebende Beherrscher unserer gesamten neueren Kunstbetätigung für den Schöpfer der ‚Zauberflöte' und des ‚Figaro' gefunden hat, wurde das zeitweise schon etwas gedämpfte Interesse an Mozarts Opern neu geweckt, der Salzburger Meister bekam die allmächtige Unterstützung des Modegeschmacks und figuriert nun nicht nur in den nach Bayreuther Muster inszenierten diversen alljährlichen Festspielunternehmungen als eine Hauptattraktion, sondern wird auch sonst stark in den Vordergrund gerückt, ja sein Name scheint in dem bekannten ‚Mehr Mozart' sogar zum tendenziellen Kampfruf im Streit wider gewisse vermeintliche Entgleisungen der modernen Musik erhoben.

Diese weitgehende Berücksichtigung Mozarts ist an sich nun eine zweifellos erfreuliche Erscheinung; denn Mozart gehört zu den Größten im Reiche der Tonkunst und sein Schaffen birgt geistige Werte, die für alle Zeiten vorbildlich sein können. Leider aber schöpft unser Mozartkult diese geistigen Werte keines-

wegs voll aus, denn er beruht zum großen Teil auf einem ausgesprochenen Mißverständnis der Mozartschen Kunst. Die Art dieses Mißverständnisses läßt sich mit einem Worte charakterisieren: Mozart wird zu leicht genommen. Ehe diese Tatsache in ihrer Allgemeinbedeutung und ihren allgemeinen Konsequenzen verfolgt wird, sei zunächst von derjenigen ihrer für sie besonders charakteristischen Spezialseiten die Rede, die ihren Ausgangspunkt und Entstehungsgrund bildet: dies ist die einseitige Auffassung Mozarts als ‚Licht- und Lebensgenius' der Musik. Der dieses Schlagwort geprägt hat, war Richard Wagner, und wie dem Meister die eigentliche Anregung des modernen Mozartkults zu danken ist, muß ihm doch auch die erste — freilich unverschuldete — Veranlassung des in Rede stehenden Mißverständnisses zur Last gelegt werden. Indem Wagner zufällig fast durchweg nur auf die sonnige, anmutige Seite der Mozartschen Kunst hinzuweisen Gelegenheit fand, hat er, bei der autoritativen Bedeutung, die seinen Ausführungen zukam, unfreiwillig den Blick dafür getrübt, daß mit dieser einen ja allerdings stark hervortretenden Seite das Wesen von Mozarts Musik eben doch noch keineswegs erschöpft ist. Die nötigen ergänzenden Hinweise zu bieten, hat sich die neuere Mozartliteratur schon verschiedentlich angelegen sein lassen; vor allem hat sie mit Entschiedenheit darauf hingewiesen, daß Mozarts Musik auch ein stark dämonisches Element eignet. Dasselbe äußert sich nicht nur in gewissen allgemeinen stilistischen Eigentümlichkeiten des Meisters, z. B. der Neigung zu besonders starker Betonung des Mollcharakters mit Vermeidung jedes versöhnenden Durgegensatzes in vielen seiner Instrumentalsätze, sondern hat auch in einzelnen Hauptwerken typische Vertreter. Das G-moll-Streichquartett, das G-moll-Klavierquartett und vor allem die G-mollSinfonie werden meistens als Kronzeugen dafür angeführt. Namentlich die letztere ist wohl eines der tragischesten Musikstücke, das je geschrieben worden ist; selbst das Finale, das doch sonst stets einen erlösenden Lichtblick bringt, bleibt hier durchaus an der düsteren Grundstimmung haften: die scheinbare ‚Lustigkeit', die es beseelt, ist durchaus der Nachtseite zugekehrt, ein unheimlicher Humor, etwa nach Art der Totentänze. Übrigens ist ganz interessant, zu beobachten — worauf meines Wissens noch nie hingewiesen wurde —, daß das Hauptthema dieses Finales:



usw. mit dem Schluß des ersten Duetts zwischen Donna Anna und Ottavio im ‚Don Giovanni':



stark ausdrucksverwandt erscheint. Man vergleiche die ganze Art der melodischen Bewegung, das leidenschaftlich aufwärts Hastende mit den abschließenden schmerzlichen Vorhaltsakzenten in den eingeklammerten Stellen. Die Schluß-

worte des Opernduetts: ‚O welch' ein Tag des Jammers brach über uns herein', können denn tatsächlich auch recht wohl als epilogisierendes Motto der Sinfonie gelten. Wie tief aber diese Neigung zum Dämonischen, Tragischen in Mozarts Wesen sitzt, geht besonders deutlich daraus hervor, daß dieser Ton oft auch in Werken durchbricht, wo man ihn am wenigsten vermuten sollte. So z. B. in der C-moll-Serenade für acht Blasinstrumente, einem Stück, das weit entfernt von dem heiteren, gefälligen, anmutigen Ton, der für die doch vorwiegend als Unterhaltungs- oder Huldigungsmusik gedachten Serenadengattung obligat ist, durchaus schmerzliche, drohende Akzente bevorzugt. Das sind tief verräterische Züge für das wahre Wesen des Meisters, die nur mangelhafte Vertrautheit mit seinen Werken und fehlender Scharfblick zeitweise übersehen lassen konnte. Der Zeit Mozarts selbst und der ihr unmittelbar folgenden Epoche waren sie nicht verborgen; wenn z. B. H. G. Nägeli in seinen 1826 erschienenen Vorlesungen Mozart als ‚Schäfer und Krieger, als Schmeichler und Stürmer' bezeichnet, bei dem ‚weiche Melodien häufig mit scharfem, schneidendem Tonspiel, Anmut der Bewegung mit Ungestüm wechseln', so liegt hierin ein deutlicher Hinweis auch auf die dämonische Seite von Mozarts Künstlernatur. Noch deutlicher sprechen Ausführungen, wie E. Th. A. Hoffmanns Charakterisierung der ‚Don Giovanni'-Ouvertüre: ‚In dem Andante ergriffen mich die Schauer des furchtbaren, unterirdischen regno al pianto; grausenerregende Ahnungen des Entsetzlichen erfüllten mein Gemüt. Wie ein jauchzender Frevel klang mir die jubelnde Fanfare im siebenten Takte des Allegro; ich sah aus tiefer Nacht feurige Dämonen ihre glühenden Krallen ausstrecken nach dem Leben froher Menschen, die auf des bodenlosen Abgrundes dünner Decke lustig tanzten. Der Konflikt der menschlichen Natur mit den unbekannten gräßlichen Mächten, die ihn, sein Verderben erlauernd, umfangen, trat klar vor meines Geistes Augen.' —

Daß eine spätere Zeit für diese Seite der Mozartschen Kunst so ganz den Blick verlieren konnte, hatte, wie bereits angedeutet, seinen Grund darin: Mozart wurde ‚zu leicht' genommen, und dieses ‚zu leicht nehmen' hat auch noch andere Irrtümer gezeitigt, an denen unsere Mozartauffassung leidet.

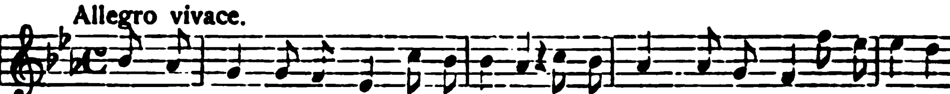
Man pflegt z. B. Mozart in erster Linie auch als einen Hauptvertreter abgeklärter Formenschönheit hinzustellen und gerade darin den Schwerpunkt seiner künstlerischen Bedeutung zu suchen. Ja, der Ruf nach ‚Mehr Mozart' erhält speziell von da seine tendenziöse Belichtung. Man glaubt, der die Gesetze der Schönheit zugunsten rücksichtsloser Charakteristik hintansetzenden modernen Musik in Mozart ein vorbildliches Gegenbeispiel gegenüberstellen zu können. Diese Auffassung basiert aber ebenfalls auf durchaus oberflächlicher Beurteilung von Mozarts Kunst. Auch hier haben die Zeitgenossen des Meisters viel schärfer gesehen als die späteren Generationen: Hinweise auf eigenwillige Abweichungen von der herkömmlichen Form in Mozarts Werken, auf ausschweifende Kühnheiten seiner musikalischen Gestaltungsweise überhaupt finden sich in der musikalischen Literatur seiner und der nächstfolgenden Zeit zahlreich genug und gar oft werden sie von ganz ähnlichen tadelnden Räsonnements begleitet, wie sie im gleichen Falle der modernen Musik gegenüber eng

verwandt werden, hier wie dort meist gleich unberechtigt. Die Tatsache aber, daß Mozart formal oft genug aus dem Rahmen des Klassizismus heraustritt, hat auch die neuere exakt wissenschaftliche Forschung bestätigt. Das Prinzip des Klassizismus: ‚Größte Einfachheit in Dingen des (äußeren, formalen) Grundrisses' sehen wir im wesentlichen bei Haydn gewahrt, bei Beethoven — von Einzelheiten abgesehen — zum mindesten in den Werken der ersten und zweiten Periode. Bei Mozart dagegen erscheint es vielfach durchbrochen: am schärfsten auf einem Gebiete, das gerade für den modernen Stil ungeahnte Bedeutung erlangt hat, in der Harmonik. Die erklärte, stets durchbrechende Neigung Mozarts zur Chromatik widerspricht durchaus dem Wesen des Klassizismus. Als typisches Beispiel sei die Adagio-Einleitung des berühmten C-dur-Streichquartetts zitiert:



Diese Stelle könnte mit ihrer jeden tonartlichen Charakter verwischenden modulatorischen Führung, mit ihren Querständen, ihren rücksichtslos gehäuften Halb- und Ganztondissonanzen recht gut von irgendeinem unserer extremsten modernen Dissonanzenschwelger sein. Sie hat denn auch folgerichtig das Entsetzen der zeitgenössischen Kritik erregt. An ähnlichen Partien sind namentlich die Opern Mozarts reich, und in allen diesen Fällen verfolgt der Meister das Ziel, das letzten Endes Hauptzweck der Kunst ist: die Charakteristik des Ausdrucks. Darin, in der genialen Wahrheit und Tiefe der Ausdruckscharakteristik, nicht in der angeblichen ungetrübten Formenschönheit liegt die wirkliche Bedeutung der Mozartschen Musik. Diese Ausdruckscharakteristik wird nun von unseren Mozartschwärmern deshalb so leicht übersehen, weil sie dem Meister eben von vorneherein mit den bereits gekennzeichneten, ihnen anerzogenen Vorurteilen gegenübertreten, deren Schlußfazit die Anschauung ist, Mozart sei ‚sehr leicht verständlich'. Diese Irrlehre ist so recht kennzeichnend für den Hochmut und die Oberflächlichkeit, die, trotz aller auf Vertiefung hinarbeitenden Reformbestrebungen Wagners in der Kunstbetrachtung unserer Zeit noch vorherrschen. Daß die Idee von der ‚Leichtverständlichkeit' der Mozartschen Musik überhaupt entstehen konnte, erklärt sich aus der genialen unmittelbaren Eindruckskraft derjenigen Seite seiner Kunst, die für diese Pseudokenner überhaupt einzig in Frage kommt: das ist die eminente Plastik und Ausdrucksdeutlichkeit der Mozartschen Melodik, die namentlich in seinen dramatischen Werken hervortritt. Man vergegenwärtige sich zum Beweis folgende Beispiele aus Mozarts Opern:

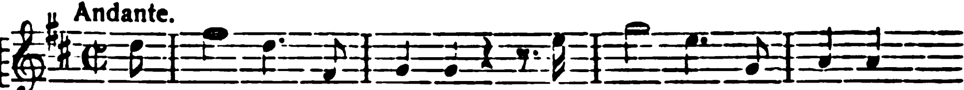
„Figaro". Cherubin.



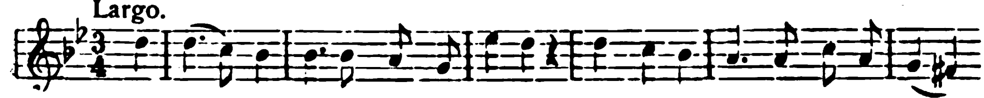
„Figaro". Gräfin.



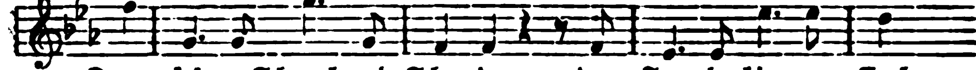
„Don Giovanni". Donna Anna.



„Zauberflöte". Königin der Nacht.

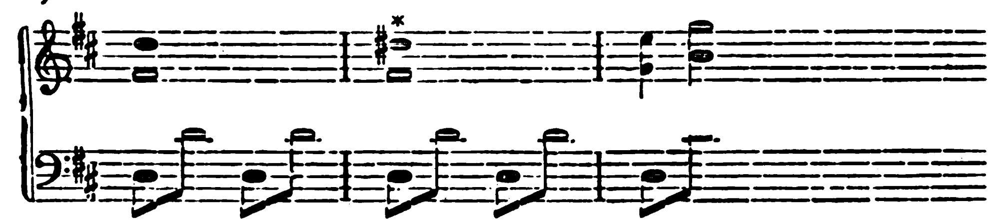


Hier finden die verschiedenartigen dramatischen Situationen — die Ungeduld des liebenden Jünglings, das innige Flehen der verlassenen Gattin, der Racheschrei des im Heiligsten verletzten Weibes, der tiefe Schmerz der gekränkten Mutter — schon durch die reine melodische Tonfolge so intensiven Ausdruck, daß man in diesem Sinne hier allerdings von einer sehr ‚leichtverständlichen', d. h. unmittelbar eingänglichen Musik reden kann. Einen Meister wirklich ‚verstehen' heißt aber doch nicht nur eine besonders prominente, sondern alle Seiten seines Wesens, alle Intentionen seines künstlerischen Ausdruckes erfassen und apperzipierend zur Wirkung kommen lassen. Und daß bei Mozart außer dieser, ja allerdings ganz einzigartigen genialen melodischen Ausdruckskraft auch noch andere für sein künstlerisches Wesen nicht minder charakteristische Dinge in Betracht kommen, das wird von den Propheten seiner ‚Leichtverständlichkeit' gänzlich übersehen. Zunächst welch' feine Nuancen die ‚leichtverständliche' Melodik selbst hat: man vergleiche einmal z. B. im ‚Don Giovanni', wie ganz anders etwa die Leidenschaftlichkeit der edlen, aber doch südlich-sinnlich erregten Elvira gezeichnet ist als die der herb jungfräulichen Donna Anna; man halte Elviras:



gegen das oben mitgeteilte Beispiel aus Annas D-dur-Arie; wer nicht empfindet, daß es sich hier um zwei ganz verschiedene, im Dienst der dramatischen Charakteristik feinstens differenzierte Ausdruckswelten handelt, der ist vom Verständnis der Mozartschen Tonsprache noch weit entfernt. Wieder ist hier der Vergangenheit das Zeugnis zu geben, daß sie den Meister in dieser Hinsicht

durchschnittlich weit besser würdigte als die Gegenwart: man vergleiche nur Hoffmanns geniale Mozartanalysen oder an sich phantastische, aber doch von einem richtigen Grundgedanken ausgehende Unternehmungen, wie den Plan des Dresdener Physiologen Carus, auf Grund der Werke Mozarts eine ‚Geschichte der Seele' zu schreiben! Für diese vertiefte Auffassung Mozarts kommen aber, abgesehen von der Melodik, auch noch andere musikalische Ausdrucksmittel in Frage, die ebenfalls vielfach kaum beachtet werden. Wieder wäre da, gerade beim Dramatiker Mozart, der chromatischen Harmonik zu gedenken. Das Dis, das sich am Beginn der ‚Don Giovanni'-Ouvertüre in so schneidender ‚unklassischer' Dissonanz gegen den in den Bässen gehaltenen Grundton D auflehnt:



wie der Charakter des Titelhelden gegen die sittliche Weltordnung, kann als Wahrzeichen von Mozarts Stil in diesem Sinne gelten. Wer solche auf Schritt und Tritt in Mozarts Partituren anzutreffende Feinheiten übersieht, kann sich nicht des Verständnisses des Meisters rühmen. Die reichsten Probleme bietet dem Hörer aber Mozarts Orchester, das eine Fülle detaillierter Charakteristik entfaltet, die dem modernen Empfinden besonders nahesteht, trotzdem aber von den Freunden des ‚leichtverständlichen' Mozart wohl nur in geringstem Maße beachtet wird. Es ist keine Übertreibung, zu sagen, daß die ‚poetisierende Verwendung' des Orchesters bei Wagner und im modernen Musikdrama Mozart gegenüber kaum prinzipiell Neues gebracht hat.

Überlegt man sich aber das einstweilen Angedeutete, so wird man nicht in Abrede stellen können, daß es sich bei Mozart um eine keineswegs ‚leicht verständliche', sondern vielmehr eine höchst komplizierte künstlerische Erscheinung handelt, deren volles Erfassen höchste Anspannung aller Geisteskräfte erfordert, dafür freilich auch zu den höchsten Höhen künstlerischen Genießens führt. Die neuere musikalische Fachliteratur hat diese Tatsachen ja stets gebührend ins Licht gesetzt. Die großen Massen des Publikums aber und zum Teil auch die musikalische Tagespresse wandeln noch großenteils in den geschilderten Irrbahnen. Kann man doch allen Ernstes hören und lesen, daß die Mozartfestspiele als eine Art ‚leichte Erholung' gegenüber den ‚gewichtigen Anstrengungen' der Wagnerfestspiele hingestellt werden. Darin liegt eine Verkennung beider Meister: Der Humor der ‚Meistersinger' ist nicht ‚schwerer' als der des ‚Figaro', die Tragik Don Giovannis und Donna Annas nicht ‚leichter' als die Tristans und Isoldens. Mozart und Wagner unterscheiden sich in der äußeren Faktur, nicht im Wesen ihrer Kunst. Erst wenn durch eine richtigere Auffassung Mozarts solche Fundamentalirrtümer beseitigt werden, wird der moderne Mozartkult ein wirklich ernst zu nehmender kultureller Faktor werden.

Kritik

‚Große Männer' / Von Heinrich Baumhauer

So lautet der Titel eines Werkes von Wilhelm Ostwald*. In dem umfangreichen, über 400 Seiten fassenden Buche, welches innerhalb Jahresfrist schon die zweite Auflage erlebte, unternimmt es der Verfasser, die physiologischen und psychologischen Bedingungen und näheren Umstände des Auftretens und der Tätigkeit des Genies, zunächst des bahnbrechenden Naturforschers, abzuleiten, indem er die im ersten Teile des Werkes enthaltenen ausführlichen Biographien von sechs ‚großen Männern' (Davy, R. Mayer, Faraday, Liebig, Gerhardt und Helmholtz) als Grundlagen für seine Entwicklungen und die aufgestellten Regeln benutzt. Der Gesichtspunkt, unter dem Ostwald die Möglichkeit gefunden zu haben glaubt, das Phänomen der großen Männer zu verstehen, ist der energetische: die beiden Gesetze von der Erhaltung und der Umwandlung der Energie wendet er auf das Gebiet der geistigen Tätigkeit an. (Die Frage, inwieweit sich dieser Standpunkt als prinzipiell berechtigt erweisen läßt, möge hier unerörtert bleiben.)

Geht eine Energieart A in eine andere B über, so gilt dies nie für die ganze Menge A, sondern immer nur für einen Bruchteil derselben; stets bilden sich noch andere Arten, die man zunächst nicht wünscht, da sie für den betreffenden Zweck nicht nützlich sind. Es wird sich deshalb stets darum handeln, die Menge der eigentlichen Nutzenergie B, welche aus der sogenannten Rohenergie entsteht, möglichst zu steigern, die der unnützen oder schädlichen Nebenformen hingegen zu verringern. Das Verhältnis B:A, welches immer kleiner als eins sein wird, soll also möglichst groß gemacht werden, d. i. sich möglichst der Eins nähern. Ostwald bezeichnet dieses Verhältnis als den ökonomischen Koeffizienten; nach ihm gilt jene Regel sowohl von jedem absichtlich herbeigeführten physischen, wie von jedem psychischen Geschehen. Die Verbesserung des ökonomischen Koeffizienten aber ist es, welche sich nach Ostwald als Inbegriff und Aufgabe aller Kultur, als deren Pioniere die großen Männer zu betrachten sind, bezeichnen läßt. ‚Denn da alles physische und geistige Geschehen auf Energieumwandlungen beruht, so bedeutet die Herrschaft über diese Umwandlungen die Möglichkeit, das Geschehen gemäß unserem Willen und zur Erreichung unserer Bestrebungen zu leiten.' Auf die Frage, was des näheren unter ‚großen Männern' zu verstehen sei, erhalten wir etwa folgende Antwort: ‚Ein großer Mann ist ein Apparat, der große Leistungen verrichten kann, sei es die folgenreiche Entdeckung eines wichtigen Naturgesetzes, sei es eine erhebliche lebensfördernde Umgestaltung unserer Zustände.' (Dabei wird man konsequenterweise auch an solche Männer zu denken haben, welche in hervorragendem Maße zur Hebung unserer geistigen und moralischen Lebensverhältnisse beitragen, wenngleich in dem vorliegenden Werke, entsprechend dem Gesichtskreise und den Erfahrungen des Verfassers, zunächst und speziell von Naturforschern die Rede ist.) ‚Die Größe der Leistungen wird einmal von der Menge Energie abhängen, die er umsetzen kann. Dies ist die Sache des ersten Hauptsatzes der Energetik, und in dieser Hinsicht sind die Menschen alle ziemlich gleich, soweit sie gesund und sonst normal sind. Zweitens hängen aber jene Leistungen von dem Umwandlungsverhältnis (dem ökonomischen Koeffizienten) der rohen Energie in die spezifischen Formen (der Nutzenergie) ab, in denen die Arbeit des großen Mannes stattfindet, und je höher dieser Koëffizient ist,

* ‚Große Männer' von W. Ostwald. Akademische Verlagsgesellschaft, Leipzig. 1910.

um so mehr wird geleistet werden. Hier haben wir also den Schlüssel für das Mehr oder Minder der Leistung bei gegebenen äußeren Bedingungen in unserer Hand. Wir werden ganz allgemein sagen müssen, daß die Leistungen des großen Mannes nicht unabhängig von den Energieverhältnissen sind, unter denen sie vorbereitet und ausgeführt werden, und daß unter sonstigen Bedingungen die Leistung um so höher ausfallen wird, je vorteilhafter sich der „Transformator" ausgebildet hat. Hier haben wir das Gebiet, wo frühe Einflüsse, Erziehung, Umgebung und solche Faktoren sich an der Ausbildung des jugendlichen Geistes beteiligen und ihre Spuren hernach in den Formen seiner Leistungen hinterlassen.' Neben den energetischen sind es ferner biologische Gesetze (betr. Eltern, Nationalität), welche die Ausbildung des großen Mannes mitbestimmen.

Beim Auftreten des Genies handelt es sich um einen singulären Fall, der nur unter besonderen Umständen zur Wirklichkeit wird. Das Zusammentreffen der hierzu notwendigen, durch Vererbung bedingten verschiedenen Bestandteile bezw. Einzelanlagen wird freilich um so eher eintreten, je reichlicher die günstigen Faktoren bereits bei den Eltern vorhanden sind. Demgemäß sind die Väter der großen Naturforscher sehr oft Leute, die neben irgendeinem bürgerlichen Berufe freie wissenschaftlich-technische Arbeit treiben. Innerhalb des höheren Adels von Deutschland und Frankreich fehlen die genialen Forscher fast gänzlich, während England hierin eine Ausnahme macht; unter den gekrönten Häuptern befindet sich kein einziger hervorragender Forscher. Anderseits stammt nur eine verschwindend kleine Zahl großer Forscher aus den Kreisen des niederen Volkes. Während nach Ostwald bei den Hochgeborenen andere Interessen politischer oder kriegerischer Art, auch wohl die Betätigung im Grundbesitz, ein lebhaftes wissenschaftliches Streben nicht aufkommen läßt, ist im zweiten Falle die Ursache in dem Umstande zu suchen, daß unterhalb einer gewissen Kulturhöhe keine Führer der Menschheit erstehen. Sie müssen zu niedrig anfangen, als daß sie später zu besonderer Höhe gelangen könnten. So kommt es in den niederen Volkskreisen meist nur zu jenen vorbereitenden Männern, welche wir so oft als Väter der Großen antreffen. Was aber die Frage nach der Nationalität der ausgezeichneten Männer betrifft, so betont Ostwald, daß das Auftreten solcher Männer einerseits nur in Ländern mit längerer Kulturentwicklung und anderseits nur dort zu erwarten sei, wo es Formen des bürgerlichen Lebens gibt bezw. wo der Staat die notwendigen Mittel gewährt, welche wissenschaftliche Arbeit, frei von Tagessorgen, ermöglichen. Der Vorsprung, welchen Deutschland in bezug auf diese Arbeit gegenüber anderen Ländern genommen, erklärt sich aber auch durch die hier heimische Freude am Lernen und Lehren.

Man kann als allgemeine Regel bezeichnen, daß die meisten großen Männer frühreif gewesen sind, indem sie sehr bald ein Gebiet fanden, welches sie besonders interessierte und anzog, und in dem sie sich ungewöhnliche Kenntnisse und Fertigkeiten erwarben; dazu kam dann der Erfolg in dieser Beschäftigung. Die so Begabten soll man besonders liebevoll achten und sie gewähren lassen, ja ihnen auf ihrem Wege helfen, so viel es möglich ist, nicht aber der Ansicht huldigen, ein Genie entwickle sich um so besser, je mehr Hindernisse es zu überwinden habe. 'Die künftigen Helden des Gedankens gehen heute nicht selten daran zugrunde, daß man sie mit allen Kräften verhindert, die Taten zu tun, nach denen ihr Herz dürstet.' Hier trifft Ostwald auf die Erscheinung, daß die künftigen großen Männer meist in mehr oder weniger heftigem Kampf mit der üblichen Schule gestanden haben, und kritisiert bei dieser Gelegenheit die Art des gegenwärtigen offiziellen Mittelschulunterrichts, welche er sowohl hinsichtlich ihrer Einwirkung auf die besonders Begabten wie auf die sogenannten mittleren Leute verurteilt. 'Die Schule ist in ihrer gegenwärtigen Organisation eher ein Apparat, um künftige Originalität zu vernichten, als sie zu entwickeln.' Auf Ostwalds Ansichten betreffend den altsprachlichen Unterricht gehe ich hier nicht näher ein, schon früher

habe ich darüber an dieser Stelle (Jahrgang 1909, Heft 1) bei Gelegenheit der Besprechung seiner Schrift 'Wider das Schulelend' ausführlich berichtet. Seiner Kritik, wenn auch zu scharf und weitgehend, muß das Verdienst zuerkannt werden, eine der wichtigsten Angelegenheiten unserer Jugend und unseres Volkes aufs neue in den Vordergrund der Diskussion gerückt zu haben. Im Gegensatz zu dem Unterrichte in der Schule ist es nach unserem Autor die private Lektüre, wodurch sich die großen Männer in den Jugendjahren hauptsächlich die zur Ausführung ihrer Arbeiten notwendigen Vorkenntnisse erworben haben. Die erste außerordentliche Leistung des Genies ist in der Regel nicht das Produkt einer längeren Entwicklung, sondern sie wird meist von einem ganz jungen Menschen vollbracht, und was derselbe später leistet, macht nur selten einen so starken Eindruck, wie jene frühere Glanzleistung. Dies zeigt sich bei Goethes 'Leiden des jungen Werther' und bei Schillers 'Räuber' ebenso wie bei den wissenschaftlichen Glanzleistungen eines Newton, Abel, Linné, Mayer, Helmholtz und vieler anderen. Jenes erklärt sich durch die schon erwähnte Frühreife besonders begabter Menschen, was den Verfasser wiederum zu Bemerkungen über die übliche zu große Dauer der Schulzeit führt. Der hervorragende Forscher tritt hierbei (wie Liebig, Faraday und Helmholtz) mit einer ganzen Reihe von gleichwertigen Arbeiten, welche sich wohl um ein bestimmtes Problem gruppieren, oder (wie Davy und Mayer) mit einer einzigen fundamentalen Leistung an die Öffentlichkeit; doch findet man auch Übergänge zwischen diesen beiden Fällen. 'Oft ist aber die Arbeit für die Geltendmachung des neuen Gedankens kaum geringer als die für seine Schaffung. Denn die Beurteilung des Wertes eines neuen Fortschrittes ist um so schwieriger, je erheblicher der Fortschritt selbst ist.' Es sei denn, daß die neue Entdeckung, wie die der Röntgenstrahlen, etwas Augenfälliges habe, was sich womöglich im Widerspruch mit gewohnten Erscheinungen und Anschauungen befindet. Hier ist das neue Experiment dem neuen Gedanken gegenüber bedeutend im Vorteil. 'So hat regelmäßig der Entdecker, der neben rein gedanklichen Fortschritten noch anschauliche in Gestalt von Experimenten oder neuen Objekten vorlegen kann, ein unverhältnismäßig viel leichteres Fortkommen als der reine Gedankenarbeiter.'

Von besonderem Interesse ist das Kapitel über 'Klassiker' und 'Romantiker' unter den großen Forschern, welche Ostwald nach der Verschiedenheit in der Reaktionsgeschwindigkeit des Geistes unterscheidet. 'Die Klassiker sind die Langsamen (so Mayer, Faraday, Helmholtz), die Romantiker die Geschwinden (Davy, Liebig, Gerhardt).' Man findet bei ihnen die Haupttemperamente wieder, die Phlegmatiker und Melancholiker einerseits, die Sanguiniker und Choleriker anderseits. Dieser Unterschied tritt schon in der Jugend hervor. Bei den Romantikern zeigt sich besonders die Frühreife, sie sind die gewöhnlich als 'Genie' betrachteten, indem sie sich durch geschwindes Denken und das Bedürfnis, sich mitzuteilen, auszeichnen, während die Klassiker größere Zurückhaltung, auch in ihren Äußerungen, bewahren. Der Romantiker produziert schnell und viel, ist von Begeisterung für seine Sache erfüllt und versteht es, diese Stimmung anderen mitzuteilen, er ist deshalb ein erfolgreicher Lehrer; der bedächtigere Klassiker geht mehr in die Tiefe, die sich ihm aufdrängenden Probleme sind meist weniger zahlreich, er reagiert auf eine auftauchende Frage langsamer, seine Tätigkeit als Lehrer ist nicht so lebhaft und erfolgreich. Es läßt sich erwarten, daß sich auch im Stil der wissenschaftlichen Arbeiten bei den Romantikern und Klassikern ein bedeutender Unterschied zeigt. Dort herrscht das Bestreben, sich von dem Übermaße der Gedanken und Pläne zu befreien, um für neue Dinge Platz zu finden, hier aber der Wunsch, nicht eher abzuschließen, als bis ein Problem möglichst allseitig gelöst ist. Für den Romantiker besteht dabei allerdings die Gefahr, daß er zu früh abschließt. Die raschen Romantiker sind diejenigen, welche eine Wissenschaft revolutionieren, sie finden deshalb in

einer noch jungen Wissenschaft vorzugsweise Raum für ihre Tätigkeit, während die Arbeit der Klassiker mehr ein ruhiges Bauen von Grund auf ist. ‚Die Arbeitsweise des Romantikers bringt es aber auch mit sich, daß bei ihm Erschöpfungserscheinungen besonders bald und schwer auftreten, wenngleich sie keineswegs auf diesen Typus beschränkt sind.‘ Seine Tätigkeit ist demgemäß meist von kürzerer Dauer, ja er kann in späterem Alter seinem ersten Arbeitsgebiet, welches nun andere Bearbeiter gefunden hat, fast fremd gegenüberstehen. Der Klassiker gibt hingegen sein möglichst gründlich ausgearbeitetes Werk ungern und zögernd aus der Hand — Gauß' Wahlspruch war: pauca sed matura! —, aber dann verteidigt er auch Angriffen gegenüber lebhaft die Richtigkeit seines Werkes und sein Eigentum, während der Romantiker meist nicht Zeit findet, sich mit Prioritätsstreitigkeiten zu beschäftigen. Die Werke des Romantikers haben viel mehr Persönliches als die des Klassikers, dafür gewinnen die Werke des letzteren durch die ihnen verliehene Abrundung eine größere Lebensdauer, indem sie als Quellen für das betreffende Problem noch lange ihren Wert behalten, während die durch den Romantiker bewirkten Fortschritte, welche in den in ihrer Gegenwart wurzelnden Schriften niedergelegt sind, bald mit dem Wechsel der Zeit und der geringeren Lebensdauer jener Schriften auch ihre persönliche Beschaffenheit verloren haben und in den namenlos gewordenen Bestand des allgemeinen Wissens übergehen.

Unter sonst gleichen Umständen ist der junge Romantiker stets der bessere, weil anregendere Lehrer, während der ausgeprägte Klassiker bei aller Liebe zur Wissenschaft eine instinktive Abneigung gegen die Lehrtätigkeit zeigt, die er nur aus dem Grunde übernimmt, weil sie fast allein ihm den Weg zur Forschung eröffnet. ‚Wenn nun die Unterrichtsverwaltung derartige (als Romantiker veranlagte) junge Männer baldigst in Stellungen bringt, in denen sie unbehindert lehren können (z. B. in Ordinariate kleiner Universitäten), während sie den klassisch Veranlagten umgekehrt Stellungen gibt, in denen sie von unerwünschter Lehrarbeit möglichst frei sind, so erweist sie nicht nur beiden das Angenehmste, was diesen geschehen kann, sondern darf auch das Maximum an wissenschaftlichen und unterrichtlichen Leistungen erwarten, welches unter den gegebenen Bedingungen erzielt werden kann. Und da in letzter Instanz nicht nur die Bedeutung der einzelnen Universität, sondern auch des Landes und der Nation von den wissenschaftlichen Leistungen bestimmt wird, die in ihrem Schoße entstehen, so erweist sich diese Politik, wie jede gesunde Anwendung der Energetik, auch auf die Dauer als die zweckmäßigste und nutzbringendste.‘

In den letzten Kapiteln behandelt Ostwald die Wertschätzung und Anerkennung, welche den großen Männern jetzt mehr als in früheren Zeiten zuteil wird, die Lehrstellungen an Universitäten und technischen Hochschulen als die Stätten, an welchen die deutschen großen Entdecker vorwiegend tätig sind, die Habilitation als Privatdozent, eine Institution, welche nunmehr überall in außerdeutschen Ländern nachgeahmt wird. Es folgen interessante Bemerkungen über das häufige Vereinzeltbleiben einer großen Leistung, was auf physiologische Verhältnisse (nachfolgende Erschöpfung) und psychologische (falscher Maßstab bei der Beurteilung fernerer Leistungen) zurückgeführt wird. Dennoch kann sowohl ein Romantiker wie auch ein Klassiker (Liebig, Helmholtz) es zu dauernden ausgezeichneten Leistungen während eines langen Lebens bringen, wozu besonders ein rechtzeitiger Wechsel des Arbeitsgebietes beiträgt. Wegen des großen Kraftaufwandes bei der Ausführung erstklassiger wissenschaftlicher Leistungen und der daraus folgenden Erschöpfung sind aber anderseits Invaliden der Wissenschaft ein natürliches biologisches Produkt, das gar nicht vermieden werden kann. Deshalb soll man dem Manne, welcher in jüngeren Jahren entscheidende Entdeckungen machte, dankbar sein und ihn den Rest seiner Tage in Ruhe verleben lassen, anstatt zu verlangen, daß er durch sein ganzes Leben gleichwertige Arbeit leiste. Zum Schlusse bespricht der Verfasser

noch kurz das Verhältnis zwischen Genie und Vererbung, darauf hinweisend, daß der große Mann wie als der Gipfelpunkt so auch oft als der Endpunkt einer Familienentwicklung erscheint, endlich die Beteiligung der Frauen an der wissenschaftlichen Gesamtarbeit, welche fast ausnahmslos nur eine indirekte sei, da eine selbständige wissenschaftliche Betätigung der Frauen an den kulturellen Pionierarbeiten bisher nicht stattgefunden habe und voraussichtlich auch in absehbarer Zeit nicht stattfinden werde (über Frau Curie, an die hier zu denken wäre, sei ein abschließendes Urteil noch nicht möglich).

Wie man sieht, bietet das Werk eine originelle und anregende Behandlung seines Gegenstandes und mancher daran sich anknüpfenden und im Vordergrunde des Zeitinteresses stehende Fragen; freilich wird dasselbe auch mehrfach auf Widerspruch stoßen. Einem vom Verfasser in Aussicht gestellten, an den vorliegenden sich anschließenden zweiten Bande darf man mit Spannung entgegensehen.

Neue Romane* / Von Franz Herwig

Man sieht einen guten Bekannten, der eine sandige Böschung hinabgleitet, und unten ist Moor und Wasser. Es ist selbstverständlich, daß man ihn mit ausgebreiteten Armen aufhält und fragt: ‚Ja, lieber Freund, wohin willst du?‘ Und wenn dieser liebe Freund dann ein wenig pathetisch ausruft: ‚Zur Wohnung der hehren, heiligen Göttin Kunst!‘, so wird man ihm sagen müssen: ‚Kehrt! die Kunst wohnt in einer anderen Richtung.‘ Ein gewöhnlicher Mensch wird dann den Hut lüpfen und sagen: ‚Ah, danke sehr!‘ Ein Dichter tut das nicht, oder erst später. Aber auf die Gefahr hin, einer höflichen Warnung unhöflich begegnet zu sehen, muß man doch sagen, daß J. A. Lux mit seinem neuen Roman ‚Die Vision der lieben Frau‘ ins Rutschen gekommen ist und zwar gefährlich. Sprechen wir ein wenig darüber. Der Dichter Lux sah eines Tages das Schicksal des unglücklichen Stauffer-Bern und rief: Ha, welch ein Stoff! Aber wie es so oft geht, wenn man ein vielfach beleuchtetes Menschenschicksal zu bilden unternimmt, narrten ihn die feststehenden Begebenheiten, die Phantasie schickte er schlafen, und zog einfach gegebene Linien, vielleicht ein wenig schwungvoller, nach. Denn der Heinz Haller des Romans ist nicht Stauffer-Bern. Auf keiner Seite des Buches haben wir die Empfindung von einem bedeutenden Künstler, der das Urbild doch schließlich war, sondern wir gewahren einen großmäuligen, eitlen Gesellen, der etwa so redet: ‚Nein, die Kunst ist nicht heiter. Eine hehre, himmlische Göttin ist sie. Aber grausam und unerbittlich zugleich. Der Kranz, den sie darreicht, ist aus Lorbeer und Dornen geflochten. Nur dem Besten gebührt er, dem Märtyrer, dem Helden, dem Priester der eigenen Sache, der diese zur Weltsache erhebt. — Hehre himmlische Göttin.‘ Die Leserinnen des ‚Daheim‘ werden solche Apostrophen zweifellos neu und groß finden, oder hehr und himmlisch. Ich kann nur sagen, daß es Gerede ist, hinter dem keine blutvolle Erregung pufft. Man könnte sagen, Heinz Haller sei gar nicht anders beabsichtigt. Er sei als Phantast, als pathologischer Großredner gedacht, der notwendig beim Wahnsinn enden müsse. Dann ist es aber nicht das Ende

* J. A. Lux, ‚Die Vision der lieben Frau‘. (Schuster & Loeffler, Berlin.) Paul Keller, ‚Die fünf Waldstädte.‘ (Allgemeine Verlagsgesellschaft m. b. H., München & Berlin.) Hermann Stegemann, ‚Theresle‘. (Fleischel & Co., Berlin.) Irene Forbes-Mosse ‚Berberitzchen‘. (S Fischer, Berlin.)

eines großen Künstlers (denn der tritt nur im ungeschriebenen ersten Teil auf), sondern die Geschichte einer Krankheit — und wozu dann der Lärm? Besonders wenn diese Geschichte sich zuletzt wie ein Polizeibericht liest? Lux schildert uns Heinz Haller, wie er seine Zeit mit Liebschaften verbringt, die ihn entnerven. Aber er hatte doch große Kunstwerke bereits geschaffen, trotz der Liebschaften, oder ohne sie. Wo ist in dem Buche der Übergang vom Künstler zum Genüßling? Hier galt es, zu tauchen und Psychologie zu exekutieren. Und um dieses Kardinalmanko als Mittelpunkt reiht sich ein Kreis vieler kleiner Unterlassungssünden. Die einzelnen Phasen des Irrsinns werden erzählt, aber wie sie möglich werden, wissen wir nicht. Heinz Hallers Partnerin, Frau Lilith, bleibt ebenso im Dunkel. Beabsichtigt war sie als dämonische Frau, ohne Konsequenz wie alle Nervösen, aber was wir sehen, ist eine harmlose Dame, die ein wenig klug schwätzt und ganz naiv hausbacken sich, als sie ihren Mann betrogen, in einem Briefe ‚Frau Lilith Haller‘ unterschreibt. Das hindert sie aber nicht, ohne daß man weiß, warum, daß sie ihrem Ehemann wieder um den Hals fällt und den Künstler verläßt. Die verbindenden Linien, von der Hand des Dichters gezogen, fehlen. — Der Stoff ist groß: Das Schicksal eines Künstlers, der nicht Distanz zu halten versteht, das künstlerische Erleben mit dem persönlichen verwechselt, und dies auf dem Hintergrund einer gewissen Seite großstädtischen Kunstlebens, wo ‚Schulen‘ Talente züchten und die Kunst nur ein Vorwand für liederliches Leben ist. Aber diesen Stoff hat Lux zu früh angepackt. Er hat selbst nicht Distanz gehalten, das künstlerische Erleben war noch nicht vollendet, als er die Feder ansetzte, und er selbst rang nicht mit dem Stoff, wie Jakob mit dem Engel, sondern verzichtete auf den Segen. Ich bin überzeugt, daß das Buch sehr rasch geschrieben wurde, manchmal ein Vorzug, diesmal ein Nachteil, denn alles Persönliche wurde verwischt; in der Flut eines Stils, der ‚sich glatt liest‘, ging die Eigenart des Dichters zugrunde, und wenn er einmal flüchtig das Bedürfnis fühlt, originell zu sein, dann spricht er Gleichnisse wie diese: ‚Der herbstliche Hofgarten war bunt wie ein Landsknecht‘, ‚ein Farbenregen (im Atelier) prasselte nieder wie in alten Kirchenfenstern‘. Oder die flüchtige Feder bricht der Logik den Hals. ‚Die Schwabinger-Frisur mit Zöpfchen, schneckenförmig um die Ohren gedreht. Zwar sah auch diese Tracht nach schlechter Unterwäsche aus . . .‘ Wieso? Diese Flüchtigkeiten, die von der raschen und nachlässigen Arbeit zeugen, häufen sich zuweilen geradezu. Unsagbar platt sind die Reden des Malers. Jeder Mensch würde diesen Hohlkopf durchschauen; das war doch aber nicht die Absicht? Nirgends ein Zwingendes, nirgends Mitreißendes. Worte. Worte.

* * *

Dagegen läßt man sich diesmal Paul Keller gefallen, der sich in seinem Buch ‚Die fünf Waldstädte‘ als das zeigt, was er ist: ein liebenswürdiger, feiner Poet, ein bekränzter Spaziergänger im Traumland. Der üble Ehrgeiz, sich an Stoffe heranzuwagen, die ihrer Schwere nach für ihn nie zu bewältigen sind, schlief diesmal in Keller. Und man weiß es ihm Dank. Schließlich kommt es doch nur darauf an, daß der Dichter seine eigene Natur erkenne und sie sicher ausgestalte. Dann entsteht sein Werk wohlgerundet und gutgefügt. Sollen wir hoffen, daß Paul Keller seine Eigenart nun recht erkennt? Wir wollen es. Diesmal kam jedenfalls ein feines, klingendes Buch zustande, das mit ruhiger und gedämpfter Stimme Geschichten von Kindern für Kinder erzählt, oder auch für solche Menschen, deren Herz kindlich, und zarten poetischen Regungen empfänglich blieb. Der uralte deutsche Märchenwald rauscht in dem Buche. Die Natur beginnt zu leben. Die naturfreudigen Ohren kindlicher Menschen hören die Tiere und Bäume sprechen. Alles lebt. Geister, hilfreiche und böse, bewohnen die Dickichte, gütige Feen spenden mit weißen Händen Segen: alles, was die kindliche

Seele erfaßt und erlebt, wird ein Wunder, sogar der Tod. Treue Liebe ersteht wieder, Rübezahl schreitet durch den Wald und plagt die Faulen und hilft den Fleißigen, und im ‚Hotel Laubhaus' führen Käfer, Raupe, Fliege und Herbstwind ein wunderlich wehmütig Spiel auf, das mit der hellen Ahnung eines neuen Frühlings schließt. — Das Märchen liegt bei uns im Argen. Dies Buch beweist, daß Paul Keller der rechte Mann wäre, es zu neuem Leben zu erwecken. Nur dürften dann Stücke wie ‚Das Abenteuer auf der Themse' ruhig wegbleiben. In diesem scharmanten Buch ist es ein Mißton.

* * *

Für den neuen Roman von Hermann Stegemann, ‚Theresle' habe ich lange nach einem ihn kurzweg bezeichnenden Charakteristikum gesucht. Ich möchte nun sagen, es ist ein mannhaftes Buch. Ach, welch eine wohltuend kräftige Luft man atmet! Klar und scharf ist diese Luft; nichts Faules und Schwammiges duldet sie, soweit ihr Atem geht. Das Theresle, nach der das Buch heißt, ist nicht mehr Literatur, das ist Leben. Von ihrem ersten Worte an (buchstäblich) bis zum letzten ist sie klar, knapp, zielbewußt und letzten Endes doch ganz Weib. Es ist keine Phrase, wenn man bekennt: dieses Wesen, das man von der Jungfräulichkeit über ihre verfehlte Ehe bis zu ihrem Sterben begleitet hat, wird einem lieb. Ihre Art verliert sich aus unseren Gedanken nicht. Man ertappt sich darüber, ihrer wie einer teuren Toten zu gedenken, bei irgend einer Gelegenheit zu denken: so würde Therese Markwalder sprechen. Solche gesunde, markgesunde Literatur brauchen wir; die feuert an, ermuntert, beschwingt. Solche Bücher wecken unsere besten Kräfte. Denn sobald wir noch nicht gänzlich zum Snob erkaltet sind, muß das Dargestellte und die Art des Dargestellten immer unser Mitleben herausfordern. Und sobald, wie hier, eine prächtige Tapferkeit mit Trommeln und Pfeifen heiter bergan marschiert, zuckt es auch uns freudig im Herzen, und wir tragen das Leben noch eins so leicht. Also Dank dem Dichter! Ab und zu ein etwas romanhafter Zug, besonders gegen den Schluß hin, schädigt den Gesamteindruck nicht sonderlich.

* * *

Echtes Leben ist auch in einem schmalen Novellenband von Irene Forbes-Mosse, der ‚Berberitzchen' heißt. Aber während dort ein helläugiger, starker Jüngling-Mann spricht, erzählt hier eine stille Frau, die viel gelitten haben muß. Denn alles in diesem Buch ist gedämpft und dabei doch voller reicher Farben. Aber das sind nicht Farben in großen Flächen, die dominieren, sondern winzige Fleckchen: Zeugen einer gelassen lächelnden, aber sehr feinen Beobachtung. Was in der kurzen, offenäugigen Träumerei eines halben Kindes alles beschlossen liegt, ist nicht weniger als sein ganzes differenziertes Leben und Erleben. Die Dichterin hat ganz wie Fontane eine wehmütig-warme Skepsis, — nur noch fraulicher, gütiger. Wie sie — im letzten Stück — von einem jungen, verträumten Ding erzählt, das einen ältlichen, überflüssigen Junggesellen heiratet, nur weil ihr Vater einmal gesagt hat, er habe in seinem Leben so wenig Freude gehabt, das ist so rührend echt, daß man wie in einem Traum befangen herumgeht. Die Entsagung steht groß und grau hinter allen ihren Menschen. Aber dies Entsagen ist nicht das weinerliche oder wortreiche schwacher oder überheblicher Menschen, sondern das tapfere vornehmer Naturen, die lächeln, während ihr Blut tropft. Allzuviel Leser wird dieses Buch nicht haben. Dazu ist es zu still, und seine Qualitäten liegen zu tief. Wer aber die rechten Ohren hat, dem wird die Melodie lange nachklingen.

Hochland-Echo

‚Laisierung der Religion'

Ein böses Wort für ein katholisches Ohr und eine schlimme Sache, wo sein Inhalt ins Werk gesetzt werden soll. Deismus, Voltaire, Enzyklopädisten, Illuminatentum, Freimaurerei — so taucht's vor dem Geiste auf, und unwillkürlich richtet sich der Blick westwärts, wo die Männer der dritten Republik, nachdem sie die Kirche ihrer Güter beraubt haben, sich mit profanen Händen auch ins Heiligtum selber eindrängen.

‚Laisierung der Religion', so überschreibt P. Albert Maria Weiß, O. Pr. in seinen kürzlich erschienenen ‚Lebens- und Gewissensfragen der Gegenwart' (Herder 1911) ein Kapitel, und was anders, so denkt man unwillkürlich, wird er darin behandeln, als eben solche Bestrebungen, wie sie dem modernen Radikalismus des Unglaubens und der Kirchenfeindschaft geläufig und natürlich sind! Man müßte jedoch, um enttäuscht zu werden, den Verfasser nicht kennen. Seit vielen Jahren lebt er des zweifellos ehrlichen Glaubens, der Sache der Religion und der Kirche den besten Dienst zu leisten, indem er Gegenwart und Zukunft in der dunkelsten Perspektive zeigt und Gespenster beschwört, die vor dem nüchternen und klaren Tagesblick wie wesenlose Schemen zerfließen. Die Laisierung der Religion durch Katholiken ist ein solches Gespenst. Man sehe nur zu, wie der Verfasser, ehe er zum eigentlichen Thema kommt, die Farben mischt, und wie er den Hintergrund abstimmt, aus dem dann jene Katholiken gleich betrogenen Betrügern so beängstigend hervortreten. Zunächst werden einige Seiten darauf verwandt, die Geistesverfassung gewisser radikaler Laienapostel unserer Tage ins gehörige Licht zu setzen. Wir erfahren in ihrer Sprache, wie sie denken, was sie wünschen und wollen. Das größte Übel der Zeit, so hören wir, ist ihnen das Pfaffentum, vornehm ausgedrückt, die Priesterkirche, Klerikalismus, Seminarerziehung, Schultheologie, Ordenstradition. Schon bald — so wird ihr Denken charakterisiert — nachdem Christus gestorben, habe man das, was er gewollt, verkümmert, die Religion in das Prokrustesbett der Kirche gepreßt und so den ersten Verfall herbeigeführt. Dann läßt er diese Geistesrichtung — wörtlich — sich also aussprechen:

> ‚Noch schlimmer sei es geworden, als sich eine besondere Kaste, die der Priester, gebildet und den Besitz alles Einflusses in der veräußerlichten, materialistisch gewordenen Kirche an sich gerissen habe. Nun sei die sinnliche Kirche zur Priesterkirche, zur Kastenkirche geworden, also abermals um eine Stufe tiefer oder vielmehr auf die tiefste Stufe herabgesunken.
>
> Diese drei Worte: Religion, Kirche und Priesterkirche bezeichneten den Niedergang, die Evolution zum Schlechteren, die das Reich Gottes seit den Tagen Jesu von Nazareth eingeschlagen habe. Auf dem äußersten Grad der Entartung sei es aber mit der Priesterkirche angelangt. Diese sei die

vollkommene Erstarrung, Verkümmerung und Verkrüppelung des freien Geistes und des lebendigen Hauches, den „der Weise aus Galiläa" vergebens der unreifen Menschheit habe einflößen wollen. Von ihr oder vom Klerikalismus sei Engherzigkeit, Intoleranz, Verfolgung und Ausschließung unzertrennlich, lauter Verirrungen, die nur den völligen Verfall des Gottesreiches kundgäben.'

Die so reden, sind natürlich keine Katholiken, auch nicht gewesene Katholiken. Es sind Freidenker sans phrase. Aber es wird sich bald zeigen, daß durch ihren Einfluß die Milch der frommen Denkungsart unter den Katholiken in gärend Drachengift verwandelt worden sein soll.

Der Hintergrund mit seiner düsteren Perspektive ist fertig, und das, worauf die ganze Schilderung hinausläuft, die Anklage gegen die eigenen Glaubensgenossen, hebt an:

‚Einmal dürfen wir uns nicht verhehlen, daß diese eben geschilderte Denkrichtung uns selber doch nicht gar so fremd und fern ist, als wir vielleicht glauben möchten. Und zweitens könnte vielleicht manchen aus uns sogar der Vorwurf treffen, daß er zu ihrer Verbreitung auch das Seinige beitrage oder beigetragen habe.'

Man fragt unwillkürlich: Was ist vorgefallen? Hat sich unter den deutschen Katholiken wirklich eine Partei gebildet, die es mit dem modernen Radikalismus in Kirchen- und Religionssachen hält? Oder wenn ein paar unklare Köpfe gewisse Phrasen liberaler Prägung wirklich einigemal gedankenlos nachgesprochen haben, ist dies eine so große Gefahr für die Religion*, um eine Schwarzmalerei, wie sie hier schaugestellt wird, zu rechtfertigen? Wie es sei, man erwartet ganz natürlich schmerzliche Enthüllungen aus der Welt des deutschen Katholizismus, die Aufdeckung gemeingefährlicher Umtriebe, die Feststellung kompromittierender Tatsachen, mindestens aber gewissenhaft gruppierter und bewiesener Äußerungen und Geständnisse. Und was erleben wir tatsächlich? Die ganze ungeheure Anklage läuft auf nichts anderes hinaus, als darauf, die ‚Bewegung' zu erklären, ‚welcher Veremundus seinen Namen geliehen hat'!

Das also ist des Pudels Kern! Eine Bewegung zur Hebung des literarischen Geschmackes unter den deutschen Katholiken und — Laisierung der Religion! — Wie reimt sich das? Der so harmlose, im Grunde so gut und begeistert unternommene Versuch also, unsere schönliterarische Tätigkeit aus einer etwas tieferen Auffassung als der der Familienunterhaltung heraus, zur größeren Ehre der deutschen Katholiken, neu zu inspirieren, indem man sie zur Konkurrenz mit dem allgemeinen Literaturschaffen aufrief, dieser

---

* P. Alb. M. Weiß spricht mit Vorliebe von der ‚religiösen Gefahr'. Er meint, es sei kein Verstoß gegen die Regeln der Sprache, denn die heutige Gefahr stamme wirklich aus der Religion. Aber wer so wie P. Weiß Worte (wie Weltanschauung u. a.) zu pressen liebt, wo es anzuklagen und in schiefes Licht zu stellen gilt, der sollte es doppelt ängstlich vermeiden, der ‚modernen Phrase' Vorschub zu leisten. Im Munde eines Freidenkers ist das Wort ‚religiöse Gefahr' ohne weiteres verständlich, und der Sinn ist dann genau derselbe, als wenn bürgerliche Zeitungen von der ‚sozialdemokratischen Gefahr', oder ein Zentrumsredner von der ‚liberalen Gefahr' spricht. Viele haben den Titel des bekannten Weiß'schen Buches irrtümlicherweise ironisch verstanden. P. Weiß kann sich rühmen, das Wort geläufig gemacht zu haben. Ob es ihm gelingen wird, dahin zu wirken, daß es immer auch als paradox verstanden wird? In seinem neuesten Buche lesen wir sogar vom ‚religiösen Übel'! Wir beten im Vaterunser, daß wir vom Übel erlöset werden; daß auch Religion ein Übel sein oder je werden könne, ist ein Gedanke, den man bisher höchstens in dem Buche eines radikalen Religions- und Kirchenfeindes finden konnte. Anderwärts pflegen solche Neologismen in den Verdacht des — Modernismus zu bringen!

mit geradezu leidenschaftlicher Liebe zur angestammten Glaubens- und Gefühlswelt unternommene Versuch wird als ein schnödes Symptom der — Laisierung der Religion verkündigt! Die Kombination würde in der Tat humoristischen Beigeschmack haben, käme darin nicht eine Methode zum Ausdruck, die, wenn sie Schule macht, notwendig dahin führen muß, jede unbefangene Lebensregung im deutschen Katholizismus zu unterbinden und zu ersticken. ,Unbefangene Lebensregung!' Aber ist das nicht schon wieder eine Wendung, aus der sich allerhand Bedenkliches folgern läßt? Ich meine es ganz ernstlich. Man wird in der Tat bald keinen Satz mehr niederschreiben können, ohne sich von zischelndem Argwohn schon umstellt zu sehen, noch ehe das Geschriebene trocknen konnte. Du gebrauchst, des Apostelswortes eingedenk, das Wort Mündigkeit — aber schon lauert hinter dem Worte der Verdacht des Antiklerikalismus! Du sprichst von geistiger Selbständigkeit — mache dich darauf gefaßt, ,eines gefährlichen Spiels mit Phrasen' geziehen zu werden. Im Feuer der Rede und im berechtigten Unmut über Zimpferlichkeit und unmännliche Scheu vor allem starken und echten Leben ereiferst du dich gegen ,herbe Aszetiker, die eine kräftige Sinnenwelt nur unwillig tolerieren und sie, die doch das Material aller Kunst ist, zu einer impotenten Negation verstümmeln wollen' — und es ist klar, daß du ein Feind mönchischer Tradition und dem Weltgeist sehr bedenklich zugetan bist! Glücklicher Eichendorff! Du konntest noch solche und ähnliche Sätze schreiben, ohne daß der Argwohn deinen Ruf gefährdete, ein vertrauenswürdiger katholischer und christlich denkender Mann zu sein! Als der letzte Ritter der Romantik, als das Kind einer Zeit von starker religiöser und poetischer Lebensregung konntest du das Schwert deiner Rede noch funkeln und Blitze werfen lassen, und Jugend wie Alter hingen an deinen Lippen, und keiner dachte daran, hinter deinen Worten etwas anderes zu suchen, als was der Sinn des Ganzen zuließ!

Heute ist eine literarische Bewegung eine — ,religiöse Gefahr'. Beweis? Man urteile selbst; hier ist die ganze Stelle:

> ,So erklärt sich die Bewegung, welcher Veremundus seinen Namen geliehen hat. Er schreibt über „die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken", denn er findet, daß sie in diesem Stücke sehr rückständig seien. Unter diesen „literarischen Aufgaben" versteht er aber weiter nichts als — Belletristik. Das allein schon zeigt, bis zu welchem Grad wir uns dem Standpunkte „der Modernen" genähert haben, jenem Weltgeiste, der zwar gegen Tendenzliteratur eifert, dem aber ein Roman für alle „Tendenzwissenschaft" hingeht, für Philosophie und für Theologie, Apologetik, Predigt, Betrachtung, Aszese, ja selbst für Gottesdienst. Veremundus steht nicht an, zu sagen, der Romanschreiber verzichte darauf, als Prediger die Kanzel zu besteigen oder zu überreden, da er „nicht not habe, zu so kleinlichen (!) Hilfsmitteln seine Zuflucht zu nehmen". Die Wirksamkeit eines streng katholischen Kritikblattes könne „schon deshalb nicht viel bedeuten, weil es von Dogmatik und Aszetik, von Hagiologie und Scholastik förmlich strotze". Die „literarische Aufgabe der deutschen Katholiken", die Belletristik, müsse aus der Engherzigkeit des kunstfeindlichen Theologismus befreit werden, da sich dieser dem freien Schaffen des Künstlers auf Schritt und Tritt entgegenstelle.'

Das also ist das Material, auf das sich die Anklage stützt! Der Ver-

fasser hat es nicht für notwendig gehalten, zur Erhärtung seiner These ein mehreres beizubringen. Man hätte es um so eher erwarten dürfen, als selbst dies Wenige erst beweiskräftig gemacht werden mußte durch Entstellung, schiefe Beleuchtung, gewaltsame Deutung. Wo in meinem ganzen Leben habe ich jemals einen Satz geschrieben, der auch nur den Schatten des Sinnes ergäbe, ein Roman gehe ‚für Philosophie und für Theologie, Apologetik, Predigt, Betrachtung, Aszese, ja selbst für Gottesdienst' hin! Wo ist auch nur ein Wort von dem ‚Romanschreiber' zu finden, der darauf verzichte, als Prediger die Kanzel zu besteigen! Wann wäre es mir je in den Sinn gekommen, den Prediger auf der Kanzel, der doch hier einfach nur ein Redebild ist, verächtlich als kleinlich an sich zu bezeichnen*! Wo wurde von mir — auch nur dem Sinn nach — die Anschauung vertreten, ‚die Wirksamkeit eines streng katholischen Kritikblattes könne schon deshalb nicht viel bedeuten, weil es von Dogmatik und Aszetik, von Hagiologie und Scholastik förmlich strotze'**? Und wo habe ich mich des Ausdruckes ‚kunstfeindlicher Theologismus' bedient?

Erschwerend kommt zu all dem hinzu, daß ich vor elf Jahren gleich nach dem Erscheinen dieses Buchabschnitts in der ‚Linzer praktisch-theologischen Quartalschrift' an P. Weiß ein längeres Schreiben gerichtet habe, worin ich mich gegen diese und andere Ungerechtigkeiten beschwerte und ihn um Korrektur bat. Nun ist auch tatsächlich in der Buchausgabe das Allergröbste aus jenem Artikel verbessert, sind einige mir fälschlich zugeschobene Äußerungen weggelassen worden. Auch ist die von mir damals geforderte Berichtigung, unter seltsamen Windungen und Drehungen allerdings, erfolgt. P. Weiß wird also nicht behaupten können, daß das, was er in der Buchausgabe stehen ließ, Versehen seien. Schon allein der Umstand, wie die Abänderungen gemacht sind, spricht dagegen. Der Nachweis läßt sich bis ins kleinste führen!

---

* Gerade dieses Zitat ist für die Methode des Verfassers äußerst bezeichnend! In der Schrift ‚Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken' (Mainz 1899) heißt es S. 4: ‚Er (nämlich ‚der wahrhaft große Künstler') mag nicht als Prediger die Kanzel, als Redner die Tribüne besteigen, um von dort aus zu lehren, zu überreden, zu verweisen und anzuspornen, da alles dieses seiner Natur, seiner Art und Weise, mit den Menschen zu reden nicht entspricht. Denn seiner ganzen Natur nach steht er in diesem Leben nicht als Kämpfer und Streiter, als Mahner und Verbesserer, sondern darüber als Beschauer und Schöpfer.' Das wird dann auf dem letzten Fünftel der Seite noch weiter ausgeführt. Erst auf der folgenden Seite findet sich dann der Satz: ‚Er redet zu ihnen, aber in seiner Sprache, indem er gestaltet, was er gesehen, er überredet nicht, denn warum sollte er zu so kleinlichen Hilfsmitteln seine Zuflucht nehmen, da doch das, was er zu zeigen hat, lauter redet durch seine stille, ruhige, ebenmäßige Schönheit, als je ein Mensch es vermöchte.' — Also abgesehen davon, daß P. Weiß, um das zerstückelte Zitat für seine Zwecke beweiskräftig zu machen, den ‚wahrhaft großen Künstler' durch den Romanschreiber ersetzt, bringt er ein Satzfragment der vierten Seite mit einem Satzfragment der fünften Seite zusammen und der gewollte Effekt ist da. Daß die Kunst der Überredung, auf die es hier ankommt, viel mehr bei dem Tribünenredner, der ausdrücklich genannt ist, gefunden wird als bei dem Prediger — diese Überlegung anzustellen, ließ sich P. Weiß nicht beifallen. Es ist ja sein Prinzip, alles zum Schlimmen auszulegen und müßte man den Dingen auch ein bißchen Gewalt antun!

** Wohl habe ich anläßlich der Erwägung, wie notwendig den deutschen Katholiken ein periodisches kritisches Organ für Kunst und Literatur sei, auch von einem bestehenden literarischen Organ ähnlicher Art gesprochen und dabei bedauernd festgestellt, ‚daß es für die uns hier so sehr interessierenden Fragen fast gar nicht in Betracht kommt'. Denn es trage zwar den stolzen Untertitel für alle Katholiken deutscher Zunge, ‚aber was der gebildete Laie mit diesem Blatte, das von Dogmatik und Aszetik usw. strotzt, für die belletristische Literatur unserer Zeit anfangen soll, wie er darin Handweise finden soll für sein Urteil und die Auswahl in schöngeistigen Werken, das ist unerfindlich'. Man wird mir zugeben, daß dieser Sinn ein ganz anderer ist und daß von einer geringschätzenden Ablehnung, weil es von Dogmatik und Aszetik ꝛc. strotze, gar keine Rede sein kann.

Nach diesen Darlegungen, die dem Grundsatz zufolge, daß, wer zu solchen Behauptungen schweigt, zustimmt, eine moralische Notwendigkeit waren, könnte man alle übrigen Bemerkungen, die diese sonderbaren ,Gewissensfragen' zum Kapitel Literatur und Literaturstreit enthalten, auf sich beruhen lassen. Sie sind alle von gleicher oder ähnlicher Zuverlässigkeit. Der Verfasser hat dabei bloß die äußere Vorsicht angewendet, seine Quellen nicht anzugeben. Nichtsdestoweniger wollte ich mich verpflichten, den exakten Nachweis zu führen, daß auf katholischer Seite von keiner irgendwie maßgebenden oder ernst zu nehmenden Persönlichkeit auch nur im entferntesten die Auffassung vertreten worden ist, die Kunst habe mit der Religion nichts zu schaffen, sie gehöre der Welt und ihrer Bildung an und ein mehr weltliches Denken sei von ihr zu fordern. Und wo etwa hat man ,hoch und feierlich' sich dagegen ,verwahrt', daß die katholische Belletristik im inhaltlichen Sinne für katholisch gehalten werde! Wo steht es, daß bei einem katholischen Schriftsteller nur seine Person, nicht aber der Inhalt seiner Werke in Betracht komme? Von mir selber darf ich sagen, ich habe fast keine Seite zur Literaturfrage geschrieben, wo nicht gerade das Gegenteil von all dem in der nachdrücklichsten Form verteidigt und als selbstverständlich hingestellt wird. Und so darf ich denn mit gutem Recht — trotz P. Weiß — das Lob, welches Papst Pius X. kürzlich in einer Danksagung für überreichte Gralbände spendet, auch für mich und meine literarischen Mitarbeiter in Anspruch nehmen:

> ,Mit Recht leugnet ihr, daß die Religion, die doch unsere ganze feinere Bildung hervorgebracht hat und, weil sie den ganzen Menschen umfaßt, auch das ganze Leben des Menschen beherrschen muß, mit den Musen in keiner Wechselbeziehung stehe; oder daß durch den belebenden Hauch der Religion, die uns doch das vollkommene, von keiner Schranke umschriebene Ideal der Schönheit darbietet, der Dichtergeist in seiner freien Bewegung gelähmt werde, während er vielmehr dadurch genährt und angefeuert wird. Wie aber in Gott das Schöne eins und dasselbe mit dem Wahren und Guten ist, gerade so besteht ihr ganz richtig auf der Behauptung, daß in der christlichen Poesie die Schönheit der Kunst sich dem Glanz der Wahrheit und der Sittlichkeit zu verbinden, ja vielmehr ihm zu dienen habe; daß folglich aus den literarischen Leistungen nicht bloß eine kurzweilige Ergötzung des Gemütes, sondern eine bleibende Frucht allgemeinen Nutzens erstrebt werden müsse. Deswegen verdient ihr Lob dafür, daß ihr das ruhmvolle, von den Vorfahren überlieferte Erbe nicht nur mit Sorgfalt hütet, sondern auch mit schöpferischer Kunst vermehrt. Denn kein billiger Richter der Dinge wird leugnen, daß katholische Männer auf diesem Gebiet, wie überhaupt in allen wissenschaftlichen und literarischen Bestrebungen, so sehr hervorgeleuchtet haben, daß sie mit den hervorragenden Geistern der Vergangenheit ruhig verglichen werden können.'

Das sind Gedanken, die jeder katholische Literat sich zu eigen machen wird. Und wir haben sie nicht bloß mit akademischer Kühle wieder und wieder vorgetragen, wir haben sie auch mit der Wärme des Herzens verteidigt gegen diejenigen, die den katholischen Standpunkt als hinderlich für eine große Dichtung im heutigen Sinne in Verruf zu bringen suchten. Weit entfernt, einer Verweltlichung durch die Literatur Vorschub zu leisten, haben wir vielmehr eine bei weitem charaktervollere und echtere Gestaltung des Religiösen, des

Katholischen in unserer künstlerischen Produktion ersehnt. In diesem Sinne und aus dieser Sehnsucht heraus schrieb ich damals — zur Abwehr — die Worte:

‚Die Sache von diesem der Kunst und der christlichen Sittlichkeit gleich entsprechenden Standpunkte aufgefaßt, sehe ich wirklich nicht ein, wie selbst die engste „Verbindung des katholischen Denkens über Sittlichkeit mit bestimmten dogmatischen Voraussetzungen" auch nur im geringsten das dichterische Schaffen zum Schaden wahrer, echter Kunst beeinflussen und lähmen könne. Im Gegenteil erscheint gerade der Katholizismus eben wegen seiner „alle die tiefen und zarten Bedingungen und Schattierungen des menschlichen Lebens" umfassenden Weite und weil bei ihm nichts Äußerlichkeit und Willkür, sondern alles innere Ursächlichkeit ist, und auf reinster und sicherster Idealität beruht, als der günstigste Standpunkt für eine wahrhaft dichterische und künstlerische Weltbetrachtung, wie denn auch tatsächlich eine ganze Reihe der bedeutendsten Dichtungen auf seinem Grund erwachsen sind.' (‚Die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken'. Mainz 1909, S. 11).

Von diesem Geiste wird auch unser ferneres Wirken beseelt sein. Wo wir etwa Fehler machen, geschieht es nicht aus bösem Willen und mit der Absicht die Literatur zu ‚verweltlichen' oder die Religion zu ‚laisieren', sondern weil wir Menschen sind, weder in bezug auf die Dinge allwissend, noch in bezug auf den Ausdruck, die Form allmächtig. Wir lassen uns auch gerne belehren, wenn nur der Belehrende sich seinerseits Mühe gibt, auch uns zu verstehen und durch sein Verhalten nicht die Achtung und das Zutrauen verwirkt. Die Worte, womit ich vor elf Jahren das erwähnte Schreiben an P. Albert Maria Weiß geschlossen habe, mögen auch hier diese leider unvermeidlich gewesene Auseinandersetzung beschließen:

‚Ich kenne Ihre Endabsicht und weiß, daß sie eine gute ist; ich trachte außerdem mich in einer Gemüts- und Seelenverfassung zu erhalten, daß keine Erbitterung bei mir Wurzel zu fassen vermag. Aber das muß ich Ihnen bemerken, Herr Professor, daß nicht leicht etwas geeigneter ist, bei einigermaßen empfänglichen Naturen Erbitterung zu säen, als die Weise, in der Sie hier verfahren. Sie haben in früheren Schriften, worin ich ehedem gern gelesen, manch schönes Wort über christliche Liebe und Milde gesprochen. Es schmerzt mich aufrichtig, die Betätigung hier so ganz zu vermissen. Habe ich selbst oft dagegen gefehlt, nun so bin ich halt doch eben nur, — nicht zu meiner Entschuldigung, sondern bloß zu milderer Beurteilung sei es gesagt — Laie.' —

M.

Rundschau

Zeitgeschichte

In der ‚Correspondance de Rome' (Nr. 102 vom 4. Juli 1911) liest man: ‚„Hochland", die wohlbekannte deutsche Revue, eines der Zentren des literarischen und nicht-literarischen Modernismus. Und in der Tat, außer den unvergeßlichen Artikeln von Herrn Martin Spahn (der seine Widerrufe widerrufen hat) ist eine Reihe von Artikeln von Herrn H. Platz über den Sillon hervorzuheben, die seit dem letzten April in „Hochland" erschienen sind: diese Artikel enthalten eine perfide Kritik der päpstlichen Verurteilung des Sillon. (Fußnote der „C. d. R.")'

Wir legen Wert darauf, daß unsere Leser in demselben Augenblick von dieser Anschuldigung Kenntnis erhalten, da sie mit dem Abschluß der Artikel über den Sillon in diesem Hefte in die Lage versetzt sind, sich selber ein Urteil zu bilden, was es mit ‚der perfiden Kritik der päpstlichen Verurteilung des Sillon' (!) auf sich habe. Wir bitten direkt, diese Artikel daraufhin zu lesen. Der Fall ist typisch.

Man beachte noch besonders: Der Verfasser hat schon im Maiheft S. 202 eine ‚Kritik des Sillon' angekündigt. In welchem Sinne ist ebendaselbst klar ersichtlich aus dem Satz: ‚Marc Sangnier unterwarf sich alsbald in einem Schreiben, das seine echte katholische Gesinnung beweist und ihm vielleicht mehr Ehre macht, als seine schönsten Schöpfungen'‛

Das Schlußmanuskript war bereits vor dem 4. Juli in den Händen der Redaktion und hat seitdem keine Abänderung erfahren.

D. R.

Eine Universität in Hamburg. Kaum waren die Erörterungen über die in Frankfurt a. M. geplante städtische Universität, deren Eröffnung bereits für Sommer 1914 in Aussicht genommen ist, in Parlament und Presse etwas zur Ruhe gekommen, da tauchte der sorgsam erwogene und wohlvorbereitete Plan einer neuen Universität in Hamburg auf. Nicht als ob man in der alten Hansastadt nicht schon früher an die Errichtung einer Hochschule gedacht hätte. Hamburg hatte seit 1613 ein sogenanntes Akademisches Gymnasium, aus dem eine Reihe von gelehrten Instituten nach und nach hervorwuchs, die sich eines bedeutenden Rufes erfreuten. Die Folge war das Bestreben, diese Institute zu einer Universität auszubauen. ‚Freilich scheint der Erbfehler des Partikularismus, an dem wir Deutsche nun einmal leiden, kaum auf einem Gebiete so leicht freie Bahn zu finden, wie auf dem des Hochschulwesens,' sagt mit Recht der Leipziger Professor Karl Bücher in seinem in der ‚Frankfurter Zeitung' (Nr. 111 und 112) abgedruckten ausführlichen Votum zur Universitätsfrage. Es ist in der Tat ein Erbfehler. Schon im 16. und 17. Jahrhundert hat nicht selten der engherzige Partikularismus im Bunde mit fürstlichem Absolutismus Hochschulen ins Leben gerufen. Abgesehen von den konfessionellen Rücksichten war meist der Beweggrund der, die Hochschule des Nachbarländchens zu überflügeln. Viele von ihnen haben sich nicht als lebensfähig erwiesen und sind später eingegangen. Im Jahre 1847 bereits trat nun ein Komitee zur Vorberatung einer in Hamburg zu schaffenden Universität zusammen; es erstattete auch einen Bericht über die Frage und beschloß, ‚ihn der Öffentlichkeit zur Begutachtung vorzulegen. Doch die Sturm- und Drangjahre der Revolution, die Kämpfe um die Ausbildung der Hamburger Verfassung und schwere Handelskrisen drängten die wissenschaftlichen Interessen in den Hintergrund. Später betätigte sich der gemeinnützige Sinn hervorragender Hamburger Bürger zunächst mehr in anderen Schöpfungen. Marksteine der Entwicklung ideeller Bestrebungen sind aber

die Ausbildung des Vorlesungswesens und seiner Professuren, ferner zu Anfang des 20. Jahrhunderts die Errichtung der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, die im Jahre 1907 durch das Legat des in Hamburg verstorbenen Hamburger Millionärs Alfred Beit und die Zuwendungen anderer Bürger Hamburgs ausgebaut wurde; und drittens das Hamburgische Kolonialinstitut, dem von Reichs wegen die Kolonialausbildung der Beamten in weitem Umfange anvertraut ist und für welches in den letzten Jahren die deutschen Universitäten wiederholt namhafte Lehrer abgegeben haben. Diese sehen aber ihre Tätigkeit nicht darin erschöpft, daß sie den Kaufleuten und den Kolonialbeamten geistige Anregungen geben und gelehrtes Wissen vermitteln. Sie wollen eine regelrechte hohe Schule mit kontinuierlichem geistigen Austausch von Professoren und Studierenden. Solange ihnen dieses fehlt, haben sie keine Gewähr für eine dauernde und wahrhaft fruchtbringende Lehrtätigkeit. Im verflossenen Jahre haben dieselben daher im Einvernehmen mit der Bürgerschaft den Hamburger Senat ersucht, mit den andern deutschen Bundesstaaten in Verhandlungen behufs Anrechnung der in Hamburg zugebrachten Semester für die auswärtigen Prüfungen einzutreten. Diese Verhandlungen wurden vertraulich geführt. Es heißt, daß Preußen dabei seine Zustimmung zur Anrechnung der Studienzeit davon abhängig gemacht habe, daß in Hamburg eine geschlossene selbständige Lehranstalt mit mindestens zwei Fakultäten eingerichtet werde. Daraufhin hat der Senat eine Vorlage für die Bürgerschaft ausgearbeitet, worin er die Schaffung einer juristischen und einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät in Aussicht nimmt. Ob diese Vorlage allseitig zustimmend begutachtet wird und zur Annahme gelangt, ist noch fraglich. Man mag den wissenschaftlichen Wagemut und den zähen Erwerbssinn der Hamburger noch so hoch einschätzen, ob ihnen das ideale Interesse an wissenschaftlicher Forschung und das Verlangen nach höherer Bildung durchaus die Wage hält, darf bezweifelt werden. Jedenfalls erhielt aber der Plan der Hamburger Universitätsfreunde eine neue kräftige Stütze durch das Vorlesungsgebäude, das der Hamburger Kaufmann Edmund J. A. Siemers zur Feier des hundertjährigen Bestehens seines Handelshauses und seiner Firma gestiftet hat. Die feierliche Übergabe des im Barockstil nach den Plänen der Architekten Distel und Grubitz errichteten Kollegiengebäudes fand am 13. Mai in Gegenwart der Bürgermeister, des Stifters und seiner Familie, des preußischen und des hanseatischen Gesandten und der Vertreter der Behörden und städtischen Kammern und wissenschaftlichen Körperschaften statt. In seiner festlichen Ansprache schilderte der Stifter Edmund J. A. Siemers, Hamburg, seinen Handel und seine Schiffahrt als Kulturträger seit mehr denn tausend Jahren. Er schloß mit den Worten: ‚Es ist eine Wahrheit: der bestunterrichteten Nation gehört die Zukunft; so möge denn der Bau gerade zum Ausbau der wissenschaftlichen Bestrebungen dienen, möge er zur Hochschule, zur Universität führen!‘ Diesen Gedanken griff der Präsident der hamburgischen Unterrichtsverwaltung Senator Dr. von Melle auf. Er bezeichnete das Kolonialinstitut als den Kern und die charakteristische Note der kommenden Hochschule. ‚Alles drängt heute dahin, das Kolonialinstitut, das allgemeine Vorlesungswesen und die mit beiden eng verbundenen wissenschaftlichen Anstalten zusammenzuhalten zu einer den Bedürfnissen Hamburgs und Deutschlands entsprechenden, eigenartigen Hochschule, die, wenn auch nicht an Umfang, so doch bezüglich ihrer Leistungsfähigkeit auf den von ihr gepflegten Gebieten und der Anrechnung der an ihr verbrachten Studienzeit den deutschen Universitäten gleichsteht.‘ Danach ist wohl nicht mehr daran zu zweifeln, daß in nicht mehr ferner Zeit in Hamburg eine auf die kolonialen und überseeischen Verhältnisse ihr besonderes Augenmerk richtende Hochschule erstehen wird. Mit dieser Eigenart und mit dieser Bestimmung des Inhaltes und des Umfanges ihrer Betätigung entspricht sie einer Forderung unserer Zeit, und in

diesem Sinne fallen auch die Bedenken, es gebe in Deutschland zuviel Universitäten, die mittleren und kleineren würden unter der Konkurrenz der Großstadtuniversitäten zu sehr leiden und das Gelehrtenproletariat schwelle in beängstigender und die akademischen Berufe herabdrückender Weise an, zum Teil ganz fort, zum Teil werden sie doch erheblich gemildert. Dr. Karl Hoeber.

Philosophie

Vom Pragmatismus in Deutschland

Jene Auflösung des Wahrheitsbegriffs in eine bloße praktische Nützlichkeitsgeltung, die neuerdings unter dem Namen ‚Pragmatismus' wie eine ganz neue Lehre aufgetreten ist und namentlich auf religionsphilosophischem Gebiet viel Unheil angestiftet hat, läßt sich am einfachsten etwa in dem Satze aussprechen: ‚Wahr ist nur, was sich im Leben als brauchbar bewährt, und alles bleibt nur wahr solange und soweit, als es sich so bewährt.' Alle Theorien sind nach James*, dem bekanntesten Vertreter der neuen Lehre, nur ‚Werkzeuge'; alle Erkenntnis gilt nach ihm nur, soweit sie ‚uns behilflich ist, uns in zweckentsprechende Beziehungen zu anderen Teilen unserer Erfahrung zu setzen'.

Dieser philosophische Amerikanismus, den so viele als den ‚dernier cri' der Denkmode oder richtiger Denkverzichtmode ansehen, ist aber in Wirklichkeit ein alter Bekannter der Philosophiegeschichte. R. Eisler hebt in seinem vortrefflichen Wörterbuch der philosophischen Begriffe unter dem Schlagwort ‚Pragmatismus' mit Recht hervor, daß dieser pragmatische Wahrheitsbegriff sich bereits in der altindischen und altgriechischen Sophistik findet und auch in der neueren Zeit, seit Bacon zumal, taucht er immer wieder da und dort mehr oder minder prononciert auf. An so vielen Stellen gleichzeitig und bei aller Verschiedenheit der Formulierung so gleichgerichtet wie heute ist der Pragmatismus freilich doch wohl noch niemals hervorgetreten. Auch bei uns in Deutschland sind seine Vertreter zahlreicher, als äußerlich durch den Gebrauch des Wortes Pragmatismus kenntlich wird. Ein förmliches Bekenntnis zu Begriff wie Namen hat unseres Wissens eigentlich nur der Übersetzer von James, Wilhelm Jerusalem, in der vielgelesenen, weil im Sinne seiner Auffassung sehr geschickt orientierenden ‚Einleitung in die Philosophie' (4. Aufl. Wien 1909, Verlag von W. Braumüller) abgelegt. Im Grunde die gleiche Lehre vertritt aber die ganze Schar der ‚Positivisten' und ‚Empiriokritizisten' allen voran Ernst Mach (‚Erkenntnis und Irrtum'), und vielleicht am geistreichsten der vornehmlich durch soziologische Nutzanwendungen bestechende Berliner Philosoph Georg Simmel. Der letztgenannte hat bereits längst vor dem Herüberwirken ausländischer Denker wie James und Bergson 1895 in einem Aufsatz ‚Über die Beziehung der Selektionstheorie zur Erkenntnistheorie' (Archiv für systematische Philosophie) ‚die Begründung der Wahrheit auf die Nützlichkeit' verfochten und dafür die treffende Formel geprägt: ‚Ob das Ganze unserer Erkenntnis wahr oder falsch ist, das ist unserer Voraussetzung gemäß nicht wieder theoretisch auszumachen, sondern nur nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit des daraufhin geltenden Handelns.'

Es ist ein eigentümlicher Kreislauf der Ideen, den wir in solchen von der darwinistischen Selektionstheorie beeinflußten Erkenntnistheorien vollendet sehen. Bekanntlich ist ja Darwins Theorie kein naturwissenschaftliches Eigengewächs — und hat deshalb auf diesem Gebiet auch nur eine recht beschränkte Geltung behauptet, — sondern sie beruht ursprünglich zu einem guten Teil auf einer Übertragung gesellschafts- und wirtschaftsphilosophischer Begriffe, zumal der Grundvorstellungen des Malthusianismus, auf das biologische Gebiet. Der zoologische und botanische Artbegriff wird, kurz gesagt, von Darwin auf eine nur aus reinen Nützlichkeitsbeziehungen bestimmte Währungsdauer herabgedrückt.

* Vgl. über James und seine Lehre Novemberheft 1910 dieser Zeitschrift, S. 234 ff.

Aber die große Frage ist nun, ob dieser relativierte Wertbegriff, der ja für eine ‚Philosophie des Geldes‘ ausreichen mag — so lautet nicht zufällig der Titel von Simmels geistreichem Hauptwerk, — auch auf die höheren Werte der Erkenntnis und des Wollens mit Fug und Recht angewendet werden darf. Georg Simmel glaubt sogar bereits in populärer Form alle ‚Hauptprobleme der Philosophie‘ seiner Denkweise einordnen zu können, und da diesem Versuch die Auszeichnung zuteil wurde, als 500. Bändchen der bekannten Sammlung Göschen zu erscheinen*, fordert er um so mehr zur kritischen Stellungnahme heraus.

Wer an das Bändchen mit dem Vorurteil herantritt, in der Philosophie würden, wie sonst in der Wissenschaft und im Leben, Fragen gestellt, um Antwort zu erhalten, Probleme formuliert, um sie der Lösung zuzuführen, findet sich bald enttäuscht. Bereits das erste und grundlegende Kapitel ‚Vom Wesen der Philosophie‘ schaltet aus ihrem Bereich den Wahrheitsbegriff eigentlich völlig aus: ‚Vielleicht ist Wahrheit überhaupt nicht der ganz angemessene Begriff, um den Wert einer Philosophie auszudrücken.‘ Die verschiedenen philosophischen Lehren und Systeme sind vielmehr für Simmel nur der charakteristische Ausdruck ebenso vieler, an Zahl übrigens begrenzter Persönlichkeitstypen: ‚Wer fragt heute eigentlich noch danach, ob Platos Ideenlehre oder der Pantheismus der Stoiker und Spinozas „richtig“ ist, ob des Nicolaus Cusanus Begriff von Gott als des „Zusammenfallens der Gegensätze“ oder Fichtes weltschöpferisches Ich „den Tatsachen entspricht“, ob Schellings Lehre von der Identität von Natur und Geist oder Schopenhauers Willensmetaphysik „wahr“ ist? Alles das ist oft und bündig „widerlegt“; allein der jeweilige menschliche Typus, der in diesen „Irrtümern“ seine Reaktion auf das Dasein niedergelegt hat, hat alle Widerlegungen überlebt...‘ Das Wahrheitskriterium aller jener Lehren liegt für Simmel nicht in ihrem Inhalt, sondern in ihrem Schöpfer; sie gelten immer nur für den gleichen Geistestyp, nicht einmal für jeden philosophischen Denker, geschweige denn für alle denkenden Menschen.

Es bedarf keiner näheren Prüfung der vergleichenden Durchblicke, welche Simmel mittels der Begriffsleitfäden: ‚Vom Sein und vom Werden‘ und ‚Vom Subjekt und Objekt‘ durch das Labyrinth der Philosophiegeschichte gibt, um inne zu werden, daß man unter solchen Voraussetzungen nur auf allen erdenklichen Wegen der Denkmöglichkeit im Kreis herumgeführt, aber zu keinem lichtspendenden Ausweg hingeführt werden kann. (Man muß übrigens schon recht viel von Philosophie wissen, um überhaupt folgen zu können.)

Dieser Relativismus, weit darüber hinausgehend, nur die persönlichen und geschichtlichen Bedingtheiten aller Gedanken*formulierung* zu betonen, hebt schließlich eigentlich jeden bleibend und allgemein wertvollen Gedanken*inhalt* auf. Selbst Hegel, dessen Denkmotive mit besonderem Glück und augenscheinlicher Sympathie entwickelt werden (S. 71 ff.), muß sich doch die entscheidende Bemängelung gefallen lassen, daß er der gesamten Philosophiegeschichte sein eigenes System zum abschließenden Endziel nicht hätte geben dürfen. Einen solchen Abschluß der Denkbewegung kann es für den Pragmatisten überhaupt nicht geben. Sogar ‚die Wahrheit, daß alles fließt, ist selbst eine fließende. Auch sie ist durch das Gesetz, das sie verkündet, dazu bestimmt, von einer anderen, ja entgegengesetzten, abgelöst zu werden‘.

Dieses Ausmünden in einen sich selbst bezweifelnden Skeptizismus, durch welchen die Philosophie jeden Zusammenhang mit den Spezialwissenschaften einbüßen und ganz in die Nachbarschaft einer rein artistischen Kunstauffassung geraten würde, kommt in Simmels Schlußkapitel ‚Von den idealen Forderungen‘ zum allerdeutlichsten Ausdruck; denn hier streitet er jede inhaltliche Vereinheitlichungsmöglichkeit der sittlichen Forderungen ab und findet auch in den

* Leipzig 1911, Verlag G. J. Göschen. Gebd. 80 Pfg.

letzten Wertungsweisen des Lebens — Optimismus oder Pessimismus — nur ‚Ausdrücke für fundamentale Beschaffenheiten gegensätzlicher Seelen‘, die eben nur in ihrer extremen Verschiedenheit erlebt werden können, aber in keiner höheren Einheit versöhnt.

Mag Simmel auch auf seinem Rundgang manches abschwächende ‚Vielleicht‘ miteinfließen lassen, schließlich entläßt er doch den willig die Probleme der Philosophie Mitdurchdenkenden mit nichts Besserem als Zweifeln am Sinne des Philosophierens und, was weit schlimmer ist, am Sinne des Lebens und der Welt.

Die Philosophie würde sich selbst aufgeben, wollte sie dies als ihrer Weisheit letzten Schluß auch nur in der Möglichkeit zugeben. Tatsächlich sehen wir denn auch die pragmatistische Gedankenwelle ebenso rasch abebben, als sie angeflutet ist. Wie schon vordem auf dem internationalen Philosophenkongreß zu Heidelberg, wo der Pragmatismus noch im Mittelpunkt kritischer Debatten stand, so hat sich erst recht unlängst auf dem Kongreß zu Bologna die Abwendung von dieser Denkrichtung deutlich kundgegeben. Nach dem Bericht von S. Hessen in der Revue ‚Logos‘* wurde die Rede des amerikanischen Hauptverfechters F. C. S. Schiller ‚Über den Irrtum‘ allgemein abgelehnt, und in des Franzosen Poincaré** Referat ‚Über die Entwicklung der Gesetze‘ machte sich ‚eine entschiedene Wendung zum Apriorismus‘ geltend. Wir haben also gewiß keinen Grund, in Deutschland diese abgelegte Denkmode neu aufzunehmen, so geistreich sie auch von einzelnen vertreten werden mag. Dr. Max Ettlinger.

* Unter diesem Titel erscheint seit dem Vorjahr eine sehr beachtenswerte ‚Internationale Zeitschrift für Philosophie der Kultur, für Deutschland im Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen. Hessens Referat findet sich Bd. II, S. 124 ff.

** Über seine beiden philosophischen Hauptwerke, von denen nun auch die Verdeutschung des zweiten ‚Der Wert der Wissenschaft‘ die zweite Auflage erreicht hat, vgl. O. von der Pfordtens ausführliche Kritik in dieser Zeitschrift, Oktoberheft 1906, S. 101 ff.

Literatur

Gabriele D'Annunzio's Martyrium des hl. Sebastian* ist die Sensation der Saison. Als ein von einem durchaus modern gerichteten Dichter unternommener Versuch, die mittelalterlichen Mysterienspiele zu repristinieren und dadurch vielleicht die blutleer gewordene dramatische Kunst der Neuzeit aufzufrischen, verdient diese neueste Leistung des seltsam proteusartigen ‚Imaginifico‘ aus den Abruzzen, der zur Abwechslung der französischen Sprache sich bedient, auch bei denjenigen Beachtung, die nicht zu den Anhängern seiner bisher so perversen Muse gehören. Nachdem d'Annunzio mit seiner Gemeinde schon lange vor der Aufführung und dem Erscheinen der Buchausgabe in der gewohnten Weise aufdringliche Reklame gemacht haben; nachdem die italienische Kritik, die nämliche, die der irredentistischen ‚Nave‘ so frenetisch zugejubelt hatte und noch kürzlich den obszönen Inzest-Roman ‚Forse che si, forse che no‘ wohlwollend aufnahm, aus verletzter nationaler Eitelkeit, weil der Poet sich nach Paris gewandt und das heimische Idiom aufgegeben hat, gegen die Dichtung Stimmung gemacht hat; nachdem die Index-Kongregation und der Erzbischof von Paris durch ihre bekannten Verbote zu der erwünschten Sensation beigetragen haben; nachdem endlich auch die ersten Bühnenaufführungen auf dem Châtelet-Theater zu Paris aus hier nicht zu erörternden Gründen eine zweifelhafte Aufnahme gefunden haben, ist es nicht ganz leicht, dem Werk völlig unbeeinflußt gegenüberzutreten. Es gilt zunächst, einen objektiven Boden für unsere Stellungnahme zu gewinnen. Von bestimmendem Einfluß kann da nicht die Erwägung sein, daß die ganze bisherige Dichtung d'Annunzios eine sensualistisch-unchristliche war. Es rührt uns auch nicht, daß d'Annunzio den hl. Sebastian durch die ‚jüdische Tänzerin‘ Ida Rubinstein hat dar-

* Le Martyre de Saint Sébastien, mystère composé en rhythme français par Gabriele D'Annunzio et joué à Paris sur la scène du Châtelet le 22 mai 1911 avec la musique de Claude Debussy. VIII et 270 pp. Paris chez Calmann-Lévy éditeurs.

stellen lassen, ein Umstand, den die Civiltà Cattolica (Nr. 1464 und 1465 vom 17. Juni und 1. Juli 1911) urgiert: wir haben es nicht mit einer gelegentlichen, mehr oder minder würdigen Aufführung zu tun, sondern mit der **prinzipiellen** Frage, ob das Drama an sich und notwendig unwürdig wirken müsse. Wir haben endlich nicht zu untersuchen, ob die Fabel d'Annunzios genau mit der traditionell-kirchlichen Sebastianlegende übereinstimmt, wir billigen da dem Dichter völlige künstlerische Freiheit zu — unter der Voraussetzung natürlich, daß er nicht den Anspruch erhebt, ein **kirchliches** Mysterienspiel mit dogmatischem Einschlag zu geben; das aber prätendiert

„l'artisan de ces cinq verrières,
consacrées à Sébastien",

nicht, wenn auch der ‚ouvrier pélerin', ‚ce Florentin en exil', wie er sich nennt, glaubt, religiöse Werte zu bieten; und wir haben kein Recht, von vornherein eine Frivolität darin zu suchen, wenn er die Zuschauer auffordert, dem Spiele beizuwohnen

„. . . recueillis en présence
de Dieu, comme dans la prière . . .
pour le remède de votre âme!"

Wir haben es einfach und ohne jeden Seitenblick zu tun mit dem **Text**, wie er jetzt in der Buchausgabe vorliegt, und mit den Wirkungen, die dieser notwendig haben muß.

In der Form strebt d'Annunzio ausgesprochenermaßen den Stil der alten Mysterienspiele an. Es heißt, er habe zu diesem Zwecke an 1500 Bände durchstudiert. Jedenfalls hat er nicht nur die mittelalterlichen Bearbeitungen der Sebastianuslegende, wie die der ‚Legenda aurea' des Jakobus de Voragine, gekannt, sondern sich auch direkt aus französischen Sebastians-Mysterien des 16. Jahrhunderts inspiriert (z. B. aus dem von Lanslevillard in Savoyen und aus einem noch unedierten in der Pariser Nationalbibliothek; für Genaueres sehe man G. Quedenfeldt, Die Mysterien des hl. Sebastian. Dissertation. Marburg 1895). Kenner versichern, daß er den Ton dieser Spiele wohl getroffen habe. Im Gegensatz zu italienischen Kritikern urteilt ein Kritiker im Mercure de France (Nr. 336 vom 16. Juni 1911) über die sprachliche Seite: ‚Gabriele d'Annunzio besitzt eine wunderbare Gabe des Wortes. Sein französischer Sprachschatz ist nicht weniger reich als sein italienischer: er hat unbegrenzte Hilfsquellen und eine Schmiegsamkeit ohnegleichen. Wenn er uns bisweilen in Staunen setzt, so ist das nur der gerechtfertigte Eindruck eines Stils, einer Persönlichkeit, ohne uns jemals an einen Fremden zu erinnern. Wenn man übrigens d'Annunzio als einen Fremden beurteilen wollte, sei es aus Nachsicht oder aus Ironie, so hieße das ihm unrecht tun und eine schwere Ungerechtigkeit begehen.' Eher könnte man aussetzen, daß er fast zu sklavisch die Manier jener französischen Mystères nachgeahmt habe. Er erzielt dadurch freilich im Verein mit seiner gewaltigen, faszinierenden Sprachgewalt einen großen Stimmungsgehalt. Man glaubt da Anklänge an gewisse Passagen der katholischen Liturgie, die ja zumeist dramatisch aufgebaut ist, und die d'Annunzio wohl kennt, zu vernehmen.

Selbstverständlich ist der moderne Dichter sonst weit über den Rahmen der spätmittelalterlichen Dramatik hinausgeschritten. Die alten Mysterien waren nichts anderes als die Aneinanderreihung von Bildern in dramatisch meist sehr wirksamer Komposition, die freilich durch eine einheitliche Idee zusammengehalten wurden, aber ohne eine eigentliche psychologische Entwicklung. Diesen inneren Fortschritt hat d'Annunzio hinzugefügt, wie sich aus der folgenden Übersicht des Szenariums, die zugleich zeigt, wie frei der Dichter mit dem überlieferten Legendenstoff geschaltet hat, ergibt. In der ersten mansion ‚La cour des Lys' wohnt Sebastian dem Martyrium der Brüder Markus und Marcellianus bei und stärkt sie im christlichen Bekenntnisse, wobei er nicht nur sich selbst als Christ bekennt, sondern auch deren Verwandte zur neuen Religion bekehrt; die Szene schließt mit dem mystischen ‚Tanz' des Heiligen auf glühenden Kohlen, der in katholischen Kreisen so viel Anstoß erregt hat. In der zweiten mansion ‚La chambre magique' finden wir den Heiligen bei der Zerstörung der Götzenbilder des

Präfekten, der bei ihm Heilung von seiner Krankheit gesucht; die Überwindung des Heidengreuels gelingt ihm aber erst durch die Kraft des heiligen Schweißtuches Christi, das die symbolische ‚fille malade des fièvres‘ überbringt. Die dritte mansion ‚Le concile des faux dieux‘ bringt den Höhepunkt des Konfliktes: der Kaiser Diokletian, der Sebastian liebt, sucht diesen dem Christentum abwendig zu machen und zu veranlassen, den heidnischen Göttern zu opfern, durch die Versprechung aller irdischen Herrlichkeiten und die Verheißung, ihn zum Gott zu erheben; da ihm dies nicht gelingt, obwohl der Heilige fast den Versuchungen zu erliegen scheint, befiehlt er, diesen unter Blumen und Gold zu ersticken. Die beiden letzten mansions, welche im Vergleiche zu den anderen Aufzügen sehr kurz sind, zeigen in der vierten ‚Le laurier blessé‘ das eigentliche Martyrium — Sebastian wird von den Bogenschützen seiner Kohorte, die den geliebten Hauptmann aus der Erstickung durch die Blumen gerettet hatten, erschossen — und in der fünften ‚Le paradis‘ die Verherrlichung des Martyrers im Himmel. Der Aufbau ist etwas unsymmetrisch, deutet die großen Linien der Geschehnisentwicklung vielfach nur an und verweilt lieber auf mystischen Stimmungsmomenten; trotzdem ist die Wirkung — wenigstens beim Lesen, wo gewisse Längen weniger stören — ebenso pathetisch wie die der Fresken eines Puvis de Chavannes oder eines H. von Marées, welche auch die Handlung nur flächig andeuten.

Inhaltlich steht d'Annunzio in keinem Zusammenhang mehr mit den Mysterienspielen des Mittelalters. Hier wollte er ganz frei sein — nicht zum Vorteil seines Werkes. Zu der christlichen Legende hat er ein zweifaches hinzugefügt: die Religionsmengerei im Rom des zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhunderts und die unklare religiöse Sehnsucht, den mystischen Durst der nichtchristlichen Moderne; das Ganze hat er dann in ein spätmittelalterliches Gewand gekleidet. Zum Verständnis des erstgenannten Elementes muß man sich erinnern, daß zur Zeit Diokletians die griechische Welt politisch tot und auch kulturell erschöpft war, die römische Welt dagegen innerlich und äußerlich beständigen Zuckungen und Erschütterungen unterlag. In dieser müden Welt fühlten die Geister, welche der Stoizismus eines Seneka nicht mehr befriedigte, unwillkürlich das Bedürfnis eines Mystizismus; und so nahm man willig gewisse orientalische Religionen an, welche jenem mystischen Bedürfnis entgegenkamen, und vermischte sie ziemlich wahllos: den ägyptischen Isiskult, die asiatische Kybele und Astarte, die Atargatis, den Kult des Mithras und des syrischen Adonis. Auch das junge Christentum wurde vielfach in die Reihe jener Kulte gestellt — man denke nur an die Gerüchte über die Geheimgottesdienste der Christen mit ihren angeblichen blutigen Greueln. d'Annunzio stellt nun vor allem das Christentum und den Adoniskult nebeneinander, ja er läßt sie in der Person des Sebastianus sozusagen ineinanderfließen. Und es ist sein Fehler, daß er einerseits die einzigartige Stellung des Christentums nicht genügend erkannt und hervorgehoben hat, und daß er andererseits seinem Heiligen nicht nur Züge von Christus sowohl als von dem androgynen Adonis gegeben hat, sondern ihn an einigen Stellen geradezu deren Person annehmen läßt — was nicht nur für das christlich-religiöse Empfinden unerträglich, sondern auch künstlerisch unzulässig ist. Es ist zwar nicht richtig, was die Civiltà Cattolica behauptet, daß es dem ‚ewigen Kanon der wahren Kunst‘ widerspreche, in einer Person zwei feindliche Prinzipien, also hier Christentum und Heidentum, streiten zu lassen; nur muß dieser Widerstreit innerlich nach künstlerischen Gesetzen gelöst werden. Das ist bei d'Annunzio nicht der Fall; Sebastian bleibt zwar Christus treu, aber man findet die innere Überlegenheit der christlichen Idee weder persönlich noch sachlich motiviert. Darum ist es auch ebenso falsch, wenn von der anderen Seite behauptet wird, ‚Das Martyrium des hl. Sebastian‘ sei das Drama zweier Welten, des Konfliktes zweier Geister, des alten und des neuen, des heidnischen und des christlichen, des sensualisti-

schen und des spiritualistischen: wir können nur eine wahllose Assimilation, einen auf äußere Affekte abzielenden Synkretismus erblicken. Und das ist auch der tiefste Grund, weshalb wir den Versuch d'Annunzios, die alten Mysterienspiele wiederzubeleben, für mißglückt erachten. Eine dramatische Kunst im Sinne jener Mysterien verlangt notwendig, weil sie auf religiösem Grunde aufgebaut sein muß, eine einheitliche Weltanschauung; diese aber vermißt man bei d'Annunzio, welcher der alte raffinierte Ästhet und Nur ästhet geblieben ist und skrupellos seine Motive hernimmt, wo immer sie ihm von nervenkitzelndem Effekt zu sein scheinen. Daß er über das Ganze eine mystizierende Sauce aus den Töpfen der nervösen Religionsmengerei der Moderne gegossen, macht das Ragout nicht schmackhafter.

Gegen diese Bedenken wiegen die meisten anderen gegen d'Annunzio erhobenen Vorwürfe relativ geringer. So insbesondere der ‚Tanz' des Heiligen auf glühenden Kohlen: Die Frage, ob die Rubinstein ihn auf der Pariser Bühne würdig aufgeführt hat, scheidet hier aus. Schon die Erwägung, daß es stets sogar liturgische Tänze gegeben hat und in Spanien noch gibt, und daß ‚Tänze', die man nicht mit dem heutigen Walzer zu verwechseln braucht, ein ständiges Ingrediens der mittelalterlichen Mysterien waren, läßt es nicht klug erscheinen, diesen Tanz an sich als ein Hauptärgernis des Stückes zu bezeichnen, denn im Grund soll er ja nur der rhythmische Ausdruck ekstatischer Stimmung sein.

Daß sich d'Annunzios Sebastian bisweilen in der Person Christi fühlt, wäre kein durchschlagender Einwand gegen das Stück, wenn nicht auch hier das Wie zu Bedenken Anlaß gäbe. Ein solcher gefühlsmäßiger Rollentausch ist in der christlichen Dichtung nichts Seltenes. Aber trotz dieser Anleihen bei der christlichen Psychologie ist die Dichtung d'Annunzios weit entfernt, ein christliches Werk zu sein: das Ganze ist ein sensualistischer Rausch und auch nur im Rausche zu genießen, seine Welt hat mit Christus nichts zu tun. Denn — ich möchte auf den italienisch-französischen Zaubermeister anwenden, was Friedrich Huch in seinem Roman ‚Enzio' von Richard Wagners Nibelungenring sagt — ‚um diese Welt liegt keine reine, himmlische Atmosphäre, es ist, als entstiegen aus allen ihren Poren narkotisierende, betäubende, süße Dämpfe, die die Seele einhüllen; sie knechtet die Empfindungen, anstatt sie zu befreien. Und in diesem Geknechtetsein liegt die ganze Wollust ihres Zaubers, der etwas Verruchtes an sich hat . . . Seine Kunst macht glücklich-unglücklich, und wirkt auch am meisten auf Menschen, in deren Leben und Wollen eine Disharmonie besteht'.

Daß D'Annunzio sich je zu christlichen Idealen bekehren sollte, weil er sich hier einer christlichen Legende als Stoff bedient, wird man kaum erwarten. Die katholischen Kreise hatten daher recht, wenn sie das ‚Mysterium' ablehnten. Was sich der Dichter in erster Linie vorgesetzt hatte, das moderne Drama durch die Wiedererweckung der religiösen Spiele neu zu orientieren und zu beleben, hat er jedenfalls nicht erreicht. Der Grund liegt in seinem zweideutigen Verhältnis zum Christentum, oder vielleicht in dem direkten Mißverhältnis — wir wollen darüber nicht urteilen. Das große Drama der Zukunft wird nur aus dem echt christlich-religiösen Erlebnis wiedergeboren werden.

— b —.

Ein romantisches Dokument. Die im Novemberheft 1908 von ‚Hochland' durch Justizrat Dr. A. M. v. Steinle veröffentlichte Handzeichnung Clemens Brentanos ‚An Emilie Linder', die im Verlage der Jos. Köselschen Buchhandlung als Separatdruck erschienen ist, hat ein entsprechend ihrem individuellen und literarischen Wert lebhaftes Interesse gefunden. Unter anderem hat Dr. Heinz Amelung in Nr. 24 der ‚Grenzboten' vom 14. Juni 1911 eine Erweiterung bezw. Änderung zu dem Kommentar gegeben, in dem von Steinle seinerzeit unter dem Titel ‚Ein romantisches Dokument' die vielsymbolisierende Zeichnung erklärt hat. Zu der Angabe, daß Brentano ein von einem Genius geläutetes

Schneeglöckchen dargestellt und damit auf seine Jugenddichtung gleichen Namens angespielt habe, von welcher es scheinbar kein Exemplar mehr gebe, bemerkt Amelung, daß ‚Brentano kein Schneeglöckchen (das doch nur eine Glocke hat), sondern eine Maiblume oder eine Glockenblume gezeichnet hat. Zudem konnte der Dichter auch nicht anspielen auf sein angebliches Jugendwerk „Schneeglöckchen"; denn das mit diesem Titel unter dem Pseudonym „Maria" in der Heroldschen Buchhandlung zu Hamburg erschienene Buch ist nicht von ihm verfaßt, sondern von Maria v. Plessen, geb. Fick. . . . Nur seine ersten Schriften hat Brentano unter dem Namen „Maria" veröffentlicht.

Bei Diel-Kreiten (Clemens Brentano. Ein Lebensbild. Freiburg i. B. 1877/78. Band 2, S. 561) werden die „Schneeglöckchen" noch als ein Werk Brentanos aufgeführt; es wird dabei die Vermutung ausgesprochen, das Büchlein sei „vom Dichter wieder aufgekauft" worden. Gänzlich ist das Buch aber nicht verschollen, denn ich habe ein Exemplar (vielleicht das einzige noch existierende) aufgefunden, und zwar in der Großherzoglichen Regierungsbibliothek zu Schwerin i. M. Es enthält sieben Erzählungen (Mathilde, Der Park zu Elvas, Marino Falieri, Der Graf von Geldern, Eugen und Emilie, Die Schlittenfahrt zu Schmerla, Der schöne Georg), die, wie ich bestimmt sagen kann, nicht von Clemens Brentano herrühren'.

Kunst

Das Zerstören der Kunststile. Der Naturalismus der achtziger Jahre hat sich überlebt; die Natur- und Stimmungsmalerei genügt heute nicht mehr. Die Generation, die einen Fritz von Uhde zu ihren Besten, ja in ihrer charakteristischen Begrenztheit als ihren Besten zählte, veraltete. Uhde wird weiterleben als künstlerische Individualität; was jene Generation aber im Durchschnitt geleistet hat, wird Geschichte. Ihr Stil wird als eine entwicklungsgeschichtliche Notwendigkeit verbucht, als typische Ausdruckserscheinung der Zeit- und Menschheitsseele jedoch recht gering gewertet werden. Die nur geschichtliche Schätzung muß diesem Zeitstil unparteiisch gerecht werden wie jedem anderen, die freie künstlerische Weiterarbeit aber und die absolut ästhetische Würdigung wird von den Fundamenten dieses Zeitstils aus Idealen zugerichtet sein, die den Idealen anderer höherer Zeitstile ähnlich sind. Höhere Tendenzen beherrschen und durchbrechen immer wieder den regelmäßigen Kunstablauf, werden aber dauernd durch diesen modifiziert und in geschichtlichem Zusammenhang gehalten. Als Marksteine ragen die künstlerischen Individualitäten aus dem Niveau hervor.

Das ist, in Deutschland wenigstens, das letzte Beispiel einer Geschichte werdenden Stilphase, ein kleiner Ausschnitt aus dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Kunstentwicklung. Auch darin zeigt sich die neue Wandlung, daß, während der voraussetzungslose Naturalismus praktisch und theoretisch Gesetze leugnete, heute die Kunst Synthese, das heißt Wahl, Komposition, Gesetze erstrebt. Und ebenso mehren sich im Schrifttum über Kunst die Sucher nach bedingten Formen, nach den heimlichen Gesetzen, die in der ganzen Kunstentwicklung gültig sind.

Je weiter der Blick in die alte Kunst zurückgeht, desto größer werden die Entwicklungsspannen, desto deutlicher und auch lehrbarer die Gesetze. Eine treffliche Methode, sie erkennen zu lassen, hat bekanntlich Karl Voll mit seinen ‚Vergleichenden Gemäldestudien' eingeschlagen, in denen je zwei thematisch und kompositionell ähnliche Bilder einander gegenübergestellt, in genauer Anleitung des Auges zum künstlerischen Sehen auf ihre Verschiedenheiten geprüft und diese Verschiedenheiten als Gesetzmäßigkeiten nachgewiesen werden. Im Vorwort zu einer ‚Neuen Folge' dieser Gemäldestudien*, die weitere 16 Parallelen mit 32 Bildtafeln bringt, hat er die Leitgedanken für diese Studien vorausgeschickt, denen wir folgende für die Auffassung der Gesetzmäßigkeit und

* Vergleichende Gemäldestudien. Neue Folge von Karl Voll. München, Georg Müller. 7.50 Mk.

Stilinterferenz bezeichnende Stellen entnehmen:

‚Der wichtigste (Gedanke) ist vielleicht der, daß die großen Entwicklungsgesetze, die zu allen Zeiten alles Werden und Tun auf der Erde bestimmt haben, auch in der Kunstgeschichte walten. Es genügt nicht, nachzuweisen oder zu glauben, daß eine jede Periode der Kunstgeschichte aus der vorausgehenden sich entwickelt und außerdem unter dem Einfluß der jeweils herrschenden allgemeinen Verhältnisse der Kultur, auch unter dem der großen künstlerischen Genies steht: sondern, abgesehen von solch unmittelbaren Verbindungen und Verknüpfungen, gibt es auch andere, die mit den erwähnten wenig oder nichts zu tun haben. Es gibt innere Gesetze der kunstgeschichtlichen Entwickelung, die so stark sind, daß, wenn z. B. Leonardo da Vinci, Michelangelo und Raffael nicht gelebt hätten, doch ein Stil gekommen wäre, der die wesentlichen Faktoren der Renaissance enthalten hätte. Was wir jetzt als Renaissance in Italien oder, noch bestimmter ausgedrückt, als mittelitalienische Renaissance kennen und bewundern, das hat seine bekannten Faktoren mit der Prägung versehen lassen müssen, die jene drei oben genannten Künstler ihnen verliehen haben: aber wenn sie diese nicht gehabt hätten, dann wären diese gleichen Faktoren eben von anderen Personen gemodelt worden, und wenn sie auch in ihrer äußeren Erscheinung sich dann vielfach anders ausnehmen würden, so würden sie doch im Inneren gleich sein.

Hierauf beruht ja das, was man das Walten des Zeitstils nennt. Das 15. Jahrhundert dient in Italien, in Deutschland und in den Niederlanden doch offenkundig den gleichen Zwecken, und zwar so gleichmäßig, daß jedermann ohne Mühe Mantegna und Rogier van der Weyden, Giovanni Bellini und Memling als Zeitgenossen erkennen kann. Die Werke dieser Künstler sind so verschiedenartig wie nur möglich: man wird gewiß niemals ein Bild von Mantegna mit einem verwechseln, das Rogier van der Weyden gemalt hat; aber trotz solcher sehr weitgehenden Verschiedenheit offenbaren sich diese Bilder doch als eng zusammengehörig. Es ist der Geist derselben Zeit, der sich in ihnen ausspricht, aber er formt die Worte und Ideen anders, je nachdem er sie von einem Italiener, einem Niederländer oder einem Deutschen aussprechen läßt.‘

Es waltet in der Kunst ein ehernes Gesetz, das auch den Niedergang will, um wieder Höhen ermöglichen zu können. ‚Was immer in der Kunstgeschichte wird, das hat auch werden müssen. Es versteht sich von selbst, daß von einem solchen Standpunkt aus jene Voreingenommenheiten nicht mehr möglich sind, die so lange Zeit die Anschauungen fast aller Kreise über die alte Kunst, auch über unsere lebende beherrscht haben. Deswegen habe ich, und zwar besonders, weil die Betrachtung der künstlerischen Bestrebungen und Leistungen unserer Zeit von einem solchen Standpunkt aus so viel neutraler und zugleich wärmer wird, immer wieder Gelegenheit genommen, die große innere Gesetzmäßigkeit der Entwicklungsgeschichte der Kunst darzutun.‘

Doch aus dem steten Fortschrittsniveau ragen die Künstlerindividualitäten ideenklärend heraus. ‚Der Fortschritt in den künstlerischen Anschauungen einer Zeit hat mit dem ästhetischen Wert und mit der Bedeutung ihrer Leistungen wenig oder nichts zu tun. Ob eine Zeit Großes und Starkes hervorbringt, das hängt von den Persönlichkeiten ab, die den allgemeinen jeweils treibenden Tendenzen dienen und in ihnen arbeiten. So wäre, um auf eine oben besprochene Behauptung zurückzugreifen, der Stil der Renaissance unter allen Umständen gekommen, gleichviel, ob es Männer wie Leonardo da Vinci, Michelangelo und Raffael gegeben hätte oder nicht. Aber daß die Renaissance nun auch Werke wie die Sixtinische Decke geschaffen hat, das war eben doch nur möglich, weil die in jedem Sinn des Wortes einzige Persönlichkeit des großen Michelangelo sich gefunden hatte.‘

Die Methode vergleichender Gemälde- und Kunststudien zeigt uns die inneren

Beziehungen von Ideen, Individualitäten und Fortschrittsprinzipien. Schließlich kann aber nur eine der künstlerisch gestalteten Ideen die höchste sein. Die transzendental gerichtete Kunstform der Gotik z. B. steht ideell höher als die raumformale Kunst der Renaissance, obgleich allerdings die letztere ein vollerer und runderer Menschheitsausdruck ist. Je höher der ideelle Gehalt ist, desto mehr entzieht er sich der vergleichenden kritischen Prüfung, desto mehr verlangt er das einfache bewußte Erlebnis. Das gleiche gilt für die höchste künstlerische Individualität; auch sie verlangt, um ihr Feinstes und Letztes empfinden zu lassen, das einfache Nacherleben. Die vergleichenden Kunststudien sind eine kritische Methode, die uns den Weg bahnt. Das Ziel ist die Naivität des Kunstgenusses, die höchste Bewußtheit ist.

Diese Naivität muß eine stets gegenwärtige, von allem Geschichtlichen und Zeitlichen freie Ursprünglichkeit und Gegenwärtigkeit der Empfindung sein. Äußerliche Stilmerkmale und Unterschiede gibt es vor ihr nicht. Das Kunstwerk ist ihr etwas nicht zu vergleichendes, seine Gestalt eine aus dem Fluß der Entwicklung herausgehobene reine Form, sein Inhalt etwas Absolutes, Ideelles, nur mehr oder weniger Vollkommenes. Der Wertmesser für den Grad der Vollkommenheit ist die Seele. Der höchste ästhetische Wertmesser geht über in den höchsten ethischen.

Es ist Zeit, die Stile in diesem Sinne aufzulösen. Dabei müssen höchste Ausdrucksformen übrig bleiben, keine primären Elemente und keine gleichgemachten Trümmer. Das Resultat kann nicht in den Satz zerfließen: ‚Die kunstgeschichtliche Bewegung ist in den Zweckkünsten‘ (und also auch in den andern, zumal Architektur viel mehr als bloße Zweckkunst ist) ‚eine vollkommene Wellenbewegung zwischen konstruktiven und dekorativen Tendenzen, die sich in ganz allmählichen Übergängen vollzieht‘, mit dem E. Cohn-Wiener seine in ihren Grenzen lehrreichen Darlegungen über ‚die Entwicklungsgeschichte der Stile in der bildenden Kunst‘* zusammenfaßt. Wenn sich ‚die Gesetze der Kunstgeschichte in die Gesetze der Menschheitsgeschichte auflösen‘, so sind erst recht geistige Bewegungen, wie das Entstehen und Vergehen von Religionen, von ausschlaggebendem Einfluß auf die Stilbildungen und Stilwandlungen, nicht die ‚physischen Bewegungen im Völkerwerden und in der Lebensökonomie‘, wie Cohn-Wiener will. Das zeigt ein Blick auf die großen Religionskreise. Man darf den Horizont eben nicht auf die abendländische Kunstgeschichte einengen und darin die Unterschiede vergrößert sehen, sondern muß die orientalischen, die sämtlichen typischen Kunstschöpfungen zusammen sehen. Dann muß man finden, daß die tiefsten Kunstgesetze nicht bloß ‚Gesetze des arischen Stammes‘ sind, sondern Menschheitsgesetze. Das allgemeine Gesetz der Entwicklung ist nie und nimmer ‚vielleicht selbst letzter Grund‘, besonders nicht als Schaukelbewegung, sondern nur Mittel, jenseits der Stile die reinen Formen zu finden.

Konrad Weiß.

Musik

Hofoperndirektor Felix Mottl †.

Am 2. Juli nachmittags $5^1/_2$ Uhr ist der als Dirigent weltberühmte Leiter der Münchener Hofoper, Generalmusikdirektor Felix Mottl, gestorben. Am 21. Juni hatte Mottl noch Wagners ‚Tristan‘ dirigiert; während des ersten Aktes befiel ihn ein Herzkrampf, der ihn nötigte, vom Pult wegzutreten. Geistesgegenwärtig sprang für ihn der Konzertmeister des Orchesters ein, der solange weiterdirigierte, bis ein jüngerer Kapellmeisterkollege des Erkrankten herbeigeholt war. Damals dachte noch niemand, daß dieser Zwischenfall die Einleitung einer so tragischen Wendung sein sollte. Bald aber wurde Mottls Zustand sehr ernst: ein Herzleiden, das den Künstler schon seit Jahren quälte, war augenscheinlich in das letzte Stadium der Entwicklung getreten und führte nun rasch zum Ende. Was

* ‚Aus Natur und Geisteswelt‘. Leipzig, B. G. Teubner. 2 Bändchen je 1,25 Mk.

München, was die musikalische Welt an dem Künstler verliert, läßt sich jetzt im ersten Augenblick noch gar nicht ermessen.

Felix Mottl wurde am 24. August 1856 zu Unter-St. Veit bei Wien geboren; seine Jugenderziehung und Ausbildung erhielt er in der österreichischen Hauptstadt, in musikalischer Hinsicht speziell am Wiener Konservatorium. Seine erste öffentliche Tätigkeit entfaltete er als Dirigent des Wiener Richard Wagnervereins, nachdem er bereits vorher als Mitarbeiter bei der Vorbereitung der ersten Bayreuther Festspiele (1876) in fruchtbarste unmittelbare Berührung mit Wagner und seiner Kunst getreten war. Die Wagnersache und ihre Förderung blieb auch fortan eine der Hauptaufgaben seines Lebens. Den Grund zu seiner Weltberühmtheit legte er als Bayreuther Festspieldirigent, als welcher er seit 1886 mehrfach mit größtem künstlerischen Erfolg funktionierte. Inzwischen war (1881) seine Berufung als Hofkapellmeister nach Karlsruhe erfolgt, in welcher Stellung er trotz anderweitiger ehrender Anträge bis 1903 verblieb; nach einem ruhmvollen Dirigentengastspiel in Newyork wurde Mottl 1904 als Nachfolger Zumpes Generalmusikdirektor an der Münchener Hofoper, deren gesamte künstlerische Leitung ihm 1908 als Hofoperndirektor übertragen wurde. Gleichzeitig unterstand ihm auch die artistische Leitung der Königl. Akademie der Tonkunst. In noch rüstigem Alter hat ihn diesem vielseitigen Wirkungskreis nun der Tod entrissen.

Mottl hat sich kompositorisch betätigt (vier Opern, das reizende Tanzspiel ‚Pan im Busch', ein Streichquartett, Lieder usw.), er hat als Bearbeiter älterer und neuerer Werke seine Verdienste: was aber seinem Namen den Glanz unvergänglichen Ruhmes verleiht, das ist seine Tätigkeit als Dirigent. Es hängt wohl mit der Neigung unserer Zeit zur ‚Arbeitsteilung', zur Spezialisierung der Aufgaben zusammen, daß sich aus dem allgemeinen Musikertum nach und nach Einzelsparten der Betätigung herauskristallisiert haben, von denen ‚der moderne Dirigent' eine der eigenartigsten ist.

Mottl war einer der glänzendsten Repräsentanten dieser Spezies. Nicht als ob er sich die Modeallüren des durchschnittlichen berühmten Taktstockvirtuosen, dem es oft in erster Linie darauf ankommt, das liebe Ich möglichst ‚interessant' zu machen, angeeignet hätte. Seine Größe lag vielmehr darin, daß er sein Ich ganz in der Verlebendigung des interpretierten Werkes aufgehen ließ, daß er sein ebenso feinnerviges wie intensives Künstlerempfinden mit gewaltigster Suggestionskraft rückhaltlos der seelischen Resonanz des Kunstwerkes dienstbar machte. Diese Fähigkeit ließ ihn auch für ganz entgegengesetzte Stilgattungen mit gleich instinktiver Sicherheit das Richtige treffen, sofern nur überhaupt ein Konnex zwischen seinem eigenen Seelenleben und der Ausdruckswelt des Kunstwerks bestand. Und der fehlte kaum je. Wenn man von der modernen romanischen, speziell italienischen Oper absieht, für die Mottl sich nicht zu begeistern vermochte, erscheint unser Künstler von schier universeller Veranlagung. Als Wagnerdirigent hat er sich, wie bereits angedeutet, seinen Weltruf errungen. Sein ‚Tristan' beispielsweise — mit dem er auch im Jahre 86 aufs glänzendste im Bayreuther Festspielhaus debutierte — war von erschütternder Wucht und Größe; den Schluß des ‚Tannhäuser' habe ich von keinem Dirigenten mit so ergreifender intensiver Ausdruckswahrheit bringen hören, als von ihm. Das sind Momente, über die man nichts weiter anzudeuten braucht: sie leben noch frisch in jedermanns Erinnerung. Ebenbürtig aber stand dem Wagnerdirigenten der Mozartdirigent zur Seite. Gerade alle die Züge, die oberflächliche Betrachtung bei dem ‚leichtverständlichen' ‚Licht- und Liebesgenius' Mozart so gerne übersieht: die eminente psychische Tiefe der musikalischen Ausdeutung, die in der feinziselierten Orchesterbehandlung ihr äußeres Relief findet, die bedeutungsvoll da und dort durchbrechende Dämonik und Tragik — all das hat Mottls Interpretation stets mit besonderer Prägnanz unterstrichen und damit dem wirklichen Verständnis Mozarts in nicht genug zu rühmender Weise die Wege gebahnt.

Unvergessen wird auch bleiben, was Mottl für neuere Meister wie Berlioz und Cornelius getan hat: ihm ist der erste Versuch einer Gesamtaufführung der ‚Trojaner‘ zu danken, er ist der meisterhafte Vorkämpfer für das entzückendste Juwel der neueren deutschen komischen Oper, den ‚Barbier von Bagdad‘ geworden. Und dann sehen wir ihn wieder nicht minder erfolgreich für ganz entgegengesetzte Stilgebiete eintreten: einzig seine stilfeine Bearbeitung und Aufführung des ‚Liebestranks‘ von Donizetti sowie der ‚Norma‘ von Bellini sei hier als Beispiel genannt. Auch als Konzertdirigent hat Mottl Hochbedeutendes geleistet, und auch hier begegnen wir der gleichen Vielseitigkeit. Zum Gewaltigsten gehörten seine Beethoveninterpretationen: die ‚Eroika‘ war auf sinfonischem Gebiete etwa das Gegenstück seines ‚Tristan‘ auf dramatischem. Aber auch hier haben neben den Klassikern wieder die Modernen, Berlioz und Liszt in erster Linie, dann vor allem auch Bruckner, durch ihn warme liebevolle Pflege gefunden. Daneben gehörte sein Herz auch den Großen der Vergangenheit; Bach insbesondere spielte eine führende Rolle in seinem Musizieren. Mottl war der einzige, der neuerdings mehrmals das kühne Wagnis unternahm, die ‚Matthäuspassion‘ in vollständig ungekürzter Aufführung zu geben.

Seit Jahren hat nun Mottl dieses reiche künstlerische Wirken in den Dienst des Münchener Musiklebens gestellt: welch schweren Verlust sein Heimgang nun für München und für die ganze musikalische Welt bedeutet, braucht nach dem Gesagten nicht weiter erörtert zu werden. Der Erinnerung an den Künstler gesellt sich aber für die, die ihn persönlich kannten, auch die Erinnerung an den liebenswürdigen Menschen, der, das sei hier besonders betont, auch für seine Untergebenen stets ein offenes Herz hatte und namentlich stets ein energischer Vorkämpfer für die Verbesserung der sozialen Lage speziell des Standes der Orchestermusiker war.

Dr. Eugen Schmitz.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Lose Blätter aus meinem Leben. Von Dr. Julius Bachem in Köln am Rhein. Freiburg, Herder. 1910. 110 S. Preis 2 M.

Die zwanglosen Plaudereien, welche der bekannte Publizist und Politiker Jul. Bachem soeben unter dem Titel ‚Aus meiner Parlamentszeit‘ in der Berliner Halbmonatsschrift ‚Übern den Wassern‘ erscheinen ließ, lenken in erhöhtem Grade das Interesse auf ein kleines Büchlein, das der Verfasser vor kurzem unter obigem Titel veröffentlicht hat und worin er aus der politisch-parlamentarischen Geschichte Preußens und des Deutschen Reiches kurz nach seiner Gründung mancherlei erzählt, was die trübe Kulturkampfzeit wie mit einem Blitzlicht beleuchtet, vielfach Begebenheiten, wofür Jul. Bachem nun schon beinahe der einzige lebende Zeuge ist. Trat er doch bereits im Jahre 1868 in die Redaktion der heutigen ‚Kölnischen Volkszeitung‘ ein und hat in mehr als vier Jahrzehnten alle Entwicklungen und Wechselfälle der inneren deutschen Geschichte nicht nur miterlebt, sondern auch vielfach mit beeinflußt, jedenfalls aber mit der Feder begleitet. Dazu kommt eine vielseitige und mitbestimmende Tätigkeit im Kölner Stadtverordnetenkollegium und im preußischen Abgeordnetenhause, in welches Bachem kaum dreißig Jahre alt für den rheinischen Wahlkreis Sieg—Mülheim a. Rh.—Wipperfürth gewählt wurde. Welche aufwühlende und zerstörende Wirkung die preußischen Maigesetze hatten, lebt der heutigen Generation vielleicht kaum recht im Bewußtsein, und doch braucht man in diesen Memoiren Bachems nur die Kapitel Marpingen und Rheinbrohl zu lesen, und man ist ‚im Bilde‘ jener Zeit. Im ersten dieser beiden hochinteressanten Kapitel handelt es sich um die Beschuldigung von 21 Bewohnern von Marpingen, die wegen Betrugs durch Vorspiegelung von Muttergotteserscheinungen und damit in Verbindung stehenden anderen Betrügereien, Aufruhrs und Landfriedensbruches in Anklagezustand versetzt waren und von Jul. Bachem in dem Prozeß vor dem Zuchtpolizeigericht in Saarbrücken, der zwanzig Sitzungen in Anspruch nahm, glänzend verteidigt wurden; sämtliche Beschuldigte wurden freigesprochen, die sehr bedeutenden

Kosten der Staatskasse auferlegt. Auch der zweite Fall, der bekannte Rheinbrohler Glockenprozeß, in dem der katholischen Kirchengemeinde das alleinige und unbeschränkte Eigentum an der Kirche und dem Kirchturm abgesprochen werden sollte, endete infolge der wiederholten Behandlung Bachems im preußischen Landtag zugunsten der Kirchengemeinde, und das Oberlandesgericht in Frankfurt trat der Auffassung bei, daß in diesem Eigentumsstreit Recht vor militärischer Gewalt gehen müsse. Unter allen Körperschaften, die in den letzten Jahrzehnten von deutschen Katholiken gegründet wurden, haben nur wenige die organisatorische Festigkeit und schöpferische Lebenskraft bewiesen, wie die Görresgesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland. Mit begreiflicher Genugtuung mag Jul. Bachem bei dem Rückblick auf sein arbeitsreiches Leben sagen: ‚In meiner gesamten öffentlichen Tätigkeit hat nichts mir eine solche Befriedigung gewährt wie die langjährige Betätigung an den Arbeiten der Görresgesellschaft, der ich seit ihrer Gründung (im September 1875) angehöre.‘ Durch die mühsame und erfolgreiche Redaktion des Schlusses der ersten Auflage und danach der zweiten bis vierten Auflage des Staatslexikons der Görresgesellschaft hat Jul. Bachem als Herausgeber dieses großangelegten und von der Wissenschaft ausnahmslos in seinem Werte anerkannten Werkes sich bleibende Verdienste erworben. Man wird es durchaus verstehen, daß er die Gelegenheit, über seine Lebensarbeit und die Absichten, die ihn dabei geleitet haben, sich zu äußern, nicht vorübergehen lassen konnte, ohne auch den vielangefochtenen Turmartikel ins rechte Licht zu setzen und ihn gegen unberechtigte Angriffe zu verteidigen.

Sowohl die rein persönlich gehaltenen Kapitel wie die den politischen Fragen und Vorgängen gewidmeten Ausführungen — wozu in erster Linie die über die Bismarckkronde gehören — machen das Buch zu einer interessanten und anregenden Lektüre. Die eingangs dieser Besprechung erwähnten Plaudereien aus dem Parlamente bilden eine sicher von vielen dankbar begrüßte und gern gelesene Ergänzung dazu. K. H.

Unter der Tropensonne. Streifzüge auf Java, Sumatra und Ceylon. Von Heinrich Morin. Lex. 8°. 176 Seiten mit fünf farbigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen. München. Isaria-Verlag 1910 (Pr. 8.50, geb. 10.— Mk.).

In dem vorliegenden Werke schildert Morin die Erlebnisse und Ergebnisse auf seiner Studienreise nach Java, Sumatra und Ceylon. Der Hauptwert des Buches liegt in vielen biologischen Beobachtungen und den naturgetreuen Zeichnungen von Tieren und Pflanzen, welche von der Hand des als Illustrator bekannten Verfassers stammen. Aber nicht nur der Naturforscher, auch jeder Gebildete wird die mit Humor gewürzten Reiseschilderungen mit Genuß lesen. Der Verlag hat keine Kosten gescheut, das Buch würdig auszustatten.

Prof. F. Birkner.

Ritt ins Leben. Von René Schickele. Axel Junkers Verlag, Stuttgart. M. 2.50.

Schickele stellte sich von jeher sehr ungebärdig, wie es scheinen muß, mehr aus dem Bewußtsein eigenen Unvermögens heraus als aus dem der Kraft und Fülle. Sein Dichten scheint mir bedeutungslos, in diesem neuen Buche noch geringwertiger als in seinen beiden früheren. Die Neigung zum Bizarren ist hier noch weiter ausgebildet. Vielleicht sollen diese Verse:

und lese in deinen Augen eine Sprache, wie sie die nicht reden, die den
Gedanken gleich im Wort zerflattern lassen.

seine vermeintliche Kunst verteidigen, sie klagen ihn aber eher an. Denn er läßt wirklich meist jede Stimmung im Wort zerflattern. Und von Gedanken, von Lebensinhalt kann bei ihm übrigens kaum die Rede sein; sein Dichten ist gleich gehalt- und gestaltlos.

F.

Heizung und Lüftung. Von Johann Eugen Mayer. Leipzig 1909, Verlag von Teubner. (= Aus Natur und Geisteswelt Nr. 241.) Geh. M. 1.—, geb. M. 1.25.

Unter den Fragen der Gesundheitstechnik sind namentlich die der zweckmäßigsten Lufterneuerung und -erwärmung auch bereits für die private Wohnungsanlage von wachsender Wichtigkeit. Für die Auswahl der Mietwohnung und erst recht für den Bau eines eigenen Heims enthält das vorliegende Bändchen sehr nützliche Winke; außer der technischen Seite ist jeweils auch der notwendige Kostenaufwand in Erwägung gebracht. Das Schwergewicht seiner Darstellung hat aber der Verfasser auf die Heizungs- und Lüftungstechnik bei öffentlichen Gebäuden gelegt. Beim Neubau oder Umbau von Kirchen (der Verf. ist Spezialist für Kirchenheizung), Schulen, Spitälern, Fabriken, Gasthäusern u. dgl. wird man das Bändchen mit großem Nutzen zu Rate ziehen. R.


Hoch
land



Dr. Paul Huber †

Der Mitinhaber des Verlags der Jos. Köselschen Buchhandlung und der Mitbegründer dieser Monatsschrift ist am 13. Juli infolge eines Lungenschlags plötzlich aus dem Leben geschieden. Er stand in der Fülle und Kraft seines 37. Lebensjahres, als dieses für seine Verwandten, seine junge Frau und seine Freunde und Mitarbeiter niederschmetternde Ereignis eintrat. Aber nicht bloß die Genannten und der Köselsche Verlag verlieren in diesem seltenen Manne einen schlechthin Unersetzlichen. Der Verlust ist groß für den gesamten deutschen Buchhandel, für zahlreiche kirchliche, nationale und politische Körperschaften, denen er angehörte, nicht zuletzt für seine ganze bayerische Heimat, woselbst man auf ihn als einen kommenden Mann die größten Hoffnungen gesetzt hatte. Vor allem aber werden die deutschen Katholiken ohne Unterschied der Landesgrenzen stets allen Grund haben, das Andenken dieses Mannes in Ehren zu halten. Mit einer großen Anzahl verlegerischer Unternehmungen von kühnem Wurf, die in der nächsten Zeit hervortreten werden, wird sein Name immer verknüpft bleiben, mit keinem jedoch so persönlich und eng als wie mit ‚Hochland‘, bei dem sich wie nirgends sonst jede buchhändlerische Berechnung der idealen Freude an der Sache und der Befriedigung eines ganz persönlichen Bedürfnisses unterordnete. Als der Herausgeber vor zehn Jahren mit der Idee dieser Monatsschrift zum erstenmal an Dr. Paul Huber herantrat, da hatte er bereits genügend Erfahrungen hinter sich, um aus der Art und Weise, wie dieser junge Verleger den Gedanken sofort lebendig, groß und sicher aufgriff, die außergewöhnliche Bedeutung dieses Mannes würdigen zu können. Doch sollte er, den schon bald die innigste Freundschaft mit seinem Verleger verband, diese Bedeutung noch in ganz anderer Richtung und in größerem Umfange schätzen und lieben lernen.

Paul Huber war eine ungemein tiefe und reiche Natur, die sich jedoch bei seiner natürlichen Bescheidenheit nur wenigen, und nur den vertrautesten Freunden bis in ihre letzten Tiefen erschloß. Die gegensätzlichen Elemente in seiner Natur waren groß und stark. Er bedurfte daher eines ungewöhnlichen, ethisch streng gezügelten Willens, um sie zu jenem festen und gediegenen Charakter zusammenzuhämmern, dessen Konsequenz und Geschlossenheit jeder bewunderte, der mit ihm durch eine genügende Zeitspanne hindurch im Verkehre stand. Dieser Mann, der von Hause aus eine einsame Seele hatte, vermochte doch ohne Freundschaft kaum zu leben. Ein gewisser weltflüchtiger Ernst war zweifellos die Frucht dieser Einsamkeit; aber wie groß und stark dennoch sein Lebensglaube

gewesen, mit welch' sonnigem Optimismus er in den Kämpfen seiner Zeit gestanden hat, dafür zeugt wohl sein ganzes Wirken. Derselbe Mann, der den Erkenntnistrieb des echten Gelehrten besaß, konnte doch dem Leben durch Tätigsein huldigen, das Bewunderung abnötigte. Seine persönliche Anspruchslosigkeit ging nicht selten bis zur Askese. Er war kein Schönheitsschwärmer im gewöhnlichen Sinne. Und doch wie leicht war er auch für sinnenhafte Schönheit entflammt, stand nur eine große Idee bereit, ihren Dienst zu empfangen. Die Seele seines geschäftlichen Tuns war eine durchaus ideale Auffassung seines Verlegerberufs. Er wollte dabei in erster Linie sich selbst, seinen geistigen Forderungen genugtun. Aber daß er auch die praktischen Forderungen nicht außer acht ließ, beweist die Gediegenheit seiner Geschäftsgebarung. So war er Idealist und Realpolitiker zu gleicher Zeit. Nur als wir zusammen ‚Hochland' gründeten, da stand der Idealismus im Übergewicht.

Der Drang zu persönlicher Ausbildung war groß in ihm. Was der Beruf an Zeit dazu nicht hergab, entzog der Verstorbene oft der Nachtruhe. Die großen wirtschaftsgeschichtlichen Erscheinungen in der Literatur verfolgte er mit Interesse. In die philosophische Betrachtung geschichtlicher Zusammenhänge vertiefte er sich mit Vorliebe. In den zahlreichen Bänden der Histoire générale von Lavisse und Rambaud wußte er wohl Bescheid. Eine Lieblingsgestalt, mit der er sich gern in Gedanken beschäftigte, war Michelangelo. In der Musik — er spielte leidenschaftlich Violine — fühlte er sich besonders zu Beethoven hingezogen. Wenige Tage vor seinem Tode erzählte er mir, daß er die Abendstunden des verflossenen Winters dazu benutzt habe, neben der Bismarck-Biographie von Marcks die zwölf Bände der gesammelten Reden des ersten Kanzlers durchzulesen, um sich ein genaues Bild der Reichsgründung und -Entwicklung zu verschaffen. Goyaus kürzlich erschienene Geschichte des Kulturkampfs sollte die Fortsetzung bilden. Daß ein geistig so reger Verleger den innigsten Anteil an dem inneren und äußeren Wachstum einer Zeitschrift wie ‚Hochland' nahm, kann nicht erstaunlich sein. Das Verhältnis, welches er zu der Redaktion und den Mitarbeitern unterhielt, war fast ganz auf Vertrauen gegründet. Er hatte die seltene Gabe, sich seine Mitarbeiter durch Vertrauen zu verpflichten. In den neun Jahren, in denen ‚Hochland' besteht, herrschte zwischen dem Herausgeber und ihm die größte Übereinstimmung in bezug auf Aufgabe, Ziel und Mittel. Jeder Versuch, hier eine Änderung herbeizuführen, scheiterte an der Unbeirrbarkeit seiner Überzeugung, daß die der Leitung der Revue von einzelnen Gegnern zugeschriebenen unkirchlichen oder ‚modernistischen' Tendenzen nicht bestanden und

infolge der Übereinstimmung unserer religiösen und kirchlichen Anschauungen grundsätzlich unmöglich seien.

Über den hohen religiösen und kirchlichen Sinn dieses Mannes ist an seinem Grabe aus berufenem Munde das schönste und ehrenvollste Zeugnis erklungen. Ich will daher hier nur der unzähligen oft nächtlichen Stunden flüchtig gedenken, da wir uns in engstem Gedankenaustausch über die großen Angelegenheiten, Gefahren, Nöten, aber auch über die unerschöpflichen Kräfte unserer hl. Religion beruhigten, stärkten, befeuerten, und wie da oft sein Herz glühte vor Liebe zu Christus und zu seiner hl. Kirche.

Aus alledem wird man ermessen können, was sein unverhoffter Heimgang für uns bedeutet.

Die ganze Last des Verlags ruht nunmehr auf den Schultern seines ähnlich gearteten jüngeren Bruders Hermann, der seit Jahren sich mit ihm in die Sorgen der Geschäftsführung geteilt hat.

Sein Charakter war einzigartig und selten; den äußeren Lebensgang teilte er mit vielen.

Er wurde am 2. Juni 1875 zu Kempten als Sohn des Verlegers und Buchdruckereibesitzers Ludwig Huber geboren, absolvierte das Gymnasium daselbst, diente beim 1. Feldartillerieregiment in München, studierte in München, Heidelberg und Leipzig Nationalökonomie, erwarb sich mit der Abhandlung ‚Der Haushalt der Stadt Hildesheim' den Doktorgrad der Philosophie, vervollkommnete in Straßburg und Wien seine praktischen Kenntnisse im Buchgewerbe und folgte 1900 seinem Vater in der Leitung des Geschäftes. Was er darin zusammen mit seinem Bruder geleistet, steht vor aller Augen oder wird in der allernächsten Zeit als neuer Beweis für die Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit des so rasch zu Ansehen und Bedeutung gekommenen Köselschen Verlags hervortreten.

‚Verschlungen ist der Tod im Sieg.' (I. Kor. 15, 54.)

Requiescat! M.

Unsere Kunstbeilagen

Die altberühmte holländische Landschaftskunst ist im 19. Jahrhundert auch wieder im Zusammenhang mit den umgrenzenden Ländern neu aufgeblüht, und zwar, was für die ganze neue Landschaftskunst bemerkenswert ist, mindestens ebenso unter französischem Einfluß wie aus eigener ererbter Kraft. Indes was die alten Holländer von der Natur malerisch erobert haben, ist ja doch die wesentliche Grundlage der Landschaftsmalerei der neuen Generationen, und wenn die holländische Landschafterschule, die etwa von der Mitte des letzten Jahrhunderts bis heute geblüht hat, auch von der durch den Engländer Constable befruchteten französischen Barbizonschule, der Malerei der ‚intimen Landschaft‘, Nutzen zog, so zog sie doch letzten Endes auch diesen Nutzen aus ihrer heimatlichen Kunstatmosphäre. Neben dem Altmeister Israëls und den drei Brüdern Maris ist von anderen, wie Blommers, Bosboom, Mesdag, Neuhuys der stille Lyriker Anton Mauve, geb. 1838 in Zaandam, gest. 1888 in Arnheim, einer der bedeutendsten. Der Dünensand, auf dem die Fischerboote von Pferden fortgezogen werden, die stillen, ebenen Viehweiden, die im Licht sich verlierenden oder im Regen verschwimmenden Wege, die langsam ziehenden Kanäle mit trägen Booten, bieten wenig stoffliche Massen, alles löst sich auf in den silbernen Eindruck einer gesättigten und doch leichten, ruhigen Atmosphäre. Mauve lebte einer idyllischen Natur- und Kunstfreude und liebte, sie besonders auch in Aquarellen auszudrücken. Marius berichtet in seiner Geschichte der holländischen Malerei im 19. Jahrhundert als einen bezeichnenden Zug seines Künstlerwesens, das sich in ständiger Fühlung mit der Natur befand: ‚Noch einen Tag vor seinem Tode, so wird erzählt, wischte seine Frau noch einmal die Scheiben ab, damit er den Weg besser sehen konnte, auf dem er die heimziehende Herde so oft beobachtet hatte.‘ Die Mode hat sich dieser weichen Landschaftskunst als eines lohnenden Geschäftes angenommen, wodurch sie bei Nachahmern verflachte.

Offene Briefe

L. K. in P. Die deutsche Ausgabe des im Juliheft S. 488 unten erwähnten Romanes ‚A Queens Tragedy‘ von Robert Hugh Benson ist bereits erschienen: ‚Die Tragödie der Königin‘, Historischer Roman aus der Zeit Marias der Katholischen, übersetzt von M. Ettlinger. Benziger, Einsiedeln. brosch. 6 M., geb. 7 M.

Berichtigung. In dem Artikel ‚Zur Vorgeschichte der Zentrumspartei‘ von Dr. Martin Spahn im letzten Juliheft ist S. 430 in der 23. Zeile von oben hinter ‚kirchlichen Forderungen‘ einzufügen ‚und der Gegendruck des absolutistisch regierten preußischen Staates‘ . . . .

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.



Meister der Perle von Brabant/Johannes der Täufer

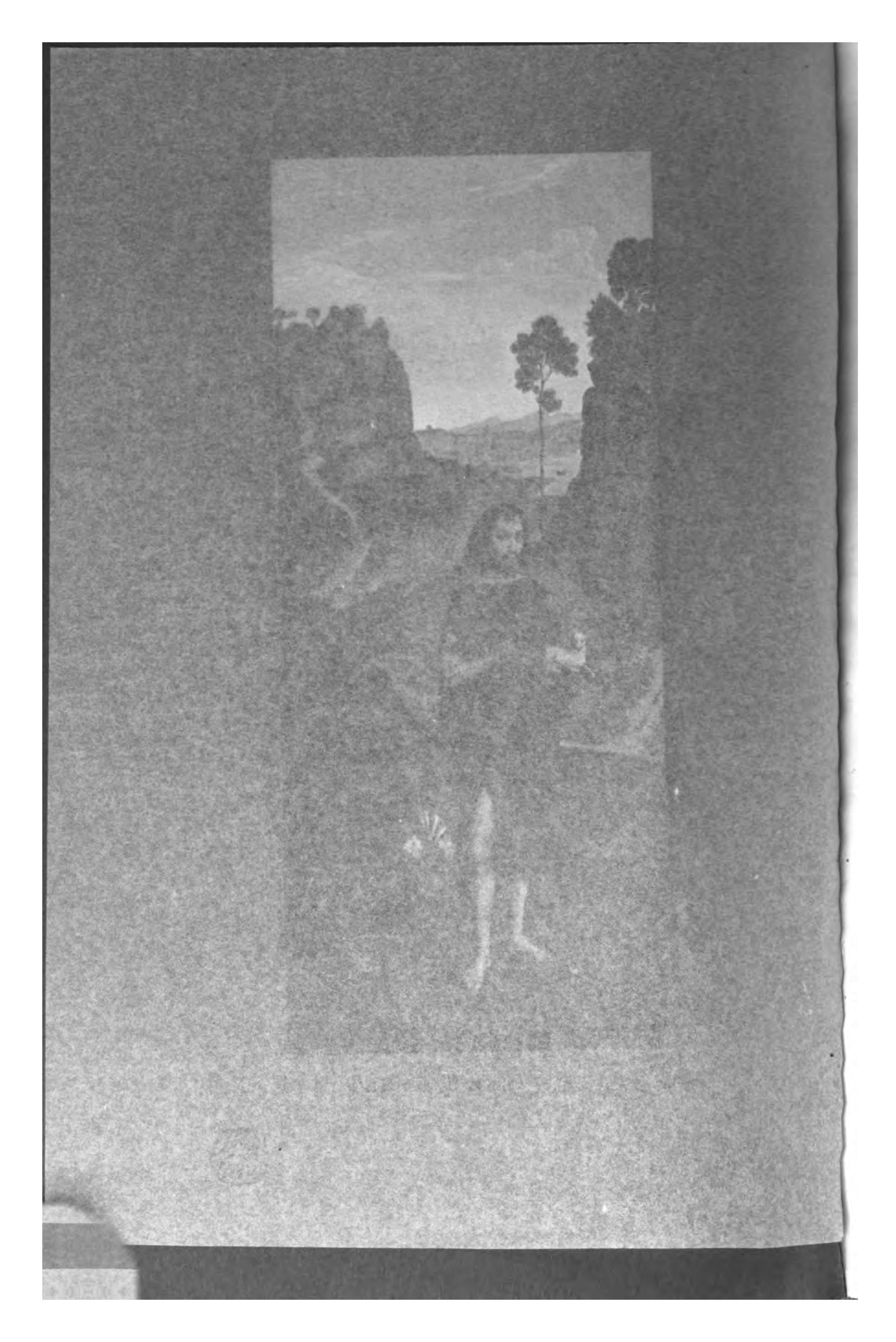




September 1911

Wladimir ... Studie über Wladimir ... Pecherski

... gegenwärtig nicht das christliche, sondern das ... Europa, und es ist Rußlands Pflicht, zu trachten, ... Urelement, das sich im Westen noch in der ... hat, gekräftigt werde ..." „Was





Achter Jahrgang September 1911

Die göttliche ‚Sophia' Eine Studie über Wladimir Solowjew als Dichter / Von M. Zdziechowski

Im Zersetzungsprozeß befindet sich gegenwärtig nicht das christliche, sondern das antichristliche Europa, und es ist Rußlands Pflicht, zu trachten, daß jenes christliche Urelement, das sich im Westen noch in der katholischen Kirche erhalten hat, gekräftigt werde . . .' ‚Was die Katholiken in dieser Richtung tun werden, wissen wir nicht und mischen uns auch nicht hinein; unsererseits aber sollten wir alle Vorurteile, allen Aberglauben, die der alte Haß geboren hat, fallen lassen.' Diese Worte schrieb im Jahre 1884 Wladimir Solowjew (geboren 1853, gestorben 1900), einer der größten Geister, die Rußland hervorgebracht. Von Jugend auf tief durchdrungen von der Idee der Allgemeinen Kirche, gelangte er frühzeitig zur Schlußfolgerung, von der Pflicht der russischen Orthodoxie zur ursprünglichen Einheit mit dem christlichen Westen zurückzukehren und den römischen Bischof als Haupt der Kirche anzuerkennen. Dank diesem Umstande bildet sein Wirken eine Brücke zwischen dem Osten und dem Westen. Mit Recht wurde er der russische Newman genannt*.

In seiner Person** überrascht zunächst die glückliche Vereinigung vielseitiger, doch selten miteinander Hand in Hand gehender Talente. Vor allem war er ein philosophischer Geist, der die Lehre von der Welt in eine Synthese zusammenzufassen strebte. Die Ergebnisse seiner Betrachtungen und Untersuchungen skizzierte er in französischer Sprache in dem Buche: ‚La Russie et l'Eglise Uni-

* Michel d'Hervigny: ‚Un Newman Russe'. Paris 1903.

** Ich wiederhole hier die Charakteristik Solowjews, die ich in meinen ‚Grundproblemen Rußlands' (Wien u. Leipzig 1907) gegeben habe.

verselle' (Paris, 1889). Als Philosoph sticht er durch seinen Zug zum Mystizismus hervor. Das Suchen nach dem Absoluten verband sich in ihm mit der innersten Überzeugung von der Möglichkeit einer unmittelbaren Erkenntnis Gottes. Dieser Mystizismus besaß eine tiefe, religiös-moralische Grundlage, die sich auf das lebendige Bewußtsein stützte, daß nur ein göttliches Wesen, d. h. ein Leben nach dem Willen Gottes, der Weg zur Erkenntnis Gottes sei. Dementsprechend vereinigte Solowjew in schönster Harmonie die wissenschaftliche Tätigkeit mit der moralischen Arbeit an seiner eigenen Vervollkommnung; er lebte in der Welt und weilte doch gewissermaßen fern von ihr, indem er das Leben eines Mönches führte, der die Fesseln der Sinnlichkeit abgestreift hat, und aus der stattlichen Reihe seiner philosophischen Schriften leuchtet als herrlicher Ausdruck geistiger Erhabenheit das Werk: ‚Die religiösen Grundlagen des Lebens' hervor.

Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich empfing, als ich Solowjew zum ersten Male auf dem Katheder erblickte. In dem Christusantlitz dieses Forschers, in der vom Fasten entkräfteten Gestalt, in den Augen, die nicht das Gesicht des Zuhörers suchten, sondern in die geheimnisvolle Ferne des Ideals gerichtet waren, war etwas Mystisches; er schien ein Gast aus einer anderen Welt zu sein, der sich unter die ihn so wenig verstehenden Menschen verirrt hatte. Aus der Mystik, der Vertiefung in eine überirdische Welt, scheint logisch das Unvermögen zu fließen, die eigenen Wünsche und Bestrebungen dem Niveau der Menschen anzupassen; der Mystiker, der aus der Klause seiner Betrachtungen zur Erde niedersteigt, wird wohl kaum in einer verständlichen Sprache zu den Massen reden können, und sollte es ihm doch gelingen, jemanden mit sich fortzureißen, so doch nur wenige, die so wie er mystisch gestimmt sind. Mit Solowjew indessen verhält sich die Sache ganz anders und darin besteht hauptsächlich seine Originalität: Dieser Meister der Askese war zugleich ein ungewöhnlich scharfer Beobachter im Bereich des sozialen Lebens. Und weil er seine Beobachtungsgabe mit einem starken Haß gegen das Böse und mit einem schneidenden Witze verband, und weil er mit dem Gegner kein Mitleid fühlte, sondern ihn entweder mit edler Entrüstung in den Schmutz seiner eigenen Gemeinheit niedertrat oder mit feiner Ironie die Schwächen, die jener verheimlichen wollte, oder die die Gesellschaft nicht wahrgenommen hatte, an den Pranger stellte, — so lauschte das ganze lesende Rußland mit Andacht seinen Worten. Er war einer der glänzendsten Polemiker, ein unerbittlicher Bekämpfer der dunklen Mächte Rußlands, und dabei ein häufig glücklicher Bekämpfer, da seine Gegner, zumeist machtlos den Ausfällen seiner angreifenden Ironie gegenüber, der Lächerlichkeit preisgegeben, das Kampffeld verließen.

Noch mehr! Diesem erdenentrückten Denker, diesem Theologen und Mystiker, diesem im inneren Leben makellosen Asketen, beim Zusammentreffen mit dem Gegner aber nicht nur witzigen, sondern auch boshaften Fechter, war der stille Zauber poetischer Schwärmerei nicht fremd, und in müßigen Stunden schuf er Gedichte, die man zu den originellsten Schöpfungen der lyrischen Poesie der Weltliteratur zählen darf.

In der lyrischen Poesie erblickte er das getreueste authentische Abbild der Menschenseele, aber — fügte er hinzu in seiner Abhandlung über Lyrik —

‚der zufällige, oberflächliche Inhalt dieser oder jener Menschenseele kommt so deutlich in seiner Häßlichkeit zum Ausdruck, daß man ihn nicht offenbaren und verewigen, sondern eher verbergen und vergessen sollte; der poetischen Offenbarung bedürfen nicht irgendwelche krankhafte Auswüchse, nicht der Staub und der Morast des Lebens, sondern einzig und allein die innere Schönheit der Seele in ihrer Harmonie mit der Gottesidee im Weltall, in ihrer Fähigkeit und in ihrem Antrieb zur individuellen Aufnahme und Verkörperung dieser Idee‘. In Solowjews Seele leuchtete diese innere Schönheit, und weil er sie in entsprechender Form zum Ausdruck zu bringen vermochte, gewann er einen Platz in der Reihe der allergrößten Lyriker.

Groß war er und zugleich einzig in seiner Art. Seine dichterischen Eingebungen entstanden auf dem Grunde einer das Weltall und das Leben mit dem Feuer überirdischer Seelen-Konzentration vor dem Herrn umfassenden Philosophie und strebten, von diesen Gluten durchsättigt, wunderbar zur Höhe empor. Wir finden nirgends in der Weltliteratur ähnlich vollkommene Beispiele inniger und zugleich harmonischer Verquickung der Poesie mit der Philosophie, wie in Solowjews lyrischen Dichtungen. Indem er sich von Traumwellen tragen ließ, wich er trotzdem niemals, auch nicht für einen Augenblick, von seinem Standpunkt des nach absoluter, objektiver Wahrheit strebenden Philosophen ab, — und wenn wir ihn einzig in seiner Art nennen, so geschieht dies eben deswegen, weil diese stete Anwesenheit der prüfenden, in ihren Höhenflügen von allem Schmutz der Materie gereinigten philosophischen Idee seine Träumereien nicht bloß nicht behinderte, sondern ihnen im Gegenteil Ernst und Tiefe verlieh und sie zu den Höhen solcher Visionen emporführte, die auf die dunklen und düsteren Gefilde ewigen Werdens und Vergehens himmlische Strahlen warfen. Der Dichter wandelte sich zum Seher und verkündete das Wort Gottes. Die durchaus metaphysische Lyrik Solowjews kann nur auf dem Hintergrunde seiner Philosophie verstanden werden — und umgekehrt: in die geheimnisvollen Tiefen, in denen seine philosophischen Einfälle entstanden und sich läuterten, können wir nur beim Lichte seiner poetischen Eingebung eindringen.

Die Schöpfungen eines Herzensfreundes, des außerordentlich talentierten Dichters Athanasius Fet, der ihm mit Bezug auf die Stimmung seiner Träumereien und die Richtung seiner dichterischen Tätigkeit nahestand, boten Solowjew die Veranlassung, die obengenannte Abhandlung über lyrische Poesie zu schreiben. Als er sie verfaßte, ward er sich jedoch darüber nicht klar, daß er nicht bloß über Fet schrieb, sondern noch viel mehr über sich selbst, und daß es genügte, den Namen Fets und die Anführungen aus den Werken dieses Dichters durch den Namen Solowjews und durch Zitate aus Solowjews Gedichten zu ersetzen, um ein getreues Bild der lyrischen Tätigkeit des großen russischen Denkers zu gewinnen; freilich, so wie sie war, war Solowjews Abhandlung eine recht verkleinerte Reproduktion dieses Bildes, da ja der Verfasser an Reichtum des Inhaltes, an Tiefe der Einfälle und an Meisterschaft der Form seinen Freund hoch überragte. ‚Welcher Art immer die philosophischen und religiösen Ansichten eines echten Dichters sein mögen‘ — lesen wir —, ‚stets muß er als Dichter selbst glauben und uns seinen Glauben an die objektive Realität und die selb-

ständige Bedeutung des Schönen in der Welt einflößen.' Das Schöne aber offenbart sich ihm auf zweierlei Weise: äußerlich in der Natur, innerlich als Liebe. Die Schönheit der Natur und die Macht der Liebe finden in der Begeisterung des Dichters eine wunderbare Stimme; sie bringen ihm Worte, die nicht von dieser Welt, und gleich Flügeln erheben sie ihn über die Erde. Fände jedoch die Poesie weder im gewöhnlichen Leben einen Rückhalt — in dem sie ihn übrigens nicht sucht — noch in irgend einem andern und stützte sie sich überhaupt auf nichts anderes wie auf die freie Phantasie des Dichters, so wäre sie augenscheinlich bloß ,ein Delirieren einer kranken Seele oder ein Aufstacheln eitler Gedanken'*. Aber das, was anderen als leerer Trug erscheint, empfindet der Dichter als Offenbarung höherer Mächte, und die Geisteswelt, in der er verweilt, erscheint ihm ungleich realer als die Welt des materiellen Seins; mit dem Feuer, das er sich dort erobert, beleuchtet er alle Dinge und erfaßt dann in den Phänomenen die Elemente der ewigen Schönheit. Durch deren belebende Kraft gestärkt, möchte er nun der absoluten Wahrheit ins Antlitz sehen und verspürt das Wachsen der Geistesflügel, die ihn aus der Sphäre der Wandelbarkeit und der lügenhaften Existenz in die Tiefen des wahren Seins entführen werden.

Dieser Flug ist verhängnisvoll, und doch kann sich seiner der Mensch, selbst wenn er es wollte, nicht erwehren. Krasinskis Brust entrang sich der Ruf über

,. . . unfaßbar unsichtbare Himmelsbläue,
Der Wässer Tiefe und der Bundestreue
Des Herzens mit dem Himmel . . .'

Solowjew aber gab diesem Gedanken in einer seiner frühesten Dichtungen noch kräftigeren Ausdruck, indem er nicht von blauen Tiefen sprach, sondern von unsichtbaren Ketten, die den Menschen so fest an die Höhen geschmiedet, daß er selbst dann emporklimmen muß, wenn ihn die niederen Elemente seiner Natur zu den Niederungen herabziehen. Aber diese Ketten bedeuten keine Sklaverei. Gott ist mit uns — so lesen wir im Gedicht ,Immanu-El' —, nicht dort im blauen Himmelszelt, nicht hinter der Gemarkung unendlicher Welten, nicht im boshaften Feuer, nicht im wilden Sturmeswehen — hier ist er jetzt, und im flüchtigen Trubel des Alltags, im trüben Wellenspiel der Lebensunruhe tragen wir im Herzen das allfreudige Geheimnis: ,Machtlos ist das Böse, wir sind ewig, Gott ist mit uns!' . . . Wenn also Gott jetzt da ist, hier unter uns, wenn er im Innern unseres Wesens wohnt, dann bildet also dieses göttliche Element des Menschen innerstes ,Ich', und von ihm stammen jene Ketten, die den Menschen an die Höhen festschmieden; ohne sie wäre er nicht der, der er ist, und trüge nicht Gott in sich.

Unter der erhebenden Einwirkung dieses Bewußtseins schuf Solowjew in seinen jungen Jahren** das Menschenideal des Götterlieblings; im Lenz seines Lebens bekränzte er nicht mit Lorbeer sein Haupt, sondern hütete das göttliche Feuer in sich, eitlen Trieben feste Fesseln anlegend: ,Früher oder später wird

---

* Ein Ausdruck Lermontows.

** Vergl. das Gedicht ,Vis ejus integra si versa fuerit in terram' aus dem Jahre 1875.

dieses Feuer nach außen als Blitzstrahl aufleuchten und mit gewaltigem Brand die Erde erfassen; und alles, was vergebens nach Gestaltung ringend in der Brust verborgen dalag — die Verzückungen des stolzen Geistes und die Zärtlichkeiten der grenzenlosen Liebe —, all dies wird, gleich einem gewaltigen Strom zu unbesiegbarer Macht vereinigt, mit seinem Zauber die Gedanken der Menschen umfassen, sie mit goldener Kette zusammenschließen und die Erde mit dem Himmel vereinigen.‘ . . .

Dieser Höhenflug verband sich natürlich in der Seele des Dichters mit der Sehnsucht nach einer unendlichen Freiheit, nach einer Freiheit, die in ihrem Wesen der Befreiung von der Materie gleichkommt. Vor dem Lärm der Stadt fliehend und vor der Zerstreuung der Gedanken, fand Solowjew ein herrliches Asyl der Einsamkeit im malerischen Finnland am See Sajma; dort verbrachte er manchen Augenblick seines Lebens im ernsten Sinnen und in der Begeisterung schöpferischer Arbeit. Er sah den verängstigten Wellen nach, die an den zerklüfteten, wilden Uferbrüchen emporschossen, und seine Seele vereinigte sich mit ihnen in dem Bestreben, über die Felsverhänge hinaus sich in endlose Fernen zu ergießen; er träumte von jener Beruhigung, die allein die Unendlichkeit des Raumes zu bieten vermag. . . ‚Und es träumt der See von längst entschwundener Urzeit — wieder möchte er die Erde beherrschen. . . Darum: eile, zerschmettere die Ufer, stürmische Sklavin; ewige Schande jenen, die sich unterwerfen; erfüllen wird sich dein Traum, du großes Element, und alle nach Freiheit strebenden Wellen sollen ihre Freiheit haben.‘ . . . (‚Sajma‘ 1899.)

Aber das Empfinden dieses seiner Seele innewohnenden Elements, das stärker ist als die Materie, wurde bei Solowjew durch das nicht minder intensive, jedoch schmerzhafte Bewußtsein von der Macht des Bösen im Weltall getrübt. Er mußte also schwere, bittere Augenblicke des Zweifelns durchmachen. In seiner Jugend schrieb er in einem Gedicht, das als Vorwort einer bei Lebzeiten nicht veröffentlichten Komödie gedacht war, die traurigen Worte nieder, daß das Leben von einem Gesetz beherrscht wird, wonach ‚alles, was gut ist, in dichten Nebel gehüllt erscheint, aber alles, was klar zutage tritt, traurig oder lächerlich ist‘. Später, nicht lange vor seinem Tode, gab er diesem Gedanken tieferen und philosophischeren Ausdruck in einem kurzen kraftvollen Gedicht, das von der verzweifelten Stimmung einer dumpfen Niedergeschlagenheit durchsättigt ist, jener Depression, die das stille, bleierne, warme Zwielicht in der Natur um sich verbreitet, wenn kein Lufthauch die Seele in erfrischende Träume einhüllt, die sie in die Ferne entführen könnten, und der Mensch, auf sich selbst gestellt, jenem Gespenst entfliehen möchte, zu dem ihm sein eigenes ‚Ich‘ geworden. ‚Keine Macht‘ — so klagte der Dichter — ‚wird den Vorhang vom grauen Himmel heben . . .‘ Vor dem Auge des ermüdeten Wanderers schlängelt sich ewig derselbe Pfad, — derselbe Wald steht vor ihm, . . . und aus der Tiefe all dieser Erscheinungen gähnt ihm die Frage entgegen, ewig die gleiche Frage, die einzige, auf die es keine Antwort gibt. . . . Und die Welt liegt vor ihm wie ein erstarrtes Gespenst. . .

So war wohl schon die Welt beschaffen
Am ersten Schöpfungstag.

Einsame Seele, — **ihren** Schatten
Sie nur zu sehn vermag.

Sollte jedoch die Welt wirklich nur der Schatten des ‚Ich' sein, hinter dem es nichts mehr gibt — und von dem man sich nicht losreißen kann? O nein! Der frische Hauch des Meeres und der Berge lieh dem Dichter Schwingen zu Flügen in zauberhafte Länder; die Natur rief ihn in ihre Arme, ihn durch die **Realität** der ihr innewohnenden göttlichen Schönheit herbeilockend. — Treffend bemerkte Solowjew in seiner Abhandlung über die lyrische Poesie, eine lyrische Dichtung müsse sich durch eine so vollkommene Verschmelzung des Inhalts mit dem Worte kennzeichnen, daß sich diese im Gegensatz zu anderen Dichtungsarten voneinander gar nicht trennen lassen. ‚Ein Gedicht, dessen Inhalt sich in ungebundener Rede systematisch und ordentlich erzählen läßt, gehört entweder nicht in den Bereich der reinen Lyrik, oder es ist wertlos.'

Trotzdem das Böse, das im Kampf ums Dasein steckt, des Daseins Inhalt bildet, so lebt doch das Schöne in der Welt, und diese umfängt uns mit Schönheit als Ganzes in der unerschöpflichen Verschiedenheit ihrer Gestalten. Und das heißt, daß die Welt, obwohl sie im Bösen verfangen ist, sich trotzdem vom Bösen befreit. ‚Materiell' — so behauptete Solowjew* — ‚ist die Welt bloß in der Lüge, also im Bösen; in ihrer Wahrheit aber steht sie über der Materie.' Mit anderen Worten: Es wohnt ihr ein geistiges Element inne, und eben durch dessen Kraft befreit sich die Welt vom Bösen. Dies die Lösung des Rätsels, dies der Ausweg aus dem Zwiespalt zwischen dem Glauben des Dichters an die ‚objektive Realität des Schönen' und dem Bewußtsein der Allmacht und der Schrecken des Bösen. Die Tatsache des Vorhandenseins eines höheren geistigen Elements in der Natur verbindet diese in inniger, substantieller Weise mit dem Menschen, — und hier nimmt das Naturgefühl seinen Anfang, hier die Wonne, die in der Betrachtung der Schönheit der Natur liegt.

Wenn der Mensch die Natur betrachtet, so findet er in ihr das Beste, was er selbst besitzt: seine Göttlichkeit. Mit anderen Worten: Auch die Welt hat eine **Seele**. Und durch das Licht dieser Vorstellung betrachtete Solowjew die Natur. Er war ungemein empfänglich für ihre Stimmungen. ‚Wie auf dem Antlitz des Menschen' — erzählt Wielitshko** —, ‚nahm er auch in der Natur die Äußerungen der Seele wahr, und er sah sie für reale Tatsachen an. . . Ich erinnere mich, wie wir einmal mit ihm im Jahre 1895 zur Winterszeit bei Imatra (in Finnland) durch einen Wald fuhren. Hinter den Zweigen hochgipfeliger Tannen und Fichten schien der Mond hervor. In Millionen von Brillanten funkelte lilienblau der Schnee. Erschreckte kleine Scharen von Finken und Meisen begannen plötzlich zu zwitschern, als wär's im Frühling. Von herrlicher Würze war die Luft durchsättigt. Wonnetrunken verstummten wir beide; nach einer Weile rief ich: „Siehst du Gott?" Im Halbtraum und als stiege wirklich vor ihm in unmittelbarster Nähe seiner Seele eine Vision auf,

* Im Gedichte: Auf dem Archipelagus.

** In seinem Buche: W. S. Solowjew. Leben und Werke. Petersburg 1904. Siehe Seite 56—57. (Russisch.)

erwiderte Solowjew: „Ich sehe eine Göttin, die Weltseele, in ihrer Sehnsucht nach dem einzigen Gott!“ Darauf verharrten wir während der ganzen Fahrt in Stillschweigen.‘

In der Vorstellung der Weltseele, die in der Lehre Solowjews so grundlegende Bedeutung besitzt, vereinigten sich die Begeisterung des Dichters, der Glaube des Christen und die Weltanschauung des Philosophen zu so festem Bunde, daß es unmöglich wäre, zu konstatieren, ob Solowjew seine Philosophie dem aprioristischen Glauben angepaßt, oder ob ihn im Gegenteil diese Philosophie, aus der poetischen Intuition der Weltseele heraus geboren, vor die Schwelle des Christentums geführt habe. Das letzte ist wohl wahrscheinlicher. Die Vorstellung der vom Bösen sich losreißenden Weltseele führte zur Annahme irgend einer der Schöpfung der Welt vorangehenden ursprünglichen Katastrophe, bei der die Weltseele von Gott abgefallen war; hieraus ergab sich die Notwendigkeit der Erlösung und der Aussöhnung mit Gott, und eine logische Folge war dann die Anerkennung einer zwischen Gott und dem Menschen vermittelnden Person, der Kultus des in menschlicher Gestalt verkörperten Gotteswortes. Wäre Solowjew kein Christ gewesen, und hätte er nichts vom Christentum gewußt, die Konsequenz seiner Gedanken hätte ihn zur christlichen Auffassung der Welt geführt. Er empfand die Gewalt des Bösen, das sich seinen Schwärmereien und Höhenflügen in die Quere stellte, und das aus der Tiefe dieser Empfindung sich herleitende Hellsehen der Weltseele, der vom Bösen umgarnten, gefallenen und nach Gott sich sehnenden Weltseele, hätte als Grundlage seiner Philosophie eine Vorahnung der auf den Dogmen des Sündenfalles und der Erlösung aufgebauten Religion gezeitigt.

‚Neben der ewigen Schönheit der Natur bildet‘ — so schrieb Solowjew in der erwähnten Abhandlung — ‚den Inhalt der reinen Lyrik die unendliche Macht der Liebe; diese aber‘ — fügte er hinzu — ‚findet ihren intensivsten und konzentriertesten Ausdruck in der geschlechtlichen Liebe.‘ Eine sonderbare Geliebte besang jedoch dieser Dichter, der zugleich ein Meister der Askese war, eine Geliebte, wie sie vor ihm noch keiner verehrt und gepriesen. Im ersten Augenblicke könnte es scheinen, als sähe sie Dantes Beatrice ähnlich, aber das Prototyp der vergeistigten, vergöttlichten überirdischen Führerin Dantes durch die himmlischen Gefilde war ja eine lebende irdische Gestalt, während Solowjews Beatrice niemals die Erde berührte und zu Lebzeiten von keinem Sterblichen gesehen wurde. Wohl aber hat sie den Dichter gesehen, wie ‚er ganz allein in ferner nordischer Landschaft mit der bösen Macht des Dunkels kämpfte‘ und wie er in diesem Kampfe vor Erschöpfung von Ohnmachten befallen wurde, — so stieg sie denn barmherzig von ihren goldigen Palästen zu ihm herab und bedeckte ihn in stiller Huld mit einem strahlenden Mantel*. In dem Herzen des Dichters aber lohte jenes Feuer, dem gegenüber alle Mächte der Hölle machtlos werden, — und voll Dankbarkeit schwur er die Liebe seiner göttlichen Geliebten, jene Liebe, die ‚den Tod für das irdische Element bedeutet‘.

Wer also war jene Beatrix?

* Vergl. das Gedicht: ‚Bei meiner Königin‘ aus dem Jahre 1875.

Solowjew lehrt in seiner Abhandlung über das ‚Wesen der Liebe'*, daß jeder Mensch das absolute Element der Göttlichkeit in sich trage; darin bestehe eben sein absoluter Wert, den der Mensch zu offenbaren verstehen sollte. Aber dem stellt sich der Egoismus hindernd in den Weg. Die Lüge und das Böse des Egoismus bestehen nicht darin, daß der Mensch sich selbst hoch einschätzt. Darauf hat er das Recht als ein Wesen, das mit der Fähigkeit ausgestattet ist, in seinem Bewußtsein und in seinem Leben die absolute Wahrheit einzuschließen. Böse ist der Egoismus deswegen, weil der Mensch, seine eigene absolute Bedeutung anerkennend, eine solche anderen abspricht, als sähe er in seinem begrenzten ‚Ich' den Mittelpunkt des Seins. Grenzenlos ist nur Gott; Gott ist alles, denn er besitzt die Gänze des Seins; jeder Mensch aber ist bloß der und nicht jener. Um ‚alles' zu werden, oder um sich zur Göttlichkeit aufzuschwingen, soll der Mensch jene Grenzen überschreiten, die ihn von den anderen trennen; wahre Individualität ist ein Bild der All-Einheit Gottes und ihr charakteristisches Merkmal die Fähigkeit, alles, was außerhalb ihrer Grenzen liegt, zu verstehen und der eigenen Seele einzuverleiben. Indem der Mensch nur sich selbst anerkennt, beraubt er seine Existenz jeglichen lebendigen Inhaltes; er wandelt seine Individualität in eine leere Form um. Der Egoismus ist demnach in seinem Wesen Negation und Tod der Individualität. Und solange die dunkle Macht des Egoismus in der Seele des Menschen nicht auf eine andere, ihr direkt entgegenwirkende und feindliche Macht stößt und von dieser nicht gebrochen wird, solange wird die Erkenntnis der absoluten Wahrheit nur eine rein äußerliche sein, nur der Reflex irgend eines fremden Lichtes. Und eben die Liebe ist die den Egoismus vernichtende Macht. Nur durch die Liebe kann die Individualität erlöst werden, denn die Liebe verlegt das Zentrum des Seins eines Einzelwesens über die Grenzen seiner empirischen Abgeschlossenheit hinaus; wenn der Mensch nicht in sich lebt, wenn er sein eigen ‚Ich' in einem anderen Wesen niederlegt, verwirklicht er seine absolute Bedeutung, die in der Fähigkeit besteht, sich über sein phänomenales, d. h. in der Welt der wandelbaren und vergänglichen Dinge eingeschlossenes Dasein zu erheben.

Aber warum ist das Verliebtsein der höchste Ausdruck der Liebe, trotz dem hohen Wert anderer Arten dieses Gefühls, durch die, wie Solowjew sagt, ‚der falsche Spiritualismus und der altersschwache Moralismus die Geschlechtsliebe ersetzen möchten'? Weil diese das metaphysischeste Gefühl ist und sich mit dem Sinn für die Unendlichkeit am innigsten verknüpft. Die geschlechtliche Liebe ist in ihrem Wesen die im Menschen zu tiefst wohnende Sehnsucht nach der ewigen, absoluten Glückseligkeit, sie zeitigt Begeisterungen, die einen Triumph über die Materie bedeuten, gleichsam ein Zersprengen ihrer Ketten**, einen Vorgeschmack des höheren, vollkommenen Seins, einen Eintritt in die absolute Schönheit; sie wird zum stärksten Ausdruck des Kultes dieser Schönheit und infolgedessen zur Quelle der höchsten Eingebungen in der Kunst. Mit einem

* Vergl. Werke, Band VI, Seite 375—379.

** ‚Über das Wesen der Liebe', ebd. vergl. Seite 379.

Worte: Dieses Gefühl besitzt eine überirdische, mystische Grundlage. Plato legte in seinem ‚Gastmahl‘ dem Aristophanes die Idee von der Halbierung des Menschengeschlechtes in den Mund. Die ersten Menschen waren gewaltig groß und so kräftig, daß sie selbst die Götter zu bedrohen sich anschickten. Da beschloß Zeus, um der drohenden Gefahr zuvorzukommen, diese Menschen auseinanderzuschneiden, jeden in zwei Hälften; ‚sie werden am Leben bleiben, aber die Götter zu behelligen aufhören, sobald sie schwächer geworden‘. Nach diesem gewaltsamen Auseinanderschneiden natürlicher Einheiten begannen die losgetrennten Hälften sich gegenseitig nacheinander zu sehnen und einander zu suchen, und ‚dieser Trieb und dieses Streben nach der eigenen Ergänzung heißt Liebe‘. Seit jenen Zeiten lebt Eros in unserer Natur und will uns zur früheren Gestalt wieder zurückführen; er will aus je zwei Menschen die frühere Einheit bilden, um so des Menschen Natur zu heilen. In diesem Mythos fand Solowjew den Wahrheitskern, aus dem er seine Theorie der Liebe entwickelte.

Um seine Sendung zu erfüllen — so lehrt er* —, oder um seinen absoluten Inhalt zu offenbaren, muß man vor allem ein vollkommener Mensch sein. Indessen gibt es in der empirischen Wirklichkeit keine vollkommenen Menschen; es gibt nur einseitige, begrenzte, unvollkommene Wesen, ‚voneinander losgerissene und einander suchende Hälften‘ — Männer und Weiber.

Ein vollkommener Mensch wäre die höhere Einheit beider. Hier stehen wir vor einem unergründeten Rätsel, vor einer Tatsache von grundlegender Bedeutung, weil auf ihr der Weltprozeß beruht. Die Geschlechtlichkeit ist nicht bloß ein philosophischer Begriff, auch nicht nur eine empirische Erscheinung; in ihr sind — sagt Berdiajew, Solowjews zeitgenössischer Fortsetzer — mystische Tiefen; ‚im mystischen Element der Welt mußte offenbar irgend eine Spaltung** erfolgen, — davon zeugt die Liebe. Gesteht doch der Liebende, der die geliebte Gestalt zum Ideal erhebt und sich vor ihr demütigt, schon dadurch irgend eine eigene Unzulänglichkeit zu und möchte diesen seinen Mangel mit dem, was er in der Geliebten verehrt, wettmachen. In der Ekstase der Verliebten bricht das Verlangen hervor, das Gitterwerk des krüppelhaften, unvollkommenen „Ich“ durchzubrechen und zu vernichten, um in eine einzige, vollkommene und glückliche Existenz zusammenzufließen. Die Liebe ist die Bestätigung der Individualität in ihrer Gänze und Göttlichkeit, ist das Sichlosreißen aus der sinnlichen Beschränkung zur Ewigkeit.‘ . . .

Nach Anerkennung der Geschlechtlichkeit als eines transzendentalen Faktums übertrug Solowjew dieses Faktum aus der sinnlichen Welt in die Abgründe des absoluten Seins. Gott ist einzig, aber soll das etwa bedeuten, daß es außer Gott nichts mehr gibt? Sowohl ja, als auch nein. Alles, was nicht Gott ist, die Allwelt, die uns umgibt, ist offenbar etwas von Gott Verschiedenes, aber es läßt sich trotzdem von Gott nicht trennen. Dieses Nichts, aus dem Gott die Welt erschaffen, ist ein relatives, kein absolutes Nichts, ist die

* ‚Über das Wesen der Liebe‘, Werke, Band VI, Seite 384.

** ‚Das neue religiöse Bewußtsein‘ (russisch), 1908, vergl. Seite 165.

reine Potenz des Seins; diese aber kann jenseits von Gott nicht bestehen. Mit anderen Worten: Indem sich der Schöpfer vom Geschöpf scheidet, verbindet er es zugleich mit sich in der Weise, daß er es vor sich in absolut vollkommener Gestalt hinstellt als Einheit, als sein ‚Zweites', um bei Solowjews Worten zu bleiben*. Für uns, die wir in der Welt der Erscheinungen eingeschlossen und in die Fesseln der Zeit und des Raumes geschlagen sind, ist die absolute Vollkommenheit jener zweiten Einheit, die im Verhältnis zu Gott eine passive Einheit, das weibliche Element ist, etwas, was wird, und zwar so langsam wird, daß wir, es betrachtend, den Nöten des Zweifels anheimfallen, — aber für Gott, in Gott, in Wahrheit ist sie Wirklichkeit, ist sie das ewige Objekt seiner Liebe. Und dieses ewige ‚Zweite' Gottes, das ist die Sophia, die Gottesweisheit, die Idee, worin kraft des schöpferischen Wortes die Empfängnis der Welt vor sich gegangen. Durch die ‚Sophia, die Gottes Thron stützt** und seine ewige Gefährtin ist***, und die ‚herrlicher ist, denn die Sonne, und über die ganze Ordnung der Sternenpracht erhaben'†, durch den Kultus jener Weisheit, die ‚der Werkmeister aller Dinge'†† ist, also gleichsam das weibliche Element im Absoluten (das ewig Weibliche), erheben wir uns zu Gott, zum intimen, konkreten Verkehr mit ihm'†††. Andererseits aber ist die Sophia nicht bloß ein Bild in dem Gedenken Gottes, sondern, wie Solowjew sagt, ‚ein lebendiges Wesen, das die Fülle der Macht und der Tat besitzt', strebt also gleichfalls nach Realisierung, — und realisiert sich in der Mission des Weibes, die ‚in der konkreten Verkörperung des ewig weiblichen Elementes' beruht, des ewig Weiblichen in der Natur Gottes, um auf diesem Wege die Welt zur Harmonie, zur Schönheit und zur Freiheit zu geleiten. Und diese Sendung ist nicht geringer und nicht minderwertiger als die Sendung des Mannes. Das Weib sollte ein Kunstwerk sein, Ausdruck der schöpferischen Potenz Gottes, jene Kraft, aus der die Schöpferkraft des Mannes fließt. Dante sein — ist eine große Sache, aber eine nicht minder große Sache ist es, Beatrice sein, Beatrice, die an Erhabenheit ihrer Sendung Dante gleichkommt und zur Verwirklichung des höchsten Weltzieles ebenso unentbehrlich ist, wie Dante§.

Daraus folgt, daß ein Mann, der fähig ist, sich zur Höhe einer reinen und tiefen Liebe zu erheben, in der geliebten Gestalt die Individualisierung der göttlichen Sophia verehrt oder vielmehr diese in ihr verehren möchte. Er idealisiert seine Geliebte, d. h. sie erscheint ihm in einem ganz anderen Lichte wie den anderen Menschen; aber das will durchaus nicht bedeuten, als wäre die Idealisierung nur ein eitles Spiel der Phantasie. Idealisieren heißt tiefer blicken, besser sehen und unter der oberflächlichen Hülle deutlicher das Abbild der Göttlichkeit wahrnehmen. ‚Und wenn' — fügt Solowjew hinzu — ‚die Idealisierung, diese unvermeidliche und unzertrennliche Gefährtin der

---

* Vergl. ‚Über das Wesen der Liebe', Werke, Band VI, Seite 404—405.

** ‚Buch der Weisheit', IX, 4.

*** ebd. VIII, 3. — † ebd. vergl. VII, 29. — †† ebd. VII, 21.

††† Berdiajew: a. a. O. Seite 173. — § Berdiajew: a. a. O. Seite 179.

Liebe, hinter dem empirisch Sichtbaren ein fernes ideales Bild des geliebten Wesens vor uns auftauchen läßt, so geschieht dies offenbar nicht zu dem Zwecke, damit wir bloß daran Gefallen finden, sondern um kraft wahren Glaubens, tätiger Phantasie und tatsächlicher Schöpferkraft die Wirklichkeit diesem Bilde anzupassen.' . . . ‚Die Idealisierung eines niedrigeren Wesens ist zugleich die Realisierung eines höheren, und darin liegt eben die Wahrheit der Liebe*.' . . . Zugleich mit der völligen Realisierung, durch welche die individuelle weibliche Gestalt zu einem von ihrer Strahlenquelle unlöslichen Strahl des ewig weiblichen Elementes in Gott wird, — zugleich damit wird das metaphysische Ziel der Liebe erreicht: die Harmonie zweier Wesen in Gott, in eine höhere Existenz umgewandelt, die ein lebendiges und unsterbliches Bild Gottes wiedergibt.

Obwohl für die Äußerungen weiblicher Schönheit auf Erden, in denen er Reflexe der göttlichen Sophia erblickte, empfänglich, mied sie Solowjew trotzdem; er strebte höher und weiter hinaus, er wollte ihr göttliches Prototyp, Sophia in ihrer eigenen Gestalt, sehen und verehren. Diese hatte er in sein Herz geschlossen, und mit dem Schöpfer des ‚Buches der Weisheit' konnte er sagen: ‚Ich suchte sie von meiner Jugend an, und ich trachtete, sie mir als Geliebte zu gewinnen, und ich lag zu Füßen ihrer Herrlichkeit**.' Und Gott erfüllte sein Sehnen und schickte sie ihm ‚vom heiligen Himmel und von der Stätte seiner Größe herab, auf daß sie nicht weiche von ihm und mit ihm schaffe'***.

Dreimal empfing Solowjew den Besuch seiner Auserkorenen. Er erzählt davon in seinen ‚Drei Begegnungen', in denen er in seiner durchaus originellen Art zwei Elemente verknüpfte: das humoristische und das mystische, so daß das Ganze bei der ersten flüchtigen Lektüre fast wie ein Scherz anmuten könnte, — aber der Leser, der auch nur ein bißchen Spürsinn besitzt, wird bald hinter der täuschenden Hülle des Scherzes wahrnehmen, wie tief der Dichter von der Wahrheit seiner Vision durchdrungen gewesen, und er wird auch merken, daß der Scherz nur deswegen gebraucht wurde, damit die höchsten und heiligsten Augenblicke im Leben des Dichters, die Augenblicke der unmittelbaren Berührung mit dem Absoluten, ja nicht etwa durch die dummverächtliche Gleichgültigkeit eines Lesers entweiht werden, da er es nicht vermöchte, dem Seher bei dem Emporklimmen zu überirdischen Höhen zu folgen. Mag der Leser meinen, daß ihn der Dichter mystifizieren wollte, wenn nur das Tiefe, Reine und Göttliche nicht zum Gegenstand seines gedankenlosen Gelächters wird.

Neun Jahre zählte Solowjew, als sie zum ersten Male zu ihm herabstieg. Es hatte ihn damals eine kindliche Liebe erfaßt; er hatte einen Nebenbuhler, und schon sollte er zum Entscheidungskampfe mit ihm eilen, als plötzlich . . . alles vor seinen Augen verschwindet; ‚. . . ringsum Himmelsbläue

* ‚Über das Wesen der Liebe', Werke, Band VI, Seite 386—388 und 404—405.

** ‚Das Buch der Weisheit', VII, 2.

*** ebd. vergl. IX, 10.

und Himmelsbläue in meinem Herzen'; von strahlender Himmelsbläue umflutet, eine himmlische Blume in der Hand haltend, neigte sie ihr Antlitz gnädig dem Knaben zu und verschwand im Nebel. Seit jener Zeit riß der Junge die kindliche Liebe aus seinem Herzen; seine Seele ward blind für alles Irdische, aber die deutsche Bonne — mit diesem Scherz beschließt der Dichter seine Erzählung — ward traurig, so oft der Knabe ihr von seiner Vision und seiner Freude erzählte. ‚Ach, Wladimir, Wladimir' — sprach sie —, ‚wie dumm bist du doch!'... Die zweite Vision erfolgte im Jahre 1875 in London im Britisch Museum. Der junge Philosoph hatte sich schon eine Idee der Sophia konstruiert, und ganz von ihr hingerissen forschte er fleißig allem nach, was seine Vorgänger darüber geschrieben. In einem Brief an die Gräfin Tolstoi, der aus einer etwas späteren Zeit stammt, berichtete er, er habe drei ‚Sophia-Spezialisten' entdeckt: Georg Gichtel, Gottfried Arnold und John Pordage, aber sie hätten ihm kein neues Licht gebracht, und ‚wenn (so fügte er scherzend hinzu) die Sophia sich ihnen huldvoll erwies, so geschah dies wohl nur dank der entwaffnenden Unschuld jener drei Spezialisten, nicht aber dank irgendwelcher anderer Vorzüge"*. Eines Tages nun, da er wieder über seinem Buche hockte, verfiel er in Träumereien und begann sich die Vision aus seiner Kindheit vorzugaukeln, — nach einer Weile aber ward diese Vision wieder zur Wirklichkeit. Es umflutete ihn die gleiche Himmelsbläue, und neuerlich erstrahlte sie vor ihm, neuerlich sah er nur sie, nur sie allein.... Und dieser Moment ward ihm zu langewährendem Glücke; wieder wurde seine Seele blind für alles, was von dieser Erde, — wenn er jedoch den Menschen von überirdischen Dingen erzählte, dann erschienen diesen seine Worte ähnlich wie jener deutschen Bonne, unverständlich und dumm.

Aber den stärksten Eindruck hinterließ ihm die dritte Vision, die in Kairo erfolgte. Solowjew verdankt sie einem Zufall, der ein charakteristisches Licht auf die Seele dieses Dichterdenkers wirft, welcher im Alltagsleben bis an das Ende seiner Tage naiv wie ein Kind war. Es war ihm der Gedanke eines nächtlichen Spazierganges zu den Pyramiden durch den Kopf geschossen. Diesen Einfall führte er aus. Im ersten Moment hielten ihn die Beduinen, durch die ungewöhnliche nächtliche Erscheinung eines hochgewachsenen Herrn im Zylinder und mit langen Haaren in Erstaunen und Schrecken versetzt, für den Teufel; aber als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, fielen sie über ihn her, beraubten, fesselten und führten ihn irgendwohin auf einen entfernter gelegenen Ort, wo sie ihn liegen ließen, nachdem sie ihn großmütig von den Fesseln befreit hatten. So befand sich nun der Dichter ganz vereinsamt in der Wüste; am Himmel funkelten die Sterne, die Nacht war kühl, Ermüdung und Schlaf befielen ihn. Als er erwachte, ‚erstrahlten von Rosen Himmel und Erde'.... ‚Im Purpur himmlischer Majestät, himmlisches Feuer im Auge, blickte sie auf ihn herab wie des Lichtes erster Dämmerschein am ersten Schöpfungstag.'...

‚Was ist, was war, was sein wird — alles umfaßte ihr Blick.'....

* Briefe, Band II, Seite 200.

Die Wüste, der Nil, das ferne Meer, noch fernere Urwälder, der Berge schneebedeckte Gipfel — ‚all dies war eins geworden, ein einzig Bild weiblicher Schönheit'. . . . In dieser wunderbaren mystischen Vision erstrahlte vor dem Dichter die unendliche Schönheit des Weltalls und ward von ihm erfaßt — nicht als irgend eine konkrete Gestalt (darin läge ja nichts Originelles, denn auch Rousseau, Chateaubriand und Slowacki hatten solch mystische Herzensköniginnen), sondern als bloßes Aufleuchten des Blickes jener einen, einzigen, unsichtbaren Herrin der Welten, der Sophia, die das ewige ‚Zweite' Gottes, das ewige Objekt seiner Liebe ist. In diesem Blick lag alles, was in der wandelbaren Welt der Erscheinungen mit dem Abbild des Absoluten die Seele beflügelt; . . . einen kurzen Augenblick währte das Gesicht; alles verschwand. . . . Es war Tag, triumphierend erhob sich die Sonne, ‚Stille in der Wüste, die Seele betete; es verstummte nicht in ihr der festliche Glockenklang', ‚. . . . und niemals werden' — so schloß der Dichter — ‚in ihren Tiefen die Rosen verwelken, wohin immer mich die Lebenswellen tragen mögen:

Der nichtigen Welt noch Sklave — durft ich schauen
Verzückt den allerreinsten Purpur, der
Verdeckt wird von der Schale der Materie,
Und fühlt' der Gottheit strahlend Aug auf mir.
Der Ahnung Macht hilft mir den Tod besiegen,
Mein Träumen bricht der Zeit, des Raumes Ketten.
Dir, ewige Gefährtin, gilt mein Lied, —
Verzeih der schwachen Reime schüchtern Sprache.'

Solowjew wußte es jedoch, daß nicht jedermann das Verständnis jener glücklichen Visionen erreichbar sein werde, die ihn in das Wesen der Dinge eingeführt, und daß manch einer in seiner Adoration des ewig weiblichen Elementes in Gott als der göttlichen Sophia etwas an Blasphemie Grenzendes erblicken könnte. Darum rechtfertigte er sich gewissermaßen in seinem Todesjahre, im Vorwort zur dritten Ausgabe seiner Gedichte. Er war damals ganz von der Vorahnung des Endes der Dinge eingenommen, dem im apokalyptischen, vom Joch der Mächte der Dunkelheit befreiten Jerusalem die Herrschaft der ewigen Weisheit, der Sophia, folgen würde. ‚Aber' — so schrieb er — ‚je vollkommener und näher die Offenbarung dieser wirklichen Schönheit ist, die sich mit Gott umhüllt und uns mit seiner Macht zur Erlösung vom Leiden und vom Tode führt, um so unfaßbarer wird die Grenzlinie, die uns von ihren lügenhaften Ebenbildern scheidet, von der gleisnerischen und machtlosen Schönheit, die die Herrschaft des Leidens und des Todes verewigt, statt sie zu vernichten . . .' Doch das vom Lichte der Sonne umflossene Weib verspürt schon die Wehen des Gebärens. Es naht sein Triumph; dies alles ist vorhergesagt; bald ‚wird die ewige Schönheit fruchtbar werden und die Erlösung der Welt zeitigen, und alle falschen Gestalten der Schönheit werden verschwinden gleich dem Meeresschaum, der jene gemeine Aphrodite* geboren, die Göttin der sinnlichen Lüste. Dieser dienen meine

* Unter der ‚gemeinen Aphrodite' verstand Solowjew, Plato folgend, den Trieb der Sinnlichkeit, und unterschied ihn von der himmlischen Aphrodite oder höheren Liebe.

Verse mit keinem Worte, und darin erblicke ich ihren einzigen Wert, den ihnen niemand nehmen wird.'

Der Dichter, dem die Wonnen des Verkehrs mit der himmlischen Aphrodite bekannt waren, konnte selbstverständlich zu Ehren der ‚gemeinen' Aphrodite keine Weihrauchfässer schwingen.

‚Was also' — lesen wir in Platos „Gastmahl" — ‚sollen wir glauben, wenn einer dazu gelangte, jenes Schöne an sich rein, lauter und unvermischt zu sehen, das nicht erst voll menschlichen Fleisches ist und Farben und anderen sterblichen Flitterkrames, sondern das göttlich Schöne selbst in seiner Eigenartigkeit zu schauen? Meinst du wohl, daß einer ein schlechtes Leben führen könne, der dorthin sieht und jenes erblickt und damit umgeht?' — Und eben dieses ‚reine, lautere Schöne an sich' hatte Solowjew erblickt in der göttlichen Sophia; es hatte auf ihm der Blick derjenigen geruht, die er seine ‚ewige Gefährtin' nannte, — darum konnte er nicht mehr ein ‚schlechtes Leben' führen; unter dem Zauber ihres Blickes wuchsen ihm die Schwingen und ward in ihm das Bewußtsein seiner prophetischen Sendung in der Welt geboren; er war berufen, den Menschen die gute Botschaft von der nahenden Herrschaft des Schönen zu bringen und sein Volk zu mahnen, daß es sich durch Buße und durch Auslöschen der Sünden der Vergangenheit für die neue Epoche vorbereite. Die Sophia ward ihm zur Herrin. ‚Du sollst keine anderen Götter haben vor mir', — dieses Motto setzte der Dichter seinem Gedichte ‚Das Auge der Ewigkeit' vor (1897). In diesem Auge, im Auge der Sophia, war alles enthalten: die Erde, der Himmel, alle geheimnisvollen Tiefen des Lebens:

> ‚Und dieses Auge ist so nah, so helle,
> Blicke nur her, —
> Dem All gebietend tauchest du nur selbst
> Ins Schönheitsmeer.'

‚Ob du dich bei Tage verträumst' — lesen wir in einem anderen Gedicht (N. CXX 1898) — ‚oder ob du bei Nacht aus dem Schlaf auffährst, — jemand ist da... wir allein zu zweit; — ein durchsichtiger Nebel, es leuchten nur ihre Augen, und diese strahlenden Augen blicken direkt in deine Seele...' Aber blicken sie immer? Nein. Die Verzückung der Kontemplation kann kein Dauerzustand sein, und alles, was jenseits der Wonnen des Verkehrs mit der überirdischen Herrin liegt, ist ein trauriger, schwerer Traum. Es ergeht zunächst dem Menschen in den schweren Nöten des Lebens wie dem Adler im Käfig, der verzweifelt mit den Flügeln herumschlägt. Dann kommt die Erstarrung der Ohnmacht, und der Mensch wird gleichsam ‚zum Geist ohne Flügel, durch die Erde gefesselt, ein vergessener Gott, der selbst nicht eingedenk seiner Göttlichkeit' (N. XVIII). Aber da dringt an sein Ohr der ferne Klang eines überirdischen Gesanges, und er verspürt über sich den Flügelschlag eines unsichtbaren Schattens, — er erwacht für einen Moment zu höherem Sein in einer höheren Welt, und es fällt auf ihn das unsterbliche Licht jenes Reiches, in dem sie herrscht.... Doch der schwere Traum des Lebens kehrt zurück, er muß zurückkommen. Und wieder verrammeln Scharen stummer Gesichte den Weg zur Höhe, ‚und

kaum vernehme ich des Schattens ferne Stimme: Schenke keinen Glauben dem Vergänglichen, gedenke meiner, sei mein . . .‘ (XXXVIII.)

Dieser Stimme gehorchte Solowjew und schenkte dem Vergänglichen keinen Glauben; deswegen sah und verehrte er denn bloß das Unvergängliche in jenen irdischen Gestalten, deren Zauber er erlag. Shelley sagt irgendwo, daß einzelne von uns in einem früheren Leben Antigone liebten und nun in keinem sterblichen Bunde Befriedigung finden können. Dasselbe hätte Solowjew sagen können, aber mit dem grundlegenden Unterschiede, daß Antigone für Shelley bloß ein poetisches Bild war, während der russische Dichter und Denker an die objektive Existenz der Sophia und an seinen realen Bund mit ihr mit der ganzen Kraft seiner Seele glaubte. Den Reflex der Sophia suchte er in jedem irdischen Wesen, das durch Anmut seine Gedanken und seine Phantasie anzog. Daher akzentuierten sich in seinen irdischen Gefühlen und Anhänglichkeiten überaus klar zwei Merkmale. Da jedes solche Gefühl bloß eine Erscheinung seiner Liebe und Adoration für die Sophia war, so hatte es zunächst durchaus idealen Charakter; es war ein stürmisches Ringen nach einer höheren Form der Liebe, es war — ähnlich wie bei Antonio Fogazzaro — der Traum von einem besseren Zeitalter, von einer höheren Epoche, da ‚der geschlechtliche Trieb, der nach Absolvierung aller Entwicklungsstufen die menschliche Liebe geboren, in noch höherer und edlerer Form zutage treten wird, um der neuen Ära der Vergeistigung der Materie und der Herrschaft des Geistes den Weg zu bahnen‘*. Ferner festigte sich beim Dichter mit Rücksicht darauf, daß keine jener irdischen Individualisationen der Sophia eine vollkommene Verkörperung war und es auch nicht sein konnte, die Überzeugung von der Flüchtigkeit der irdischen Gefühle, die zeitweilig sogar mit einem gewissen Hang zur Geringschätzung jener Personen verbunden war, die diese Gefühle auslösten. So führte er denn entweder darüber Klage, daß in der Seele der Geliebten dunkle Wolken sich vor die Himmelsbläue geschoben, und daß ‚sich in ihr chaotisch-seltsam die Schatten zweier Welten vermengt‘ (XIII), oder er fühlte sich von seiner Pflicht durchdrungen, diese Seele zu heben und zu heiligen, auf daß sie als seine Antwort vor den allwissenden Richter der Gedanken und Gefühle treten dürfe. Von hinreißend poetischer Anmut ist das nachfolgende Gedicht, in dem dieses melancholische Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Traum und Wirklichkeit in der Liebe zum Ausdruck kommt:

Geliebte, ich glaub' deinen Worten nicht,
Nicht den Augen, den hellen, blauen,
Auch nicht mir selbst, nur dem Sternenlicht
Und dem Himmel allein kann ich trauen.

Auf lichten Wegen aus der Welt der Sterne
Fliegt in mein Herz ein wunderbares Träumen,
Bringt Blumenkränze mir aus weiter Ferne,
Die meines Lebens Wüstenein umsäumen.

---

* A. Fogazzaro: Ascensioni Umane (Milano 1899).

Und in der Blumen strahlend hellem Kranze
Erscheinst du mir, du Holde, einzig Eine,
Unwandelbar in deinem Silberglanze
Wie meine Lieb so frei, so keusch, so reine*.

Aus dem Umstande jedoch, daß in Solowjews Erotik das geistige Element das sinnliche so gewaltig überwiegt, und aus dem Hang des Dichters, über jedes Gefühl zu philosophieren, darf noch nicht geschlossen werden, daß Solowjew bloß Asket und Philosoph war. In seiner Jugend übersetzte er die Dichtungen von Hafis, und in seinen späteren Gedichten finden wir herrliche Proben jener Gefühlsstimmungen, die weder geistiger Liebe gelten noch sinnlicher, die vielmehr Träumereien sind, in denen sich die Welt zum Märchen wandelt, und zwar entsprechend der jeweiligen Stimmung des Dichters, bald zum jubelnd-sonnigen, bald zum melancholisch-sehnsüchtigen. Aber die Kraft und die Originalität seiner erotischen Begeisterungen liegen wo anders. Auch nicht bloß darin, daß er seine Gefühle vergeistigte. Seit Dantes und Petrarcas Zeiten gab es und gibt es bis zum heutigen Tage noch, Gott sei Dank, viele Idealisten in der Liebe. Nicht weniger durchgeistigt als Solowjew waren Lamartine in den ‚Meditationen', Shelley in der ‚Mimose' und im ‚Epipsychidion', Slowacki in ‚In der Schweiz', besonders aber Novalis in den ‚Hymnen an die Nacht'. Solowjew unterschied sich von ihnen dadurch, daß er die ideale Harmonie zwischen dem metaphysischen und dem irdischen Element in der Liebe verkündend und sie noch stärker als jene unterstreichend, als Dichter und Denker in einer Person zugleich inniger ihren tiefen Gegensatz im irdischen Leben begriff und intensiver die Tragödie der Seele empfand, die vom Ewigkeitshunger verzehrt im engen Kreis der sinnlichen Welt eingeschlossen ist. Und eben dank diesem Umstande faßte er die Liebe trotz seines Mystizismus sehr real auf. Er wußte sehr wohl, daß jenes Bäumen der Liebe von langer Dauer sein kann, das seine soeben erwähnten Vorgänger häufig zu sehr hohen, den Räuschen der Sinnlichkeit unzugänglichen Gipfeln emporführte, daß jedoch jene Ekstase nicht lange währen kann, in der die Liebe sich in ihrer reinsten Gestalt offenbart und den Menschen aus der Welt der vergänglichen Dinge wegführt in den Bereich des absolut Schönen, um ihn vor die göttliche Sophia hinzustellen. Solche Liebe ist bloß ein Aufleuchten des Absoluten im Dunkel des irdischen Erscheinungsdaseins. Solowjew prägte hiefür das Wort: ‚Ewigkeitsmoment'. Aber wenn das, was die höchste Vorahnung der ewigen Glückseligkeit ist, ein Strahl der absoluten Wahrheit, des wahren Seins in den Dämmerungen des Werdens und Geschehens, bloß ein Moment ist — wie denn anders als einen Alp, einen schweren und drückenden Alp soll man das Leben nennen, oder vielmehr das Bewußtsein des Lebens?

Hier, in dieser pessimistischen Auffassung des Lebens, in dem bloß die Liebe ein seltener Lufthauch ist, der Linderung und Vergessen bringt, begegnete Solowjew Leopardi. Aber hier gingen auch zugleich ihre Wege auseinander. Leopardi pries die Liebe als die Schwester des Todes, er pries sie in ihrer

---

* Übersetzt von Dr. Eduard Goldscheider.

Stephan Lochner/Maria im Rosenhag.



Unruhe und in ihren Qualen, weil sie da stärker als alles andere die Nichtigkeit des Lebens erkennen läßt und den Tod als Erlösung und einziges Gut lieben lehrt. — Solowjew jedoch sehnte sich nicht nach dem Tode und nicht nach dem Nichts, sondern nach der Gänze des Seins, nach Gott, nach dem Leben, das die Wandlung zur Welt des Schönen und Guten ist; er segnete also die Liebe nicht in ihrem Schmerz, sondern in ihren vorbeifliegenden Ekstasen, da sie eine Intuition des wahrhaftigen Seins im Gegensatze zur Veränderlichkeit und Flüchtigkeit der Erscheinungen hinterläßt und die Seele mit der Vorahnung ewiger Glückseligkeit beglückt. Schon die Materialisten — argumentierte Solowjew in seiner Abhandlung über die lyrische Poesie — beginnen sich der bisher bloß den Mystikern bekannten Wahrheit zu nähern, daß das Leben des wachenden Bewußtseins bloß ein kleiner Teil unseres geistigen Lebens ist, ein Teil der Oberfläche, unter der das unbewußte Leben brodelt. Diese ‚Nachtseite‘ der Seele offenbart sich bei normalen Menschen nur selten und unerhofft, in Traumvisionen und in Vorahnungen, aber sie offenbart sich um so leichter, je tiefer man von irgend einem großen und mächtigen Gefühl durchdrungen ist. Es kommt vor, daß der Mensch in der Begeisterung der Liebe die Grenzen durchbricht, die ihm durch die Sinne gezogen sind — und, da in der Verzückung übersinnlicher Wonnen, ‚schüttelt er den schweren Alp des Bewußtseins des irdischen Lebens ab‘. Für Menschen, die für die Stimme der Poesie empfänglich sind, können gewisse Liebesgedichte eine ungleich stärkere Betätigung mystischer Wahrheiten bilden als alle schulmäßigen Ausführungen. Dieser Hellsichtigkeit der Liebe verstand Solowjew herrlichen, kraftvollen Ausdruck zu leihen, der davon zeugt, daß die Worte des Dichters aus der Tiefe innerster Überzeugung flossen:

Wozu denn Worte? Die verträumten Fluten
Geheimnisvoller, himmlisch reiner Quellen,
Sie löschen der Begierde wilde Gluten —
Zu deinen Füßen wird mein Herz zerschellen.

Nicht lange währen jene Himmelsfahrten,
Der Sehnsucht Weg nimmt auf die Traumgestalten,
Und zitternd an geliebter Schwelle warten
Beschwingter Träume liebliche Gewalten.

In mystischer Verzückung unsrer Seelen
Wirst du in reinstem Silberglanz erstrahlen,
Wenn Lieb und Sehnsucht innig sich vermählen,
Schüttelst du ab des Daseins schwere Qualen*.

Zu solcher Potenz erhoben und die vor ihr durch die Wirklichkeit aufgetürmten Mauern der Erde gleichmachend, wird die Liebe mehr als eine momentane Hingabe an den Zauber des Reflexes der Sophia, der auf diese oder jene irdische Gestalt gefallen. Obwohl selbst von dem Bilde derjenigen hingerissen, die ‚der erste Dämmerschein des Lichtes am ersten Schöpfungstage

* Übersetzt von Dr. Eduard Goldscheider.

gewesen', begriff es Solowjew trotzdem, daß die wahre, d. h. im metaphysischen Wesen der geliebten Person konzentrierte Liebe ewig sei und es sein müsse, weil eben das dem Menschen innewohnende absolute Element, der göttliche Inhalt seiner Seele, jenes metaphysische Wesen bildet. Mit anderen Worten: Es ist dem Menschen nicht gegeben, ausschließlich in der Übernatur zu verweilen, an der Sonne des ewig Weiblichen in Gott, wohl aber kann er die Gänze des im irdischen Leben erreichbaren Glückes im Einklang mit dem eigenen seelischen Inhalt in der entsprechenden irdischen Individualisation der Sophia finden.

Im Vergleich mit der wahren Liebe, die ewig ist, erscheint alles andere klein und nichtig, weil eben alles vergeht. Dies brachte der Dichter in einem ungewöhnlich starken und konzisen Gedicht zum Ausdruck, dessen Inhalt sich nicht erzählen läßt; in die Sprache der Philosophie übertragen lautet es etwa folgendermaßen: ‚Ach, was bedeutet all dies, was sich durch die Sprache ausdrücken läßt, was bedeuten jeglicher Gefühle Flut und Ebbe angesichts dessen, was unveränderlich ist und ewig, angesichts des heiligen Mysteriums unserer Begegnung, die nicht hier erfolgte, sondern in der übersinnlichen Welt, am Schoße des urewigen Gottes! In dieser Welt der Falschheit -- wie falsch bist du selbst! Unter den Lügen bist du selbst eine lebendige Lüge, aber jener glückliche „Ewigkeitsmoment" ist mit mir, ist mein, jener Ewigkeitsmoment, der mich mit dir auf Ewigkeit vereinigt, und er zerteilt vor mir allen Nebel der Erde. — Du glaubst nicht an jene Begegnung — mag sein; ich will mit dir nicht rechten, denn ach, was bedeuten alle Worte und Reden angesichts dessen, was unveränderlich ist und ewig.' . . . Dieselbe Stimmung brach beim Dichter noch in einem anderen Gedicht durch, das von unermeßlicher, bezaubernder Zärtlichkeit durchtränkt ist: Sie hat ihn verlassen und ist in die Welt hinausgegangen; dann kehrte sie allein, von den Menschen verlassen, in großer Erschöpfung und Trauer zurück. Aber der Dichter fragt sie nicht, wo sie geweilt und woher sie komme; denn was bedeutet — hier könnte er jene Worte wiederholen — alles, was auf der Erde geschieht, was bedeuten jeglicher Gefühle Flut und Ebbe angesichts dessen, was unveränderlich ist und ewig, angesichts ihrer mystischen Begegnung, die sie durch ewige Bande miteinander verknüpfte . . . So drückt er denn nur schweigend die Arme an sein Herz . . . Ach, komm' her, ruhe dich aus, schon ist es Zeit, schon versanken die letzten Gluten des Westens.

> Zeit und Tod, die herrschen hier auf Erden,
> Aber Herren nenne du sie nicht!
> Alles treibt, verschwindet dann im Nebel . . .
> Nur der Liebe Sonne bleibt bestehn.

Solowjew hat die Liebe eine frohe Botschaft aus dem verlorenen Paradies genannt, die die Möglichkeit verkünde, das Paradies wieder zu gewinnen. Und tatsächlich ward ihm die Liebe zur Offenbarung. Sie brachte ihm die Intuition des Menschen, Gottes und der Unsterblichkeit, und aus dieser Intuition entstand sein ganzes philosophisches System, in dem der so stark von Schelling beeinflußte russische Denker mit Hilfe der Begriffe Weltseele und

Sophia das Dunkel des Daseins zu beleuchten versuchte. Die Liebe lehrte ihn, daß der Mensch allein ein Halbgeschöpf sei, das die Gänze des Seins nicht anders wie in Verbindung mit einem zweiten Wesen erreichen könne, und daß erst der Bund dieser beiden, sich gegenseitig ergänzenden Wesen, zum fertigen, vollkommenen Ausdruck der Individualität und dadurch zum echten Abbild Gottes werde. — Von da zum Begriff Gottes aufsteigend, lehrte er, daß wir, die Gottähnlichkeit im Menschen bestätigend, als Prototyp zur Konstruktion des Begriffes Gott nicht die zerspaltene, halbierte, sondern die ganze, vollkommene Individualität annehmen müssen oder die höhere Einheit des männlichen und des weiblichen Elementes. Er lehrte ferner, daß die ewige Potenz des Seins in ihrer geistigen Gestalt dieses weibliche Element im Absoluten sei, als die Idee der Alleinheit, als der Ausdruck der urewigen Weisheit, als die Sophia, nach der Gott die Welt geschaffen, und in die er die Liebe zu seinem Werke gelegt. — Schließlich vermittelte ihm die Liebe einen Blick in das Wesen der Unsterblichkeit. Da ihm das Element des Absoluten in einer konkreten Gestalt das Objekt der Liebe ist, ergab sich als Konsequenz seiner Lehre, daß diese Gestalt der Vernichtung nicht anheimfallen könne, da sie ja berufen sei, zur Offenbarung des Absoluten beizutragen und entsprechend dem eigenen inneren Gehalt den Inhalt des göttlichen Lebens zu bereichern.

Aber wenn der Begriff des Todes — philosophierte Solowjew — sich auf keinerlei Weise mit dem Begriff der Unsterblichkeit in Einklang bringen läßt, so kann andererseits die Unsterblichkeit nicht mit der Leere unseres Lebens Hand in Hand gehen. Kann man sich denn ohne abscheuliches Unbehagen die ins Unendliche verlängerte Existenz irgend einer Weltdame, eines Sportsmannes oder eines leidenschaftlichen Kartenspielers vorstellen? Aber gehen wir weiter: Müßte nicht etwa der Wunsch ewiger Dauer für Taten solcher Art wie jene, durch die Alexander der Große oder Napoleon berühmt geworden, gleichfalls einen Seitensprung der Unvernunft bedeuten? Nicht genug daran; würde es uns vielleicht mit Befriedigung erfüllen, wenn Shakespeare ewig seine Dramen dichten, Newton ewig die Mechanik des Himmels erforschen sollten? Was folgt also daraus? Doch wohl dieses, daß, wenn auch in jeder Sphäre der schöpferischen Tätigkeit des Menschen, in der Politik, in der Kunst, in der Wissenschaft, sich ein mehr oder weniger göttlicher Inhalt der Seele offenbaren kann, all dies ja doch nur den momentanen Bedürfnissen der Menschheit in einem bestimmt umgrenzten Augenblick der Geschichte Genüge leistet, — also deswegen der Unsterblichkeit gar nicht bedarf. Aber nach Unsterblichkeit trachtet der Liebende, denn liebend wird er zum Geliebten jener, ‚die eine wahre Ausstrahlung der Helle des allmächtigen Gottes‘, und ‚keinen liebet Gott außer den, der mit ihr verweilet‘. Nur die Liebe ist ein unmittelbarer Aufschwung zum absoluten Sein, ein Aufblühen des göttlichen Inhaltes der Seele, eine Anschauung des ‚Schönen an sich‘, das die göttliche ‚Sophia‘ ist. Die ‚Sophia‘ geleitet den Menschen zu den Tiefen der göttlichen Gemeinschaft und Mitwirkung.

Alles treibt, verschwindet dann im Nebel . . .
Nur der Liebe Sonne bleibt bestehn.

Raffaels Tod / Novelle von Ilse von Stach

Während die Arbeiten im Neubau der Peterskirche des nahen Osterfestes halber ruhen mußten — das Grab des heiligen Petrus durfte dem Strom der Pilger durch keinerlei Geschäftigkeit versperrt sein, — ruhte ihr seraphischer Baumeister dennoch nicht. Zwar stand er am Morgen des Palmsonntag scheinbar untätig inmitten der betenden und staunenden Menge, die sich drängte, an der Gnadenstätte die geweihten Palmen zu empfangen, stand und streifte diese Menge mit einem kühlen, fremden Blick, den er ihr nur in Beziehung zu ihrer phantastischen Umrahmung gönnte, zu den halbgestürzten Mauern der alten, zu den halb aufgerichteten und Gigantisches prophezeienden Pfeilern und Bogen der neuen Kirche. Auf diesen ruhte der Blick des Meisters, auf diesen wog und maß er, prüfte und probte, kehrte Trümmer aus, fügte noch Unverbundenes zusammen, bekleidete das Rohe mit marmorner Schönheit, schaute, schaute, und schaute einen Tempel Gottes, der das Herz im Innersten erglühen macht . . .

‚Gloria, laus et honor Deo' sang der päpstliche Sängerchor. Die feierliche Prozession schritt durch die Kirche, der Papst, von der Höhe der Sedia gestatoria herunter, segnete mit der heiligen Palme das Volk zu beiden Seiten . . . ‚Gloria Deo!' tönte Raffaels begnadete Seele mit, die den Bogen des Ebenmaßes über kirchliche Erhabenheit und menschliche Frömmigkeit spannte.

Inbrünstig sank er in die Knie, als Leo X., auch ihn segnend, vorübergetragen wurde, und verharrte kniend, den inneren Blick fest auf das Ziel seiner Sehnsucht, auf die in göttlicher Vollkommenheit prangende Peterskirche gerichtet, bis die Prozession aus der Kirche heraus sich in die Vorhalle ergossen hatte, von wo sie ihren festlichen Weg durch die Stadt antrat.

Als Raffael aus seiner Versunkenheit auffuhr, fand er sich allein inmitten riesenhaft aufstrebender Gebilde, die wie Sockel der Zukunft aus dem Schutt des Gewesenen emporragten. Das Bild seiner Träume war im Augenblick zerronnen; lebhaft der Gegenwart bewußt, sprang er auf die Füße und sah das Werdende mit tiefer, leidenschaftlicher Hingabe an —: Diese seelenlosen Blöcke aufzurufen, einen jeden zu seiner Bestimmung, diese ungefügen Massen nach einem geheimnisvollen, ewigen Gesetz zu bändigen — o, das war Wonne, die schauernd an jene Wonne rührte, die den Schöpfer aller Dinge durchglüht hat, als er das Licht von der Finsternis schied.

Aber er — Raffael — kannte er die Formel des Gesetzes? Wurde nicht vielmehr erst am vollendeten Bau dessen eigenstes Gesetz erkannt, das er dann sichtbar an der leuchtenden Stirn tragen würde? Mußte

also das Gesetz nicht bis dahin nur empfunden, nur dunkel, wenn auch drangvoll geahnt werden, von ihm, der nicht sprechen konnte: es werde! —

Raffael reckte die schlanke Gestalt in die Höhe, alle Fiebern des blassen, mageren Gesichtes spannten sich an, und die schwellenden Lippen, die die Sehnsüchte der Brust auszudrücken pflegten, vibrierten wie vom Winde bewegt. ‚Die Formel‘ flüsterten die Lippen.

Raffael griff sich in sein Wams, darunter Pergamente knitterten; erst nachdem man unablässig und treu um Erkenntnis der Gesetze gerungen hatte, durfte man ihrer wiederum vergessen und einzig dem eigenen Genius vertrauen — langsam, und noch die Blicke auf den Schwung des ihm zunächst sich wölbenden Bogens geheftet, zog er einige zerlesene Blätter aus seiner Brusttasche hervor, setzte sich auf die Stufen des Hauptaltars und vertiefte sich in das Studium eines, der die Formel gekannt hatte.

Was er las, waren Stücke aus Vitruv, die der gelehrte Fabio Calvi für ihn ins Italienische übersetzt hatte.

Während so der Meister als ein ehrfürchtiger Schüler zu Füßen der erhabnen Weisheit des Altertums saß, war draußen ein schwüler, feuchter Mittag über Rom aufgestiegen. Da zog das Geräusch der sich öffnenden Tür und nahender Schritte Raffaels begierigen Geist von seiner nährenden Weide ab, — er stand schleunig auf, denn er glaubte, die Prozession kehre zurück und fülle in wenig Augenblicken den Tempel der Stille mit unerträglichem Gewimmel; aber es war wohl nur ein fremder Pilger, der da zögernd näher kam und, nachdem er sich niedergebückt und den Fußboden der gottgeweihten Stätte geküßt hatte, suchend und zweifelnd um sich blickte.

Raffael ging freundlich auf ihn zu und sagte: ‚Tretet näher, Freund, hier ist das Grab des heiligen Petrus —‘

‚Ich danke Herr, ich danke!‘ antwortete der Fremde und fuhr redselig fort: ‚Gewiß, in der Tat, ich suche das Grab des heiligen Petrus, um dort zu beten, . . . ich komme aus dem Toskanischen, Herr . . . um zu beten, jawohl — aber, — nichts für ungut, — nicht nur die Heiligen, auch die schönen Künste wollen in Rom angebetet sein — Herr, wenn Ihr ein Römer seid, so werdet Ihr wissen, wo die Pietà des göttlichen Michelangelo aufgestellt ist . . .‘

Über Raffaels reines Antlitz flog ein Schatten der Schwermut. ‚Folgt mir‘, sagt er leise, schritt an dem Fremden vorbei und führte ihn mit gesenkter Stirn vor die Pietà des Michelangelo, für den seine Seele in Liebe und Haß entbrannte.

Als der Fremde, der mit dem artigen jungen Römer gern noch über Roms Schätze und Heiligtümer geplaudert hätte, sich nach seinem Führer umwandte, war dieser verschwunden.

Raffael, nachdem er aus der seitlichen Kapelle der Pietà in das Innere

der Kirche zurückgekehrt war, verweilte noch einmal inmitten der rings um ihn wachsenden Wunder der Schönheit, — dies Werk, diese Leib und Ausdruck gewordene Idee der ganzen Christenheit auf Erden, die vollendete Peterskirche würde auch die letzten Tiefen seines Wesens auf das Erhabenste und Ewigste ausdrücken. Möchte dann Michelangelo die Gewalt seiner Seele unsterblichen Werken mitteilen, — das Wahrzeichen Roms, den Mittelpunkt der Welt würde für alle kommenden Geschlechter Raffaels Name, Raffaels Genius umschweben.

Aber nur einen kurzen Augenblick entzückte sich der Meister an der Vorstellung des fertigen Werkes, — eben das eherne Vorbild Michelangelos war es, das ihn immer aufs neue aus schwelgerischen Träumen zur Wirklichkeit zurücktrieb, — aus zeitlosen Visionen zur Emsigkeit der rinnenden Stunde.

Raffael strich sorgfältig prüfend über einen herrlich behauenen Marmorblock, zu dem es galt, einen zweiten, gleich makellosen aufzufinden. Dann verließ er mit eiligen Schritten die Kirche und ihre Vorhalle, trat auf den Petersplatz hinaus und strebte ohne Aufschub dem Borgo vecchio zu. An seinem Palazzo stand, als Raffael vorüberging, die Fornarina am Fenster und erwartete sehnsüchtig den Freund; auch zwang sie ihn mit dieser Sehnsucht zu ihr hinaufzusehen und das innigste Verlangen nach ihr zu empfinden. Aber ein unerklärliches Getriebensein, als dürfe er keine Stunde, keine Minute des kostbaren Tages verlieren, wehrte ihm einzutreten; nur mit lebhaftem Winken der Hand und mit Blicken der Liebe grüßte er zu ihr empor und setzte dann seinen Weg zum Forum, als zu der großen Schatzkammer des päpstlichen Rom, fort. Dort angekommen, suchte er unter Schutt und Trümmern alte Kostbarkeiten, die sich wunderbar in den neuen Bau am Vatikan einfügen würden, wählte und rechnete und baute die zerfallene Herrlichkeit und die zukünftige vor seinen trunkenen Augen auf, bis der Tag versank, und er sich erschöpft auf der heiligen Erde hinstreckte.

Nicht lange, so schreckte Pferdegetrappel und der helle Klang wohlbekannter Stimmen ihn aus dem leichten Schlummer, in den er gefallen war, empor; die Schar seiner Freunde, Schüler und Verehrer, aus deren Mitte er sich in der Frühe des Morgens mit List weggestohlen, und die, ohne zunächst Raffaels Abwesenheit zu bemerken, ihren Ritt zu den Tre fontane fortgesetzt hatte, kam mit wehenden Mänteln und lauter Fröhlichkeit dahergesprengt. Noch war in der Dämmerung Raffaels Gestalt, die unvergleichliche Beseeltheit ihrer Glieder, der Rhythmus ihrer Bewegungen leicht zu erkennen.

‚Raffael!‘ rief Giulio Romano und sprang vom Pferde.

Raffael, der sich nur halb erhoben hatte und die schlafbefangene Hand zögernd ausstreckte, sagte beinahe flüsternd: ‚Was sucht Ihr hier?‘

‚O, dich! Vielgeliebter!‘ lachte Giulio Romano, ‚dich, der du uns schnöde allein gelassen hast auf unserem herrlichen Morgenritt!‘ ‚Aber wie kommt ihr hierher . . . auf das Forum . . . ich verstehe nicht‘ . . . sagte Raffael, indem er vollends aufstand, wiewohl ihn traumhafte Verwirrung noch immer im Bande schlug; erst als Giulio umständlich zu erzählen anfing, kehrte er recht eigentlich in Geistesgegenwärtigkeit zurück.

‚Als wir in Rom einritten‘ — sagte Giulio — ‚Mittag war längst vorüber, und wir hatten in der Campagna ein köstliches Frühstück abgehalten, suchten wir dich zuerst in deinem Palazzo, denn wir glaubten nicht anders, als daß der Dienst für deine liebliche Herrin dich von uns ferngehalten hätte. Aber o weh! Die süße Fornarina schaute uns aus rotgeweinten Augen an und schalt auf die garstigen toten Trümmerhaufen, in die du mehr verliebt seist als in ihre lebendige Schönheit. Und wirklich, Raffael, auch ich muß dich schelten! Ist es nicht genug, am hellen Tage auf Beute auszuziehen, — mußt du dich noch zur Nachtzeit auf den Anstand legen, als stiege der Marmor ungegraben vor dir auf, wenn du nur die Erde, die ihn zudeckt, umklammerst! Raffael, du wirst dir das Fieber eingesogen haben! . . .‘

‚Vielleicht,‘ entgegnete Raffael fröstelnd, ‚es ist feucht und kühl geworden, wir wollen nach Hause reiten.‘

Giulio Romano warf seinen Mantel ab und legte ihn sorglich um Raffaels Schultern; danach bestieg dieser sein Pferd, das ein Diener für ihn geritten hatte und jetzt bereit hielt. Giulio saß auf, und der ganze Trupp setzte sich in der Richtung des Tibers in Bewegung; — die Freunde und Begleiter schwatzend und lachend, Raffael schweigsam und lächelnd; denn, war er auch selbst nachdenklich gestimmt, so freute ihn doch der Frohsinn der anderen, den er niemals durch eigene Schwermut getrübt hätte.

Die fremden Pilger, die zur Osterzeit nach Rom gekommen waren, sahen dem buntbewegten Reiterbilde staunend und bewundernd nach und fragten wohl hier oder da einen römischen Bürger, der behaglich vor seines Hauses Tür stand, und das gewohnte Schauspiel an sich vorüberziehen ließ:

‚Welcher Fürst reitet dort inmitten seines prächtigen Gefolges?‘

Und der so fragte, erhielt zur Antwort: ‚Es ist Raffael von Urbino, der mehr ist als ein Fürst.‘

Überdies erreichte Raffael mit denen, die ihm das Geleit gaben, den Petersplatz und hielt vor dem Portal seines Palastes an. Dessen strenge Formen ragten noch deutlich sichtbar in den nächtlichen Himmel hinein, — das säulengeschmückte obere Stockwerk, das mit Grazie auf den mächtigen Quadern des Erdgeschosses ruhte — ein Werk Raffaels.

Mit beruhigtem Blick umfaßte es der Meister . . . dazu hatte er die Formel gefunden . . . dann schweifte sein Auge zur Rechten des Platzes, wo im Hintergrund, doch schon von Nacht verschlungen, die große Kirche seiner harrte, — in wüsten, kolossalen Trümmern ihrer Auferstehung harrte.

Aus dem Innern des Palastes traten Diener, um den heimkehrenden Herrn mit Fackeln zu grüßen. Raffael achtete ihrer nicht; als er die Umrisse der Geliebten hinter den erleuchteten Fenstern des oberen Geschosses vermißte, schwang er sich, von Unruhe und Sehnsucht plötzlich angefaßt vom Pferde und bot selbst Giulio, der der Gefährte seiner Abende zu sein pflegte, die Hand zum Abschied.

‚Giulio, — ich muß Angela versöhnen,‘ sagte Raffael; ‚ich habe sie länger allein gelassen, als ein liebendes Herz ertragen kann.‘

Giulio nickte lachend und begreifend, während Raffael nach kurzem Grüßen der Freunde die Treppe seines Hauses hinaufstürmte.

Im Wohnzimmer saß die liebliche Fornarina in einem steifen Lehnstuhl am Kamin und rührte sich nicht, als sie den Schritt des ungetreuen Geliebten auf der Treppe hörte; sie hatte, weil dieser erste Apriltag wärmeloser, liebeloser als seine märzlichen Vorboten durch die hohen einsamen Räume gezogen war, ein Feuer angezündet, in das sie nun starrte und schmollte, bis Raffael mit unwiderstehlicher Demut vor ihr stand.

‚Wo warst du so lange, Raffael?‘ fragte Angela, schon halb versöhnt.

‚Kind, wo war ich?‘ antwortete dieser; ‚wo finden mich die Tage? — von der Kirche zum Forum, vom Forum zur Kirche . . .‘

Eine leise Trauer schwang bei seinen Worten mit, die auch Angelas nachgiebige Seele überschattete.

‚Ach,‘ seufzte sie, ‚die Peterskirche ist recht eine Feindin unseres Glückes,‘ und fuhr fort zu klagen, während sie sich mit Raffael zur Abendmahlzeit niedersetzte: ‚Der heilige Vater will einen Baumeister aus dir machen; du sollst ihm das alte Rom aus der Erde graben und das neue daneben setzen; da plagst du dich nun mit Rechnen und Studieren, und die Leinwand steht leer, und in den Stanzen malen Giulio und der Fattore. Ach, Raffael, das waren andere Zeiten, als du noch die Galathea maltest!‘

Ein heiteres, glückliches, leichtsinniges Lächeln glitt über Raffaels Gesicht.

‚Ja,‘ sagte er, ‚das waren selige Zeiten; aber du vergißt, Engel, daß ich gerade damals, als ich dich zuerst gefunden hatte, gar nicht malte, weder in der Farnesina noch im Vatikan!‘

Er unterbrach sich, denn süße Erinnerungen führten ihn aus seinem

fürstlichen Palast am Petersplatz in einen kleinen, vor Porta Maggiore gelegenen Bäckerladen, in dem ihm Angela — sechs Jahre früher und jünger — ein Weißbrot verkaufte.

,O, wie hatte ich dein Gesicht, deinen Nacken, deine ganze holde Gestalt gesucht, Angela, immer vergeblich gesucht, so daß ich ganz daran verzweifelte, je auf Erden ein lebendes Vorbild meiner Träume wandeln zu sehen. Ach, ich mußte, wenn ich ein Weib malen wollte, sechs Frauen untereinander vermischen, drei Mädchen und drei erblühte Weiber, und von diesen die Schönheit und Reife, von jenen die Anmut nehmen, — von einer das Haar, von der zweiten die Stirn, von der dritten den Schwung der Lippe, — nur du, Angela, hast die Süßigkeit der Blüte und die der Frucht zugleich, nur du bist das Meisterwerk, das ich getrost kopieren durfte, um ein zweites Vollkommenes zu schaffen. Und siehst du, das lehrte mich der erste Blick, mit dem ich dich umfaßte, als du mir das Brot über deines Vaters Ladentisch hinwegreichtest, — wiewohl dazumal deine Schönheit sich unter Kummer und Betrübnis verborgen hielt . . .'

,Sprich nicht von dem Laden meines Vaters, Raffael,' sagte Angela, ,ich habe zu viele Tränen darin geweint. Ach, mein Vater war ein harter Mann! War es meine Schuld, daß mir der Gatte, den er mir gegeben hatte, nach drei Monaten ehelicher Gemeinschaft entfloh? Und wohin sollte ich mich wenden, als zurück in die väterliche Backstube, der ich entronnen zu sein hoffte, und aus der er mich gern entlassen hatte, weil Töchter genug ihm darin zur Hand gingen. Aber ich mußte bitter entgelten, daß ich als eine Verlassene und ungerufen zu ihm heimgekehrt war!'

,Mein armes Kind,' sagte Raffael, ,dennoch bin ich geneigt, die Flucht des treulosen Francesco sowie die Härte deines Vaters zu segnen; denn eben sie war es, die dich für meine Bitten weich gemacht hat, und sie, die dein süßes Antlitz in der Sphäre des Schmerzes läuterte; — du bist sehr schön geworden in den bösen Tagen deiner Jugend, Angela.'

,Du täuschst dich, Raffael,' lächelte Angela beseligt. ,Wenn ich schön geworden bin, so geschah das in den wonnevollen Tagen, die deine Liebe mir bereitete . . .'

,Weißt du noch, Angela,' fiel ihr Raffael ins Wort, ,wie wir so voll beschäftigt ineinander lebten, daß ich keinen Pinsel mehr anrühren mochte? Weißt du noch, wie der Papst mir seine Boten ins Haus schickte, die mich zu dem halbfertigen Heliodor zurückzwingen sollten? Und wie der treffliche Agostino Chigi so über die leeren Wände seiner Farnesina ergrimmte, daß er, der gewiß jedem Menschen seines Herzens Wonne gönnt, sich boshafter Freude nicht enthalten konnte, als du mir — schreckliches

Andenken! — von Räubern entführt worden warst, und ich, um meine Verzweiflung zu mildern, das Malen wieder anfing!'

‚Dennoch', sagte Angela, ‚meinte er es gut mit uns, denn er hat, während du maltest, seine Diener ausgeschickt, mich zu suchen, hat, als sie mich aufgespürt hatten, das Lösegeld für mich bezahlt, damit ich zu dir zurückkehren könnte . . .'

‚Und dann, als du kamst, — Angela! Was für Zeiten! — Und Chigi war wahrlich nicht der Betrogene; denn um wieviel herrlicher erblühte die Galathea, nun ich von ihr zu dir und von dir zu ihr schauen konnte! — Ach Kind, wenn du ahntest, wie schön du warst!' —

‚Warst?' schmollte Angela. ‚Baust du deshalb die Peterskirche, weil ich heute weniger schön bin?'

Da Raffael eben wunschlos entschwundenen Seligkeiten und dem Wechsel der Tage nachdachte, antwortete er nicht sogleich, wie Angela erwartete, mit einem Preise ihrer Schönheit; sie aber, deren Gemüt an jenem Abend längst zu gesteigerter Empfindsamkeit aufgereizt war, suchte alsbald nach Gründen, um in Klagen auszubrechen, da ihr das Aufschluchzen des Glückes nicht unverzüglich gewährt worden war.

‚Ich bin alt und häßlich geworden,' jammerte sie, während ihr Jugend und Schönheit vom Angesicht leuchtete; ‚du baust Kirchen und Paläste, weil du mich nicht länger zum Modell brauchen kannst. — Ach, wie lange wird es dauern, daß du mich noch lieb hast, Raffael?' Unter Tränen fuhr sie fort: ‚Ich habe eine schwarze, schwere Ahnung, daß ich dich verlieren werde, — du wirst dich mit Donna Margherita vermählen, — du hast es dem Kardinal San Clemente versprochen!'

‚Versprochen!' wiederholte Raffael; ‚das ist ein hartes Wort. Er hat mir seine Nichte zur Frau anempfohlen, und ich habe ihm mit Verbindlichkeit geantwortet; aber, — Angela, Angelina, — das ist noch kein Grund zu schwermütigen Trennungsgedanken.'

‚O, könnte ich ewig mit dir verbunden sein!' stöhnte Angela aus dem innersten Grunde ihres Herzens.

Raffael zog sie auf seine Knie. ‚Wer sonst als du wird ewig mit mir verbunden sein,' sagte er ernst. Dann, indem er sie bei der Hand faßte und nötigte, mit ihm zugleich aufzustehen, fuhr er fort: ‚Komm, Kind, wir wollen dich ansehen, so wie die Nachwelt dich sehen wird, und dich nicht nennen wird, ohne meiner dabei zu gedenken.'

Raffael ergriff einen brennenden Leuchter und schritt in die an das Wohnzimmer angrenzende Werkstatt, wo er vor dem Bilde der Donna Velata stehen blieb; Angela war ihm gefolgt. ‚Du siehst da nun, wie schön du bist,' sagte er; ‚niemals wirst du altern, niemals wirst du aufhören, lieblich zu sein —'

Angela lächelte bei dem Gedanken, daß, während Donna Margherita und alle vornehmen Damen Roms ihren Jahren zum Opfer fielen, sie selbst mit ewiger Jugend begabt sein würde; aber Raffael wandte sich zu einer Studie der Sixtinischen Madonna, von der er sich, als das fertige Bild nach Piacenza abgeschickt war, niemals hatte trennen mögen.

Er leuchtete der Madonna ins Gesicht, gerade in die rätselhaften, alles Irdische, Schmerzliche, tief durchdringenden Augen hinein. ‚Und sieh dich hier.‘ sagte er zu Angela. —

‚O Raffael!‘ rief die Fornarina erschreckt abwehrend, denn ein lebhaftes Gefühl eigener Niedrigkeit hatte sie bei dem Anblick des erhabenen Bildes ergriffen, — ‚Raffael, das bin nicht — ich!‘

Raffael, der den Blick nicht von der Madonna wandte, flüsterte: ‚Ich glaube selbst, Angela, es ist die Mutter Gottes!‘ Und er bog das Knie: ‚Ave Maria!‘

Angela durchzitterte der Schauer eines feierlichen, der Ewigkeit entlehnten Augenblicks; gesenkten Hauptes näherte sie sich der Tür, aber Raffael verweilte noch vor dem Bilde und sagte: ‚Wenn ich heute sterben müßte . . .‘

‚Raffael!‘ schrie Angela.

‚Kind,‘ beruhigte dieser, ‚glaubst du, der Tod komme schneller, wenn man von ihm spricht, als er ohnedies kommen wollte?‘ und wieder kehrte er die Augen von Angela zu dem Bilde. ‚Wenn ich heute sterben müßte, so war mir doch vergönnt, auszudrücken, was meine Seele sehnsüchtig liebte und was alle Völker auf Erden lieben: Maria!‘

Bei der Nennung dieses Namens flog eine weiche Süßigkeit über Raffaels Gesicht, als spüre er die Gnaden des mütterlichen Herzens — dann leuchtete er hinüber zu der großen Staffelei, auf der die unvollendete Transfiguration stand. ‚Es war mir vergönnt,‘ fuhr er fort, ‚ihn auszudrücken, ihn in seiner Verklärung; darüber hinaus können wir Menschen nicht. Ich werde nun nie wieder einen Christus malen.‘

‚Raffael,‘ sagte die Fornarina, geängstigt durch den dunklen Ernst seiner Worte, ‚wie sprichst du nur! — das Bild ist ja noch nicht einmal fertig!‘ —

‚Es ist fertig,‘ entschied Raffael; ‚was hier unten fehlt, kann Giulio malen, — Christus‘ — er hob den Arm und beleuchtete das obere Bild mit hellem Lichte —, ‚du siehst ja selbst, Angela, daß er verklärt ist!‘

Während Raffael den Arm senkte, schien Gottes Sohn in das Licht der Himmel zu entschweben, die geblendeten Jünger und die irrenden Menschen, die Giulio malen konnte, tief unter sich lassend.

Darnach gingen Raffael und Angela aus der Werkstatt und legten sich zur Ruhe.

Am anderen Tag trieb die Rastlosigkeit des Blutes den Meister früh auf. Mit dem ersten Morgenstrahl, der über die Dächer blinkte, betrat er die Peterskirche, und weil eben das Glockenzeichen zur Feier der heiligen Geheimnisse einlud, kniete auch er am Altar nieder und durchlebte den Opfertod des Heilandes mit andächtigem, reuevollen Herzen. Darnach ging er in den Vatikan, in die Stanza del' Incendio.

Der Heilige Vater hatte sich bitter über die Lässigkeit der Schüler beklagt, mit der sie die letzte Vollendung der ‚Seeschlacht von Ostia' betrieben, — eine höchst strafwürdige Lässigkeit, da sich die Seele des Papstes verzehrte, ihr Spiegelbild in großen, unsterblichen Kunstwerken zu erblicken.

Als Raffael eintrat und noch niemand am Werke fand, lächelte er in Erinnerung des päpstlichen Unwillens, — freilich! Giulio und Francesco und alle die anderen Langschläfer würden dem drängenden Eifer ihres Herrn wohl schwerlich Genüge tun, — lächelte und seufzte zugleich, denn während die Gehilfen schliefen, beugte er, der Meister, sich unter der Last der Arbeit.

Raffael prüfte das Bild mit jenem ruhevollen, überlegenen Blick, mit dem er sich die Menschen und die Dinge ohne Haß oder Liebe zu eigen machte, — ein Blick, um deswillen Angela in Tränen ausbrechen konnte, wenn er kühl wie Mondlicht auf ihrem Antlitz und auf ihren Schultern lag. Mit diesem Blick entschied Raffael, daß der siegreiche Römer, der dem niedergeworfenen Sarazenen die Lanze ins Herz sticht, in der Energie der Muskeln ein paar Striche von Meisterhand bedürfe. Raffael nahm den Pinsel und setzte am Oberarm des Römers an: Was war das? Seine Hand zitterte, — mit plumper Hast fuhr sie aus der vom Auge gewiesenen Bahn. Eine Blutwelle des Zorns rötete Raffaels bleiches, abgezehrtes Gesicht. Wie? Die Hand wollte nicht gehorchen? Raffael nicht gehorchen? Er setzte ein zweites Mal an, und diesmal zwang er für einen Augenblick aus der Kraft des mißtrauisch gewordenen Willens die dienende Hand zum Gehorsam. Aber schon nach wenigen Strichen überwand eine bleierne Erschöpfung der Glieder den vergeblich ringenden Geist, — schwer sank Raffaels ausgestreckter Arm am Leibe nieder.

Da kehrte er sich weg von dem Bilde, legte den Pinsel aus der Hand und kauerte trostlos auf einen Schemel hin. Wie tückisch war doch das Leben! —

Mißmutig, gequält, hilflos saß der Meister inmitten seiner Werke, die von allen Wänden auf ihn niederleuchteten.

Wozu leuchteten, wozu glänzten diese Werke?

Wer sah sie? Sie füllten die Räume eines einzelnen, wenn auch des größten Herrn der Erde.

Aber wann wallte jemals das Volk, wie es in die Kirchen als zu seinem Eigenen wallt, in diese päpstlichen Empfangszimmer? Sollte er für den Papst und seine Gäste, für seine und ihre Nachfolger gemalt haben? Und Michelangelos Werke standen dem Auge und der Verehrung des Volkes offen, — wurden gesehen, wurden verehrt . . .

O, die Sixtinische Kapelle! —

Raffael stöhnte. Ja, diese Gemälde hätten von der Decke eines Stalles herunter die Herzen der Menschen zu Gottesfurcht und Gottesliebe gezwungen, — aber dennoch, dennoch! — Selig, wer d a malen durfte, wo der Nachfolger Petri das heilige Opfer darbringt, wo der Weihrauch steigt, wo Rom kniet und anbetet.

Ein Fieberfrost schüttelte den Meister. Wahrhaftig! lachte er bitter, es fehlte nur noch, jetzt zu sterben und Michelangelo auch den Bau der Peterskirche als Erbe zu hinterlassen . . .

So wob Melancholie ihre Schleier um Raffaels Seele und würde die zarte wohl ganz in Dunkelheit eingesponnen haben, wenn nicht das liebliche Gesicht der Fornarina die Schleier zerteilt und ihr Tröstung zugelächelt hätte. Und seltsam! Während Raffael sonst Angelas Liebe, ihre Schönheit und Süßigkeit als Quelle seines Glücks verspürt hatte, erquickte sich seine Seele in dieser Stunde mit innigem Genügen an Angelas Treue.

Dankbar erinnerte er sich der großen Treue, die sie um ihn trug, wenn immer sein empfindsames Temperament und die Bitternisse der Künstlerlaufbahn das Leben an seiner Seite hart machten.

Angela! — so jung, so schön, so viel umworben, und doch unversucht in ihrer Treue! —

Ein niegekanntes Gefühl aufrichtiger Betrübnis quoll in Raffaels Herzen: Der entflohene Francesco, dem Angela nach göttlichem Recht zugehörte, hatte ihn bisher aller Zweifel und Erklärungen überhoben, ob er Angela zur Ehe nehmen, oder ob er seine Freiheit und hochfahrenden Pläne ihrer Liebe vorziehen wollte, — sie war gebunden, — kein Priester hätte sie ihm angetraut; nicht einmal Don Bernardo, sein Vetter und Beichtvater, der, wenn er alljährlich um die Osterzeit von Urbino nach Rom gekommen war, ihn vorwurfsvoll und milde zugleich ermahnt hatte: ‚Trenne dich von ihr, — nur das Sakrament heiligt die Liebe zum Weibe.‘

Ach, und Raffael hatte um Geduld gebeten, und wieder und wieder Geduld und Vergebung von Don Bernardo hingenommen, und es war alles geblieben wie zuvor, — er vermochte nicht, sich von Angela zu trennen, aber er begehrte auch nicht, sie unvermählt oder verwitwet, und also frei zu wissen, daß er sie hätte zur Ehe empfangen können. Nur heute, nur inmitten dieser Stunde des äußersten Verlassenseins glaubte er die Früchte des Ehrgeizes schal und bitterlich auf der Zunge zu schmecken, und

verlangte sehnsüchtig nach der süßen Frucht, die aus der Devotion eines liebevollen Herzens sprießt.

Von der Stanza della Segnatura her drang lachendes Plaudergetön zu den Ohren Raffaels; er, der halb das Gelächter scheute, halb nach menschlicher Nähe verlangte, rührte sich nicht den Freunden entgegen, sondern heftete nur einen Schmerzensblick auf die Tür, durch die sie kommen würden.

Giulio Romano, der als erster eintrat, war mit drei schnellen Schritten an Raffaels Seite — ein Blick der Liebe und eine dunkle Beklemmung des Herzens hatten ihn belehrt, daß der Freund und Meister auf den Tod erkrankt sein mußte.

‚Raffael!‘ rief er, ‚was ist dir zugestoßen?‘

‚O nichts, nichts,‘ sagte Raffael hastig und wollte, indem er auf die Füße sprang, die trüben Gedanken wie einen lästigen Mantel von den Schultern schütteln; aber ein Schwindel erfaßte ihn und ließ ihn taumeln, so daß er halb ohnmächtig in Giulios Arme sank, wo er sich drein ergab, daß die Krankheit nicht im Gemüt steckte und durch einen einzigen Aufschwung der Seele vertrieben sein würde, sondern im Blute — heimlich, lauernd, tief verborgen im Blute.

Inzwischen waren auch die anderen Schüler hinzugetreten und umstanden den kranken Meister bekümmert und hilfsbereit.

Giulio wies vier unter ihnen an, mit den Armen eine Art Tragbahre herzustellen, auf die er Raffael bettete, ohne selbst seine sorglichen Hände von ihm zu lösen. So trugen sie ihn, gefolgt von dem übrigen Häuflein Schüler, durch die hallenden Flure des Vatikans und vorbei an päpstlichen Dienern, die mit hängenden Köpfen davonschlichen, um ihrem Herrn die plötzliche Gefahr anzuzeigen, die drohend am Mittagshimmel der römischen Kunst aufgestiegen war.

Während Papst Leo diese Meldung mit größter Bestürzung entgegennahm und schleunigst den ersten Boten zu seinem Beichtvater Fra Domenico, den zweiten zu seinem Leibarzt, Messer Giacopo, entsendete, empfing die Fornarina den kranken Geliebten ohne Tränen und ohne Worte, denn die Angst ihres Herzens würgte die einen und die anderen.

Mit weitgeöffneten Augen und gefalteten Händen folgte sie den Trägern der kostbaren Bürde und stand von ferne, bis sie Raffael auf seinem Lager entkleidet und eingedeckt hatten. Darnach kniete sie am Krankenbett nieder und hielt in ihren zitternden Händen Raffaels schmale Fieberhand.

Die Schüler und Freunde waren hinausgegangen, nur Giulio hatte sich auf der anderen Seite des Bettes einen Schemel zurechtgerückt, auf dem er gebeugten Hauptes dasaß und zu Boden starrte; im Raume aber

lagerte dieselbe beklommene Trostlosigkeit, die Giulios und Angelas Seele bis zum Rande füllte.

Raffael lag in unruhigem Halbschlaf, aus dem er, als fremde Stimmen unter den Fenstern des Palastes hörbar wurden, für einen Augenblick auffuhr.

,Angela,' flüsterte er, ohne die Lider zu heben, ,bist du bei mir?' Ein halberstickter Hauch kam über Angelas Lippen: ,Geliebter!'

,Das ist gut,' sagte er, ,sehr gut', dann sank er in Schlummer zurück, noch bevor Messer Giacopo und Fra Domenico, von einem Diener des Hauses geleitet, im Rahmen der Tür erschienen.

Giulio sprang auf und ging den päpstlichen Abgesandten entgegen, von denen Fra Domenico als erster das Wort nahm, da der Arzt der Seele den Vorrang vor dem Arzt des Leibes hatte, und auch weil Messer Giacopo die Würde seines Amtes durch steife Rückhaltung zur Schau zu tragen pflegte.

,Der Heilige Vater', wandte sich Fra Domenico an Giulio, ,betrübt sich herzlich über die gefährdete Seele seines geliebten Sohnes Raffael.' Der Mönch unterbrach sich und sah aus seinen blanken, hellbraunen Augen forschend auf das Krankenbett. ,Er scheint ohne Besinnung seiner selbst . . .' Fra Domenico kehrte sich zu dem Arzt: ,Messer Giacopo, wenn ihr zuerst nähertreten wollt . . .' Inzwischen hatte sich Angela von den Knien erhoben und war den fremden Herren zögernd nähergekommen. Nicht ohne Milde ruhte der Blick des Dominikaners auf ihrer lieblichen Gestalt.

,Und du mein Kind,' sagte Fra Domenico, ,wer bist du?'

Blutübergossen senkte Angela den Blick und das Haupt.

Nicht daß Fra Domenico, als er in die Stube trat, einen Augenblick im Zweifel gewesen wäre, wer da am Bette des Meisters kniete, nicht daß er das leibhaftige Muster wunderherrlicher Raffaelbilder nicht sofort erkannt hätte, aber mit Hilfe der einfachen Frage: ,Wer bist du?' wollte Fra Domenico dem jungen Weibe mitten ins Herz sehen und wissen, ob es sich trotzig zwischen den Geliebten und die Pforte des Himmels stellen oder ob es demütig zur Seite treten würde, wenn sich der Erlöser mit seinen Gnaden dem Sünder nahte.

,Hm,' machte Fra Domenico, streckte aber Angela väterlich die Hand entgegen, die sie — in die Knie sinkend — inbrünstig küßte und mit ihren hervorstürzenden Tränen benetzte.

Da legte der Mönch die freie Linke auf Angelas Haupt und sagte zuversichtlich: ,Es wird alles gut werden.'

Als nun Angela sich erhob und mit Fra Domenico zugleich an Raffaels Krankenlager trat, hatte Messer Giacopo bereits die fliegenden

Pulse des Bewußtlosen gefühlt und sah ihm eben mit wichtiger Miene in das gerötete Gesicht. Da begann Raffael unruhig mit der rechten Hand, die Angela gehalten hatte, auf der Decke umher zu tasten, und, weil sie ins Leere griff, öffnete er die Augen, um die Geliebte zu suchen.

‚Angela?‘ fragte er halblaut. Angela flog auf ihren Platz an seiner Seite, streichelte die zuckende Hand und lächelte unter Tränen dem Geliebten zu.

Aber Raffael konnte, nachdem er einmal die Lider aufgeschlagen hatte, nicht sogleich wieder beruhigt sich der Wohltat des Schlummers überlassen; die Gegenwart der fremden Männer wurde ihm mehr und mehr bewußt, immer größer und erschrockener richtete er die Augen von einem zum anderen — was wollten die hier?, die doch, wie er sich ganz deutlich erinnerte, in den Luftkreis des Papstes gehörten.

Fra Domenico kam dem Kranken zu Hilfe. ‚Meister Raffael,‘ sagte er, ‚Ihr kennt uns doch! wir haben dem Heiligen Vater durch manche böse Stunde hindurchgeholfen; hier Messer Giacopo hat ihm letztvergangenen Herbst ein hitziges Fieber kuriert — wenn es nicht der größere Arzt gewesen ist, den ich Seiner Heiligkeit spenden durfte.‘

Da der Mönch in Raffaels Blick noch immer Schreck, Ablehnung und Mißtrauen las, fuhr er fort, dem Kranken freundlich zuzureden.

‚Wir wissen, Meister Raffael, daß Ihr ein guter Christ seid; gute Christen genesen leichter, wenn das Herz von Sünde frei ist.‘

Das Wort ‚genesen‘ schien Raffael plötzlich zu beleben; ein Lichtlein flackerte in seinen Augen, eine Hoffnung, und eilig winkte er Messer Giacopo zu sich heran.

‚Was fehlt mir,‘ fragte ihn Raffael, ‚wie bin ich so zu Fall gekommen?‘

‚Das möchte ich vielmehr Euch fragen, Meister Raffael,‘ erwiderte Messer Giacopo; ‚ich sehe nur, daß Euch ein ungewöhnlich heftiges Fieber schüttelt, — wo es Euch aber packen konnte, das werdet Ihr besser wissen als ich —‘

Raffael runzelte die Stirn. Da er schwieg, fragte der Arzt nochmals eingehender, und immer in seiner steifen, wichtigen Art:

‚Habt Ihr zu Eurem Schaden in einer fremden Küche gegessen? Habt ihr einen nächtlichen Ritt in die Campagna unternommen? Habt Ihr Euch, in letzter Zeit, Meister Raffael . . . irgend einer — Ausschweifung . . . hingegeben . . .?‘

‚In der Tat,‘ entgegnete Raffael bitter, ‚der Ausschweifung einer ununterbrochenen Arbeit habe ich mich hingegeben.‘

‚Herr,‘ sagte jetzt Giulio zu Messer Giacopo, ‚ich fand ihn gestern

Peter Paul Rubens/Rubens und seine Gemahlin Isabella Brant in der Geisblattlaube



um die Stunde der Dämmerung schlummernd auf der feuchten Erde des Forums liegen . . .'

‚Auf der heiligen Erde des Forums,' sagte Raffael schwärmerisch.

Messer Giacopo zog die Brauen in die Höhe. ‚Was für ein Leichtsinn!' sagte er sichtlich entrüstet, ‚was für ein gefährlicher Leichtsinn!'

Raffael schloß lächelnd die Augen — der gute Messer Giacopo! — er kannte die Wonnen nicht, die den Menschen durchströmen, wenn er mit ausgebreiteten Armen heilige Erde umspannt, — Erde, die das versunkene Rom und seine Wunder deckt; — jener Wonnen gedachte Raffael, und hatte seine Krankheit vergessen. Aber Giulio fragte den Arzt mit großer Betrübnis: ‚Was ist zu tun?'

‚Ich besorge,' entgegnete Messer Giacopo, ‚daß die ungeheure Hitze des Blutes die Adern in den Schläfen oder in der Stirnhöhle sprengen möchte, wobei er dann elend verbluten müßte. Der Diener Beppo mag den Barbier holen — wir wollen Meister Raffael zur Ader lassen.'

Messer Giacopo, der ein feiner Mann war, hatte niemals die zarten Finger, die nur Pulver und Tränklein mischten, mit der Berührung ekelhaften Gewürms befleckt, — es gefährdete seine Würde als päpstlicher Leibarzt schon genug, wenn er sich herbeiließ, der Schröpfung beizuwohnen; denn das rinnende menschliche Blut ist ein widrer Anblick und Geruch. Aber es galt den Liebling des Papstes am Leben zu erhalten, und leicht konnte der Barbier die Menge des Blutes, die notwendig fließen mußte, verfehlen. Dabei war vorauszusehen, daß der Kranke nach vollzogener Operation, wenn auch kühler und wohler, so doch schwächer als zuvor sein würde, weshalb Messer Giacopo zu Fra Domenico sagte:

‚Ich empfehle Euch, würdiger Vater, den Kranken nunmehr zum Bekenntnis seiner Sünden zu ermahnen, — nachmals möchte ihm das Gedächtnis dazu mangeln.'

So beugte sich denn Fra Domenico über das Gesicht des Kranken und sagte: ‚Meister Raffael, seid Ihr bereit, das heilige Bußsakrament zu empfangen?'

Raffael, noch eben in Träumen heidnischer Schönheit lächelnd, schlug die Augen nachdenklich auf, besann sich auf seine Christenpflicht und antwortete: ‚Ja, ich bereue meine Sünden — ich will beichten!'

‚Meister Raffael,' begann der Mönch von neuem, heftete aber, während er sprach, die wissenden Augen auf Angela, ‚es ist mir weder möglich, noch erlaubt, an die Aufrichtigkeit Eurer Gesinnung zu glauben, solange Ihr zwar die Reue im Herzen, aber zugleich die Sünde im Hause haben wollt.'

Diese Worte des Mönches griffen wie eine eiserne Hand in jede

fühlende Brust hinein; Raffael sah den päpstlichen Beichtvater aus weitgeöffneten entsetzten Augen an, Angela hob schluchzend den Kopf von der Hand des Geliebten und bettete ihn auf sein Herz, Giulio senkte bebend und erglühend die Stirn und nur Messer Giacopo drückte in seiner regungslosen Miene die Unerbittlichkeit des Gesetzes aus, — denn auch Fra Domenico, der Sprecher des Gesetzes, blickte mitleidig auf die Liebenden, die er voneinander reißen mußte.

Raffael hatte, als Angela ihn inniger umschlang, die Augen zu ihr gesenkt und liebkoste ihr dunkles Haar mit Blick und Händen. Als Fra Domenico dies Bild der Liebe und Hingebung vor sich sah, wünschte er im Herzen, dem Kranken, vielleicht Sterbenden, die treue Gefährtin seiner gesunden Tage durch das Sakrament zu verbinden, — aber wie, wenn Raffael genas und nach überstandener Angst — das menschliche Herz ist vergeßlich! — die ehrgeizigen Augen wiederum zu Donna Margherita aufhob, — und fände sich zu seinem Schrecken bis in den Tod der kleinen Bäckerin angetraut! — und doch! — wenn er starb, war es nicht grausam, war es nicht unmenschlich, das geliebte Wesen, das ohne Worte jedes Zucken der Wimper begriff, hinauszuschicken, — fortzujagen vom Herzen des Geliebten und von der Schwelle des Hauses.

Eilig zog der Mönch Messer Giacopo mit sich in eine Fensternische, fingerte in den Spitzen von dessen über der Brust vorquellendem Unterkleid und sprach lebhaft auf den Arzt ein, — er mußte wissen, ob der Kranke starb oder ob das Wagnis gefährlich war, ihm die Geliebte zur Gattin zu geben. Aber lange bevor Messer Giacopo die Pläne und Absichten des Mönches recht verstand, hatte Raffael mit der mißtrauischen Hellhörigkeit des Kranken begriffen, was da verhandelt wurde.

‚Spart Euch die Überlegung, würdiger Vater,‘ sagte er mit schmerzverzogenem Gesicht, und, da ihn Angela in dieses Tages Traurigkeit der kostbarste, unersetzliche Besitz seines Lebens dünkte, fügte er inbrünstig hinzu: ‚Gott weiß, daß ich sie zum Weibe begehre, gleichviel, ob ich lebe oder sterbe . . .‘

‚Raffael!‘ Ein seliger Aufschrei Angelas hatte den Kranken in seiner Rede unterbrochen. ‚Still, still!‘ sagte er, streichelte wieder ihr Haar und winkte, da ihn die Kraft der Stimme verließ, Fra Domenico nahe zu sich heran: ‚Sie ist vermählt‘, haucht Raffael und schloß erschöpft die Augen.

Fra Domenico, der in freudiger Erwartung und mit ausgestreckten Händen Raffaels Worte gleichsam hatte greifen wollen, um sie unverzüglich zur Tat zu machen, ließ enttäuscht und bekümmert die Arme sinken — Angela vermählt! — damit war sein Rat und seine Weisheit zu Ende, und es blieb nichts übrig, als das göttliche Gesetz und die menschliche

Pflicht zu erfüllen. — Der Mönch straffte die Muskeln und sagte mit Festigkeit: ‚Meister Raffael, so müßt Ihr sie denn entlassen.'

Um Raffaels Mund legte sich ein Zug des Trotzes, der Herbheit, der Verachtung.

‚Sie bleibt!' sagte er kalt und sah den päpstlichen Beichtvater aus halbgeöffneten Lidern feindselig an.

Angela rührte sich nicht.

‚Meister Raffael' rief der um ein Kleinod bangende Mönch, ‚denkt an Eure Seele!'

Während Raffael unwillig murmelte: ‚Soweit sind wir noch nicht', erhob sich Angela aus ihrer knieenden Stellung, rang die Hände und beschwor ihren Geliebten:

‚Raffael, laß mich gehen . . . denke an deine Seele . . . laß mich gehen!'

Da sah er sie vorwurfsvoll an: ‚Du willst mich verlassen, Angela?'

Bitterlich weinend senkte sie den Kopf und schluchzte, zu Fra Domenico gewendet:

‚Was muß ich tun . . .?'

Der Mönch antwortete traurig: ‚Kind, wenn du auch bis an das Ende der Welt flöhest und sein Herz und Sinn riefe dich in ohnmächtigem Begehren zurück, — was hülfe ihm deine Flucht? Er umklammerte selbst die Bande der Sünde und ich könnte ihn nicht lösen — niemand könnte ihn lösen; aber bete, daß er dich freigeben will, bevor du ihm dennoch genommen wirst . . . und rufe mich, wenn er bereit ist; — ich warte!'

Damit wandte sich Fra Domenico zur Tür und ging hinaus, und auch Messer Giacopo ging hinaus, um höchstselbst den Diener Beppo zum Barbier zu schicken; vielleicht erledigte ein einziger kräftiger Aderlaß diese leidige zweierlei Meinung über Sünde, Buße und Absolution, die sich da bei dem Mönch und dem Künstler offenbart hatte. Waren diesem letzten noch lange Jahre beschieden, so würde die bedrohliche Bindegewalt des ersten dereinst einem alten Manne, einem willfährigen Büßer begegnen. Aber auch wenn Meister Raffaels Tage gezählt waren, konnte ein Aderlaß seinen Trotz besänftigen, seine Hitze kühlen, konnte, wenn nicht das zeitliche, so doch das ewige Schicksal retten.

Messer Giacopo hatte noch kaum die Tür hinter sich ins Schloß gezogen, als sich Raffael in seinen Kissen aufrichtete und den schnell hinzugetretenen Giulio lebhaft bei der Hand ergriff.

‚Giulio,' sagte er mit dem heimlichen Eifer eines, der seinen Gegner überlisten wird, ‚es eilt wohl noch nicht so sehr . . . ich fühle mich krank, . . . wahrhaftig, kränker als du ahnst, mein Giulio, aber ein paar Tage kann ich mich wohl wehren . . .'

Er unterbrach sich. Mit mühsamem Atem, aber aufloderndem Trotz stieß er heraus:

‚Ich bin zäh von Natur —‘

‚Mein Raffael,‘ sagte Giulio beschwichtigend, und hielt den Freund liebevoll umfangen. Aber Raffael wollte sich nicht beschwichtigen lassen; er wollte um Angela, um die Süßigkeit ihrer Nähe im Leben und Sterben kämpfen.

‚Adriano ist ein vorzüglicher Reiter,‘ sagte er hastig, ‚heiße ihn aufsitzen, Giulio, und nach Urbino reiten und Don Bernardo zu mir rufen — Don Bernardo!‘ sagte er in überströmender Dankbarkeit. — ‚Er hat mir meine Sünden vergeben — so viele Sünden — er soll mich richten, er wird milde sein, wie er immer gewesen ist.‘

Von dieser Hoffnung beseligt legte sich Raffael in seine Kissen zurück, und auch Giulio atmete auf, und Angela frohlockte — drei törichte Kinder, die da meinen, der gerechten Strafe zu entschlüpfen, drei arme Verblendete, die zur Führung nach biegsamen Rohren tasten, statt den eisernen Stab des Gesetzes zu ergreifen, drei Irrende, die da glauben, Gott lasse seiner spotten.

Giulio ging lautlos und eilig hinaus, um den Reitknecht Adriano nach Urbino zu entsenden, Angela aber umschlang den Geliebten, den aufs neue Geschenkten mit ungestümer Zärtlichkeit.

‚Mein Kind . . . meine Süße . . . meine Einzige . . .‘ stammelte Raffael.

‚Mein Raffael, mein Geliebter!‘ jauchzte Angela.

Indessen dauerte es nicht lange, bis Giulio zurückkehrte, dem Messer Giapoco und der Barbier auf dem Fuße nachfolgten.

Der Barbier trug eine kleine Schüssel in der Hand, in der schwärzliches Getier wimmelte, und ließ, nachdem Giulio den Rücken des Kranken entblößt hatte, vier Blutegel sich daselbst festsaugen.

Duldend lag Raffael in Angelas und Giulios Armen, der Barbier beobachtete sorgfältig, wie die Bäuche der saugenden Würmer schwollen, und Messer Giacopo stand mit zierlich verschränkten Armen abseits, um im wohlerwogenen Augenblick das Zeichen zur Entfernung der Tiere zu geben.

‚Herr,‘ rief ihm nach einiger Zeit der Barbier zu, ‚mich dünkt, es genüge; — Meister Raffael atmet schwächer . . .‘

‚Es genügt mit nichten,‘ sagte Messer Giacopo, der die Einmischung des Volksverstandes nicht liebte, scharf. ‚Wir wollen ihm zwei weitere Egel ansetzen.‘

Der Barbier zuckte die Achseln und gehorchte; seine ungelehrte Meinung über das Heilen von Krankheiten wich nicht selten von der

des hochweisen Arztes ab, — aber an den Betten der Vornehmen war er Handlanger und mußte den ärztlichen Willen vollziehen; die Armen kurierte er auf eigene Verantwortung und, wie er sich schmeichelte, mit größerem Erfolg.

Als nun auch die beiden neugesetzten Blutegel an Raffaels Leben sogen, bemerkte Messer Giacopo plötzlich eine erschreckende Hinfälligkeit an dem Kranken. Er befahl dem Barbier, die Schröpfköpfe schleunig abzulösen; aber die Tiere, die sich hungrig eingebissen hatten, wollten von ihrem Opfer nicht ablassen, so daß, als sie endlich das vom Barbier gestreute Salz zu schmecken begannen und sich in dessen Hand ergaben, Raffael, durch den Blutverlust völlig entkräftet, blaß und bewußtlos in die Kissen zurücksank.

‚Also!‘ — sagte der Barbier mit einem durchbohrenden Blick auf Messer Giacopo, nachdem er Raffaels beklagenswerten Zustand mit Augen gesehen hatte — zuvor, bei der Arbeit, hatte er ihn nur geahnt. — ‚Also!‘ — sagte er, ergriff die Schüssel mit den zu Kugeln aufgeschwollenen Würmern und überließ, indem er grimmig hinausging, den Kranken seinem gelehrten Arzte.

Freilich, der gelehrte Arzt selber stand nunmehr waffenlos vor der feindlichen Übermacht.

‚Was wollt Ihr?‘ sagte er mit verlegener Gebärde. ‚Geduld!‘

Danach gab er Giulio ein Fläschchen mit einer belebenden Essenz, empfahl ihm, Meister Raffael von Zeit zu Zeit daran riechen zu lassen und ihn an den Schläfen damit einzureiben. So werde der Kranke — wenn es Gott gefiele — wieder zu Atem kommen.

‚Geduld!‘ sagte Messer Giacopo noch einmal und nahm Abschied, da er für heute nichts mehr raten oder nützen konnte.

Bevor dieses Tages Nacht hereinbrach, zeigte der Abendschimmer den beiden Liebenden und Pflegenden deutlich die große, schreckliche Veränderung, die über den geliebten Kranken hereingebrochen war; die gläsernen Augen, deren halber Blick ins Unbekannte ging, lagen tief in violette Ringe eingebettet, die Backenknochen traten scharf und kantig aus dem fahlen Fleisch hervor, und die spröden Fieberlippen murmelten irre Worte.

Mit einem Antlitz, in dem das unverhüllte Grauen geschrieben stand, sah Angela auf den Kranken nieder — wortlos, lautlos; aber ihr Herz schrie unablässig: ‚Gott im Himmel, erbarme dich unser!‘

Giulio saß ohne Trost und Hoffnung zu Häupten des Bettes. Er war es, der in dieser Nacht, die allgemach herniedersank, die kleinen Dienste verrichtete, die der Augenblick erforderte. Er gab dem Fiebernden zu trinken, ordnete ihm sorglich die Decken und Kissen und antwortete mit

freundlicher Geduld auf die sinnlosen und nicht selten heftigen Fragen und Rufe, die der Leidende ausstieß.

Angela kniete sich, als es draußen Nacht geworden war und stiller, feierlicher Kerzenschein das Gemach erleuchtete, auf ihren Betschemel nieder, nahm ein kleines, holzgeschnitztes Kruzifix von der Wand und umklammerte das Abbild des göttlichen Lammes mit zitternden Händen.

Heil dir, Angela! — Seit sie das Mal des Todes auf Raffaels Stirn gesehen hatte, rang sich ein Erkennen, ein Bewußtsein, ein Wille in ihrer Seele hoch, den keine noch so süße Gewohnheit des Lebens in seiner ungestümen Kraft beirren konnte: ‚Laß uns scheiden, Raffael!‘ hieß die Erkenntnis, ‚laß uns scheiden!‘ hieß auch der Wille; denn der Tod war furchtbar anzusehen, wie das Gericht Gottes, man konnte nicht mit ihm feilschen, ob er etwas ablassen wollte von seiner großen Forderung.

Oder was nützte es, die unbezahlte Schuld vor Fra Domenico zu verbergen und töricht von Don Bernardo zu hoffen, daß er sie vor Gott verschleiern und verbergen werde. Als Angela in dem Zeichen des Todes die Handschrift Gottes auf Raffaels Stirn erkannt hatte, packte sie ein wildes Verlangen, die Schuld in ihrer ganzen Nacktheit vor dem zu entblößen, der sie dennoch sah, und wenn die Erde sie verschlungen hätte, ihr den letzten Flitter von dem schwärenden Leibe zu reißen und inbrünstig zu flehen: ‚Arzt, heile mich, schneide mein Eiterndes mit der Schärfe deines Messers, aber heile mich!‘ . . .

Sehnsüchtig nach dem Heile, beugte sie die Stirn auf das Kruzifix in ihren Händen und drückte sich die geschnitzten Dornen aus der Krone des Erlösers tief in ihr zartes Fleisch hinein: sie war bereit, ganz willig und bereit, ihr Liebstes zu geben, aber noch betäubte sie die Qual des Gedankens, auch dem Geliebten, dem Kranken, dem Sterbenden das Liebste zu nehmen. O Gott im Himmel, — muß es denn sein? — Hundertmal, tausendmal fragte sie ihr Herz, fragte sie Gott in Schmerzen und Tränen, wie sie Fra Domenico gefragt hatte: ‚Was muß ich tun?‘ Dann, während ihr Herz verworren redete, während Gott schwieg, getröstete sie sich der schlichten Antwort des Mönches: ‚Und wenn du bis an das Ende der Welt gingest, es hülfe ihm nichts; er selbst, Raffael, muß sprechen: „Scheide dich von mir — Angela, Angelina!“‘

Würde er so sprechen?

Als der Morgen graute, wurde Raffael unruhig.

‚Angela,‘ sagte er, und es klang angstvoll, als habe er schwer geträumt. Angela stand von den Knien auf und trat an das Krankenbett.

‚Hier bin ich!‘ sagte sie leise.

‚Gut, gut,‘ flüsterte Raffael; dann kehrte er sich zu dem Freunde: ‚Giulio, ist Adriano noch nicht zurück?‘

,Mein Raffael,' entgegnete Giulio mitleidig, ,Adriano reitet seit zwölf Stunden . . .'

Raffaels Gesicht nahm einen hilflosen, gequälten Ausdruck an.

,Vierzig Stunden,' sagte er und griff sich an die Stirn, ,bin ich nicht in vierzig Stunden nach Urbino geritten —?'

,Don Bernardo kann am Freitag früh in Rom eintreffen,' antwortete Giulio, der längst mit Bängnis die Stunde der Ankunft berechnet hatte.

,Freitag,' wiederholte Raffael düster, — ,Karfreitag.'

Noch also wartete seine Seele auf Don Bernardo; noch wollte sie einem Menschen ihre Sünde bekennen, einem Menschen bereuen.

Angela schwebte nach vollbrachtem Opfer wie auf Flügeln durch das Gemach; ihre irdische Sorge und Pflege um Raffael war von einer süßen, rührenden Mütterlichkeit, während doch ihre himmlische Sorge als ein einziges, oft gesprochenes, öfter noch stummes Gebet am Herzen Gottes lag: ,Kehre ihn zu dir, Vater im Himmel, kehre ihn zu dir!'

Indessen vergingen zwei Tage vom Morgen bis zum Abend in mancherlei Geschäften. Raffael hatte den Notar zu sich rufen lassen, um sein Testament zu machen. Das war bald geschehen; die Familie in Urbino war Erbe der Häuser und Besitztümer; aber da mußte ein Teil des baren Geldes für Angela zurückbehalten werden; sie durfte keinen Mangel leiden, der Rest ihrer Tage sollte umhegt sein von der Fürsorge des toten Geliebten. Und da war die Werkstatt, mit eigenen und fremden Werken, — die mußte getreuen, liebenden Händen anvertraut werden, — Giulios Künstlerhänden; auch sollte Giulio Erbe sein aller antiken Statuen, die etwa noch aus der trächtigen Erde von Raffaels am Abhang des Caelino gelegner Vigna ausgegraben werden würden. Der Notar schrieb alle Wünsche des kranken Meisters sorgfältig und umständlich auf, las ihm danach das Testament langsam vor und reichte es ihm zur Unterschrift hin.

,Raffaele da Urbino', schrieb der Kranke mit zitternden Fingern.

Somit hatte er seine irdische Rechnung abgeschlossen, und auch für die Begleichung der himmlischen glaubte er, indem er einen reitenden Boten zu Don Bernardo entsendet hatte, genügende Vorsorge getroffen zu haben; aber immer, wenn er der himmlischen Rechnung und dieser Vorsorge gedachte, legte sich ein Zug des Trotzes um seine weichen Lippen . . .

,Mein Raffael,' sagte dann die Fornarina bekümmert, denn sie erkannte ohne Worte die Gedanken des geliebten Sterbenden, die ihn vor ihm selbst verklagten. Gesenkten Hauptes ging sie, wenn er wiederum in dämmerndes Halbbewußtsein zurückgesunken war, in das angrenzende

Wohnzimmer, wo Fra Domenico und Messer Giacopo Tag und Nacht warteten, der eine kniend und betend, der andere stumm und feierlich in einem Lehnstuhl sitzend.

‚Noch nicht?‘ sagte dann Angela zu dem begierig aufschauenden Mönch, der alsbald sein Gebet nur um so inbrünstiger fortsetzte.

Es war niemand anders als der Heilige Vater selber gewesen, der seine Diener angewiesen hatte, im Vorzimmer des kranken Meisters auszuharren, bis die Krisis überstanden sein würde.

Wenig gnädig hatte er sie, als sie ihm am Dienstag Morgen Bericht über Raffael erstatteten, empfangen.

‚Wie?‘ rief er zornrot dem bestürzten Messer Giacopo entgegen, ‚glaubst du, ein anderer als Raffael könnte entwerfen, was ich in meinen Zimmern gemalt haben will? Glaubst du, kurzsichtiger Mann, daß dieser Künstler mir ersetzlich sei? Und du ließest ihn während einer ganzen Nacht ohne das Auge des Arztes!‘

Mit gekränkter Miene, aber ohne Widerrede hatte Messer Giacopo sich von seinem zürnenden Herrn beurlaubt und den Platz vor Raffaels Kammertür eingenommen, von dem er sich nunmehr von Zeit zu Zeit erhob, um ‚das Auge des Arztes‘ auf den Kranken zu werfen.

Aber auch mit seinem Beichtvater war Papst Leo unzufrieden gewesen. In milderem Ton, aber dennoch vorwurfsvoll und ernstlich betrübt hatte er zu ihm gesprochen: ‚Und auch du, mein Vater, hast dich aus Raffaels Palast entfernt und dein Kloster aufgesucht, während der Tod jeden Augenblick einen Unbußfertigen überraschen konnte! Wie willst du dich verantworten, wenn der Kranke haucht: „Vergebung!“, und du pflegst der Muße in Sta. Maria und bringst ihn mit verspäteter Ankunft um das Heil seiner Seele? Mein Vater — Raffaels Seele!‘ rief der Papst schmerzlich aus. ‚Sie, die unseren Herrn und Erlöser und seine allerseligste Mutter geschaut hat, wie keines anderen Menschen inwendiges Auge. Sollen wir auf Erden und im Himmel die Schmach erleben, daß diese Seele zur Verdammnis abfährt?‘ — —

Demütig kniete Fra Domenico vor dem Papste nieder, erbat sich Vergebung für seine Lässigkeit und eilte mit erneuerter Hirtenliebe in Raffaels Palast, um nicht mehr von der Schwelle des Kranken zu weichen, bis dieser gerettet sein würde.

So geschah es, daß Messer Giacopo und Fra Domenico wie zwei Raben, die das Unglück des Hauses sichtbar verkörperten, Raffaels Tür bewachten — unheimliche Gesellen, die die Freunde und Gönner, die ab und zu gingen, um das Ergehen des verehrten Meisters zu erfragen, mit Mißbehagen erfüllten.

Unter jene, die zweimal des Tages mit schwankender Sorge und

Hoffnung an Raffaels Krankenlager erschienen, zählte auch Agostino Chigi, der Besitzer der Farnesina, der Reichste und Liebenswürdigste unter Raffaels Auftraggebern. Als dieser die Ehrenwache der Unglücksraben am Mittwoch nachmittag zum viertenmal abgeschritten hatte, konnte er sich nicht länger enthalten, den schwermütigen Schatten, den jene bis durch die Mauer warfen, für einen Augenblick von Raffaels Bett hinwegzuscheuchen.

‚Meister Raffael,‘ sagte er mit listigem Augenzwinkern, ‚während der treffliche Frate sich vergeblich bemüht, Euch zum Bekenntnis Eurer Sünden zu bewegen . . .‘

Raffael errötete . . . war es aus Unmut? war es — Angelas Atem stockte — aus Scham?

. . . ‚will vielmehr ich‘, fuhr Chigi fort, ‚Euch freiwillig eine Sünde bekennen, eine an Euch begangene Sünde, Meister Raffael, für die Ihr mir Absolution erteilen sollt, wiewohl ich Euch gestehe, daß ich keine Reue darüber empfinde.‘

Raffael sah aus schweren Lidern, müde und beinahe gleichgültig zu seinem redseligen Gaste auf.

‚Oder meint Ihr nicht,‘ rief Chigi gut gelaunt, ‚daß die Erschaffung der Galathea eine Sünde wert war?‘

‚Ich verstehe nicht,‘ sagte Raffael ein wenig ärgerlich, denn worin hatte Chigis Beihilfe zur Erschaffung der Galathea bestanden? In seiner großmütigen Besoldung des Künstlers und — allerdings! er hatte die von Räubern entführte Angela aufgefunden und ausgelöst, — sollte . . .?

‚Herr, beschwert Euch die Sünde,‘ sagte Raffael bitter, ‚mir die Geliebte, deren Antlitz noch dazu die Galathea trägt, aus den Händen der Räuber befreit und losgekauft zu haben?‘

‚Wo denkt Ihr hin, Meister Raffael?‘ entgegnete Chigi schmunzelnd, ‚ich würde vielmehr die Befreiung der lieblichen Fornarina zu den guten Werken zählen, die mir zu meinem Heile in das jenseitige Leben nachfolgen, wenn nicht ich, der Befreier, zugleich der Räuber selbst gewesen wäre . . .‘

Zweifelnd blickte Raffael auf seinen Gast und nachher auf Angela.

‚Ihr, Herr, mein Räuber?‘ rief Angela mit funkelnden Augen.

‚Gemach! Schöne Angela,‘ sagte Chigi. ‚Deine Gefangenschaft war, wie du dich erinnern wirst, keine grausame —‘

‚Nein,‘ entgegnete Angela. ‚Die alte Concetta sorgte wie eine Mutter für mich —‘

‚Das hatte ich ihr dringlich anempfohlen,‘ sagte Chigi, und wandte sich danach zu dem von Ungeduld gequälten Kranken:

‚Meister Raffael, als Ihr die Fornarina gefunden hattet, schien Euch über dem Anblick der Wirklichkeit alle Lust zum Malen vergangen zu sein. Da saß ich nun in meinem öden Palazzino; an jedem neuen Morgen grinsten mir die leeren Wände entgegen und höhnten mich: Meister Raffael hat keine Zeit, zu malen, Meister Raffael tut Minnedienst, das ergötzt ihn über die Maßen! — Und wirklich, wenn ich zu Euch kam, fand ich taube Ohren, die nichts von meiner Sehnsucht nach einem reizenden Schmuck der Wände begreifen wollten. Da gab mir — ich glaube, es war der Teufel — den arglistigen Gedanken ein, Euch zu versuchen. Malt er nicht aus Liebe, so malt er vielleicht aus Verzweiflung, schoß es mir durch den Kopf, und ich vermummte zwei Knechte, hieß sie der Fornarina auflauern und, als seien sie Räuber und Mörder, die Schöne mit Gewalt in die Sabiner Berge verschleppen, — dort aber fein säuberlich der alten Concetta abliefern. — Deswegen bedrohte ich die Burschen mit Peitsche und Galgen . . .!‘

‚Ihr aber, Meister Raffael,‘ schloß Chigi, ‚nachdem Ihr gerast und geklagt hattet, begannt Ihr das Bild Eurer Sehnsucht zu malen, — Gott sei es gedankt — auf meine Wand zu malen . . .‘

Raffael, der der seltsamen Geschichte mit Anspannung aller Kräfte gefolgt war und zwischen Empörung und Belustigung geschwankt hatte, schloß erschöpft die Augen und lächelte sein letztes Erdenlächeln; Chigi aber, als er den Schimmer der Heiterkeit auf Raffaels Antlitz sah, stand leise auf, verließ das Zimmer und ging mit triumphierender Miene an den beiden Unglücksraben, die er besiegt hatte, vorbei.

Am nächsten Morgen — Gründonnerstag war angebrochen, und von dem Schwirren und Fluten der Menge auf dem Petersplatz mochte eine Welle an Raffaels Ohr geschlagen haben — richtete sich der Kranke mit heißem Sehnsuchtsblick in die Höhe und sagte: ‚Giulio, laß mich noch einmal die Peterskirche sehen!‘

‚Mein Raffael,‘ antwortete Giulio, ‚du bist so schwach, du mußt still liegen, ganz still; wenn du wieder aufgestanden bist . . .‘

‚Wenn . . .‘, unterbrach ihn Raffael mit scharfer Betonung; dann senkte er die Lider und wiederholte seine Bitte: ‚Laß mich die Peterskirche sehen!‘

So ging denn Giulio in das Nebenzimmer und bat Messer Giacopo, den Kranken in Gemeinschaft mit ihm an das Fenster zu tragen. Aber Messer Giacopo, der Raffael strenge Bettruhe anempfohlen hatte, glaubte seine Pflicht zu verletzen, wenn er zu solch unnützer Handlung Hilfe leistete, und blieb mit aufwärts gezogenen Achseln in seinem Lehnstuhl sitzen.

Da stand Fra Domenico auf, folgte Giulio an das Krankenbett,

aus dem sie vorsichtig den Fiebernden aufhoben und vor das Fenster trugen, das Angela geöffnet hatte.

Raffael bog das Haupt begierig zur Linken, seine Augen füllten sich mit Tränen, und seufzend sank er zurück, nachdem sein Blick noch die unter dem Fenster ehrfürchtig harrenden Menschen gestreift hatte.

Einige unter ihnen hatten den Kopf des Meisters im Fenster erkannt. ‚Raffael! Raffael!‘ drang es wie eine Bitte aus dem Herzen des Volkes zu dem Kranken hinauf, wie eine Beschwörung: ‚Bleibe bei uns, du Einziger!‘

Da war ihm, als breite sich ein warmer Mantel über die im Fieberfrost zitternden Glieder — ‚hat es mich doch lieb gehabt, das römische Volk?‘ empfand Raffael in innerster Seele beglückt und beschenkt.

Als er, ein weniges später, wieder in seinen Decken lag und das Fieber ihn mit neuer Gewalt schüttelte, umklammerte er krampfhaft Angelas Hände; seine Blicke aber hingen an der Tür, durch die Fra Domenico hinausgegangen war.

‚Angela,‘ flüsterte er, ‚wieviel Stunden zählst du noch, bis Don Bernardo . . .?‘

‚Mein Raffael,‘ sagte Angela inbrünstig, ‚mein Geliebter, warum wartest du auf Don Bernardo?‘

‚Er soll mich richten!‘ antwortete Raffael, während auf seinem Gesicht die Bewegung der Seele zuckte, eine lösende Bewegung, die über die Grenzen des Trotzes wie ein Wasser über seine Ufer ausgetreten war.

‚Er wird dich nicht richten, Raffael!‘ sagte Angela, und das war nicht die kleine Fornarina, die schmeichelnd oder schmollend zu ihrem Geliebten sprach, das war das lebendige Urbild der Sixtinischen Madonna mit dem unbestechlichen Blick, der Ewiges angeschaut hat.

‚Angela!‘ flehte Raffael.

Aber sie kehrte ihm das Auge nicht zu, sondern wiederholte:

‚Don Bernardo wird dich nicht richten, Raffael!‘ Dann, indem sie die Stirn senkte und eine feine Röte ihr vom Halse in die Wangen aufstieg, fügte sie leise hinzu:

‚Der, dem wir gesündigt haben, Raffael, der wird uns richten!‘

Giulio — er hatte abseits, dem Fenster zugekehrt, gestanden — empfand, daß dies die heilige Stunde sein würde, in der Raffael von Angela Abschied nahm, und verließ lautlos das Gemach.

Raffael bohrte den brennenden Blick in die Decke und sagte dumpf: ‚Gott wird mich richten —‘

Dann, indem er sich in dem Kissen aufhob, verzweifelt: ‚Gott *hat* mich schon gerichtet!‘

‚Mein Raffael, noch lebst du, noch ist die Zeit der Gnade', bestürmte ihn Angela, ‚sieh an das Lamm Gottes, das deine Sünde trägt —'

Damit ließ sie ihn los, holte ihr geschnitztes Kruzifix und legte es in Raffaels Hände.

Raffael blickte ungetröstet auf die Wundmale des Erlösers.

‚Es ist so bitter,' sagte er, und sein verzogener Mund schien in Wahrheit Bittres auf der Zunge zu schmecken, ‚so bitter, mit dem Blick auf die Dornenkrone zu scheiden. Sieh, ich wollte, daß mir dein süßes Bild in die Todesnacht leuchtete.'

‚Mein Bild,' wiederholte Angela seltsam hellsehend — ‚mein Bild, und doch nicht ich — das Bild, an dem keine Sünde haftet, — das Gnadenbild, und doch mein Bild —'

Lächelnd löste Angela ihre Hände aus denen des Sterbenden, ging auf leichten Sohlen aus dem Wohnzimmer in die Werkstatt und trug das Bild der Madonna in ihren liebevollen Armen an Raffaels Bett; dicht an seinem Kopf rückte sie einen Stuhl zurecht, dessen Armlehnen die Tafel tragen, dessen Rückenlehne sie stützen konnte.

Sehnsüchtig kehrte Raffael das Gesicht dem Bilde zu.

‚Ave Maria,' entbrannte sein Herz, sowie es fünf Tage zuvor zum Gebet entbrannt war. Hatte Maria ihn gehört, daß sie nun kam — in seiner Todesstunde —?

Eben erhob Angela ihre Hände und betete. ‚Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und . . .'

Sie stockte; Tränen stürzten aus ihren Augen.

‚Jetzt und in der Stunde unseres Todes,' vollendete Raffael.

‚Diese beiden sind nun eins geworden,' sagte er feierlich, ‚jetzt — in der Stunde meines Todes — Mutter Gottes — bitte für mich.'

Klar und ruhevoll, wie eine ewig getreue Verheißung, blickten Marias Augen auf den Sterbenden: ‚Ich bitte für dich,' schienen sie zu sprechen; ‚ich habe auch dir mein eingeborenes Gotteskind zum Opfer gebracht... und du?' fragten sie traurig — ‚Und du?'

Schwer ging der Atem des Kranken; seine Lippen bebten, die rechte Hand preßte das Kruzifix, während die linke nach dem Bilde tastete. Indessen rann die Zeit — Minuten — Ewigkeiten — wer könnte sie messen?

Endlich hauchte Raffael: ‚Rufe mir Fra Domenico —'

Einen Augenblick flammte Angelas heißes Herz auf; es war ihr, als müsse sie den Geliebten halten und umschlingen für Leben und Sterben; aber ein Blick auf Raffaels Antlitz, das sehnsüchtig Verklärung und Heiligung erwartete, gab ihrer Seele neue Stärkung; ohne Worte, ohne Abschied gehorchte sie.

In dem Vorzimmer harrte Fra Domenico. Als er Angelas überströmende Bewegung sah, stand er von seinem Knien auf und geleitete die Weinende väterlich zu einem Sessel.

‚Armes Kind,‘ sagte er und legte ihr die Hand auf den Scheitel. Danach warf er sich zu einem inbrünstigen Dankgebet in die Knie: ‚Herr, du hast Großes an uns getan, — deine Barmherzigkeit sei gepriesen!‘ Stand auf und ging zu dem Sterbenden, und ein Funke, ein Schimmer der großen Siegesfreude, die im Himmel über den Tod triumphiert, lag auf seinem blassen Gesicht.

Raffael war ganz still geworden.

Die Augen hingebungsvoll auf Maria gerichtet, bekannte er seine Sünden, . . . versank er in Gottes Barmherzigkeit.

Unmerklich kam die Nacht und ging die Nacht.

Als in der Morgenfrühe des Karfreitags Don Bernardo mit Schweiß und Staub bedeckt an Raffaels Totenbett anlangte, fand er einen mit Gott Versöhnten, einen in Gott Vollendeten.



Guido Gezelle / Von J. de Cock

Mancher Deutsche reist nach Belgien und kehrt heim in dem Wahn, daß er französisches Land besucht habe. Sein Wahn ist erklärlich. Auf den Zügen hört er von den Schaffnern: ‚Les billets, messieurs‘; in den Bahnhöfen werden ihm fast ausschließlich französische Zeitungen feilgeboten; in den Städten — denn nur die besucht er — liest er französische Aufschriften an Gasthöfen und Geschäftshäusern, und von Kellnern und Ladenmädchen wird er französisch angeredet. Jeder Deutsche, der seit dem Jahre 1830 unser Belgien nur flüchtig bereist hat, hat diese Erfahrungen gemacht. 1830 bedeutet ja nicht bloß die Brüsseler Revolution und die politische Trennung von Holland, sondern auch gewissermaßen die Überrumpelung der flämischen Provinzen Belgiens von den wallonischen. Der Haß der von Paris inspirierten und unterstützten Umwälzler beschränkte sich nicht auf die vertriebenen Holländer selbst, er kehrte sich auch gegen ihre Sprache. Alles, was von der amtlichen Gewalt ausging, wurde hinfort französisch betrieben. Die Abgeordneten und Senatoren redeten französisch in ihren Kammern und überschwemmten das Land mit französisch gefaßten Gesetzen; das Beamtenheer aller staatlichen und provinzlichen Verwaltungen sprach und schrieb und druckte französisch; die Rekruten wurden ohne Unterschied französisch gedrillt und kommandiert; die Richter konnten nur französisch und sprachen Urteile, unbesorgt, ob sie von den Interessierten verstanden wurden; der ganze Unterricht, der höhere wie der mittlere, wurde französisch gegeben in den freien Anstalten sowohl wie in den staatlichen. Kein Wunder also, daß das öffentliche Leben in Belgien einen französischen Anstrich bekam und den arglosen Fremden in den Wahn versetzen konnte und kann, daß es in Belgien keine Germanen gibt. Und doch besteht ein flämisches Volk und es bildet die größere Hälfte der belgischen Bevölkerung. Es lebt in Westflandern und Ostflandern, in Antwerpen und Limburg und im nördlichen Teil von Brabant und Lüttich. Freilich, in den Städten, wenigstens in den größeren, kränkelt seine Eigenart, das heißt, die sogenannten classes dirigeantes sind zum Teil vom Franzosentum angesteckt; aber auf dem Lande grünt und blüht das Volkstum in zäher, unverwelklicher Frische. Es lebt nicht nur, es widersteht. Anfangs zwar haben die Flamen der Fremdsprachlerei gelassen zugeschaut, vielleicht auch gelegentlich einen fremden Brocken mit kindlichem Wohlbehagen verspeist, aber die Besten unter ihnen haben bald die Gefahr gewittert, welche dem Volkstum drohte, und — sie organisierten die ‚Flämische Bewegung‘. Stückweise haben sie ihren Stammgenossen ihr politisches Recht wieder erobert und der gefährdeten Muttersprache ihre gleichberechtigte Stellung der herrschsüchtigen französischen gegenüber gesetzlich gesichert. Augenblicklich konzentriert die Bewegung ihr Geschütz auf die Hauptfestung der Französelei, die Schule, und, da sie allmählich auch die weiteren Volkskreise ergriffen hat, läßt sich die Zeit schon voraussehen, wo sie ihre siegende Fahne in die Feste hineintragen wird.

Aber ich schweife ab. Denn es liegt mir nicht ob, die Geschichte der Flämischen Bewegung zu schreiben — das fordert ein Blatt für sich, — sondern

zu reden über die heutige flämische Literatur, welche sich glänzend behauptet, aller Französelei zum Trotz. Und doch schweife ich wieder nicht ab. Denn tatsächlich hängt die Literatur mit der Bewegung eng zusammen. In den ersten Jahrzehnten nach 1830 war sie geradezu das bevorzugte Werkzeug in den Händen der Tapfren, welche es sich zum Ziele setzten, das seit Jahrhunderten zertretene und siechende Flamentum emporzuheben. Ich erinnere nur an den auch in Deutschland bekannten und beliebten Heinrich Conscience, der bis zu seinem Tode (1883) die Bewegung leitete, und dessen historischer Roman, ‚Der Löwe von Flandern', das Stammesbewußtsein mächtig aufgerüttelt hat und noch stets die jungen Generationen für die Volkssache begeistert. Freilich, der Mann, dessen Name über diesem Aufsatz prangt, ist nicht auf stampfendem Roß mit geschwungener Keule gegen den Feind geritten wie Conscience und Genossen, aber innerhalb der Bewegung steht er doch, und außerhalb der Bewegung wären seine Persönlichkeit und sein Schaffen kaum denkbar. Daß er nicht streitbar auftrat, das verhinderten mehrere Umstände, vor allem sein friedsamer, sinniger, beschaulicher Charakter und dann seine priesterliche Abhängigkeit von einer gar nicht flämisch gesinnten geistlichen Behörde. Ist es ihm gleich nicht möglich gewesen, sich mitten ins Kampfgewühl zu stürzen, und er hat bloß gelegentlich ein kräftiges Wort mitsprechen können, so hat er doch sein Leben lang gedacht und gedichtet in bewußtem Gegensatz zum Franzosentum. Aus Haß gegen das Franzosentum hat er uns gelehrt, Flandern zu lieben: nicht so sehr das Flandern der Vorzeit als das Flandern von heute. Er hat die flämische Natur verherrlicht in seinen Gedichten, er hat sich liebevoll versenkt in das Studium der flämischen Sprache, er hat die Kunde des flämischen Volkes gefördert, er hat dem Flamen die Dichterzunge gelöst, kurz, er hat uns die Toten aus dem Grabe zum Leben geweckt.

Zunächst ein paar Daten aus seinem stillen, unauffälligen Lebenslauf. Guido Gezelle kam zur Welt in der wehmütig schönen Altstadt Brügge am Ersten des wunderschönen Monats Mai 1830. Sein Vater, ein rechtschaffener, geistreicher Mann, hatte eine Baum- und Blumengärtnerei unter den Mauern der Stadt; seine Mutter war die einfache, fromme Tochter eines wohlhabenden Bauern. Da er schon frühzeitig die angeborenen Geistesgaben verriet, wurde ihm erlaubt, zu studieren. Er zeichnete sich gleichwohl nicht besonders aus, weder in Brügge noch später in Roesselare. Viel mehr als die schulplanmäßigen Fächer fesselten ihn die mannigfachen Kundgebungen des Volksgeistes: Sprichwörter, Redensarten, Liedchen, Märchen und dergleichen, und weiter hing er schweigsam seinen dichterischen Träumen nach. Man erzählt, daß es das älteste seiner gedruckten Gedichte war (De Mandelbelxe. 1848), was ihm 1890 den Zutritt zum Brügger Priesterseminar verschaffte. Im Jahre 1894 erhielt er die Priesterweihe. Wie die meisten flämischen Priester fing Gezelle seine Tätigkeit an auf dem Schulkatheder: im März 1894 sah ihn das ‚Kleine Seminar' zu Roesselare als Handelslehrer wieder und im November 1897 wurde er daselbst Lehrer der ‚Poesis' (Sekunda). Diese letztere Anstellung brachte den Fisch in sein ureigenes Wasser — und er schwamm wie keiner vor ihm.

Gezelle erwies sich als ein ausgezeichneter Lehrer. Er bezauberte seine Klasse. Noch jetzt, nach mehr als einem halben Jahrhundert, lodern seine Schüler in hellen Begeisterungsflammen auf, sobald das Gespräch auf den Meister gelenkt wird. Wie sagt doch Pfarrer Hugo Verriest, der selber ein Dichter ist und, wie er leibt und lebt, ein nachgelassenes Gedicht Gezelles genannt werden kann:

‚Gezelle war schön, unsäglich schön, und wir standen voll Bewunderung vor dieser Schönheit, dieser genialen Schönheit, welche sein ganzes Wesen geheimnisvoll durchleuchtete. Sein Kopf hatte jene Form, jene Linien, welche den Denker, den Dichter, den höheren Menschen bezeichnen und welche ihm aus seiner Jugend durch alle Lebenszeiten verblieben. Nun noch erkenne ich sein prächtiges Bild von damals wieder im Lichtbild der Büste, das Jules Lagae mir brachte. Es hängt in meinem Salon, unbeschreiblich schön; und ich bleibe davor stehen, stundenlang, und genieße sein unermeßliches Wesen von ehedem, von später, von heute: Er ist's. Es lag etwas Unergründliches in ihm, eine Unbegreiflichkeit dehnte sich rings um ihn, eine Endlosigkeit hing über seiner Seele mit all ihren Kräften. Es erwachte in uns eine Bewunderung, eine Neugierde und ein Gefühl wie vor einem Rätsel. Unbewußt und übertrieben war es eine Art Adoratio. Ein Gott saß hinter dem Vorhang. Auch war's mit verhaltener, schüchterner Ehrfurcht, daß wir ihn anschauten, daß wir, obschon in ungezwungenem Umgang, mit ihm verkehrten und ihn liebten. Wir lauschten seinem ganzen Wesen. Dies wunderliche Wesen, so tief, so hoch, so breit, so echt und wahr und innig, rein wie ein lichtfunkelnder Kristall, vibrierte für uns und sang heimlich und laut und erweckte in uns und um uns eine unbekannte Welt voll Schönheit, voll Wahrheit, voll Stärke, voll lustigem frohen Leben mit tiefinnig mitschwingendem Genuß. Er erweckte in uns den höheren Menschen. Sein Zweck war es eben, die verhohlenen Kräfte unserer Seele mit ihm mitvibrieren und -leben zu lassen . . . Alles, was in uns, eines höheren Lebens fähig, verborgen schlummernd darniederlag, richtete sich auf, lebte und webte mit. Ja, das war als Lehrer seine Aufgabe und Macht, daß er unser ganzes Wesen entwindelte und zu Wachstum und Blüte der Sommerluft und Wärme aussetzte . . .‘ (Twintig Vlaamsche Koppen.)

Gezelle führte seine Schüler zu den Quellen der Poesie, den alten und den neuen; er las mit ihnen die Griechen und die Lateiner, die Italiener und die Franzosen, die Engländer und die Deutschen, die Skandinaven und, selbstverständlich, alle die Flamen von Maerlant an vor; hielt sich dabei an die ursprünglichen Sprachen, denn er wär eine Art Mezzofanti und konnte, laut guter Zeugen, fünfzehn Sprachen. Aus dieser poetischen Atmosphäre heraus lehrte er seine Zöglinge dichten und tat es ihnen zuvor. Er besang keine fernabliegende Gegenstände; wozu denn?

In Flandern blinkt der Himmel blau,
gleichwie auf allen Stranden;
in Flandern strahlt der Morgentau
gleichwie in andren Landen.

Adriaen Brouwer/Schlägerei



Er verklärte in Sang und Klang seine und seiner Schüler nächste Umgebung und alltägliches Leben. Auf Spaziergängen erspähten sie das ‚Schreiberchen' (Gyrinus natans), wie es seine drolligen Kreise und Winkel zieht auf der glänzenden Fläche des Wassers, und er dichtete das zarte, hüpfende, innige Lied vom

‚Krinklende winklende waterding,
met 't zwarte kabotseken aan . . .'

Neben der Anstalt lag ein Gehöft, wo die Henne mütterlich ihre Küchlein hütete, die Tauben umherflogen und girrten, der Truthahn stolzierte: dieser Anblick veranlaßte die gemütliche, prachtvoll tiermalende ‚Pachthofschilderung', welche mich stets durch Ton und Stimmung an jenen köstlichen ‚alten Turmhahn' von Mörike mahnt. Bei der Wassermühle rauschte das Schilf am Ufer des nahen Mandelbachs:

Das Rauschen, ach, vom ranken Ried!
O wüßt' ich doch dein traurig Lied,
indem der Wind vorbei dir fegt
und beugend deine Halme regt.
Du sinkst demütig neigend nieder,
stehst auf und beugst dich neigend wieder;
und beugend singst du das traurige Lied,
das ich so liebe, o rankes Ried. . . .

Den 3. Mai 1898 starb einer von Gezelles Schülern; durch den wonnigen Frühlingsmorgen wanderte der Lehrer mit seiner Klasse zum Bauernhof, wo der verstorbene Freund der Bestattung harrte, begleitete die Leiche zur Dorfkirche, betete während der Messe und sprach ein Abschiedswort beim Grab; zwei Tage darauf las er seinen Hörern die erschütternden ‚Kirchhofblumen' vor, ein Meisterstück in Prosa und Versen, das längste Gedicht, das er geschaffen hat.

Auf solche Weise, von Erlebnis zu Erlebnis, nicht gemacht, sondern geworden, entstanden allmählich die Gedichte der ersten Bändchen: ‚Dichtoefeningen' und ‚Kerkhofblommen', beide 1898 veröffentlicht. Bezeichnend ist der Titel ‚Dichtübungen' und die Widmung, in der es u. a. heißt: ‚Übungen sind es und Versuche . . . um die Anschauung natürlicher, sittlicher und christlicher Schönheit, welche meiner und Ihrer Seele vorschwebt, so genau wie möglich in unserer Zunge und Mundart abzumalen und abzubilden.' Diese Worte bezeichnen den Gegenstand, die Art und Weise und die Mittel der gesamten Gezelleschen Dichtung: sein ganzes Leben lang hat er die Schönheit der flämischen Natur und der christlichen flämischen Sitten besungen, keine phantasierte, sondern eine scharf beobachtete und treu wiedergegebene Schönheit, und das im westflämischen Dialekt. Dieser letzte Umstand war Ursache, daß der außerordentliche Erfolg der ersten Sammlungen sich einstweilen auf das Gebiet der gebrauchten Mundart beschränkte, und schlimmer noch, daß auch ihr dichterischer Wert in den übrigen flämischen Gauen verkannt wurde. Es wurde ihm natürlich als ein Anschlag auf die Einheit der in Holland und Belgien offiziell anerkannten niederländischen Sprache ange-

rechnet, daß er seine Mundart nicht als nur solche wollte gelten lassen, sondern ihr ausdrücklich die Rechte einer ebenbürtigen Schrift- und Mundsprache zuerteilte. Er rechtfertigte sich durch den Hinweis auf die Tatsache, daß die Schriftsprache der mittelniederländischen Literatur im großen ganzen fortlebt im Volksmunde seiner Heimat, und daß folglich seine Heimatsprache keine Mundart heißen kann, aber seine Gegner erwiderten, daß der Schwerpunkt der niederländischen Bildung und Literatur sich im 17. Jahrhundert nach Holland verschoben hat mit dem Ergebnis, daß die holländische Sprache die Oberherrschaft gewann und immerfort behauptet. Außer seinem Dialekt war es auch seine Ursprünglichkeit selbst, welche Gezelle anfangs den Durchbruch zum Beifall der beiden Niederlande erschwerte. Er betrat den Dichtplan zu einer Zeit, wo Bilderdijk noch stets in Schule und Haus das Szepter schwang. Nun war Bilderdijk bekanntlich weniger ein Dichter als ein Rhetor, ein vielseitiger Mann von erstaunlichem Wissen, der eine Unzahl von sprachgewaltigen, reimgewandten, schwungvollen Oden, Epen, Lehrgedichten usw. schrieb über religiöse, philosophische, historische und tausend andere Gegenstände, und von alledem war Gezelle das gerade Gegenteil. Denn obschon er in einzelnen seiner ersten Gedichte dem Bilderdijkschen Klassizismus sein Opfer brachte: er entpuppte sich alsbald als erster ‚moderner' Lyriker der Niederlande, dem es ausschließlich um den ureigensten Ausdruck der persönlichen Empfindung zu tun war. ‚Fort mit der uneignen Sprache und dem Schein erborgter Gedanken; mein seid ihr nicht, und von euch will ich nicht sein; was in mir und an mir ist, das nenne ich mein: uneigne, ich entlasse euch . . . fahrt hin!'

Um dieselbe Zeit wie ‚Dichtoefeningen' und ‚Kerkhofblommen' entstanden auch das einzeln herausgegebene ‚Kindeke van de Dood' (1860), die ‚XXXIII Kleengedichtjes' (1860) und ‚Gedichten, Gezangen en Gebeden' (1862). Diese Sammlungen enthalten manche Perle reinster Lyrik. In den ‚Kleinen Gedichtchen' z. B. kann das innige, stimmungsvolle ‚Ik hoore tuitend hoornen en de navond is nabij' sich mit dem inhaltsverwandten ‚Über allen Gipfeln ist Ruh' von Goethe messen, und die ‚Gedichte, Gesänge und Gebete' weisen die großartigen Stücke auf: ‚O ich steh' mir so gern inmitten des Feldes', und ‚Pro Christo legatione fungimur'.

Wie gesagt, Gezelle war ein ausgezeichneter Lehrer, aber sein Unterricht sprengte all die herkömmlichen sakrosankten Methoden der herrschenden Pädagogen, und ihn ereilte das Schicksal aller Neuerer: man verstand ihn nicht, man nörgelte und bekrittelte, man entfernte ihn, der unbrauchbare Lehrer wurde mit der Seelsorge betraut, erst in Brügge, nachher in Kortrijk. Die Folge war bedauerlich. Gezelle hörte auf zu dichten; er schwieg fast dreißig Jahre. ‚Ich werd' mich wohl vorm dichten hüten, wenn's nicht wohl meinem Herzen geht.' Und sein Herz, das zartfühlende, scheue, liebebedürftige, war krank. ‚Ich sehe ihn noch vor meinen Augen', erzählt H. Verriest, ‚mit seiner großen Stirne, mit seinen halbverschlossenen Augen voll fernem Leid, mit seinem ernsten, tiefdurchfurchten Antlitz, edel und schön wie immer, doch gleichsam matt und müde . . . Er hatte so aufrichtig und ehrlich, mit so viel Fleiß und Liebe sein ganzes

Wesen geäußert und gegeben in Wort und Werk, und alles war fehlgegangen, verkehrt verstanden, mißlungen, abgelehnt, gedämpft.' Ihm kam der Mut, das Selbstvertrauen, die Schaffensfreude abhanden, zum unersetzlichen Schaden der flämischen Poesie, der Poesie überhaupt.

Müßig aber blieb er dennoch nicht. War auch sein Herz verwundet, der Geist blieb gesund und der strebte andern Aufgaben zu, deren Lösung schließlich auch der Dichtkunst zugute kam. Angespornt durch seinen Freund Kardinal Wiseman, gründete er im Jahre 1869 zusammen mit James Weale, das Wochenblatt ‚Rond den Heerd'. Bis 1871 trug Gezelle ganz allein die Last der Redaktion. Unter seiner Leitung wurde die Zeitschrift ‚eine Fundgrube alter Geschichte, alter Gebräuche, alter Volkspoesie, alter Sprache; er redete darin über allerhand Wissenschaft und Kunst, nicht vom stattlichen Katheder herunter, sondern aus dem großväterlichen Sessel; er öffnete weit die Tore für junge Forscher und Dichter. Kurz, „Rond den Heerd" wurde ein Schatz eigenartiger, frischer, kerniger, urflämischer Schreibkunst, einfach, wohllautend und gemütlich' (S. Dequidt, Dietsche Warande 1900, II). Aus den Beiträgen zu dieser Wochenschrift entstammen die vortrefflichen Prosabücher Gezelles: die Übersetzungen aus dem englischen, ‚De doolaards in Egypten' (The Egyptian Wanderers von J. M. Neale) und ‚Van den kleinen Hertog' (The little Duke, von C. M. Yonge), ferner ‚Uitstap in de Warande', naturhistorische Betrachtungen, schließlich ‚De Ring van 't Kerkelijk Jaar', vielseitige Belehrungen über die Sonntage und Feste der katholischen Kirche. — Im Jahre 1881 gründete er L o q u e l a, eine merkwürdige Ausgabe, in der er sich zum Zweck setzte, das ‚West-Vlaamsch Idioticon' seines Freundes De Bo zu ergänzen und wissenschaftlich zu vertiefen. Die ganze studierende Jugend Flanderns hielt es für eine Ehre, für Gezelle Wörter und Redewendungen zu sammeln: der Meister ordnete sie und versah sie mit seinen gelehrten Erläuterungen. Vor kurzem sind die Jahrgänge Loquelas von J. Craeynest zu einem stattlichen Wörterbuch verarbeitet worden, so daß man nun erst einen richtigen Einblick bekommt in die erstaunlichen, umfassenden Sprachkenntnisse Gezelles. Er war wirklich ein großer Philologe, und die Flämische Akademie handelte klug, als sie (1886) diesen Autodidakten unter ihre Mitglieder aufnahm. Um diese Zeit begann er auch seinen ‚Drukalmanak' herauszugeben, einen originellen Abreißkalender, reich an volks- und sprachkundigen Bemerkungen, der sich bis jetzt, auch in den Bearbeitungen der Fortsetzer, in der Gunst des entwickelten Publikums behauptet. Im Jahre 1890 ließ er ‚Rond den Heerd' aus dem Grabe auferstehen, aber unter einem andren Namen ‚Biekorf' (Bienenkorb), ein Blatt ‚Zu Unterricht und Unterhaltung aller verständigen Flamen'. Durch diese und andere Arbeiten, ich nenne noch die witzigen Beiträge zu dem Antwerpener politiko-satirischen Blatt ‚Reinaert de Vos', eroberte sich Gezelle eine Meisterschaft der flämischen Sprache, wie sie noch keiner vor ihm besessen hatte. Abgesehen von jenem andren Vorteile, daß er seinem wunden Herzen inzwischen die Zeit zum Genesen ließ. Und, in der Tat, sein Herz erholte sich allmählich. Die Ehrungen, welche ihm zuteil wurden seitens der Flämischen Akademie, seitens des Papstes, der ihm das Kreuz Pro Ecclesia et Pontifice verehrte, seitens

der Löwener Universität, die ihn zum Ehrendoktor ernannte, seitens des Königs, der ihm den Ritterorden verlieh, dann die zahlreichen Neuauflagen seiner ersten Gedichte, die rührende Treue seiner Schüler und Freunde, die schweigende Bewunderung und stille Gewogenheit der Kortrijkschen Bevölkerung, die beschwichtigende Kraft der ruhig schönen Leie-Landschaft, all dies bewirkte nach und nach eine Wiedergesundung von Gezelles Seele, erweckte ihre Schaffensfreude, zeugte die Stimmung, in der er dichten konnte. Schon im Jahre 1878 gab er ‚Liederen, Eeredichten et reliqua', wo er gelegentlich seinen Humor lüftete, darauf 1881 ‚Driemaal XXXIII Kleengedichthes' und 1886 ‚Hiawatha', eine Übersetzung des Longfellowschen Epos, oder vielmehr eine Nachdichtung, die das Original übertraf. Aber bis dahin war es bloß ein versuchendes Flügelregen, ein Stimmen der Saiten, ein Nachprüfen des Spielzeugs. Erst in den neunziger Jahren erhob der Sänger sein zauberschönes, bestrickendes, unvergleichliches Lied. Dann erlebte er einen Dichtsommer, der noch mehr ergab als sein Frühling versprochen hatte. In ‚Tijdkrans' (1893) und vor allem in ‚Rijmsnoer' (1897) erreichte Gezelle seinen Höhepunkt, und auf diesem Punkt bleibt er unerreichbar. W. Frankemölle nennt (Hochland VII, 6, S. 742) Joost van den Vondel und Guido Gezelle die zwei größten Dichter niederdeutschen Stammes nach der Reformation (ich ergänze und vor der Reformation), und sein Ausspruch verkörpert das jetzige Urteil aller literaturkundigen Niederländer. Dieses Lob Gezelles ist kaum übertrieben. Freilich, Gezelle hat keine Trauerspiele geschrieben wie sein genialer Vorfahr aus dem 17. Jahrhundert; er war eben nicht dramatisch, nur lyrisch veranlagt, aber so viel ist gewiß, daß, hätte Vondel je Naturgedichte geschrieben, er sie nicht besser hätte machen können als Gezelle. Naturgedichte: ‚Zeitkranz', ‚Reimschnur' und die nachgelassenen ‚Letzten Verse' enthalten kaum etwas anderes. Vorigen Sommer machte ich mit H. Verriest einen Spaziergang durch sein Pfarrdorf, Ingooigem. Aber wir kamen nicht weit, denn jeden Augenblick faßte mein Gesell mich beim Arm und zeigte mir etwas. Nichts Auffallendes jedoch; jeder andere wäre unaufmerksam und gleichgültig daran vorbeigegangen. Er zeigte mir eine Distel und rezitierte:

Aanschouwt hoe 't schubbig distelhaar
omsponnen hangt, vol Godssamaar,
vol kobbenetsche kanten;
die roeren in den zonnelaai,
die blinken in elk windgewaai,
vol stof van diamanten.

Er zeigte mir das Polygonum aviculare und rezitierte:

Hoe zeer is, op den rand, weerom,
des wandelpads, mij willekom
het kreupel gers, dat, al zijn macht,
te kruipen voor mijn voeten tracht!

Es begegneten uns zwei Pferde vor einem Karren, er rezitierte:

Ze stappen, hun bellen al klinken,
de vrome twee horsen te gaar;

ze zwoegen, ze zweeten; en blinken
doet 't blonde gelijm van hun haar.

Er zeigte mir die Wiese, die Kühe, das Wasser, das Korn, die Bäume, die Eiche, die Birke, die Pappel, die Sonne, die Wolke, das Blau, die Vögel, die Bauern, die Dächer; er zeigte mir alles, und auf alles wußte er Verse Gezelles. ‚Sieh,' sagte er, ‚das ist das große Verdienst des Meisters, seine unermeßliche Wohltat, daß er unser flämisches Land verklärt hat auf ewig, daß er für uns in unserer flämischen Natur eine unerschöpfliche Quelle reinster Freuden erschlossen hat.' Naturgedichte, nichts mehr, aber von einer Unmittelbarkeit und Knappheit des Ausdrucks, von einer Plastik und einem Wohllaut der Sprache, die ihresgleichen sucht. Ich weiß, daß es meine Pflicht wäre, dieses Lob zu begründen. Aber ich kann nichts andres sagen als: tolle, lege. Ich möchte ein paar Strophen übersetzen, aber dazu reicht meine Gewandtheit im Deutschen nicht hin. Wie könnte ich den wechselvollen Rhythmus und das wunderreiche Spiel der Klangfarben wiedergeben, z. B. jenes Gedichts, in dem er mit der Nachtigall um die Wette singt? Nur drei Strophen setze ich hieher:

Horkt! Langzaam, luide en lief getaald,
hoe diep hij lust en leven haalt,
als uit de gronden
van duizend orgelmonden!

Nu piept hij fijn, nu roept hij luid;
en 't zijpzapt hem ter kelen uit,
lijk waterbellen,
die van de daken rellen.

Geteld, nu tokt zijn taalgetik,
als ware 't op een marbelstik,
dat perelkransen,
van 't snoer gevallen, dansen.*

Und dann sei hervorgehoben, daß Gezelles Dichtung durchzogen ist von tiefer Religiosität. Religiosität war für Gezelle kein Mantel, sie war ihm Wesen. Er tat nicht religiös, er war es. Beten und Dichten war für ihn synonym, und er konnte nicht leben ohne beides. Er war eben ein mustergültiger katholischer Priester; Priester mit Herz und Seele, über dessen Frömmigkeit und christliche Nächstenliebe manche rührende Anekdote erzählt wird. Er war Kaplan, als die Choleraseuche Brügge verheerte. Da war Gezelle Tag und Nacht auf den Beinen, trug den heimgesuchten Armen Arzneien und Wäsche zu, kochte selbst ihre Speisen, beherbergte die Kranken im eignen Hause oder trug sie auf seinen Armen zum Spital. ‚Dieser Priester fürchtet nichts', sagte man sich, staunend ob dieser Todesverachtung. Sein ganzes Leben hindurch ist er arm gewesen, er verschenkte ja alles. Wie manchmal ist's geschehen, daß er

* Otto Hauser, der schon manches niederländische Gedicht verdeutscht hat, möge hieran seine Kräfte versuchen!

keinen einzigen Groschen mehr besaß und einfach die Bettler an seinen gar nicht wohlbesetzten Tisch lud oder sie mit seinen Kleidern fortschickte. Einmal fiel ihm nichts besseres ein, als dem Klagenden seinen Regenschirm in die Hand zu stopfen mit den Worten: ‚Verkauf ihn so teuer wie du kannst.‘ Er konnte niemand eine Bitte abschlagen, auch nicht, wenn man ihn um Gelegenheitsgedichte bat, und solche hat er Hunderte geschrieben. Und bei alledem war er so bescheiden, daß ihm jeder feierliche Ehrbeweis geradezu verhaßt war. Auf wiederholtes Bitten seiner zahllosen Freunde und Bewunderer hatte er einmal gestattet, daß ein Festessen ihm zu Ehren angerichtet wurde, aber wer war unbemerkt verschwunden, als die Stunde der Heiltrunke gekommen war? Der Held des Festes selber; er saß in der Kirche und betete.

Was er so hartnäckig ablehnte zeit seines Lebens, wurde ihm überschwenglich zuteil nach seinem Tode (27. Nov. 1899). Er wurde begraben, wie ein König begraben werden möchte. Das ganze flämische Volk, hoch wie niedrig, arm wie reich, weinte ihm nach. Man verkündete sein Lob in Zeitschriften und Zeitungen: nicht nur in Westflandern, in den übrigen flämischen Gauen, in Holland und in der Fremde. Man errichtete ihm Denkmäler. Sein Gehirn wurde untersucht und beschrieben (von Prof. Dr. G. Verriest). Seine Werke erlebten neue Auflagen und wirkten in den weitesten Kreisen. Gezelle hat weder eine Ästhetik erdacht noch Theorien verkündet: er hat bloß ein hohes Beispiel aufgestellt, aber dies Beispiel bewährte sich besser als alle Systeme. Das junge dichtende Flandern (die Gruppe ‚Van Nu en Straks‘) bekannte sich zu Gezelle und das junge Holland (die ‚Achtziger‘) entdeckte in Gezelles Dichtung die glänzende Bestätigung der eignen Kunstlehre. Zurzeit verspürt man den Hauch Gezelles in der gesamten niederländischen Literatur, am deutlichsten natürlich in der flämischen. Gerade die besten leben und weben in der Gezelleschen Atmosphäre und zeitigen eine urwüchsige, bodenständige, lebensfähige Dichtung. Unter diese gehören merkwürdigerweise zwei Neffen des Meisters: Cäsar Gezelle und Stijn Streuvels (Pseud. von Franz Lateur). Der letztere hat in einer Reihe genialer Erzählungen für die flämische Prosa geleistet, was sein Oheim geleistet hat für den Vers, und, glücklicher als sein Oheim, gehört er schon jetzt, dank seiner Übersetzungen in mehrere Sprachen, zur Weltliteratur (Deutsch bei Fischer, Berlin). Kurz, wenn es richtig ist, daß man den Baum kennt an seinen Früchten, kann man ruhig behaupten, daß Gezelle ein Segen gewesen ist für die Kunst seines Landes und noch lange Zeit ein Segen bleiben wird.

Der letzte deutsche Papst / Von Xaver Seppelt

Fünf Bände liegen jetzt vor von Ludwig Pastors ‚Geschichte der Päpste seit dem Ausgang des Mittelalters'. Das reiche Lob, das ihnen gespendet wird, ist wohlverdient. Jeder Band zeigt, wie des Verfassers Kraft der gewaltigen Aufgabe gewachsen ist, jeder bedeutet eine große Förderung der Wissenschaft durch die Erschließung reicher bislang unbekannter Quellen und durch die umsichtige Benützung und Verarbeitung des fast unübersehbaren schon bekannten Materials, jeder gibt in wohltuender Weise Zeugnis von dem unbeirrten echt historischen Wahrheitssinn des Verfassers, der nichts verschweigt oder verschleiert und beschönigt, der nicht anklagt und entschuldigt, sondern der zu verstehen sucht durch Eindringen in die tiefsten Zusammenhänge der Dinge und die innersten Triebfedern des Handelns. — Mit dem vierten Bande*, der in den Jahren 1906 und 1907 in zwei Abteilungen erschien, ist das Werk fortgeschritten bis in die Zeit der großen abendländischen Kirchenspaltung. Der Band behandelt die drei Päpste, unter deren Pontifikat die Anfänge und wichtigsten Entwicklungsjahre der Reformation fallen. Schon der entscheidungsreichen Zeit wegen, in die das Wirken jener drei fällt, wendet sich ihnen das allgemeine Interesse zu, wären sie nicht auch an sich bedeutende Männer, ein jeder in seiner Art. Der erste und dritte von ihnen, Leo X. und Clemens VII, entstammten dem berühmten Hause der kunstsinnigen Medicäer, beide glänzende Vertreter der Renaissancekultur, beide eng verbunden mit der Entstehung der größten Kunstschöpfungen. Die Pontifikate dieser beiden Päpste schließen ein anderes ein, das ganz anders geartet ist, das den Italienern jener Zeit wie ein Anachronismus, ein störendes Einschiebsel in die ‚schönheitslüsterne und blutdürstige, geisttrunkene und gottvergessene Welt der Renaissance'** erschien, das kurze Pontifikat Hadrians VI. Für uns Deutsche hat dieses besonderes Interesse; Hadrian VI. ist ja der letzte deutsche Papst, zugleich auch der letzte Nichtitaliener überhaupt seit 400 Jahren, dessen Haupt die Tiara schmückte. Mit Hadrian schließt ruhmvoll die Reihe der deutschen Päpste. Lohnend scheint es uns zu sein, unter Pastors kundiger Führung sein Leben und Wirken an uns vorüberziehen zu lassen. — —

Lange hat es gedauert, bis die Geschichte dem edlen, viel verkannten und viel gehaßten Papst gerechte Beurteilung zuteil werden ließ und sein wahres Bild rein und makellos vor unser Auge stellte, befreit von all dem Schmutz und entstellenden Hohn, mit dem es zügellose römische Lästerung und Verleumdungssucht zu Lebzeiten und nach dem Tode beworfen hatte. Erst seit dem Jahre 1727, als der protestantische Jurist Kaspar Burmann zu Utrecht seinem Landsmanne ein Werk widmete, bahnte sich ein Umschwung in der Beurteilung an (Pastor S. 156). 1834 hat dann Ranke schon in der ersten Auflage seines Werkes über ‚Die römischen Päpste' dem Pontifikat und besonders der Person Hadrians VI. eine sympathische Besprechung gewidmet. Und Constantin von

* Eine Besprechung des fünften Bandes liegt bereit und wird bald folgen. Eine Gesamtwürdigung der Verdienste Pastors als Historiker ist in Aussicht genommen. D. R.

** Ludwig Schemann in der Einleitung (S. XVIII) zu: Die Renaissance. Hist. Szenen von Graf Gobineau. Straßburg 1903.

Höfler würdigte — von Reumont und andere verdienten hier ebenfalls Erwähnung — im Jahre 1880 in einer ausführlichen Monographie mit warmer Anteilnahme des Papstes Leben und Wirken. Es soll schließlich Erwähnung finden, daß die neueste Auflage der protestantischen Realenzyklopädie den letzten deutschen Papst mit ruhiger Objektivität und Würde behandelt und ihn ‚eine der edelsten Erscheinungen auf dem Stuhl Petri, einen Mann des reinsten, nur auf die Förderung der Kirche gerichteten Willens' nennt. Pastors Verdienst bleibt es, unter Beibringung vielfältigen neuen Materials und mit behutsamer Prüfung und umsichtig abwägendem Urteil das Bild des Papstes uns nun so gezeichnet zu haben, wie es fortleben soll in der Geschichte. — — —

Als Hadrian im Jahre 1459 zu Utrecht als schlichter Leute Sohn geboren wurde, hätte wohl niemand ihm prophezeit, daß er einst den Stuhl Petri besteigen würde. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts hatte kein Deutscher die Tiara getragen; der Papststuhl war immer in die Hände der Romanen gekommen, es galt schon als selbstverständlich, daß nur Franzosen und Italiener zur höchsten Würde emporstiegen. Die Brüder vom gemeinsamen Leben gaben dem jungen Hadrian eine Erziehung, die ebenso die Liebe zur Wissenschaft wie zur Tugend in ihm weckte und ihm eine ernste, charaktervolle Richtung für Lebenszeit gab. Seine Studien machte er an der Universität Löwen; hier erwarb er gründliche Kenntnisse in der Theologie und im Kirchenrecht, die ihm bald den Weg zum Katheder bahnten. Dem Ruf seiner Gelehrsamkeit, die mit gleicher Sittenstrenge gepaart war, verdankte er es, daß Kaiser Max ihn zum Erzieher seines Enkels, des nachmaligen Kaisers Karl V., erwählte. Seine Stellung als Erzieher führte bald dazu, daß der Hof ihn auch zu diplomatischen Sendungen verwandte; ja, bis zur Ankunft Karls V. in Spanien führte er dort sogar mit Kardinal Ximenes längere Zeit die Regierungsgeschäfte. Die hohen politischen Vertrauensstellungen bewirkten, daß er nun auch zu kirchlichen Ehrenstellen emporstieg; er wurde Bischof von Tortosa, und auf Karls V. Wunsch nahm ihn Leo X. im Jahre 1517 in das Kardinalskollegium auf. Auch nach des Königs Ankunft in Spanien wurde Hadrian mit wichtigen Geschäften betraut. Und als jener im Jahre 1520 nach Deutschland zurückkehren mußte, setzte er sogar seinen früheren Erzieher zum Statthalter ein. Kardinal Ximenes war inzwischen gestorben. Waren die leitenden Kirchenfürsten, Hadrian und Ximenes, in politischer Hinsicht vielfach verschiedener Meinung — in ihrem Eifer für die kirchliche Reform waren sie einig, sie waren übereinstimmend der Ansicht, daß ‚die religiöse und sittliche Erneuerung nach den alten bewährten kirchlichen Grundsätzen streng innerhalb der bestehenden Ordnung der Dinge erfolgen müsse' (Pastor, S. 30). —

Noch führte Hadrian die Statthalterschaft des spanischen Reiches unter schwierigen, verwickelten Verhältnissen, da ward ihm plötzlich die erschreckende Kunde, daß ihn das Kardinalskollegium am 9. Januar 1522 zum Papst gewählt habe. Man kann vielleicht sagen, daß ihn die Wahl nicht mehr überraschte als seine Wähler, die seit dem 27. Dezember 1521 im Konklave eingeschlossen gewesen. Die neununddreißig Wähler, unter denen sich nur drei Nichtitaliener befanden, waren in Parteiungen zerfallen und uneinig, wie

selten; denn es waren ihrer gar viele, die nach der Tiara strebten, nicht zuletzt der ehrgeizige englische Kardinal Wolsey, für den sein König energisch eintrat; dazu spielten in die Wahlhandlung hinein die tiefen politischen Gegensätze zwischen Karl V. und Franz I., zwischen der kaiserlichen und der französisch-venetianischen Partei, die ganz Europa in zwei Lager spalteten. Keine der Parteien unter den Kardinälen war stark genug, um auf ihren Kandidaten die erforderliche Zweidrittelmajorität zu vereinen. Da schlug schließlich Kardinal Giulio Medici, der Vetter Leos X., der sah, daß seine eigene Wahl oder die eines seiner Anhänger aussichtslos sei, vor, zum Papst einen der nicht anwesenden Kardinäle zu erwählen; er nannte — man weiß nicht recht, ob es nur ein Wahlmanöver sein sollte — den Kardinal von Tortosa. Auf ihn vereinigten sich sogleich die Stimmen von Medicis Anhängern, und der aus der Frühzeit der Reformation bekannte Kardinal Cajetan gab durch seinen Akzeß die Entscheidung zu dessen Gunsten. Kaum war die Wahl vollzogen, da kam es erst den Kardinälen zum Bewußtsein, was sie getan; sie, die mit dem starken Selbstbewußtsein der echten Renaissancemenschen, stolz auf ihre glänzende nationale Kultur, auf jeden Nichtitaliener mit Geringschätzung herabschauten, hatten einen Niederländer, der in kaiserlichen Diensten stand, einen Barbaren, gewählt.

Mit Spott und mit Schimpfreden nahmen die Römer die Kunde von der Wahl auf, zügellos wurde der Gewählte wie die Wähler verspottet, besonders ersterer war das ‚wahre Brandopfer des römischen Hohnes‘; Italien war ja damals ‚eine Lästerschule geworden, wie die Welt seitdem keine zweite mehr aufzuweisen gehabt hat‘*. Daß der neue Papst ‚Barbar‘ war, genügte den meisten zu ihrem Urteil, die alles nur aus dem Gesichtswinkel überspannten Nationalgefühls betrachteten. Dazu gesellte sich bei vielen die Furcht, der Neuerhobene werde den Sitz der Kurie nach Spanien verlegen. Auch die Kardinäle schienen derartiges zu befürchten; die Legaten, die man abordnete, um dem Erwählten seine Erhebung mitzuteilen, erhielten die Weisung, ihn zur schleunigen Reise nach Rom zu bewegen. Diese Mahnung war freilich nicht nötig. Mit Gelassenheit und Ruhe, die ebensosehr seinem niederländischen Naturell wie seiner tiefen Gottergebenheit entsprang, nahm er die Nachricht von der Erhebung zur höchsten Würde auf, ohne Freude. Nur das Pflichtbewußtsein, das in der Wahl des göttlichen Meisters Ruf sah, ließ ihn im Vertrauen auf Gottes Hilfe die Wahl annehmen.

Und fürwahr, ein festes Gottesvertrauen mußte sein eigen sein, wenn er die Schwierigkeiten der Lage betrachtete, wenn er der Aufgaben gedachte, die seiner harrten: Im Kirchenstaat herrschte eine grenzenlose Verwirrung, die glänzende Hofhaltung, die Verschwendungssucht und das Mäzenatentum Leos X. hatten die päpstlichen Kassen erschöpft und eine große Geldnot herbeigeführt; dazu kam die feindselige Stellung Karls V. zum französischen König, die beide alsbald den Papst für sich zu gewinnen suchten; immer drohender griff das

* Burckhardt, Die Kultur der Renaissance, I[10] (Leipzig 1908).

Verhängnis der Glaubensspaltung in Deutschland um sich, und die Türkengefahr bereitete neue Sorgen. —

Die Abreise Hadrians nach Rom verzögerte sich infolge verschiedener Hindernisse. Inzwischen wurde die Stimmung an der Kurie und im Volk dem neuen Papst immer ungünstiger. Man vernahm von seiner Einfachheit, seinem Hang zur Einsamkeit, seiner Sittenstrenge; im Gewähren von Gnaden sei er sehr karg, in religiöser Hinsicht sehr streng, sein Grundsatz sei, niemandem mehr als ein Benefizium zu verleihen. So harrte man in Rom mit Furcht und Schrecken der Ankunft des neuen Papstes, dessen Regierung das völlige Widerspiel zum bisher herrschenden System der Renaissancepäpste zu werden drohte. So begrüßten nur die wenigen, denen der Kirche Heil Herzenssache war, mit frohen Erwartungen den Papst, von dem sie die innere Erneuerung der Kirche erhofften. Ende August traf dann endlich Hadrian nach mancherlei Verzögerungen in Rom ein, er hatte den Seeweg genommen. Seinem Willen entsprechend wurden die Krönung wie die sonstigen Feierlichkeiten ohne den sonst gebräuchlichen Luxus gehalten. Bei der Huldigung der Kardinäle vor dem Papst hatte der Kardinaldekan Carvajal in freimütiger Rede ein Reformprogramm entwickelt; schon die ersten Erlasse Hadrians, der abweichend von jahrhundertelangen Gepflogenheiten seinen früheren Namen beibehielt, bewiesen, daß es ihm mit der Zustimmung zu den Reformvorschlägen ernst war, und daß er sie zum großen, unliebsamen Erstaunen der Kurialen in die Tat umsetzte. Den Erlassen gab es um so mehr Nachdruck, da der Papst selbst in mustergültiger Einfachheit, Schlichtheit und Frömmigkeit allen voranging. Das Erstaunen war um so größer, je plötzlicher der Gegensatz war; so erschien es z. B. den Chronisten sehr bemerkenswert, daß der Papst täglich die hl. Messe feierte. Dem heiteren, vielseitig interessierten, weltfrohen und weltgewandten Medicäer war ein deutscher Professor gefolgt mit seiner Bedächtigkeit und Steifheit und Bedürfnislosigkeit, dem der Sinn fehlte für geselligen Umgang und gesellige Formen, der seine etwas pedantischen Eigenheiten beibehielt und sich der neuen Umgebung nicht anpassen konnte, vielleicht auch nicht wollte, der auch jetzt noch sich am wohlsten fühlte unter seinen Büchern im Studierzimmer. Der Renaissancekultur und -kunst brachte er wenig Verständnis entgegen, die Meisterwerke derselben fanden ebensowenig seinen Beifall wie die der antiken Kunst. Doch geht es nicht an, ihn als völligen Barbaren in Kunstsachen hinzustellen. Pastor weist vor allem darauf hin, daß er die nach dem Tode Leos X. verpfändeten Tapeten Raffaels trotz der Geldnot einlöste. Den ganzen Schwarm von Dichtern und Gelehrten, den seine Vorgänger mit Gunstbeweisen überschüttet hatten, entfernte er bald aus dem Vatikan, für sie gab es keine Gnaden und Geschenke mehr. Daß diese ganze Schmarotzerschar — der edlen Naturen waren unter ihnen nur wenige — sich mit bissigen Schmähungen rächte, entsprach nur ihrem Charakter.

All das trug bei, die Mißstimmung gegen den Papst zu erhöhen. Dabei übersah man völlig, daß bei der Kürze der Regierung und der drückenden Finanznot Hadrian gar kein Mäzen sein konnte. Um den Finanzschwierigkeiten abzuhelfen, entließ er zahlreiche Diener und richtete seinen Hofstaat

auf das sparsamste ein. Seine Bedienung bestand meist aus Nichtitalienern. Seine vorzüglichsten Berater waren ebenfalls Ausländer, meist Niederländer, so vor allem Wilhelm von Enkevoirt. Auch ihnen, deren Namen auszusprechen der italienischen Zunge Schwierigkeiten bereitete, wandte sich die Feindschaft der Italiener zu; man gönnte ihnen ihren Einfluß nicht.

Mag aber auch all das Angeführte der Abneigung gegen den deutschen Papst Nahrung gegeben haben — der wütende Haß, mit dem man ihn bald verfolgte, läßt sich mit Pastor doch nur erklären aus dem Beginnen des Papstes, die verweltlichte Kurie gründlich zu reformieren. ‚Ohne dieses Vorhaben würde man ihm wohl sein niederländisches Wesen ebenso verziehen haben wie einst Alexander VI. seine spanischen Sitten und seine spanische Umgebung. Durchaus zutreffend bezeichnete Ortiz diese Reformbestrebungen als die eigentliche Pflanzschule des Hasses gegen Hadrian VI.'*

Die vierte der historischen Szenen, die Graf Gobineau unter dem Gesamttitel ‚Die Renaissance' herausgab, führt uns im Schluß in einen Saal des Schlosses zu Brügge**. Hadrian und Karl V. sitzen einander gegenüber, den Stoff des Gespräches bildet die Nachricht vom Tode Leos X., die sie eben erhielten. In tiefem Ernst sprechen sie von den der Religion drohenden Gefahren, wie diese am Rand des Verderbens stehe. Da sagt Karl V. zu Hadrian: ‚Du lässest also meine Ansicht gelten, daß der zukünftige Papst mit den weltlichen Gewohnheiten der vorangegangenen Regierungen zu brechen haben würde?' Und Hadrian erwiderte ihm: ‚Wenn er zaudert, sind wir verloren! Er muß ein Papst sein und kein Fürst; ein Gottesgelehrter und kein Schöngeist, ein Aszet und kein Wollüstling; muß von schimmeligem Brot und gemeinen Kräutern leben und nicht von fein ausgeklügelten Gerichten, die sie auf goldenen Schüsseln auftragen. Nur hölzerne Schalen gönne ich ihm! Er muß mit seinem Bettelstab die Götzenbilder der alten Heiden zerschlagen, mit denen, zum entsetzlichen Ärgernis der Gewissen, die hl. Paläste angefüllt sind, muß, weit entfernt, den Phrasenschwall der Bembo und Vida mit Entzücken anzuhören, diese Leute in die Gefängnisse der Inquisition schicken und ihnen dort die bitterste Buße zu kosten geben! Ja, Kaiser, die Buße, die Buße, sie allein kann die Welt retten . . .' Diese Szene, wie sie wirkungsvoll Gobineaus Kunst gestaltet, ist unhistorisch — wir wissen, daß Hadrian beim Tode Leos in Spanien weilte; doch sie gibt trefflich die Gedanken wieder, die Hadrian beherrschten; sie spiegelt treulich die Stimmungen jener wieder, die eine Regeneration der Kirche für dringende Notwendigkeit hielten und im neuen Papst die Erfüllung ihrer Wünsche sahen.

Es waren ihrer ja freilich nur wenige, die das Gefühl für die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse beseelte, aber auf ihnen beruhte die Hoffnung für die Zukunft, wenn es ihnen gelang, in unaufhaltsamem Fortwirken ihre Ideen auszubreiten, die Massen mit ihnen zu durchsäuern. Von den frohen

* Pastor S. 69.

** Vgl. zum folgenden: Die Renaissance. Hist. Szenen von Graf Gobineau. Deutsch von Ludwig Schemann. Straßburg 1903. S. 225 f.

Erwartungen, die jene auf den neuen Papst setzten, zeugen die Gutachten und Denkschriften zur Reform, die ihm zugesandt wurden. Am bedeutendsten sind die, welche aus der Feder der beiden Kardinäle Schinner und Campeggi geflossen sind. Des letzteren Promemoria, das er dem Papst schon nach Spanien sandte, ist das ‚ausführlichste Reformprogramm jener entscheidungsvollen Tage'*. Mit ehrlicher Offenheit und doch den kirchlichen Standpunkt unverrückt innehaltend, betont er, daß zwar der Papst kraft der göttlichen Einsetzung alles vermöge, sich aber nicht alles erlauben dürfe. Wie das Übel von der römischen Kurie ausgegangen sei, so müsse auch hier der Heilungsprozeß einsetzen und hier zunächst ein gründlicher Wandel eintreten. Wenn Campeggi dann vor allem auf die schweren Mißstände im Pfründenwesen und die unzweifelhaften Auswüchse des Ablaßwesens hinweist und hier zunächst Abhilfe fordert, so sind damit jene Punkte namhaft gemacht, die schon seit langem, und besonders auch von deutscher Seite als am meisten der Reform bedürftig erkannt waren, ohne daß aber bislang etwas geschehen war, um eine Änderung herbeizuführen.

Hatte Hadrian, der fern der Kurie gelebt, noch nicht volle Kenntnis von der Sachlage und den Mitteln, die Besserung verhießen, — so wurde er durch all diese Ratschläge, die ihm wohlmeinend zuteil wurden, über alles unterrichtet. Und bei seinem Ernst und Pflichtbewußtsein zögerte er nicht einen Augenblick, Hand an das schwierige Werk zu legen. Die Rede, die er im ersten Konsistorium hielt, zeigte dies deutlich. Mit einer Offenheit sondergleichen wies er hin auf die Mißstände der Kurie, daß alle Entsetzen erfaßte. Und den scharfen Worten folgte die Tat; auch der Kardinäle schonte er nicht. Kein Wunder, daß sich allenthalben Murren und Unwillen regte. Vor allem schimpfte man über die Sparsamkeit und Einschränkung, über die äußerste Zurückhaltung in der Erteilung von Gnaden; das stach allzusehr ab von der sorglosen Freigebigkeit und großartigen Prachtentfaltung der früheren Päpste. Man übersah, daß, wenn Hadrian auch Aufwand hätte treiben wollen, er es nicht konnte, der Schuldenlast wegen, die Leos X. verschwenderisches Regiment aufgehäuft; ja man tadelte an ihm sogar, was man als Abstellung schwerer Mißbräuche hätte loben sollen, daß Hadrian sorgsam jeglichen Nepotismus mied.

Im Herbst 1522 brach in Rom die Pest aus; wenn der Papst selbst auch in Rom blieb trotz des dringenden Abratens der Kurialen, und seines Lebens nicht achtend fortarbeitete, so wurde doch dadurch die Durchführung der Reformen gehemmt. Doch, sobald der kalte Winter die Kraft der Epidemie gebrochen, führte der Papst die Reformaktion weiter. Vollständig verdorben hatte er es mit der geistlichen Bureaukratie — der ‚schlimmsten aller Bureaukratien', wie Pastor anmerkt —, als er daran ging, alle von Leo X. neu geschaffenen Ämter einzuziehen und auch sonst eine Reduktion des großen Beamtenapparates vorzunehmen.

Es war ein Riesenwerk, das Hadrian mit anerkennenswertem Mut und Eifer in Angriff nahm. Vielleicht hätte, selbst wenn er viel länger regiert, als ihm beschieden, und wenn die Zeitumstände dem Werk günstiger gewesen

* Pastor 62.

wären, sein Pontifikat nicht ausgereicht, einen Umschwung der lang verrotteten Verhältnisse herbeizuführen. Nun erschwerte es zudem die Tätigkeit des Papstes sehr, daß er die römischen Verhältnisse nicht kannte, daher wurde er unsicher und mißtrauisch und glaubte sich auf niemanden recht verlassen zu können. Dadurch wurde, ebenso wie durch die allzugroße pedantische Gewissenhaftigkeit der Geschäftsgang ungebührlich verlangsamt, worüber man mit Recht klagte. Da der Papst an sich selbst die höchsten Anforderungen stellte und in seinem idealen Sinn die besten Absichten auch bei anderen voraussetzte, vertraute er andererseits seiner Umgebung manchmal zu viel und mußte Enttäuschungen erleben. Das machte ihn dann wieder unfreundlich, abweisend und zurückhaltend und steigerte seine Liebe zur Einsamkeit. Er bedachte eben nicht, wie ein Zeitgenosse es ausdrückte, daß er nicht die platonische Republik, sondern die romulische Hefe zu regieren hatte.

Zur Durchführung seiner Maßnahmen war der Papst auf die Italiener angewiesen; nun konnte er selbst nicht viel italienisch, vor allem aber konnte er kein rechtes inneres Verhältnis zu ihnen gewinnen. Sie blieben ihm fremd und feindlich gesinnt, ihre Abneigung steigerte sich infolge all der angeführten Umstände zu tollen Beschimpfungen, ja zur Verachtung des ‚lächerlichen holländisch-deutschen Barbaren‘.

Wir verstehen es daher sehr wohl, daß den Papst oft Mutlosigkeit überfiel, und er sich nach Löwen zurücksehnte. Nur seine Pflichttreue bewog ihn zu unentwegtem Ausharren. Sie verdient die höchste Anerkennung ebenso wie sein reines Streben. Eine Beurteilung nach dem Erfolg würde seinem Pontifikat nicht gerecht werden; ‚in dem, was er erstrebte, liegt seine Bedeutung. In dieser Hinsicht bleibt es sein unsterbliches Verdienst, daß er nicht bloß die kirchlichen Schäden mutig aufdeckte und den redlichen Willen, sie zu heilen, bekundete, sondern auch mit klarer Erkenntnis die richtigen Mittel dazu angab und mit rascher Entschlossenheit die Reform von oben begann*.‘

Man kann nicht nachweisen, daß Leo X. wirklich das Wort gesprochen hat: ‚Lasset uns das Papsttum genießen, da Gott es uns verliehen hat.‘ Doch, es ist sicher, daß er in diesem Sinne sein Pontifikat führte. Man empfindet jene Worte vor allem als zutreffend charakterisierend, wenn man die Stellung betrachtet, die Leo der drohenden, von Luther ausgehenden Glaubensspaltung in Deutschland gegenüber einnahm. Leo, in früher Jugend ohne Beruf in den geistlichen Stand hineingedrängt, führte selbst allzusehr das Leben eines Renaissancefürsten — hat man doch gesagt, in ihm habe sich die Renaissance inkarniert** —; es erschöpfte sich in Vergnügungen, schöngeistigem Treiben, in Spiel, Theater und Jagd. Es ist bezeichnend genug, daß zeitgenössische Schriftsteller von ihm nur als Principe, als Fürst und Politiker, reden; von ihm als Papst, als religiösem Oberhaupt der katholischen Kirche sprachen sie nicht; allzusehr trat diese Seite seiner Tätigkeit zurück, die seine Hauptaufgabe

* Pastor S. 88.

** Baudrillart, L'église catholique, la renaissance, le protestantisme. Paris 1908 S. 95.

hätte sein müssen. So war es ihm trotz ernster Warnungen versagt, zu erkennen, wie sehr sich die Bewegung, die sich an den Namen Martin Luthers knüpfte, von all den sonstigen Zeichen der Unzufriedenheit und Rufen nach Reform, die schon lange ertönten, unterschied, und wie gerade darin das Gefährliche derselben lag. Daher schenkte man den Vorgängen in Deutschland nicht die gebührende Beachtung. Daher war es möglich, daß man politische Rücksichten in den Prozeß gegen Luther hineinspielen und das Verfahren aus politischen Erwägungen lange ruhen ließ, und daß man die schwierigen Verhandlungen so wenig geeigneten Persönlichkeiten, wie Karl von Miltitz, anvertraute. Vor allem aber verabsäumte man das, was vielleicht dem drohenden Verderben noch hätte einen Damm entgegensetzen können: die baldige energische Reform an der Kurie.

Hadrian erkannte wohl, was nottat; wir sahen auch schon, wie er bald die Hand zur Besserung anlegte. In die Verhältnisse in Deutschland griff er ein durch die Sendung des Kardinals Chieregati zu dem auf den 1. September 1522 nach Nürnberg berufenen Reichstag. Der päpstliche Legat forderte hier die Durchführung des Wormser Ediktes, durch das Luther in des Reiches Acht erklärt worden war. Das päpstliche Breve, das er überbrachte, betonte, wie es dem Papst am liebsten wäre, wenn auf gütliche Weise Luther, der Urheber der Irrtümer und Unruhen, mit seinem Anhang sich auf den rechten Weg zurückführen ließen, daß aber bei weiterer Hartnäckigkeit mit Ernst und Strenge vorgegangen werden müsse. Daß der Papst diesen Standpunkt einnahm, ist selbstverständlich; es zeugte aber von der Einsicht des Papstes, daß er auch offen erklärte, wie ernst es ihm damit war, all das, was wirklich Anstoß erregte, aus dem Wege zu räumen. Chieregati legte vor den Ständen ein förmliches Schuldbekenntnis der Kurie ab — anders kann man die Instruktion, die der Legat erhalten hatte und die er zur Kenntnis der Reichsstände brachte, nicht nennen. Es ist ein Dokument, das ohne Parallele dasteht in der Geschichte des Papsttums. Nachdem zuerst die Gründe dargelegt worden sind, aus denen man auf der Durchführung des päpstlichen Urteils bestehen müsse, spricht der Papst mit erstaunlicher, unerhörter Offenheit über die Gründe des Abfalles, über die Verderbnis der Kirche. ‚Du sollst auch sagen', trägt der Papst seinem Legaten auf, ‚daß wir es frei bekennen, daß Gott diese Verfolgung seiner Kirche geschehen läßt wegen der Menschen und sonderlich der Priester und Prälaten Sünden; denn gewiß ist die Hand des Herrn nicht verkürzt, daß er uns nicht retten könnte, aber die Sünde scheidet uns von ihm, so daß er uns nicht erhört . . . Wir wissen wohl, daß auch bei diesem Heiligen Stuhle schon seit manchem Jahre viel Verabscheuungswürdiges vorgekommen: Mißbräuche in geistlichen Sachen, Übertretungen der Gebote, ja daß alles sich zum Ärgeren verkehrt hat. So ist es nicht zu verwundern, daß die Krankheit sich vom Haupte auf die Glieder, von den Päpsten auf die Prälaten, verpflanzt hat. Wir alle, Prälaten und Geistliche, sind vom Wege des Rechtes abgewichen, und es gab schon lange keinen einzigen, der Gutes getan. Deshalb müssen wir alle Gott die Ehre geben und vor ihm uns demütigen; . . . deshalb sollst du in unserem

Namen versprechen, daß wir allen Fleiß anwenden wollen, damit zuerst der römische Hof, von welchem vielleicht alle diese Übel ihren Anfang genommen, gebessert werde; dann wird, wie von hier die Krankheit gekommen ist, auch von hier die Gesundung beginnen. Solches zu vollziehen, erachten wir uns um so mehr verpflichtet, weil die ganze Welt eine solche Reform begehrt. Wir haben nie nach der päpstlichen Würde getrachtet und hätten unsere Tage lieber in der Einsamkeit des Privatlebens beschlossen; . . . nur die Furcht vor Gott, die Legitimität der Wahl und die Gefahr eines Schismas haben uns zur Übernahme des obersten Hirtenamtes bestimmt. Wir wollen dasselbe nicht verwalten aus Herrschsucht, noch zur Bereicherung unserer Verwandten, sondern um der hl. Kirche, der Braut Gottes, ihre frühere Schönheit wiederzugeben, den Bedrückten Beistand zu leisten, gelehrte und tugendhafte Männer emporzuheben, überhaupt alles zu tun, was einem guten Hirten und wahren Nachfolger des hl. Petrus zu tun gebührt. Doch soll sich niemand wundern, daß wir nicht mit einem Schlage alle Mißbräuche beseitigen; denn die Krankheit ist tief eingewurzelt und vielgestaltig. Es muß daher Schritt für Schritt vorgegangen und zuerst den schweren und gefährlichsten Übeln durch rechte Arzneien begegnet werden, um nicht durch eine eilige Reform aller Dinge noch mehr alles zu verwirren'*.

Mit Unrecht hat man in der Schilderung der Verderbnis in Rom Übertreibungen finden wollen, aber es lohnt sich, zu fragen, ob dieses Schuldbekenntnis nicht eine Unklugheit war. Wir können diesen engherzigen Standpunkt nicht teilen, sondern pflichten jenen bei, die mit Pastor und Reumont in des Papstes echt deutscher Ehrlichkeit und Offenherzigkeit, die großmütig die eigenen Fehler einräumt, um dem Gegner den Rückzug, den Frieden zu erleichtern, etwas Großartiges sehen. Daß dem Schritt Hadrians, der dem kirchlichen Standpunkte nichts vergab, kein Erfolg beschieden war, darob kann man den Papst nicht schelten, denn ‚nicht das Geständnis der Sünde entehrt, sondern die Sünde'. Der Gegensatz war wohl inzwischen schon zu groß geworden, als daß er nochmals hätte überbrückt werden können; auf seiten der Neuerer fehlte es auch an dem genügend guten Willen, man war entschlossen, es zum Bruch kommen zu lassen. Obendrein taten die auf dem Reichstag mit Sitz und Stimme anwesenden Bischöfe und Prälaten in ihrer Schwachmütigkeit und Verweltlichung ihre Schuldigkeit nicht. So konnte es dem Vertreter des Kurfürsten von Sachsen, der schon längst eine mehr als zweideutige Haltung in Sachen der neuen Lehre eingenommen, gelingen, durch den Beschluß, die Sache einem Ausschuß zur Beratung zu überweisen, die Entscheidung hinauszuzögern; zudem setzten die Anhänger der neuen Lehre, als beantragt wurde, gegen vier lutherische Prediger in Nürnberg einzuschreiten, geschickt einen Entrüstungssturm in Szene. So war das Ergebnis des Nürnberger Reichstages unbefriedigend, denn die Durchführung des Wormser Ediktes wurde nicht durchgesetzt, die Entscheidung war wieder vertagt. Luther jubelte, und in sehr unedler Weise setzte er wie Melanchthon die

* Vgl. Pastor, S. 93 f.

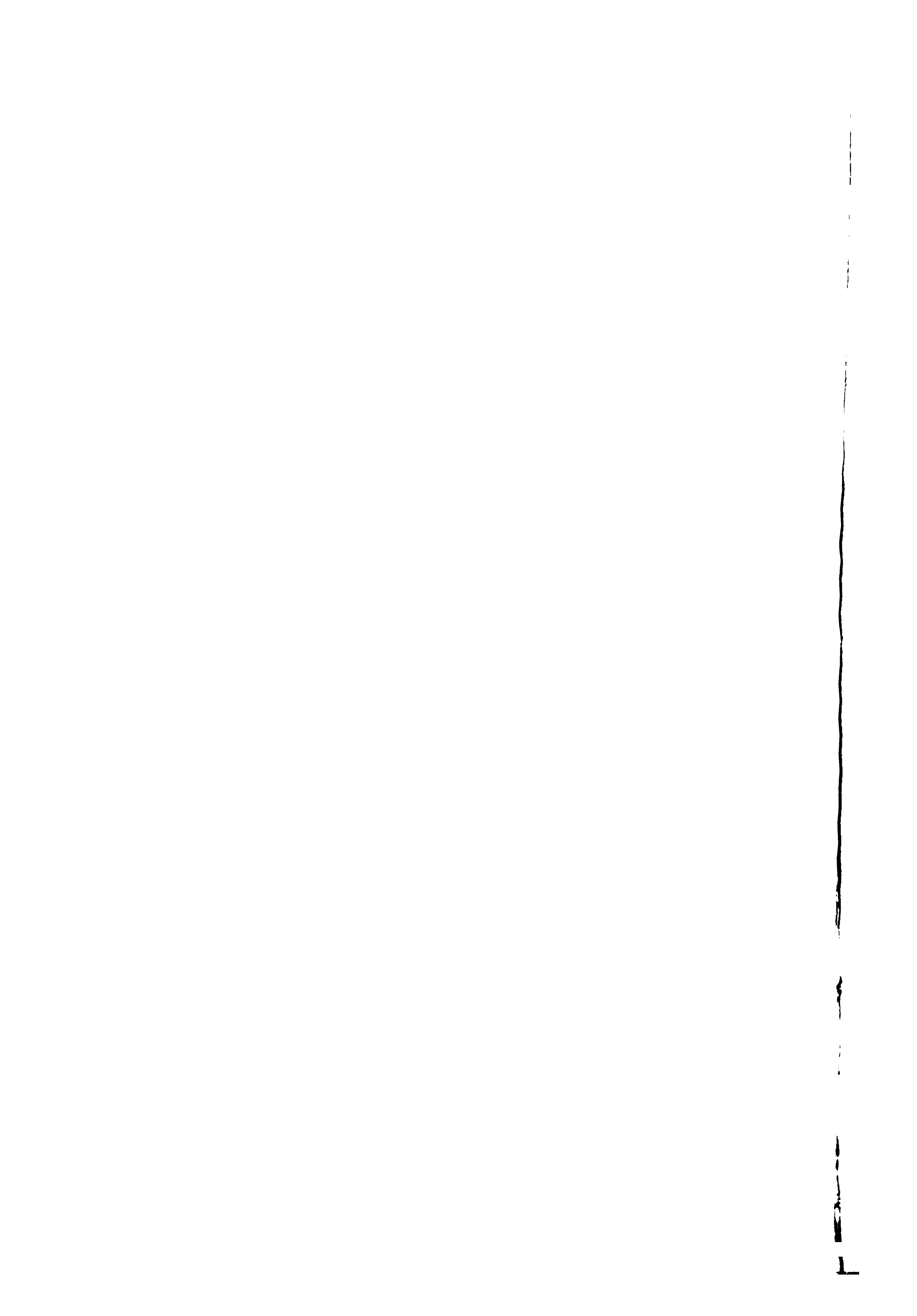
Polemik gegen Hadrian VI., den ‚Esel', fort. Wie den Bemühungen und Maßnahmen des letzten deutschen Papstes bei seiner Nation ein Erfolg nicht beschieden war, so gelang es auch nicht, Zwingli zur Umkehr zu bewegen und so dem Umsturz in der Schweiz Halt zu gebieten.

Nicht bloß die Sorge um die Kirchenreform und wegen der Neuerung in Deutschland lastete auf Hadrian. Das gewaltige Ringen zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich dauerte fort. Und doch wie nötig wäre die Einigkeit der christlichen Nationen gewesen gegenüber der immer bedrohlicher werdenden Türkenmacht! Ihre wilden Scharen drangen immer weiter ins Abendland vor. 1521 war Belgrad von ihnen genommen worden. Jetzt rüstete Suleiman I., um Rhodus, das feste Bollwerk der Christen, zu dessen Verteidigung die kleine Schar der Johanniterritter mit lang erprobtem Heldenmut rüstete, zum Falle zu bringen.

Hadrian, obschon von den beiden mächtigen Gegnern umworben und durch seine frühere Stellung als Erzieher Karls V. sowie durch andere Gründe eigentlich an des letzteren Seite gewiesen, wollte doch, eingedenk seiner hohen Stellung und seiner Pflichten als Oberhaupt der Kirche, im Gegensatz zu seinen Vorgängern, die sich, oft zum Schaden der kirchlichen Interessen, tief in die politischen Händel eingelassen hatten, unparteiisch bleiben; so hoffte er am ehesten eine Aussöhnung der beiden streitenden Großmächte herbeiführen zu können, damit dann mit vereinten Kräften der Erbfeind der Christenheit abgewehrt werde. Die Aufgabe des Papstes war schwer: dem französischen König mußte der Verdacht genommen werden, als stehe der Papst auf seiten seines früheren Schülers, in Karl durfte nicht der Argwohn rege werden, als neige er aus politischen Gründen mehr zu seinem Gegner. Da Frankreich infolge der unglücklichen Wendung, die im April 1522 auf dem italienischen Kriegsschauplatze eingetreten war, eher dem Frieden geneigt war, lag es dem Papst vor allem ob, Karl V. und den ihm verbündeten Heinrich VIII. von England zum Frieden zu stimmen. Durch den Hinweis auf die Gefährdung von Rhodus hoffte er ihn zu bewegen, seine Privatinteressen angesichts der allgemeinen Not der Christenheit zurückzustellen. Hadrian selbst, der anfangs bei der Erschöpfung der Kassen nicht einmal die laufenden Ausgaben der Verwaltung bestreiten konnte, brachte mit Mühe so viel Geld zusammen, daß einige Schiffe bemannt werden konnten, die Rhodus zu Hilfe eilen sollten. Seine Bemühungen aber um Herbeiführung einer Koalition des christlichen Europa gegen die Türken wollten nicht gelingen. Karl V. wünschte den Beitritt des Papstes zu einer Liga gegen Frankreich. Als dieser, der als Friedensmittler auch ferner über den Parteien stehen wollte, sich weigerte, kam es zum Zerwürfnis mit Karl, das an Schärfe gewann infolge der rücksichtslosen Haltung der kaiserlichen Botschafter in Rom; die Erbitterung ging so weit, daß einer derselben einen mit Aufträgen des französischen Königs nach Rom reisenden Kardinal gefangen nehmen ließ, wodurch er der Exkommunikation verfiel, und daß bald darauf kaiserliche Soldaten sogar eine Stadt des Kirchenstaates plünderten. Während alle Friedensbemühungen des Papstes an der Rivalität der Großmächte scheiterten,

Jean Baptiste Chardin/Köchin





traf die Nachricht von der Einnahme von Rhodus ein (21. Dezember 1522). Hadrian brach auf die Kunde hin in Tränen aus; nun wollte er noch mehr an allen Ausgaben sparen, alle Einkünfte zum Schutz der Christenheit verwenden, sollte er sich auch mit einer linnenen Mitra begnügen müssen; alle seine Schmuckstücke sollten zum Besten des Türkenkrieges verkauft werden. Da Rhodus verloren war, galt es nun, das zunächst bedrohte Ungarn zu schützen; manche fürchteten gar schon einen Einfall in Italien. Unverdrossen setzte der Papst seine Bemühungen um den Frieden fort: in ernsten Schreiben an die Fürsten gebot er Waffenstillstand. Zugleich bemühte er sich angelegentlichst um Beschaffung der für den Feldzug nötigen Geldmittel. So ungern es der Papst tat, bei dem Geldmangel in den päpstlichen Kassen mußte er dazu schreiten, Zehnten und Steuern aufzulegen; zunächst wurde dem gesamten Klerus und den Beamten des Kirchenstaates ein Türkenzehnt für zwei Jahre aufgelegt, von jeder Feuerstelle sollte ein halber Dukaten als Abgabe gezahlt werden. Für so bedrohlich hielt Hadrian die Türkengefahr, daß er, ganz entgegen seinen Grundsätzen, jetzt für Würden und Ämter Geld nahm; er rechtfertigte dies mit der Notlage der Christenheit, die solche Mittel erlaubt mache. Auch den Fürsten gewährte er, um sie seinen Wünschen bezüglich des Türkenkrieges willfährig zu machen, Zugeständnisse, die sie sonst nicht hätten von ihm erwarten dürfen.

Erschwert wurde es dem Papst, in dieser Zeit seine unparteiische Haltung zu bewahren, durch die Machenschaften des dem Papst vertrauten Kardinals Soderini, der mit Frankreich gegen Karl V. konspirierte und gegen diesen einen Aufstand in Sizilien zu erregen versucht hatte. Die Intriguen wurden durch seinen Hauptgegner, den Kardinal Medici, aufgedeckt, Soderini wurde verhaftet, der Vizekanzler Medici wurde einflußreicher als je zuvor, man begann ihn schon als zukünftigen Papst zu bezeichnen. Wenn Karls Freunde nun meinten, der Papst werde sich nun mehr auf die spanische Seite stellen, so gingen sie fehl; er bemühte sich vielmehr unparteiisch weiter um den Frieden. In einer Bulle vom 30. April 1523 gebot er einen allgemeinen Waffenstillstand für drei Jahre; die Übertretung sollte mit sofortiger Exkommunikation und dem Interdikt bestraft werden. —

Eine große Freude bereitete es Hadrian, daß durch seine langen Bemühungen endlich die Aussöhnung zwischen Venedig und dem Kaiser gelang. Das war eine schwere Niederlage der französischen Politik, die vergebens alles in Bewegung gesetzt hatte, um die Verständigung zu hintertreiben. In Frankreich war man zudem über den Prozeß gegen den Kardinal Soderini empört, den man als Feindseligkeit gegen Frankreich betrachtete. Soweit ging nun die Erbitterung der Franzosen gegen den Papst, daß der König ihm in einem dreisten Schreiben das Schicksal Bonifaz' VIII. androhte. Man brach sogar die diplomatischen Beziehungen mit der Kurie ab. Da es nun doch trotz der streng unparteiischen Haltung des Papstes zum Bruch mit Frankreich gekommen war, bemühte sich der Kaiser und England, unterstützt durch ihren Anhang im Kardinalskollegium, jenen zu einem Offensiv- und Defensivbündnis gegen Frankreich zu bewegen. Der Papst sträubte sich lange; er fürchtete, der Bruch mit Frank-

reich würde ganz unabsehbare Folgen nach sich ziehen, da der französische König dann die lutherische Neuerung begünstigen würde. Erst als ein französisches Heer erneut in die Lombardei einzufallen drohte und die Furcht vor einem französischen Handstreich gegen die ewige Stadt nicht unbegründet erschien, war der Papst zu einem Defensivbündnis gegen Frankreich bereit: am 3. August 1523 wurde es abgeschlossen.

Kaum war der Entscheid gefallen, mit dem Hadrian die so lange peinlich gewahrte Linie der Neutralität notgedrungen verlassen, da brach er, erschöpft durch die körperlichen Strapazen und seelischen Erregungen, zusammen. Seine zähe Natur widerstand der Krankheit noch einige Wochen. Am 14. September war seine Lebenskraft erschöpft, der letzte deutsche Papst starb fromm und heilig, wie er gelebt. Seine Beisetzung erfolgte zunächst in der Peterskirche. 1533 wurde sein Leichnam in die deutsche Nationalkirche S. Maria dell' Anima überführt. Dort ruht er noch jetzt unter dem Denkmal, das ihm sein treuer Freund Enkevoirt, der einzige, den er zum Kardinal kreïert, errichtet hatte.

Auf seinem Grabmal liest man die Worte: ‚Weh, wieviel kommt doch darauf an, in welche Zeit auch des trefflichsten Mannes Wirken fällt.' Es sind Worte, die er selbst einst in tiefer Resignation gesprochen. Mit Recht sind sie dem Grabe eingemeißelt, denn diese wehmütigen Worte geben treffend wieder die ganze Tragik des Pontifikats des letzten deutschen Papstes. An Erfolgen hatte er fast nichts aufzuweisen, ja man kann sagen, daß sich durch sein kurzes Pontifikat eine Kette von Unglücksfällen und Mißerfolgen zieht. Aber diese entsprangen nicht seiner Schuld, sondern eben der trüben Zeiten Ungunst. Darum darf die gerechte geschichtliche Bewertung ihn nicht vom Standpunkt des Erfolges aus beurteilen, sie muß ihn beurteilen nach dem Adel seiner Gesinnung, der Lauterkeit seines Wollens, der Reinheit seiner Absichten, seiner unwandelbaren Pflichttreue. Dann wird sie gern den warmen Worten zustimmen, mit denen Pastor seine Biographie des Papstes abschließt (S. 157):

‚Das lang entstellte Bild des edeln Papstes, welcher den Frieden der Christenheit, die Zurückweisung des Islam und die Reform der Kirche auf sein Banner schrieb, ist wieder in seiner ursprünglichen Hoheit lebendig geworden: er zählt heute bei allen Parteien zu den verehrungswürdigsten Päpsten. Niemand leugnet mehr, daß er einer jener seltenen Menschen war, welche nur der Sache dienen, nichts für sich selbst suchen und mutig gegen den Strom des Verderbens kämpfen. Wenn er auch bei seiner so überaus kurzen Regierung keine positiven Resultate erzielen konnte, so hat er doch die erste Bedingung der Heilung, die Aufdeckung der Schäden, erfüllt, hochwichtige Anregungen gegeben und die Grundsätze vorgezeichnet, nach welchen die Reform der kirchlichen Verhältnisse später durchgeführt wurde. Sein Wirken wird stets ein Ruhmestitel in der Geschichte des Papsttums bleiben.'

Zur Psychologie des Konstitutionalismus in der Industrie / Von Frhr. von Mackay

Die Gründung ‚konstitutioneller' oder ‚autonomer' Fabriken durch hochherzige und organisatorisch beanlagte Männer wie Brandts, Freese, Epstein, Abbe zielt auf den Übergang vom despotischen oder aufgeklärten Absolutismus in den einzelnen Zweckverbänden des Industriestaats zum liberalen Monarchismus parlamentarischer Regierungsform, auf die Erhebung des Industrieuntertanen zum Industriebürger. Nicht mehr das Faustrecht des Streiks und der Aussperrung soll im Reich der Arbeitsbedingungen entscheiden; die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sollen nach den Gesetzen einer demokratischen Verfassung geregelt werden. Schon daraus ergibt sich, daß der Konstitutionalismus im Industriestaat durchaus nicht nur eine Begleit- oder Folgeerscheinung der modernen Sozialpolitik, noch weniger aber, wie es die landläufige Betrachtungsweise will, ein Korrelat des Staatssozialismus ist. Denn dieser will die Gegensätze des Arbeitsmarkts von einer übergeordneten autoritativen Instanz aus regeln, während Konstitutionalismus doch bisher noch soviel bedeutet hat wie Selbstbestimmung der politischen Ordnung und Lebensgesetze. Der Setzling des Industrialismus schoß empor und wuchs sich zu seiner heutigen Riesengröße aus unter dem Zeichen des Manchestertums mit seinem anarchischen Leitmotiv: Laß gehen, laß laufen!, das nicht nur die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, sondern auch — und weit verhängnisvoller noch — die Beziehungen zwischen dem Menschen und dem Arbeitserzeugnis revolutionierte. An Stelle der qualitativen Maßstäbe traten die quantitativen. Billige Massen- und Schundwaren überschwemmten die Weltmärkte. Der Mensch löste sich von den Dingen, die er schuf, los. Der Einklang von Person und Sache zerbrach, die Technik ward zum Herrn, der Mensch zum Diener, im Werk seiner Arbeit verlor sich jeder Ausdruck der Seele, jede Selbstdarstellung des Ich, und die notwendige Folge dieses Umsturzes war die Verdrängung wahrer natürlicher Kultur durch Kulturfirnis und Banausentum in eben dem Zeitalter, da man sich nicht genug brüsten konnte, wie herrlich weit man es auf dem Gebiet der Zivilisation gebracht. Der Kampf für den Konstitutionalismus in der Industrie ist nichts anderes als ein Kampf gegen diesen Verfall von einer neuen Operationsbasis aus, erscheint also als eine Kulturbewegung im weitesten Sinne des Wortes und kann nur als solche voll und treffend gewürdigt werden. Fast all die neuzeitlichen Weltverbesserer, die berufen zu sein glauben, der Menschheit neue Pfade ihrer Hinaufentwicklung zu höheren Daseinsstufen zu weisen, fassen das Wesen der Kultur als einen vereinzelten ästhetischen oder intellektuellen oder moralischen Trieb auf, der Selbstzweck ist und dem Selbstgenuß dient, und müssen eben um dieses rein subjektiv-illusionären Charakters ihrer Botschaften willen sich als falsche Propheten erweisen. Die Schrittmacher des Konstitutionalismus in der Industrie sind sich bewußt, daß das ethische Lebensgut, das man gemeinhin Kultur nennt, nicht von der Totalität unseres Seins loszulösen ist, vielmehr in allem Tun und Lassen, in jeglicher Arbeit, in der geringsten wie höchsten, sich offenbaren muß.

Das von Hamlet in der Totengräberszene zu Horatio gesprochene, auf die rauhe Arbeit gemünzte Wort: ‚Je weniger eine Hand verrichtet, desto zarter ist ihr Gefühl', darf sicherlich nicht Anspruch erheben, mehr als eine sehr bedingte Wahrheit zu sein. Oft genug empfindet man bei der wissenschaftlichen Arbeit des Geistesaristokraten sehr deutlich, daß auch hier das Gefühl vom Beruflichen, das rein Menschliche vom Handwerksmäßigen erstickt wird. Es ist dementsprechend mindestens eine starke Übertreibung, wenn in Vergleichen zwischen einst und jetzt behauptet wird, im Zeitalter des Handwerks sei der seelische Zusammenhang zwischen der arbeitenden Person und der erarbeiteten Sache niemals unterbrochen worden, während das Zeitalter des Industrialismus die Daseinsbetätigung derart zerstückelt habe, daß notwendig Personen- und Sachenkultur zwei Lebenspole für sich geworden. Teilmenschentum und Fachidiotismus hat es gegeben von den ersten Anfängen der Kultur an. Der Industrialismus hat sogar zweifellos das Verdienst, eine Menge kultureller Energien freigemacht zu haben, die in der Enge der handwerkerlichen Verfassung des Gewerbes keine Bewegungsmöglichkeit hatten. Das mechanische Motiv der Verdrängung des Handwerks durch die Industrie ist die Vervollkommnung der Technik, der Sieg der Maschine und des Präzisionsinstruments über das altväterliche Werkgerät. Der Mensch lernte Gegenstände der Natur bearbeiten, sich dienstbar und nutzbar machen, die früher seinem Machtbereich entrückt waren, weil ihm die Organe, sie zu meistern, fehlten. Die Beziehungen des Menschen zur Natur werden so ständig mannigfaltiger, enger, gewaltiger und damit seine Kultur*kraft* größer; denn rein dynamisch geschätzt wachsen die kulturellen Potenzen der Menschheit in eben dem Maß, wie ihre Distanz zur Natur sich verengt. Die Muskeltätigkeit wird durch Energien der Natur ersetzt. Die menschliche Denk- und Willenstätigkeit übernimmt den Oberbefehl und wird eben dadurch angespornt, die Gesetze der natürlichen Kräfte, ihre Zwecke und Anwendbarkeiten immer tiefer, genauer zu ergründen und zu verfolgen; sie wird immer freier, überlegener, schöpferischer. Mit der fortschreitenden Vergeistigung der Arbeit geht die soziale, politische und wissenschaftliche Schulung der Arbeiter*massen*, die die Industrie anhäuft, Hand in Hand. Die Enterbten des Besitzes werden sich ihrer Kraft bewußt, und gerade in ihnen entglüht das Verlangen nach den Genüssen einer neuen, alle Menschen mit gleicher Liebe beglückenden Kultur am stärksten. Ihre Agitatoren verkünden das Evangelium von der urwüchsigen Kulturkraft, die im ‚keuschen Schoß des proletarischen Stammvolks' schlummere, allein noch nicht von den parasitären Einflüssen des Kapitalismus angefressen und daher berufen sei, die chiliastischen Ideale von der Erhöhung des Typus Mensch, die Hoffnung, in die die Philosophie aller großen Denker ausklinge, zu verwirklichen. Aber trotz alledem bleibt die Wahrheit bestehen, die so oft der heutigen Zeit vorgehalten ist, daß sie ungeachtet ihres niederdrückenden Inhalts fast nur noch wie eine Banalität bewertet wird: mitten in allem Fortschritt, bei aller Anhäufung äußerlicher Reichtümer und trotz glänzendsten Aufschwungs der Forschung, der Kunst, der Technik, sind wir an wahrhaft verinnerlichter Kultur in der Epoche des triumphierenden Industrialismus nicht reicher, sondern ärmer geworden.

Grundbedingung alles Lebensgleichklangs, aller Lebensfreude und Lebensbeglückung ist Gewißheit und Selbstbestimmung des Lebensziels, Beherrschung und ebenmäßige Auswiegung der Kräfte, die den Gipfeln des Daseins zuführen sollen. Es ist das Verhängnis der Demokratie, die gleichzeitig mit dem Siegeszug des Industrialismus ihre Macht ausbreitete, daß sie, während sie den Menschen als politisches Lebewesen freimachte und auf eigene Füße stellte, es nicht zu verhindern vermochte, daß die Volksmassen wirtschaftlich unter ein desto härteres Joch gezwungen werden, womit zugleich jene Vorbedingungen einer harmonischen Daseinsgestaltung und Kultur vernichtet waren. Das demokratische Ideal der Freiheit, der Rechtsgleichheit, der Wille zur Mitbestimmung und Mittätigkeit an allen Einrichtungen und Organisationen, in denen Menschen zusammenwirken, schlug indessen immer tiefere Wurzeln, und in eben dem Maß ward der Haß gegen den vermeintlichen Unterdrücker, den Kapitalismus, brennender: das so erzeugte Unlustgefühl und das Bewußtsein dieses Zwiespalts zwischen politischer Idee und wirtschaftlicher Wirklichkeit waren es, die den revolutionären Sozialismus mit elementarer Gewalt vorantrieben. Nun ist aber klar, daß das Grundprinzip des demokratisch regierten Staats, die Gleichheit aller Staatsangehörigen, auf das Wirtschaftsleben sich tatsächlich gar nicht übertragen läßt. Denn bei Licht besehen ist dies Leitmotiv nur eine Fiktion im Dienst der politischen Routine und bestimmter politischer Zwecke. In seinen praktischen Anwendungen kennt das Leben von einer solchen Gleichheit soviel wie nichts. Hier unterscheidet sich jeder Mensch vom anderen in tausenderlei Schattierungen durch körperliche Kraft, geistige Fähigkeit, Temperament, Gemütslage, vererbte und erworbene Eigenschaften. Dementsprechend zeigt der Konstitutionalismus im Industriestaat ein ganz anderes Gesicht als im politischen Gemeinwesen. Die reine Demokratie, der vom Arbeiter selbst gegründete und republikanisch regierte industrielle Zweckverband, die ‚Arbeiterfabrik' hat sich nirgendswo halten können und wird zweifellos sich nicht durchsetzen, so lange das heutige System der Kapitalwirtschaft besteht. Die sogenannten konstitutionellen oder autonomen Fabriken haben eine dualistische Verfassungsform: die soziale und wirtschaftliche Organisation ist demokratisch, die technische und kapitalistische monarchisch. Abbe begründet die Notwendigkeit dieses Doppelsystems bündig und zutreffend mit den Worten: ‚Der dümmste Unternehmer ist noch immer der gescheitesten Genossenschaft überlegen.' Am schärfsten hat diese Demarkationslinie F. Brandts in seiner München-Gladbacher-Fabrik gezogen, deren konstitutionelle Betriebsordnung sich auf die Errichtung eines Arbeiterausschusses als ‚Ältesten-Kollegium' mit folgenden Aufgaben, Rechten und Pflichten beschränkt: Schutz der Arbeitsordnung, Verwarnung und Verhängung von Strafen; Mitwirkung an der Abänderung und Ergänzung der Arbeitsordnung sowie an der Beilegung von Streitigkeiten zwischen Arbeitern und Fabrikleitung, Kontrolle der Sicherheitsvorrichtungen und etwaiger Übelstände in der Fabrik wie von Notfällen, die Arbeiter in ihren häuslichen Verhältnissen betroffen haben; Sorge für eine regelrechte Ausbildung der jugendlichen Arbeiter und für deren gute sittliche Führung außerhalb der Fabrik. Daneben ist in hochherziger caritativer und erziehlicher

Fürsorge für die Arbeiterschaft ein umfangreiches System von Kassen (Kranken-, Sparkonsum-, Unterstützungskassen usw.), Schulen und Vereinen (Nähschule, Kinderbewahrschule, Gesang- und Instrumentalverein), sowie anderen gemeinnützigen Einrichtungen (Bücherei, Badeanstalt) geschaffen, an dessen Organisation und Verwaltung die Arbeiter gleichfalls beteiligt sind. Freese hat zwar in seiner Jalousiefabrik ein Arbeiterparlament geschaffen, dem weitgehender Einfluß auf den Abschluß der Tarifverträge, der Arbeitsbedingungen überhaupt, und vor allem auf die mannigfaltigen Wohlfahrtseinrichtungen des Unternehmens eingeräumt ist. Aber abgesehen davon, daß das Parlament kein gewähltes, sondern ein ernanntes ist, bleiben technische Verfügungsgewalt des Fabrikherrn und die souveräne Macht des Kapitals als Träger des Risikos, dementsprechend auch das Verfügungsrecht über den Unternehmergewinn grundsätzlich unangetastet. Dies Durcheinanderfließen absolutistischer und demokratischer Einrichtungen und diesen Widerspruch zwischen konstitutioneller Idee und Wirklichkeitsgestaltung sucht Epstein durch den geistvollen in seiner Lederfabrik durchgeführten Entwurf einer Trennung des technischen und kaufmännischen Teils und der auf beiden Seiten erzielten Gewinne zu beseitigen. Das Schema ist nach seiner eigenen Darstellung in den ‚Dokumenten des Fortschritts' (I, 3, 1908) folgendes: ‚Es erscheint die Fabrik, die Erzeugungsstätte, als selbständiges Unternehmen innerhalb des Gesamtbetriebs, der dem Zweck der Überführung der Rohstoffe in Fabrikate dient und der sich aus der Fabrik und der Firma, d. i. der kaufmännischen Abteilung, die für die Verwertung der Fabrikate sorgt, zusammensetzt. Die Firma übergibt ihm das konkrete Fabrikanwesen, d. h. Lokal und maschinelle Einrichtung, zur Benutzung, vertraut ihr den Rohstoff an und macht ihr die Kapitalvorschüsse, deren sie zur Beschaffung der Hilfsmaterialien, zur Zahlung der Löhne, überhaupt zur Unterhaltung des Betriebes bedarf. Die Fabrik liefert die fertige Ware ab. Dann stellt sich die Abrechnung zwischen Firma und Fabrik wie folgt: Die Firma bezahlt der Fabrik die Zurichtsätze. Sie bringt davon in Abzug: die geleisteten Barvorschüsse, die Miete für das Fabriklokal und die Vergütung für die Überlassung und die Abnützung der maschinellen Einrichtungen. Die Aufgabe ist gelöst, wenn sie dann noch einen Überschuß herauszubezahlen hat, der nach gewissen Normen an die Arbeiter zu verteilen ist.' Epstein sondert also innerhalb des industriell-kapitalistischen Unternehmens ein Feld ab, dessen Bebauung naturgemäß dem Arbeiter obliegt und ihm nunmehr zur selbständigen Bestellung derart tatsächlich überlassen wird, daß die Aufwendungen an Kapital und Arbeit wie der Wert der geernteten Früchte genau berechnet und gewogen und der Ertrag nach der Leistung jedes Mitwirkenden verteilt wird. Die Autonomie des Zweckverbands ist demnach hier bis zu dem Grad durchgeführt, der überhaupt innerhalb der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erreichbar erscheint. In anderem Gesichtswinkel betrachtet wiederum Abbe bei seiner genial angelegten und schnell berühmt gewordenen Zeißstiftung die Aufgabe der Liberalisierung der Rechtsordnung im Industriestaat. Trotz der Aufklärung der Arbeitermassen und der Erweiterung ihres politischen und geistigen Horizonts bewirkte die Industrialisierung des Gewerbes keine Stei-

gerung der ethischen und intellektuellen Kräfte, die dem Volksganzen und seinem Kulturstand zustatten kommen. Wurden doch nicht nur Tausende früher selbständige Existenzen vernichtet, sondern auch das gesamte proletarische Heer in das Ghetto einer dem früheren Sklavenstand ähnelnden Absonderung von der bürgerlichen Gesellschaft gedrängt. Abbe betont in seinem Statut, das ihm die Ehrendoktorwürde der Universität Jena einbrachte, ausdrücklich die Absicht, den Arbeiterstand als Nachfolger des Handwerkerstandes auf eine solche Höhe des wirtschaftlichen und sozialen Daseins zu heben, daß er eine feste Grundlage des Volkslebens bilde. Mit anderen Worten: er erkennt die Wahrheit, daß eine bodenständige Volkskultur nicht aus der gefeierten ‚allgemeinen Bildung', aus der papiernen Gelehrtenkultur, sondern nur aus der Standeskultur hervorgehen kann, und daß deren wichtigstes Fundament neben der Bauernkultur in heutiger Zeit die Industriearbeiterkultur ist. Um zu seinem Ziel zu gelangen, macht Abbe das Unternehmen zu einem Kollektivbesitz, an dem die Gesamtheit der Betriebstätigen ein Genußrecht, aber kein Veräußerungsrecht hat. Als ‚Erhalter und Mehrer' und demgemäß als Nutznießer der Stiftung gelten nicht nur Arbeiter und Beamte des Werks, sondern auch Gemeinde und Hochschule. So entsteht gleichsam ein Arbeiterstaat im Staat, eine Organisation, die befruchtet von der Idee der Solidarität aller, die an dem Unternehmen mitwirken — von der Intelligenz als erstem Erzeugungsfaktor an bis zum letzten Zuträger des Materials — in ihrer mustergültigen Zusammenfügung der wissenschaftlichen, technischen und manuellen Erzeugungsmittel und sozialer Einrichtungen zur Hebung der sittlichen, geistigen, wirtschaftlichen Lebenskräfte des industriellen Gemeinwesens in der Welt ihresgleichen sucht.

In einer sehr lesenswerten, wenn auch von Übertreibungen und Pedanterien nicht freien Streitschrift ‚Der Volksschullehrer und die deutsche Sprache' spottet Pannwitz des Strebens, die Gelehrtenkultur als ‚popularisierte', deutlicher gesagt heruntergekommene Wissenschaft an das werktätige Volk zu bringen und stellt die Grundforderung auf: führt das Volk nicht in eure Bildung hinein, aus der es sich leidenschaftlich heraussehnt, sondern ermöglicht es ihm, sich eine eigene Bildung zu schaffen. Eben dieses psychologische Problem ist es, auf dessen Lösung die konstitutionelle Bewegung im Reich der Industrie hinarbeitet. Der Zwiespalt unserer Zeit zwischen Personen- und Sachenkultur, die Verfeindung der Seele des Menschen mit seinen eigenen Geschöpfen, der Bildung und des Wissens mit natürlicher Sinnenwirkung und natürlichem Sinnenbegehren, die Verdrängung des Ich durch Theorien, Systeme, Schema und Schulmeisterei läßt das Glück eines harmonischen, in allen Volksschichten lebendigen Kulturbewußtseins nicht gedeihen. Die erste Voraussetzung der Beseitigung dieses Fehlbetrags in der Bilanz unserer Zivilisation wäre, daß jede, auch die geringste Arbeit, wieder Ausdruck eines ganzen Menschen, seines seelischen Selbst, seiner persönlichen Einheit wird. Das rein mechanische Bearbeiten der Teile eines Ganzen, auf dessen Gestaltung der Arbeiter keinen Einfluß hat, drängt sich freilich in der konstitutionellen Fabrik ebenso wie in der absolutistischen vor. Die neue Verfassung wirkt nicht unmittelbar auf die

Arbeit selbst, sondern nur auf die Organisation der Arbeit ein. Aber eben in dieser Neuordnung betätigt sich ein ganz anderer Geist kulturellen Willens. Epstein hat sein Wesen in schwärmerischen Worten, wie sie dem begeisterten Reformator eignen, gekennzeichnet: „Was könnte es besseres geben, als wenn es gelänge, die öde Lohnarbeit in ein frohgemutes Einsetzen der besten Kräfte umzuwandeln? Und wenn dabei nicht nur der Arbeiter sich besserstellt, sich glücklicher und seinen Lebenswert steigen fühlt, sondern wenn auch der Arbeitgeber seine Rechnung dabei findet, weniger in materiellem Gewinn als in der erhöhten Berufsfreudigkeit und Schaffenskraft, welche aus dem Bewußtsein hervorgehen muß, daß sein Bemühen darauf zielt, die in den verschiedensten Abstufungen sich darbietenden körperlichen und geistigen produktiven Energien zu bewußt harmonischer Tätigkeit zusammenzuschweißen — wäre das ein Nachteil, der verhütet werden muß? . . . Das Wirtschaftsgebiet, das nationale Arbeitsfeld, in welchem eine solche Veredelung der materiellsten Beziehungen Wurzel fassen könnte, wie würde in ihm die Würde der Arbeit zur Geltung kommen, wie würden da die ethischen und kulturellen Aufgaben neben den wirtschaftlichen eine höhere Auffassung erfahren, wie würden da die Probleme ihrer Lösung entgegenreifen, an denen wir in der Verworrenheit und Gehässigkeit unserer sozialpolitischen Kämpfe verzweifelnd herumpfuschen?“ Gewiß! Alles, was auf den modernen Wegen der Sozialpolitik gefunden wird, ist doch schließlich nur beschauliches Herdenglück, kein wahres Menschenglück und keine wahre Menschengröße. Die Freude, das Glück der Arbeit als des Lebens höchsten Lohn kann sie dem Volk nicht wiedergeben. Und freilich vermag auch die konstitutionelle Arbeitsordnung nicht die Abtötung des Persönlichen durch die nach einem unbeugsamen Naturgesetz fortschreitende Teilung der Arbeit unmittelbar zu beseitigen. Aber was sie kann und will, ist die Zusammenfügung des Zerstückelten zu einem harmonisch verbundenen Ganzen. Sie gibt dem Arbeiter das Bewußtsein, daß er bei seiner Kleinarbeit mitten im Werden und Wachsen einer größeren Schöpfung steht, die von ihm unlöslich ist, und deren zielbewußter Mitschaffender er ist. Sie führt ihn zum Verständnis der Gesetze, nach denen der große Mechanismus, den er mitbedient, wirkt, und läßt ihn die Abhängigkeit und Verantwortlichkeit, aber auch den ideellen Wert und die Zweckbestimmung seines Wirkens erkennen. Sie biegt den proletarischen Klassenhaß in das wohlwollende Kameradschaftsgefühl aller derer um, die für das Blühen und Gedeihen desselben Werks, desselben Unternehmens solidarisch einstehen. In festlichen Vereinigungen und Unterhaltungen aller Art reichen sich die Werktätigen beglückt die Hand, auf daß die Weihe der Muße wieder die Zeit des Schaffens durchstrahle, durchgeistige. Es ist sicherlich kein Zufall, daß alle Schrittmacher des Konstitutionalismus in der Industrie gerade auf diese ästhetische Seite der Reform großen Wert gelegt haben. Der hochherzige Leiter der Zementwerke in Leimen bei Heidelberg hat sogar seinen Arbeitern eine besondere Festhalle gebaut, in der nicht nur wissenschaftliche Vorträge und Konzerte abgehalten, sondern periodisch auch Volksdramen gespielt werden. Und über der Eingangspforte dieses Tempels leuchtet ein seltsames und zugleich rührendes

Symbol: zwei schön modellierte, fest verschlungene Hände, eine feine, aristokratische und eine schwielige, proletarische. Die eine ist die des Direktors, die andere die seines ältesten Vorarbeiters, der zugleich — sozialdemokratischer Vertrauensmann ist. Eine stille Flamme der Versöhnung politischer Gegensätze, des schönsten Triumphes wahrer Kultur, ist durch die Verwirklichung der Idee der konstitutionellen Fabrik angezündet worden; möge sie weiter und weiter leuchten und mit ihrem Feuer tausend andere Kerzen zur Heiligung und Weihe der Arbeit und menschlichen Daseins entbrennen lassen!

Memento

Ich wanderte an abendlicher Lände,
Wo das Gewirr der engen Gassen mündet,
Zum Uferplatz, wo die Platanen stehn
Und Volksgesang die Feierstunde kündet.
Da drehten arme Kinder sich im Kreise.
Flink und geschmeidig waren ihre Glieder
Und goldne Locken hingen, braune Zöpfe
In reicher Fülle in den Nacken nieder.
Die Donau ging in ihrem Mauerbette.
Wie eine Mahnung klang ihr tiefes Rauschen,
Von Heldenstimmen, die von Lebens Kämpfen
Und Sterbens Ernst auch die Meinung tauschen.
Die Kinder aber sangen eine Weise,
Die sich dem Rauschen wollte seltsam einen.
Es klang herüber von den jungen Lippen:
‚Weil ich einst sterben muß, drum will ich weinen.‘
Da flogen jählings zu dir die Gedanken,
Als wollte schmerzend mir das Herz verbluten.
Wie sehr ich dich auch liebe: einst im Tode
Verlöschen werden diese heißen Gluten.
All meine Sehnsucht wird im Wind verwehen,
Verschwiegnes Glück — als sei es nie gewesen.
Nachdenklich wird von dir — ein blondes Kind —
Vielleicht in meinen wehen Liedern lesen.
Dann sind wir beide nichts mehr als ein Schemen;
Für neues Glück wird neu die Sonne scheinen —
Horch — meine Liebe singt dir zu, Geliebter:
‚Weil ich einst sterben muß, drum will ich weinen.‘

M. Herbert.

Wilhelm Foersters Lebenswerk / Von J. Plaßmann

Die Memoiren*, welche der Altmeister der deutschen Astronomie vor kurzem herausgegeben hat, können ein über die fachwissenschaftlichen Kreise weit hinausgehendes Interesse beanspruchen. Ist es an sich schon bemerkenswert, daß ein im neunundsiebzigsten Lebensjahre stehender Mann nicht nur die ordentliche Professur eines schwierigen Faches, sondern daneben noch eine große Anzahl von Vertrauensstellungen in den verschiedensten Instituten und Vereinen mit regster Teilnahme bekleidet, so wächst das Erstaunen, wenn man erfährt, daß diese Vereinstätigkeit nicht in dem Arbeitsgebiete des Berufes aufgeht, vielmehr in das politische, soziale und religiösphilosophische Gebiet seit Jahrzehnten übergreift.

Was dann Wilhelm Foersters Lebenserinnerungen für die vornehmere Lesewelt besonders anziehend macht, ihnen allerdings, wie er richtig selbst hervorhebt, den Weg ins große Publikum ebenso versperrt wie vielen anderen von seinen Büchern, das ist die hohe, abgeklärte Denkungsart, die sich einen ganz eigentümlichen, jede Nachahmung ausschließenden Stil geschaffen hat. Beim Kopernikus-Jubiläum im Februar 1873 hat, wie er selbst im Freundeskreise zu erzählen pflegt, ein Redner als Analogon für das verzwickte System der ineinander geschachtelten Epizykel der altgriechischen Astronomen die Satzperioden Foersters angeführt. Aber — man ist bei diesen Perioden in sehr guter Gesellschaft, und mancher Leser wird sich durch die Notwendigkeit, bestimmte Ausführungen erfassend zu durchdringen, gern zu eigener fruchtbarer Denkarbeit anregen lassen.

Geboren am 16. Dezember 1832 zu Grünberg in Schlesien als Sohn eines Tuchfabrikanten, der mit einem alten Weingeschäfte durch Heirat verbunden war, erlebte Foerster in den Knabenjahren den ersten Siegeszug der neuen Mittel der Technik, nämlich der Eisenbahn, Telegraphie und Daguerreotypie, aber auch das Wetterleuchten der revolutionären Bewegung im Staate und in der katholischen Kirche. Die Ausstellung des heiligen Rockes in Trier hatte die Wirren in Schlesien veranlaßt. ‚Die Einwohnerschaft von Grünberg war weit überwiegend evangelisch, so daß die kleine katholische Gemeinde gegenüber der öffentlichen Meinung, welche damals sehr lebhaft gegen den heiligen Rock reagierte, einen schweren Stand hatte. Es gab daher innerhalb dieser Gemeinde eine einflußreiche Gruppe, welche den Apostel der freikatholischen Bewegung, Johannes Ronge, nach Grünberg einlud und meinem Vater die Bitte vortrug, demselben in seinem Hause Gastfreundschaft zu gewähren. Mein Vater sagte das zu und erreichte zugleich das Zugeständnis der evangelischen Geistlichkeit, daß der freikatholische Priester seine Predigt gegen die Mißbräuche der Reliquienanbetung usw. auf der Kanzel der evangelischen Kirche vortragen durfte. Ronge erschien dann in unserem Hause, hielt eine durch würdevolle Mäßigung höchst eindringliche Predigt‘ usw. Inzwischen sind seit dem Auftreten dieses Mannes zwei Menschenalter ins Land gegangen,

* Lebenserinnerungen und Lebenshoffnungen von Professor Wilhelm Foerster. (1832—1910.) Berlin, Georg Reimer 1911. VIII. 351 S. 8°. Preis gebunden 7 M.

und die Bewegung, ‚die anfangs auch von der protestantischen Orthodoxie nicht ungern gesehen wurde‘, ist heute schon fast vergessen.

Mit warmer Verehrung wird von dem Breslauer Magdalenen-Gymnasium geredet, insbesondere von dem Direktor Schönborn und dem Mathematiker Sadebeck, der, weil selbst praktische Beziehungen zu den Anwendungen der Mathematik in der Technik und im Vermessungswesen pflegend, seine Schüler besser gefördert habe als manches ‚mathematische Talent‘, das der Anwendung fern stehe, es fertig bringe. Die Revolutionszeit brachte bei den Breslauer Gymnasiasten, wie auch anderwärts, Selbstverwaltungsgedanken zur Reife, die aber von der verständigen Leitung der Anstalt in die richtigen Bahnen geführt wurden. Indem Foerster seinen eigenen frohen Schulerinnerungen das Trübe gegenüberstellt, das nach seiner Mitteilung später seine Söhne auf den Gymnasien zu Berlin erfahren haben, zieht er die höheren Schulen allgemein vor das Forum seiner Kritik. So sehr er unzulässigen Verallgemeinerungen abgeneigt und so gut es ihm bekannt sei, ‚daß man viele ausgezeichnete und höchst pflichtgetreue Lehrer der verschiedensten Stufen des Schullebens sofort zugunsten der weniger leistungsfähigen Lehrkräfte und zu milderer Beurteilung zweifelloser Unvollkommenheiten der bestehenden Einrichtungen stimmt, sobald man in Bausch und Bogen abgeneigte und geringschätzige Urteile darüber abgibt‘, so seien doch solche an sich edlen Solidaritätsgefühle ‚in ihren überhandnehmenden Steigerungen, wie sie jetzt fast alle Gruppen von Gemeinschaftswirksamkeit durchdringen, das größte Hindernis vernünftiger Selbstkritik in den verschiedensten Berufskreisen und der entsprechenden höheren Gemeinschaftskultur‘. Soweit dieses Wort gegen rücksichtslose Vertretung von Standesinteressen im allgemeinen gerichtet ist, muß man es als treffend anerkennen, ohne sich dabei verhehlen zu dürfen, daß die Schuld an den vielen Unvollkommenheiten des kostbaren Luxusgegenstandes, den wir unser höheres Schulwesen nennen, sich auf zahlreiche Personen und Verhältnisse — in erster Linie hier das Berechtigungswesen und die häufigen Beamtenversetzungen — verteilt, und daß der Oberlehrerstand neben seiner eigenen Pflicht, an sich beständig zu arbeiten, doch auch seine Machtlosigkeit gegenüber vielen von diesen äußeren Faktoren betonen darf.

Nach dem Abiturientenexamen sehen wir Foerster als Studierenden der Mathematik und Physik in Berlin, wo er in der Familie des Stadtkommandanten v. Hahn, eines Bruders seiner Stiefmutter, eine Art von zweiter Heimat gefunden hat. Die neuen mathematischen Gedankenreihen, die damals aufgekommen sind, wurden ihm besonders durch Joachimsthal vermittelt. An dieser Stelle spricht er aus, daß es Dozenten geben müsse, die ihre Schüler auf das Niveau einer Wissenschaft heben, ohne daß gerade in ihnen selbst neue Gedankenverbindungen in übergroßer Zahl sich anknüpften, im Gegensatze zu jenen anderen, die allerdings der Jugend einen Einblick in ihre eigene fortbildende Tätigkeit gestatteten, dabei aber vielfach geradezu monologisch reden. ‚Lehrer von letzterer Art sind die großen Denker und Forscher, dagegen sind die anderen die mindestens ebenso wichtigen Förderer der Anwendungen und Ausbreitungen der tieferen Denkergebnisse.‘ Man wird hier an die sich

nicht ganz damit deckende Einteilung der Forscher selbst erinnert, die W. Ostwald gegeben hat, nämlich in einen klassischen und einen romantischen Typus. Sicher ist, daß mancher lerneifrige Student von den Vorlesungen der Sterne erster Größe bitter enttäuscht worden ist und sich bald der bequemeren Art des Durcharbeitens guter Bücher zugewandt hat. Die neue Wissenschaft der Hochschulpädagogik findet hier noch ein dankbares Feld. Auch Ostwald, mit dem wir sonst nicht überallhin gehen möchten, hat da beachtenswerte Winke erteilt.

In die Berliner Studienzeit fällt auch die erste Reise nach England, die durch einen britischen Studienfreund in Berlin angeregt worden ist. Der Rückweg führte über Paris, wo damals Louis Napoleon als Präsident der Republik ‚nach dem Kaiserthron schielte'. Folgendes von Foerster mitgeteilte kleine Erlebnis dürfte wenig bekannt sein. ‚Napoleon lenkte eigenhändig ein elegantes Fuhrwerk durch die Champs Elysées, und neben ihm saß Persigny. Die hauptsächlich dem schönen Wagen geltenden Rufe der Menge „Vive le Président" beachtete er wenig, bis auf einmal eine Gruppe junger Leute „Vive l'empereur" schreit. Sofort nimmt er Zügel und Peitsche in eine Hand und lüftet mit der anderen demonstrativ den Zylinder nach jener Gruppe hin. Jetzt aber erhob sich aus der Menge ringsum der donnernde Ruf „Vive la république". Die Antwort hierauf bestand in einem kräftigen Peitschenhieb, mit welchem das Gespann zu einem stolzen Galopp angetrieben wurde, bis es den Blicken der an dieser Szene beteiligten Menge entschwand.'

Es folgen die Bonner Studien unter Argelander und mit Schönfeld und Krueger, die mit einer Promotionsschrift über den kleinen Planeten Thalia ihren Abschluß finden. Mit Recht verweilt Foerster in besonderer Herzlichkeit in diesen Erinnerungen; war doch die Bonner Sternwarte damals in gewissem Sinne die astronomische Schule nicht nur für Deutschland, sondern für Europa. Besonders über das astronomische Rechnen, und zwar gerade auch über das namentlich von sog. reinen Mathematikern oft über die Achsel angesehene Zahlenrechnen werden hier wahrhaft goldene Worte gesagt. — In diese Zeit fällt auch eine Schweizerreise, deren Genüsse in einer Besteigung des Faulhorns gipfeln.

Von dem, was man unter den historischen Besonderheiten des Studentenlebens versteht, gibt Foerster an, weder in Bonn noch in Berlin etwas gehalten zu haben. Vor dem Alkoholkultus bewahrte ihn die Notwendigkeit, seine Gesundheit zu schonen; dagegen war er ein flotter Tänzer, Schwimmer und Bergsteiger und dabei — was er noch jetzt gleich so vielen seiner astronomischen Fachgenossen ist — ein eifriger Freund der Musik. Man wird an die Schilderung seiner Studienzeit erinnert, wenn man in einem späteren Abschnitte des Werkes liest, wie er (1891—1892) als Rektor der Berliner Universität eine allgemeine Vertretung der Studentenschaft zu begründen sucht, hiebei aber — gleich so vielen anderen Magnifizenzen an Deutschlands hohen Schulen — einerseits mit der Schwierigkeit rechnen muß, die atomisierte Masse der Wilden überhaupt zu organisieren, anderseits mit der unerträglichen Anmaßung gewisser korporativ geschlossener Elemente. Wie sehr diese Anmaßung das aka-

demische Leben vergiftet, davon weiß bekanntlich auch die katholische Studentenschaft ein Liedlein zu singen.

Wir übergehen das bei der Garde-Artillerie zu Berlin abgeleistete Militärjahr, die Habilitation, die höchst interessanten persönlichen Beziehungen zu Böckh und Alexander von Humboldt, sowie die Assistententätigkeit an der Berliner Sternwarte unter Encke, dessen Nachfolger in der Leitung dieses Instituts sowie in der ordentlichen Professur der Astronomie Foerster im Jahre 1865 wurde, noch nicht 33 Jahre alt. Es fällt in diese Periode auch die Mitbegründung der internationalen Astronomischen Gesellschaft (1863), die erste und zweite Generalkonferenz der mitteleuropäischen Gradmessung (1864 und 1867), die Vortragstätigkeit in der Singakademie, die den Vorteil hatte, ihn mit der geistigen Elite der Hauptstadt vertraut zu machen und dadurch den spätern umfassenden wissenschaftlichen Arbeiten die Bahn noch etwas freier zu machen, endlich die Beobachtung des berühmten Sternschnuppen-Phänomens vom November 1866. Der Mai desselben Jahres sah den neuen Stern in der Konstellation der nördlichen Krone aufleuchten, und auch hieran wird eine interessante kleine Erzählung geknüpft. Der blinde König Georg V. von Hannover folgte dem Abmarsche seiner Armee nach Süden und machte in Göttingen kurze Rast. Hier zog er den ihm schon von früher her bekannten Astronomen Klinkerfues — der später auf so schreckliche Weise aus dem Leben geschieden ist — zur Tafel und erfuhr von ihm auf seine Frage, was es Neues am Himmel gebe, von dem Erscheinen der Nova. Er deutete es auf das Erglänzen eines neuen Sternes — Bismarcks — in der preußischen Krone, vergaß über dem Gespräche fast ganz die verhängnisvolle Lage, in der er sich befand, und war besonders beruhigt, als ihm Klinkerfues mitteilte, daß der neue Stern in der Krone (wie bekanntlich alle Objekte dieser Art bald nach ihrem Aufflammen) an Glanz bereits erheblich nachlasse. ‚Eine kleine Geschichte, welche doch ganz im Stile der alten astrologischen Irrsale verlaufen ist.‘ Es folgte Langensalza.

Eine der wichtigsten gesetzgeberischen Taten des Norddeutschen Bundes war die Einführung des metrischen Maß- und Gewichtssystems, gegen dessen Vorzüge sich gerade Preußen lange verschlossen hatte, während man in Hannover einen etwas weiteren Blick zeigte. Es erstand die Normaleichungskommission in Berlin, deren erster Vorsitzender Foerster wurde. Schon damals wurde die Unabhängigmachung von den Unvollkommenheiten der französischen Urmaße als ein bedeutsames Arbeitsziel bezeichnet; hierfür ist Foerster später besonders tätig gewesen. Im Jahre 1868 vermählte er sich mit Ina Paschen, der Tochter des mecklenburgischen Vermessungsdezernenten. Es fallen in diese Zeit auch die freundschaftlichen Beziehungen zu den bedeutenden Astronomen Winnecke und Zöllner, die später beide in geistiger Umnachtung oder doch Verdüsterung endigten. Winnecke wurde damals noch durch eine sorgfältige ärztliche Behandlung, deren Anfang Foerster vermittelte, für lange Zeit den Seinen und der Wissenschaft gerettet. Launig erzählt dieser, daß, als er mit seinem leidenden Freunde an der Familientafel im Sanatorium, wohin er ihn gebracht, den ersten Tag teilgenommen, die übrigen Patienten ihn selbst, den

lebhaft gestikulierenden, von allen möglichen Dingen redenden Mann, für den Kranken, dagegen den stillen und verschlossenen Winnecke für den Mentor gehalten haben. Der Fall Zöllner ist psychiatrisch besonders interessant. Er gehörte einer Geschwisterreihe an, deren sämtliche Glieder dem Wahnsinn verfielen. Ihn selbst, den Hochbegabten, hatte ein wohlwollender Arzt, um ihn vor gefährlichen metaphysischen Grübeleien zu bewahren, auf die junge Wissenschaft der Astrophysik verwiesen, in der er denn auch so Hervorragendes geleistet hat, daß er mit Kirchhoff und Bunsen, mit Secchi und Huggins zu den eigentlichen Begründern dieses Forschungszweiges gehört. Wenngleich seine nicht ganz normale Veranlagung sich bereits in der Schrift ‚Über die Natur der Kometen' zeigt, die allerdings auch sehr ernste und bittere Wahrheiten über das deutsche Gelehrtenleben enthält, so kam doch das Leiden erst zu vollem Ausbruche, als er sich, gleich den hochbedeutenden Forschern Weber und Fechner, in Spekulationen über die sog. vierte Dimension vertiefte, wobei sie das Opfer eines gerissenen Betrügers wurden. So ist ihm tatsächlich die Metaphysik zum Verhängnis geworden; er endigte in vollständigem Wahnsinne.

Über seine organisatorische Tätigkeit zu Paris bei der internationalen Maß- und Gewichtsorganisation hat Foerster noch neulich im Hochland (Juniheft 1910) berichtet. Wer die Kriegsjahre erlebt hat und auch wer sie nur mehr vom Hörensagen kennt, wird mit Interesse seinen Erzählungen gerade über diese Erlebnisse folgen. Mit Nachdruck wird betont, daß die französischen Gelehrten alles vermieden haben, was den ‚maudit Prussien', wie sie ihn im engen Kreise scherzend benannten, hätte kränken können. Die gemeinsame Arbeit in Paris hat auch dazu beigetragen, daß die wissenschaftlichen Assistenten in Frankreich, die früher als eine Art von Subalternen galten, besser gewertet wurden.

Aus den folgenden Jahren ist zu nennen die Begründung des Astronomischen Recheninstituts zu Berlin, bekanntlich der Zentralstelle für die rechnerische Verfolgung der kleinen Planeten, das Erstehen der Sonnenwarte oder des später so genannten Astrophysikalischen Instituts zu Potsdam unter energischer Förderung durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, die Berufung Georg Neumayers, die Fürsorge für die Präzisionstechnik und der Ausbau des Zeitdienstes, einer Einrichtung, deren Vollkommenheiten wir in Deutschland meistens genießen, ohne der ungeheueren wissenschaftlichen und technischen Arbeit zu gedenken, die darin enthalten ist. Die neu aufkommende Elektrotechnik verlangt nach Präzisionsmaßen, die ihr durch das Zusammenwirken von Foerster und Werner Siemens geboten werden. Das Jahr 1883 bringt die Enthüllung der Denkmäler für die Brüder v. Humboldt, wo der Sprachforscher Steinthal die Gedächtnisrede auf Wilhelm hält, Foerster die auf Alexander. Im folgenden Jahre spielt die gewaltsame Einführung Schwenningers in den medizinischen Lehrkörper der Berliner Universität; Foerster als Dekan der philosophischen Fakultät hat im Senate, wie aus seinen Andeutungen zu vermuten ist, am Zustandekommen einer Verwahrungsformel mitgewirkt, die, ohne den Kanzler und besonders den hochbetagten Kaiser zu schmerzlich zu berühren, doch der verletzten Würde des akademischen Lehrkörpers gerecht ward.

Die Begründung des Urania-Instituts im Ausstellungsparke am Lehrter Bahnhof (1888) unter Mitwirkung von M. W. Meyer, der später mit den leitenden Persönlichkeiten zerfiel und kürzlich gestorben ist, sollte hauptsächlich der Entlastung der königlichen Sternwarte von wißbegierigen Besuchern dienen. Besuche dieser Art sind durch das Interesse an der herrlichsten aller Naturwissenschaften an sich gerechtfertigt, aber sie nehmen mehr Zeit an klaren Abenden weg, als in dem unsicheren deutschen Klima erwünscht sein kann. Übrigens hat gerade die Berliner Urania auch wissenschaftliche Leistungen aufzuweisen, wovon die Entdeckung des merkwürdigen Planeten Eros durch Gustav Witt (1898) die bekannteste ist. Während die Urania, der sich später anderwärts, z. B. in Wien, ähnliche Veranstaltungen zugesellten, hauptsächlich der Ausmünzung der Ergebnisse der Wissenschaft dienen soll, hat ein anderes Lieblingskind des Altmeisters, die zu Pfingsten 1891 von ihm begründete Vereinigung von Freunden der Astronomie und kosmischen Physik, in erster Linie der Mitarbeit der einsichtigen Elemente der Laienwelt an der astronomischen Forschertätigkeit zu dienen. Wer, wie der Verfasser dieser Zeilen, in den seitdem verflossenen zwanzig Jahren mit Foerster zusammenwirken durfte, weiß am besten zu würdigen, wieviel Zeit und Arbeit der Unermüdliche bei all seiner zersplitterten Amtstätigkeit auch noch dieser Vereinigung, besonders ihrer Zeitschrift und ihren Wanderversammlungen, gewidmet hat — zum reichen Segen für die wissenschaftliche Erkenntnis und zur Lebensfreude für manchen Naturfreund.

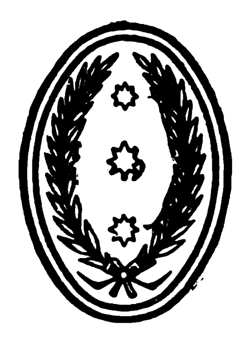
Zu den internationalen Betätigungen gehört, etwa auch seit 1890, noch die Wirksamkeit Foersters auf dem Gebiete der Kalenderreform. Auch hier durften wir einen noch tieferen Einblick tun, als es durch das vorliegende Buch gewährt ist. Möchte doch der wohlerwogene Vorschlag, zunächst Ostern auf den dritten Sonntag nach der Frühlingsnachtgleiche zu setzen, mit allen sonstigen Neuerungen aber möglichst langsam vorzugehen, endlich die Billigung aller zuständigen Kreise finden.

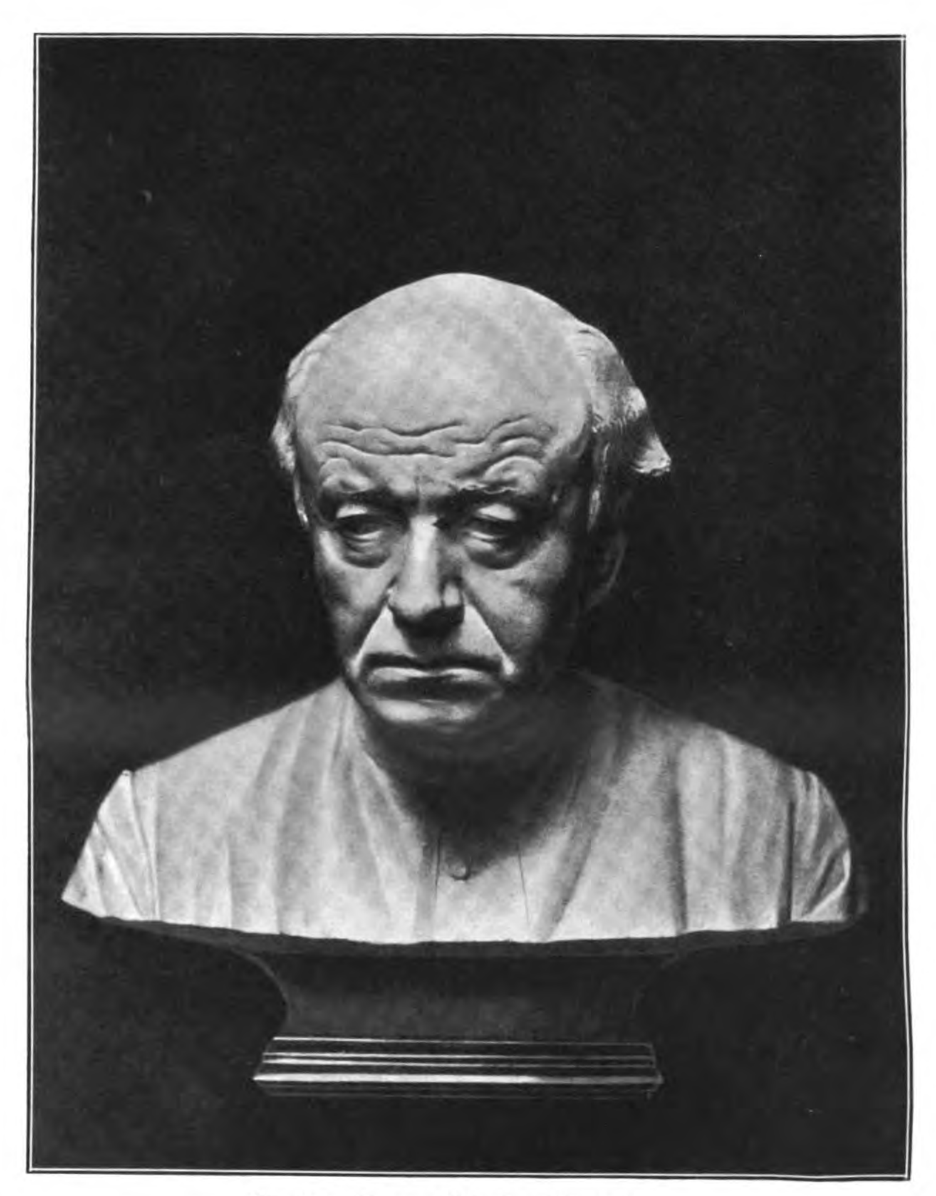
An dem Lebensbilde eines Gelehrten kann man nicht vorübergehen, ohne nach seiner Stellung zu den religiösen Problemen auszuschauen. Die Begründung der Gesellschaft für ethische Kultur, die gleichfalls in die Neunzigerjahre fällt, hat den Namen Foerster auch in Kreisen bekannt gemacht, von denen seine wissenschaftliche Tätigkeit nicht gewürdigt werden konnte, besonders seitdem sein ältester Sohn Friedrich Wilhelm Foerster, der den meisten unserer Leser literarisch und vielen persönlich bekannte Sozialethiker und Pädagoge, infolge eines von ihm in der Zeitschrift dieser Gesellschaft veröffentlichten Aufsatzes in einen Majestätsbeleidigungsprozeß verwickelt wurde und sich außer fünf Monaten Festung, die er in den Kasematten von Neufahrwasser abbüßen mußte, auch den Verlust der Lehrerlaubnis in der philosophischen Fakultät zu Freiburg i. Br. zuzog. Er wurde so nach der Schweiz abgedrängt, wo er bekanntlich auch jetzt noch lebt. Heute würde, wie Vater Foerster betont, der Artikel, den er selbst in dem Buche wiedergibt, unbeanstandet durchgehen.

Die Gesellschaft für ethische Kultur sollte die Besten aus allen philosophischen und religiösen Lagern auf ein moralisches System einigen, und wir

bezweifeln nicht, daß sie in manchen Kreisen einiges Gute gestiftet hat. Daß die Kaiserin Friedrich an der Sache ein lebhaftes Interesse genommen und dieselbe, soweit sie nicht in ihrem Auftreten beengt war, nach Kräften zu fördern gesucht hat, ist vielleicht nicht so bekannt geworden. Wie schwer, ja unmöglich es ist, ein solches Ideal in die Wirklichkeit überzuleiten, konnte Foerster an dem Auftreten gewisser Elemente sehen, die aus seinem Werke eine Angriffswaffe gegen das Kirchentum zu schmieden suchten. So darf man sich nicht wundern, daß sein vorhin genannter Sohn, wie der Vater selbst zugibt, sich der altchristlichen Auffassung des moralischen Gesetzes sehr stark genähert hat. Andererseits wird auch der katholische Leser, der in den betreffenden und einigen anderen Kapiteln des Buches einiges ihn Befremdende antrifft, sich gern vor dem hochgesinnten Manne verneigen, der zu ihm spricht. Freidenkertum im Sinne der Phrase ist nicht die richtige Bezeichnung für seine von der unsrigen dennoch so sehr abweichende Weltanschauung. Insbesondere ist er von den Gedankenkreisen gewisser Biologen durch Siriusfernen getrennt; und wenn es gestattet ist, noch einmal die persönliche Note anzuschlagen, möchten wir betonen, daß seine vielen katholischen Freunde niemals Angriffe auf ihre gefestigte Überzeugung von seiner Seite erfahren haben. Seit dem Jahre 1903 ist Wilhelm Foerster von der Leitung der Sternwarte zurückgetreten, nachdem er die der Kaiserlichen Normaleichungskommission schon seit viel längerer Zeit niedergelegt hatte. Die Professur an der Universität und seine Vorstand- und Mitgliedschaft in zahlreichen anderen Kommissionen und Vereinen noch betätigend, lebt er, der seit einigen Jahren den Verlust der Gattin beklagt, gegenwärtig in Charlottenburg.

Allen Freunden der wissenschaftlichen und politischen Zeitgeschichte empfehlen wir gern die Lesung dieser an Anregungen verschiedenster Art wie an freundlichen und erhebenden Einzelzügen so reichen Lebenserinnerungen eines bedeutenden Mannes.





Julius Lagae / Guido Gezelle



Kleine Bausteine

Mozarts Instrumentationskunst

Von Eugen Schmitz

Im letzten Heft unserer Zeitschrift unternahmen wir es, in einem auf die laufende sommerliche Festspielsaison bezugnehmenden Aufsatz über Mozart dem weitverbreiteten Irrtum von der ‚Leichtverständlichkeit‘ der Kunst dieses Meisters mit dem Hinweis entgegenzutreten, daß eine solche Auffassung lediglich aus einer Verkennung des ungemein feinnervigen Details der Mozartschen Musik hervorgehen könne. Bei den Versuchen, dieses (inhaltliche wie formale) Detail, dessen volles Erfassen natürlich Grundbedingung wirklichen ‚Verständnisses‘ Mozarts ist, zu charakterisieren und zu erklären, blieb eines der wichtigsten Gebiete noch unberücksichtigt: die Instrumentationskunst Mozarts. Darüber das Nötige an einer Reihe praktischer Beispiele noch nachzutragen, ist Zweck der folgenden Ausführungen. Wir wählen dazu als Beobachtungsobjekt ein größeres zusammenhängendes Bruchstück Mozartscher Musik, nämlich den ersten Akt des ‚Don Giovanni‘; einen Klavierauszug dieser populärsten aller älteren Opern dürfen wir wohl im Besitz eines jeden unserer musikliebenden Leser vermuten, so daß die Ergänzung des jeweiligen Zusammenhangs der von uns gebrachten Beispiele nicht schwer fallen wird.

Mozart ist einer der größten Orchestercharakteristiker, die die Musikgeschichte kennt; selbst die Moderne, die doch gerade dem Gebiet der orchestralen Ausdruckskunst ganz besondere Pflege zugewandt hat, vermochte den Meister wohl in der Mannigfaltigkeit und Häufung der Mittel, nicht aber im Wesen und Prinzip der Wirkung zu überbieten. Wie bei Wagner und den Modernen, so ist auch bei Mozart das Orchester in der Oper nicht ein untergeordneter Faktor der musikalischen Begleitung, sondern ein Hauptmoment im Dienste des dramatischen Ausdrucks. Und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal, indem es in großen Zügen den koloristischen Grundton der jeweiligen Situation gibt, dann aber auch, wo es Dialog und Handlung nahelegen, durch selbständige Detailcharakteristik.

Gleich die erste Szene der Oper, die Introduktion, bietet Beispiele dafür in reicher Auswahl. Unmutig schreitet Leporello in finsterer Nacht vor dem Hause des Komthurs, in dem sein Herr, Don Giovanni, eben eines seiner Abenteuer besteht, einher: ‚Keine Ruh' bei Tag und Nacht‘ — das Orchester, vorwiegend Streicher in tiefen Lagen und Fagotte, grundiert klanglich die nächtliche Stimmung; dem trippelnden Rhythmus setzen nur die mehrmals ärgerlich nervös auffahrenden Oboen ein paar hellere Schlaglichter auf. Bei Leporellos ‚Ich will selbst den Herrn machen‘ brechen sie im Verein mit Fagott und Violinen einen Augenblick in ein ironisch-spöttisches Gelächter:



über den Prahler aus, dessen Großsprecherei das Geräusch unerwarteten Kommens rasch ein Ende macht. Don Giovanni stürzt aus dem Hause, von Donna Anna verfolgt: ‚Hoffe nicht, eh' du mich tötest, meiner Rache zu entgeh'n'. Zum ersten Male verwendet Mozart hier die bis dahin zurückgehaltenen Flöten und damit das volle für die Nummer vorgesehene Orchester, so daß der dramatischen zugleich eine intensive orchestral-klangliche Steigerung zur Seite geht. In dem sich nun entwickelnden Terzett ist von besonderem Interesse, zu beobachten, wie sich von der leidenschafts-durchtobten, meist durch scharfe orchestrale Gesamtakzente gestützten Zwiesprache der beiden Hauptpersonen das ängstliche Flüstern des versteckten Leporello erst vom Horn, dann noch charakteristischer vom Fagott unisono begleitet, abhebt. Nun tritt der Komthur dazwischen und es folgt die berühmte Zweikampfszene, einer der wenigen Momente, dessen bildhafte Orchestercharakteristik wohl nie ganz verkannt worden ist. Der Kampf spielt sich im Orchester gewissermaßen ‚dramatisch' zwischen Violinen (Don Giovanni) und Bässen (Komthur) ab:



Zuletzt sieht man deutlich, wie der Komthur erlahmt und ihm Don Giovanni siegreich den Todesstoß versetzt:



Im Orchester weicht die leidenschaftliche klangliche Bewegung einer düster gefärbten, wobei die monotone Triolenrhythmik der ersten Violinen wie Tropfen rinnenden Blutes anmutet. In klagenden chromatischen Gängen der Oboen und Flöten haucht der Verwundete den letzten Seufzer aus. Don Giovanni und Leporello entfliehen; Donna Anna kehrt mit ihrem Bräutigam Don Octavio zurück und erblickt den Leichnam ihres Vaters. Damit beginnt Nr. 2 Recitativo: ‚Welch' schreckliches Bild enthüllt sich voller Grauen vor meinen Blicken.' Aus den leidenschaftlichen Akzenten treten namentlich weiche Episoden der Holzbläser hervor, die dem Schmerz der Tochter um den gemordeten Vater ein ergreifendes klangliches Relief geben. Auch in dem anschließenden Rachebuett sind die Holzbläser die beredtesten Verkünder des Empfindens, teils als Grundierung tröstender Momente wie Octavios ‚Laß, Geliebte, der Erinnerung Leiden, dein Gatte beschirmt als Vater dich' mit dem innig zu Herzen sprechenden Tonfall der großen Septime in Flöten und Fagotten:



teils als Ausdruck des Schmerzes. Überhaupt ist dieses Stück gerade in der fein berechneten Abtönung und gegenseitigen Kontrastierung des Bläser- und Streichkörpers ein Musterbeispiel Mozartscher Instrumentationskunst. Es folgt als nächste Nummer die Auftrittsarie der Elvira: ‚Wo werd' ich ihn entdecken?' Elvira ist gegenüber der herb jungfräulichen Donna Anna, wie wir schon im vorigen Aufsatz erwähnten, von Mozart mehr als die sinnliche Südländerin gezeichnet. Dem entspricht auch die Instrumentation gleich ihrer ersten Arie; es fehlen hier die bisher vertretenen Oboen und Flöten, statt dessen tritt zum erstenmal seit der Ouvertüre die Klarinette im Orchester hervor, jenes von den höheren Holzblasinstrumenten, dem der stärkste sinnliche Klangreiz eigen ist, und das Mozart in solchen Momenten darum besonders gern verwendet; z. B. im ‚Figaro' ist es ein Leitinstrument in den Partien des lüsternen verliebten Pagen Cherubin. Der Elvirenarie verleiht es denn auch von vorneherein jenen klangsaftigen Schmelz, der der Sehnsucht und dem Schmerz der schönen Verlassenen das entsprechende tönende Relief gibt. Daneben wallt aber auch echt südländische Leidenschaft auf und ihr Sprachorgan sind im Orchester wieder die Streicher mit kleinen, aber eminent charakteristischen Motiven, wie z. B. bei der Stelle: ‚Seh' ich den Ungetreuen':



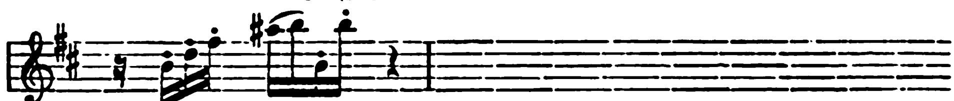
Ein wahres Kabinettstück Mozartscher Instrumentationskunst ist aber die nunmehr folgende sogenannte ‚Registerarie' Leporellos; der würdige Diener Don Giovannis entwirft an Hand eines genauen Verzeichnisses der betrogenen Schönen ein Bild des Liebes- und Abenteuerlebens seines Herrn. Mit pikant stakkierten Achteln leiten duettierend Violinen und Bässe das Stück ein, eine gespannte Stimmung in Erwartung der nun folgenden interessanten Geschichtchen erzeugend. Die banale, klanglich in der Kombination von Oboen und Hörnern ziemlich unvornehme Terzenbegleitung



hebt in der Folge so recht die gemeine Bedientennatur Leporellos hervor, und so oft er einen seiner Witze erzählt, lachen die Holzbläser des Orchesters gerade hinaus:



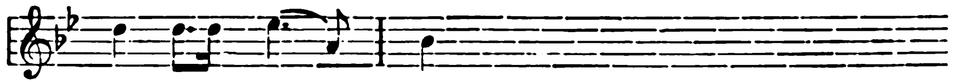
Von den vielen orchestralen Detailschilderungen, zu denen der Text der Arie Anlaß gibt, seien wenigstens noch zwei angeführt. Leporello erzählt, was sein Herr an den verschiedenen Gattungen Weiber zu rühmen wisse, u. a.: ‚Doch die Kleinen, die sind manierlich, sind fein und zierlich' — dazu bringen die Violinen die anmutige Figur:



Dann später heißt es: ‚Daß dies Büchlein Stoff erhalte, schwärmt er manchmal auch für — Alte', und dabei tritt mit einem plötzlichen Trugschluß nach B-dur näselnd und plump das erste Fagott ein:



Das ist gewiß tönender Humor feinster Provenienz! Von den folgenden Nummern können wir den Chor der Landleute als nichts wesentlich Neues bringend übergehen. Ein echt Mozartscher Scherz ist dagegen wieder die vorlaute Rolle, die in Masettos Arie ‚Hab's verstanden!' die Hörner spielen, an die böse Zier gemahnend, mit der Don Giovanni das Haupt des ländlichen Bräutigams zu schmücken gedenkt. In dem anschließenden Verführungsduett ‚Reich mir die Hand, mein Leben' entfaltet das Orchester aufs Neue alle Reize verschwiegen lockender Sinnlichkeit, und namentlich sind es wieder die zarten Holzbläsermomente, die den grundierenden Ton des Streichkörpers aufs feinste schattierend, diese intime Stimmung erzeugen. In wirkungsvollem Kontrast dazu steht dann die unmittelbar anschließende Arie der Elvira ‚O flieh' den Bösewicht'; Elvira tritt hier im Gegensatz zu ihrer ersten Szene nur als die Rächerin auf: darum der herbe Klangcharakter des lediglich vom scharf akzentuierten Streichkörper getragenen Stückes. Ganz anders ist die Situation wieder im folgenden Quartett ‚Fliehe des Heuchlers glattes Wort', in dessen Mittelpunkt abermals Elvira steht; hier wirkt die Betrogene wieder mehr als rührende Erscheinung . . . ‚Wie mir ihr Gram, ihr Tränenblick tief in die Seele geht', sagen im Hinblick darauf Octavio und Donna Anna — und dem entspricht auch das weiche schwärmerische Orchesterkolorit der Szene abermals mit der Klarinette als einem der führenden Instrumente, die sich mit empfindsamen Momenten, wie z. B. dem gewissermaßen das ‚Leitmotiv' der Nummer darstellenden, tief ausdrucksvollen:



nicht genug tun können. Nach dem Quartett kommt das große Akkompagnatorezitativ, in dem Donna Anna ihrem Entsetzen über die jäh gemachte Ent-

deckung, daß Don Giovanni der Mörder ihres Vaters sei, Ausdruck gibt. Für diesen Höhepunkt hat sich Mozart abermals ein charakteristisches Instrument aufgespart: zum ersten Male treten nämlich hier die *Trompeten* ein, um den Akzenten dieser aufs Höchste gesteigerten leidenschaftlichen Schilderung ganz besondere Intensität zu verleihen. In der anschließenden Racharie ‚Du kennst nun den Frevler' verzichtet indessen Mozart mit weiser Ökonomie bereits wieder auf dieses ungewöhnliche Klangmittel, um sich seine Effekte für weitere besondere Momente zurückzuhalten. Trotzdem ist dieses D-dur-Stück durch Ausnützung der klangstärksten Lagen aller beteiligten Instrumente von satter, koloristischer Ausdruckskraft. Nach dem gleichen Prinzip ist die nun folgende sogenannte ‚Champagnerarie' Don Giovannis gestaltet; charakteristischerweise spielt hier wieder das Sinnlichkeitsinstrument, die Klarinette, eine bedeutsame Rolle. Durch ein obligates Solo-Cello wird die weiter anschließende Arie der Zerline: ‚Schmäle, tobe, lieber Junge' ausgezeichnet; doch liegt nicht hierin der eigentliche Reiz der Instrumentation dieser Nummer, sondern in der durchbrochenen, gewissermaßen dialogischen Gegeneinanderführung des Streicher- und Bläserkörpers, wobei das Soloinstrument den klanglichen Vermittler spielt. Nun beginnt das erste Finale, und hier zum ersten Male verwendet Mozart das *volle* Orchester, das ihm zur Verfügung steht. Diese weise Ökonomie des Aufsparens der Effekte für den geeigneten Moment, die wir nun schon mehrmals beobachtet haben, ist eines der wichtigsten Geheimnisse der ungemeinen Wirkungskraft von Mozarts Instrumentation. Im übrigen ist es nun nicht mehr nötig, das Finale Schritt für Schritt zu verfolgen; es seien daraus nur noch einige besonders merkwürdige Stellen zitiert; zunächst folgendes: Don Giovanni will sich mit Zerline zum Liebesgetändel in eine verschwiegene Laube zurückziehen, da trifft er unerwartet auf ihren dort versteckten Bräutigam Masetto und sucht nun nach einer Entschuldigung: ‚Dem Bräutchen wurde bange, du bliebst ihr allzu lange, sie sehnte sich nach dir, und dich zu suchen, half ich ihr.' Köstlich ist in der Deklamation der Singstimme der Ton des Biedermanns getroffen. Das Orchester aber kann sich dazu mit Figuren, wie:



nicht genugtun an sarkastischem Spott. Oder ein anderes Bild: Donna Anna, Octavio und Elvira erscheinen als vermummte Rachegeister zu Don Giovannis Fest. Vor sie in den Saal treten, flehen sie zum Himmel um Schutz für ihr gerechtes Rachewerk. In dieser Situation verwendet Mozart abermals die Klarinette, aber in einer ganz neuartigen Weise; in den tiefsten

Lagen seiner Intonation bringt das Instrument eine eintönige obstinate Sechzehntel- (später Sextolen-) Figur:



usw., die dem Kolorit einen unbeschreiblich drohenden, unheimlichen Charakter verleiht. Das ist eine ganz frappante Vorahnung der Romantik. Diese tiefen Klarinettenlagen sind dann später durch und seit Weber ein Hauptrequisit der orchestralen Palette im Dienste des Dämonischen geworden. — Die Trompeten und Pauken spart sich Mozart in seinem Finale wieder auf bis zu dem Moment, wo die maskierten Rächer den Saal betreten, hier wie bei der Entlarvung Don Giovannis sich ihrer zu wuchtigster Akzentuierung bedienend.

Damit seien unsere Untersuchungen abgebrochen. Sie zeigen selbst an Hand weniger Stichproben deutlich genug, wie viel es bei Mozart zu beachten gilt, um zu wirklichem Verständnis aller Intentionen des Meisters vorzubringen. Das entsprechende ästhetische und kulturelle Fazit daraus wurde bereits im Mozartaufsatz unseres vorigen Heftes gezogen.

Über Zeitmessung und Zeitregelung
Von Max Caspar.

Unsere Zeit, deren kompliziertes Getriebe uns tagtäglich eine Fülle von Eindrücken vermittelt, birgt notwendig die Gefahr in sich, verflachend auf die Bildung der Massen einzuwirken. Die Bestrebungen, die Allgemeinheit an den reichen Ergebnissen und Fortschritten der Wissenschaften teilnehmen zu lassen, gehen viel zu sehr in die Breite und lassen vielfach ein tieferes Einwirken auf den einzelnen vermissen. Die landläufigen populären Schriften über wissenschaftliche Gegenstände, vielfach auch Lehrbücher an Volks- und Mittelschulen, stellen zu geringe Anforderungen an ihre Leser; sie bieten zu viel fertige Begriffe und Gesetze dar und unterlassen es, auf die großen Schwierigkeiten, denen die wissenschaftliche Forschung auf Schritt und Tritt begegnet, im einzelnen einzugehen und auf die ungelösten Fragen, die in großer Zahl unmittelbar unter der glatten Oberfläche liegen, hinzuweisen. Sie übersehen, daß nicht Vielwissen es ist, was den Geist befreit, emporhebt und stärkt, sondern gründliches Verstehen und klares, selbständiges Denken, das dem Grund der Erscheinungen nachzugehen sich bemüht, das Probleme sieht und Fragen aufwirft und nicht ruht, bis es auf irgend einem Gebiet bis zu der dem Menschen möglichen Erkenntnis durchgedrungen ist. Es macht sich so die pädagogische Notwendigkeit geltend, immer wieder auf die große, lange Geistesarbeit hinzuweisen, die erforderlich war, um einem Begriffe, einem Gesetz die klare, einfache Formulierung, in der es uns heute vorliegt, zu geben*. Aus diesen

* Es ist ein besonderes Verdienst des bekannten Naturphilosophen E. Mach, in seinen Werken immer wieder die dringliche Forderung aufgestellt zu haben, es solle

Überlegungen heraus begrüßen wir die Sammlung von Einzelschriften aus reiner und angewandter Mathematik 'Wissen und Können' (Leipzig, J. A. Barth), die für weitere Kreise bestimmt ist, und deren Herausgeber B. Weinstein von der Erfahrung ausgeht, 'daß ernsteren Leuten ein Buch am liebsten ist, wenn es in rein wissenschaftlichem Geiste verfaßt ist und zugleich sein Thema gefällig behandelt'.

In dieser Sammlung hat der gelehrte Altmeister der Astronomie, W. Förster in Berlin, ein Bändchen 'Über Zeitmessung und Zeitregelung' erscheinen lassen. Die hier gebotenen Gedankenfolgen sind so recht geeignet, eine Vertiefung unseres Wissens und Verstehens, wie wir sie gefordert haben, auf einem theoretisch und praktisch recht bedeutsamen Gebiete zu bewirken. Jedes Kind weiß den Kalender zu gebrauchen und die Zeit von der Uhr abzulesen; diese Hilfsmittel für die Zeitbestimmung erscheinen recht einfach, und doch steckt in ihnen die Arbeit von Jahrtausenden. Die Begriffe Jahr, Tag, Stunde usw. sind uns so geläufig geworden, daß viele gar nicht mehr das Bedürfnis empfinden, sich von ihnen Rechenschaft zu geben. Auf welchen Gesetzen beruht die Messung der Zeit? Was ist ein Jahr, eine Sekunde? Bis zu welcher Genauigkeitsgrenze läßt sich ein bestimmter Zeitpunkt fixieren, eine bestimmte Zeitdauer messen? — Die Beantwortung dieser Fragen eröffnet uns einen Einblick in die charakteristischen Arbeitsmethoden der exakten Wissenschaften in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung und bringt uns zum Bewußtsein, welch lange und mühsame Arbeit geleistet werden mußte, bis der gegenwärtige Stand der Zeitmessung erreicht war.

Die Aufgabe, welche die Zeitmessung zu erfüllen hat, ist eine doppelte: die kalendarische Messung der Zeit nach Tageseinheiten (Chronologie) und die Einteilung des Tages (Horologie), wozu noch die Messung der Zeit nach Tagesteilen (Chronometrie) kommt. Den alten Völkern war der Himmel, der im Lauf der Gestirne die großartigsten Beispiele gleichmäßiger, sich rhythmisch wiederholender Bewegungen darbietet, Uhr und Kalender. Es zeigt sich daher, daß einzelne Völker schon sehr früh mit der Beobachtung der Bewegungen am Himmel sich eingehender beschäftigten, und daß nicht bloß halbkultivierte, sondern selbst ganz rohe Völker eine erstaunliche Sicherheit in der Zeitbestimmung bekunden. Wir sehen hier, wie praktische Bedürfnisse der Wissenschaft Probleme aufgeben, deren Lösung jedoch weit reicheren und allgemeineren Gewinn bringt als eben die Befriedigung jener Interessen des Gemeinschaftslebens, eine Erscheinung, die sich zumal in der Geschichte der Naturwissenschaften des öfteren zeigt.

Vier Hauptergebnisse sind es gewesen, welche die astronomisch-chronologische Erkenntnisarbeit der Alten erzielt hat: die Monatslänge, die Jahreslänge,

---

im naturwissenschaftlichen, speziell im physikalischen Unterricht jeweils die Geschichte des zu behandelnden Gegenstandes sorgfältig erörtert werden. In der Tat lassen sich die Entwicklungsstadien, welche die Lösung eines Problems durchlaufen hat, vielfach in Parallele setzen zu den Stufen, auf denen der einzelne von naiver Anschauung zu tieferer Erkenntnis aufsteigt.

die 19jährige Periode des Zusammentreffens einer vollen Anzahl von Monaten und Jahren und die Periode von 6585 Tagen 7 Stunden, innerhalb der die Sonnen- und Mondfinsternisse in derselben Reihenfolge eintreten. Wir bewundern den Scharfsinn und die Ausdauer der alten Völker, die mit den einfachsten Hilfsmitteln ausgestattet, relativ so genaue Berechnungen durchgeführt haben, und dies um so mehr, wenn wir hören, daß im alten China schon etliche Jahrtausende v. Chr. ein staatlich geordneter chronologischer Dienst und zugleich eine konsequente Voraussage der Finsternisse begründet worden ist.

Mit der Berechnung der Jahres- und Monatslänge war so die Möglichkeit gegeben, bestimmte Termine für besondere Veranstaltungen, wie Festversammlungen, Kriegs- und Jagdzüge, festzusetzen, geschichtliche Ereignisse zu datieren, wenn einmal ein bestimmter Anfangspunkt für die Zählung der Jahre fixiert war. Durch die Gregorianische Kalenderreform (1582), der für die Jahreslänge bereits recht genaue Werte zu Gebote standen, wurde die Chronologie in bekannter Weise festgelegt und vervollkommnet, und zwar mit einer solchen Genauigkeit, daß es mehrere Jahrtausende Zeit hat, bis eine weitere Verbesserung nötig wird.

Wie konnten nun in der alten Zeit die einzelnen Teile des Tages bestimmt werden? Und mit welcher Genauigkeit arbeiten heutzutage die Apparate, deren sich die Chronometrie bedient? — Das einfachste Mittel, die jeweilige Höhe der Sonne zu den verschiedenen Tageszeiten zu messen und damit einen bestimmten Zeitpunkt des Tages zu fixieren, ist die Beobachtung der Schattenlänge und Schattenrichtung eines Stabes. Freilich variieren diese Größen nicht nur innerhalb eines Tages mit dem Stand der Sonne, sondern auch im Laufe der Jahreszeiten. Hier zeigt es sich nun, wie das Fehlen technischer Apparate für die Zeitbestimmung den einzelnen zu genauer Beobachtung der Bewegungen am Himmel zwingt, ihn so der Natur näher bringt und in ihm das Organ für die denkende Betrachtung der Welt um uns herum entwickelt. Die Alten verstanden sich darauf, aus der Länge ihres eigenen Schattens die ungefähre Tageszeit in irgendeinem Abschnitt des Jahres anzugeben. Vollkommener wurde das hiebei angewandte Prinzip verwertet in den Sonnenuhren, die wir ja auch heute noch da und dort an altem Gemäuer antreffen, wo sie freilich mehr zur Staffage als zu praktischem Gebrauch dienen. Da die Sonnenuhren bei Nacht und bei bewölktem Himmel versagen, empfand man schon frühe das Bedürfnis nach mechanischen Hilfsmitteln der Zeiteinteilung und kam so auf die Sand- und Wasseruhren, bei denen die Gleichmäßigkeit beim Ausfließen von feinkörnigem Sand oder beim Ausströmen einer Flüssigkeit aus engen Öffnungen ein Maß zur Berechnung von Zeitintervallen abgab. Daß die Intervalle, in die ein Tag eingeteilt wurde, gerade so gewählt wurden, daß deren 24 auf einen Tag kommen, hat seinen Grund teils in astronomischen, teils in geometrischen Verhältnissen. Die Einteilung eines Kreises (die mit jener Einteilung aufs engste zusammenhängt) in 360 Bogengrade, die ihrerseits wieder in 60 Bogenminuten von je 60 Bogensekunden untergeteilt werden, hat sich bis auf den heutigen Tag bewährt; Versuche, auch bei diesen Maßeinheiten das

sonst allgemein übliche Dezimalsystem durchzuführen, hatten im wesentlichen negativen Erfolg*.

Vollkommenere Mittel für die Zeiteinteilung wurden gegen Ende des Mittelalters ersonnen und seit dieser Zeit immer mehr verfeinert. Der Erfinder der Taschenuhren — tragbare Zeitmessungsapparate, bei denen die elastische Kraft einer metallischen Feder ein kleines Räderwerk treibt — ist bekannt; es ist Peter Heele aus Nürnberg; seine Apparate tragen denn auch den Namen ‚Nürnberger Eier'. Bleibende Verdienste um die Uhrentechnik hat sich der berühmte Astronom und Physiker Christian Huyghens (um 1650) erworben, der das Pendel zum regulierenden Prinzip der vorher schon bekannten Gewichtsuhren, wie die Spirale für die Spindeluhren gemacht hat.

Die Anwendung dieser Apparate setzte eine wichtige astronomische Begriffsbestimmung voraus. Da die Zeiten zwischen zwei Meridiandurchgängen der Sonne, d. h. die wahren Sonnentage, infolge der ungleich raschen Bewegung der Erde in ihrer Bahn verschieden lang sind — in Sonnennähe bewegt sich die Erde schneller als in Sonnenferne —, so berechnete man einen gewissen Mittelwert aus den wahren Sonnentagen, den mittleren Sonnentag; man substituierte bei der Berechnung an Stelle der wahren Sonne eine andere Sonne, die in genau derselben Zeit (dem ‚tropischen' Sonnenjahr), wie die wahre Sonne die Ekliptik, in gleichförmiger Bewegung den Himmelsäquator durchläuft. Diese mittleren, nicht die wahren Sonnentage sind unserer Zeitbestimmung zugrunde gelegt; als 24. Teil eines solchen mittleren Sonnentags ist die Stunde, als deren 60. Teil die Minute und entsprechend die Sekunde definiert. Es möge hier nicht unerwähnt bleiben, daß der so definierten Zeiteinheit immerhin ein gewisser unangenehmer Charakter der Willkür anhaftet, da diese Definition die Annahme voraussetzt, daß das tropische Jahr und der mittlere Sonnentag durchaus unveränderliche Größen sind. Diese Voraussetzung trifft jedoch nicht vollkommen zu; es ist sicher, daß jede auf die Erde ausgeübte Reibung, z. B. die durch das Meerwasser infolge der Gezeiten, langsam die Dauer des Tages verändern. In der Tat hat man aus Untersuchungen über die Mondbewegung geschlossen, daß die Dauer eines Sterntags, d. i. die Zeit zwischen zwei aufeinanderfolgenden Meridiandurchgängen eines Sterns, seit 1000 Jahren um 0,012 Sekunden zugenommen hat. Die Physiker haben denn auch bereits andere Naturerscheinungen, die sich unter stets völlig gleichen Bedingungen

---

* Die Teilung des Kreises in 360 Teile scheint auf die alten Babylonier zurückzugehen. Die Zahl 360 empfahl sich als nahezu genauer Mittelwert zwischen der Dauer des Sonnenjahres (365¼ Tage) und des sog. Mondjahres (= 12 Lichtmonate = 354⅓ Tage). Außerdem kommt in Betracht, daß sich der Kreis durch höchst einfache Konstruktion in sechs gleiche Teile teilen läßt, und daß die Zahl 60 durch eine große Reihe von Zahlen (2, 3, 4, 5, 6, 10, 12, 15, 20, 30) teilbar ist — ein besonderer rechnerischer Vorteil. Die Versuche, die Dezimalteilung einzuführen, gehen auf die Zeit der französischen Revolution zurück, in der ja auch als Längeneinheit das nach diesem System geteilte Meter eingeführt und der Versuch gemacht wurde, die Woche durch die Dekade zu ersetzen.

auch immer gleichmäßig wiederholen, zur Grundlage für ein Normalmaß in Vorschlag gebracht.

Die Therorie des Pendels und seine Verwendung zur Zeitmessung wurde in neuerer Zeit in bewundernswerter Weise vervollkommnet, von Physikern, Astronomen und Geodäten. Der schwingende Stab vermag uns nicht bloß Aufschluß über die Gestalt und Bewegung der Erde zu geben, er bildet auch das exakteste Instrument für die Zeitmessung. Das Kapitel über die Pendeluhren gehört sicherlich zu den interessantesten und befriedigendsten in Försters Buch. Freilich wird gerade dieses Kapitel nur dem ganz verständlich sein, der die Elemente der mathematischen Analysis kennt; aber erfreulicherweise gewinnt diese Kenntnis immer mehr Verbreitung unter den Gebildeten; sie wird, so hoffen wir, mehr und mehr Gemeingut der Gebildeten werden, wenn die weitausschauenden Ziele der internationalen mathematischen Unterrichtskommission, die gegenwärtig so eifrig am Werke ist, sich verwirklicht haben. Das Pendel liefert ein klassisches Beispiel dafür, wie Theorie und Praxis, Mathematik und Technik enge ineinander greifen, einander stützen und ergänzen, ein Beispiel, das uns zeigt, mit welch minutiöser Exaktheit die wissenschaftliche Beobachtung unserer Tage arbeitet, wie sie mit Scharfsinn und Geschick die vielen Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, überwindet. Der Quellen dieser Komplikationen beim Gebrauch des Pendels gibt es viele: die Temperaturschwankungen, die Massenanziehung der Umgebung des Beobachtungsorts, die Schwankungen der Luftdichte, die Reibungswiderstände, die Rotation der Erde, die Schwingungen und Stöße im Innern der Erde, die Einwirkung magnetischer Felder, besonders des Erdmagnetismus. Es gewährt hohes Interesse, sich von dem gelehrten Astronomen über die Bedeutung dieser Schwierigkeiten und die mannigfachen Versuche, sie zu eliminieren, unterrichten zu lassen. — In ähnlicher Weise wie die Pendeluhren, deren Leistungsfähigkeit einen möglichst festen Standort voraussetzt, wurden in neuerer Zeit auch die tragbaren Uhren, die Chronometer, vervollkommnet. Auch hier suchen ähnliche Hemmnisse, wie beim Pendel, die Genauigkeit in der Zeitmessung störend zu beeinflussen; doch ist es der fortschreitenden Technik gelungen, ein gut Teil dieser Schwierigkeiten zu überwinden.

Das Fazit aus den Untersuchungen über die modernen Zeitmessungsapparate ist ein günstiges: ‚Wir sind jetzt imstande, beliebige Zeitpunkte, übereinstimmend in der ganzen Erdenwelt, mit der Genauigkeit von nahezu einer Sekunde anzugeben, wenn die dabei konkurrierenden astronomischen Pendeluhren mit den besten Betriebs- und Überwachungseinrichtungen versehen und mit ihren Angaben an die maßgebenden Himmelserscheinungen sorgfältigst angeschlossen sind.‘ Kann der letztgenannte Anschluß unmittelbar vor oder nach einem zu fixierenden Zeitpunkt erlangt werden, so läßt sich die angeführte Genauigkeitsgrenze noch enger, nämlich bis auf wenige Hundertstel einer Sekunde, ansetzen. Um die höchsten Leistungen richtig zu werten, welche bis jetzt von Pendeluhren vorliegen, und die darin bestehen, daß diese Uhren mehrere Monate hindurch tägliche Gänge gezeigt haben, deren Abweichungen von der Stetigkeit Beträge von nahezu $^1/_{100}$ Sekunde nicht überstiegen, halte man sich vor Augen, daß bei einem solchen Pendel durchschnittlich auf $8^1/_2$ Millionen Schwingungen eine Schwingung zu viel oder zu wenig kommt.

Daß diese Genauigkeit in der Zeitmessung in verschiedener Hinsicht von großer Bedeutung ist, leuchtet unmittelbar ein. Astronomische Beobachtungen wie physikalische Präzissionsmessungen erfordern als notwendige Voraussetzung ihrer Genauigkeit die Möglichkeit der exakten Fixierung eines Zeitpunktes wie die möglichst vollkommene Bestimmung der Dauer der Zeiteinheit. Andererseits haben sich die Anforderungen, welche die weitverzweigten, tausendfältig ineinandergreifenden Bedingungen des Verkehrslebens an die Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Zeitmessung stellen, in neuerer Zeit infolge der technischen Vervollkommnung der Verkehrsmittel sehr gesteigert. Soll der Transport- und Nachrichtendienst in richtiger Weise funktionieren, so müssen in erster Linie die Uhren der betreffenden Verwaltungen in peinlicher Weise richtig gehalten werden. Durch zweckmäßig verteilte, genau gehende öffentliche Uhren und durch größtmögliche Zuverlässigkeit der Uhren des Publikums muß sodann in den weitesten Kreisen für die Sicherheit und Ordnung auf jenen wichtigen Arbeitsgebieten Sorge getragen werden. Die Aufgabe, wie die genaue Zeitbestimmung im öffentlichen Leben geregelt und einheitlich bewirkt werden kann, wird am besten gelöst durch Einführung einer kollektiven Regulierung der öffentlichen Uhren, die darin besteht, ‚daß zahlreiche Uhren von relativ einfacher Einrichtung und *stetigem* Gang, wenn auch ohne Präzisionscharakter, durch zentrale Einwirkungen, die von einer Präzisionsuhr von möglichst vollkommener Leistungsfähigkeit ausgehen, richtig gehalten werden, indem diese letztere, in gewissen Perioden, durchgängige Ausgleichungen der an den verschiedenen gewöhnlichen Uhren allmählich eintretenden, aber gehörig klein zu haltenden Abweichungen selbsttätig durch elektrische Einstellungen bewirkt‘. Derartige zentrale Uhrensysteme leisten heute schon, namentlich im Dienst der Eisenbahnverwaltungen, in manchen Ländern gute Dienste.

Störend für die einheitliche Zeitbestimmung in dem die ganze Welt umspannenden Verkehr ist die Abhängigkeit der Zeitangabe von der jeweiligen Ortszeit. Um diese Störung zu vermeiden, wird es unerläßlich sein, wie man in einzelnen Ländergruppen Einheitszeiten eingeführt hat, so aus dem Präzisionsverkehrsdienst *alle* Verschiedenheit der Ortszeiten auszuscheiden und, neben der bisherigen, auf der Orts- bezw. Einheitszeit beruhenden Zeitangabe im bürgerlichen Leben eine vollständig gemeinsame, von allen Verschiedenheiten der Ortslage und Ortsveränderung gänzlich unabhängige Zeitangabe einzuführen.

Die störenden Einflüsse, welche die fortwährenden Schwankungen, denen die oberflächlichen Schichten der Erde ausgesetzt sind, auf die Zeitmessungsapparate ausüben, werden natürlich nicht eliminiert werden können. Ist aber, abgesehen von diesen Störungen, die Sicherung einer umfassenden, einheitlichen Zeitangabe durch möglichste Vervollkommnung des Zeitdienstes bis auf $^1/_{10}$ Sekunde garantiert (wozu neuerdings namentlich die drahtlose Telegraphie gute Dienste leistet), so können gerade die durch jene Schwankungen hervorgerufenen Verschiedenheiten der Zeitangaben auf den Uhren an verschiedenen Orten bedeutsame Aufschlüsse über den Charakter jener Schwankungen und Erschütterungen und über die ganze Tektonik der Erde liefern.

Kritik

Galerienführer / Zur Kritik stofflicher Kunstbetrachtung

Von Konrad Weiß

In einer Familienzeitschrift aus dem Jahre 1870 findet sich gelegentlich der Wiedergabe eines Bettlerbildes von Rembrandt folgende wackere, persönliche und künstlerische Würdigung des ‚großen Meisters des Halbdunkels', wie er in einem Anfangskompliment genannt wird. Nach ein paar biographischen Angaben wird erzählt, daß er ein Bild um hundert Gulden verkauft habe. ‚Dieser unerwartete Erfolg feuerte, wir wollen nicht sagen den Ehrgeiz, sondern den Geiz Rembrandts an, der in seiner Kunst ein Mittel, zu Vermögen zu kommen, sah und seine Staffelei nicht mehr verließ. 1630 zog er nach Amsterdam, wo er ein großes Atelier einrichtete, da die Schüler ihm in Masse zueilten und seine Hände kaum alle Aufträge ausführen konnten, die er bekam. Er heiratete eine Frau, die ebenso geizig war als er und ihn mit getrockneten Heringen und Käse nährte. Er überredete sie sogar eines Tages, Trauerkleider anzuziehen und das Gerücht von seinem Tode auszusprengen, um die Bilder teurer zu verkaufen, die noch in seinem Atelier standen. Die List gelang auch wirklich. Seinem Sohne gab er Zeichnungen, die dieser verkaufen mußte, als wenn er sie seinem Vater entwendet. Die Schüler Rembrandts aber trieben ihren Spott mit seinem Geize, indem sie Münzen täuschend ähnlich auf den Boden malten, die dieser niemals aufheben zu wollen versäumte, wodurch er stets das laute Gelächter der Zuschauer erregte. In der Manier Rembrandts sind die lichten Stellen gewöhnlich durch dick aufgetragene Punkte hervorgebracht, was seine Bilder etwas holperig macht. Er ärgerte sich deshalb, wenn man sie in der Nähe ansah, und meinte: Ein Bild sei nicht zum Beschnüffeln, denn der Ölgeruch sei nicht gesund. Rembrandt zog die bäurische gemeine Natur in die Kunst herein, gab ihr Wert und Berechtigung durch den Ausdruck trotzigen, leidenschaftlichen inneren Lebens, maskiert sie gerne durch phantastische Tracht, und hebt den Zuschauer über die unedlen Formen dadurch hinweg, daß er die Umrisse in einem dämmernden Dunkel, aus dem seine Bilder zauberhaft hervorleuchten, verschwimmen läßt.'

Dieses schöne, aus einigen unzureichenden und böswillig verstandenen Nachrichten aus der manirierten künstlerischen Mit- und Nachwelt Rembrandts zusammengebraute Raritätenragout von Personalien und ästhetischen Weisheiten zeigt, wie eine damalige Familienzeitschrift die künstlerischen Bedürfnisse ihrer Leserschaft einschätzte, und welche Kluft zwischen der Kunstgelehrsamkeit, den in Galerien aufgespeicherten Kunstschätzen und dem Geschmacksniveau des Publikums bestand. Ein solch drastisches Beispiel von Künstlerwürdigung, das in einer italistisch und formalistisch gerichteten, Rembrandt ungünstigen Zeit möglich war, dürfte sich heute doch nicht mehr im schlechtesten Familienblatte finden; soviel hat die moderne Kunsterziehung immerhin genützt. Gerade die blöde Verachtung des künstlerischen Genius, die sich in jenen Zeilen ausspricht, ist einer großen Bereitwilligkeit gewichen, überall künstlerische Individualität anzuerkennen. Welchen Nutzen die Kunst als Menschheitsausdruck davon hat, wie weit an Stelle der Künstlerwürdigung die Kunstanschauung getreten ist, das ist eine weitere Frage.

Wir treten jetzt seit 1870 in die dritte künstlerische Generation; die Zeit von den 80er Jahren ab war durch die zweite, naturalistisch genannte, Generation beherrscht. Jene erste könnte man die historisch-idealistische — Idealismus aber nur als Klassi-

zismus verstanden — und nebenbei in ihren populären Neigungen die anekdotische und novellistische nennen. Unsere neue Generation steht auf dem Boden der Natur, will aber die ideelle Armut ihrer Vorgängerin überwinden und in eine neue Größe des künstlerischen Ausdrucks hineinwachsen, jedoch nicht mit Hilfe historischer Formen, sondern mit Neuschöpfungen, die den alten Werken aus verwandtem Streben und Formgefühl heraus ähnlich werden mögen. Künstlerische Generationen wechseln ab und bekämpfen einander scheinbar mit ganz entgegengesetzten Idealen, nach dem ‚Gesetz der Gegennachahmung', wie man gesagt hat. Das ästhetische Interesse wendet sich einseitig diesen Idealen zu und die aktuelle Kritik erörtert und betont sie mit Zähigkeit. Die Wandlungen des künstlerischen Schaffens gehen auch in die Kunstpflege über; auch diese untersteht bis zu einem gewissen Grade dem Gesetz der Gegennachahmung. Schwärmte man früher für ‚Schönheit', ein unklares Renaissanceideal, so glaubte man später nur an Naturwahrheit, etwas genau genommen künstlerisch Unmögliches; heute nennt man vorläufig Synthese, Ausdruck, was man tiefer, intensiver, zentraler als die Natur gestalten will. Stets ist's der Mensch, der sich im Kunstwerke ausdrückt, bald bloß seine mehr peripherischen Eigenschaften, bald sein tieferes Wesen. Die Eigenschaften lassen sich besser in Schlagworte prägen als das Wesen, und daß wir in der letzten Kunstgeschichte so viele Schlagworte haben, ist denn auch ein Beweis, daß diese letzte Kunst mit wenigen Ausnahmen tieferes Menschenwesen nicht ausgedrückt hat.

Es gibt kein mundgerechteres künstlerisches Schlagwort als das Wort Natur, das wir nach dem Gesetz der Gegennachahmung jetzt zu bekämpfen anfangen. Die naturalistische Generation ist die Zeit der Künstlerindividualitäten und Kunstpädagogen, auch der Dilettantismuspflege. Man war mit der Kunst allgemein auf dem Dutzstandpunkte. Jeder Künstler war ein Gesetzgeber, und jeder Kunstfreund ein berufener Kunsterzieher. Eine Hochflut von ‚künstlerischen Werten' ist über das Publikum hingegangen; uns dünkt, das meiste verläuft eben im Sande. Gewiß ein Gutes bleibt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Kunst, eine Achtung vor dem Künstlertum, die eine bessere Basis für die Zukunft ergibt, als sie die Zeit des Renaissancismus, der historischen Regiekunst und Anekdotenmalerei bot, wo der Kunstgelehrte vor allem Historiker und Sammler war und klassische Ideale pflegte, der Künstler Theater malte und das Publikum gleich einem Parvenü in Renaissancezimmern mit Makartbuketts die Kunst als eine standesgemäße Unterhaltung ansah und den Heringe und Käse essenden Rembrandt verachtete. Aber die neue Achtung war doch viel zu sehr kritiklose Bewunderung des Künstlers, nicht ein tiefes Erstaunen über die Kunst als sichtbaren Ausdruck der Weltgefühle heute wie aller Zeiten. Die Kunstpflege war vor allem bloß Genuß, nicht ideelle Klärung. Darum war sie auch bloß stoffliches Räsonnement, das sich mit Hilfe der Stimmung, diesem Nebeldunst, mit dem sich der Naturalismus der 80er Jahre bedeckte, zu einer ganz vagen künstlerischen Anschauung verzückte. Sie war keine Anschauung in Formen, kein Erlebnis in jener sichtbaren Bildgestaltung mitlebend, die nichts mit dem engeren Stoffe zu tun hat, die nicht bloß Gefühl, sondern auch Verstand und Wille ist, geläuterter Menschheitsausdruck. Der Naturalismus kennt nur Stoffe, auch sein art pour art-Standpunkt bleibt im Grunde stofflich, da er voraussetzungslos ist. Die wahre Kunstpflege kennt nur Formen, nicht historische, sondern reine Formen, die der geschichtlichen Entwicklung unterliegen, ungeschriebene Gesetze. Auch das ist ein art pour art-Standpunkt, aber ein bedingter, denn seine Leitlinien stehen am Anfang wie am Ende der Kunstentwicklung.

Jedes Bildwerk ist wie eine Architektur, kein Stoff mehr, sondern ein ideeller Ausdruck in sichtbaren Formen, die das seelische Gepräge eines Menschen nicht bloß, vielmehr einer Kultur- und Menschheitsperiode festhalten und verewigen. Nur die-

jenige Kunstbetrachtung wird ihrer Aufgabe gerecht, die das geistige Volumen eines Werkes zu durchdringen sucht und alles menschlich-künstlerische Wesen auf seinem Wege zum Absoluten verfolgt, die in der Überwindung des Stoffes Gesetzmäßigkeiten erkennen will und in den Graden der Befreiung des Menschlichen aus dem Stofflichen mehr oder minder hohe Stufen der Vergeistigung sieht, die darum auch die Kunst nicht als ein Genußmittel ansieht. Die wohl verstandene Kunstgeschichte zeigt die künstlerischen Formen vor allem in ihrer Entwicklung. Der tiefere Künstler schätzt sie in ihrer absoluten Ausdruckskraft; er empfindet z. B. die mögliche Ähnlichkeit zwischen einem ravennatischen Mosaik und einem modernen impressionistischen Bilde ohne historische Zwischenglieder, auf gleicher ideeller Basis. Der Ästhetiker müßte wie der Historiker und darüber hinaus wie der Künstler empfinden, im Bedingten das Absolute suchen.

Unsere Galerien sind bis jetzt in erster Linie historische Sammlungen gewesen. Eine Änderung dürfte sehr schwer sein, aber sie ist möglich. Tschudi schrieb unlängst*: ‚Wenn nicht alles täuscht, kommt unter den veränderten Einflüssen ein neuer Typ des Galeriedirektors herauf. Ein Typ, der sich von der mehr kunsthistorischen Spielart des 19. Jahrhunderts dadurch unterscheidet, daß ihn das Sammelmaterial vor allem da interessiert, wo es durch lebendige Fäden mit der Gegenwart verknüpft ist. Weniger als der stille Hüter einer abgeschlossenen Sammlung kunst- und kulturhistorischer Dokumente, fühlt er sich als der Vermittler ästhetischer Werte, für die unsere Zeit empfänglich geworden.‘ Dieser Gedanke, der stete Hinblick auf die ‚innere Gesetzmäßigkeit‘ und dann darüber hinaus der Versuch, über die Zeiten und auch über die Gegenwart hinweg die absoluten Formen zu werten, sollte auch in den Führern für die Besucher der öffentlichen Galerien verwirklicht werden. Das ist keine leichte Aufgabe, aber sie wird jetzt zeitgemäß; und um so mehr sei die Forderung erhoben, als gerade durch den Naturalismus der Dutzstandpunkt mit der Kunst in die Galerienführer hineingekommen ist, ein stoffliches Kulturräsonnement, wie es der bekannte schon ältere ‚Cicerone in der Münchener alten Pinakothek‘ von Richard Muther enthält, oder ein sentimentales Vernünfteln im verschlechterten Kunstwarttone, wie es sich in einem neuen ‚Führer durch die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden‘** wichtig macht. Glücklicherweise haben wir auch einen Galerieführer, der zwar den mehr relativen Standpunkt der historischen Entwicklungsbetrachtung einnimmt, aber durch seine solide Augenschulung die notwendigen Grundlagen aller Kunstbetrachtung bietet und vor allem die Fixigkeit der Mutherschen Phantasien in *Stetigkeit* und Wahrheitsliebe umwandelt; es ist der ‚Führer durch die alte Pinakothek‘ von Karl Voll***.

Wo der Naturalismus mit seinem falschen Ausgangspunkt, daß die Naturannäherung immer ein unbedingter Fortschritt sei, und mit seiner üblen Bereitwilligkeit, überall nur Stimmung zu empfinden, in die historische Kunstbetrachtung eingedrungen ist wie bei Muther, da bedeutet er eine Gehirnerweichung und eine Zerstörung aller ideellen Leitgedanken. Muthers Verdienste um die Verflüssigung des historischen Ballastes in Ehren, aber er hat Würdigungen, die einfach Ballhornisierungen der unveränderlichen Kunstwerte sind. Muther schreibt leichter große Bücher als kleine, leichter über eine ganze Kunstperiode als über ein einzelnes Bild; denn er betrachtet die Kunst immer von einem selbst zurechtgedachten Kulturmilieu aus, das er aus dem allgemeinen Eindruck der Bilder erschließt, um die Bilder dann wieder aus dieser Milieustimmung zu er-

* Im Vorwort zum Katalog der gegenwärtig in der Alten Pinakothek ausgestellten Sammlung Nemes, die neben prachtvollen Grecowerken moderne Bilder z. B. von Manet und Cézanne in nächster Nähe mit den alten Meistern zum Vergleich zeigt.

** Dresden, Gerhard Kühtmann.

*** München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte. 4,50 M.

klären; ein andauernder falscher Zirkelschluß. Dabei befindet er sich aber, echt naturalistisch unfähig, Ideen zurückzuverfolgen, immer in der Gegenwart. Die Wirkung des dreißigjährigen Krieges auf die Kunst betrauert er obenhin mit Heinescher Sentimentalität: ‚Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.‘ Der Sprung von Grünewald zu Böcklin gelingt ihm mit Leichtigkeit ohne Gefühl dafür, daß durch diesen Vergleich dem großen alten Meister keine besondere Ehre geschieht, da Grünewalds Wesentlichstes dadurch verwischt wird. Muthers Darstellung liest sich nicht zuletzt deshalb so elegant, weil er blendende Antithesen liebt, unbekümmert um die historischen und künstlerischen Tatsachen. So kontrastiert er: ‚In der frühchristlichen Kunst war die Seele alles, der Körper nichts. Jetzt (im Cinquecento), nachdem im Quattrocento Körper und Seele in schönem Einklang gewesen, ist der Körper alles, die Seele nichts.‘ Das ist so falsch wie einfach. Was ist Seele? Bei Muther in der Regel eine unklare Stimmungs- und Naturseligkeit. Für die nichtstoffliche Kunstbetrachtung ist Seele in erster Linie das Verhältnis des Allgemeinmenschlichen zum Ewigen, das sich in der Kunstform zeigt; diese selber ist wieder etwas anderes als der menschliche Körper, der allerdings im Cinquecento der Hauptträger der Kunstform ist. Selten ist Körper und Seele so vereinigt und von aller freischwebenden Naturseligkeit so entfernt gewesen wie gerade in dieser einzigartigen Kunstphase. Hier erhebt sich dann die Kardinalfrage, wie weit das Christentum bei dieser objektiv kristallisierten Kunstform noch zum Ausdruck kommen kann. Es ist charakteristisch, daß Muther wie überhaupt der naturalistische Geist gerade vor den ideellen Formen des Cinquecento auskneift, das Problem scheut und sich mit Vorliebe im Quattrocento tummelt. Hier ist Stimmung, die für die deutsche Kunst gleich in ‚ehrfürchtigen Pantheismus‘ abgewandelt wird, da man ‚das kleinste Blatt und den funkelnden Tautropfen für gleich wichtig hält wie die stolzeste Palme‘. Die Mystiker Meister Eckardt, Tauler, Suso, der hl. Franziskus sind die Stimmungsbringer, sie haben ‚die Natur vom Fluche der Mönchstheologie befreit‘, als ob sie nicht ebenso aus dem kirchlichen Boden gewachsen wären wie die gleichzeitige Kunst. Und jedenfalls ist ihre Gott- und Naturempfindung himmelweit von moderner Stimmungsmache entfernt. Diese Stimmung möglichst sensuell auszubeuten, ist Muther stets bereit. Peruginos Heilige ‚sind sensitiv bis in die Fingerspitzen, spirituell bis zur Krankhaftigkeit, leidend, von mystischer Sehnsucht durchdrungen‘. Tragische Töne flechten sich ein, so über Hugo van der Goes: ‚Erst im Irrenhaus findet er die „große Harmonie“‘. Dem seltsamen ‚Meister vom Bartholomäusaltar‘ wird gleich ein ‚infernalisches Element, eine fast perverse Originalität‘ angedichtet. Auch die Barockzeit gibt reichlichen Stoff zu Stimmungsexkursen mit ihrer ‚Stimmung der Morgue‘, mit der ‚düster schwärmerischen Sinnlichkeit und hysterischen Inbrunst‘ in den spanischen Kirchenbildern. Bei solcher Betrachtung muß der eigentliche künstlerische Wert unverstanden bleiben. Der außerordentlich sympathische Dirk Bouts, dessen gotisch-ideeller Ausdruck vor allem in der Komposition seiner Figuren beruht, wird gerade deshalb ‚recht eckig‘ genannt. Wohlgemut ist ‚ein steifleinener Bilderfabrikant‘. Und so weiter in den Künstlerwürdigungen, ganz abgesehen von ideellen Unterscheidungen der Kunstperioden. Wenn auf irgend jemand das Goethesche Wort zutrifft, daß ‚bei einem Worte, wodurch man ein Kunstwerk zu erläutern hofft, das Bestimmteste gedacht werde, weil sonst gar nichts gedacht wird‘, so läßt es sich gegen Muthers ‚Cicerone‘ anwenden. Diesen älteren Galerienführer zu bekämpfen, ist heute ganz zeitgemäß, weil er mit seiner historischen und stilistischen Routine so mühelos Kunstgeschmack zu vermitteln scheint und weil diese Art von Kunstbetrachtung und Genuß geistig verfeinert und überlegen aussieht, während sie doch ganz stofflich und naturalistisch ist.

Ein Vergleich soll zeigen, wie der federgewandte Kulturpsycholog Muther und

der ernste, seine Augen gebrauchende Historiker Karl Voll ein gleiches Bild interpretieren. Es handelt sich um die ‚Madonna im Rosenhag' von dem Kölner Meister Stephan Lochner*. Muther charakterisiert im allgemeinen: ‚Gerade das gesteigerte Empfindungsleben, die Stimmungsschwelgerei macht uns die Bilder so lieb. Es ist ein so moderner Zug, wie diese Meister aus der Wirklichkeit sich in ein Heimatland der Seele flüchten und es mit allen Reizen der Mystik umweben.' In der Einzelbesprechung findet er dann doch eine ‚naturfrische Kunst', ‚Züge irdischer Anmut', ‚trotz aller Erdenflucht gewisse weltliche Elemente', später aber faßt er wieder zusammen: ‚Jene verhimmelten das Irdische, auf den Fittichen der Mystik erhoben sie sich in ferne Gefilde, wo nichts Erdenschwere hat, alles umflossen ist von strahlendem Himmelsglanz.' Solche Spielweiten läßt Voll der Phantasie nicht. Er verknüpft seine Betrachtung mit dem gleichzeitigen ‚grandiosen Realismus der Niederländer'; dadurch hat der Betrachter sofort Boden unter den Füßen. Voll weist ebenfalls auf eine noch bestehende Traumseligkeit hin, betont dann aber besonders die Fortschritte. In der Malerei ist ‚eine bunte Vielfältigkeit eingetreten. Man darf in mancher Beziehung, natürlich unter gewissen Reserven, an Diaz denken, so mannigfaltig sind die kleinen Farbenflecken, die außerordentlich prall in der Wirkung sind. Es ist etwas von der üppigen Pracht einer edelsteingeschmückten Krone in der farbigen Haltung des Bildes, und das ist gegenüber dem viel einfacheren alten Stil ein eminenter Fortschritt, den man ähnlich bei den Niederländern finden kann'. Auch in der Modellierung bringt Lochner einen Fortschritt. ‚Die Gestalten der Madonna und des Kindes sind körperlich rund; sie sind nicht mehr flach wie in der alten Zeit' . . . jedoch opfert Lochner gegenüber Eyck ‚dieser runden Wirkung die Reichhaltigkeit der Formensprache, die ihn schließlich doch wohl zu individueller Schärfe geführt und von der idealen weichen Rundung abgelenkt hätte.' Voll erläutert diese kölnische ‚abstrakte Plastik', die nicht mit Raumvertiefung verbunden ist, weiterhin, und charakterisiert schließlich allgemein: ‚Die Auffassung der Madonna, die im verschlossenen Himmelsgärtlein mit ihrem Kinde thront, und um die die Engel so demütig und vertraut spielen, ist ungemein poetisch: aber diese Poesie hat einen stillen, intimen Charakter; dagegen ist das Gemälde als solches ein Prunkstück ersten Ranges und wirkt gerade wegen des geringen Umfanges doppelt stark. Man sieht, daß es für das reiche Köln gemacht ist, und darauf muß der Nachdruck gelegt werden. Es handelt sich hier und überhaupt bei den kleinen Bildern des 15. Jahrhunderts nicht immer um kirchliche Kunst. Derartige Gemälde wurden für den Privatgebrauch geschaffen', für reiche Besteller, und darum findet sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts die ‚Tatsache, daß die junge realistische Malerei im religiösen Bild nicht nur nach Intimität, sondern nach einem raffinierten Luxus strebt'. Das Bild zeigt also gerade einen starken weltlichen Zug und beginnende Erdenschwere.

Die Vorzüglichkeit von Volls Führer durch die alte Pinakothek wird am besten an einigen weiteren Beispielen gezeigt. Voll schildert den Fortschritt in den jetzt unter dem Namen des Meisters der Perle von Brabant gehenden Bildern gegenüber den Werken des Dirk Bouts, dem eben diese Bilder früher auch zugeschrieben wurden. Der Stil des unbekannten Meisters ‚unterscheidet sich wesentlich von dem des Dirk Bouts durch größere Rücksicht auf Delikatesse und Zierlichkeit, durch kühlere, fast metallisch harte Farben' und durch seine ‚Routine'. . . . ‚Ihr Urheber ist ein geschmackvoller Epigone, der die alte Kraft gegen feine Zierlichkeit aufgibt.' Die Altarflügel, von denen wir einen abgebildet haben, haben besondere Bedeutung: ‚Wiewohl in Anbe-

* Wir bringen das Bild in der unbestrittenen Kölner Fassung.

tracht der allgemeinen Kunstverhältnisse des 15. Jahrhunderts die Gestalten der beiden Heiligen mit besonderem Nachdruck behandelt sind und unverhältnismäßig groß dastehen, so ist doch der Landschaft mit unverkennbarer Absicht das Hauptinteresse gewidmet. Frei, weit und sonnig liegt die Gegend auf dem Johannesflügel da, wohl als die erste Landschaft der neueren Kunst, die von wirklicher Freude an der Schönheit der Natur im ganzen zeugt. Es ist nicht mehr die behagliche Schilderung von einzelnen Details, von zierlichen Blumen und munteren Tieren, sondern es ist das offene Auge für das Wesentliche in der Form und vor allen Dingen in der Tönung, die das Bild so wichtig macht. Der malerisch gesehene Raum tritt zum erstenmal hier in der Geschichte der Landschaftsmalerei auf und hierin liegt der Fortschritt gegenüber Dirk Bouts.' Doch auch in der rein künstlerischen Wirkung ein Rückschritt. ,Der unbekannte Meister besitzt nicht die geeigneten Mittel, um seine Absichten stark, und fast möchte man sagen, ehrlich zu erreichen. Er will Weiträumigkeit, aber ist nicht imstande, sie anders als durch ein allmähliches Einschränken und Verengern der Situation zu geben. Er arbeitet mit Kulissen, die äußerst geschickt in abgetreppter Reihenfolge hintereinander aufgestellt werden . . . Was er auf diesen zwei Landschaften an neuen Werken gebracht hat, scheint er mehr durch kluge Erwägungen als wie aus rassigem Künstlerinstinkt gefunden zu haben.'

Bei der Besprechung der ,Geißblattlaube' von Rubens wirft Voll das Problem der koloristischen Lösung auf. ,Das junge Paar soll ja in einer Geißblattlaube sitzen. Wie würde das heutigentags benützt werden, um Glanz und Licht spielen zu lassen . . . Aber Rubens begnügt sich damit, die Situation durch die Blüten und Zweige unserem Verstande begrifflich klar zu machen, ohne uns die Laube und den Garten selbst zu zeigen. Die Blüten wirken ornamental und als Umrahmung, aber sie haben keine weitere Funktion im Aufbau des Bildes zu erfüllen.' Um sodann noch ein spätes Bild zu nehmen, das schon am Schlusse der alten Kunst steht, eine französische Malerei aus dem 18. Jahrhundert: Die ,Köchin' von Chardin deutet Voll zuerst in Hinsicht auf die ,poröse und zart leuchtende Farbe, die in der Bevorzugung blasser zarter Töne ausgesprochenen Rokokocharakter trägt'. Dann wieder ein neuer, schon recht moderner Gesichtspunkt: ,Man wird nicht leugnen können, daß die junge Frau, die eben mit dem Putzen des Gemüses beschäftigt ist, genremäßig auf positive Wirklichkeit ausgeht, und doch überwiegt die Rücksicht auf kokette Zierlichkeit und gefällige Stimmung bereits so sehr, daß selbst dieses Bild schon zeigt, wie weit damals neben den Zwecken der reinen malerischen Schilderung die literarischen Tendenzen vorgedrungen waren.'

Wer diesen Galerienführer, dem infolge der umwälzenden Neuordnung und außerordentlichen Bereicherung der alten Pinakothek durch Hugo von Tschudi eine baldige entsprechend erweiterte Neuauflage zu wünschen ist*, benützt, der legt solide Fundamente der Kunstbetrachtung, nicht stofflicher, sondern historisch formaler Art, die überall in den rein ideellen Ausdruck hineinreichen. Eine auf absolute Wertungen ausgehende Bildbetrachtung konnte während der Zeit des Historismus und Naturalismus nicht aufkommen. Diese würde allen Nachdruck auf den immanenten Kompositionsrhythmus legen und im historisch-naturalistischen Wandel die stets veränderten und doch stets bleibenden Gesetze suchen; z. B. Chardins Küchenbild mit seinem Stillebencharakter als Zerfallsprodukt betrachten, in dem der Gehalt disloziert wird und rhythmisch erlahmt; in der ,Geißblattlaube' des Rubens besonders die angehende barocke Diagonaldrehung, die durch die sozusagen ornamentale Körperanordnung verdrängte Raumwirkung und dadurch erreichte menschlich repräsentative Unmittelbarkeit im Ge-

* Das Erscheinen eines Nachtrags wird soeben vom Verlag angekündigt.

gensatz etwa zu klassischer Abgeschlossenheit betonen; in dem Madonnenbild von Lochner bemerken, wie mit der zunehmenden Plastik und Erdenschwere der jenseitige Ausdruck abnimmt, durch die beginnende Räumigkeit die Idee gebunden wird, hier wie in dem Bilde des Meisters der Perle von Brabant die Beziehung als Gegensatz empfinden, die zwischen der absoluten flächigen Rhythmik der Gestalten und des Bildgedankens und der Relativität des Raumes besteht. Im weiteren Verfolge würden sich typische Gesetze und Kontraste ergeben, die aber doch immer nur in den Bildern und während ihrer Entwickelung Leben hätten.

‚Dem schlichten Beschauer den Genuß der Bilder zu ermöglichen und zu vertiefen und die Seele des Beschauers über das Alltägliche zu erheben', das ist das Hauptziel des ‚Führers durch die Königliche Gemäldegalerie zu Dresden', zu dessen Abfassung sich beinahe zwanzig Kunstfreunde, hauptsächlich Pastoren und Lehrer, unter Führung von Dr. jur. Karl Roscher vereinigt haben, ein philanthropisches Werk, in dessen Einleitung englische sozialästhetische Arbeiterbeglückung mitklingt. Auch wird darin die Ansicht vertreten, daß die Besprechungen, von einem einzigen Verfasser geschrieben, weniger Mannigfaltigkeit zeigen würden. Die Verfasser haben nach ‚vereinbarten Grundsätzen' gearbeitet, wie ‚scharfe, eindringende Betrachtung', Aufdecken dessen, ‚was der Künstler in dem Bilde ausdrücken wollte'; sie wollten ‚nicht Mehlbrei bieten, sondern keimfähige Körner', die Bilder möglichst nicht kritisieren, um dem Beschauer nur Ehrerbietung einzuflößen, nicht ‚verdünnte Kunstgeschichte' darbieten usw. Der oberflächliche Betrachter soll in die Tiefe geführt werden. Ein Beispiel für alle: In der Erläuterung der ‚Bauernschlägerei' von Adriaen Brouwer wird u. a. folgendes festgestellt. ‚Hui! fährt die Linke des Braunen ins struppige Haar des Sünders, daß der Hut zu Boden fliegt. Denn ganz allein auf den Kopf, die eigentliche Brutstätte des bösen Anschlags, richtet sich instinktiv der grimme Zorn. Der Bierkrug wird in sausendem Schwunge emporgerissen, um im nächsten Augenblicke wieder herabzufahren. Die eine Gesichtshälfte des Braunen wird von der heftigen Bewegung ganz in Mitleidenschaft gezogen. Aus seinen Mienen spricht Wut und Verachtung. An der Nasenwurzel hat sich eine unheildrohende Falte gebildet. Auch der Blaue auf dem Korbe bebt vor Entrüstung, und unwillkürlich ist seine Faust ans Messer gefahren . . . Trotz des gewagten Stoffes stößt das Bild nicht ab; denn der Künstler schildert mit köstlichem Humor urwüchsige Roheit von Burschen, die eine tüchtige Schramme weit geringer achten als der Gebildete parlamentarische Verstöße.' Was trifft nun von diesem Gerede das Wesen des barocken Bildes? Nach Abzug der Banalitäten bleibt ein stoffliches Auslegen des Bildgegenstandes, dessen, was jedermann sieht, was zu sehen man keine zwei Minuten braucht. Und dieses Auslegen fälscht zudem den wahren Charakter des Bildes. ‚Verachtung', ‚Beben vor Entrüstung', solche Eigenschaften passen vielleicht auf ein modernes Genrebild, aber nicht auf den elementaren Gebärdenwirbel einer solchen barocken Raufszene. Ob Rubens eine Löwenjagd, Snyders eine Sauhatz oder Brouwer eine Prügelei malt, stets liegt der künstlerische Wert in dem ineinanderstoßenden Bewegungsrhythmus, in einer jäh anschwellenden Kurve des Geschehnisses, nach dem geistigen Dauerwert ausgedrückt, in einer gerade infolge der Überstürzung animalischen Lebensbejahung, die trotzdem viel gesünder ist als die mit dem modernen Naturalismus sich breit machende stimmungsvolle Zimperlichkeit, die solche ‚gewagte Stoffe' entschuldigen muß, weil eben bloß der Stoff gesehen, nicht der Gehalt verstanden wird. Wie viel Gründlicheres und auch für den absoluten Laien Wertvolleres sieht und sagt da der Historiker Bode, der den in München glänzend vertretenen Brouwer besonders ausführlich behandelt. Ein Vergleich verbietet sich eigentlich. Diese Kunstfreunde, die keine verdünnte Kunstgeschichte geben wollen, geben wirklich

nur Mehlbrei. Gewiß hat jedes Kunstwerk seinen absoluten Wert, aber er kann nur in der historischen Stellung desselben ganz verstanden werden.

Auf Gartenlaubebilder passen solche Bildertexte insgesamt, wie sie dieser Führer enthält. Die Verfasser gehen zwar unbestreitbar von großer Achtung vor allem Künstlerischen aus, nur zu sehr, denn ein Urteil steht genau so wichtig neben dem anderen, und wenig bedeutende moderne Bilder werden geradeso wichtig genommen wie große alte Kunstwerke — es fehlt eben die Kritikfähigkeit, die die wahre Achtung erst ermöglicht. Ob der Anekdotenliebhaber der siebziger Jahre Rembrandt verachtet oder der stoffliche Stimmungskunstfreund, der in der Formlosigkeit der achtziger Jahre wurzelt, alles gleichmäßig verzückt anstaunt, das kommt in der Wirkung auf eines heraus. Jeder Künstler ist da gleich gut, jeder Text könnte fast von jedem Verfasser geschrieben sein, und eine Mannigfaltigkeit der Texte läßt sich nur insoweit bemerken, als die Stoffe verschieden sind. Stoffliches und nichts als Stoffliches. Banalitäten über Banalitäten, bis herunter zu den Gedanken, die sich einige Dackel über eine Defreggerszene machen. Welches Gerede über Gabriel Max ‚Ein Vaterunser', welche moralische Fingerhaltung zum Bathsebabilde von Rubens, wo das Hündchen als Warner bezeichnet wird, ‚das den Liebesboten wütend ankläfft und sich wie schützend vor seine gefährdete Herrin stellt'! Was hat der Text zu Dürers gekreuzigtem Christus mit Kunst zu tun! Kurz ein Galerienführer, wie er nicht sein soll.

Schließlich sei noch der ‚Führer durch das Kaiser Friedrich-Museum der Stadt Magdeburg' von Theodor Volbehr hier erwähnt, der wie sein Museum nicht rein künstlerische Zwecke verfolgt, sondern über ein in die moderne Kunst und Kultur hinein sich ausdehnendes Heimatmuseum orientiert, ein Museumsgedanke, der auch in einer anderen Schrift Volbehrs ‚Die Zukunft der deutschen Museen' zur Sprache kommt. Die künstlerischen Wertungen treten dabei in Anbetracht des Besitzmaterials zurück.

Paramentik / Von Helene Stummel

In einer Zuschrift aus dem Ministerium betreffend die von der Verfasserin herausgegebene Schrift kam ein hübscher Schreibfehler vor. Es hieß darin: ‚Ihre Parlamentik rc.' So wenig der Fehler eine Entwertung bedeutet, so nahe lag der Gedanke, daß es viele, selbst feingebildete Katholiken geben möchte, die weder das Wort noch den Begriff Paramentik kennen. Sie sehen, daß Meßgewand, Chormantel, auch Stola und Albe gebraucht werden beim Gottesdienst, aber sie ignorieren vollständig die Fülle theologisch symbolischer Begriffe, die bedeutungsvolle Erhabenheit dieser kirchlichen Gewänder. Sie sehen an Festen eindrucksvolle Prachtentfaltung, ohne aber sich der religiösen und künstlerischen Veranlassung und Bedeutung bewußt zu sein.

Wie sieht es da mit einer Gewissenserforschung über Paramentik aus bei den zunächst Beteiligten? Es muß leider gesagt werden, daß der Gegenstand noch nicht überall genügend hoch bewertet wird, um es zu ermöglichen, Vorlesungen über die Bedeutung der Kultgewänder in symbolischer, geschichtlicher und künstlerischer Hinsicht zu hören und praktische Anleitung zu bieten.

Es muß dann ferner beklagt werden, daß zahllose Vereine in Paramentik tätig sind ohne eine Leitung, die wirklich von der Sache selbst etwas versteht. Aufopfernde Hingebung, Fleiß und Ausdauer, Tugenden aller Art genügen nicht, um eine Sache von der hohen Bedeutung wie die kirchliche Gewandungskunst zu fördern.

In dritter Linie liegt sodann eine Schädigung der Paramentik darin, daß sie von Fabriken und Paramentenhändlern (diese mit wenigen Ausnahmen) lediglich als Geschäftszweig gehandhabt und ausgebeutet wird.

Bei dieser Lage der Dinge, bei den Unsummen (etwa 15 Millionen Mk.), die jährlich allein in Deutschland für Paramente umgesetzt werden, ist es wohl auch heute noch nicht zu spät, auf ein schon vor einigen Jahren erschienenes Werk hinzuweisen, dessen eingehendes Studium von den besten Folgen für die richtige Schätzung einer wahrhaft künstlerischen Paramentik sein wird: Die liturgische Gewandung im Okzident und Orient nach Ursprung und Entwicklung, Verwendung und Symbolik von Joseph Braun S. J., mit 316 Abbildungen (Freiburg, Herder).

Obgleich das umfangreiche Werk von jeder ästhetischen Behandlung des Stoffes absieht und lediglich wissenschaftlich, geschichtlich vergleichend vorgeht, ist doch durch das reiche Illustrationsmaterial, alten Bildwerken und Originalen entnommen, der Eindruck des Buches ein eigentümlich künstlerischer. Das Vorgeführte in Wort und Bild muß den Leser mit großer Ehrfurcht vor der äußeren Gestalt unserer Religion, wie sie sich in der Paramentik zeigt, erfüllen. Wenngleich im Text die Mißstände, die sich im Lauf der Zeit in die Behandlung der kirchlichen Gewandung eingeschlichen haben, berührt sind, so wiegt doch die Fülle dessen vor, was Interesse und Liebe für die Entwicklung der Kultgewänder in einem so gewaltigen Zeitraume von fast zwei Jahrtausenden erwecken muß.

Das Buch enthält auf seinen 797 Seiten in sechs Abschnitten: 1. Die liturgischen Untergewänder. 2. Die liturgischen Obergewänder. 3. Die liturgischen Bekleidungsstücke der Hände, der Füße, des Kopfes. 4. Die Insignien. 5. Symbolik, Farbe und Segnung der liturgischen Gewänder. 6. Die liturgische Gewandung in ihrer Gesamtentwicklung.

Im ersten Abschnitt findet hauptsächlich das Leinen eingehende Würdigung. Hierbei ist von aktueller Bedeutung die Bearbeitung der Albe, welche in den Abbildungen in ihrer ganzen interessanten Gestaltung alter Zeit den Eindruck eines ernst zu nehmenden klassischen Gewandes hervorbringt. Der Verfasser hat seine früheren Arbeiten über diesen Gegenstand hier zusammengefaßt und ergänzt und abermals eine Anregung geboten, den Sinn von der heute gebräuchlichen, sackartigen Albe zu einer schönen und soviel praktischeren Form dieses liturgischen Gewandes zurückzulenken. Es ist dabei nicht nötig, die oft enormen Größenverhältnisse der alten Alben zu adoptieren, vielmehr kann leicht auf Grund solch gediegener Originale ein gutes Mittelmaß geschaffen werden.

Das wertvollste Material boten dem Verfasser bei seinen Forschungen außer den Bestimmungen von Konzilien und kirchlichen Autoritäten wie liturgischen Büchern die Inventare mit ihren besonders im späteren Mittelalter oft bis ins kleinste gehenden Bezeichnungen der einzelnen Gegenstände. Ein Verdienst des Verfassers ist es so auch, festgestellt zu haben, daß im Mittelalter auch die Tunika der Diakone und Lektoren, selbst wenn sie rot oder schwarz war, ‚alba' genannt wurde und unter den so häufig genannten Albae sericae in allen Farben in den Schatzverzeichnissen diese Obergewänder und nicht, wie bisher irrtümlich geglaubt wurde, Alben, die liturgischen Unterkleider gemeint waren.

Die Albe erhielt in alter Zeit herrliche Besätze in Seide, Gold und Perlen, welche aber stets den feierlichen Eindruck des Gewandes steigerten, mochten es nun die in einzelnen Stücken an der Albe verteilten Parura oder schmale und breite Borten sein, die teils die Nähte begleiteten, teils den unteren Rand bildeten. Wie sehr fällt gegenüber dieser strengkirchlich und hochkünstlerisch wirkenden Form die moderne, oft von den Hüften herab zum Spitzenrock verwandelte Albe ab!

Von wesentlichster Bedeutung ist der zweite Abschnitt durch seine eingehende Behandlung der Kasel, des wichtigsten liturgischen Gewandes. Von dem Ursprunge desselben als römisch-griechisches Obergewand der Volkskleidung in den ersten Zeiten nach Christus bis auf den heutigen Stand seiner Verstümmelung zu zwei unschönen, auf den Achseln verbundenen, brettartigen Flächen bietet der Verfasser alle Phasen der Entwickelung der Kasel in Wort und Bild dar.

Die Geschichte der Kasel bildet das größte Kapitel des Werkes und umfaßt allein 90 Seiten. In besonderer Weise wird so die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Behandlung dieses Kultgewandes durch den ganzen Zeitraum gelenkt, und das mit vollem Recht. Ist nicht die Kasel, die anfänglich in weichen, langen Faltenzügen, dann mit dem Erscheinen der prächtigen, aber schwereren Goldbrokate in wuchtiger Fülle den Priester umgab und seiner Erscheinung etwas Königliches verlieh, heute zur Ablagerungsstätte jämmerlichster Fabrikerzeugnisse in Stoff und Stickerei geworden und dank mißverstandener Farbentheorien ein Aushängeschild modern-kirchlicher Geschmacklosigkeit? Wahrlich, beim Anblick der Kunstwerke alter Zeit, wie die Kaseln in Museen und Domschatzkammern muß den Freund der Paramentik, den Kenner oder Verehrer der tiefen Symbolik, die dem Gewande zugrunde liegt, ja jeden Menschen von Geschmack und Bildung ein wahres Heimweh überkommen nach den Zeiten, da die Paramentik ein bedeutender Kunstzweig war, welcher Geschmacklosigkeiten, wie sie heute leider vorwiegen, nicht zuließ.

Die Darstellung der Dalmatik und Tunicella wie des majestätischen Pluviale mit allen Momenten der Entwicklung und Bedeutung in historischer und symbolischer Hinsicht schließt sich dem Abschnitt über die Kasel an. Die Wiedergabe ganz und gar mit reichster Figurenstickerei bedeckter Pluviale, das von St. Paul in Kärnten, Nikolaus IV. in Ascoli Piceno, die aus Lyon und Hildesheim stammenden und im Kensingtonmuseum (London) befindlichen, sowie Pluviale in Toledo, Wien u. a. m. zeigen die Blüte der kirchlichen Stickerei im Mittelalter.

Wohl nirgends sind sodann die liturgischen Bekleidungsstücke der Hände, Füße und des Kopfes, die ja lediglich für Papst und Bischöfe in Betracht kommen, mit der Ausführlichkeit besprochen, durch Abbildungen erläutert und historisch begründet wie im dritten Abschnitt des vorliegenden Werkes. Von großem Interesse ist da z. B. die Entwicklung der Mitra, die von ihrer ursprünglichen kegelartigen Form einer weichen Mütze bis zur heutigen Gestalt wenigstens zehn verschiedene Phasen durchgemacht hat, während das Biret sogar 16 Stadien der Veränderung aufweist.

Der vierte Abschnitt umfaßt Manipel, Stola, Pallium und Rationale als Insignien. Die vielfach geteilten Ansichten über die ursprüngliche Bedeutung des Manipels oder der mappula (in den römischen Ordines) klärt der Verfasser dahin, daß es ein Sudarium, Schweißtuch, war, jedoch nicht dem Namen entsprechend benutzt, sondern ‚ein Staatstuch, ein Etikettetuch, ein Anstandstuch, ein Ziertuch' war. Es diente so den Diakonen zur Darbringung ihrer Opfergabe und zum Verhüllen des Kelchgriffes. Im Lauf der Zeit ist aus diesem, in der Hand getragenen Tuch das streifenartige Ornatstück entstanden, welches der Priester nur bei der hl. Messe am Arme trägt. Erst als der Manipel bei dieser Form angelangt war, konnte die Symbolik ihm die Bedeutung der Fesseln Christi beilegen. So ist in dem ganzen Werke klargestellt, daß die heilige Sakralbekleidung sich nur langsam aus der profanen Volkstracht entwickelte und eine mystische Bedeutung erst einsetzen konnte, als die Formen der einzelnen Ornatstücke sich zur Allgemeinheit in der christlichen Kirche entwickelt hatten.

Die Stola, ursprünglich ebenfalls als eine Art Schweißtuch, Halstuch, gedacht, hieß dennoch bis etwa 800 orarium. Unter vielen interessanten Deutungen, welche Kraus in seiner Realenzyklopädie der christlichen Altertümer gibt, ist sie auch als Ab-

zeichen einer Partei, eine Auszeichnung (Insigne) der kaiserlichen Beamten aufgefaßt, die als solche auf den römischen Klerus übergegangen. Aber Pater Braun weist außer der Anführung anderer Argumente darauf hin, daß in der Heiligen Schrift das Wort Stola ein ‚ausgezeichnetes Gewand‘ bedeute wie die stola gloriæ bei Sir. 6, 32 usw. Auch die Worte des Bischofs bei der Weihe der Diakone, wenn er denselben die Stola auf die linke Schulter legt: ‚Nimm hin aus Gottes Hand das weiße Gewand usw.‘ bestätigen diese Auffassung. Zu den weniger bekannten Insignien gehören Pallium und Rationale, beide auszeichnende Ornate für Erzbischöfe und Bischöfe, dagegen selbstverständliche Teile der päpstlichen Sakralkleidung. Während das Pallium als anspruchsloser weißer Wollstreifen, der mit sechs schwarzen Kreuzen bestickt ist, als Sinnbild der Oberhirtengewalt den Erzbischöfen regelmäßig verliehen wird, ist es seltener als Auszeichnung der Bischöfe. Ursprünglich ein breites Tuch, welches um die Schultern drapiert wurde, hat man anzunehmen, daß dieses zunächst durch Falten in ein wesentlich schmäleres Teil verwandelt wurde, woraus dann das 8—9 Zentimeter breite bandartige Ornatstück entstand.

Als Nicht-Insignie schließt sich das Rationale an, ein ‚auszeichnender Schmuck‘ für die Bischöfe, in der Form an einen gestickten Brustharnisch erinnernd oder auch in Kragenform gehalten. Den verschiedensten Vermutungen über seine Entstehung stellt der Verfasser seine auf päpstlichen Erlassen beruhende Einsicht gegenüber, daß das Rationale als Ersatz des Pallium für die verdienten und auszuzeichnenden Bischöfe geschaffen wurde, denen die erzbischöfliche Insignie nicht zustand. Unverkennbar ist immerhin eine Ähnlichkeit zwischen dem Rationale der Bischöfe und dem Brustschmuck der alttestamentarischen Kleidung des hohen Priesters, von welchem manche es hergeleitet wissen wollen. Wirklich zeigen Bildwerke aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wie Bischofssiegel, das Rationale vollständig als Brustplatte mit Steinen besetzt.

Hiemit schließen die illustrierten Kapitel des Buches ab. Es folgen im fünften und letzten Abschnitt die Kapitel über ‚Die mystische Deutung der liturgischen Gewänder‘, die bei den Zitaten der vorhergehenden Besprechungen schon öfter berührt werden mußte, ‚Die liturgischen Farben‘, ‚Segnung der liturgischen Gewänder‘, als Schlußabschnitt ‚Die liturgische Gewandung in ihrer Gesamtentwickelung‘.

Nach der Durcharbeitung und dem aufmerksamen Studium der so sorgsam eingeteilten Abschnitte des Werkes, die zunächst ein Bild des Gegenstandes in der Gegenwart, dann Namenserklärung, Alter, Gebrauch und Tragweise, Beschaffenheit in den einzelnen Zeitepochen, Ursprung und den besonders interessanten Vergleich mit den Gegenstüden der einzelnen Ornatteile in den Riten des Ostens bieten, wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß die Paramentik ein Gegenstand allgemeineren Interesses, als sie es bisher war, zu werden verdient. Zunächst bildet das Buch eine klare Quelle der Belehrung für alle, die ein aktuelles Interesse an der Hebung der Paramentik haben. Denn jede segensreiche Tätigkeit baut sich auf ein gründliches, inniges Verständnis der Materie auf. Dieses in umfassendster Weise zu vermitteln, ist das hohe Verdienst des Werkes von Pater Braun.

Wenn Dr. Fr. Bok durch seine ‚Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters‘ (Bonn 1856—71) als erster die kirchliche Gewandung aus ihrer Versunkenheit erhob und Comte de Farcy in seinem großen Werke: La Broderie du XI siècle jusqu' à nos jours (Angers 1890) ein Bild der Fülle von Kunstschätzen auf dem Gebiete der kirchlichen Stickerei gibt, so hat Braun in seinem neuen Werk alle Vorzüge der genannten Veröffentlichungen vereinigt und eine wahrhaft erschöpfende Arbeit geleistet.

Hochland-Echo

Zur Verminderung der Feiertage

Die durch eine Verordnung Pius' X. veranlaßte Verminderung der Feiertage, die so manches Bedenken hervorrief, ist eine Sache, die im Laufe der christlichen Jahrhunderte ebenso häufig wie ihr Gegenteil die Menschen zu allerhand Betrachtungen angeregt hat. Selten zu so schönen, wie diejenigen des Protestanten Justus Möser, die sich heute so zeitgemäß lesen als im Jahre 1772. So mögen sie denn hier ihr volltönendes Echo finden:

„Die Kirche ist eine gütige Mutter, die ihren Kindern Freuden erlaubt, wenn sie solche mit Dankbarkeit genießen, und sie ihnen auch wieder entzieht, wenn sie erfährt, daß sie entweder gemißbraucht oder schädlich werden. Diese liebreichen Gesinnungen hat sie von ihrem ersten Ursprunge an bewiesen; sie hat manches Fest verordnet und auch wiederum abgestellt, nachdem es die Bedürfnisse ihrer Kinder erfordert, und dieser ihre Pflicht ist es, ihre Weisheit sowohl im Geben als im Nehmen zu verehren.

Da sehr viele dieses nicht genug erkennen, und unsere gegenwärtigen Zeiten, die noch kein einziges Fest zur Freude verordnet, wohl aber viele abgeschafft haben, einer besonderen Härte beschuldigen, so wird es vielleicht manchem zum Troste und zur Beruhigung gereichen, wenn wir über die mütterliche Ökonomie, welche die Kirche mit ihren Festen von Zeit zu Zeit gehalten, eine kurze Betrachtung anstellen, und solche unsern Lesern vorlegen.

Die Feste, welche wir bisher gefeiert haben, sind nicht alle von Anfang an, und auch nicht alle sogleich von der ganzen Kirche gefeiert worden. Das Fest der heiligen Dreifaltigkeit ist zuerst im zwölften, das Fronleichnamsfest im dreizehnten und das Fest der Heimsuchung Mariä im vierzehnten Jahrhundert, sowie andere früher oder später eingeführt, und erst nur in einigen, nachher aber in mehreren Ländern gefeiert worden. Das Heil der Menschen war hierin der Kirche einziger Führer; und nachdem eine außerordentliche Gefahr überstanden oder die Kirche eines besonderen göttlichen Schutzes genossen hatte, oder auch nachdem es Zeit, Sitten und Umstände nützlich und notwendig machten, verordnete sie Feste und erlaubte demjenigen, der es tun konnte, seine ganze Zeit in heiliger Freude zuzubringen. Nach ihrem Wunsche möchte unsere ganze Lebenszeit nur eine Feier, und unsere Beschäftigung nichts wie gottgefällige Freude sein.

Allein so lieblich auch diese ihre Wünsche sind, so hatte sie sich doch oft durch eine noch höhere und edlere Liebe bewogen gesehen, ein Fest wiederum einzuziehen, was sie unter anderen Umständen und in andern Zeiten verordnet hatte. Andere Religionen haben die Knechte arbeiten lassen, wenn sie den Herren einen Feiertag machten. Allein die christliche Kirche, welche allen Menschen, ohne Unterschied des Standes, ihre Wohltaten mitteilt, und den Knecht wie den Herrn als ebenbürtige Kinder aufnimmt, gebietet Feiern für alle; und sobald sie diesen großen Endzweck hatte, sobald sie Reichen und Armen, Wein- und Ackerbauern, Hirten und Jägern eine gleiche Güte zeigen wollte, sobald sie die Einwohner fruchtbarer und unfruchtbarer, schwach und stark bevölkerter, heißer und kalter Gegenden einerlei Feiern teilhaftig zu machen wünschte, so war es auch eine stillschweigende Bedingung

ihrer Weisheit und Güte, daß sie sich nach den verschiedenen Bedürfnissen der Zeiten, Länder und Menschen richten wollte. Der Arme muß mehr arbeiten als der Reiche, ein bevölkerter Staat mehr als ein unbevölkerter, wo wenige von vielen leben, der Ackersmann mehr als der, so von der Viehzucht lebt, der mit Steuern beschwerte mehr als der es nicht ist; in wärmeren Gegenden fällt die häufigste Arbeit auf andere Tage als in kälteren; der Weinbauer kann feiern, wenn der Schnitter schwitzt. In einer Reihe von glücklichen und ruhigen Zeiten können Feiertage eingeführt werden, die in harten und teuren Jahren schädlich sind. Einreißende Mißbräuche können zur Verminderung solcher Feiertage führen, die eine reine Andacht ehedem geheiliget hatte, und ein herrschender Unglaube kann die Kirche bewegen, gewisse Lehrsätze an eigenen dazu bestimmten Tagen in mehrerer Erbauung zu halten, die nach einer glücklichen Sinnesänderung der Menschen überflüssig werden. Alle diese aus der göttlichen Ökonomie unter den Menschen hervorgehenden Umstände hat die Kirche zu jeder Zeit erwogen, darnach besondere und allgemeine Feiertage verordnet, und so wie die Umstände sich verändert, solche auch wiederum abgestellt. Sie ist hierin der göttlichen Weisheit gefolgt, die vieles im alten Bunde verordnet hatte, was sie im neuern unter andern Umständen billig verändert hat.

Daher finden wir schon in den ältesten Zeiten Spuren von eingegangenen Feiertagen. Insbesondere aber klagten die versammelten Kirchenväter zu Kostnitz im Jahre 1414 darüber, daß die mehrsten Feiertage nur zur Üppigkeit verwendet, und viele nützliche Arbeiten dadurch versäumt würden, und verordneten dieserhalb, daß verschiedene, insbesondere im Sommer, weil der Mensch sodann die mehrste Arbeit hätte und für den Winter sorgen müßte, eingehen sollten. Die deutsche Nation beklagte die Menge der Festtage auf der Reichsversammlung zu Nürnberg vom Jahre 1522 mit lauter Stimme. Es sind deren so viel, sagte sie, daß der arme Ackersmann die Früchte seines sauren Schweißes, welche in der augenscheinlichsten Gefahr stehen, vom Regen, Hagel und andern Unglücksfällen verdorben zu werden, nicht zu rechter Zeit einernten kann, und dafür seine Zeit im Kruge üppig und müssig zuzubringen verleitet wird. Der damalige päpstliche Nuntius, der Kardinal Campegius, gab diesen Klagen seinen Beifall, und verschaffte auch wirklich eine Verminderung der Feiertage, die nach dem bekannten Interim vom Jahre 1548 noch weitergehen sollte, und wirklich von einigen Bischöfen, insbesondere aber von dem Erzbischofe zu Trier weiter ausgedehnt wurde. Und vielleicht wäre man auch damals noch weiter gegangen, wenn außer andern Ursachen die vielen Steuern und Verteidigungsanstalten, welche des heiligen römischen Reichs Untertanen nachwärts übernehmen müssen, eine solche Verminderung damals ebensosehr wie jetzt erfordert hätten. Ohne die höchste Not schränkt die Kirche die Freuden ihrer Kinder nicht ein. Aber so wie nach dem Urteil des hl. Bernards, wenn Gott Landplagen und schwere Zeiten den Menschen zuschickt, Feier- und Festtage nicht sehr schicklich sind, so müssen sich auch die Feiertage vermindern, wenn die übrige Zeit nicht mehr hinreicht, die sich täglich mehrenden Lasten zu bestreiten. Traurig ist es freilich, wenn man die der Andacht und einer gottgefälligen Freude gewidmeten Tage vermindern muß, und wir haben Ursache, Gott zu bitten, daß er die Herzen der Großen auf Erden so leiten wolle, damit sie das ihnen anvertraute Staatsschiff nicht in beständigen Sturm führen, und ihre Untertanen zum unaufhörlichen Rudern bringen mögen. Allein ohne uns jetzt über die Strafbarkeit derjenigen zu beschweren, welche die mütterlichen Wünsche der Kirche vereiteln, so müssen wir vielmehr die Nachsicht der letztern verehren und ihre Gelindigkeit bewundern, womit sie unsern Bedürfnissen

entgegenkommt. Die Zeit kann kommen, wo sie uns einen Moses erweckt, der den verdoppelten Fronen Ziel setzet, und uns diejenigen Freuden wieder schenkt, welche sie uns jetzt unwillig entzieht. Uns kommt es aber nicht zu, die geheimnisvolle göttliche Führung der Menschen zu richten und mit Murren Wunder zu fordern. Alles, was wir für uns tun können, besteht darin, daß wir unsere überflüssigen Bedürfnisse einschränken, unsere Ausgaben dadurch vermindern, unsere Güter nicht verschulden, und uns dadurch in den Stand setzen, unsere Steuern und Abgiften mit minderer Arbeit aufzubringen. Alsdann werden wir uns selbst Feiertage machen, und unsere übrige Zeit Gott widmen können. Die Kirche wird dieses freiwillige Opfer freudig annehmen, und die weltliche Obrigkeit denen, die nach getaner Arbeit feiern, ihre Freude zur nötigen Ermunterung sehr gern gönnen.' – th.



Ein Physiker über die christliche Gottesidee

Sir Oliver Lodge, der große englische Physiker, der schon in seiner Schrift ‚Leben und Materie' Schulter an Schulter mit seinem Fachgenossen Chwolson gegen die Haeckelsche Art der Welträtselung gekämpft hat, gehört auch im positiven Sinne zu den Zeugen einer neu sich vertiefenden, zur Übereinstimmung mit den christlichen Grundwahrheiten zurückstrebenden Denkrichtung. Wohl gebricht seinen Vorstellungsformen, die er ohne Anschluß an eine bestimmte philosophische Schule sich bildet, oft noch die volle Klarheit und Reife. Dafür enthalten sie aber, genährt und entsprossen aus der reichsten Kenntnis aller naturwissenschaftlichen Forschung, um so mehr unmittelbare Frische und anregende Kraft.

Lodge lebte jahrzehntelang so ganz in den empiristischen Vorstellungsgrenzen moderner Naturforschung, daß sich ihm auch die Wege der Gotteserkenntnis zunächst nur aus dem Erfahrungswissen zu eröffnen scheinen. Von ihm geht er deshalb auch in dem gedankenreichen Aufsatz aus, den er über ‚Die christliche Gottesidee', ‚The Christian Idea of God' zum ‚Hibbert Journal' (Juliheft 1911 S. 697 ff.) beigesteuert hat:

Gewiß gibt es, so gesteht er gleich anfangs zu, Geheimnisse Gottes, die kein menschliches Forschen ergründet. Aber daß sich unserem Erkenntnismühen gar kein Zugang zum Göttlichen eröffnen ließe, das bestreitet er, aller fideistischen Denkmüdigkeit fremd, mit aller Entschiedenheit. Denn:

> ‚Man kann die Wahrheit nicht auseinanderreißen in solche, die göttlich ist, und solche, die es nicht ist. Auch die Wahrheiten der Wissenschaft waren einst so gut Geheimnisse Gottes als alle anderen.'

Menschliche Forsch- und Denkarbeit hat uns in der Erfahrungswissenschaft zur fortschreitenden Erkenntnis der umgebenden Wirklichkeit geführt; unsere Begriffe sind hier nicht etwa nur subjektive Einbildungen; unsere Sinne haben sich in Harmonie mit dem Weltganzen entwickelt. Freilich erkennen wir durch unsere Sinne und Begriffe die Dinge nicht vollkommen; aber was sie uns darüber lehren, ist darum doch nicht irreführend:

> ‚Ein jedes Ding bietet vielerlei Ansichten. Selbst ein so einfaches wie das

Wasser zum Beispiel. Unter chemischen Gesichtspunkten ist es eine Anhäufung oder Anordnung zusammengesetzter Moleküle; für den Meteorologen und physikalischen Geographen ist es ein Element von einzigartigen und höchst wichtigen Eigenschaften; jeder Dichter hat irgend eine der Schönheiten besungen, welche es der Betrachtung darbietet, während es der Alltagsmensch als ein regelmäßiges Lebensbedürfnis ins Auge faßt. Alle diese Ansichten erschöpfen ihren Gegenstand nicht; aber eine jede von ihnen ist wahr. Die Eigenschaften der Materie, die uns durch unsere Sinne bekundet werden und uns eine weitere Untersuchung in den Laboratorien ermöglichen, sind wahre Eigenschaften, wirklich und zuverlässig. Sie sind nicht die ganze Wahrheit, ein gut Teil mehr wird uns erst durch die Männer der Wissenschaft bekannt, aber die komplizierteren Wahrheiten strafen die einfachen nicht Lügen. Und überdies müssen wir zugestehen, daß die vollkommene Wahrheit auch über das einfachste Ding ganz gewiß jenseits unsrer Kraft liegt; jedes Ding an sich steht in Beziehung zum ganzen Weltall und ist in seiner Fülle unerschöpflich.'

Und des weiteren bezeichnet es Lodge als eine Erfahrung seiner vierzigjährigen mathematisch-physikalischen Forscherarbeit, daß ‚der Irrtum gerade dann oft erst sich einschleicht, wenn wir um der komplizierteren Wahrheiten willen die einfacheren leugnen. Die einfachen und ursprünglichen Erkenntnisse bleiben immer wahr, und darum nennt Lodge auch seine ganze Darlegung im Untertitel „eine Fürsprache der Einfachheit", „a plea for simplicity"'.

Wie es mit den grundlegenden physikalischen und mathematischen Begriffen bestellt ist, so auch mit dem Gottesbegriff:

‚Er kann betrachtet werden von einem absoluten und transzendenten Standpunkt aus, wie ihn die Menschheit nur je zu erreichen glauben mag. Er kann betrachtet werden als die höchste und edelste Vorstellung, welche der Menschengeist nur bilden kann. Er kann betrachtet werden als alles Dasein beherrschend und einschließend und als gleichbedeutend mit allem Sein, wenn es hinreichend tief verstanden wird. Alle diese Anschauungsweisen sind berechtigt, aber sie sind nicht endgültig und erschöpfend. Man mag sich Gott auch vorstellen mit manchen Attributen der Menschlichkeit, ihn schildern als den mächtigen und liebenden Freund, mit dem unsere Seelen zu jeder Stunde des Tages Gemeinschaft pflegen können, dessen Geduld und Weisheit, Langmut und Güte nimmer erschöpft werden. Und er darf in der Tat verstanden werden als uns geoffenbart, soweit wir es zu fassen vermögen, in einem menschgewordenen Wesen, das eigens herniederkam, um den Menschen solche Attribute der Gottheit zu enthüllen, die sie sonst nie erfaßt hätten.

Alle diese Vorstellungen schließen sich gegenseitig nicht aus, sie alle sind zu ihrem Teile wahr. Keine von ihnen ist vollständig. Sie alle sind Anschauungsweisen, teils wahr, teils falsch, je nachdem sie vom Individuum verstanden werden, aber jedenfalls fähig so ausgedrückt zu werden, daß alles, was sie besagen wollen, wahr ist.

Unzweifelhaft ist die christliche Gottesidee eine einfache. Überwältigend und erschütternd einfach ist die Lehre, wie sie uns die orthodoxen christlichen Kirchen darbieten . . .'

Und nun schildert uns Lodge in kurzen, unzureichenden Worten den Lebensgang des Heilandes, wie er so ganz einfach ist und doch über allen menschlichen Begriff erhaben, unvergleichlich mit allen Mythen der Menschheit:

‚Ja, ganz gewiß, Christus war eine einzigartig erleuchtende Offenbarung der Gottheit, eine Offenbarung an das Menschengeschlecht, die höchste und einfachste, die uns zuteil ward, eine Offenbarung in der einzigen für den Menschen faßlichen Form, eine Offenbarung in der vollverkörperten Form der Menschlichkeit.'

Alle anderen Gottesbegriffe der Menschheit, von den Ursprünglichkeiten der Urvölker bis zu den höchsten der hellenischen und jüdischen Weisheit sind im christlichen Gottesbegriff nach ihrem Wahrheitsgehalt vereint und übertroffen, denn er lehrt die menschheitserlösende Liebe.

Kein Einwand gilt gegen die Persönlichkeit Gottes, wenn wir auch gewiß mit unserem Persönlichkeitsbegriff sein Wesen nicht erschöpfen.

‚Täuschen wir uns doch nicht selbst, indem wir unzulängliche Begriffe soweit pressen, daß wir die einfache und offenbare Wirklichkeit aus dem Auge verlieren. Kein Begriff, den wir bilden können, ist zu hoch, zu gut, zu würdig. Leicht läßt sichs denken, daß wir in die Irre gehen, aber niemals aus dem Grunde, weil unsere Ideen zu hoch und zu edel wären . . . Kein Begriff ist zu groß und erhaben. Aber auch keine fromme Vorstellung ist zu einfach, zu bescheiden, zu kindlich, als daß sie nicht ein Element — ein Korn — lebensfähiger Wahrheit enthielte.‘

Wir können der weiteren Entwicklung von Lodges mehrfach in den Okkultismus abirrenden Gedankenwegen nicht überall folgen. Bedeutsame Anknüpfungspunkte treten vor allem da wieder zutage, wo er unmittelbarer an seine eigene Forschererfahrung anknüpft, wo er warnt vor allen bloß negativen Sätzen, deren Wahrheitsgehalt sich nicht auch irgendwie positiv formulieren läßt. Weil die Fortschritte der Wissenschaft im verflossenen Jahrhundert vorwiegend auf physikalischchemischem Gebiet lagen, steht es ihr nicht zu, zu verneinen, was jenseits dieser Grenzen liegt, weder im Organischen, noch im Geistigen, noch schließlich im schlechthin Wunderbaren.

‚Die christliche Gottesidee hat bisher ein Element des Wunders in sich eingeschlossen und wird es voraussichtlich immer enthalten — ein Überflutetwerden des menschlichen Lebens durch Einflüsse aus einer jenseitigen Welt, ein Walten höherer, wohltätiger Mächte über dem menschlichen Geschick. Auch ein Walten feindlicher Mächte — gewiß, die Einwirkungen kommen nicht alle von einer Seite; aber der christliche Glaube lehrt, daß das Gute stärker ist als das Böse. Die Erfahrung hat so manchen Heiligen gelehrt, daß bei aller Marter des Übels der Anruf der guten Mächte zum schließlichen Siege emporführt.‘

Die Glaubenslehren von der Unsterblichkeit der Seele, von der Menschwerdung Gottes knüpfen gewiß an die ursprünglichsten Vorstellungen der Menschheit an. Aber auch in der Geschichte der Wissenschaft haben sich oft die naiven Vorstellungen als die richtigsten erwiesen:

‚Die Elektrizität wurde vor längerer Zeit oft als ein Fluidum angesehen; und dann wurde es bald zur Gewohnheit, sich über diesen Ausdruck lustig zu machen . . . Und doch was anderes ist das Gewimmel beweglicher Elektronen, die jetzt von der allerneuesten Theorie in einem Metall postuliert werden? Doch sicherlich in gewissem Sinn ein Fluidum, wenn auch nicht im materiellen? Die erste Vermutung war also im ganzen doch nicht so falsch . . . Aller Fortschritt (der Wissenschaft) beruht auf bescheidentlichem Forschen und spekulativem Denken bis zu den Grenzen menschlichen Könnens; und wenn am Ende die Dinge wirklich verstanden sind, dann werden sie als recht einfach erkannt . . .

So ähnlich steht es auch mit der Gottesidee.

Mag auch die Wirklichkeit noch so zusammengesetzt und unfaßbar groß sein, die christliche Gottesidee ist menschlich einfach. Sie wendet sich an den Mann des Alltags, an den Ungelehrten und Unwissenden, an die „Kinder“.

So ist es die Art bei den größten Dingen. Die Sonne ist der Mittelpunkt eines ganzen Weltensystems, ein gewaltiger Körper voll von Geheimnissen und unbekannten Kräften, aber der Sonnenschein hat ein freundliches, anheimelndes Dasein, scheint in das Fenster der Hütte herein, umgibt die gemeinsten Dinge mit seinem Strahlenglanz und trägt zum Wohlbehagen bei, selbst zum Wohlbehagen eines Kätzchens. Der Sonnenschein ist nicht die Sonne, aber er ist der menschliche, irdische Anblick von der Sonne; er ist das, was unser tägliches Leben ausmacht. Er ist unabhängig von aller wissenschaftlichen Forschung, ist uns durch die unmittelbare Erfahrung gegeben, und das genügt für unser gewöhnliches Dasein.

Damit möchte ich den christlichen Gottesbegriff vergleichen. Christus ist die menschliche, die lebenspraktische Tagesansicht. Christus ist der Sonnenschein, jener Teil der überweltlichen Gottheit, welcher für die Erde genügt. Jesus von Nazareth ist unser irdisches Erbteil schlechthin. Sein Kommen ist der Ruhm, seine Aufnahme die Schmach des Menschengeschlechts.'

Die Wissenschaft kann die Vorstellungen des täglichen Lebens ergänzen und bereichern, aber sie kann sie nicht zerstören:

,Wenn man die Materie zurückführt auf Elektrizität oder auf irgend ein ätherartiges Substrat, so werden dadurch die wohlbekannten und gewohnten Eigenschaften eines Stückchens Holz oder Eisen oder Glas nicht im geringsten geändert. Die Forschung mag weitere Eigenschaften hinzufügen, die der gemeine Mann nicht wahrnimmt, aber seine konkreten, einfachen Ansichten bleiben die zweckdienlichen für das tägliche Leben. Und Gottes Anblick, so befremdend es klingen mag, muß verwandter sein dem des gemeinen Mannes als dem des Philosophen und Statistikers. So geht es zu, daß die Kinder dem Himmelreich nahe sind.'

Der wissenschaftliche Optimismus, daß schließlich immer die positive Erkenntnis Recht behält gegenüber der negativen, die einfache und klare gegenüber der hoffnungslos verwickelten, die Wahrheit gegenüber dem Irrtum, ist in der tiefsten Wurzel untrennbar von dem allgemeinen christlichen Optimismus, daß das Gute doch stärker ist als das Böse, und daß der Weg der Menschheit, um derentwillen die Gottheit am Kreuze litt, letzten Endes aufwärts führt.

,Unser Planet soll sicher nicht zugrunde gehen. Seine Geschicke sind uns mehr und mehr vertraut geworden. Durch Jahrmillionen hin hat er sich entwickelt und jetzt eine menschliche Rasse hervorgebracht, Spätlinge seines Daseins, eben erst eingetroffen, noch erst zum Teil zivilisiert. Aber doch ist ihm schon ein Plato, ein Newton, ein Shakespeare entsprungen; und doch verweilte auf ihm Christus. So eilt er ohne Zweifel neuen Siegen zu und will sich zum Schauplatz gestalten für solch eine großartige Entfaltung menschlicher Tatkraft und Obgewalt und Freude, daß hierdurch wettgemacht werden und mehr als wettgemacht alle die Schmerzen und Leiden, all das Blut und die Tränen, welche die Wegbereitung gekostet hat.'

Der Gott- und Menschheitsglaube, der aus diesem Bekenntnis des großen Physikers spricht, ist im Wesen kein anderer, als ihn die erleuchtetsten Geister der Menschheit stets bekannt haben und immer wieder bekennen werden. Denn würde es je anders, so müßte alle menschliche Wissenschaft schließlich an sich selbst irre werden; sie würde ihre eigenen unersetzlichen Fundamente untergraben. Nicht die höchsten Wahrheitsgüter der Menschheit zu zerstören, vielmehr sie zu mehren und zu festigen, kann allein ihre Aufgabe sein. Wissen, Glauben und Leben müssen stets im tiefsten Kerne eines bleiben; wo sie sich gegensätzlich entzweien, leidet ein jedes der drei. E.

Rundschau

Zeitgeschichte

Die 58. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands oder der Katholikentag, wie man ihn kurz zu nennen pflegt, war heuer in die Bischofsstadt Kettelers einberufen. Mainz liegt zentral und für weite Kreise des deutschen Vaterlandes außerordentlich günstig. Ohne alle anderen günstigen Begleitumstände hätte man daher sicher auf einen außerordentlichen Besuch rechnen können. Die Begeisterung für Wilhelm Emmanuel von Ketteler, den großen Apostel der sozialen Idee in deutschen Landen, zog die Massen herbei nicht minder als die Mitglieder des rheinisch-westfälischen Adels, der sehr zahlreich vertreten war.

Es wird von Jahr zu Jahr schwerer, sich den Überblick über den stetig wachsenden großen Komplex eines Katholikentages zu wahren. Alles, was im deutschen Katholizismus sich zu gemeinsamer Arbeit in Vereinen, Genossenschaften und Sodalitäten zusammengeschlossen hat, findet sich in den Tagen der Generalversammlung zu arbeitsfreudigem Gedankenaustausch daselbst zusammen. Größer denn je war auch heuer in Mainz der Trabantenschwarm, der um die Hauptveranstaltungen sich gruppierte. Was hier an wichtigen, für die Belebung der katholischen Arbeitswilligkeit und Glaubenstreue und nicht minder für unser ganzes deutsches Kulturleben bedeutungsvollen Anregungen, Plänen und Beschlüssen sich zusammenhäuft, entgeht nicht nur fast allen Andersgläubigen, sondern sogar einem Großteil unseres katholischen Volkes selber. Es ist verfehlt, im Katholikentag nur die notwendige Stärkung und Belebung und Erhaltung des Machtgefühls eines durch gleiches Glaubensbekenntnis zu gleichen kulturellen Aufgaben zusammengeschweißten Volksteils zu sehen. Diese Tagungen sind so sehr darüber hinausgewachsen, daß eine nationale Bedeutung ihnen kaum mehr abgesprochen werden kann. Man sehe ab von dem überwältigenden Eindruck eines Aufzuges von mehr denn 50 000 Menschen, von dem beispiellosen von einmütiger Begeisterung getragenen Besuche der Versammlungen; sie haben ihre Bedeutung und ihre Größe für unsere eigenen Kreise. Aber die gemeinsame Arbeit, die in diesen Tagen geleistet wird, ist der allgemeinsten Beachtung würdig. Den Anspruch auf diese Beachtung hat in allererster Linie die heurige Tagung. Die Zahl der angesetzten Kongresse und der Teilnehmer, die Größe der Aufgaben und die Bedeutung der behandelten Themen, vor allem aber Namen und Ruf der Redner wirkten heuer zusammen zum außergewöhnlichen Gesamteindruck. Und dabei fehlte es nicht an wirkungsvollen, eindrucksmächtigen Höhepunkten. Die Rede Freiherrn von Hertlings über Wilhelm Emmanuel von Ketteler und allen voran die Rede des hochw. Bischofs von Speyer, Dr. Faulhaber, über Klerus und Volk, gehören zum Wirkungsmächtigsten, was die Geschichte der Katholikentage zu verzeichnen hat. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man Dr. Faulhabers Rede richtunggebende Bedeutung beimißt. Sie wird ihr aufgeprägt allein schon durch die geradezu beispiellose Begeisterung, mit der sie allenthalben aufgenommen wurde und mit der sie in ihren Kernpunkten weitergetragen wird, wenn erst der Wunsch nach Verbreitung als Flugblatt, den der Präsident der heurigen Generalversammlung, Graf von Galen, unter minutenlangem Beifallssturm der Versammelten an den bischöflichen Redner richtete, erfüllt sein wird. Trotz dieser Kulminationspunkte hielt sich auch der Rest der Tagung auf ansehnlicher Höhe. Die Rede Dr. Donders' über die Arbeit des Bonifatiusvereins war in jeder Beziehung, inhaltlich wie formell, eine überragende Leistung. Die Redner alle zu

nennen und auf die Reden näher einzugehen, erübrigen spaltenlange Berichte der Tagespresse. Möchte jedes keimfähige Körnlein aufgehen, das heuer in offene Furchen fiel. H. H.

Zur Reform des Festkalenders.

„Unter den Einrichtungen der christlichen Kirche sind die Festtage und deren Feier unstreitig diejenige Institution, welche im Laufe der Zeiten am meisten dem Wandel und den Veränderungen unterworfen war. Wenn man erwägt, daß die neutestamentlichen Schriften darüber so gut wie nichts enthalten, und den Reichtum der späteren Ausgestaltung betrachtet, so wird man zugeben müssen, daß dies alles im Lauf der Zeit geworden ist. Da erheben sich dann sofort im Betreff der einzelnen Feste die Fragen: Wann und wo sind sie entstanden, wer gab den Anstoß zur Einführung und welche Mächte haben dabei mitgewirkt?"

Die hier berührten Fragen, mit denen Dr. Heinrich Kellner die Vorrede zur 3. Auflage seiner Heortologie* einleitet, haben in unsern Tagen eine erhöhte Bedeutung dadurch gewonnen, daß Papst Pius X. in einem jüngst erschienenen Motu proprio hinsichtlich der Zahl der kirchlichen Feiertage und hinsichtlich der Art ihrer Begehung neue Vorschriften erlassen hat, die von so universeller Art sind, daß es kaum ein Land der Erde geben wird, in dem nicht die bisherige Ordnung eine Veränderung erleiden dürfte.

Daß bei solcher Regelung die einzelnen Länder und Diözesen zugunsten der Universalität von der Eigenart ihrer besonderen Einrichtungen manches opfern müssen, ist selbstverständlich, und ebenso begreiflich ist es, daß die neue Regelung nicht überall freudige Zustimmung findet. Indessen dürfte ein Rückblick auf die geschichtliche Entwicklung der kirchlichen Feiertage versöhnend wirken und zur Klärung des Urteils einiges beitragen.

Außer den Sonntagen kannte man bis in das 3. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung nur noch Ostern und Pfingsten als eigentliche Festtage. Im 4. Jahrhundert werden Weihnachten, Epiphania und Christi Himmelfahrt gleichfalls als Feiertage schon erwähnt, aber erst durch den Codex Justinianeus (529) scheinen das Weihnachtsfest und das Fest Epiphania den Charakter gerichtsfreier Tage erlangt zu haben. Im 5. Jahrhundert finden wir die Feste Johannes des Täufers und der Apostel Petrus und Paulus; im 7. Jahrhundert treten die Feste Mariä Geburt und Mariä Verkündigung, die Beschneidung des Herrn, die Himmelfahrt Mariä und das Andreasfest auf; im 7. Jahrhundert erscheint auch zum erstenmal beim Osterfest der zweite Feiertag.

Im 9. Jahrhundert stieg die Zahl der Festtage (einschließlich der Sonntage) auf 71, darunter 4 Oster- und 4 Weihnachtsfeiertage; bald aber wurde nicht bloß für Ostern, sondern auch für Pfingsten eine achttägige Festdauer vorgeschrieben.

Im 12. Jahrhundert gelten nach kanonischem Recht als Feiertage: alle Sonntage des Jahres, dann Weihnachten mit den drei folgenden Tagen, Silvester, Neujahr, Epiphania, Mariä Reinigung (Lichtmeß), Ostern mit der ganzen Osterwoche, drei Bitttage, ferner Christi Himmelfahrt, Pfingsten (vermutlich mit zwei folgenden Tagen), die Feste Johannes des Täufers, sämtlicher Apostel, des hl. Laurentius, sowie Mariä Himmelfahrt, Mariä Geburt, Kirchweihe, Michael und Allerheiligen, endlich noch die vom Bischof der Diözese gutgeheißenen Feiertage.

Infolge der Bulle Gregors IX. von 1232 stieg die Zahl der nach kanonischem Recht gebotenen Feiertage ohne Einrechnung der besonderen Landes- und Diözesanfeste auf 95. Daher gab es in der Zeit vom 13. bis 18. Jahrhundert Diözesen, in welchen die Zahl der Tage, an denen nicht gearbeitet werden durfte, die Ziffer 100 erreichte oder gar überstieg, so daß also durchschnittlich auf jede Woche außer dem Sonntag noch

* Heortologie oder die geschichtliche Entwicklung des Kirchenjahres und der Heiligenfeste von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart von Dr. K. A. Heinrich Kellner, o. ö. Professor der katholischen Theologie an der Universität zu Bonn. Dritte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herdersche Verlagsbuchhandlung, 1911. XI. u. 318.

ein Tag traf, der dem gewöhnlichen Verkehr entzogen war.

Im byzantinischen Reich war die Zahl der gerichtsfreien Tage noch beträchtlicher als im Abendlande; sogar nach einer Reduzierung vom Jahre 1166 waren neben den Sonntagen noch 66 ganze und 27 halbe Feiertage geblieben.

‚Die starke Zunahme der Festtage im Mittelalter war wesentlich dadurch bedingt, daß die Bischöfe das von der kirchlichen Gesetzgebung anerkannte Recht ausübten, für den Umkreis ihrer Diözesen Feste neu einzuführen. Dasselbe gründete sich darauf, daß sie auch im Altertum über die Verehrung der Märtyrer zu wachen hatten und es von ihrer Gutheißung abhing, ob ein Märtyrer als solcher anerkannt und verehrt wurde. In späteren Zeiten, als das Ordenswesen sehr verbreitet und einflußreich geworden, gestaltete sich die Sache meistens so, daß irgendein Kloster ein Mysterium oder einen Heiligen neu zu verehren begann, diese Verehrung sodann beim Volke Beifall fand und Wurzel schlug, andere Klöster oder der ganze Orden die Feier ebenfalls annahmen und schließlich die Bischöfe ihre Genehmigung zur Abhaltung des betreffenden Feiertages gaben. Endlich nahm dann wohl auch die Staatsgewalt und der römische Stuhl Stellung, und damit war der neue Feiertag sanktioniert.‘ (Kellner a. a. O. Seite 20.)

Die aus der großen Vermehrung der Feiertage erwachsenen Übelstände wurden schon 1408 auf dem Provinzialkonzil zu Reims von Johann Gerson eindringlich hervorgehoben, wobei schon ‚auf die Klagen der Armen hingewiesen werden konnte, die durch die vielen Feiertage im Erwerb ihres Lebensunterhaltes beeinträchtigt seien, während andere hinwiederum die vielen Feiertage im Interesse ihrer Trägheit und Vergnügungssucht ausnutzten.‘

Zu diesen Übelständen kam noch eine im Laufe der Zeit mehr und mehr anwachsende Unsicherheit darüber, welche Feste von allen Gläubigen zu feiern seien und welche nicht. Dies alles veranlaßte den Papst Urban VIII. in der Konstitution Universa per orbem vom 24. September 1642 die kirchliche Festordnung für die ganze Kirche zu regeln und die Grenzen zu bestimmen, über welche nicht hinausgegangen werden sollte. Wichtig war diese Konstitution nicht sowohl deswegen, weil sie eine Reduktion der allgemeinen Feiertage brachte — denn diese Reduktion war eine sehr geringe —, als vielmehr wegen des Umstandes, daß Urban VIII. in derselben an die Bischöfe die Mahnung ergehen ließ, von ihrem Rechte, in ihren Diözesen neue Feste einzuführen, keinen Gebrauch mehr zu machen. Tatsächlich war hierdurch dieses noch vom Tridentinum anerkannte Recht unwirksam gemacht. ‚Heutzutage kann dieses Recht, ohne eigentlich aufgehoben zu sein, als vollständig antiquiert gelten.‘ (Kellner a. a. O.)

Größere Reduktionen der Feiertage erfolgten 1727 und 1748 für Spanien, im letzteren Jahre auch für Neapel und Sizilien, dann 1754 und 1771 für Österreich, 1772 für Bayern, 1775 für Polen und Ostpreußen; nach der Einverleibung Schlesiens in Preußen erfolgte 1772 für die Diözese Breslau eine neue Regelung der Festordnung, die nachher für den ganzen preußischen Staat in seinem damaligen Umfange Geltung erhielt.

Die einschneidendsten Veränderungen auf diesem Gebiete verursachte die französische Revolution. Durch einen den neuen Verhältnissen Rechnung tragenden Erlaß des Kardinallegaten Caprara vom 9. April 1802 wurde die Zahl der gebotenen Feiertage für Frankreich in seinem damaligen Umfang auf vier festgesetzt, nämlich Weihnachten, Allerheiligen, Christi Himmelfahrt und Mariä Himmelfahrt (der 15. August war Napoleons Geburtstag und wurde wohl vielfach nur als politischer Feiertag betrachtet). Es ist dies ein Ausnahmszustand, der für sonstige Verhältnisse nicht weiter in Betracht kommen kann.

Wichtiger aber sind die Festtagsregelungen für England und für die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In England galten als Feiertage zuletzt nur noch: Weihnachten, Neujahr, Epiphania, Christi Himmelfahrt, Fronleichnam,

Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen. Was aber die Vereinigten Staaten von Nordamerika betrifft, so wollte das Plenarkonzil von Baltimore 1852 nur die vier auch in Frankreich bestehenden Feiertage beibehalten; Rom aber war hiermit nicht zufrieden, und 1866 wurden als eigentliche Feiertage angenommen: Weihnachten, Neujahr, Christi Himmelfahrt, Mariä Himmelfahrt, Allerheiligen und Mariä Empfängnis.

Eine besondere Erwähnung verdient endlich noch die Art, wie die für Preußen erlassene Festordnung im Jahre 1828 auf jene Gebiete des linken Rheinufers ausgedehnt wurde, die 1802 unter französischer Herrschaft standen, nachher aber mit dem preußischen Staate vereinigt worden waren. Für diese Gebiete, die unter französischer Herrschaft nur die vier napoleonischen Feiertage gehabt hatten, bedeutete die Einverleibung in Preußen und die nachherige Einführung der preußischen Festordnung eine bedeutende Vermehrung der Festtage. Damit nun aber durch diese Vermehrung die arbeitenden Klassen in den Industriebezirken mit konfessionell gemischter Bevölkerung nicht in ihrem Erwerb beeinträchtigt würden, erwirkte Erzbischof von Spiegel für solche Orte das Zugeständnis, daß an den neu hinzugekommenen Festtagen nach Anhörung der hl. Messe knechtliche Arbeiten sollten verrichtet werden dürfen. Kellner fügt dieser Mitteilung hinzu: ‚Bei dem durchweg sehr religiösen Sinn der in Betracht kommenden Gegenden wurde von dieser Vergünstigung kaum Gebrauch gemacht, so daß sie obsolet ist.‘ Wer mit den Verhältnissen des industriellen Großbetriebes vertraut ist, wird sich darüber klar sein, daß und warum jene wohlgemeinte Maßregel ihren Zweck nicht erreichen konnte.

Suchen wir an der Hand der von Kellner S. 25—28 zusammengestellten Übersicht aus all den Verschiedenheiten der Festpraxis der verschiedenen Länder des Erdkreises das Gemeinsame, so finden wir außer den drei Hauptfesten nur noch drei Festtage, die, soweit die katholische Welt in Betracht kommt, allgemein gefeiert werden; es sind dies: Neujahr, Christi Himmelfahrt und Allerheiligen.

Hieran hat auch das Motu proprio des Papstes Pius X. nichts geändert; denn die neue Regelung beabsichtigt keineswegs, in irgend einem Lande einen neuen Feiertag einzuführen, und wenn sie anordnet, daß die kirchliche Vorschrift, die hl. Messe zu hören und sich der Arbeit zu enthalten für folgende Tage: Sonntage, Weihnachten, Epiphanie, Christi Himmelfahrt, Mariä Empfängnis, Mariä Himmelfahrt, Peter- und Paulstag und Allerheiligen noch in Kraft bleibt, so sagt sie zwar, daß die Vorschrift, die hl. Messe zu hören und sich der Arbeit zu enthalten, für alle anderen Tage und überall außer Kraft tritt, sie sagt aber auch zugleich, daß sie — auch für die genannten Tage — nur da, wo sie für diese Tage bisher in Kraft war, auch fernerhin bestehen bleibt. Darum werden beispielsweise der Peter- und Paulstag und der Tag Epiphania für die Vereinigten Staaten von Nordamerika keine Feiertage, während sie für England als Feiertage weiter bestehen bleiben; das Fronleichnamsfest kommt auch in England als gebotener Feiertag in Wegfall, während Mariä Empfängnis dort nicht zum Feiertag erhoben wird.

Das päpstliche Motu proprio wird begründet mit dem Hinweis auf die besonderen Verhältnisse unseres Zeitalters, die Bedürfnisse der Industrie und des Handels und die wachsende Teuerung der Lebenshaltung, die es nötig macht, daß nicht zu oft die Tagesarbeiten jener Personen unterbrochen werden, die von ihrem Lohne leben müssen. Die Berechtigung dieser Erwägungen wird jeder anerkennen, der bedenkt, welchen Veränderungen die Gesellschaft im letzten Jahrhundert unterworfen war; eine der folgenreichsten davon war die, die in der Zahl und in den Lebensbedingungen der Lohnarbeiter vor sich gegangen ist. Noch im 18. Jahrhundert werden Betriebe mit 10, 50, hier und da 100 Arbeitern als Großbetriebe betrachtet, heute haben wir Großbetriebe mit 50 000 und 60 000 Arbeitern und darüber, und die Zahl der Personen, deren Berufsstellung das unselbständige, auf

den Tagesverdienst angewiesene Arbeitertum ist, wird auf ein Viertel bis ein Drittel der Bevölkerung geschätzt. In der Berücksichtigung dieser Verhältnisse und ihres Einflusses auf die Ernährung, den Familiensinn und den sittlichen Zustand des arbeitenden Volkes liegt die jeder Schätzung sich entziehende Bedeutung der Verminderung der Feiertage.

Käme nun hiezu noch jene allgemeine Kalenderreform, die im letzten Juniheft des ‚Hochland‘ in Vorschlag gebracht ist, und würde dann auch das Fest Epiphanie auf den ersten oder zweiten Sonntag des neuen Jahres verlegt, dann würde Christi Himmelfahrt als der einzige katholische Feiertag, der auf einen Wochentag fallen könnte, übrig bleiben, da nach jenem Vorschlag der 15. August (Mariä Himmelfahrt), der 1. November (Allerheiligen), der 8. Dezember (Mariä Empfängnis) und das Weihnachtsfest stets auf einen Sonntag fallen müßten.

A. Rüdiger-Miltenberg.

Pädagogik

Staatsbürgerliche Erziehung. Die Frage der staatsbürgerlichen Belehrung und Erziehung steht seit einiger Zeit im Vordergrunde der Erörterung in der Schulwelt und in der Presse. Allgemein wird zugegeben, daß die Kenntnisse und das Interesse an den staatlichen Einrichtungen des Deutschen Reiches und seiner Bundesstaaten in den weitesten Kreisen des gebildeten Bürgertums recht gering sind, während die unteren Schichten des Volkes in ihrer Art über die Verfassung unseres Staates aufgeklärt sind und werden.

Gewiß, so kann und darf es nicht weiter gehen! Und wie so oft klagt man auch hier wieder die Schule an, daß sie die staatsbürgerliche Erziehung und Belehrung der Jugend versäumt, daß sie die größte Schuld trage an der Unkenntnis und Teilnahmslosigkeit weiter Volkskreise am Staate und seinen Einrichtungen!

Hat die ‚öffentliche Meinung‘ recht? Hat die Schule die Erziehung zu nationaler Gesinnung vernachlässigt? Nein! Wohl ist die heutige höhere Schule und zum Teil auch die Volksschule zu sehr ‚Lehranstalt‘; sie vermittelt in gedrängtem Maße die Bildungselemente vergangener und gegenwärtiger Kultur. Viele Lehrer fühlen sich zu sehr als Beamte und lediglich als Vermittler des nötigen Wissensstoffes, weniger als Erzieher und Förderer der ethischen Keime in der Seele des Kindes. Dieses zugegeben, so liegt doch die tiefere Ursache der Interessenlosigkeit und Unkenntnis der staatlichen Einrichtungen in den allgemeinen Zeitverhältnissen. Tief wurzelten Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl in den Herzen unserer Vorfahren. Aber seitdem wir Deutschen 1871 den Kaisertraum erfüllt sahen, vergaßen wir nur zu rasch die Höhe vergangener Zeiten und damit auch leider unsere Tugenden! Der Übergang Deutschlands vom Ackerbaustaat zum Industriestaat entzog Hunderttausende der Scholle, die dem Menschen Charakter gibt. Ein Goldstrom ergoß sich über die deutschen Fluren; das Volksvermögen stieg ungeheuer, aber mit ihm auch die ‚auri sacra fames‘. So änderte sich der Charakter weitester Volksschichten von Grund auf. Die Gottesfurcht schwand mehr und mehr dank den ‚Erkenntnissen‘ der neueren Philosophie und liberalen Theologie. Das neue Geschlecht hält es für veraltet, in der Familie und in der Öffentlichkeit die religiös-sittlichen Ideale zu pflegen und zu vertreten. Es fehlt in allen Schichten der Bevölkerung an ernstem Pflichtgefühl gegen Staat und Kirche. Für sehr viele — oder schon die meisten? — ‚Staatsbürger‘ ist einziges Ziel und Streben: Reichtum und Wohlleben. Viele, viele Mütter und Väter finden nicht mehr die Zeit, ihre Kinder in Gottesfurcht, Vaterlandsliebe und Sittlichkeit zu erziehen; denn sie sind angesteckt von den Grundübeln unserer Zeit: dem Egoismus und der schrankenlosen Genußsucht! Sie überlassen es der Schule, ihre Kinder zu bilden und zu erziehen. Aber wie viele Eltern zerstören dann wieder zu Hause die Keime, die zu hegen und zu pflegen Kirche und Schule sich heiß bemühen! Sie spotten unbedacht vor ihren Kindern über ‚Pfaffen‘ und Religion; sie lassen ihre Kinder täglich in den

Zeitungen und sogenannten ‚Witzblättern‘ Kritik und Hohn lesen, die an den Häuptern und Gliedern unseres Staates und der Kirche geübt werden. Und dann sollen diese Kinder noch gute Staatsbürger werden?

Ohne Zweifel aber kann die Schule vieles wieder gut machen, was gewissenlose oder törichte Eltern aus Mangel an religiös-sittlicher Grundlage an ihren Kindern sündigen. Deswegen ist die Forderung der staatsbürgerlichen Belehrung und Erziehung berechtigt und nur zu begrüßen. Noch ist man sich nicht über Weg und Ziel einig. Das beweist die Fülle von Broschüren und Büchern zu unserer Frage. Neunzehntel aller Stimmen spricht nur von staatsbürgerlichem ‚Unterricht‘; nur wenige verlangen eine ‚Erziehung‘ zum guten Bürger.

Der rührigste Vorkämpfer auf diesem Gebiete ist der Münchener Stadtschulrat G. Kerschensteiner. In seinem Schriftchen ‚Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung‘* will er nichts wissen von staatsbürgerlicher Belehrung aller Art, sondern er verlangt staatsbürgerliche Erziehung in den Schulen durch ihre Umwandlung in Arbeitsgemeinschaften. Die Schule soll befähigt sein, ‚die Zöglinge zu lehren, einer Gemeinschaft zu dienen, sie an die Pflicht zu gewöhnen, unter freiwilliger Einfügung, Unterordnung, gegenseitiger Rücksichtnahme, und nicht zuletzt unter freiwilligen persönlichen Opfern die Gemeinschaft sittlich zu fördern‘. . . Mit andern Worten: ‚Das Ziel der staatsbürgerlichen Erziehung ist die Verwirklichung eines sittlichen Gemeinwesens; es ist das Ideal des Kultur- und Rechtsstaates.‘ Das sind gewiß schöne Gedanken, deren Verwirklichung unseren Schulen aller Art — auch den Fortbildungsschulen — von größtem Nutzen sein würde. Aber dem Bürger genügen später die so gepflegten Tugenden allein nicht, er bedarf doch auch gründlicher Kenntnisse über den Staat und seine Einrichtungen, die man nur durch Unterweisungen erwerben kann!

Recht erfreulich ist es, daß auch Fr. W. Foerster, der bekannte Verfasser der ‚Jugendlehre‘, ‚Lebenskunde‘ und ‚Lebensführung‘ eine wertvolle Schrift über ‚Staatsbürgerliche Erziehung‘ veröffentlicht hat*. Auch ihm genügt die staatsbürgerliche Belehrung allein nicht; denn ohne den ernstlichen Willen, sie zu betätigen, hilft sie nicht. Andrerseits würde die bloße Übung im Zusammenarbeiten, wie sie Kerschensteiner erstrebt, gar leicht zu einem korporativen Egoismus führen, der unter Umständen noch schlimmer werden würde als der persönliche Eigennutz. Durchschlagenden Erfolg würde ohne Zweifel eine religiös-sittliche Erneuerung unserer Kultur- und Weltanschauung bringen. Da aber vorläufig die religiös-sittlichen Ideale in weiten Kreisen zusammenbrechen, so muß eine neue Pädagogik der staatlichen Kultur geschaffen werden. Sie hat die Aufgabe, dem individualistischen Willen entgegenzuarbeiten und unsere Jugend durch rechte Anfeuerung, Aufklärung und Übung zur sozialen Verantwortlichkeit zu erziehen. Insbesondere soll die Schule von Anbeginn bestimmte Tugenden einpflanzen, pflegen und befestigen, wie: Einordnung in das Ganze, den wahren inneren Gehorsam, kein äußeres ‚Poussieren‘, Selbstbeherrschung und die in den Klassenkämpfen gar oft vermißte Vertragstreue. Viel verspricht sich Foerster von der Selbstregierung der Schüler, wie sie zuerst in englischen und amerikanischen Schulen eingeführt und zum Teil auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz schon übernommen worden ist. Gerade dieser Punkt ist zurzeit besonders strittig.

Eines aber ist klar: Die staatsbürgerliche Belehrung und Erziehung darf nicht getragen sein von einseitig politischen Anschauungen, wie sie z. B. in dem schon mehrfach in kath. Tageszeitungen gerügten Buche von Wolf ‚Angewandte Geschichte‘ hervortreten. Wünschenswert, ja notwendig wäre es freilich, daß die staatsbürgerliche Erziehung und Belehrung ihren Ab-

* Leipzig 1910. B. G. Teubner. Vgl. auch ‚Grundfragen der Schulorganisation.‘ Ebda.

* Vorträge der Gehestiftung zu Dresden. Bd. 2. Leipzig 1910. B. G. Teubner.

schluß fände auf den Hochschulen durch geeignete Vorlesungen, um die auf den Mittelschulen erworbenen Kenntnisse zu vertiefen und lebendig zu erfassen. In noch weiterem Umfange als bislang müssen sich unsere Studenten in sozialen Zirkeln und Volksbildungskursen betätigen. Die Zeit des Hochschulstudiums soll nicht nur eine Vorbereitung und Rüstung zum gewählten Lebensberuf sein, sondern auch die Brücke von der staatsbürgerlichen Erziehung zur staatsbürgerlichen Betätigung.

Dr. Rudolf Schulze.

Philosophie

Ekstatische Konfessionen. Der höchst erreichbare Zustand der Seele ist die Ekstase, die Verzückung, Entrückung aus der sinnlichen Welt, so daß der Verzückte, nur in Visionen einer inneren Welt verloren, meist ohne äußere Teilnahme bleibt. Bei dem Ekstatischen steigert sich das Gefühlsleben und die Phantasie zu einem so hohen Grade, daß der äußere Körper entweder wie im Scheintod oder kataleptisch unbeweglich und gegen alle äußeren Reize unempfindlich ist; sein Geist aber schaut ferne und zukünftige Dinge. Zur Ekstase gehört eine gewisse natürliche Disposition; sie kann aber auch durch äußere Mittel und Veranlassungen zustande kommen. Zur natürlichen Ekstase sind schon sehr phantasiereiche Menschen mit einem reizbaren Nervensystem, die Genies, und leicht bewegliche Gemüter mit religiöser Anlage geneigt. ‚Dichter und Künstler sowie fromme, in Kontemplationen vertiefte Schwärmer geraten gar nicht selten bei geringen Veranlassungen in Ekstase. Die ihnen so leicht zuströmenden Ideen sind ihre Welt des Geistes, die wirkliche dagegen ist ihnen nur ein Feld, auf das sich die unsichtbaren Ideale abspiegeln, oder die sie von der rohen Materie mit sich in die übersinnlichen Gebiete des Geistes erheben. Dichter und Künstler haben daher auch sehr oft die zarte körperliche Reizbarkeit mit jenen zu Verzükkungen geneigten Personen gemein.‘ (Ennemoser, ‚Geschichte der Magie‘, S. 176).

Die Lehre von der auf das Göttliche gerichteten Ekstase finden wir schon bei den Alten in Definitionen, die auch heute nicht zutreffender gegeben werden können. Keime davon bereits bei Platon und Aristoteles, deutlicher bei Philo und Plotin. Nach diesen ist die Ekstase die Ruhe der Seele in Gott, den sie unmittelbar erfaßt und berührt. Und Cicero sagt: Im Innern des Geistes ist die göttliche Weissagung versteckt und verschlossen, weil die vom Körper abgezogene Seele durch einen göttlichen Trieb bewegt wird, welche, wenn sie stärker entbrennt wird, Wut (furor) genannt wird. — Ohne diesen Furor, behauptet Demokrit, gibt es keinen großen Dichter; ihm stimmt auch Platon bei. Was übrigens die sehr reinen Gemüter betrifft, so sind sie dem Göttlichen näher; kein Wunder, daß sie also künftige Dinge wissen. So fiel der Maler von Fiesole während seiner Arbeiten zuweilen in solche Entzückungen. Michelangelo sagte selbst über ein von demselben gemaltes Bild der Maria: so könnte kein Mensch ein Bild schaffen, ohne das Urbild gesehen zu haben. (Görres, Christliche Mystik II. 156.)

Von den Mystikern sprechen mehr oder minder eindringlich über die Ekstase Richard von St. Victor, Bernhard von Clairvaux, Bonaventura, Johann Gerson und unsere großen Deutschen: Eckhart, Tauler, Suso, Jakob Böhme. Von ihr sprechen ist — Verlegenheit; denn alle Beschreiber stimmen darin überein, daß die Sprache zu arm sei, mit Worten das auszudrücken, was der Ekstatiker sieht und erlebt. Je nach der sprachlichen, nach der dichterischen Begabung möchte man sagen, findet der Ekstatiker treffende Bilder für sein inneres Erlebnis. Die echten großen Ekstasen sind nicht gerade häufig. Von Plotin erzählt sein Schüler und Biograph Porphyrius, daß er nur viermal in seinem Leben die Seligkeit der Ekstase gekostet habe. Die Äußerungen der Ekstasen bei allen Kulturvölkern und in allen Religionen weisen eine gewisse Familienähnlichkeit auf: eine Ähnlichkeit, die allein schon für ihre Echtheit charakteristisch ist. Die überzeugendsten Worte, die glühendsten Bilder für den Ausdruck der Vereinigung mit seinem Gott

hat aber der christliche Mystiker und Ekstatiker gefunden. Vor einiger Zeit hat es Martin Buber unternommen, eine kleine Auswahl ‚Ekstatischer Konfessionen' in einem Buche* zu sammeln. Über die Ersprießlichkeit einer solchen Sammlung kann man nun verschiedener Meinung sein, besonders wenn sie wie diese, gewissermaßen popularisierend, auf ein größeres gebildetes Publikum berechnet sein soll. Der Gelehrte, der Theologe, der sich intensiv mit diesem subtilen Gegenstande beschäftigt, wird natürlich die Quellen, eben die Ekstatiker selbst lesen und sich nicht mit einer stark subjektiven Auswahl in Bruchstücken begnügen, die nicht einmal immer als solche genau bestimmt sind. Der gläubige Laie hat schon seit dem Jahre 1873 in dem ‚Geistlichen Leben' von Heinrich Suso Denifle eine vortreffliche Blumenlese aus den deutschen Mystikern des 14. Jahrhunderts, die seither oft aufgelegt wurde und die in der leider nur mehr schwer zu erlangenden ersten Auflage jenes Jahres auch die Fundstellen verzeichnet. Mit der übrigen, orientalischen Mystik aber weiß ein solcher nichts anzufangen. Wer also soll Bubers Buch lesen: der literarische Feinschmecker oder der Allesleser? Für den sind ekstatische Konfessionen, fürchte ich, erst recht nicht geschrieben. Von dem Standpunkt aus, auf dem der Verfasser des Buches selbst steht, muß ich mich aber erst recht wundern, daß er sich überhaupt veranlaßt gefühlt hat, es zu schreiben oder vielmehr zusammenzustellen. Seinen Standpunkt lernt man nicht so sehr aus der Auswahl als vielmehr aus seiner ‚Ekstase und Bekenntnis' betitelten Einleitung kennen. Es berührt ganz merkwürdig, wenn man diese Einleitung und dann das Buch selbst liest, in dem der größte Teil den Bekenntnissen ekstatischer Nonnen gewidmet ist. In diesen Bekenntnissen gelangt die Ekstase sehr oft zu Bildern von stark sinnlicher Färbung und Pracht. Meist wird die Vereinigung der Seele mit Gott unter dem Bilde der innigsten menschlichen Vereinigung zwischen Bräutigam und Braut, zwischen Mann und Weib dargestellt. Dies will aus dem Geist der Zeit heraus verstanden werden. In seiner Einführung zu eben diesen Konfessionen vermeidet Buber aber auffällig jeden Gottesbegriff; er weicht ihm fast mühsam aus und umschreibt die Ekstase durch ein Zusammenfließen, eine Vereinigung des Ich mit — der Welt. Das ist mindestens sehr dem Mißverständnis ausgesetzt, wenn er pantheistisch das All meint, es ist aber geradezu irreführend und falsch, wenn er es auf christliche Mystiker und Ekstatiker anwendet, die durchaus, überall und zu jeder Zeit die Ekstase in der Vereinigung ihrer Seele mit Gott, in der Vergottung, wie Eckhart sagt, erblickt haben, ja die geradezu in der Weltabgewandtheit, in der ‚Abgeschiedenheit', in der ‚Verbannung' das Mittel, den Durchgangspunkt zur Ekstase gesehen haben. So kann man, ja so muß man fast überall, wo Buber in seiner Einleitung ‚Welt' setzt, Gott setzen, damit die Sache stimmt. Auch nicht ein einzigesmal gebraucht ein Ekstatiker das Bild von der Vereinigung seines Ichs mit der Welt. Herr Buber aber sagt, wenn er den Eintritt der Ekstase schildert: ‚nun sind Welt und ich zusammengeflossen' (S. XVI.) oder: ‚Seine Einheit ist nicht relativ, nicht von anderen begrenzt, sie ist grenzenlos, denn sie ist Einheit von Ich und Welt' (S. XVIII). Nun mag er, als Pantheist, meinetwegen Welt = Gott setzen, aber er muß hier, wo er im Geiste seiner christlichen Ekstatiker spricht, Gott sagen, sonst zerstört er die Grundlage und das Verständnis seines halben Buches.

Bubers Buch konnte natürlich nur eine magere Auswahl aus den Ekstasen aller Zeiten bieten. Es wäre deshalb vielleicht besser gewesen, wenn sich der Herausgeber von vornherein auf das Abendland und die christliche Ekstase beschränkt hätte; er würde dann auf diesem Gebiete Vollständigeres gegeben haben. So spielt der ganze Orient nur in einigen natürlich unzulänglichen Proben herein. Indien ist mit einem Bruchstück des Gesprächs des Fürsten Dara Shekoh mit dem Asketen Bâba Lâl und einem

* Ekstatische Konfessionen, gesammelt von Martin Buber, 239 Seiten in gr. 8°. br. M. 6.— Eugen Diederichs, Jena 1909. Buchausstattung von E. R. Weiß.

weiteren aus dem Leben Râmakrischnas (1833—1886) nach den Aufzeichnungen seines Schülers Vivekânanda vertreten. Davon getrennt finden wir in einen Anhang verwiesen solche aus dem Mahabharatam, aus der chinesischen Mystik Worte Laotses und seiner Schüler, aus der jüdischen Mystik und zum Schluß eine kleine Probe, ein herausgerissenes Stück aus dem Eckhart nicht mit Sicherheit zuzuschreibenden köstlichen Traktat von der Schwester Kathrei. Im Hauptteil kommen zuerst die Sufis und ihre Nachfolger zu Wort; Plotin und die Gnostiker bilden den Übergang zum griechischen Mönchstum, als dessen in jeder Beziehung einziger Vertreter Symeon, der neue Theologe, hervorragt. Rechnet man noch die kleinen Bruchstücke ab, die von Ägidius von Assisi, Suso (ganz ungenügend), von dem niederländischen Mystiker Gerlach Peters, Jakob Böhme, Hans Engelbrecht und Elise Marion gegeben werden, so bleibt das meiste den Ekstasen der Nonnen des 12. bis 17. Jahrhunderts vorbehalten. Aus ihnen ragen mit gut gewählten Stücken von überzeugender Kraft Juliana von Norwich, Katharina von Genua, Therese von Jesu, Antoinette Bourignon und die Guyon hervor. Minder charakteristisch sind die beiden Ebner, Christine und Margarethe, vertreten.

Manch tiefsinniges überraschendes Wort finden wir in diesen Schwesternbüchern, in dem Munde dieser einfachen, gottseligen Frauen. Wohl sagt Schwester Else von Neustadt: ‚Das äußere Gesicht ist nichts gegen das innere, denn das innere Gesicht ist ein volles und gar stolzes Ding. Es ist ein göttliches Gesicht, von dem niemand sagen kann als der es sieht, und noch die, die es sehen, die können nicht recht davon sagen.‘ Trotzdem finden Katharina von Genua und Theresa von Jesu, letztere in einem Brief an ihren Beichtvater, Pater Rodrigo Alvarez, hinreißende Worte und Bilder für ihre ‚Vergottung‘, angesichts deren eben die rationalistische Einleitung des Herausgebers doppelt sonderbar erscheint. Solche Ekstasen lassen sich eben nicht so leicht pantheistisch auslegen und auflösen wie die eines Yogin oder Sufi. Daß sich Buber auch von seinem Standpunkt aus ehrlich um das Verständnis der christlichen Mystik und Ekstase müht, ist gewiß anzuerkennen, wenn er auch manchmal ganz merkwürdige Ausdrücke für sein Interesse findet oder besser gesagt, sucht. So wenn er von der ‚schamlosen Zierlichkeit‘ der Rede Bernhards von Clairvaux spricht. Martin Buber würde seinem interessanten, vom Verleger mit der bei ihm schon selbstverständlichen Splendidität gedruckten und ausgestatteten Buche sehr genützt haben, wenn er diesen ekstatischen Konfessionen wenigstens anmerkungsweise etliche biographische Notizen über die betreffenden Autoren, beziehungsweise Ekstatiker beigegeben hätte. Hat er sein Buch, wie ich annehme, für kein Fachpublikum, also für einen weiten gebildeten Leserkreis geschrieben, so braucht ein solches zum Verständnis der Zeit und Umstände dieser Konfessionen mehr als seine allgemeine Einleitung. Der Fachmann dagegen, der solche Notizen allerdings nicht nötig hat, wird hinwiederum die genaue Zitierung bei den einzelnen Bruchstücken vermissen und einige Aufschlüsse über die Textbehandlung erwarten.

Alfred Frhr. v. Mensi.

Heilkunde

Psychotherapie, das heißt Heilung durch geistige Beeinflussung war zu allen Zeiten üblich, ganz besonders bei den Leiden, die man ‚nervöse‘ nennt, und bei seelischen Verstimmungen. Die echten religiösen Schriften enthalten oft Ratschläge und Tröstungen, die nicht nur von tiefster Menschenkenntnis und von unmittelbarer Einsicht in das Wesen der Seelenleiden zeugen, sondern auch von edelster Teilnahme für diese Art von Krankheiten. Aus den echten religiösen Schriften ließe sich ein ganzes Buch von trefflichen Aussprüchen und psychologischen Bemerkungen zusammenstellen, das jeder unvoreingenommene wissenschaftliche Nervenarzt begrüßen könnte. Freilich müßte derjenige, der es zusammenstellte, auch in der Nervenheilkunde bewandert sein, damit das Buch auch einen unverfälschten Eindruck mache; vor-

allem müßte er aber auch wirkliche Menschenkenntnis haben, nicht nur äußere Belesenheit. Solche Versuche sind ja schon gemacht worden, aber immer müssen sie mehr oder weniger einseitig bleiben, solange nicht alle die oben erwähnten Bedingungen erfüllt werden. Aber selbst ein Versuch, der nicht alle diese Bedingungen erfüllt, behält seinen Wert, besonders wenn er sich an ein größeres Publikum wendet.

Das Buch des Dominikaner P. Fr. V. Raymond, ‚Der Freund der Nervösen und Skrupulanten' (Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden 1911) gehört sicher zu den wertvollsten Versuchen dieser Art. Durch mannigfaltige eigene Erfahrung war er, wie vielleicht kein anderer Laie auf medizinischem Gebiete, dazu berufen, ein gutes Buch, dessen Gegenstand auf der Grenze zwischen Seelsorge und Psychiatrie liegt, mit Sachkenntnis zu schreiben. Seine Darlegungen zeigen auch einen einsichtigen und wohlwollenden Mann, und gerade seine Einsicht und sein Wohlwollen werden gewiß eine beruhigende und kräftigende Wirkung auf manchen ‚nervösen' Leser ausüben. Angesichts dieser guten Eigenschaften darf man dem Verfasser eine gewisse Weitschweifigkeit schon zugute halten, wie auch den etwas trockenen moralisierenden Ton, der gelegentlich die ruhige und sachliche Darstellung unterbricht. Bei seinem Berufe als katholischer Geistlicher wollte der Verfasser freilich sich ausschließlich an Katholiken wenden. Als belesener Theologe hat er manche wenig bekannte Zitate aus religiösen Schriftstellen zusammengetragen, die seine Darlegungen erhöhen.

In vielen Punkten muß sich die richtig verstandene Seelsorge notwendig mit der Nervenheilkunde berühren. Denn wie der Seelsorger, so erstrebt auch der Nervenarzt, der nicht nur Handwerker ist, die Beeinflussung des seelischen Lebens. Hufelands ‚Makrobiotik' und Feuchterslebens ‚Diätetik der Seele' sollten jetzt noch von Seelsorgern manchen Kranken zur Lektüre empfohlen werden, denn von diesen Schriften geht nicht nur eine veredelnde, sondern auch eine beruhigende Wirkung aus. Leider gibt es nicht allzu viele Nervenärzte, die eine wirkliche Seelenkenntnis haben und nicht nur äußerlich an den Patienten herantreten; daher vermißt man auch in den meisten Schriften, mit denen sich die Nervenärzte an ein größeres Publikum wenden, die Vielseitigkeit und Feinsinnigkeit der erwähnten Schriften Hufelands und Feuchterslebens. Meistens leiden alle diese Schriften, wenn nicht an einer vorgefaßten Theorie, so doch an einem Mangel wahrer Teilnahme. Die Schriften, die die einseitige, oft geradezu verschrobene sogen. ‚Freudsche Theorie' vertreten, werden wohl bald irgend einer andern solchen Theorie Platz machen. Bekanntlich führt die Freudsche Theorie die meisten Symptome der an Neurosen leidenden Kranken auf ‚verdrängte' Vorstellungen und Affekte sexueller Art zurück, als wenn der Mensch ausschließlich aus sexuellen Affekten bestünde. Es ist klar auch für den denkenden Laien, daß aus einer überspannten Einseitigkeit, wenn sie auch oft auf einzelnen richtigen Beobachtungen beruht, nichts wirklich Ersprießliches entstehen kann. Die Theorie Freuds und seiner Anhänger ist ein modernes Prokrustes-Bett, auf welches der Nervenleidende gespannt wird, und da das Bett zu kurz ist, so wird der Patient solange bearbeitet, bis er hineinpaßt, d. h. bis alles an ihm in die sexuelle Formel hineingezwängt werden kann. Freilich muß dabei oft der Patient den obern Teil seines menschlichen Wesens zugunsten der untern Hälfte aufopfern, ganz anders als es in dem Bett des Prokrustes der Fall gewesen sein soll, wo bekanntlich nicht der Kopf, sondern die Beine abgeschnitten wurden. An der Freudschen Theorie sieht man deutlich, zu welchen absurden Konsequenzen eine Verallgemeinerung führen kann.

Viele andere Schriften der Psychotherapie, die sich an Laien wenden, knüpfen an eine philosophische Lehre an, d. h. an irgend ein philosophisches System, das die Willensäußerung zum Ausgangspunkt hat. Die populärste und klarste Lehre der prak-

tischen Philosophie ist wohl der Stoizismus, weshalb die psychotherapeutischen Schriften, die an die Lehre des Stoizismus anknüpfen, auch auf den größten Erfolg rechnen können, denn hier äußert sich doch wenigstens die Herrschaft des Geistes über den Körper. Diesem Umstande haben die psychotherapeutischen Schriften des Berner Professors Dubois ihre Verbreitung zu verdanken. Auf gewisse Naturen wirken seine Schriften ohne Zweifel wohltuend, besonders auf solche Nervöse, in denen das Verstandesmäßige vorherrscht. Kranke von einem reichern Gefühlsleben vermögen sie aber nur wenig zu beeinflussen. Nicht eine noch so wohl gemeinte einseitige Ansicht ist fähig, auf Menschen von einem reichern Innenleben einzuwirken.

Unter den verschiedenen Richtungen der erzieherischen Psychotherapie nimmt Dr. Wilhelm Bergmann eine vermittelnde, vielleicht etwas zu sehr eklektische Stellung ein. Aus seinem Buche: Selbstbefreiung aus nervösen Leiden (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.) spricht ein feingebildeter Arzt auf Grund mannigfacher Erfahrung über die Entstehung und Beseitigung nervöser Krankheiten. In lobenswerter Weise sucht er dem Kranken ein richtiges Verständnis für die Funktionen des Nervensystems und auch für die krankhaften Abweichungen von der Norm beizubringen, um ihn dann auf den Weg der Heilung hinzuweisen. Mit besonderem Nachdruck hebt er die Notwendigkeit der Willensbildung hervor und erwartet heilsame Wirkungen davon, daß der Kranke sich aufmerksam und unverdrossen in der Selbstbeherrschung übe, wobei der Verfasser die Grundsätze der pädagogischen Schriften Foersters anzuwenden sucht. Die Abschnitte seines Buches, in denen er über die Hygiene des täglichen Lebens und über die Regulierung der Lebensgewohnheiten spricht, verraten den in der Beobachtung geübten und erfahrenen Arzt. Und so kann dieses Buch dem Nervenkranken ein vortrefflicher Ratgeber sein, indem es ihn zu jener inneren Arbeit anzuregen fähig ist, worin der Arzt dem Kranken freilich nur raten und den Weg zeigen kann, den der Kranke mit Zuversicht betreten soll.

Dr. Max Kesselring.

Literatur

Graf Platens dichterische Persönlichkeit. ‚Streit hat er im Leben erregt; Streit erweckt bei den Freunden der Dichtung sein Name vielfach noch immer.‘ Mit diesen Worten leitet Ed. Engel seine nichts weniger als erfreuliche und objektive Betrachtung der literarischen Gesamtpersönlichkeit des Dichters ein. Richard M. Meyer spricht ihm das Talent des Erlebnisses ab. ‚Sein Leben blieb die Prosa, die er erst in Poesie übersetzen mußte.‘ Dem Literarhistoriker Adolf Bartels erscheint Platens Gesamtstellung ‚heute jedenfalls problematisch‘, und er stellt die Frage zur Diskussion, ob man ihn unter der Zahl der größeren deutschen Dichter in Zukunft weiterführen soll oder nicht, eine Frage, die Bartels im Hinblick auf Platens unleugbare Verdienste um die Steigerung der zu seiner Zeit vorhandenen poetischen Kultur unbedenklich bejaht. Schwankt so sein Charakterbild in der Geschichte der deutschen Dichtung, so darf man die großen Publikationen über Platen in dem letzten Jahrzehnt mit Freuden begrüßen; dazu gehören vor allen die von Laumann-Scheffler besorgte unverkürzte Ausgabe der Tagebücher des Dichters, die mit feinem künstlerischem Takte getroffene Auswahl aus den Tagebüchern von Erich Petzet, der uns die Leidensgeschichte des Menschen Platen näher bringt, die von Koch-Petzet herausgegebene historisch-kritische Gesamtausgabe des Platenschen Lebenswerkes in Hesses Verlag und last not least der soeben erschienene erste Band der großen Monographie Rudolf Schlössers*, der in Kürze die Veröffentlichung eines großen Teiles der Briefe des Dichters folgen wird. Diese Reihe wird noch durch eine erkleckliche Zahl kleinerer, nicht weniger wertvoller wissenschaft-

* August Graf von Platen. Ein Bild seines geistigen Entwicklungsganges und seines dichterischen Schaffens von Rudolf Schlösser, a. o. Prof. an der Univ. Jena. Erster Band 1796—1826, München 1910, R. Piper & Co. Groß-Lexikon-Oktav, 768 S. Preis broch. M. 14.—, geb. M. 17.—.

licher Einzeluntersuchungen ergänzt und vervollständigt.

Schon 1850 hat eine geistvolle und kunstsinnige Frau, Julie Rousseau, die Schwester von Hebbels Jugendfreund Emil Rousseau, mit Bezug auf Platen den Wunsch ausgesprochen, man möge alles aufbieten, damit der kleinste seiner Gedanken nicht verloren gehe, sondern der Mit- und Nachwelt aufbehalten werde. Diesem vor 60 Jahren geäußerten Verlangen entsprechen die oben genannten Publikationen, die die gesamte Platenforschung auf eine neue Basis stellen und wohl geeignet sind, auch den Herzenswunsch des Dichters in Erfüllung gehen zu lassen:

,Manchem, der mich kennt nur von Gesichte,
Mag ich ein trüber, kalter Mensch erscheinen;
Du aber siehst mich im vertrautern Lichte!'

Befassen wir uns nun etwas eingehender mit R. Schlössers Monographie, so mag sie wohl dem oberflächlichen Beurteiler etwas zu voluminös geraten erscheinen. Wo jedoch die Quellen so reichlich fließen, wo dem Biographen das Tagebuch- und Briefmaterial in so üppiger Fülle und in solchem Umfange zu Gebote steht, wie dem langjährigen Platenforscher und Jenaer Literarhistoriker, da wird man dem Verfasser bei seinem Streben nach möglichster Vollständigkeit, nach erschöpfender Darstellung von Platens Gedankenwelt und Kunst in ihrem allmählichen Entstehen und in ihren Wandlungen auch den Umfang seines Werkes zugute halten, um so mehr, wenn man aus seinem Munde die Versicherung erhält, daß er dieses Buch über Platen habe schreiben müssen, daß es ,die notwendige Frucht eines tiefen Herzensverhältnisses zu dem Dichter' sei.

Der unbestrittene Wert der vorliegenden Monographie gründet sich vorwiegend auf dreierlei: auf die Darstellung von Platens Verhältnis zur Philosophie einerseits, zur bildenden Kunst andererseits und auf die feinsinnige literarische und ästhetische Würdigung seiner Dichtungen bis zum Jahre 1826. Zur Kennzeichnung der geistigen Physiognomie des Dichters kommen überhaupt die drei Würzburger Semester, April 1818 bis September 1819, und der folgende siebenjährige Aufenthalt in Erlangen bis September 1826, der durch sieben von hier aus unternommene weitere Reisen unterbrochen ist, hauptsächlich in Betracht. Von dem Meister der ,Mathematischen Philosophie', Johann Jakob Wagner, trotz seiner befremdlichen Persönlichkeit und fatalen schwäbischen Mundart stark beeinflußt, wird der bis dahin rationalistisch und antikirchlich gesinnte Dichter auf Natur und Geschichte als Erkenntnisquellen Gottes aufmerksam, die Antipathie des Dichters der forciert rationalistischen Tendenzposse ,Der Sieg der Gläubigen' vor Religion und Religiosität schwindet zusehends, die Verehrung für Goethe und die Antike, deren Erotiker im Gemüte des in tiefe Herzensnöte verstrickten Dichters seither lebhaften Widerhall gefunden, nimmt ab, der Rationalismus wird abgedankt, ohne daß man gerade von einem näheren Verhältnisse des Dichters zu den modernen Erscheinungsformen des Christentums, Katholizismus und Protestantismus, reden könnte. Dafür aber steigert sich das Interesse Platens für die Literatur der Südromanen; Calderon, Dante und Camoëns werden seine Lieblinge.

In Erlangen wird Platen zunächst ein begeisterter Verehrer und Schüler des berühmten Naturforschers Gotthilf Heinrich Schubert, dessen naiv gläubiges Gemüt auf ,die gläubigen Regungen' Platens von entschiedenem Einflusse war. Alsdann begeistern ihn die Vorlesungen Schellings, zu dem er auch schon seit den Münchner Jahren in einem vertrauten persönlichen Verhältnisse stand. Die Tetradenlehre J. J. Wagners muß jetzt der heiligen Trias: Philosophie, Kunst, Religion, weichen. Dem Hochfluge des Schellingschen transzendentalen Idealismus vermochte Platen ebensowenig wie den Erlanger Vorlesungen des sonst hochgefeierten Philosophen zu folgen. Durchweg verschwommene und unklare Anschauungen verraten die aus dem Gedächtnisse nachgeschriebenen Vorträge Schellings. Auch auf Platens naturwissenschaftliche Studien hat der Philosoph keineswegs anregend gewirkt. ,Trotz gelegentlichen dichterischen Ausflügen

in Schellings Gebiet und Schuberts Ideenwelt' bleiben die Naturwissenschaften für Platen eine Einzeldisziplin, die er bloß empirisch betreibt, zu einer ‚höheren Ansicht' der Naturwissenschaften schwingt sich der Schüler Schuberts nicht auf. Platen hatte überhaupt kein rechtes Organ für die Philosophie und tiefgründende philosophische Probleme. In anderer Weise hat aber Schelling den jungen Dichter in dessen eigenem und im Interesse der Nachwelt stark beeinflußt. Er gewinnt wieder ein herzlicheres Verhältnis zu Goethes Dichtungen, überwindet die Scheu vor der Öffentlichkeit, indem er rasch nacheinander zwei Gedichtbändchen, die ‚Ghaselen' und ‚Lyrischen Blätter' (1821), erscheinen läßt, und wird nach einem ‚sehr merkwürdigen Gespräche' mit Schelling im Oktober 1823 für die dramatische Produktion gewonnen. Der schon in frühester Jugend verspürten Neigung zur dramatischen Poesie verdanken wir außer vielen Entwürfen, Skizzen und Plänen fünf Komödien und Lustspiele aus der Erlanger Zeit, die sämtlich der romantischen Richtung angehören. Für die Dichter der älteren Romantik hat der Dichter um diese Zeit auch ein lebhaftes Interesse, von den jüngeren Romantikern hält er sich aber ferne. Bloß mit Rückert steht er in näherem Verkehre, als Ghaselendichter ist er jedoch von ihm trotz der bereits 1820 erschienenen ‚Östlichen Rosen' unabhängig. Nach Tschersigs zutreffender Formel ist ‚Rückert der (zeitlich) erste Ghaselendichter im Deutschen, Platen der erste deutsche Ghaselendichter'.

Die Darstellung von Platens Verhältnis zur Kunst wie überhaupt das vierte Buch ‚Venedig' bildet den Höhepunkt des Schlösserschen Werkes. Die in Platens Dichtung einen Kulminationspunkt bildenden und einfach unübertrefflichen Venezianischen Sonette werden nach Inhalt und Form einer genauen Studie unterzogen und in ihrem sowohl nach der materiellen als ideellen Seite hin bestehenden Gegensatze zu den Gemälde-Sonetten A. W. Schlegels betrachtet. Ein anderes Programm, ein neuer Glaube, der mit der religiösromantischen Auffassung früherer Jahre nichts mehr zu tun hat, ist mit dem venezianischen Aufenthalte ins Leben getreten, der Glaube an die alleinige Göttlichkeit des Schönen. ‚Die Lehre Schellings von der Allherrlichkeit der Kunst ward ihm, noch über den damaligen Standpunkt Schellings hinaus, zum gewaltigen Erlebnis:

Um Gottes eigne Glorie zu schweben
Vermag die Kunst allein und darf es wagen,
Und wessen Herz Vollendetem geschlagen,
Dem hat der Himmel weiter nichts zu geben!
Wer wollte nicht den Glauben aller Zeiten,
Durch alle Länder, alle Kirchensprengel
Der Schönheit Evangelium verbreiten?'

Welchen Anteil Shakespeare, nicht bloß der Dramatiker, sondern ganz besonders der Sonettendichter, an den Poesien Platens hat, ersieht man aus diesem Abschnitt über die Venezianischen Sonette nicht minder als aus früheren Stellen des Werkes, z. B. S. 254, 371, 411 f., 437, und man vergleiche damit Ad. Bartels Behauptung: ‚Auch hat Platen bezeichnenderweise zu Shakespeare kein Verhältnis gehabt.'

Hinsichtlich seiner dramatischen Produkte dachte Platen stets an die Bühne, und eines seiner Stücke mit Erfolg aufgeführt zu sehen, wäre ein Lieblingswunsch seines Lebens gewesen. Die damalige Beliebtheit der Kotzebue, Müllner, Houwald und Konsorten versperrten ihm den Weg zur Bühne. Sein Interesse für dieselbe bekundet auch seine Theaterschrift von 1824. Durch persönliche Erfahrungen und Verstimmungen, sowie durch das fleißige Studium des Aristophanes in Voßens Übersetzung ist die an sprachlichen und formalen Vorzügen reiche launig-satirische Literaturkomödie ‚Die verhängnisvolle Gabel' (1826) entstanden. Hier tritt auch Platens Teilnahme an den politischen Vorgängen der Zeit zum erstenmal öffentlich hervor; an seiner entschieden freiheitlichen und oppositionellen Richtung konnten die Zeitgenossen nicht zweifeln. Auch bei Platen sind die zahlreichen lyrischen Produkte, wie aus der liebevollen Versenkung des Verfassers in seine Dichtungen hervorgeht, nur Bruchstücke einer großen Konfession. Im Gegensatze zu Goethe hat aber die dichterische Behandlung peinlicher Erfahrungen

und schmerzlicher Erlebnisse oder Verluste bloß in einzelnen Fällen die befreiende Wirkung auf das eigene Gemüt ausgeübt. Mit derselben Vornehmheit und Diskretion, wie Max Koch in der Einleitung zur Gesamtausgabe der Werke des Dichters bei Hesse die unglückselige Naturanlage Platens behandelt, hat auch R. Schlösser die ‚eigentümliche erotische Veranlagung des Dichters einfach unter die gegebenen Voraussetzungen' gestellt, da er als Laie den ‚ohnehin vielfach recht problematischen Pfaden der Psychiater' nicht folgen wollte. Aus den mit den Dichtungen vielfach harmonierenden Tagebuchaufzeichnungen geht hervor, daß Platen sowohl als Mensch als auch als Künstler mit strengem sittlichem Ernste um die Palme der Vollendung gerungen hat, daß er ein Kämpfer gewesen ist. In menschlicher wie in künstlerischer Beziehung hat er qualvolle Seelenkämpfe und bittere Zweifel an seiner poetischen Begabung mit edler Männlichkeit überwunden. Ein gewisses Maß von Selbstbewußtsein läßt sich da schon begreifen, und so werden sich wohl nach allem, was uns jetzt Platens Dichtungen und Tagebücher sagen, die herkömmlichen Schlagworte der Literaturgeschichte, wie Eitelkeit, Hochmut, klassizistischer Formalismus, Geisteskälte und Herzensleere, nicht länger behaupten können.

Der seitens der Verlagsanstalt würdig ausgestattete erste Band der Schlösserschen Monographie bringt neben anderen Portraits des Dichters auch die erste Reproduktion eines bisher völlig unbekannten Ölportraits, das mit großer Wahrscheinlichkeit der Augsburger Maler Moritz Rugendas im Jahre 1829 angefertigt hat.

Prof. Dr. Oswald Floeck.

Kunst

Antiqua oder Fraktur? Der Streit um lateinische oder deutsche Schreib- und Druckschrift ist wieder lebhaft entbrannt. In Zeitungen und Zeitschriften wird debattiert, der Reichstag wird damit beschäftigt, namhafte deutsche Verleger haben sich im Buchhändlerbörsenblatt geäußert und in großer Zahl für Beibehaltung der Fraktur ausgesprochen. Je nachdem betont man im Hinblick auf den internationalen Weltverkehr die Notwendigkeit, die Antiquaschrift, die bereits allgemeine Verkehrsschrift ist, auch bei uns an erste Stelle zu setzen, oder man macht es umgekehrt zu einer patriotischen Pflicht und Charakterfrage, die deutsche Fraktur beizubehalten. Von pädagogischer Seite will man die Überbürdung der Kinder beheben, die im ganzen die Zeichen von acht Alphabeten unterscheiden lernen müssen, ärztlicherseits verweist man auf die erschreckend große Zahl von brillentragenden Schülern und ist geneigt, der schnörkeligen, unübersichtlichen Fraktur an der Augenverderbnis besondere Mitschuld zu geben. Und was der Gründe und Gegengründe mehr sind.

Mustert man die Plakatwände in den Straßen oder die Reklameannoncen in den Zeitungen, so findet man überall mit seltenen Ausnahmen die Antiqualetter verwendet. Man kann auch nicht leugnen, daß sie wirklich besser in die Augen fällt. Und wenn von frakturfeindlicher Seite ferner betont wird, daß jedermann imstande sei, die wesentlichen Züge der gedruckten Antiquatype jederzeit aus dem Gedächtnis nachzuzeichnen, während nur wenige eine große Frakturtype gut zustande brächten, so kann auch dem nicht widersprochen werden. Wenn schließlich historisch betont wird, daß die aus der gotischen Minuskel entstandene Fraktur ebenfalls aus der Antiquatype hervorgegangen sei und deshalb keinen Anspruch habe, als besonders deutsch zu gelten, so kann wenigstens gegen ihren lateinischen Stammbaum nichts eingewendet werden, wohl aber alles für ihren germanischen Charakter.

Eine Druckschrift soll gewiß in erster Linie praktisch brauchbar sein; dies vorausgesetzt steht aber höher doch ihr Wert als Ausdruck, sowie eine charakteristische Handschrift höher steht als eine nichtssagende Hauptbuchschrift. Der Charakter einer Schrift geht beim praktisch-mechanischen Bedarf, wie für Schreibmaschinen u. a., verloren, er steigt in einer vornehmen und gehaltvollen Druckkunst, ohne aber in einer ausgesprochenen Zierschrift gerade am wesentlichsten

erscheinen zu müssen. Eine charakteristische Handschrift kann man nicht nachmachen, ebensowenig braucht man eine feinere Druckschrift nachzeichnen zu können. Wenn man sie nur lesen kann und — einen Eindruck von ihr hat. Dies letztere, der Eindruck einer Schrift, wird bei dem Streit um Antiqua oder Fraktur viel zu wenig bedacht. Man kann zehn Zigarrettenplakate in Antiqua schon von weitem deutlich gelesen und ebenso schnell wieder vergessen haben und derweilen kann ein weniger deutliches Frakturplakat einen bleibenden Sinneseindruck hinterlassen. Man kann eine klassische oder klassizistische Plastik eher kalligraphisch umreißen als eine gotische Plastik, und doch kann vielleicht letztere wegen ihres Ausdrucks einen viel tieferen Eindruck machen. Die äußere Deutlichkeit ist für einen Kulturausdruck, wie nicht zuletzt die Schrift einer ist, historisch und ästhetisch betrachtet nicht so wichtig wie die innere Deutlichkeit oder Deutbarkeit. Nicht nur was das Auge sieht, sondern vor allem was der Geist verspürt, ist wertvoll.

Im Schriftduktus steckt der Ausdruck eines schreibenden Volkes samt seiner Zeit, man kann ruhig sagen, wie in seiner Kunst, natürlich nicht vielseitig, aber doch ganz wesentlich. Der Ausdruck des Duktus ist nicht so fast der eines künstlerischen Ornamentes als eines Rudimentes. Er ist, nur im entsprechenden Abstande, ideell einfach wie der einer Architektur. Und mit der Architektur hing die Schrift in ihrer besten, monumentalen Form auch immer zusammen. Man braucht nur an den Unterschied von skulpiert wirkenden Renaissanceinschriften und von flächig zierenden islamischen Buchstabenarabesken zu erinnern: dort konkrete Raumform, hier abstrakte Impression.

Ein solcher Unterschied ist auch zwischen der romanisch-klassischen und der gotischen Schriftform. Er ist ähnlich wie der zwischen klassischer und gotischer Kunst, insbesondere Baukunst. Jene ist vor allem formal-objektive Schöpfung, Raumkunst, diese ist viel mehr eigenmenschliche Wesensäußerung, Ausdruckskunst. Etwas von diesem Geiste steckt rudimentär beiderseits in den Schriften. Dort die formal sichere, klar gegliederte, von Eigentümlichkeiten selten verzerrte Antiquaschrift, hier die charaktervolle, ausdrucksstarke, aber auch oft bizarr eigensinnige gotische Schrift, dort reine typische Schönheit, hier individuelle männliche Herbheit. Die altklassische, humanistische, klassizistische Schrift verhält sich ganz anders zur Textseite als die gotische. Sie wirkt mit der Seite, dem Schreibraum zusammen als wohlproportioniertes Ganzes. Die gotische Schrift dagegen ist Ausdruck an sich, die Blattseite spricht als Wirkungsmittel kaum mit. Wenn man diesen Unterschied festhält, kann man sich nimmer darauf berufen, daß die gotische Minuskel im Grunde klassischen Ursprungs sei. Es kommt nicht auf ihren Ursprung an, sondern auf den Ausdruck, zu dem sich der Duktus entwickelt hat; und dieser ist deutsch; denn der deutschen Kunst ist der Drang nach Ausdruck mitsamt seinen Bizzarrerien wesentlich.

Freilich unsere heutige Fraktur trägt nicht mehr den herben männlichen Charakter der gotischen Schrift. Sie ist verbarockt und auch verphilistert. Einfach abzuschaffen ist sie darum doch nicht. Die äußere Frakturform kann durch Reichstag oder Schulkommissionen abgeschafft werden, der Frakturgeist, wenn man so sagen darf, aber nicht. Man kann für die Schule eine Normalschrift vorschreiben, aber dem Künstler, der für Buchkultur arbeitet, den Drang nach Ausdruck nicht wegdekretieren. Und wenn heute Antiqua offiziell eingeführt wird, so wird der künstlerische, individuelle und Zeitgeist eine neue Fraktur daraus schaffen, wenn der eigentümliche deutsche Geist noch stark genug ist. Und daß der deutsche oder, einstweilen noch mehr negativ ausgedrückt, unromanische und insofern unklassische Geist heute nicht schwach ist, dafür sind Zeichen vorhanden. Man braucht nur an das konstruktive Element im heutigen Kunstgewerbe zu erinnern, das einer bestimmten sozialen Schichtung entspricht, die wiederum, wenn auch sehr verändert, an mittelalterliche Verhältnisse gemahnt. Allerdings erfreut sich die Antiquatype gegenwärtig buchkünstlerisch einer gewissen Vorliebe, die man in Be-

ziehung zu einer einseitig kunstgewerblichen, dünnen Architektur setzen kann.

Es wäre wohl zu kühn, die Fraktur als Ausdruck der germanischen Bürgerlichkeit anzusprechen, wenn auch in der neugotischen Bewegung in England die gotische Type durch Morris eine Erneuerung erfahren hat. Es soll nur gesagt werden, daß Antiqua oder Fraktur nicht einfach vom grünen Tisch aus als zwei feststehende Formen behandelt und dementsprechend angenommen oder verworfen werden können. Praktisch kann man sich in vielen Fällen für Antiqua entscheiden müssen, z. B. beim Druck wissenschaftlicher Werke. Die feinere Buchkunst kann sich jedoch nicht an vorgeschriebene Typen halten. Wie die gotische Schrift von selber gekommen ist und wie sie einen prinzipiellen Gegensatz zur klassischen bedeutet, so muß für jede Zeit mit Hilfe ihrer allgemeinen künstlerischen Ausdrucksformen die Schrifttype von selber kommen. Die außerordentliche formale, flächeklärende Schönheit der Antiquaschriften in allen Ehren, so ist doch die Fraktur als germanische Ausdrucksform eine Charaktersache. Die bestehende Fraktur soll damit nicht konserviert werden, vielmehr sind die Versuche zu ihrer Erneuerung sogar aus der Antiqua heraus, vielleicht mit international lesbarer Type, zu begrüßen. Schriftkünstler, zu denen auch als einer der jüngsten, aber unmanieriert charaktervollen Karl Köster, der Schriftzeichner für ‚Hochland‘, gehört, sind schon längere Zeit am Werke. Für eine künstlerisch wertvolle und zugleich allgemein gültige Schrift kann nicht ein Ja oder Nein auf die Frage entscheiden wollen: Antiqua oder Fraktur?, sondern nur als Ziel gelten: eine lebendige Druckschrift im Anschluß an die Tradition, die gesehen und geschaffen ist durch ein deutsches Temperament. Dann bekommt selbst die Antiqua ein Frakturgesicht wie bei Dürer.

Konrad Weiß.

Musik

Von der sommerlichen Festspielsaison. 1. Kammermusikfest in Bonn. Musikfeste sind in unserer Zeit ein Handelobjekt und ein Gegenstand der ausgiebigsten Reklame geworden. Einige tatenlustige, nicht immer gerade musikalische Bürger tun sich zusammen und beschließen, daß ein Musikfest veranstaltet werden soll. An der Spitze steht ein Mann, der sich einen notwendigen Garantiefond sichert und dem man alles in bezug auf rührige Reklame zutraut. Ein ‚berühmter Mann‘ wird gewonnen, dessen Name zieht, ein Massenchor wird gebildet, das städtische Orchester wird verstärkt, die Presse wird mit den üblichen täglichen Hinweisen bedacht und das Musikfest ist fertig. Ob der Ort selbst zum Musikfest geschaffen ist, ob eine berechtigte Tradition und anheimelnde Erinnerung die Besucher lockt, ob Menschen mit einem ausgebildeten musikalischen Geschmack die Künstler bei sich empfangen, ob eine Gemeinde sich zusammenfinden wird, die vorbildlich dafür sein kann, wie man Musik genießt und aufnimmt, ob also eine innere Berechtigung für ein Musikfest vorhanden ist, das ist gänzlich gleichgültig.

Glückliches Bonn! Die schönen Frühlingstage vom 21. bis 25. Mai — Himmelfahrt — ließen uns vergessen, daß wir in eine Zeit mit solchen Musikfesten geraten sind. An einem Sonntag begann es, und der Sonntag dauerte bis zum Festtag.

Bonn ist für ein Musikfest geschaffen. Wenn du eine Weile in dem stimmungsvollen Gärtchen des Beethovenhauses dich gesammelt hast, wenn du auf dem alten Kirchhof unter dem Jubilieren der Vögel am Grabe Schumanns darüber nachgedacht hast, daß alle bleibende Kunst aus dem Innersten gekommen ist, wenn du in einer Frühlingsnacht am Rhein dich erinnerst, wie viele Menschen weltentrückt und musiktrunken gleich dir in das wandernde Wasser geschaut haben, dann ist deine Seele empfänglich geworden.

Ich war auch überzeugt, daß alle Künstler in Bonn ihr Bestes leisten werden. Fünf Tage Kammermusik ohne die geringste Ermüdung mit immer neuem Entzücken zu hören, ist höchster Genuß. Am ersten Tage spielte die Vereinigung Capet (Paris) die beiden Beethovenschen Quartette A-dur op. 18 Nr. 5 und op. 127 in Es-dur.

Schönster Wohllaut, subtilste Technik und überraschend strenges, wenn auch nicht immer deutsches Stilgefühl. Dem Quartett A-dur stand die entzückende und leichte Grazie, mit der die Spieler es schmückten, ausgezeichnet. In dem großen opus 127 mag das Joachimquartett tiefer geschürft haben; das Capet-Quartett war würdig, an denselben Pulten es wiederzugeben; es hinterließ neuen tiefen Eindruck. Am gleichen Tage brachte die Kölner Bläservereinigung eine Serenade von Mozart für 2 Oboen, 2 Klarinetten, 2 Hörner und 2 Fagotte ganz trefflich zu Gehör.

Das zweite Konzert (slavischer Abend) war in seiner Art sicher nicht zu übertreffen. Wie diese Böhmen (Quartett Sevcik aus Prag) klassische deutsche Kammermusik spielen, entzieht sich meiner Kenntnis; die beiden Quartette des Russen Glasunnow und das A-dur op. 105 von Dvorák spielten sie mit einer ganz glänzenden Überwindung der überaus großen technischen Schwierigkeiten und mit einem hinreißenden Temperament, das stürmischen Beifall auslösen mußte. P. Goldschmidt aus Berlin hatte sich mit zwei Mitgliedern des Quartetts zur Wiedergabe des großen Trios op. 50 von Tschaikowsky vereinigt, er war aber seinen Partnern nicht immer gewachsen und hütete sich insbesondere nicht immer vor aufdringlicher Sentimentalität, zu der Tschaikowsky leicht verleitet.

Der dritte Tag war ein Brahmsabend. Quartett C-moll op 51 Nr. 1; Quintett F-dur op. 88. Rosé-Quartett aus Wien. Das war ergreifend schön, im höchsten Maße vollendet und stand würdig im Mittelpunkt dieser Feiertage. An Stelle des leider immer verhinderten Messchaert sang Dengs, der uns kalt ließ und den wir bald vergessen hatten.

Am vierten Tage gab es nur Beethoven: Quartett op. 59 Nr. 2 und op. 131 Cis-moll — Klingler-Quartett, Klaviersonate op. 109 — M. Friedberg aus Köln, der sehr dankbare und begeisterte rheinische Zuhörer hatte.

Das Klingler-Quartett schien mir nicht so ausgeglichen, wie ich es nach seinem Ruf erwartet hatte; insbesondere schien mir das Cello in den drei anderen Vereinigungen besser besetzt. Die Widergabe des Cis-moll-Quartetts war aber eine große glänzende Leistung, ausgezeichnet durch einen feinen musikalischen Geschmack und eine Auffassung, die in die geheimnisvollsten Tiefen Beethovenschen Geistes eindrang.

Die Morgenaufführung am Himmelfahrtstag brachte ein Haydn-Quartett, dessen Partitur an etlichen Stellen wieder einmal zeigte, wie überraschend ‚modern' der alte Klassiker manchmal gewesen ist, symphonische Etüden op. 13 von Schumann, das Sextett op. 20 und Lieder von Schubert, die uns Frau Mysz-Gmeiner aus Wien vollendet schön sang.

Und dann ging die Gemeinde, die eine echte Neigung zur edelsten Kunst zusammengeführt hatte, auseinander. In festlichem Gewande, in festlicher Stimmung war man gekommen und geblieben. Menschen, die sich unbekannt gewesen, waren verwandt miteinander geworden, und im Vorbeigehen grüßte man sich in Gedanken und sagte sich ohne Worte: Auf Wiedersehen!

B. W.

2. Kölner Opernfestspiele. Zum fünften Male hat Köln heuer seine musikdramatische Festspielsaison absolviert, und der Andrang dazu war stärker als je zuvor. Trotz der hohen Eintrittspreise waren alle Vorstellungen ausverkauft, und ein besonders erfreuliches Moment dürfte dabei das große Interesse auch der unteren und mittleren Volksschichten für die Festspiele sein, beklagenswert dagegen, daß selbst gutsituierte Leute sich mit Galeriebillets versahen und so vielen weniger bemittelten Kunstfreunden die Möglichkeit der Beteiligung nahmen. Die noch jungen Kölner Festspiele haben seither immer eine Sensation gebracht, erst ‚Feuersnot', dann ‚Salome', dann ‚Elektra' und nun den ‚Rosenkavalier', der so heiß von den Kölner bezw. rheinischen Kunstfreunden herbeigesehnt wurde. Auch diesmal konnte Rich. Strauß wieder von sich sagen: veni, vidi, vici! Nach dem großen Erfolg des ‚Rosenkavalier' in den beiden Aufführungen und in der Generalprobe sollte man annehmen, das

Werk würde sich dauernd auf dem Kölner Opernspielplan halten. Es ist aber doch nicht unmöglich, daß dem ‚Rosenkavalier‘ das Schicksal seiner Schwestern ‚Salome‘ und ‚Elektra‘ beschieden sei. Diese beiden, zuerst lebhaft begrüßt, sind bereits beiseite gelegt. Teilweise hat der ‚Rosenkavalier‘ entschieden enttäuscht. Es steckt oft recht wenig Erfindungskraft und Ursprünglichkeit in der Partitur, und von den lyrischen Stellen mutet manches trivial, banal und stark parfümiert an. Jedenfalls wäre es dem ‚Rosenkavalier‘ hier weit weniger gut ergangen, wenn der Komponist nicht in eigner Person erschienen und die Besetzung nicht eine so hervorragende gewesen wäre: Edith Walker (Oktavian), Margareta Simes (Fürstin), Mimi Nast (Sophie), Paul Bender (Baron von Ochs), Karl Scheidemantel (Faninal) usw. — Die Aufführung von ‚Tristan und Isolde‘ hatte mit Max Schillings am Dirigentenpulte und Edith Walker und Jacques Urlus als Liebespaar, Margareta Matzenauer (Brangäne), Hermann Weil (Kurwenal) und Paul Bender (König Marke) Momente von großer Eindringlichkeit: Aber die arg verfehlten, modern zurechtgestutzten, neuen (vollständig überflüssigen) Bühnenbilder des jungen Kölner Malers Hans Wildermann gereichten der Vorstellung nicht zum Vorteil. Den Höhepunkt erreichten die Festspiele wohl in den Meistersingern mit Heinr. Knote als Stolzing, Anton von Rooy als Sachs, Frieda Hempel als Evchen, Jos. Geis als Beckmesser, Paul Knüpfer als Pogner usw. Otto Lohse betonte in der Ausdeutung der Partitur besonders den frischen Lustspielton. Prachtvolle Bühnenbilder schuf Prof. Fuchs (München). Bizets ‚Carmen‘ wurde im strengen Original, also mit gesprochenem Dialog und in französischer Sprache von dem gesamten Personal des Théâtre royale de la Monnaie aus Brüssel unter Silvain Dupuis geboten. In der Betonung strengsten Stils hatte die Aufführung ihren Schwerpunkt. Die Hauptrollen waren mit Madame Croiza als Carmen und Mr. Girod als José vortrefflich besetzt. Besonders erwähnt seien die neuen stimmungsvollen Dekorationen des Theatermalers Ferd. Götz aus München. Einen köstlichen Kehraus fanden die Festspiele in einer Musteraufführung der ‚Fledermaus‘ durch das Personal der k. k. Hofoper zu Wien mit Konrad Dreher als Frosch.

H. S.

:: Neues vom Büchermarkt ::

Religiöse und philosophische Werke.

Die Frage des Heilandes: ‚Für wen haltet ihr mich?‘ wird gerade in unseren Tagen wieder mit besonderer Deutlichkeit zum Markstein, an dem sich die Geister scheiden. Das gilt nicht nur für die schier unübersehbar anwachsende Leben-Jesu-Literatur im engeren Sinn, sondern für jedes irgend in die Tiefe gehende religiöse oder philosophische Schriftwerk ganz allgemein.

Was den Betrachtungswerken des ungarischen Bischofs Prohászka, sobald und soweit sie bisher in deutscher Sprache vorliegen, unmittelbar einen begeisterten, tiefergriffenen Leserkreis schuf, das war mehr noch als jeder äußere Vorzug die bezwingende Gewalt und Glut seiner Heilandsminne. Ihr danken wir nach dem Meisterwerk eucharistischer Literatur, der ‚Liebe bis ans Ende‘, nun auch die an religiösen Gedanken und Impulsen gleich unerschöpflichen **‚Betrachtungen über das Evangelium‘** (Kösel, Kempten. Gebunden M. 3.—), deren dritter bisher erschienener, in sich abgeschlossener Band ‚Leiden und Verherrlichung unseres Herrn Jesu Christi‘ zum Gegenstande hat. Mögen die beiden anderen Bände recht bald folgen. — ‚Aus Christi Wort sprudelt eine ewige Lebensquelle, und wenn er vom

Tode spricht, so blüht Friede und Freude aus der bitteren Wurzel.' Eben darum konnte Augustin Wibbelt sein ernstbesinnliches **‚Trostbüchlein vom Tode'** mit Fug den ‚Büchern der Freude' einreihen (Warendorf, Schnellscher Verlag; gebd. M. 4.50). Erreicht es auch nicht die Höhen Prohászkaschen Gedankenflugs, so darf doch die eigenartige und gemütvolle Art gerühmt werden, in der es religiöse Grundwahrheiten dem Leser nahebringt. —

In der apologetischen Literatur konzentrieren sich die Wahrheitsbeweise immer mehr auf die historische Persönlichkeit Jesu Christi. Insofern hat Drews' ‚Christusmythe' sich als ein Teil jener Kraft erwiesen, die das Böse will und das Gute schafft. Für einen hervorragenden Kenner nicht nur der theologischen, auch der modernphilosophischen Literatur wie Franz Xaver Kiefl hat sie den letzten Anstoß gegeben zu seinem tiefsinnigen, die Mühe des Studiums reich lohnenden Werke **‚Der geschichtliche Christus und die moderne Philosophie'** (Mainz, Kirchheim, gebunden M. 4.60). Kiefl deckt darin die philosophischen Voraussetzungen oder, richtiger gesagt, Vorurteile auf, von denen die ganze Reihe der Christusleugner von Spinoza und Kant bis herab zu Drews, Kalthoff, Maurenbrecher, Lublinski geleitet worden ist. Dem Allgemeininteresse kommen besonders die Abschnitte entgegen, in denen Kiefl nachweist, wie gerade auch in modernen Christusdichtungen bis zu denen Frenssens und G. Hauptmanns die hegelianische Konstruktion dem Verständnis der historischen Gestalt im Wege steht. Erst in Euckens Philosophie findet Kiefl wieder die Entwicklung zu positiverem Verständnis angebahnt. — In einer von vornherein grundsätzlich agnostischen Philosophie erkannte auch P. Hilarius Felder O. M. Cap. die tiefste, hemmende Voraussetzung der ungläubigen Jesusliteratur. Ihr gegenüber mit allen Mitteln geschichtsanalytischer Methode die Messianität und Gottheit des Heilands zu erweisen, ist die große Aufgabe, die sich sein Werk **‚Jesus Christus'** gesetzt hat. Der bisher erschienene erste Band, das Selbstbewußtsein und Selbstzeugnis Jesu von seiner Messianität und Gottheit behandelnd (Paderborn, F. Schöningh, geb. M. 8,50), weiß dem erhabenen Stoff bei aller umfassenden Literaturberücksichtigung in schlichter und klarer, auch für den Laien verständlicher und überzeugender Form gerecht zu werden. —

In dem allseitigen Abriß der apologetischen Grundfragen, wie ihn Franz Sawicki unter dem Titel **‚Die Wahrheit des Christentums'** (Paderborn, F. Schöningh, brosch. M. 5.—) gibt, stehen nach der einleitenden erkenntnistheorischen Klärung des Wahrheitsbegriffs (mit bemerkenswerter Zusammenfassung der Gottesbeweise) die ethischen Probleme durchaus im Vordergrund. Bereits in dem ersten Hauptabschnitt, der ‚die natürliche sittlich-religiöse Ordnung' behandelt, ergibt sich als deren einzig festes Fundament und Bindemittel der Theismus; im zweiten Hauptabschnitt über ‚die übernatürliche Offenbarungsreligion' erweist sich der Glaube an Christus als letzter Angelpunkt, an dem sich die höchsten sittlichen Ideale entscheiden. Durch die verständnisvolle Berücksichtigung gerade der modernen Einwände empfiehlt sich Sawickis Apologie für weite Kreise.

Demgegenüber scheint die Apologie eines strengen Aristotelikers, wie sie Eugen Rolfes mit dem ersten Band des Werkes **‚Die Wahrheit des Glaubens'** (Brühl, Karl Martini, brosch. M. 5.—), darzubieten beginnt, fast absichtlich allen Konzessionen an neuzeitliche Auffassungs- und Darstellungsweise auszuweichen. Immerhin bringt philosophisch näher interessierten Lesern die unmittelbare Konfrontation der Zitate aus Kant, Schopenhauer, Hartmann mit denen aus Plato, Aristoteles, Thomas und der Heiligen Schrift manchen lehrreichen Aufschluß im einzelnen und verdeutlicht die Überzeitlichkeit der höchsten Probleme.

Zu einer ins einzelne gehenden apologetischen Klärung der christlichen Glaubenswahrheiten bedarf es selbstverständlich der genauesten Orientierung über das, was Lehrentscheidung der Kirche ist und was nicht. Als unentbehrliches Nachschlagewerk für diesen Zweck hat sich Heinrich Denzingers **‚Enchiridion Symbolorum et Definitionum'**, chronologisch geordnet und mit systematischem wie alphabetischem Index versehen, dermaßen bewährt, daß nun bereits die elfte, von Clemens Bannwart S. J. besorgte Ausgabe vorliegt (Freiburg, Herder, geb. M. 6.—). Es sind darin auch bereits die neuesten Dekrete Pius' X. ausführlich berücksichtigt.

Vornehmlich den Grenzfragen des Wissens und Glaubens sind die von Stölzle herausgegebenen ‚Studien zur Philosophie und Religion' gewidmet. Ihr neuester von Georg Sattel verfaßter Band behandelt **‚Begriff und Ursprung der Naturgesetze'** (Paderborn, F. Schöningh, brosch. M. 6.—). Der schwierige Begriff der Naturgesetzlichkeit wird in weit ausgesponnener Diskussion seinem Sinne nach geklärt und als allein aus der theistisch-teleologischen Weltansicht verständlich dargetan. — Johann Reinke, dem auf naturphilosophischem Gebiet so wichtige Klarstellungen zu

danken sind, hat sich mit der Schrift **,Die Kunst der Weltanschauung** (Heilbronn,' Eugen Salzer, geb. M. 3,80) auf ein zu weites Feld begeben. So sehr man ihm darin zustimmen muß, daß aus Naturkenntnis allein keine ganze Weltanschauung gewonnen werden kann, so wenig vermag er den eigentlich philosophischen Faktoren, die sie konstituieren, gerecht zu werden und verliert sich in subjektiv-ästhetischen ,Anschauungen'. Besonders seltsam und inkonsequent ist Reinkes Versuch, aus der Religion und speziell dem Christentum alle ,Mystik' auszuscheiden. — Welches in Wahrheit die möglichen Formen durchdachter Weltanschauung sind, das lehrt auf geschichtlichem Höhenweg wohl kein Werk so eindrucksvoll, als das von Rudolf Eucken über **,Die Weltanschauungen der großen Denker'**. Es erübrigt sich eigentlich, dieses Standardwerk, das nun bereits die neunte Auflage erreicht hat (Leipzig 1911, Veit & Co.; geb. M. 11), noch eigens zu empfehlen. Es genügt daher, die wesentlichen Änderungen, durchwegs zugleich Verbesserungen, dieser erheblich umgearbeiteten Neuauflage hervorzuheben. In dem zweiten Hauptteil über das Christentum hat Eucken die religionsgeschichtlichen Ergebnisse mehr als bisher berücksichtigt, dabei aber eingedenk bleibend, daß ,die historische Forschung ohne allen philosophischen Hintergrund ihre Seele einzubüßen droht'. Daß man sogar bis zur Leugnung der geschichtlichen Existenz Jesu fortgeschritten ist, brandmarkt Eucken (S. 153) als ,eine grobe, kaum begreifliche Irrung, eine Vergewaltigung der Geschichte zugunsten abstrakter Theorien'. Des weiteren sei die ausführlichere Charakteristik Meister Eckharts hervorgehoben, die kritischere Abgewogenheit mancher Sätze über Luther, der ganz neue Abschnitt über den vielunterschätzten Vico, das optimistischere Urteil über die philosophisch-religiöse Geisteslage der Gegenwart. — Eine ähnlich positivere Bilanz beschließt nun auch die umgearbeitete fünfte Auflage des kurzen, trefflichen Abrisses, welchen O. Külpe über **,Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland'** gibt (,Aus Natur und Geisteswelt' Nr. 41. Teubner, Leipzig. Geb. M. 1,25). Die von Külpe betonte Zuversicht auf die Überwindung des Positivismus durch eine realistische Metaphysik hätte noch besser fundiert werden können, wenn er die neuscholastische Geistesarbeit nicht gänzlich ignorierte.

Unsere Kunstbeilagen

Die Bilder von Stephan Lochner, vom Meister der Perle von Brabant, von Rubens, Brouwer und Chardin sind mit Rücksicht auf den Artikel ,Galerienführer' ausgewählt und dienen den darin zitierten Beispielen für verschiedenartige Bildbesprechung als Unterlagen.

Die Büste Guido Gezelles von Jules Lagae zeigt die Erscheinung des flämischen Dichters, die von einem Schüler in dem Artikel über Gezelle S. 688 begeistert geschildert wird.

Herausgeber und verantwortlicher Chefredakteur: Karl Muth, München-Solln
Mitglieder der Redaktion: Dr. Max Ettlinger und Konrad Weiß, beide München
Mitleiter für Musik: Privatdozent Dr. Eugen Schmitz, Starnberg.

Für Anzeigen und Prospektbeilagen verantwortlich: Paul Schreiter, München.
Für Österreich-Ungarn Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Georg Schöpperl, Wien IV. Schönburgstr. 46.

Verlag und Druck der Jos. Kösel'schen Buchhandlung, Kempten, Bayern.
Alle Einsendungen an: Redaktion des Hochland, München, Bayerstraße 57/59.

